Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Erster Band.

Leberecht Hühnchen.

Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Heinrich Seidel.

Leberecht Hühnchen

von

Heinrich Seidel.

Gesamtausgabe

Stuttgart 1899.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin

Auguste Victoria

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet

vom Verfasser.

Inhalt.

Aus Haß und Hader, Tageslärm und
Mühn
Komm mit mir, wo die stillen Blumen
blühn!

Leberecht Hühnchen.

*

Aus Haß und Hader, Tageslärm und
Mühn
Komm mit mir, wo die stillen Blumen
blühn!

Leberecht Hühnchen.

✳

Ich hatte zufällig erfahren, daß mein guter Freund und Studiengenosse Leberecht Hühnchen schon seit einiger Zeit in Berlin ansässig sei und in einer der großen Maschinenfabriken vor dem Oranienburger Thor eine Stellung einnehme. Wie das wohl zu geschehen pflegt, ein anfangs lebhafter Briefwechsel war allmählich eingeschlafen, und schließlich hatten wir uns ganz aus den Augen verloren; das letzte Lebenszeichen war die Anzeige seiner Verheiratung gewesen, die vor etwa sieben Jahren in einer kleinen westfälischen Stadt erfolgt war. Mit dem Namen dieses Freundes war die Erinnerung an eine heitere Studienzeit auf das engste verknüpft, und ich beschloß, sofort ihn aufzusuchen, um den vortrefflichen Menschen wiederzusehen und die Erinnerung an die gute alte Zeit aufzufrischen.

Leberecht Hühnchen gehörte zu den Bevorzugten, denen eine gütige Fee das beste Geschenk, die Kunst glücklich zu sein, auf die Wiege legte; er besaß die Gabe, aus allen Blumen, selbst aus den giftigen, Honig zu saugen. Ich erinnere mich nicht, daß ich

ihn länger als fünf Minuten lang verstimmt gesehen hätte, dann brach der unverwüstliche Sonnenschein seines Innern siegreich wieder hervor, und er wußte auch die schlimmste Sache so zu drehen und zu wenden, daß ein Rosenschimmer von ihr ausging. Er hatte in Hannover, wo wir zusammen das Polytechnikum besuchten, eine ganz geringe Unterstützung von Hause und erwarb sich das Notdürftige durch schlecht bezahlte Privatstunden; dabei schloß er sich aber von keiner studentischen Zusammenkunft aus und, was für mich das Rätselhafteste war, er hatte fast immer Geld, so daß er anderen etwas zu borgen vermochte. Eines Winterabends befand ich mich in der, ich muß es gestehen, nicht allzu seltenen Lage, daß meine sämtlichen Hilfsquellen versiegt waren, während mein Wechsel erst in einigen Tagen eintreffen konnte. Nach sorgfältigem Umdrehen aller Taschen und Aufziehen sämtlicher Schubladen hatte ich noch dreißig Pfennig zusammengebracht und mit diesem Besitztum, das einsam in meiner Tasche klimperte, schlenderte ich durch die Straßen, in eifriges Nachdenken über die vorteilhafteste Anlage dieses Kapitals versunken. In dieser Gedankenarbeit unterbrach mich Hühnchen, der plötzlich mit dem fröhlichsten Gesichte von der Welt vor mir stand und mich fragte, ob ich ihm nicht drei Thaler leihen könne. Da ich mich nun mit der Absicht getragen hatte, ein ähnliches Ansinnen an ihn zu stellen, so konnte ich mich des Lachens nicht enthalten und machte ihm die Sache klar. „Famos," sagte er, „also dreißig Pfennig hast du noch? Wenn wir beide zu-

sammenlegen, haben wir auch nicht mehr. Ich habe soeben alles fortgegeben an unseren Landsmann Braun, der einen großen Stiftungskommers mitmachen muß und das Geld natürlich notwendig braucht. Also dreißig Pfennig hast du noch? Dafür wollen wir uns einen fidelen Abend machen!"

Ich sah ihn verwundert an.

„Gieb mir nur das Geld," sagte er, „ich will einkaufen — zu Hause habe ich auch noch allerlei — wir wollen lukullisch leben heute abend — lukullisch, sage ich."

Wir gingen durch einige enge Gassen der Aegidienvorstadt zu seiner Wohnung. Unterwegs verschwand er in einem kleinen, kümmerlichen Laden, der sich durch ein paar gekreuzte Kalkpfeifen, einige verstaubte Zichorien- und Tabakspakete, Wichskruken und Senftöpfe kennzeichnete, und kam nach kurzer Zeit mit zwei Tüten wieder zum Vorschein.

Leberecht Hühnchen wohnte in dem Giebel eines lächerlich kleinen und niedrigen Häuschens, das in einem ebenso winzigen Garten gelegen war. In seinem Wohnzimmer war eben so viel Platz, daß zwei anspruchslose Menschen die Beine darin ausstrecken konnten, und nebenan befand sich eine Dachkammer, die fast vollständig von seinem Bette ausgefüllt wurde, so daß Hühnchen, wenn er auf dem Bette sitzend die Stiefel anziehen wollte, zuvor die Thür öffnen mußte. Dieser kleine Vogelkäfig hatte aber etwas eigentümlich Behagliches; etwas von dem sonnigen Wesen seines Bewohners war auf ihn übergegangen.

„Nun vor allen Dingen einheizen,“ sagte Hühnchen, „setze dich nur auf das Sofa, aber suche dir ein Thal aus. Das Sofa ist etwas gebirgig; man muß sehen, daß man in ein Thal zu sitzen kommt.“

Das Feuer in dem kleinen eisernen Kanonenofen, der sich der Größe nach zu anderen gewöhnlichen Oefen etwa verhielt wie der Teckel zum Neufundländer, geriet bei dem angestrengten Blasen meines Freundes bald in Brand, und er betrachtete wohlgefällig die züngelnde Flamme. Dieser Ofen war für ihn ein steter Gegenstand des Entzückens.

„Ich begreife nicht,“ sagte er, „was die Menschen gegen eiserne Oefen haben. In einer Viertelstunde haben wir es nun warm. Und daß man nach dem Feuer sehen und es schüren muß, das ist die angenehmste Unterhaltung, die ich kenne. Und wenn es so recht Stein und Bein friert, da ist er herrlich, wenn er so rot und trotzig in seiner Ecke steht und gegen die Kälte anglüht.“

Hiernach holte er einen kleinen rostigen Blechtopf, füllte ihn mit Wasser und setzte ihn auf den Ofen. Dann bereitete er den Tisch für das Abendessen vor. In einem kleinen Holzschränkchen befanden sich seine Wirtschaftsgegenstände. Da waren zwei Tassen, eine schmale hohe, mit blauen Vergißmeinnicht und einem Untersatz, der nicht zu ihr paßte, und eine ganz breite flache, die den Henkel verloren hatte. Dann kam eine kleine schiefe Butterdose zum Vorschein, eine Blechbüchse mit Thee und eine runde Pappschachtel, die ehemals Hemdenkragen beherbergt hatte und jetzt

zu dem Range einer Zuckerdose aufgestiegen war. Das köstlichste Stück war aber eine kleine runde Theekanne von braunem Thon, die er stets mit besonderer Vorsicht und Schonung behandelte, denn sie war ein Familienerbstück und ein besonderes Heiligtum. Drei Teller und zwei Messer, die sich so unähnlich waren, wie das für zwei Tischmesser nur irgend erreichbar ist, eine Gabel mit nur noch zwei Zinken und einer fatalen Neigung, ihren Stiel zu verlassen, sowie zwei verbogene Neusilbertheelöffel vollendeten den Vorrat.

Als er alle diese Dinge mit einem gewissen Geschick aufgebaut hatte, ließ er einen zärtlichen Blick der Befriedigung über das Ganze schweifen und sagte: „Alles mein Eigentum. Es ist doch schon ein kleiner Anfang zu einer Häuslichkeit.“

Unterdes war das Wasser ins Sieden geraten, und Hühnchen brachte aus der größeren Tüte fünf Eier zum Vorschein, die zu kochen er nun mit großem Geschick unter Beihilfe seiner Taschenuhr unternahm. Nachdem er sodann frisches Wasser für den Thee aufgesetzt und ein mächtiges Brot herbeigeholt hatte, setzte er sich mit dem Ausdruck der höchsten Befriedigung zu mir in ein benachbartes Thal des Sofas und die Abendmahlzeit begann.

Als mein Freund das erste Ei verzehrt hatte, nahm er ein zweites und betrachtete es nachdenklich. „Sieh mal, so ein Ei,“ sagte er, „es enthält ein ganzes Huhn, es braucht nur ausgebrütet zu werden. Und wenn dies groß ist, da legt es wieder Eier, aus denen nochmals Hühner werden und so fort, Gene-

rationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Scharen, die den Erdball bevölkern. Nun nehme ich dies Ei und mit einem Schluck sind sie vernichtet! Sieh mal, das nenne ich schlampampen!"

Und so schlampampten wir und tranken Thee dazu. Ein kleines, sonderbares, gelbes Ei blieb übrig, denn zwei in fünf geht nicht auf, und wir beschlossen, es zu teilen. „Es kommt vor," sagte mein Freund, indem er das Ei geschickt mit der Messerschneide ringsum anklopfte, um es durchzuschneiden, „es kommt vor, daß zuweilen ganz seltene Exemplare unter die gewöhnlichen Eier geraten. Die Fasanen legen so kleine gelbe; ich glaube wahrhaftig, dies ist ein Fasanenei, ich hatte früher eins in meiner Sammlung, das sah gerade so aus."

Er löste seine Hälfte sorgfältig aus der Schale und schlürfte sie bedächtig hinunter. Dann lehnte er sich zurück und mit halbgeschlossenen Augen flüsterte er unter gastronomischem Schmunzeln: „Fasan! Lukullisch!"

Nach dem Essen stellte sich eine Fatalität heraus. Es war zwar Tabak vorhanden, denn die spitze blaue Tüte, die Hühnchen vorhin eingekauft hatte, enthielt für zehn Pfennig dieses köstlichen Krautes, aber mein guter Freund besaß nur eine einzige invalide Pfeife, deren Mundstück bereits bis auf den letzten Knopf weggebraucht war, und deren Kopf, weil er sich viel zu klein für die Schwammdose erwies, die unverbesserliche Unart besaß, plötzlich herumzuschießen und die Beinkleider mit einem Funkenregen zu bestreuen.

„Diese Schwierigkeit ist leicht zu lösen," sagte Hühnchen, „hier habe ich den Don Quijote," der, nebenbei gesagt, außer einer Bibel und einigen fachwissenschaftlichen Werken, seine ganze Bibliothek ausmachte und den er unermüdlich immer wieder las, „der eine raucht, der andere liest vor, ein Kapitel ums andere. Du als Gast bekommst die Pfeife zuerst, so ist alles in Ordnung."

Dann, während ich die Pfeife stopfte und er nachdenklich den Rest seines Thees schlürfte, kam ihm ein neuer Gedanke.

„Es ist etwas Großes," sagte er, „wenn man bedenkt, daß, damit ich hier in aller Ruhe meinen Thee schlürfen und du deine Pfeife rauchen kannst, der fleißige Chinese in jenem fernen Lande für uns pflanzt und der Neger für uns unter der Tropensonne arbeitet. Ja, das nicht allein, die großen Dampfer durchbrausen für uns in Sturm und Wogenschwall den mächtigen Ozean und die Karawanen ziehen durch die brennende Wüste. Der stolze millionenreiche Handelskönig, der in Hamburg in einem Palaste wohnt und am Ufer der Elbe einen fürstlichen Landsitz sein nennt, muß uns einen Teil seiner Sorge zuwenden, und wenn ihm Handelskonjunkturen schlaflose Nächte machen, so liegen wir behaglich hingestreckt und träumen von schönen Dingen, und lassen ihn sich quälen, damit wir zu unserem Thee und unserem Tabak gelangen. Es schmeckt mir noch einmal so gut, wenn ich daran denke."

Ach, er bedachte nicht, daß wohl der größere

Teil dieses Thees an dem Ufer eines träge dahin-fließenden Baches auf einem heimatlichen Weidenbaum gewachsen war, und daß dieser Tabak im besten Falle die Ukermark sein Vaterland nannte, wenn er nicht gar in Magdeburgs fruchtbaren Gefilden von derselben Rübe seinen Ursprung nahm, die die Mutter des Zuckers war, mit dem wir uns den Thee versüßt hatten.

Danach vertieften wir uns in den alten, ewigen Don Quijote und so ging dieser Abend heiter und friedlich zu Ende.

*

Auf dem Hinwege zu der jetzigen Wohnung meines Freundes hatte ich mir diese und ähnliche harmlose Erlebnisse aus jener fröhlichen Zeit wieder ins Gedächtnis gerufen, und eine Sehnsucht hatte mich befallen nach jenen Tagen, die nicht wiederkehren. Wohin war er entschwunden, der goldene Schimmer, der damals die Welt verklärte? Und wie würde ich meinen Freund wiederfinden? Vielleicht hatte die rauhe Welt auch von seinem Gemüt den sonnigen Duft abgestreift, und es war nichts übrig geblieben, als eine spekulierende, rechnende Maschine, wie ich das schon an so manchen erlebt hatte.

Er sollte in der Gartenstraße wohnen, allein über die Hausnummer war ich nicht im klaren. Schon wollte ich in ein Haus gehen, das ich für das richtige hielt, und mich erkundigen, als ich auf zwei nette, reinliche Kinder von etwa fünf und sechs Jahren auf-

merksam wurde, die sich vor der benachbarten Hausthür auf eine für sie scheinbar köstliche Art vergnügten. Es war ein trüber Sommertag gewesen und nun gegen Abend fing es an ganz sanft zu regnen. Da hatte der Knabe als der ältere den herrlichen Spaß entdeckt, das Gesicht gegen den Himmel zu richten und es sich in den offenen Mund regnen zu lassen. Mit jener Begeisterung, die Kinder solchen neuen Erfindungen entgegenbringen, hatte das Mädchen dies sofort nachgeahmt, und nun standen sie beide dort, von Zeit zu Zeit mit ihren fröhlichen Kinderstimmen in hellen Jubel ausbrechend über dieses ungekannte und kostenlose Vergnügen. Mich durchzuckte es wie ein Blitz: „Das sind Hühnchens Kinder!“ Dies war ganz in seinem Geiste gehandelt.

Ich fragte den Jungen: „Wie heißt dein Vater?“

„Unser Vater heißt Hühnchen,“ war die Antwort.

„Wo wohnt er?“

„Er wohnt in diesem Hause drei Treppen hoch.“ — „Ich möchte ihn besuchen,“ sagte ich, indem ich dem Knaben den reinlichen Blondkopf streichelte.

„Ja, er ist zu Hause,“ war die Antwort, und nun liefen beide Kinder eilfertig mir voran und klasperten mit ihren kleinen Beinchen hastig die Treppen hinauf, um meine Ankunft zu vermelden. Ich folgte langsam, und als ich oben ankam, fand ich die Thür bereits geöffnet und Hühnchen meiner wartend. Es war dunkel auf dem Flur und er erkannte mich nicht. „Bitte, treten Sie ein,“ sagte er, indem er eine zweite Thür aufstieß, „mit wem habe ich die Ehre?“

Ich antwortete nicht, sondern trat in das Zimmer und sah ihn an. Er war noch ganz derselbe, nur der Bart war größer geworden und die Haare etwas von der Stirn zurückgewichen. In den Augen lag noch der alte unverwüstliche Sonnenschein. Im helleren Lichte erkannte er mich sofort. Seine Freude war unbeschreiblich. Wir umarmten uns und dann schob er mich zurück und betrachtete mich.

„Weißt du, was ich thun möchte?“ sagte er dann, „was wir früher thaten, wenn unsere Freude anderweitig nicht zu bändigen war; einen Indianertanz möchte ich tanzen, weißt du wohl noch wie damals, als deine Schwester sich mit deinem Lieblingslehrer verlobt hatte, und du vor lauter Wonne diesen Tanz erfandest und ich immer mithopste, aus Mitgefühl.“ Und er schwenkte seine Beine und machte einige Sprünge, deren er sich in seinen jüngsten Jahren nicht hätte zu schämen brauchen. Dann umarmte er mich noch einmal und wurde plötzlich ernsthaft.

„Meine Frau wird sich freuen,“ sagte er, „sie kennt dich und liebt dich durch meine Erzählungen, aber eins muß ich dir sagen; ich glaube, du weißt es nicht: Meine Frau ist nämlich“ — hierbei klopfte er sich mit der rechten Hand auf die linke Schulter — „sie ist nämlich nicht ganz gerade. Ich sehe das nicht mehr und habe es eigentlich nie gesehen, denn ich habe mich in ihre Augen verliebt — und in ihr Herz — und in ihre Güte — und in ihre Sanftmut — kurz, ich liebe sie, weil sie ein Engel ist. Und warum ich dir das jetzt sage? Sieh mal, wenn du es nicht weißt,

so möchtest du befremdet sein, wenn du meine Frau siehst, und sie möchte das in deinen Augen lesen. Nicht wahr, du wirst nichts sehen?"

Ich drückte ihm gerührt die Hand und er lief an eine andere Thür, öffnete sie und rief: „Lore, hier ist ein lieber Besuch, mein alter Freund aus Hannover, du kennst ihn schon!"

Sie trat ein und hinter ihr wieder die beiden freundlichen Kinder mit den rosigen Apfelgesichtern. Meines Freundes Warnung war nicht umsonst gewesen, und ich weiß nicht, ob ich in der Ueberraschung des ersten Augenblicks mein Befremden hätte verbergen können. Allein in den dunklen Augen dieser Frau schimmerte es wie ein unversieglicher Born von Liebe und Sanftmut, und schweres gewelltes Haar von seltener Fülle umgab das blasse Antlitz, das nicht schön, aber von dem Wiederschein innerer Güte anmutig durchleuchtet war.

Nach der ersten Begrüßung meinte Hühnchen: „Heute abend bleibst du hier, das ist selbstverständlich. Lore, du wirst für eine fürstliche Bewirtung sorgen müssen. Tische auf, was das Haus vermag. Das Haus vermag freilich gar nichts!" sagte er dann zu mir gewendet, „Berliner Wirtschaft kennt keine Vorräte. Aber es ist doch eine wunderbare Einrichtung. Die Frau nimmt sich ein Tuch um und ein Körbchen in die Hand und läuft quer über die Straße. Dort wohnt ein Mann hinter Spiegelscheiben, ein rosiger, behäbiger Mann, der in einer weißen Schürze hinter einem Marmortische steht. Und neben ihm befindet

sich eine rosige, behäbige Frau und ein rosiges, behäbiges Ladenmädchen, ebenfalls mit weißen Schürzen angethan. Meine kleine Frau tritt nun in den Laden und in der Hand trägt sie ein Zaubertäschchen — gewöhnliche Menschen nennen es Portemonnaie. Auf den Zauber dieses Täschchens setzen sich nun die fleißigen Messer in Bewegung und säbeln von den köstlichen Vorräten, die der Marmortisch beherbergt, herab, was das Herz begehrt und der Säckel bezahlen kann. Meine kleine Frau läuft wieder über die Straße, und nach zehn Minuten ist der Tisch fertig und bedeckt mit allem, was man nur verlangen kann — wie durch Zauber."

Seine Frau war unterdes mit den Kindern lächelnd hinausgegangen, und da Hühnchen bemerkte, daß ich die ärmliche, aber freundliche Einrichtung des Zimmers gemustert hatte, so fuhr er fort: „Purpur und köstliche Leinwand findest du nicht bei mir, und die Schätze Indiens sind mir noch immer fern geblieben, aber das sage ich dir, wer gesund ist —" hierbei reckte er seine Arme in der Manier eines Zirkusathleten, „wer gesund ist und eine so herrliche Frau hat, wie ich, und zwei so prächtige Kinder — ich bin stolz darauf, dies sagen zu dürfen, obgleich ich der Vater bin — wer alles dieses besitzt und doch nicht glücklich ist, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er versenkt würde in das Meer, da es am tiefsten ist!" Er schwieg eine Weile, schaute mich mit glücklichen Augen an und fuhr dann fort: „In der Zeit, da der Knabe erwartet wurde, ward

meine Frau oft von bösen Gedanken gequält, denn die Furcht verließ sie nicht, ihr — — nun daß sie nicht ganz gerade ist — möchte sich auf das Kind vererben und des Nachts, wenn sie dachte, ich schliefe, hörte ich sie manchmal leise weinen. Als dann aber der große Augenblick gekommen war und die weise Frau ihr das Kind zum erstenmal in die Arme geben wollte, da glitten ihre Augen mit einer ängstlichen Hast darüber hin und ein plötzlicher Freudenblitz zuckte über ihr Gesicht und sie rief: ‚Er ist gerade! Nicht wahr, er ist gerade! O Gott, ich danke dir — ich bin so glücklich!‘ Damit sank sie zurück in die Kissen und schloß die Augen, aber auf ihren Zügen lag es wie stiller Sonnenschein. Ja, und was habe ich gemacht? Ich bin leise hinausgegangen in das andere Zimmer und habe die Thür abgeriegelt und habe mir die Stiefel ausgezogen, daß es keinen Lärm machen sollte und habe einen Indianertanz losgelassen, wie noch nie. Ein besonderes Glück ist, daß es niemand gesehen hat, man hätte mich ohne Zweifel direkt ins Irrenhaus gesperrt.“

Frau Lore war unterdes von ihrem Ausgang zurückgekehrt und bereitete nun in hausmütterlicher Geschäftigkeit den Tisch, während die beiden Kinder mit großer Wichtigkeit ihr dabei zur Hand gingen. Plötzlich sah Hühnchen seine Frau leuchtend an, hob den Finger empor und sagte: „Lore, ich glaube, heute abend ist es Zeit!“ Die kleine Frau lächelte verständnisinnig und brachte dann eine Weinflasche herein und Gläser, die sie auf dem Tische ordnete. Hühnchen

nickte mir zu: „Es ist Tokaier,“ sagte er, „kürzlich, als ich das Geld für eine Privatarbeit erhalten hatte und es so wohlhabend in meiner Tasche klimperte, da bekam ich opulente Gelüste und ging hin und kaufte mir eine Flasche Tokaier, aber vom besten. Abends jedoch, als ich sie öffnen wollte, da that es mir leid und ich sagte: ‚Lore, stelle sie weg, vielleicht kommt bald eine bessere Gelegenheit.‘ Ich glaube, es gibt Ahnungen, denn eine plötzliche Erinnerung an dich ging mir dabei durch den Sinn.“

Wie heiter und fröhlich verlief dies kleine Abendessen. Es war, als sei der Sonnenschein, der einst in Ungarns Bergen diesen feurigen Wein gereift hatte, wieder lebendig geworden und fülle das ganze Zimmer mit seinem heiteren Schimmer. Die beiden Kinder bekamen von dem ungewohnten Getränk einen kleinen Spitz und konnten, als sie zu Bette gebracht waren, vor Lachen nicht einschlafen, bis sie plötzlich mit einem Ruck weg waren. Auf die blassen Wangen der kleinen Frau zauberte der ungarische Sonnenschein einen sanften Rosenschimmer. Sie setzte sich nachher an ein kleines dünnstimmiges, heiseres Klavier und sang mit anmutigem Ausdruck Volkslieder, wie zum Beispiel: „Verstohlen geht der Mond auf ...“ oder „Wär' ich ein wilder Falke ...“ Nachher saßen wir behaglich um den Tisch und plauderten bei einer Zigarre. Ich fragte Hühnchen nach seinen geschäftlichen Verhältnissen. Ich erfuhr, daß sein Gehalt bewunderungswürdig klein war, und daß er dafür ebenso bewunderungswürdig viel zu thun hatte. „Ja, früher, in der sogenannten

Gründerzeit," sagte er, „da war's besser, da gab's auch mancherlei Nebenverdienst. Wir gehen alle Jahre zweimal ins Opernhaus in eine recht schöne Oper, und damals haben wir uns gar bis in den zweiten Rang verstiegen, wo wir ganz stolz und preislich saßen und vornehme Gesichter machten und dachten, es käme wohl noch mal eine Zeit, da wir noch tiefer sinken würden, bis unten ins Parkett, von wo die glänzenden Vollmonde wohlsituierter, behäbiger Rentiers zu uns emporleuchteten. Es kamen aber die sogenannten schlechten Zeiten und endlich ereignete es sich, daß unser Chef einen Teil seiner Beamten entlassen und das Gehalt der anderen sehr bedeutend reduzieren mußte. Ja, da sind wir wieder ins Amphitheater emporgestiegen. Im Grunde ist es ja auch ganz gleich, ich finde sogar, die Illusion wird befördert durch die weitere Entfernung von der Bühne. Und glaube nur nicht, daß dort oben keine gute Gesellschaft vorhanden ist. Dort habe ich schon Professoren und tüchtige Künstler gesehen. Dort sitzen oft Leute, die mehr von Musik verstehen, als die ganze übrige Zuhörerschaft zusammengenommen, dort sitzen Leute mit Partituren in der Hand, die dem Kapellmeister Note für Note auf die Finger gucken und ihm nichts schenken."

Es war elf Uhr, als ich mich verabschiedete. Zuvor wurde ich in die Schlafkammer geführt, um die Kinder zu sehen, die in einem Bettchen lagen in gesundem, rosigem Kinderschlaf. Hühnchen strich leise mit der Hand über den Rand der Bettstelle: „Dies

ist meine Schatzkiste," sagte er mit leuchtenden Augen, „hier bewahre ich meine Kostbarkeiten — alle Reichtümer Indiens können das nicht erkaufen!"

Als ich einsam durch die warme Sommernacht nach Hause zurückkehrte, war mein Herz gerührt, und in meinem Gemüt bewegte ich mancherlei herzliche Wünsche für die Zukunft dieser guten und glücklichen Menschen. Aber was sollte ich ihnen wünschen? Würde Reichtum ihr Glück befördern? Würde Ruhm und Ehre ihnen gedeihlich sein, wonach sie gar nicht trachteten? „Gütige Vorsehung," dachte ich zuletzt, „gieb ihnen Brot und gieb ihnen Gesundheit bis ans Ende — für das übrige werden sie schon selber sorgen. Denn wer das Glück in sich trägt in still zufriedener Brust, der wandelt sonnigen Herzens dahin durch die Welt, und der goldene Schimmer verlockt ihn nicht, dem die anderen gierig nachjagen, denn das Köstlichste nennt er bereits sein eigen."

Die silberne Verlobung.

*

Vor einigen zwanzig Jahren sah die Chausseestraße in Berlin anders aus als jetzt. Vom Oranienburger Thore aus reihte sich an ihrer rechten Seite eine große Maschinenfabrik an die andere in fast ununterbrochener Reihenfolge. Den Reigen eröffnete die weltberühmte Lokomotivenfabrik von Borsig mit den von Strack erbauten schönen Säulengängen, dann folgten Egells, Pflug, Schwartzkopff, Wöhlert und viele andere von geringerem Umfang. In den Straßenlärm hinein tönte überall schallendes Geräusch und das dumpfe Pochen mächtiger Dampfhämmer erschütterte weithin den Boden, daß in den Wohnhäusern gegenüber die Fußböden zitterten, die Gläser klirrten und die Lampenkuppeln klapperten. Zu gewissen Stunden war die Straße ein Flußbett mächtiger Ströme von schwärzlichen Arbeitern, die aus all den Fabrikthoren in sie einmündeten, und es gab eine Zeit, da in ihr jährlich mehr Lokomotiven gebaut wurden, als im ganzen übrigen Deutschland zusammengenommen. Diese Zeit ist längst vorüber und fast alle diese mächtigen Fabriken sind verschwunden; das ungeheure Steigen des

Bodenwertes und die notwendig hohen Arbeitslöhne in einer Stadt, in der das Leben immer teurer wurde, haben ihnen den Garaus gemacht. Teils wurden sie nach auswärts verlegt in billigere Gegenden, wo der große Raum, den solche Fabriken beanspruchen, nicht Millionen, sondern nur Hunderte wert war, teils gingen sie auch zu Grunde. Die Gebäude wurden abgebrochen, und die großen Plätze, auf denen sich damals eine mächtige Thätigkeit regte, sind jetzt bedeckt mit Straßen und jenen zellenreichen, himmelhohen Bienenstöcken, die man Mietskasernen nennt.

Ich lernte diese Gegend in jener früheren Zeit gut kennen, denn ich wohnte dort und habe auf dem technischen Bureau einer jener großen Fabriken ein und ein halbes Jahr gearbeitet. Es war meine erste Stellung in Berlin. Der große Zeichensaal, in dem ich mit vielen anderen damals hauste, ist nun auch schon längst verschwunden, aber wie deutlich steht er mir noch vor Augen. Er lag an der Straße und erhielt seine Beleuchtung an beiden Langseiten durch eine stattliche Reihe von Fenstern, die ihr Licht auf viele große Zeichentische warfen. An jedem dieser Tische klapperte ein etwas stubenfarbiger Jüngling gar eifrig mit Reißschiene und Dreieck, und unablässig vernahm man das leise scharrende Geräusch der Bleistifte und Reißfedern. Von einem dieser Tische zu dem anderen begaben sich die Vorstände der verschiedenen Abteilungen, des Maschinenbaues, des Brückenbaues und des Lokomotivenbaues, und führten weise und erläuternde Gespräche mit ihren Untergebenen, tadelten gern und lobten

selten. Fast nie ließ sich der Fabrikbesitzer in dem Zeichensaal sehen, denn diese ganze Art von Arbeit war dem rein praktischen Mann, der sich vom Schlossergesellen emporgearbeitet hatte, unsympathisch und erschien ihm, da es ja ohne das leider nicht ging, mehr als ein notwendiges Uebel. Nur zuweilen, wenn er einen guten Bekannten oder einen großen Kunden persönlich in der Fabrik herumführte, tauchte der kleine, rundliche, stets grau gekleidete Mann mit diesem in der Thür des Saales auf und sagte mit einer zusammenfassenden Armbewegung: „Det sind nu meine Malersch.“ Dann verschwand er wieder.

Die ganze Mitte dieses Saales wurde durch einen ungeheuren Tisch eingenommen, der zugleich als Schrank für die vielen Zeichnungen diente, die sich in einer großen Fabrik ansammeln. Aus seinen Seiten konnte man bis zum Boden herunter unzählige Fächer herausziehen, die angefüllt waren mit ölfleckigen und von Arbeiterfingern schwarz betupften Blättern aller Art und Größe, und auf der mächtigen Fläche dieses Tisches konnte man sie ausbreiten und besichtigen. Zuweilen hockte auch auf ihm ein besonders langbeiniger Zeichner, dem die Aufgabe zugefallen war, das Triebrad einer Schnellzugsmaschine oder ein Schwungrad in natürlicher Größe zu entwerfen, für welches Zeichnungsmonstrum natürlich ein gewöhnlicher Tisch zu klein war. Er arbeitete daran mit einem Stangenzirkel von unabsehbarer Länge, einer überlebensgroßen Reißschiene und entsprechendem Dreieck. Bald kniete er auf dem Blatte, daß sein spitzes Hinterteil wie ein

Gebirgsgipfel in die Luft ragte, bald lag er mit dem Bauche darauf wie ein Krokodil, das sich sonnt, bald auf der Seite gleich einem Seehund und schien sich bei dieser Art von Arbeit ganz besonders wohl zu fühlen.

Die drei Abteilungsvorstände nebst dem über dem Ganzen schwebenden Oberingenieur hausten für gewöhnlich in zwei seitwärts gelegenen, ineinandergehenden Zimmern und bildeten dort den Generalstab. Außerdem aber war in einem dieser Zimmer noch ein Mann untergebracht, der weder zu den gewöhnlichen Zeichnern und Konstrukteuren noch zu den befehlenden Geistern gehörte, sondern gleichsam eine Mittelstellung zwischen beiden einnahm. Er hieß Johannes Gram, und obwohl er eben siebenundvierzig Jahre alt war, so sprach von ihm jedermann doch nie anders als von dem „alten Gram“. Es giebt eben Menschen, die als alte Männer geboren werden. Ruchlose Spötter nannten ihn auch wohl, wenn er nicht dabei war, „das Neunauge“, denn es ging ein Gerücht, daß er außer seinen zwei gewöhnlichen noch sieben Hühneraugen besitze. Dieser Meinung entsprach auch der vorsichtig schleichende Gang, mit dem er den ganzen Tag in dem großen Bureau herumschurrte und bald an diesem bald an jenem Tische weise und lehrreiche Gespräche führte, die sich nicht immer auf die vorliegende Arbeit, sondern auf alle möglichen Gegenstände bezogen, denn Herr Johannes Gram war ein Mann von allerlei Interessen. Nur für die Arbeit war er nicht allzusehr eingenommen, und sehr selten kam ein Blatt von seinem Zeichentische hinaus in die

Werkstatt. Jedoch, hatte er bald hier bald dort den ganzen Tag mit angenehmen Gesprächen zugebracht, auch unterweilen wohl einen Gang in das Kontor oder in die Werkstatt unternommen, so war es ganz sicher, daß sich so gegen dreiviertel sieben Uhr mit einemmal sein Gewissen regte. Dann unterbrach er sich plötzlich in der anregendsten Unterhaltung, sah nach der Uhr, schwenkte einigemal wie in großer Verwunderung über die eilige Flucht der Zeit seine Hand auf und nieder und ging so eilig als er konnte in sein Zimmer an den Zeichentisch. Dann flog die Reißschiene, dann klapperte das Dreieck, dann fuhren in verspätetem Eifer die Linien über das Blatt, und wenn ihn dann um sieben Uhr jemand aufforderte, mit nach Hause zu gehen, hatte er nur eine abwehrende Handbewegung für ihn. So wütete er noch zehn bis fünfzehn Minuten weiter, bis sich das ganze Bureau geleert hatte, und schlich dann ebenfalls in sein einsames Junggesellenheim.

Man wird sich fragen, wie bei der straffen Einrichtung eines solchen technischen Bureaus, wo von jedem einzelnen eine angestrengte Thätigkeit gefordert wird, eine solche Erscheinung möglich war. Ja, der alte Gram bildete eben eine Ausnahme. Er gehörte sozusagen zum Inventar des Bureaus und war von Anfang an dort gewesen, länger als irgend ein anderer. Er hatte manche Herrscher und viele Beherrschte kommen und gehen sehen, er aber war geblieben, und ohne den alten Gram konnte man sich das Bureau gar nicht vorstellen. Der Oberingenieur schalt zuweilen halb

scherzhaft auf das „alte Fossil“, allein ihn wegen seiner Bummelei zur Rede zu stellen oder ihn gar zu entlassen, fiel ihm nicht ein. Er wußte wohl, daß dieser Mann in seiner Art unentbehrlich war. Denn in ihm vereinigte sich die ganze Geschichte der Fabrik, und von allem, was die Vergangenheit betraf, wußte er Bescheid zu geben. Fragte man nach irgend einer Zeichnung, der alte Gram hatte sie auf den ersten Griff. Wollte man von einem Laufkran, einer Wasserhaltungsmaschine, einer Oelpresse etwas wissen, die vor Jahren gebaut waren, so kannte er alle ihre Eigentümlichkeiten und wußte, wie sie sich bewährt und welche Fehler und Vorzüge sie gezeigt hatten. Er nahm teil an den Beratungen des Generalstabs und sprach öfter dabei ein entscheidendes Wort, er war stets bereit, jedem der jüngeren Leute bei seiner Arbeit mit Rat und That beizustehen, und so verzieh man ihm, daß er in das Alter gekommen war, wo man nicht gern mehr den ganzen Tag mit dem Bauch auf dem Zeichentisch liegt.

⁂

Johannes Gram war mein Landsmann. Ich hatte ihn schon vor Jahren in Güstrow kennen gelernt, wo er auf einer Reise kurze Zeit verweilte und das technische Bureau, in dem ich beschäftigt war, besuchte. Er imponierte mir damals sehr. Denn er kam doch aus einer großen berühmten Fabrik der großen Stadt

Berlin und war, was ich einst werden wollte, ein alter, erfahrener Ingenieur. Zudem zeichnete er sich dadurch aus, daß um seinen Mund fast stets ein ironisch-sarkastisches Lächeln spielte. Ich hielt ihn deshalb für einen weltüberlegenen Geist, vor dessen Augen die Menschheit nur ein Mückenschwarm ist, der im Sonnenscheine spielt. Ich dachte es mir köstlich, seines Umganges gewürdigt zu werden und von seiner Weisheit Vorteil zu ziehen. Wenn er mit seinen wasserblauen Augen über die Brille hinweg mich mit diesem vernichtenden Lächeln anblickte, so kam ich mir außerordentlich gering und kleinstädtisch vor und sagte mir, daß ich noch viel an mir zu arbeiten hätte, um auf eine solche Höhe zu gelangen. Ach, ich wußte damals nicht, daß dies überlegene Lächeln weiter nichts war als eine leere Maske, hinter der sich eine abgrundtiefe, wehrlose Gutmütigkeit zu verbergen trachtete, und daß der Inhaber dieser künstlichen Grimasse kaum eine Ahnung von Ironie und Sarkasmus besaß. Ich dachte mir damals, dieser Mann müsse ungemein witzig sein, wenn er nur wolle, allein auch dies war eine gewaltige Täuschung, denn ich habe nie mehr als einen einzigen Witz von ihm gehört, den er noch dazu alljährlich an einem bestimmten Tage wiederholte. Am 22. Dezember nämlich, wenn eben der kürzeste Tag gewesen war, ging er in der Abenddämmerung im Bureau herum und knüpfte überall ein kleines Gespräch an. Am Schlusse dieses begann er sanft die Hände umeinander zu reiben, sah mit listigem Blick in den Abendhimmel und sagte mit einem Ausdruck unendlicher Schlauheit:

„Ja, ja, man merkt doch schon, wie die Tage länger werden.“

Dem Umstande der Landsmannschaft verdankte ich es, daß mein alter Wunsch in Erfüllung ging und ich seines Umganges besonders gewürdigt wurde, allerdings, ohne daß ich die geträumten Vorteile daraus zog. Er unterhielt sich mit mir gern über Mecklenburg, ein Land, das nach seiner Meinung ein Eldorado war, ein Ort, wo Milch und Honig fleußt, wo es die größten Beefsteaks, die köstlichsten Schinken, die dicksten Mettwürste, die längsten Spickaale, die fettesten Gänse und die besten Aepfel gab, welche letzte Thatsache allerdings auf Wahrheit beruht. Eine Lieblingsgeschichte von dem übrigens gänzlich bedürfnislosen und für die eigene Person mit dem magersten Futter zufriedenen Mann war, wie er auf der vorhin erwähnten Reise in eine kleine Stadt gekommen sei und sich in seinem Gasthause ein kaltes Abendbrot bestellt habe. „Ich dachte mir natürlich,“ sagte er, „es würde so 'n Teller voll Aufschnitt geben wie in Berlin, aber als ich in das Speisezimmer kam, da war da ein Tisch gedeckt wie für ein Dutzend ausgehungerte Kürassiere. Da lag ein Spickaal drauf, so lang wie mein Arm und auch so dick, und kalte junge Brathühner und 'n Tönnchen mit Neunaugen und eins mit Anchovis und kalter Hammelbraten und Koteletts und Oelsardinen und marinierte Heringe und Schinken und Wurst und Rauchfleisch und vier Sorten Käse, darunter Schafkäse, wofür ich mein Leben lasse, und noch mehr Sachen — ich konnte nicht alles auswendig lernen. Und das alles

für mich allein, weil ich zufällig an dem Tage der einzige Gast in dem Hotel war. Es bewältigte mich ordentlich, als ich mich an den Tisch setzte, und ich hätte beinah weinen mögen, daß ich kein Esser bin. Ja, Mecklenburg ist ein schönes Land."

Als er mir diese Geschichte zum drittenmal erzählt hatte, denn er gehörte zu den Leuten, die sparsam mit ihren Geschichten sind und möglichst oft von ihnen Gebrauch machen, da sah er eine Weile ganz verklärt vor sich hin und dann schien sich allmählich ein Gedanke in ihm auszubilden. Er begann nach seiner Gewohnheit die Hände umeinander zu reiben, sah mich über die Brille hinweg an, wozu er unbeschreiblich ironisch lächelte, und sagte mit einer gewissen vorsichtigen Schüchternheit: „Möchten Sie wohl heute einmal bei mir echt mecklenburgisch zu Abend essen?"

Ich muß gestehen, daß ich erschrak, wie man immer erschrickt, wenn etwas ganz Unerwartetes geschieht. Sollten diese üppigen mecklenburgischen Tage schlemmerische Gewohnheiten in ihm erzeugt haben? Doch das stimmte ja gar nicht zu seiner sonstigen mehr als einfachen Lebensweise, zu seinem Frühstück, bestehend aus zwei trockenen Semmeln und einem Scheibchen Wurst und seinem Mittagstisch zu sechs Silbergroschen mit Schwarzbrot nach Belieben. Außerdem war es, so viel ich wußte, noch niemals vorgekommen, daß er jemanden eingeladen hatte; er galt allgemein für sehr knauserig und wurde gern mit seinen ersparten Schätzen geneckt, was er übrigens durchaus nicht mochte. Doch zerstreute er bald meine Besorgnisse, indem er fortfuhr:

„Natürlich so üppig geht es bei mir nicht her, ‚so fett fiedelt Lux nich'*), nein, bei mir giebt es Pellkartoffeln mit Hering und Speckstippe, was für jeden guten Mecklenburger ein feines Gericht ist, und wo auch andere Nationen was für über haben. Wollen Sie?"

Ich fühlte mich natürlich sehr geehrt und sagte selbstverständlich zu. In diesem Augenblicke sah der alte Gram nach der Uhr und bemerkte, daß es halb Sieben war. Da er nun wegen dieser Einladung nicht wie gewöhnlich seine zehn bis fünfzehn Minuten nachsitzen konnte, so erwachte sein Gewissen heute ein wenig früher als sonst, er eilte unter den gewöhnlichen Ausdrücken hoher Verwunderung über die Flüchtigkeit der Zeit in sein Zimmer, und bald hörte ich an einem starken Schurren seiner Reißschiene und dem Klappern des Dreiecks, daß er mächtig an der Arbeit war.

Als ich um sieben Uhr kam, ihn abzuholen, hatte er sich bereits fertig gemacht, und wir begaben uns gemeinschaftlich zu seiner Wohnung, die in der Gartenstraße gelegen war. Unterwegs machte er einige Einkäufe, erstand in einem Keller nach sorgfältiger Auswahl zwei silberblanke Heringe und holte sich aus einem Gemüseladen eine Handvoll Zwiebeln. Er zeigte sie mir und sagte: „Als ich das erste Mal in Berlin Zwiebeln kaufte, bekam ich nicht so viele. Ich war damals noch nicht lange hier und ging in den Keller und forderte etwas zaghaft für sechs Pfennige Zwiebeln. Die Frau sah eine Weile nachdenklich aus,

*) Mecklenburgische Redensart.

dann nickte sie, weil sie wohl dahinter kam, was ich eigentlich wollte, und hatte unterdes auch wohl festgestellt, daß ich nicht von hier wäre. Ich bekam zwei kleine Dingerchen, die kaum zu sehen waren. Im Lauf der Zeit bin ich nun dahinter gekommen, wie man Zwiebeln kaufen muß. Jetzt gehe ich kühn und zuversichtlich in den Keller und fordere mit starker Stimme: ‚Forn Sechser Bollen!‘ Sehen Sie, dann giebt's so viele!“ schloß er und schaute mit wahrhaft mephistophelischem Grinsen auf seine gefüllte Hand.

Er wohnte in der Gartenstraße in einem häßlichen Hause. Die schmutzige Treppe und der Geruch nach aufgewärmtem Kohl, der dort herrschte, erweckten keine besonderen Erwartungen, um desto größer war meine Ueberraschung, als ich in sein sauberes und freundliches Wohnzimmer trat, das zwar einfach, aber nett und sehr reichlich mit Möbeln ausgestattet war. An den Fenstern standen schöne Blumen; es sah bei ihm so ordentlich und sauber aus wie bei einer alten Jungfer. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einem Kämmerchen und einer vollständig eingerichteten Küche, in die wir uns jetzt begaben. Meine Ueberraschung wuchs, denn ich hatte ihm nie mehr als das gewohnte etwas unwirtliche Chambregarniezimmer zugetraut. Und in dieser Küche fehlte nichts, was in eine zwar einfach, aber ordentlich eingerichtete Küche gehört. Das nötige Geschirr hing an den Wänden oder blinkte durch die Glasfenster des Küchenschrankes, und alles war sauber und ordentlich gehalten.

Der alte Gram zog sich seinen Hausrock an und

band eine mächtige Küchenschürze vor. Sodann machte er sehr geschickt Feuer auf dem Herde, und ehe er begann die Kartoffeln zu waschen, von denen ein kleiner Vorrat vorhanden war, holte er ein weißgescheuertes Brett von der Wand, aus dem Küchenschrank ein Messer und aus der Speisekammer ein Stück Speck, legte alles auf den Küchentisch zu den Zwiebeln und fragte: „Würden Sie sich wohl getrauen, diesen Speck in viertelzöllige Würfel und diese Zwiebeln in feine Löckchen zu zerschneiden?“

„O natürlich,“ sagte ich sehr zuversichtlich, „ich koche selbst und mache mir fast jeden Abend meine Karbonade oder mein Beefsteak.“

„Ei, ei, sehr interessant,“ sagte er, „wie machen Sie denn das Beefsteak? Vielleicht kann man da noch etwas lernen. Es giebt verschiedene Methoden.“

„Zunächst,“ antwortete ich, „kaufe ich mir ein halbes Pfund Schabefleisch.“

„Ueppig, üppig!“ meinte er, „anderthalb Viertel ist schon sehr reichlich.“

„Sodann lege ich dies Fleisch zu Hause auf ein Blatt weißes, starkes Papier und halte es gegen den Ofen.“

„Warum gegen den Ofen?“ fragte er höchst verwundert.

„Nun, auf dem Tische bauzt es so, daß man es im ganzen Hause hören kann, denn nun nehme ich meinen Stiefelknecht und wamse das Fleisch so furchtbar durch, daß es nur noch in den Fetzen zusammenhängt. Das schadet nichts, denn in der Pfanne zieht sich alles wieder zusammen.“

„Das stimmt,“ sagte er befriedigt, „aber was den Stiefelknecht betrifft — Stiefelknecht ist gut!“ Und er grinste vor Vergnügen wahrhaft teuflisch.

„Ich benutze ihn nur zu diesem Zwecke,“ sagte ich entschuldigend; „zum Stiefelausziehen habe ich einen anderen. Sodann salze ich das Fleisch und mache auf meinem Spiritusschnellkocher in einer kleinen Weißblechpfanne wenig Butter braun, so braun, daß sie nicht im geringsten mehr schreit, sondern ganz mausestill ist. Denn das Beefsteak soll nicht schmoren, sondern braten, und so muß erst alles Wasser heraus aus der Butter. Dann bekommt nämlich das Fleisch einen so mordsmäßigen Schreck, wenn ich es nun plötzlich in das heiße Fett lege, daß es sich sofort mit einer Haut überzieht, die den Saft nicht auslaufen läßt.“

Der alte Gram nickte sehr wohlwollend zu der Fülle meiner Kenntnisse.

Ich aber fuhr fort: „Ist es nun auf der einen Seite gut, dann hebe ich es eine Weile heraus, bis die Butter zum zweitenmal still wird, und nun kommt die andere Seite dran. Ist auch diese gut, lege ich das Beefsteak auf einen Teller, und nun mache ich etwas mehr Butter braun als das erste Mal. Dahinein kommen die Zwiebeln, die ich schön braun brate. Diese Sauce muß so heiß werden, daß das Beefsteak schreit, wenn sie drüber gegossen wird. Dieses sieht dann, mit krausen Zwiebellöckchen bedeckt, schön dunkel, glänzend und appetitlich aus und nicht blaß und hellgrau, in ausgetretenem Safte schwimmend, wie Dilettanten es zurechtzuschmoren pflegen.“

„Alle Achtung,“ sagte der alte Gram und legte die Hand militärisch an seine Schläfe, „Sie dürfen heute Speckstippe machen.“

Unterdes war er nicht müßig gewesen, hatte seine Kartoffeln gewaschen und aufgesetzt, und nun machte er sich im Wohnzimmer zu thun, während ich mich meiner angewiesenen Arbeit mit großer Hingebung widmete und wahrhaft ideale Speckwürfel und Zwiebel=löckchen zu stande brachte. Als er nun seine Kartoffeln gekocht, das Wasser abgegossen und sie zum Abdampfen auf den warmen Herd gestellt hatte, brachte ich dann auch eine Speckstippe zu stande, die die Küche mit einem wahrhaft bezaubernden Dufte erfüllte und den alten Gram, der gerade wieder aus dem Wohnzimmer kam, zu lüsternem Schnuppern verführte.

Wir trugen auf. Der alte Gram hatte sauber den Tisch gedeckt und es sah wirklich nicht aus, wie in einer Junggesellenwirtschaft. Als nun von den Kartoffeln nur noch ein Haufen Pellen, von den Heringen ein paar traurige Gräten und von der be=wundernswürdigen Speckstippe gar nichts mehr da war, sagte der Gastgeber: „Ich könnte nun wohl von der Tochter meiner Aufwärterin, die hier auf demselben Flur wohnt, ein paar Flaschen Bier herumholen lassen, aber es war heut' ein kühler Tag und der Regen klatscht schon wieder an die Fenster. Ich denke, wir machen uns ein Grögchen!“

Ich hatte nichts dagegen, obwohl wir Anfang Juli hatten, denn ich stammte aus einer Gegend in der Nähe des Seestrandes, wo man den „ostpreußischen

Maitrank" auch im Sommer fleißig genießt, und wo man die Geschichte erzählt, daß ein bei solchem Anblick erstaunter Fremdling auf seine Frage: „Aber Leute, was trinkt ihr denn im Winter?" die Antwort erhalten habe: „Viel Grog!"

Das erwärmende und belebende Getränk machte meinen Wirt noch mitteilsamer, als er heute schon war. Beim zweiten Glase merkte ich, daß er sich mit dem Gedanken trug, mir etwas anzuvertrauen, allein er kam nicht hinaus über die Anfänge und Andeutungen, die ich nicht verstand. Endlich schien er Mut zu fassen, sah mich eine Weile forschend an und sagte dann: „Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie vollständig eingerichtet ich bin?"

„Jawohl," antwortete ich, „eine förmliche kleine Aussteuer."

„Ja, Aussteuer, das ist das richtige Wort, und Sie haben noch nicht alles gesehen." Damit öffnete er die Thür zu seinem geräumigen Schlafzimmer und ließ mich hineinschauen. Ich sah dort in der beginnenden Abenddämmerung eine gute und vollständige Einrichtung für zwei Personen. Das andere Bett stand an der Wand dem seinen gegenüber, war hoch mit überzähligen Kissen bepackt und mit einem Laken zugedeckt, das sorgfältig an den Seiten eingestopft war.

„Wohl für Logierbesuch," sagte ich, indem ich auf das zweite Bett deutete.

„Logierbesuch?" fragte er verwundert. „Ich habe nie Logierbesuch. Sie wissen übrigens doch, daß ich verlobt bin?"

Ich hatte allerdings gehört, daß er damit geneckt wurde. Es gab öde Spötter, die behaupteten, er heirate nur nicht, weil es zu teuer sei, nach dem Muster jenes Geizhalses, der aus Angst vor den Begräbniskosten nicht sterben konnte und uralt wurde.

„Ah so,“ sagte ich, „dann steht die Hochzeit wohl bald bevor und dies ist die Aussteuer Ihrer Braut?“

„Es ist meine Aussteuer,“ sagte er fast mit etwas stolzer Betonung, „und wann die Hochzeit sein wird, das weiß Gott. Es ist ein Hindernis da. — Der Alte will nicht. — Wir warten —“ schloß er resigniert.

„Ihre Braut ist doch mündig?“ fragte ich.

Er mußte unwillkürlich lächeln. „Ja, mündig ist sie wohl, aber wo denken Sie hin. Ohne den Willen des Vaters? Dabei ist kein Segen.“

Wir waren in das Wohnzimmer zurückgekehrt und setzten uns wieder. Es dunkelte, der Regen prickelte ans Fenster und auf dem Tisch sang leise der Wasserkessel über einer kleinen Spiritusflamme. Die Dämmerung schien ihm Mut zu machen, er rückte ein paarmal auf seinem Stuhl hin und her und begann dann:

„Sie sind mein Landsmann. Sie sind nicht wie die anderen und lachen nicht immer über Dinge, die einem gar nicht lächerlich sind. Es mag wohl sein, daß den Leuten manches an mir schnurrig erscheint. Aber ich bin von Jugend auf allein meinen Weg gegangen und niemand hat mir beigestanden. Andere können sich wehren, aber das ist mir nicht gegeben. Wenn ich harte Worte höre oder häßliches Gelächter, so macht es mich stumm und traurig, und ich habe

ein Gefühl, als ob ich mich verkriechen möchte. Aber wenn man auch jahrelang in der Einsamkeit hinlebt und sich daran gewöhnt, als ob es nicht anders sein könnte, so bleibt einem doch immer die Sehnsucht, sich einmal auszusprechen mit einem, der Anteil nimmt und nicht mit anderen sein Gespött darüber treibt. Sie wundern sich vielleicht, daß ich von Einsamkeit rede, da ich doch den ganzen Tag mit Menschen verkehre und mich den ganzen Tag mit ihnen unterhalte — ach, dabei kann man doch sehr einsam sein."

Er machte eine Pause, rührte ein wenig in seinem Glase, trank ein Schlückchen und fuhr dann fort:

„Ich bin jetzt achtundzwanzig Jahre in Berlin. Zuerst besuchte ich das Gewerbeinstitut und als ich dies verlassen hatte, fand ich gleich eine Stelle in der Fabrik, wo ich noch bin. Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und ein bißchen lebenslustiger als jetzt und verkehrte in einer Familie, deren einer Sohn mein Kollege war. Eines Tages im Juli war unter mehreren bekannten Familien eine Landpartie nach der alten Fischerhütte am Schlachtensee im Grunewald verabredet, und ich war auch eingeladen. Wir fuhren in einem Kremser, der natürlich, wie das immer ist bei solchen Gelegenheiten, gepreßt voll war. Als ich endlich Platz gefunden hatte und mich umsah, da durchfuhr es mich wie ein Schreck und gab mir einen Schlag auf das Herz, denn mir schräg gegenüber saß ein Mädchen, das ich wohl kannte, hier aber nicht erwartet hatte. Zwar hatte ich sie nie gesprochen, desto öfter aber gesehen, denn solange ich in Berlin war, seit

drei Jahren, wohnte ich ihr gegenüber. Als ich zuerst auf sie aufmerksam wurde, war sie vierzehn Jahre alt und noch ein Kind, das kurze Kleider trug. Trotzdem besorgte sie die ganze Wirtschaft des Vaters, der, obwohl ihm das Haus gehörte, nur eine kleine Wohnung inne hatte und sich kein Mädchen hielt. Wenn ich an meinem Schreibtisch am Fenster bei der Arbeit saß, konnte ich, da die Straße nicht breit war, einen Teil der gegenüberliegenden Wohnung übersehen und hatte meine Freude daran, mit welchem Fleiß und Ernst und welcher hausmütterlichen Verständigkeit das Kind bei der Arbeit war. Auch auf der Straße sah ich sie zuweilen, wenn sie mit wichtiger Miene und einem großen Korbe auf den Markt ging, wo sie trotz ihrer Jugend geschickt einzukaufen wußte und mächtig zu handeln verstand wie eine Alte. Niemals sah ich sie müßig, denn wenn alle andere Arbeit, wie Reinmachen, Fegen, Scheuern, Einholen und Kochen besorgt war, saß sie am Fenster und nähte oder strickte mächtige graue Strümpfe für den Alten oder zarte weiße für sich. Ich dachte mir, das müsse einmal eine ganz ausgezeichnete Hausfrau geben, und stellte mir vor, so müsse meine Mutter als Kind gewesen sein. Auch sie sah öfter zu mir herüber, und wenn ich ihr auf der Straße begegnete, da merkte ich, daß sie mich kannte. So waren drei Jahre vergangen, sie war siebzehn Jahre alt geworden, und nun saß sie mir mit einemmal ganz unerwartet gegenüber und wir wurden beide rot, ohne recht zu wissen warum. Ich muß nur gleich sagen, daß sie nicht hübsch war, aber

doch mochte man sie gerne ansehen, weil so eine angenehme Güte in ihrem Gesicht war. Sie schien sich nicht behaglich zu fühlen, da sie ganz gegen ihre Gewohnheit nichts zu thun hatte, aber es dauerte nicht lange, da hatte sie sich ein zweijähriges Kind geholt, das mit bei der Partie war und immer schrie, obwohl, oder vielmehr weil, es von seiner unverständigen Mutter fleißig zur Ruhe geknufft und geschüttelt wurde. Bei ihr war es gleich still, sah sie mit großen Augen von unten auf an und benahm sich sehr gnädig. Sie behielt es den ganzen Weg lang und machte ihm was vor und benahm sich sehr niedlich und mütterlich. Auf der alten Fischerhütte wurde natürlich zunächst mächtig viel Kaffee gekocht und der mitgebrachte Kuchen ausgepackt. Als man damit fertig war, beschloß man im Walde gesellschaftliche Spiele zu spielen. Ich war dazwischen an den See gegangen und hatte mich dort ein wenig umgesehen. Denn meine Vaterstadt liegt an einem großen See, und darum habe ich so gern den kräuterigen Geruch am Seeufer und höre gern, wie die kleinen Wellen ans Land plätschern und das Rohr dazu raschelt. Als ich wieder zurückkam, war die Gesellschaft schon weg. Einer mußte aber doch bei den Sachen bleiben und dazu hatte sich das junge Mädchen, mein Gegenüber, erboten, was ihr natürlich wieder ähnlich sah. Das kleine Kind hatten sie auch bei ihr gelassen. Es saß auf der Erde, hatte in der einen Hand ein Stück Kuchen, in der anderen einen alten Blechlöffel und spielte ganz stillvernügt mit Sand. Ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, aber ich

fragte sie, ob ich ihr ein wenig Gesellschaft leisten dürfe. Und dann haben wir uns allerlei erzählt, daß wir uns eigentlich schon drei Jahre kennten und was für ein Geschäft ich hätte und wie eigen ihr Vater wäre, und wo ich her wäre, und ob ich auch noch Eltern hätte. Dabei strickte sie emsig einen weißen Strumpf und ich sah zu, denn wenn Mädchen oder Frauen stricken, das habe ich immer gern gesehen. Für mich ist der Strumpf ein fast unbegreifliches Kunstwerk und ich denke mir, die Frau, die den ersten Strumpf erfunden hat, muß ganz unglaublich klug und geschickt gewesen sein. Wie dem Mädchen die Finger gingen. Zwar sehr zart waren diese natürlich nicht, dazu mußten sie zu viel arbeiten, aber fix und zierlich sah es doch aus, wie sie die blanken Stricknadeln so emsig tanzen ließ. Dann aber wurde die Unterhaltung spärlicher, denn sie war an den Hacken gekommen und mußte aufpassen. Da durfte ich sie nicht stören und sah ruhig zu, wie sie zählte und strickte.

„Nachher kam die Gesellschaft aus dem Walde zurück und es ging wieder laut und lärmend her, die Herren tranken Weißbier mit Luft*) und die Damen mit Himbeer; es wurde gekegelt, geschaukelt und mit Ringen nach dem Ziel geworfen und was solcher Vergnügungen mehr sind. Bei der Nachhausefahrt gelang es mir, den Platz neben ihr zu erhalten, worüber ich sehr glücklich war und mir wünschte, daß die Fahrt recht lange dauern möge. Es war schon dunkel, und da es ein

*) Pfefferminzschnaps.

wenig regnete, hatte der Kutscher auch die Außenleder heruntergelassen, so daß es niemand sah, daß ich ihre kleine arbeitsharte Hand in der meinen hielt. Darüber war sie gar nicht böse, nur einmal sagte sie leise: ‚Lassen Sie nur die Handschuhe nicht fallen.‘ Denn diese hielt sie in derselben Hand. Nachher hatten wir noch einen weiten Weg, und da wir in derselben Gegend wohnten, brachte ich sie nach Hause. Ich begreife noch heute nicht, woher ich die Kühnheit nahm, aber es war so einsam auf der Straße und vor ihrer Hausthür lag so ein tiefer Schatten, und es kam so ganz von selbst, daß wir uns beim Abschied küßten. Nachher konnte ich vor Glück lange nicht einschlafen.

„Seit diesem Tage betrachteten wir uns als miteinander verlobt, obwohl es noch niemand wissen durfte, da an eine Heirat noch lange nicht zu denken war. Denn ich hatte damals nur zwanzig Thaler monatlich. Aber wir waren beide noch sehr jung und konnten warten. Es war das Beispiel Jakobs, was mich veranlaßte, mir gleich sieben Jahre vorzunehmen. So lange hatte dieser gedient um Rahel und dann noch nicht einmal die Rechte bekommen. So war ich denn fleißig und sparte, soviel es bei dem knappen Gehalt möglich war. Doch dieses stieg allmählich und ich konnte bald mehr zurücklegen. Nach sieben Jahren hatte ich eine Einnahme von fünfhundert Thalern jährlich und über tausend hatte ich zurückgelegt. Wie das möglich war bei der knappen Einnahme, werden Sie kaum begreifen, aber ich brachte es fertig, indem ich jede unnütze Ausgabe vermied. Nun dachte ich, dürfte

ich es wagen, denn ich konnte nötigenfalls sogar auf eine Aussteuer verzichten. Ich war jetzt neunundzwanzig Jahre alt und meine Braut vierundzwanzig, das war ein gutes Alter zum Heiraten. Wir trafen uns jeden Sonnabend, wenn der Vater regelmäßig seinen Kegelklub besuchte und nicht vor elf Uhr nach Hause kam. Wir gingen dann spazieren, in der guten Jahreszeit vor dem Schönhauser Thor, wo die Windmühlen stehen und noch Kornfelder sind, im Winter aber in der Stadt und unterhielten uns von der Zukunft. Als ich ihr nun bei solcher Gelegenheit sagte, daß ich nächstens kommen wolle und mit ihrem Vater sprechen, da erschrak sie doch sehr. ‚Wenn es nur gut abläuft,‘ meinte sie, ‚er hat solchen Stolz als Hausbesitzer.‘ Das war nun eigentlich gar nicht nötig, denn er gehörte damals noch zu der Sorte, denen jede leerstehende Wohnung schlaflose Nächte macht und die von dem geringen Ueberschuß, der ihnen nach Auszahlung der Hypothekenzinsen bleibt, sich mühsam durchbringen. Er hatte einen einträglichen kleinen Grünkramhandel betrieben und machte es wie viele in Berlin. Als er eben so viel erworben hatte, daß er die notwendige Anzahlung leisten konnte, kaufte er ein Haus und setzte sich damit zur Ruhe, ging in einem blau flanellenen Schlafrock, einer gestickten Hausmütze und auf Filzparisern mit einer langen Pfeife herum und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er seine Mieter höher schrauben könne.

„Ich faßte aber dennoch Mut, ging mit großem Herzklopfen zu ihm und trug ihm mein Anliegen vor,

was mir nicht leicht wurde, denn er betrachtete mich die ganze Zeit über mit schrecklichen Blicken und wurde immer röter vor Wut und paffte fürchterlich aus seiner langen Pfeife. Dann brach er los und gab es mir: Wenn er seine Tochter jemandem geben wolle, dann wäre die Aussteuer seine Sache. Mit meinen sechs Dreiern die einzige Tochter von einem Hausbesitzer zu angeln, das könnte mir wohl passen. Was ich denn weiter wäre als so 'n studierter Schlossergesell, der sich wunder was einbilde, wenn er sich Ingenieur schimpfen ließe. Und brauchte viele harte Worte, worauf ich nicht antworten konnte, wodurch seine Wut noch immer größer wurde. Vielleicht, wenn ich ihm in derselben Weise hätte antworten können, wäre die Sache noch zurechtgekommen, da mir das aber versagt ist, so redete er sich schließlich so in Zorn, daß er mich sozusagen hinauswarf. Das gute Mädchen hatte im Nebenzimmer alles gehört; sie drückte mir auf dem Korridor im Vorübergehen schnell die Hand und sagte: ‚Ich warte, ich warte auf dich und wenn es zwanzig Jahre dauert.‘

„Den Mut, noch einmal um sie anzuhalten, habe ich seitdem nicht wieder gefunden und wir warten noch immer. Am Sonnabend werden es nun fünfundzwanzig Jahre, seit wir uns an der alten Fischerhütte getroffen haben. Wir kommen noch immer jeden Sonnabend zusammen und gehen miteinander die alten Wege. Zu sagen haben wir uns nicht viel mehr, aber wir freuen uns doch, daß wir beieinander sind. Da mein Gehalt in dieser langen Zeit immer ein wenig stieg, so habe ich mir jetzt über zehntausend Thaler erspart und die

Aussteuer steht fix und fertig da, so daß wir jeden Augenblick heiraten könnten."

Der alte Gram schwieg, rührte wieder in seinem Glase und trank den Rest des kalt gewordenen Grogs aus. Der Regen prickelte einförmig auf dem Fensterblech, es war ganz dunkel geworden und nur die kleine Spiritusflamme unter dem leise singenden Kessel verbreitete einen matten Schein.

Ich dachte ihn zu ermutigen, wenn ich sagte: „Aber lieber Herr Gram, jetzt steht denn doch die Sache ganz anders. Sie haben ein sehr nettes kleines Vermögen und wenn Sie jetzt kommen würden ... Ihre Braut ist doch auch schon ziemlich alt — zweiundvierzig Jahre — da wird es doch am Ende hohe Zeit, wenn ..."

Obwohl ich es wegen der Dunkelheit nicht sehen konnte, so fühlte ich doch sozusagen das unbeschreibliche Grinsen, das ihm um die Lippen spielte.

„O ne, ne, ne!" sagte er, während er die Hand abwehrend in der Nähe seines Ohres schwenkte, „o ne, ne, ne! Bei dem Alten haben sich die Zeiten auch verändert. Sein Haus ist mächtig im Preise gestiegen, er hat es mit großem Vorteil verkauft und hat nun ein neues, sehr schönes Haus in guter Gegend und ist ein gemachter Mann mit 'ner dicken, goldenen Uhrkette und trinkt jeden Mittag seine Flasche Rotspohn. Wir sind noch ebensoweit auseinander als früher. Ne, ne, ne, wir warten, wir sind daran gewöhnt. Der Alte kann ja auch nicht ewig ... doch so was soll man ja nicht einmal denken."

⁂

Diese bemerkenswerten Geständnisse machte mir der alte Gram gerade um die Zeit, als ich meinen alten Freund Leberecht Hühnchen, der damals ebenfalls in der Gartenstraße wohnte, zum erstenmal wieder aufgesucht hatte. Als ich am folgenden Tage zufällig mit ihm zusammentraf, konnte ich nicht umhin, ihm die Geschichte dieser fünfundzwanzigjährigen Verlobung zu erzählen, da ich wußte, daß sie seiner Teilnahme gewiß sei.

„Die armen einsamen Menschen," sagte er, „sie haben alles in sich verschlossen und niemanden gefunden, der sich ihrer angenommen hätte. Solche Menschen müssen einen Freund haben, der für sie handelt. Ich will nicht Hühnchen heißen, wenn dieser Freund nicht jetzt gefunden ist. Aber was nun zunächst zu geschehen hat, das ist dir hoffentlich ebenso klar als mir, Teuerster! Was?" Dabei sah er mich an und leuchtete mit den Augen, wie nur er es konnte.

Da ich nicht ahnte, welchen kühnen Sprung sein findiger Geist wieder gemacht hatte und wo er hinaus wollte, so sagte ich gar nichts und blickte ihn nur verwundert an.

„Du weißt, was auf der Hülse meines Bureaubleistiftes eingegraben ist," sagte er dann, „mein Wahlspruch: ‚Man muß die Feste feiern, wie sie fallen!' Denkst du denn, ich werde mir die Feier einer silbernen Verlobung entgehen lassen? Ein Fest von ganz unbeschreiblicher Seltenheit, gegen das eine diamantene Hochzeit einfach verschwindet. Denke nur, welche Treue und Ausdauer dazu gehört — Gummielastikum ist ja

gar nichts dagegen. Soll dieser seltene Tag unbeachtet in den Orkus sinken? Nein, das sei ferne von mir."

„Ja," sagte ich sehr zweifelhaft, „aber wie und wo? Und wenn der alte Gram und seine Braut nicht wollen?"

„Das Wie laß meine Sorge sein," rief Leberecht Hühnchen, „und wo? Natürlich bei mir. Mir schwebt schon so was vor wie Engel mit goldenen Flügeln, italienische Nacht und Erdbeerbowle. Großartige Pläne durchkreuzen mein Gehirn. Und wenn sie nicht wollen, da müssen sie breit geschlagen werden. Du mußt dem alten Gram mit Sirenengesang so lange in den Ohren liegen, bis er mürbe ist. Denke doch nur, wie günstig die Sache liegt. Der bemerkenswerte Tag fällt gerade auf einen Sonnabend, wo das väterliche Ungetüm dem Gambrinus und dem Gott des Spieles (wie heißt er doch eigentlich?) opfert. Sollen die beiden guten Leute an diesem seltenen Festtage etwa wieder vor dem Schönhauser Thore zwischen prosaischen Kornfeldern und herzlosen Windmühlen herumspazieren? Nein, sie sollen diesen Abend verbringen unter freundlicher Teilnahme mitfühlender Seelen, sie sollen an diesem Abend wissen, daß sie nicht allein sind, und daß die innigsten Wünsche ihrer neuen Freunde gerichtet sind auf eine nahe Erfüllung ihres späten Glücks. Siehst du, so denk' ich mir das."

Obwohl ich sehr wohl die Schwierigkeit erkannte, den alten Einsiedler zu diesem Besuch bei völlig unbekannten Leuten zu bewegen, so wußte ich doch, daß

Hühnchen, wie man in Süddeutschland sagt, mich nicht auslassen würde, und machte mich, allerdings mit wenig Hoffnung, an die Arbeit. Ich fing die Sache mit der möglichsten Vorsicht an und umkroch das feste Lager seiner Vorurteile mit diplomatischer Schlauheit, wie ein Indianer auf dem Kriegspfade. Als ich ihn so weit hatte, daß er in der Theorie zugab, eine Feier dieser fünfundzwanzigjährigen Verlobung in befreundetem Kreise würde keine üble Sache sein, da änderte ich meine Taktik, als er meinte, dieser befreundete Kreis fehle leider, denn seine Braut und ich seien die einzigen Menschen, die nicht über ihn lachten. Da begann ich listig das Lob meines Freundes Hühnchen zu singen, von dem ich ihm schon vorher manches erzählt hatte. Ich schilderte ihm den Abend in Hannover, wo wir auf dem gebirgigen Sofa Thee tranken und uns für dreißig Pfennig einen vergnügten Abend machten, und weckte mit der Darstellung dieser freudigen Genügsamkeit einen Widerhall in seiner eigenen, bedürfnislosen Seele. Ich sprach von dem menschenfreundlichen Sinn der Familie Hühnchen und von dem ständigen Sonnenschein, der in ihr herrschte, ich schlug die Harfe zu ihrem Ruhm, so gut ich konnte, und schließlich rückte ich mit meinem Vorschlag heraus. Da fing aber der alte Gram an, sich mächtig zu wehren. Drei Tage lang kämpften wir miteinander und wohl hundertmal hörte ich in dieser Zeit sein abwehrendes: „O ne, ne, ne!“

Schließlich mußte ich doch Hühnchen zur Hilfe rufen. Wir spannen ein Komplott. Der alte Gram

wurde von mir auf das berühmte Stiefelknechtbeefsteak eingeladen, und als wir gerade im besten Schmausen waren, kam Hühnchen „ganz zufällig" drüber zu und war sehr erfreut, die werte Bekanntschaft zu machen. Ihm persönlich widerstand der alte Einsiedler keine Viertelstunde lang, vor diesem Sonnenschein schmolzen seine Bedenken wie Butter dahin, und nach kurzer Zeit erklärte er sich unter einem Grinsen, um das ihn der alte Luzifer selber hätte beneiden können, zu allem bereit.

*

Ich war der erste, der am Abend des fünfzehnten Juli, etwas vor der festgesetzten Zeit, acht Uhr, in Hühnchens Wohnung eintraf. Ich fand ihn allein, eifrig beschäftigt mit der Herstellung von Erdbeerbowle in einem mächtigen Glaspokal, der mir sonderbar bekannt vorkam, obwohl ich wußte, daß er als Bowlengefäß mir bis dahin noch nicht begegnet war. Er war hergestellt aus rot überfangenem Krystallglase. Nach einem bestimmten Muster waren in diesen roten Ueberzug Kreise eingeschliffen, die in dem darunterliegenden durchsichtigen Glase konkave Vertiefungen bildeten und alles, was sich ringsum befand, unzähligemal in komischer Verkleinerung widerspiegelten. „Setze dich, Teuerster!" sagte Hühnchen, „du mußt einstweilen mit mir allein vorlieb nehmen. Frau Lore ist in ihrem Atelier und dichtet Butterbröte. Keine derben Berlinischen Schinkenstullen, wofür Mutter Gräbert im Vorstädtischen Theater berühmt ist, nein, zarte mecklenburgische Laub=

blätter mit viel drauf und von einer Abwechslung, die nicht ohne Studium erreicht worden ist. Zwölf verschiedene Arten hat sie herausgebracht. Die Kinder sind aus geheimnisvollen Gründen überhaupt nicht sichtbar."

Ich grübelte immer noch über den sonderbaren Glaspokal nach — das Ding kannte ich doch. Mit einemmal wurde ich auf ein Plätschern aufmerksam, das aus einer dunklen Ecke tönte. Ich trat näher und fand dort eine Waschschüssel, in der zwei Goldfische schwammen, und in demselben Augenblick brach ich in ein schallendes Gelächter aus. Hühnchen erkannte sofort den Grund und machte eines von seinen allerpfiffigsten Gesichtern. „Allzeit erfindungsreich zu sein," sagte er, „ist die Haupteigenschaft eines guten Ingenieurs. Ein solch opulentes Gerät wie eine Bowle befindet sich nicht bei unserer einfachen Aussteuer. Jedoch besitzen wir dies köstliche Goldfischglas — die gute Tante Julchen vermachte es uns, es dient unseren Goldfischen zur pomphaften Wohnung. Ich denke, die bescheidenen und einfachen Tiere treten es uns für diesen feierlichen Zweck gerne ab. Sie sind zwar stumm, aber könnten sie sprechen, so würden sie, denke ich, sagen: O bitte, Herr Hühnchen, es soll uns eine Ehre und ein Vergnügen sein."

Ich war unterdes auf den Balkon hinausgetreten, auf dessen winzigem Raume Hühnchen seine Blumenzucht betrieb. An den Gitterstäben rankten Winden empor und rechts und links stand ein blühender Ole-

ander. An der Handleiste des Geländers waren durch Drähte eine Reihe von Töpfen mit Linaria cymbalaria angebracht, deren blühende Ranken weit herniederhingen. Daß diese genügsame Felsenpflanze Hühnchens Liebling war, konnte man sich wohl erklären; sie, die aus der kümmerlichsten Mauerritze mit einer Fülle von zierlichen Ranken und niedlichen Blüten hervorquillt, war ein Bild seines eigensten Wesens. Jedoch dies alles war mir bekannt und fiel mir nicht auf, aber neu waren mir zwei kleine, bunte Papierlaternen, die an den Oleandern hingen. Hühnchen stand plötzlich hinter mir: „Vorbereitungen zur italienischen Nacht!“ sagte er. Er wollte noch mehr Erklärungen geben, wurde aber unterbrochen, da Frau Lore mit einer mächtigen Schüssel aus der Küche kam, auf der eine gewaltige Kuppel der verschiedenartigsten Butterbröte prangte, während zugleich die Thürglocke ging und den alten Gram mit seiner Jubelbraut ankündigte. Mit rührender Herzlichkeit wurden sie von den beiden guten Leuten empfangen, so daß die erste Befangenheit sich bald verlor. Der alte Gram war in einen etwas fadenscheinigen, aber wohlgebürsteten, schwarzen Anzug gekleidet, der schon vor zehn Jahren nicht mehr modern war, und grinste ungemein; seine Braut, ein schüchternes, ältliches, unscheinbares Wesen, trug ihr „Schwarzseidenes“, dem man ansah, daß es schon wer weiß wie oft durch irgend eine kleine, geschickte Aenderung in bescheidener Weise den Ansprüchen der Mode gefolgt war. Mit großer Mühe wurde das Brautpaar auf den Ehrenplatz genötigt; Hühnchen war unter-

des verschwunden. Nach kurzer Zeit kam er zurück und ließ die Thür zum Nebenzimmer hinter sich auf. Frau Lore hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte etwas Feierliches, das Brautpaar sah ängstlich und erwartungsvoll aus. Dann traten Hühnchens Kinder ein. Hans und Frieda, im Alter von sechs und fünf Jahren. Sie trugen lange, weiße Gewänder und goldene Flügel, die der erfindungsreiche Hühnchen sehr künstlich aus Pappe und Goldbronze angefertigt hatte, und stellten, wie sie nachher selbst verkündigten, die Liebe und die Treue dar. Die Liebe trug einen roten Gürtel und einen Rosenkranz, die Treue einen blauen und einen Kranz von Vergißmeinnicht. Sie sprachen mit ihren frischen Kinderstimmen einige wohlgemeinte Verse von Liebe und Treue, die immer bei einander sein müßten und die sich hier bewährt hätten durch fünfundzwanzig Jahre. Sie wären gekommen auf goldenen Flügeln von ihren himmlischen Höhen, um diesen guten Menschen selber zu danken und ihnen den baldigen Lohn zu wünschen für geduldiges Ausharren in Liebe und Treue, und brächten als ein Zeichen ihrer höchsten Gunst der Braut den Kranz und dem Bräutigam den Strauß von Immergrün. Möge er sich bald in zartblühende Myrten verwandeln und dereinst nach weiteren fünfundzwanzig Jahren in echtem Silberglanze schimmern.

So zählten die beiden Kinder ihre Verse gewissenhaft ab und blieben nicht einmal stecken, was Hühnchen sichtlich mit großem Stolze erfüllte. Der alte Gram aber bot einen wunderlichen Anblick dar, denn

diese kleine Huldigung hatte ihn überrumpelt und er war ihr sichtlich nicht gewachsen. Während er die Hand seiner Braut unausgesetzt streichelte, starrte er krampfhaft vor sich hin, und unter seiner Brille hervor rannen wie kleine, runde Perlen, eine hinter der anderen, die Thränen über seine Wangen, und dazu lächelte er so fürchterlich ironisch, wie noch nie in seinem ganzen Leben.

Nachher war es hübsch zu sehen, wie die beiden verkümmerten, ältlichen Leute jeder eins der hübschen Engelskinder auf den Schoß nahmen und mit welken Lippen die festen Rosenmündchen küßten und lieb mit ihnen waren, so gut sie es vermochten.

Dann aber, nachdem der innere Mensch sein Teil erhalten hatte, kam der äußere an die Reihe, und dem Inhalt des Goldfischglases und den von Frau Lore köstlich „gedichteten" Butterbröten ward alle Ehre angethan. Als es dunkelte, zündete Hühnchen heimlich seine beiden Papierlaternen an, und wir genossen die Reize der italienischen Nacht. Dabei kam noch ein von Hühnchen gemaltes Transparent zum Vorschein, zwei Herzen an einen höchst dauerhaften Pfeil gespießt, darüber eine große 25 und darunter das mathematische Zeichen der Unendlichkeit ∞. „Sehr sinnreich! Was?" meinte Hühnchen zu mir.

Der alte Gram wurde ganz ausgelassen und gesprächig. Zum erstenmal in seinem Leben war er mit seiner alten Liebe unter freundlichen, teilnehmenden Menschen, und sein einsames, verschüchtertes Gemüt schwelgte in der für ihn so seltenen Empfindung, die

durch das Goethesche Wort ausgedrückt wird: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“ Unausgesetzt rieb er leise seine knochigen Hände umeinander, und sein ständiges ironisches Lächeln bekam einen deutlichen Stich ins Liebenswürdige. Als Hühnchen eine kleine komische Rede hielt, lachte er sich fast um Verstand und Besinnung und in der Freude seines Herzens trank er, um doch etwas zu thun, vielleicht öfter, als er es gewohnt war, sein Glas leer. Er brachte sogar eine ganz manierliche kleine Rede auf die Familie Hühnchen zu stande, wobei er sich zum Schluß allerdings ein wenig verhedderte, sich aber durch einen kühnen Sprung in ein plötzliches dreimaliges Hoch glücklich rettete.

Zuletzt, als der Pegelstand in dem Goldfischglase sich sehr bedenklich dem Nullpunkte näherte, wurde er gerührt, und dann übermannte es ihn. Plötzlich legte er den Kopf auf den Tisch und fing an, ganz erbärmlich zu schluchzen. Die erschrockene Braut fragte verwundert: „Johannes, was ist dir?“ Hühnchen sprach zu ihm und versuchte ihn zu begütigen, allein anfangs war nichts aus ihm herauszubringen. Endlich schluchzte er mühsam hervor: „Daß es — daß es — so gute — so gute — Menschen giebt.“

Es gelang uns, ihn allmählich zu beruhigen, doch fand er seine Heiterkeit nicht wieder, er blieb ein Gemisch aus Wemut und Scham, und selbst das stereotype Lächeln, das ihn, wie ich glaube, sonst auch im Schlafe nicht verließ, war verschwunden.

Jedoch die Zeit war abgelaufen, die der Jubel-

braut zur Verfügung stand, und unter gerührtem Dank und vielen Händedrücken entfernte sie sich mit ihrem leidlich getrösteten, aber noch sehr weich gestimmten Johannes.

„So, das war der erste Streich und der zweite folgt sogleich!" sagte Hühnchen und rieb sich befriedigt die Hände. „Ich denke, ehe acht Tage vergehen, werden wir schon ein Stück weiter sein. Ich plane große Dinge und kühne Thaten. Doch das ist einstweilen noch Geheimnis. Zunächst wollen wir den Goldfischen wieder zu ihrem Rechte verhelfen."

Somit tranken wir unter heiteren Gesprächen und in behaglicher Wiederholung der Hauptmomente dieses seltenen Festes den Rest der Bowle aus, und nachdem wir den freudig plätschernden Goldfischen ihre rechtmäßige Wohnung wieder eingeräumt hatten, begab ich mich sehr befriedigt von diesem Abend durch die warme Sommernacht nach Hause.

⁎

Es war an einem Sonntagnachmittag, acht Tage später, als Hühnchen plötzlich in meine Wohnung gestürmt kam, ganz rot vor freudiger Aufregung. „Weißt du, wie mir zu Mut ist?" sagte er. „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! Ja, wenn ich nicht wüßte, daß solches dir entsetzlich ist, würde ich dir einen furchtbaren Kuß geben. Sie haben sich! Sie kriegen sich! Und ich allein habe es

gemacht. Ich komme soeben her. In den Armen liegen sich beide, und weinen vor Schmerzen und Freude. Und selbst das alte Ungetüm von Vater schnuckte ganz gerührt. Er ist übrigens gar nicht so schlimm, wie der alte Hasenfuß ihn sich immer gedacht hat. Ich glaube, wäre er ihm nur früher ordentlich zu Leibe gegangen, so säße er längst im warmen Nest und hätte sieben Kinder oder mehr. Doch ich will nach der Reihe erzählen. Ich kenne nämlich einen von den alten Hechten aus dem bewußten Kegelklub. Von dem ließ ich mich für gestern abend einschmuggeln mit der Absicht, mich an den widerborstigen Hausbesitzer und Brautvater heranzuschlängeln. Das gelang mir auch. Ich hatte mich auf eine Anzahl von meinen besten und lustigsten Geschichten eingeübt, die gab ich ihm so nach und nach zum besten und gewann seine Gunst dadurch. Er lachte darüber, daß er beinah den Schlag kriegte, und hatte die Gnade, zu bemerken, ich sei die ‚putzigste Kruke', die ihm jemals vorgekommen sei. Ja, ich zog meine gemeinsten Saiten auf und bewunderte den Verstand und die Umsicht, mit der er es zum Hausbesitzer in einer so vornehmen Gegend gebracht habe. Ich ließ zart durchblicken, daß Hausbesitzer in meinen Augen ungefähr so etwas wie Halbgott bedeute. Er fing an, mich für einen sehr verständigen Menschen zu halten und schenkte mir immer mehr sein Vertrauen. Ich mußte mit von seiner Weißen trinken, und er bestellte mir eine Strippe*)

---

*) Einen Schnaps.

dazu. Zuletzt hatten wir uns so angefreundet, daß ich ihn nach Hause begleitete. Das war es, was ich erreichen wollte, denn ich wußte, er hatte einen ziemlich weiten Weg, auf dem sich manches sagen ließ. Er stützte sich auf meinen Arm und schurrte langsam auf seinen Zeugschuhen neben mir her. ‚Sie haben noch junge Beene,‘ sagte er, ‚mit meine ollen Stelzen will et ooch nich mehr recht.‘ Dies brachte mich auf körperliche Pflege, und ich fragte nach seiner Familie. ‚Meine Olle is schon seit neinundzwanzig Jahre dot — ick habe bloß eene Dochter, die wart't mir uff.‘ ‚Nicht verheiratet?‘ fragte ich. ‚Nee,‘ sagte er, ‚se is wohl nich for de Mannsleute. Anträge hat se ja gehatt, aber se wollte ja nich. Vor lange Jahre war mal eener bei mir, so'n Inschenjör, den mochte se, aber er hatte nischt. Schien mir 'ne olle Nulpe zu sind, denn als ick 'n bißken deutsch mit ihn redete, da that er 't Maul nich mehr uff und lief weg und kam nich mehr wieder. Und nu is meine Dochter schon in 't olle Register.‘ ‚Wie hieß der Mann?‘ fragte ich. ‚Nu, et war so wat wie Kummer.‘ ‚Vielleicht Gram?‘ fragte ich. ‚Richtig, Jram!‘ sagte er, ‚nu det is ja Hose wie Jacke.‘ ‚Den Mann kenn' ich,‘ erwiderte ich, ‚ein sehr ordentlicher und sparsamer Mann, hat sich von seinem Gehalt seit jener Zeit über zehntausend Thaler gespart.‘ ‚Zehndausend Dhaler is nich ville,‘ meinte er, ‚aber et is wat.‘ Ich ließ nun einstweilen den alten Gram fallen und sprach mein höchstes Bedauern darüber aus, daß seine Tochter nicht verheiratet sei, verbreitete mich mit wahrhaft glänzender Bered-

samkeit über die Bestimmung des Weibes und schilderte Großvaterfreuden in dem glänzendsten Lichte. Der Alte knurrte bloß. Endlich sagte er, als ich gar nicht nachließ: ‚Ja, det is nu allens janz scheen, aber wat nich is, det is nich.‘ ‚Aber es kann noch werden!‘ rief ich begeistert, nahm einen mächtigen Anlauf und ging mit Hurra vor. Mit übernatürlicher Geschicklichkeit, die mich heute noch mit Staunen füllt, brachte ich ihm alles bei und ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, so hageldicht fielen meine Beweisgründe. Ich traf mindestens zwanzig Nägel auf zwanzig Köpfe. Dann merkte ich, wie es bei ihm mit Grundeis ging. Endlich knurrte er: ‚Zehndausend Dhaler sind nich ville, aber et is wat. Un de Betty hat schonst det vierte Mal jenullt. — 'ne olle Nulpe is er aber doch!‘

„Das war die weiße Fahne, und ich zögerte nicht, die Kapitulationsbedingungen festzustellen. Erst wollte er sich noch lange besinnen und Bedenkzeit haben, aber damit kam er nicht durch. ‚Fünfundzwanzig Jahre und eine Woche haben die jungen Leute gewartet,‘ sagte ich, ‚das ist genug.‘ Und so haben wir denn heute vormittag alles abgemacht. In vier Wochen ist Hochzeit! Hurra!“

⁂

Und in vier Wochen war wirklich Hochzeit, wir sind beide dabei gewesen. Und jetzt, da ich dies schreibe,

ist der „alte Gram“ wirklich der alte Gram und durch seine Tochter schon Großvater, und sein Sohn besucht das Polytechnikum. Und nächstes Jahr wollen wir seine silberne Hochzeit feiern. Ich denke, wir wollen dann ebenso lustig sein, wie bei der silbernen Verlobung.

Die Weinlese.

Unterdes ist es Leberecht Hühnchen recht gut gegangen. Er hat seine Stellung in der Fabrik vor dem Oranienburger Thor mit einer solchen an einer Eisenbahn vertauscht und bei dieser Gelegenheit eine Verbesserung seines Gehaltes erfahren. Zudem ist ihm ganz unerwartet eine kleine Erbschaft zugefallen, welchen Umstand er sofort benutzt hat, einen langjährigen Lieblingsplan auszuführen, nämlich sich ein eigenes Haus mit einem Gärtchen dabei anzuschaffen. Im letzten März kam er eines Tages zu mir und ging nach der ersten Begrüßung, ohne weiter etwas zu sagen, die Daumen in die Aermellöcher seiner Weste gesteckt, im Zimmer auf und ab, indem er sich sichtlich ein gespreiztes und geschwollenes Ansehen zu geben suchte. Nachdem ich eine Weile mit Verwunderung diesem Treiben zugesehen hatte, stellte er sich breitspurig vor mich hin und fragte, indem er mit leuchtenden Augen mich triumphierend anblickte: „Bemerkst du gar nichts an mir?“

„Es scheint mir,“ sagte ich, „daß du sehr gut gefrühstückt hast.“

„Nicht im geringsten,“ sagte er, „aber bemerkst du nicht etwas Wohlhabendes, ja fast Protzenhaftes an mir? Sieht man mir nicht auf hundert Schritte an, daß ich Grundeigentümer und Hausbesitzer bin?“

Ich war ganz erstaunt über diese unerwartete Thatsache.

„Ja, es ereignen sich wunderliche Dinge,“ sagte er, stellte sich vor den Spiegel und nickte seinem Bilde wohlwollend zu: „So sieht man also aus?“ fuhr er fort. „Hier unterhalb fehlt's noch. Eine gewisse wohlhabende Rundung des Bäuchleins scheint mir das zu sein, wonach ich zunächst zu streben habe. Auf dieser Grundlage würde dann eine goldene Uhrkette von hinreißender Wirkung sein.“

„Vor allen Dingen befriedige meine Neugier,“ sagte ich, „was hat dies zu bedeuten?“

„Weiter nichts,“ war die Antwort, „als daß ich mir gestern in Steglitz ein Haus gekauft habe mit einem Garten. Ein reizendes Häuschen. Es ist zwar nur klein, aber sehr niedlich. Du mußt nicht denken, daß es eine sogenannte Villa ist — Säulen und Karyatiden und ornamentales Gemüse sind gar nicht daran. Ich hab's von einem Schuster gekauft, der nach Amerika geht. Es riecht darin ziemlich nach Leder und Pech, aber das gibt sich, wenn ich es erst tapeziert habe. Der Garten ist entzückend, das heißt wie ich ihn mir denke, wenn ich ihn erst bepflanzt habe; denn augenblicklich ist gar nichts drin als ein kleiner Nußbaum und ein Birnbaum. Der Schuster schwört, es seien Bergamotten. Am Hause ist ein junger Weinstock,

der im vorigen Jahre, wie mir derselbe Mann unter Flüchen beteuerte, bereits sieben Trauben ‚von eine jute, süße Sorte‘ getragen hat. Denke dir, das wächst alles und vermehrt sich. Stelle dir vor, was ich an Obst dazu pflanzen werde, natürlich nur die edelsten Arten, denn der Platz ist kostbar. Was meinst du zu einem Mistbeet? Würdest du es für einen unverantwortlichen Luxus halten, wenn ich Melonen züchtete?

„An die Schattenseite des Hauses wird Epheu gepflanzt, an die Westseite Rankrosen. Schließlich soll es ganz besponnen und berankt sein, wie es immer in den Geschichten vorkommt, wenn die Dichter ein idyllisches Glück schildern wollen. Oben liegt eine Giebelstube mit der Aussicht auf den Garten, wunderbar geeignet für eine alte Dame, die Blumen malt, oder einen Junggesellen, der Verse macht. Dieses Zimmer wollen wir vermieten. Es soll uns einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Verzinsung des hineingesteckten Kapitals liefern. Am ersten April wird eingezogen. Lore und die Kinder sind fast außer sich vor Entzücken. Siehst du, das ist die große Neuigkeit.“

Ich suchte, so gut ich es vermochte, an dem Entzücken des lieben Freundes teilzunehmen und gab das Versprechen ab, nach geschehener Einrichtung dies gepriesene Idyll zu besichtigen. Eines Sonntags am Ende des April fuhr ich zu diesem Zwecke nach Steglitz und ward mit großer Freude von der Familie Hühnchen begrüßt. Wie ich mir schon gedacht hatte — es war ein kleines erbärmliches Häuschen, aber, was die Leute draus gemacht hatten, das war wunderbar.

Unten enthielt es außer einem kleinen Vorraum eine winzige Küche und drei Zimmer, deren eines aber so eng wie ein Vogelbauer war und lebhaft an Hühnchens Schlafzimmer in Hannover erinnerte, woselbst er sich die Stiefel nicht anziehen konnte, ohne die Thür zum Nebenzimmer zu öffnen. In dieses Stübchen führte mich Hühnchen zuerst und zwar mit besonderer Wonne.

„Siehst du, lieber Freund,“ sagte er, „alle Früchte reifen allmählich an dem Baume der Erfüllung und fallen einem lieblich in den Schoß. Mein langjähriger Wunsch, seit ich verheiratet bin, ein Stübchen ganz für mich zu haben, ist nun auch erfüllt.“

Ich schaute in dem kleinen Raum umher. Vor dem Fenster stand ein Tisch mit grünem Stoff bis zum Fußboden behangen und füllte die ganze Breite des Zimmers aus. Zwei Stühle und ein Bücherbrett waren sämtliche übrigen Möbel — mehr war auch nicht gut unterzubringen. An der Wand, dem Bücherbrett gegenüber, hingen „anmutig gruppiert“, wie Hühnchen sich ausdrückte, die Photographien einer Lokomotive, die Bilder seiner Eltern und vieler Freunde. Das technische Museum, den Ahnensaal und den Freundschaftstempel nannte er das. Jetzt deutete er mit einer listigen Verschlagenheit in Blick und Wesen auf den grün behangenen Tisch, der mit Schreibutensilien und Büchern bedeckt war, und sagte:

„Sieht dieses Möbel nicht merkwürdig opulent und fast prunkvoll aus — nicht wahr? Eine gewisse erhabene Großartigkeit kommt darin zum Ausdruck?“

Ich bestätigte dies lächelnd.

„Blendwerk der Hölle!“ sagte Hühnchen, hob die Decke empor und sah mich triumphierend an. Es zeigte sich, daß dieser Tisch weiter nichts war, als eine große Kiste, mit der Oeffnung nach vorn auf die Seite gelegt.

Wir besichtigten dann die anderen Räume der Wohnung, und ich fand alles so behaglich, freundlich und sauber, wie es mit den einfachen Möbeln nur erzielt werden konnte. Dann ging's in den Garten. Es war unglaublich, was auf diesem kleinen Raum alles gesäet und gepflanzt war. Dort befand sich ein Kartoffelfeld in der Größe von vier Quadratmetern und außerdem alle nur denkbaren Küchengewächse auf Beeten von den winzigsten Dimensionen.

„Ich habe vor allen Dingen eine große Reichhaltigkeit der Bebauung angestrebt,“ sagte Hühnchen, „in dieser Hinsicht soll der Garten ein Glanzpunkt dieser Besitzung werden.“

Er zog ein Papier aus der Tasche und breitete es vor mir aus: „Der Bebauungsplan!“ sagte er wichtig. „Wird alljährlich angefertigt, um einen rationellen Fruchtwechsel beobachten zu können.“

In verschiedenen zarten Farben waren dort alle Beete verzeichnet und mit zierlicher Rundschrift bei jedem die Art der Bepflanzung angemerkt. Bei dem Nußbaum, der durch einen kleinen grünen Kreis angedeutet war, sah ich ein schwarzes Viereck mit der Ueberschrift: „Hänschen.“

„Was ist das?“ fragte ich.

„Dort liegt Hänschen begraben,“ antwortete Hühnchen, „unser guter Kanarienvogel. Er muß sich beim

Umzug erkältet haben, denn gleich nachher blies er sich auf und kränkelte. Lore will gehört haben, daß er gehustet hat, allein das ist wohl ein Irrtum. Er hatte übrigens stets eine zarte Gesundheit. Kurz vor seinem Tode hat er noch einmal ganz leise gezwitschert und gesungen wie im Traum. Dann fiel er plötzlich von der Stange und war tot. Es muß Herzschlag gewesen sein oder so was. Wir haben ihn sehr feierlich begraben. Zuerst war er ausgestellt auf rosa Watte in einer Schachtel mit Schneeglöckchen. Nachher, als die Kinder ihn hinaustrugen, hat Lore einen Trauermarsch gespielt. Hier ist sein Denkmal."

Wir waren unterdes an den Nußbaum gelangt und es zeigte sich dort ein flacher Stein mit der Inschrift: „Hänschen." Eine kleine dünne Epheuranke war daneben gepflanzt.

Wir besichtigten den Garten weiter. Die Abteilung für Obst zeigte einen Zuwachs von sechs Stachelbeerbüschen in sechs verschiedenen Sorten; Johannisbeerbüsche waren in derselben Fülle vorhanden, während Himbeersträucher in der stattlichen Anzahl von zwölf Exemplaren sich den Blicken zeigten.

„Diese beiden neu gepflanzten Bäume betrachte mit Ehrfurcht," sagte Hühnchen, „Gravensteiner und Napoleonsbutterbirne." Das letzte Wort sprach er in einem gastronomischen Schmunzeln aus, als zerginge ihm schon jetzt diese saftige Frucht auf der Zunge.

Zum Schluß, nachdem ich das Gebirge, ein Etablissement aus sechs Feldsteinen, und den Teich, eine eingegrabene Tonne zum Auffangen des Regenwassers,

bewundert hatte, ward ich auf ein Blechgefäß aufmerksam, das sich oben auf der bis jetzt nur aus kahlen Latten bestehenden Laube befand. Ich erkundigte mich danach.

„Bassin für die Wasserkunst,“ sagte Hühnchen, „die Anlage ist noch im Werden begriffen. Wenn du uns später einmal wieder besuchst, werden wir zur Feier des Tages die großen Wasser spielen lassen. Dies wird dem Ganzen eine besondere und festliche Weihe verleihen!“

*

Im Laufe des Frühlings und Sommers kam ich mit Hühnchen nicht wieder zusammen. Am Ende des Septembers aber erhielt ich von ihm einen Brief folgenden Inhalts:

Steglitz, den 28. September 1881.
Villa Hühnchen.

Herr und Frau Hühnchen geben sich die Ehre, Sie zum Sonntag, den 2. Oktober, nachmittags 5 Uhr, zur Weinlese einzuladen.

Programm.

1. Begrüßung der Gäste.
2. Besichtigung der Gartenanlagen und der Menagerie.
3. Eröffnung der Weinlese durch einen Böllerschuß.
4. Weinlese und Nußpflücken.
5. Festzug der Winzer.

6. Feuerwerk.
7. Festessen.
8. Musikalische Abendunterhaltung und Tanz.

U. A. w. g.

Daß ich zusagte, war selbstverständlich. Außer mir war nur noch ein Gast geladen, nämlich eine würdevolle ältere Dame, die die Giebelstube gemietet hatte und dort von den Zinsen eines kleinen Vermögens und der Erinnerung an eine glanzvolle Jugend zehrte. Es war eine steife, anspruchsvolle Person, die, sobald man sich nicht genügend mit ihr beschäftigte, einen Dunst von Vernachlässigung und Kränkung um sich verbreitete.

„Sie hat bessere Zeiten gesehen," flüsterte Hühnchen mir zu. „Sie stammt aus einer reichen Familie, die aber später verarmt ist. In ihrer Jugend hat sie von silbernen Tellern gespeist. Sie hätte sich fünfmal vorteilhaft verheiraten können — einmal sogar mit einem Grafen — aber sie hat nicht gewollt. Sie hat schwere Schicksale erlitten und ist dadurch etwas muffig und säuerlich geworden, aber wir behandeln sie mit Schonung — natürlich — wie du dir wohl denken kannst."

Den Garten zeigte mir Hühnchen mit großem Stolz. Die Wasserkunst war fertig und erwies sich als ein kleiner fadendünner Springbrunnen von fast ein Meter Höhe, der sein Gewässer in eine mit bunten Steinchen ausgelegte Schale ergoß.

„Leider ist er ein wenig asthmatisch," sagte Hühnchen, „denn sein Bassin ist nur klein und muß alle

halbe Stunde gefüllt werden. Aber es sieht doch opulent und festlich aus."

Am Weinstock waren in diesem Jahre fünfzehn Trauben gewachsen, und der Nußbaum trug einundzwanzig Früchte.

„Eigentlich sind es fünfundzwanzig gewesen," sagte Hühnchen, „allein drei sind vorher abgefallen, und eine war auf unbegreifliche Art verschwunden. Aber noch am selben Abend, als Lore den Kindern, die schon im Bett lagen, gute Nacht sagte, fingen beide an unermeßlich zu schluchzen und gestanden unter vielen Thränen, wo die Vermißte geblieben war. Hans hatte, getrieben vom Dämon der Genußsucht, sie unterschlagen und dann Frieda zur Teilnahme an dieser Unthat verführt. Sie waren mit ihrem Raub auf den Boden gegangen und hatten ihn dort gemeinschaftlich verzehrt."

Wir gelangten nun an den Birnbaum. „Hier ist eine schmähliche Täuschung zu verzeichnen," sagte Hühnchen; „der Schuster hat sich als ein Lügenbold erwiesen, denn anstatt Bergamotten hat dieser Baum ganz gemeine Kräuterbirnen hervorgebracht. Den Kindern hat es jedoch viel Vergnügen bereitet, denn sie schätzen diese harmlose Frucht ungemein."

Nach Besichtigung der Menagerie, in der die Säugetiere durch ein schwarzes Kaninchen, die Vogelwelt durch einen jungen Star ohne Schwanz und die Amphibien durch einen melancholischen Laubfrosch vertreten waren, führte mich Hühnchen in einen schattigen Winkel des kleinen Gärtchens, woselbst ein Hügel aus Erde, Unkraut, halb vermodertem Strauchwerk, Laub

und Küchenabfällen zusammengesetzt, sich meinen Blicken zeigte.

„Diese Einrichtung bitte ich mit Ehrfurcht zu betrachten," sagte er, „denn hier schlummert die Zukunft. Dies ist nämlich der Komposthaufen. Kraft und Milde, Süßigkeit und Würze liegen hier begraben, um in späteren Jahren glanzvoll zur Auferstehung zu gelangen und als köstliches Gemüse oder süße Frucht uns zu nähren und zu laben."

Die Kinder kamen jetzt, jedes mit einem Körbchen und einer Schere ausgerüstet, aus dem Hause, und wir begaben uns in die Laube, woselbst auf dem Tische eine kleine Kinderkanone aus Messing bereits geladen unserer harrte. Hühnchen entzündete feierlich ein Stückchen Feuerschwamm, das an einem Stöckchen befestigt war, und feuerte mit großem Geschick diesen festlichen Böller ab. Er gab einen kleinen zimperlichen Knall von sich, und die Weinlese begann. Bei dem stürmischen Eifer der kleinen Winzer war sie in einer halben Minute beendigt. Auch das festliche Nußpflücken nahm nicht mehr Zeit in Anspruch. Hühnchen nahm nun eine kleine Blechpfeife aus der Tasche, stellte sich an die Spitze seiner Nachkommenschaft und hielt einen feierlichen Umzug durch den Garten, wozu er einen herzbewegenden Marsch in einer verkehrten Melodie nach einem falschen Tempo blies. Nachdem dieser Umzug beendet und die eingesammelten Früchte abgeliefert waren, machte sich Hühnchen an die Vorbereitungen zum Feuerwerk, da die Dunkelheit bereits hereingebrochen war. Nach einer erwartungsvollen Pause ward

es durch einen der bereits bekannten Böllerschüsse eingeleitet. Der erste Teil bestand aus einem großartigen Sprühteufel, an den mindestens für fünfundzwanzig Pfennig Pulver verschwendet war. Den größten Effekt machte aber der zweite Teil, die bengalische Beleuchtung des Springbrunnens, eine Nummer, die einstimmig da capo begehrt wurde. Diesem ehrenden Verlangen konnte aber keine Folge gegeben werden, weil das Pulver alle war. „Ohne Rakete ist die Sache eigentlich nur halb, allein das geht wegen der Nachbarschaft nicht,“ sagte Hühnchen dann, „aber ich verstehe mich herrlich auf eine ganz gefahrlose Sorte.“

Damit steckte er einen Finger in den Mund und machte so täuschend das Geräusch einer steigenden und platzenden Rakete nach, daß wir in die Hände klatschten und bewundernd „Ah!“ riefen, wie die Leute zu thun pflegen, wenn der bunte Sternenregen leuchtend hervorblüht. Natürlich immer mit Ausnahme der steifen alten Jungfer mit der glänzenden Vergangenheit. Diese saß wie eine feierliche alte Mumie da und sah unergründlich aus.

Das Abendessen war dem glanzvollen Verlaufe dieser Festlichkeit vollkommen angemessen. An jedem Platze lag ein fein beschriebenes Kärtchen mit folgendem Inhalt:

Menu.

1. Speisen.

Pellkartoffeln mit Hering. Dazu Zwiebeln und Speck. (NB. Kartoffeln und Zwiebeln eigenes Wachstum.)

Kartoffelpfannkuchen mit Johannisbeeren. (NB. Spezialität der Frau Hühnchen.)

*

Butter und ganz alter Berliner Kuhkäse.

*

Weintrauben, Walnüsse. (Eigenes Wachstum.)

*

2. Getränke.

Doppelkümmel von Gilka und Bier aus der weltberühmten Brauerei des Herrn Patzenhofer in Berlin.

*

Gewürzt war dies köstliche Mahl durch die außerordentlichsten Tischreden von Hühnchen und in der ersten Pause durch den gemeinschaftlichen Gesang des schönen Liedes von Matthias Claudius:

„Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten?“ . . .

Mit besonderem Nachdruck ward die letzte Strophe von Hühnchen hervorgeschmettert:

„Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Weib und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.“

Die alte Dame saß wiederum steif und unverstanden da, benutzte aber die Ablenkung der allgemeinen Aufmerksamkeit dazu, mit merkwürdiger Gewandtheit

heimlich einen Kümmel zu trinken. Als ich danach ihre rötliche Nasenspitze, die einzige farbige Abwechslung in ihrem langen, grauweißlichen Gesichte, betrachtete, mußte ich im stillen mit dem vortrefflichen Menschenkenner Wilhelm Busch denken:

„Es ist ein Brauch von alters her:
Wer Sorgen hat, hat auch Likör!"

Wir gelangten allmählich zu den Früchten, und hier muß ich über einen Akt der Verschwendung berichten, den ich in diesem Hause nicht erwartet hatte. Hühnchen ließ sich darüber, als die letzte Traube von der Schüssel verschwunden war, in dieser Weise aus:

„Wie lange und sorgfältig hat nicht die Natur gearbeitet mit Frühlingsregen und Sommersonnenschein, um diese Trauben zu reifen. Monate gingen dahin, um diese milde Süßigkeit hervorzubringen, die nun in wenig Augenblicken verschlampampt wird. Aber das gefällt mir — es erhebt meine Seele und erfüllt mein Gemüt mit Genugthuung. Die Erde ist mein, und ich gebiete ihr. Was sie in sorglich langer Arbeit mühsam zeitigt, ist gerade gut genug, einen flüchtigen Augenblick lang meine Zunge zu ergötzen."

Dann kam das Tanzvergnügen. Frau Lore saß am Klavier und spielte einen altertümlichen Walzer, der der Brümmerwalzer hieß und sich seit Jahren in der Familie fortgeerbt hatte. Es war der einzige Tanz, den sie konnte. Die alte Dame nahm meine Aufforderung mit einem ungeheuren Knicks entgegen

und tanzte mit mir wie ein feierliches Lineal, während Hühnchen mit seinem Töchterlein erklecklich umherhopste. Als ich nach dem Tanze neben dem Fräulein saß, ward es etwas aufgeknöpfter, und während die beiden Kinder nun munter nach dem Takte des Brümmerwalzers herumsprangen, geruhte sie, mir allerlei anzuvertrauen.

„Die Hühnchens sind gute Leute,“ sagte sie, „aber wenn man sich zeitlebens in der besseren Gesellschaft bewegt hat, wie ich, da muß man sagen, sie haben keine Lebensart. Ich habe mir viel Mühe gegeben mit den Kindern, ihnen ein wenig gutes Benehmen, Anstand und Grazie beizubringen; aber hopsen sie da nicht wie die Bauernkinder? Und wie laut sie lachen. Ja, das liegt im Blut, das muß angeboren sein. Meine Schwester, die Ministerialrätin Ritzebügel, hat eine Tochter in gleichem Alter; aber welch ein Unterschied! Diese Tournüre und diese feinen Manieren, die das Mädchen hat — keine Hofdame hat ein besseres Benehmen. Als das Kind noch in der Wiege lag, da bewegte es die Händchen schon so, daß man nichts Graziöseres sehen konnte. Nie werden Sie das Mädchen laufen oder sonst etwas thun sehen, das sich nicht schickt.“

In diesem Augenblick rief mich Hühnchen, um mir seinen Plan zu zeigen für die Bewirtschaftung seines Gartens im nächsten Jahre.

„Entschuldige, daß ich eure Unterhaltung störe,“ sagte er; „aber das mit dem Plan ist nur ein Vorwand. Sieh mal, die alte Dame wird ewig von

Zahnschmerzen gequält. Ich habe heute schon mehrfach gesehen, daß sie mit leidendem Ausdruck die Hand an die Backe legt. Nun weiß ich, daß ein wenig Alkohol ein gutes Linderungsmittel für dies Leiden ist. Im Vertrauen gesagt, sie hat oben ein Schränkchen mit einigen großen Flaschen, aus denen sie von Zeit zu Zeit einen Eßlöffel voll gegen diese häßlichen Schmerzen nimmt. Ich möchte ihr das kleine Gläschen wieder füllen, das hinter ihr steht. Da ich nun weiß, sie hätte es nicht gern, wenn du dies sehen würdest — du weißt ja, wie so alte Damen sind — so habe ich dich da weggerufen. Siehst du, darum."

Dann schlich er sich leise hinterrücks herzu und füllte das Gläschen wieder. Als ich es nach einer Minute in Augenschein nahm, war es leer. Die Flasche stand aber in der Nähe, und ich bemerkte, daß Hühnchen sich noch öfter heimlich dort zu thun machte.

Schließlich ward die alte Dame noch ganz aufgeräumt, begab sich nach vielem Bitten an das Klavier und sang mit einem dünnen Stimmlein: „Ich grolle nicht," wozu sie das kleine, heisere Klavier gar erbärmlich wimmern ließ. Dies schien aber die Saiten ihres Innern allzu heftig zu bewegen, denn nachher ward sie sehr melancholisch und schluchzte erklecklich. Sie sagte, sie hätte niemals dieses Lied singen sollen, an das so traurige Erinnerungen geknüpft wären. Dann seufzte sie kläglich: „O, meine Jugend!" und ward schließlich von Frau Lore hinaufgebracht.

„Sie hat viel Trauriges erlebt," sagte Hühnchen,

und fügte dann mitleidig hinzu: „Das arme, alte, einsame Geschöpf!“

Da nun das reichhaltige Programm abgewickelt und die Zeit gekommen war, da der Zug nach Berlin abging, verabschiedete ich mich ebenfalls, und somit nahm das Fest der Weinlese bei Leberecht Hühnchen ein Ende.

Das Weihnachtsfest.

⁜

I. Die Einladung.

Ich hatte meinen Freund Leberecht Hühnchen sehr lange nicht gesehen, da traf ich ihn eines Tages kurz vor Weihnachten in der Leipziger Straße. Er hatte Einkäufe gemacht und war ganz beladen mit Paketen und Paketchen, die an seinen Knöpfen und Fingern baumelten und überall weggestaut waren, wo sich Platz fand, so daß er in seinem Ueberzieher ein höchst verschwollenes und knolliges Aussehen hatte und fast allen Begegnenden ein behagliches Lächeln auf die Lippen nötigte, denn um die Weihnachtszeit sieht man gern also verzierte Leute. Er freute sich unbändig, mich zu sehen, und sagte: „Wenn du Zeit hast, so begleite mich doch zum Potsdamer Bahnhof, daß wir noch ein wenig plaudern können.“ Ich that dies, und unterwegs zog er wie gewöhnlich alle Schleusen auf. „Ungewöhnliches hat sich ereignet im vorigen Sommer,“ sagte er, „ich bin unter die Bauherren gegangen und habe an mein Häuschen noch zwei Zimmer angebaut, eins oben und eins unten. Die ältere Dame mit

den Zahnschmerzen und der vornehmen Vergangenheit mußte deshalb ausziehen, aber dafür haben wir jetzt in der vergrößerten Wohnung etwas ganz Glanzvolles eingetauscht, nämlich einen wirklichen Major a. D. Dieser hat eine kleine Stellung bei der Bahn und ist mit allerlei Talenten ausgerüstet. Besonders gern erzählt er kleine Geschichten aus seiner militärischen Vergangenheit, die merkwürdig reizvoll sind dadurch, daß sie niemals eine Pointe haben. Denke dir, immer wenn man gespannt wird und gerade meint, nun kommt es, schnapp, ist die Geschichte aus. Dies ist ein ganz neuer Effekt von höchst merkwürdiger Wirksamkeit. Wir nennen ihn deshalb, wenn wir unter uns sind, den Major ohne Pointe. Für unsere Kinder malt er niedliche Bilder, auf denen sich junge, elegante Damen von honigsüßem Liebreiz befinden und tapfere Soldaten in durch und durch vorschriftsmäßigen Uniformen; und aus den blauen Augen dieser Krieger strahlt altpreußischer Heldenmut, und auf den Spitzen ihrer Schnurrbärte wohnt der Sieg. Auch die Gabe der Dichtkunst ward ihm verliehen; er hatte früher einmal ein Lustspiel bei Hülsen eingereicht, das ihm dieser aber ‚mit einem sehr liebenswürdigen Briefe' zurückgeschickt hat. Seitdem hat er es in sein Pult verschlossen, denn mit nachahmungswürdigem Stolze äußert er sich: ‚Auf einer anderen als der königlichen Bühne lasse ich meine Stücke nicht aufführen!'

„Wenn du nun meinst, damit wären seine Talente erschöpft, da irrst du dich; nein, wenn die Er-

innerung an alte Zeiten ihn überkommt, da setzt er sich ans Klavier und singt mit einem dünnen, aber ganz angenehmen Tenörchen allerlei Arien aus Opern, die es gar nicht mehr giebt. Ja, ein angenehmer, geselliger Herr und gar nicht stolz, — den heiligen Abend wird er bei uns verleben, weil er hier ganz allein steht. Außerdem haben wir noch die Dame mit der vornehmen Vergangenheit eingeladen als Gegenstück zum Major. Sie ergänzen sich merkwürdig, und seine unbeschreibliche Galanterie zaubert ungekannten Sonnenschein auf ihre Züge. Ja, es ist am Ende gar nicht ausgeschlossen, — sie hat ein kleines, nettes Vermögen und der Major ist für sein Alter noch recht mobil ...“ Hühnchen bewegte zuerst die Linke und sodann die Rechte, gerade als ob er jemand vorstelle, schloß darauf beide Hände ineinander, wobei er ungemein pfiffig aussah und „Ja, ja!“ sagte; dann fuhr er fort:

„Uebrigens, da fällt mir ein, wo wirst du an diesem Abend sein?“

Ich sagte, ich würde wohl zu Hause sitzen und meine melancholischen Gedanken mit einem einsamen Punsch begießen. Da leuchteten Hühnchens Augen auf: „Natürlich kommst du zu uns!“ rief er, „Lore und die Kinder werden sich unbändig freuen. Selbstverständlich giebt es Karpfen, und Punsch bekommst du bei mir auch, sogar nach einem berühmten Rezept. Keine Widerrede.“ Ich sah ein, daß ich wohl kommen mußte, und sagte zu. Unterdes hatten wir den Pots-

damer Bahnhof erreicht, Hühnchen kam eben noch zurecht, mit seinen unzähligen Paketen in einen Wagen zu klettern, und während er aus dem Fenster winkte und „Auf Wiedersehen!" rief, rollte er alsbald nach Steglitz davon.

II. Unterwegs.

Am 24. Dezember lag der Schnee überall fußhoch, und es war bitterlich kalt. Hühnchen hatte mich gebeten, recht früh zu kommen, und so machte ich mich, nachdem ich um ein Uhr zu Mittag gegessen hatte, auf den Weg zum Bahnhofe. In der Stadt herrschte um diese Zeit, wenn man so sagen darf, eine friedliche Unruhe, und fast kein Mensch wurde gesehen, der nicht irgend etwas trug. Selbst der lässigste Junggeselle und der gewissenloseste Vater sowohl, als jene bedauernswerte Klasse von Menschen, die die Bescherung für eine lästige Komödie hält, hatten sich zu guter Letzt noch in Trab gesetzt, ihren weihnachtlichen Pflichten zu genügen und aus den Spielwaren- und anderen Läden, wo an diesem Tage Greuel der Verwüstung herrschten, einiges zu entnehmen.

Die Tannenbaumhändler standen frierend, aber zufriedenen Gemütes zwischen ihren gelichteten Beständen und wurden ihre Straßenhüter an die Nach-

zügler los. Schaukelpferde, die vor einiger Zeit in einem traurigen Zustande der Verwahrlosung auf geheimnisvolle Weise von ihrem gewohnten Standorte verschwunden waren, hatten sich auf der wunderbaren Himmelswiese des Weihnachtsmannes wieder glänzend herangefüttert, ihre Wunden waren geheilt, und mit großen blanken Augen schauten sie von den Schultern ihrer Träger in den kalten Wintertag. Puppenstuben von märchenhafter Pracht und eingewickelte große Gegenstände von phantastischen Formen schwankten vorüber, die Transportwagen der großen Geschäfte karriolten überall und hielten bald hier, bald da; die sogenannten Kremser, die die Post zur Weihnachtszeit zu mieten pflegt, rumpelten schwerfällig von Haus zu Haus, mit Schätzen reich beladen, Lastwagen donnerten auf den bereits gereinigten Straßen oder quietschten pfeifend auf dem hartgefrorenen Schnee, wo dies nicht der Fall war, — kurz, es war umgekehrt, wie sonst die gewöhnliche Redensart lautet, der Sturm vor der Stille.

Diese festliche Unruhe erstreckte sich auch bis auf den Zug, der nach Steglitz fuhr. Die Wagen waren erfüllt von verspäteten Einkäufern, die ängstlich Pakete von jeglicher Form hüteten und mächtige Tüten, denen ein süßer Kuchenduft entströmte; wahrlich, man hätte einen Preis aussetzen können für den, der heute nichts bei sich trug. Ich hätte ihn gewiß nicht gewonnen, denn außer einem Kästchen mit zarten Süßigkeiten von Thiele in der Leipziger Straße für Frau Lore führte ich für Hühnchen eine Zigarrenspitze bei mir, deren

Kopf aus einem Gänseschädel gebildet war, dem durch geschickte Bemalung, ein paar eingesetzte Glasaugen und eine Zunge von rotem Tuch das Ansehen einer abscheulichen, zackigen Teufelsfratze verliehen worden war. Ich wußte, daß dieses Kunstwerk Hühnchen in die höchste Begeisterung versetzen würde. Für Hans und Frieda, die beiden Kinder, hatte ich Robert Reinicks Märchen, Lieder und Geschichten eingekauft, ein Buch, das ich jedem Kinde schenken möchte, das es noch nicht hat, und eine Puppe, die nach dem Urteile weiblicher Kennerschaft „einfach süß“ war. Ich kann also wohl sagen, daß mein Weihnachtsgewissen rein war, wie draußen der frisch gefallene Schnee, und daß ich mit jener Ruhe, die uns das Bewußtsein erfüllter Pflicht erteilt, in die nächste Zukunft sah.

*

III. Die Reise zum Südpol.

Die „Villa Hühnchen“, wie ihr Besitzer das kleine Häuschen, nicht ohne einen leisen Anflug von Selbst-ironie, zu nennen pflegte, war trotz ihrer Vergrößerung immer noch eine merkwürdig winzige Wohngelegenheit, aber sie zeigte sich sehr sauber und niedlich, da sie bei dieser Gelegenheit neu abgeputzt und angemalt worden war. An einem der vereisten Fenster war ein thaler-großes Guckloch sichtbar, wie Kinder es mit einem er-

wärmten Geldstück einzuschmelzen lieben, und von diesem verschwand, als ich in Sicht kam, ein Auge, während sofort dafür ein anderes sich zeigte, das freundlich zwinkerte. Auf dem Flur, wo ein angenehmer Kaffeegeruch bemerklich war, kam Hühnchen mir vergnügt entgegen, indem er rief: „Willkommen, lieber Weihnachtsgast, tritt ein in die zwar nicht übermäßig warmen, aber dennoch behaglichen Festräume. Gegen diesen Winter können wir nicht anheizen, obgleich die Oefen heute den ganzen Tag schon bullern. Die Kinder wollten so gerne nach dir ausschauen und baten mich, ihnen ein Markstück zu leihen, um sich ein Loch in die gefrorenen Fenster zu tauen. Ich aber sagte, Weihnachten ist nur einmal im Jahre und habe ihnen für diesen Zweck einen Thaler gepumpt!"

Das Fräulein mit der vornehmen Vergangenheit war bereits da und hatte die Gnade, sich meiner zu erinnern. Die gute Dame schien mir heute ganz besonders aufgezäumt zu sein, es klirrte und funkelte allerlei Schmuck an ihr, und über die ganze Gestalt war ein phantastischer Schimmer von künstlicher Jugend verbreitet. Sie sah aus, als wenn man sich Matthissons Gedichte hat neu einbinden lassen.

Als nun auch Frau Lore und die Kinder begrüßt waren, sagte Hühnchen: „Bevor wir uns an den Kaffeetisch setzen, teurer Freund, muß ich dich mit einer Merkwürdigkeit dieses außerordentlichen Hauses bekannt machen, die durch den Umbau erzielt worden ist. Wie dein baukundiges Auge sofort bemerkt haben wird, ist in dieses, früher unser größtes, Nordzimmer die neue

Treppe nach oben eingebaut, wodurch es kommt, daß zur Verbindung mit dem Südzimmer nur ein breiter Gang übrig geblieben ist, in dem ein Sofa steht, wie du siehst. Nun haben wir uns noch nicht zu Doppelfenstern aufgeschwungen, — nebenbei, einfache haben den Vorzug, daß sie außerordentlich energisch ventilieren, — und da stellt sich nun an solchen kalten Wintertagen wie heute die wunderbare Thatsache heraus, daß wir uns in dem Mikrokosmus dieser beiden kleinen Zimmer sämtlicher Zonen und Klimate zu erfreuen haben. Beginnen wir unsere Wanderung hier am Nordende. Dicht am Fenster befinden wir uns in der kalten Zone und können auf das Polareis den Finger legen. Dieses Guckloch mag den Nordpol bedeuten. Nun bewegen wir uns nach Süden und gelangen hier bei diesem Großvaterstuhl bereits in die gemäßigte Zone. Ein tropischer Anhauch weht uns entgegen von jenem Ofen am Beginn des breiten Ganges. Dieser Ofen bezeichnet den Wendekreis des Krebses. Wir passieren ihn und geraten in den Durchgang, in die heiße Zone. Dieses Sofa, das hier zur Ruhe einladet, heißt Kamerun. Hier halte ich zuweilen in behaglichem Klima ein Nachmittagsschläfchen, wenn dringende Verhandlungen des ‚Vereins der Zeitgenossen‘ mich noch in später Nachtstunde im Kreise meiner Freunde festhielten.“ Hier sah er sich schalkhaft nach seiner Frau um, die lächelnd mit dem Finger drohte. Dann fuhr er fort: „Was du für Ritzen im Bretterfußboden hältst, sind die Breitengrade, und dieser hier, etwas stärker als die übrigen, stellt den Aequator vor. Wir be-

finden uns demgemäß bereits auf der südlichen Halbkugel, treten durch diese geöffnete Thür in das zweite Zimmer und finden dort wieder einen Ofen, den Wendekreis des Steinbockes. Langsam schreiten wir durch die südliche gemäßigte und kalte Zone vor, bis uns wiederum Polareis entgegenstarrt. Und sieh mal, dies alles in dem Zeitraume weniger Sekunden, und wir brauchen dazu nicht Siebenmeilenstiefel wie Peter Schlemihl, der, als ihm im Norden beim Botanisieren der Eisbär in den Weg trat, in seiner Verwirrung durch alle Klimate taumelte, bald kalt, bald heiß, wodurch er sich die monumentale Lungenentzündung zuzog. Wir können das viel bequemer in Hausschuhen machen. Aber nun, auf zum Kaffee!"

⁂

IV. Der Major tritt auf.

Während wir beim Kaffee saßen, brach die Dämmerung herein, und allmählich ward es dunkel zur großen Wonne der Kinder, die wußten, daß nun bald die Bescherung vor sich gehen würde. Als Frau Lore die Lampe angezündet hatte, ließ sich der Tritt knarrender Stiefel auf der Treppe vernehmen; es klopfte, und herein trat ein kleiner, untersetzter Herr, der in seinen Bewegungen etwas feierlich Gemessenes hatte. „Herr Major Puschel," sagte Hühnchen. Der Major be-

grüßte die Damen mit wundervoller Galanterie, und als er dem Fräulein mit einer bezaubernden Verbeugung die Hand küßte und ihr Aussehen lobte, da ging etwas wie ein Abglanz vergangener Herrlichkeit über ihre Züge und verschönte sie sichtlich. Dann schloß er, wie aus alter Gewohnheit, die Hacken, machte auch mir eine kleine Verbeugung, und indem er nach seiner Gewohnheit die linke Spitze des semmelfarbigen, kurzen Schnurrbartes nach oben drehte, sprach er mit der schnarrenden Stimme, die so oft alten Soldaten eigen ist, zu mir: „Als ich noch Platzingenieur in Pillau war, hatte ich einen Kameraden Ihres Namens. Erst gestern wurde ich an ihn erinnert. Mir ging es nämlich am Abend recht schlecht, ich war furchtbar enrhümiert und glaubte kaum, daß ich diese kleine Fete hier würde mitmachen können. Da verfiel ich drauf, mir ein großes Glas Grog zu machen, eine innere Stimme sagte mir, Grog sei für meinen Zustand angezeigt. Und merkwürdig, heute morgen war alles wie weggeblasen, und ich fühlte mich ganz ungemein wohl. Ja.“

Damit setzte er sich und sah alle nach der Reihe mit seinen runden, wasserblauen Augen auf die Wirkung dieser Wunderkur hin forschend an.

Hühnchen fiel sofort ein: „Ja, zuweilen schlagen die wunderlichsten Dinge an bei Kranken. Als in Hannover mein Freund Knövenagel todkrank war und die Aerzte ihn aufgegeben hatten, da bekam er eine sehnsüchtige Begier nach saurer Milch. Seine Wirtin war schwach genug, ihm eine große Schüssel davon zu

bringen, denn sie dachte, wenn er doch sterben muß, da mag er noch vorher sein Vergnügen haben. Mein Freund Knövenagel löffelte die ganze Schüssel aus, legte sich auf die Seite, schlief ein, schwitzte wie ein Spritzenschlauch, und am anderen Morgen war die Krankheit gebrochen. Auf saure Milch war sie nicht vorbereitet."

„Das ist es ja eben," sagte der Major, „weshalb mir gestern mein Kamerad in Pillau einfiel. Er litt am Nervenfieber, und der Arzt schüttelte mit dem Kopfe, denn es stand bedenklich. Nun war es gerade Donnerstag, und die Frau, bei der er wohnte, hatte Erbsen, Sauerkohl und Pökelfleisch gekocht. Als nun einmal die Thür des Krankenzimmers geöffnet wurde und eine Wolke Küchengeruch hereindrang, da wollte mein Kamerad mit Gewalt von diesem Gericht haben, und es half alles nichts, sie mußten ihm davon bringen. Aber das war nun wieder höchst merkwürdig; als er es zu sehen bekam, drehte er den Kopf nach der Wand und rührte es nicht an. Nein, er mochte es nicht sehen und rührte es nicht an. Ja!"

Hühnchen sah mich leuchtend an bei diesem unerwarteten Schluß, und ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen: „Ward er denn gesund?"

„I bewahre," sagte der Major, „starb noch in derselben Nacht."

Unterdes waren die Kinder schon sehr unruhig geworden, und endlich kam Hans mit einer großen, perlmutterglänzenden Muschelschale, in der sich weiter nichts befand als ein Endchen Wachslicht. Dies

reichte er dem Vater hin, während er ihn bittend anblickte und dabei von seiner Schwester unterstützt ward.

„Jawohl, Kinder," sagte Hühnchen. „Zeit und Stunde sind da." Dann nahm er das Endchen Wachslicht, zeigte es mir, indem er es mit liebevoller Feierlichkeit zwischen den Fingerspitzen hielt, und sagte: „Du weißt, teurer Freund, daß an manchen Orten noch der Gebrauch herrscht, am Weihnachtsabend den mächtigen Julblock in den Kamin zu legen, dessen unverbrannte Reste aufgehoben werden, den Block vom nächsten Jahre damit anzuzünden. Wir haben leider keinen Kamin, sie sind nicht ökonomisch und heizen die freie Natur mehr als unsere Zimmer. Da habe ich nun einen anderen Gebrauch eingeführt, den ich für nicht minder sinnreich halte. Alle die kleinen Wachslichtenden vom Tannenbaum hebe ich auf, hier in dieser Perlmutterschale, und das ganze Jahr hindurch dienen sie mir für solche Zwecke, wo man auf kurze Zeit ein Licht braucht, wie zum Siegeln und dergleichen. Fast an jedem haften einige Tannennadeln, und so geht bei uns durch das ganze Jahr eine Kette von süßem Weihrauchduft von einem Fest zum anderen, und jedesmal, wenn ein solches Licht ausgeblasen wird, rufen die Kinder entzückt: ‚Ah, das riecht aber nach Weihnachten!' Das letzte jedoch — hier siehst du es — wird auch im Falle der äußersten Not nicht verbraucht, sondern damit werden die Lichter des nächsten Weihnachtsbaumes angezündet. Und zu diesem feierlichen Geschäft begebe ich mich jetzt an den Ort der Geheimnisse."

Damit schritt er zur Thür hinaus, indes die Kinder vor Vergnügen und freudiger Erwartung auf den Zehen hüpften.

⁂

V. Die Bescherung.

„Ein sehr amüsanter Herr, Ihr Herr Gemahl,“ sagte der Major zu Frau Lore, „er erinnert mich immer an einen früheren Bekannten, der Hirsewenzel hieß und ganz merkwürdig gern Hamburger Aalsuppe aß. Er war nun allerdings mehr melancholischer Natur, und wenn er etwas im Kopfe hatte und dabei Musik hörte, dann pflegte er schrecklich zu heulen. Später ist er nach Amerika ausgewandert und soll dort eine kleine neue, ganz nette Religion gestiftet haben. Ja!“

Ich muß gestehen, daß ich den Gedankensprüngen des Herrn Majors nicht immer zu folgen vermochte; seine Phantasie schien mir Haken zu schlagen, wie der Hase, wenn er zu Lager geht.

Nach einer Weile gellte plötzlich das Haus von dem fürchterlichen Sturmläuten einer Tischglocke, und die Kinder stürzten nach dem Flur, auf dessen anderer Seite sich das Weihnachtszimmer befand. Wir folgten in gemäßigterem Tempo und traten in das Heiligtum, aus dessen Thüre ein glänzender Lichtschein hervorbrach. Ich muß gestehen, die Herrlichkeit war groß,

und die beiden Kinder standen wie in einem Bann und wagten gar nicht, näher zu treten in diese prachtvolle Geisamhöhle voller schimmernder und funkelnder Schätze. Aber schließlich gewöhnte sich das Auge an all diesen Glanz, und bald ging es ans Besichtigen und Bewundern. Hühnchen nahm mich zunächst in Anspruch für den Tannenbaum. „Liebster," sagte er, „es ist eine bekannte Thatsache, daß jeder seinen eigenen Tannenbaum am schönsten findet und alle übrigen ein wenig verachtet, aber du mußt doch auch sagen, mein Stolz auf ihn entbehrt nicht einiger Berechtigung. Findest du nicht, daß eine Harmonie der Farben von ihm ausstrahlt wie eine sanfte Musik? Und dies ist kein Zufall, nein das Resultat weiser Berechnung und genauer Ueberlegung. Alle diese Papiere und farbigen Verzierungen sind bei Lichte ausgesucht, damit sie auch bei Lichte wirken, und sind zusammengestellt nach dem Komplementärprinzip. Was dir natürlich und einfach reizvoll erscheint, ist ein Resultat schweren Nachdenkens und liebevoller Vertiefung in die Sache, mein Sohn. Auch eine Neuerung haben wir diesmal daran, nämlich vergoldete Erlenzäpfchen. Der Dichter Theodor Storm, dessen Werke ja auch du so hochschätzest, schmückt ebenfalls mit solchen seinen Tannenbaum. Zwar etwas schief ist die kleine Fichte und an manchen Stellen, wo ein Zweig sitzen sollte, ist merkwürdigerweise keiner da, aber giebt das nicht einen neuen Reiz? Nur der Philister schwärmt für absolute Symmetrie."

Dann stand er eine Weile und blickte mit begeisterten Augen auf den kleinen schiefen Baum, der

in seinem bunten Schmuck so aussah, wie sie alle aussehen, und setzte dazu eine Miene auf, als vertiefe er sich in die Schönheiten der sixtinischen Madonna.

Für ihr kleines Mädchen hatten die Hühnchens gemeinsam eine Puppenstube angefertigt, die wahrlich zauberhaft war und einer zweiten Familie Hühnchen in ein Zehntel der natürlichen Größe zum Wohnsitz diente. Dieses Wunderwerk zu beschreiben, sind Worte zu schwach; es genügt zu sagen, daß in diesen Puppenräumen nichts, aber auch gar nichts fehlte von dem, was die wirklichen Räume der Hühnchenschen Wohnung enthielten, und daß alles von einer großartigen Eleganz und Zierlichkeit war. Die Schränke waren angefüllt mit den winzigsten Kleidern und Leinensachen und die Küche mit den niedlichsten Geschirren, selbst Kinderspielzeug, Bilderbücher und Schulhefte waren vorhanden in liliputanischer Größe und Porträte der Hühnchenschen Vorfahren an den Wänden, sauber in Gold gerahmt. Ja, die Naturwahrheit war fast zu weit getrieben, denn sogar jener Ort, zu dem selbst Karl der Große keinen Vertreter schicken konnte, fehlte nicht, wie mir Hühnchen unter großem Schmunzeln zeigte. Der Major hatte auch seine Künste entfaltet und für Hans aus Pappe einen Husaren angefertigt, der auf einem Pferde ritt, das offenbar arabisches Blut in seinen Adern führte, während der Reiter, aufs vorschriftsmäßigste ausgerüstet, eine so sieghafte Heldenschönheit zur Schau trug, daß niemand an seiner Macht über alle weiblichen Herzen zu zweifeln wagte.

Ein Kunstwerk zarterer Natur hatte er für Frieda

gepappt und ausgemalt, nämlich Dornröschen in einer Rosenlaube, welche blaßrote Schönheit über alle menschlichen Begriffe süß und reizvoll war. Auch der himmelblaue Ritter, der ihr soeben nahte und sich über sie beugte, hatte so wunderzierliche Hände und Füßchen, so große Mondscheinaugen und einen so bezaubernden Schnurrbart, daß man ihm auf hundert Schritte den echten Prinzen ansehen konnte. Dabei war das Kunstwerk zugleich mechanischer Art, denn zog man an einem kleinen Bändchen, dann beugte sich der schöne Ritter nieder und küßte Dornröschen, während diese den Arm erhob, genau nach der Uhlandschen Vorschrift:

„Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
Auf ihren Mund so mild:
Er hat es bald empfunden
Am Odem süß und warm,
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm."

Es würde zu weit führen, wollte ich alle diese Ueberraschungen hier schildern und aufzählen, zum Beispiel die wunderbare Festung mit Wasserkunst, die Hühnchen für seinen Sohn hergestellt hatte, und alle die kleinen Dinge, womit die Eheleute selber sich erfreuten. Es war, nach Hühnchens eigenem Ausdruck, „einfach monumental".

*

VI. Beim Punsch.

Die Lichter des Tannenbaumes brannten allmählich herunter und versengten schon mit Knistern und Puffen Nadeln und kleine Zweige, so daß zuletzt ein allgemeines wetteiferndes Ausblasen begann und das ganze Zimmer sich mit Weihnachtsduft erfüllte. Während wir dann in behaglichem Geplauder bei einander saßen, und die Kinder sich eifrig mit ihren neuen Schätzen abgaben, nahte die Zeit des Abendessens heran, und Hühnchen verschwand in geheimnisvoller Weise auf eine halbe Stunde. Als er dann wieder eintrat, kam durch die geöffnete Thür eine Wolke von köstlichem Punschgeruch mit ihm; wir begaben uns in das andere Zimmer zum Essen und thaten dem vortrefflichen Karpfen und dem nicht minder guten Getränk alle Ehre an.

„Das Rezept zu diesem Weinpunsch habe ich von meinem Freunde Bornemann,“ sagte Hühnchen. „Dieser gab in jedem Winter seinen guten Bekannten drei Punschabende, weil er selber dieses Getränk so außerordentlich liebte. Ich war gewöhnlich der erste, der kam, und fand ihn dann regelmäßig an dem gedeckten, mit allerlei guten Sachen besetzten Tische, und vor ihm stand eine ungeheure Punschbowle. Er sah ernst und nachdenklich aus und hatte schon einen ziemlich roten Kopf. ‚Lieber Freund,‘ sagte er dann, ‚es freut mich, daß du kommst, denn ich bedarf deines Urteils. Ich sitze nun schon seit einer Stunde und probiere ein

Glas nach dem anderen, ohne zu einem anderen Resultat zu kommen, als daß der Punsch gut ist. Trotz aller Aufmerksamkeit kann ich zu keiner anderen Ansicht gelangen; was sagst du?' Ich trank dann und antwortete: ‚Wunderbar, wie immer!' ‚Dies beruhigt mich sehr,' sagte er dann, ‚diese Bestätigung meines eigenen Urteils thut mir wohl.' Dann schlürfte er bedächtig ein neues Glas leer und fuhr fort: ‚Ja, du hast recht, ich habe das Meinige gethan, nun thut ihr das Eure.' Jedoch es gelang uns nie, in gemeinschaftlicher Arbeit auf den Grund dieser ungeheuren Bowle zu gelangen, aber wenn wir uns mit schweren Köpfen entfernt hatten, saß Freund Bornemann wie eine Eiche, schweigend und einsam, und rauchte und trank, bis er den Boden des Gefäßes sah. Dann schaute er melancholisch in den geleerten Abgrund, seufzte ein wenig und ging zu Bette."

Der Major war unterdes ziemlich unruhig geworden und hatte schon mehrfach versucht, seinen etwas geschwätzigen Hauswirt in dem sanft dahinfließenden Strome seiner Rede zu unterbrechen. Hühnchen riß das Gespräch aber immer wieder an sich; jedoch als er begann von lieben Gewohnheiten zu sprechen und über die süße Macht des Herkommens und ständiger Gebräuche an gewissen Tagen sich in begeisterter Rede zu verbreiten, da räusperte der Major sich so stark und anhaltend und machte so energische Versuche, seinen Keil in eine Lücke des Gespräches zu treiben, daß Hühnchen endlich schwieg und ihn zu Worte kommen ließ.

„Ja, über die Macht der Gewohnheit," sagte er,

„habe ich eine höchst merkwürdige Erfahrung gemacht. Als ich noch Platzingenieur in Pillau war, da hatten wir da einen Baugefangenen, der Kerl war zu zwanzig Jahren verurteilt und hatte sich immer ganz gut geführt. Na, eines Tages war seine Zeit abgelaufen, da sagten wir zu ihm: ‚Du bist nun frei, du kannst nun gehen.‘ Da erschrak der Kerl aber furchtbar und bat sehr: ‚Ach lassen Sie mich doch hier, wo soll ich denn hin, ich kenne ja niemanden in der Welt.‘ Ja, wir hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn sitzen in seiner alten Zelle, an die er sich gewöhnt hatte, und beschäftigten ihn, so gut es ging. Da saß er denn und schnitzte Pfähle zum Befestigen der Rasenböschungen und schnitzte immerzu Pfähle und war ganz vergnügt. Das dauerte eine ganze Zeit, und ich wurde darüber versetzt in eine andere Garnison. Ja.“

Der Major sah uns eine Weile mit seinen hellen Augen freundlich an, und als er bemerkte, daß wir noch etwas zu erwarten schienen, fuhr er fort: „Als ich dann nach einigen Jahren wieder mal nach Pillau kam und mich nach dem Kerl umsehen wollte, da war er gar nicht mehr da. Da war er gar nicht mehr da. Ja.“

Eine Geschichte von höchst merkwürdiger Wirkung. Wenn man sich einbildet, man habe noch einen tüchtigen Schluck in seinem Glase und dann plötzlich findet, daß es vollkommen leer ist, so erzeugt dies ähnliche Empfindungen. Das Fräulein mit der vornehmen Vergangenheit schien aber diesen Mangel nicht zu fühlen, sondern lauschte den Erzählungen des Majors mit sicht-

Glas nach dem anderen, ohne zu einem anderen Resultat zu kommen, als daß der Punsch gut ist. Trotz aller Aufmerksamkeit kann ich zu keiner anderen Ansicht gelangen; was sagst du?' Ich trank dann und antwortete: ‚Wunderbar, wie immer!' ‚Dies beruhigt mich sehr,' sagte er dann, ‚diese Bestätigung meines eigenen Urteils thut mir wohl.' Dann schlürfte er bedächtig ein neues Glas leer und fuhr fort: ‚Ja, du hast recht, ich habe das Meinige gethan, nun thut ihr das Eure.' Jedoch es gelang uns nie, in gemeinschaftlicher Arbeit auf den Grund dieser ungeheuren Bowle zu gelangen, aber wenn wir uns mit schweren Köpfen entfernt hatten, saß Freund Bornemann wie eine Eiche, schweigend und einsam, und rauchte und trank, bis er den Boden des Gefäßes sah. Dann schaute er melancholisch in den geleerten Abgrund, seufzte ein wenig und ging zu Bette."

Der Major war unterdes ziemlich unruhig geworden und hatte schon mehrfach versucht, seinen etwas geschwätzigen Hauswirt in dem sanft dahinfließenden Strome seiner Rede zu unterbrechen. Hühnchen riß das Gespräch aber immer wieder an sich; jedoch als er begann von lieben Gewohnheiten zu sprechen und über die süße Macht des Herkommens und ständiger Gebräuche an gewissen Tagen sich in begeisterter Rede zu verbreiten, da räusperte der Major sich so stark und anhaltend und machte so energische Versuche, seinen Keil in eine Lücke des Gespräches zu treiben, daß Hühnchen endlich schwieg und ihn zu Worte kommen ließ.

„Ja, über die Macht der Gewohnheit," sagte er,

„habe ich eine höchst merkwürdige Erfahrung gemacht. Als ich noch Platzingenieur in Pillau war, da hatten wir da einen Baugefangenen, der Kerl war zu zwanzig Jahren verurteilt und hatte sich immer ganz gut geführt. Na, eines Tages war seine Zeit abgelaufen, da sagten wir zu ihm: ‚Du bist nun frei, du kannst nun gehen.‘ Da erschrak der Kerl aber furchtbar und bat sehr: ‚Ach lassen Sie mich doch hier, wo soll ich denn hin, ich kenne ja niemanden in der Welt.‘ Ja, wir hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn sitzen in seiner alten Zelle, an die er sich gewöhnt hatte, und beschäftigten ihn, so gut es ging. Da saß er denn und schnitzte Pfähle zum Befestigen der Rasenböschungen und schnitzte immerzu Pfähle und war ganz vergnügt. Das dauerte eine ganze Zeit, und ich wurde darüber versetzt in eine andere Garnison. Ja.“

Der Major sah uns eine Weile mit seinen hellen Augen freundlich an, und als er bemerkte, daß wir noch etwas zu erwarten schienen, fuhr er fort: „Als ich dann nach einigen Jahren wieder mal nach Pillau kam und mich nach dem Kerl umsehen wollte, da war er gar nicht mehr da. Da war er gar nicht mehr da. Ja.“

Eine Geschichte von höchst merkwürdiger Wirkung. Wenn man sich einbildet, man habe noch einen tüchtigen Schluck in seinem Glase und dann plötzlich findet, daß es vollkommen leer ist, so erzeugt dies ähnliche Empfindungen. Das Fräulein mit der vornehmen Vergangenheit schien aber diesen Mangel nicht zu fühlen, sondern lauschte den Erzählungen des Majors mit sicht-

licher Aufmerksamkeit und verfehlte nicht, sie am Schlusse regelmäßig mit einem „sehr interessant“ oder „höchst geistreich“ zu kritisieren. Da solches dem Major wohl selten vorzukommen pflegte, so that es ihm besonders wohl und bestärkte ihn in der günstigen Meinung, die er von der Klugheit und ungewöhnlichen Bildung dieser Dame bereits gefaßt hatte, so daß er nicht umhin konnte, bei solcher Gelegenheit unter heftigem Drehen des linken Schnurrbartes aus seinen hellen runden Augen ungemein wohlwollende Blicke auf sie zu richten. Schließlich ward er durch solchen ungewohnten Beifall ganz entfesselt und begann Manöver- und Exerzierplatzgeschichten zu erzählen, die zuweilen weder Hinten noch Vorn, noch eine Mitte hatten, und fing an schrecklich zu lügen, zum Beispiel von dem Leutnant Besenried, der so ungeheuer lang war: „Wenn ich vor ihm stand, da sah ich immer bloß Knöpfe, und wollte ich ihm ins Gesicht blicken, da war es so, als wenn man nach der Kirchturmsuhr sieht. Aber das kann ich Sie versichern, Sie mögen es nun glauben oder nicht, wir hatten in der Kompanie einen Kerl, der war noch länger. Der Kerl hieß Kiekebusch und war aus Dramburg. Wenn er gesessen hatte und aufstand, dauerte es immer beinahe fünf Minuten, bis er ganz oben war.“

Das regte nun Hühnchen wieder an, aus dem Schatze seiner Erfahrungen ähnliche Geschichten heraufzuholen, zum Beispiel die von dem eisernen Ofen, den er erfunden hatte, der nur des Morgens einmal aufgezogen zu werden braucht, wonach er auf Gummischuhen

so lange in der Stube umherläuft, bis er warm geworden ist, sich dann in die Ecke stellt und heizt. Oder von dem Mausefallentier auf Borneo, dem die Natur einen Odem verliehen hat, der gar lieblich nach gebratenem Speck duftet, wodurch es die Mäuse, die ihm zur Speise dienen, in seinen Rachen lockt. Während nun die beiden also sich anlogen, ward es Frau Lore allmählich zu viel von dieser Sorte und sie brachte ein wenig Musik in Vorschlag. Dies wurde von allen Seiten mit Vergnügen aufgenommen, und das Fräulein mußte trotz alles Sträubens ans Klavier, nachdem es sich herausstellte, daß sie Noten mitgebracht hatte. Sie wußte das zwar nicht gewiß, aber bei näherem Nachsuchen fanden sich in ihrem Pompadour eine ganze Menge vor. Die Dame war fast verwundert darüber, sie müsse dies ganz in Gedanken gethan haben, sie sei oft so hingenommen von ihren Ideen.

*

VII. Romeo und Julia.

Während das Fräulein mit Frau Lore am Klavier beschäftigt war und beide zwischen den Noten kramten, sagte der Major zu Hühnchen: „Eine sehr angenehme Dame, die bei jeder neuen Begegnung gewinnt. Man merkt ihr an, daß sie viel in guter Gesellschaft verkehrt hat. Sie führt wohl ein ganz

behagliches Leben?" Hühnchen, der recht wohl wußte, worauf der Major hinauswollte, denn dieser hatte schon bei früheren Gelegenheiten über diesen Punkt allerlei versteckte Forschungen angestellt, sagte sehr harmlos: „Ja, das glaube ich wohl, besonders seit sie das Zahnweh los ist, von dem sie früher ewig geplagt wurde."

„Zahnweh ist schlimm," sagte der Major etwas enttäuscht, „und ich kannte jemanden, der sich glücklich schätzte, als er seinen letzten Zahn an der Uhrkette trug. War ein sehr drolliger Herr, konnte sehr schöne Kartenkunststücke machen und starb später an der Cholera. Ja." Dann nahm er plötzlich einen leichten und gesucht gleichgültigen Ton an und sagte so oben hin: „Das Fräulein ist Rentiere?" Hühnchen verspürte endlich Teilnahme für seine Wißbegierde und sagte: „Sie hat etwas über fünfundzwanzigtausend Mark, bombensicher in Hypotheken angelegt."

„Hm, hm," machte der Major sichtlich angenehm überrascht und versank in tiefes Nachdenken. Das Fräulein hatte sich unterdes entschieden, präludierte und sang „Ein Fichtenbaum steht einsam ..." Während des Gesanges hatte der Major seine runden, nichtssagenden Augen starr auf die Hinterseite der Dame gerichtet und drehte beide Schnurrbartspitzen mit verzehrendem Eifer. Kaum hatte sie geendet, brach er in ein ungeheures Beifallklatschen aus, begab sich zum Klavier und erschöpfte sich unter Hackenzusammenschlagen und vielen Verbeugungen in fein gedrechselten Komplimenten, die das Fräulein mit großem Appetit ver-

zehrte und mit huldvollem, aber vorsichtigem Lächeln belohnte. Denn die Natur hatte ihr einen etwas großen Mund verliehen, und für gewöhnlich gab sie diesem deswegen gern eine Stellung, als wollte sie „Böhnchen“ sagen. Dann erblickte der Major zufällig ein Notenblatt, und seine Züge verklärten sich: „O, was sehe ich, gnädiges Fräulein,“ rief er, „da haben Sie ja das Duett aus Romeo und Julia. Wie oft habe ich das gesungen in meiner Leutnantszeit mit Fräulein Esmeralda von Stintenburg aus dem Hause Käselow. O, mir ist noch jede Note geläufig.“ Und nun fing er an, mit seinem dünnen Tenörchen erklecklich zu tirelieren, und das Ende davon war, daß sich beide Leutchen über das altmodische Duett von irgend einem verschollenen italienischen Komponisten, dessen Namen ich vergessen habe, hermachten. Es war köstlich zu sehen, wie der Major bei den zärtlichen Worten des Textes feurig und siegreich, wie es einem Soldaten zukommt, auf die Dame hinblickte, während diese in jüngferlicher Verschämtheit die Augen niederschlug und sogar ein leidlich gearbeitetes Erröten zu stande brachte. Das Pärchen vertiefte sich bald so in das Musikmachen, daß es gar nicht bemerkte, wie Frau Lore sich heimlich entfernte, um an der Schlafstube der Kinder zu horchen, ob ihr gesunder Jugendschlaf der Gewalt dieser Töne gewachsen sei. Dann, nach einer kurzen Weile, zog mich Hühnchen geheimnisvoll mit sich fort unter dem Vorwande, mir in seinem kleinen Arbeitszimmer, ich weiß nicht mehr was, zeigen zu wollen, und ich folgte gern, denn diese Art von Musik, die dort ge=

macht wurde, konnte durch die Entfernung immer nur gewinnen. Als wir nach einiger Zeit zurückkehrten, war es unterdes still geworden, und als Hühnchen nun leise die Thür öffnete, bot sich uns ein wundervoller Anblick dar. Fichtenbaum und Palme hatten sich gefunden und standen nicht mehr einsam, sondern hielten sich zärtlich umschlungen. Und da die schlanke Palme um einiges den etwas untersetzten Fichtenbaum überragte, so hatte sie sanft den Wipfel geneigt, und wahrhaftig, sie küßten sich. Als sie nun auseinander fuhren und das Fräulein verschämt ihr Antlitz mit den Händen bedeckte, da zog der Major siegreich und heiter ihren Arm in den seinen, trat wie ein Held einen Schritt vor und sprach, indem er mit der freien Linken den Schnurrbart drehte: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen meine Braut vorzustellen. Ja!“

Das war doch endlich mal eine Pointe und zwar was für eine. Ich glaube, keine bessere kann ich finden als diese, um damit die kleine Geschichte von dem Weihnachtsfeste bei Leberecht Hühnchen zu schließen. „Ja!“

Die Landpartie.

*

I. Frau Schüddebold.

Ich hatte es ja am Ende sehr gut bei Frau Schüddebold, aber zuletzt ging es doch nicht mehr und zwar aus mancherlei Gründen. Diese meine brave Hauswirtin sorgte mütterlich und musterhaft für mich, und meine beiden kleinen Zimmer glänzten von Sauberkeit und Ordnung; ja von diesem Artikel war sogar nach meinem Geschmack meistens etwas zu viel vorhanden, denn ich muß nur offen gestehen, daß ich zu den Naturen gehöre, die sich am wohlsten fühlen, wenn sie ein wenig in ihrem eigenen Müll sitzen, wie man bei mir zu Lande sagt. Ich wohnte an einem friedlichen Eckchen Berlins, in der Kesselstraße, und aus dem Fenster sah man auf einen kleinen Platz mit Grün und Blumen; es war eine jener stillen Buchten, an denen der Strom des großstädtischen Lebens fern vorbeirauscht. Man kannte schließlich alle von Ansehen, die in diesem abgelegenen Winkel ein und aus gingen, man erzählte sich Geschichten von den einzelnen Bewohnern der Häuser, kurz, es wehte dort so ein angenehmer Hauch von kleinstädtischer Luft, der etwas

ganz Behagliches und Heimliches hatte, zumal man jederzeit mit ein paar Schritten wieder mitten in dem Treiben eines riesig flutenden Lebens sein konnte. Es war also ganz hübsch dort und ich hatte es recht gut, doch sollte ich solches Glück nicht ungetrübt genießen wegen zweier Eigenschaften der Frau Schüddebold, die auf die Dauer schwer für mich zu ertragen waren. Zuvörderst hatte sie nämlich eine unüberwindliche Abneigung gegen Tiere und ich habe früher schon einmal erzählt, wie dieser Antipathie jenes dürftige stellenlose Hündchen zum Opfer fiel, das sich mir in der Hoffnung, endlich wieder in Lohn und Brot zu kommen, so vertrauensvoll anschloß. Ich war nun aber an Tiere gewöhnt von Kindheit an und wenn es auch nur Zwergmäuse oder Rotkehlchen gewesen waren, irgend dergleichen hatte ich immer um mich gehabt. An so etwas durfte ich aber gar nicht zu denken wagen, denn hier hatte die Güte der Frau Schüddebold ein Loch, das mit harter Verständnislosigkeit ausgefüllt war. Vögel waren ihr gleichbedeutend mit Schmutz, für den es in ihrer Wohnung keinen Platz gab, und nun gar für Mäuse, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Wiesel, Ringelnattern, Laubfrösche, Eidechsen und dergleichen Ungeziefer erst recht nicht. Deshalb mußte ich schon dem häuslichen Frieden dies schwere Opfer bringen und fand nur einen geringen Ersatz darin, mir Terrarien und Zimmervolieren von wahrhaft wundervoller Einrichtung und märchenhafter Pracht im Geiste auszumalen und mit den seltensten und zierlichsten Tieren zu bevölkern.

Zweitens aber, und das fiel schwerer ins Gewicht, stellte es sich im Laufe der Zeit mit fast untrüglicher Gewißheit heraus, daß Frau Schüddebold mit der Absicht umging, mich zu heiraten. Ich hatte kein Recht, ihr das zu verdenken, und wußte das Schmeichelhafte, das in dieser Wahl der ansehnlichen und nicht unvermögenden Frau lag, sehr wohl zu schätzen, allein ich hatte aus einer schwärmerischen Jugend doch noch einige ideale Vorstellungen von dem Wesen gerettet, das ich mir einmal als meine Frau dachte, und diese entsprachen sehr wenig dem Bilde der Frau Schüddebold. Vor allen Dingen hatte ich mir die Holde, die ich einmal zum Altar führen würde, immer mehr als eine rosige Apfelblüte denn als reifen Borsdorfer vorgestellt, und hier ließ sich doch nicht leugnen, Frau Schüddebold war recht reif, so rosig sie auch einmal geblüht haben mochte.

Wie und wann ich allmählich dahinter kam, weiß ich nicht mehr, mir ist nur erinnerlich, daß ich zuerst lange keinen Verdacht schöpfte, so wohlwollend auch die Blicke der braven Frau auf mir ruhten und so oft sie mir auch erzählte, wie kurze Zeit sie nur das Glück genossen hätte, mit ihrem Seligen vereint zu sein, und wie sonderbar sie auch seufzte, wenn sie das Zimmer verließ. Auch als sie mir den großen Beweis des Vertrauens gab, mich in Vermögensangelegenheiten um Rat zu fragen, und ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß sie über mehr als zwölftausend Thaler in Hypotheken und sicheren Staatspapieren verfügte, merkte ich nicht den Köder, denn in solchen Dingen war ich eigentlich immer ziemlich dumm. Dann aber stellten

sich bei dieser Frau litterarische Neigungen ein, und solches erfreute mich anfangs sehr als ein Zeichen spät erwachenden Bildungsdranges. Wenn ich nach Hause kam, fand ich oft aufgeschlagene Bücher aus meiner kleinen Bibliothek auf dem Tische und durfte vermuten, daß Frau Schüddebold in meiner Abwesenheit darin gelesen hatte. Zuletzt aber fiel es mir doch auf, daß an solchen Stellen immer nur von Liebe die Rede war, daß die Bücher immer mit einer gewissen Absichtlichkeit an einem Orte lagen, wo sie mir ins Auge fallen mußten, und daß dies ganze Verfahren durchaus nicht mit der sonst so peinlichen Ordnungsliebe dieser Frau in Harmonie stand. Da ich mich zur Erholung von meinen Berufsgeschäften vorzugsweise gern mit den Werken älterer und neuer Dichter beschäftigte und zuweilen selber wohl einen kleinen Jagdausflug auf den Helikon unternahm, so fand sich zu solchen seltsamen Thaten meiner Wirtin Gelegenheit genug. Trotzdem dauerte es lange Zeit, bis ich die eigentliche Bedeutung dieser Sache begriff, denn anfangs hatte ich dies nur für ein dem weiblichen Geschlechte innewohnendes allgemeines theoretisches Interesse für die Angelegenheiten der Liebe gehalten, das ja selbst Urgroßmütter nicht ganz verlieren sollen. Aber eines Tages, als ich Mörikes Gedichte aufgeschlagen fand bei der Stelle:

„Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam, ...“

da erleuchtete sich plötzlich alles elektrisch und ich sah mit einemmal klar. Von nun an schien mir mein Heil

nur in der äußersten Würde und Gemessenheit zu liegen, aber die kühle Gleichgültigkeit, die ich jetzt im Verkehre mit Frau Schübdebold entfaltete, hatte das Gegenteil der gewünschten Wirkung. Ihr Wesen wurde immer elegischer, ihre Seufzer holte sie aus immer größeren Tiefen der Seele, und ein Ausdruck hinschmachtender unerwiderter Liebe wich nicht mehr aus ihrem Antlitz. Der Teufel plagte mich eines Tages, zu prüfen, wie weit wohl ihre Aufopferung bei dieser merkwürdigen Gemütslage gehen würde, und da ich vor kurzem ein Pärchen Bartmeisen in einer Vogelhandlung gesehen hatte, das mit dem brennenden Wunsche, es zu besitzen, mein Herz verwundet hatte, so fragte ich nach einer diplomatischen Einleitung vorsichtig an, was wohl Frau Schübdebold sagen würde, wenn ich mir diese reizenden allerliebsten Tiere anschaffen würde. Und was geschah? Mit einer Miene unendlicher demutsvoller Hingebung erwiderte sie: „Wenn Sie es wünschen, lieber Herr, gern!"

Ueber diese Antwort, so viel Verlockendes auch für mich darin lag, war ich heftig erschrocken. Ich sah es nun klar, der Wurm der Liebe nagte schon an den Grundfesten ihres Charakters, denn ich fand sie bereits entschlossen, Prinzipien zu opfern.

Für manchen hätten wohl die Annehmlichkeiten, die eine solche Verbindung mit sich führte, viel Verlockendes gehabt. Einfacher konnte ich gar nicht zu einer wohl eingerichteten Häuslichkeit kommen, nicht einmal auszuziehen brauchte ich. Zwar fünf Jahre älter war Frau Schübdebold als ich, jedoch eine saubere,

stattliche und wohl erhaltene Frau. Ich hatte schon andere Dinge erlebt. Einer meiner Freunde hatte eine Dame geheiratet, die ihn im Alter um acht Jahre übertraf, und es war eine glückliche Ehe geworden. Allerdings war sein Beweggrund Liebe und nicht Bequemlichkeit gewesen. Daß ich jedoch diesen gefährlichen Spekulationen nicht zu lange nachhing, habe ich dem Barbier Kräutlein zu danken. Herr Kräutlein war, wie fast alle Barbiere, von etwas ausschweifender, zur Romantik geneigter Gesinnung und feurigen Gemütes. Die mannigfachen Vorzüge der wohlhabenden stattlichen Witwe hatten sein Herz entzündet und seit einiger Zeit verfolgte er sie mit glühenden Werbungen. Es ist möglich, daß diese, bevor durch den Gott der Liebe ihr Sinn auf mich gewendet worden war, den schmeichlerischen Worten des Barbiers mehr Gehör geschenkt hatte, jetzt aber war sie eitel Grausamkeit und Härte gegen Herrn Kräutlein. Solches aber entflammte nur immer höher die Glut dieses Märtyrers der Liebe, und sehr bemerkenswert war es zu sehen, wie wohl sich die alternde Frau in dem Abglanz dieser schmeichelhaften Flammen gefiel, denn durch all den Zorn über die zudringlichen Werbungen dieses Hasenfußes leuchtete doch immer die stille Befriedigung, vor den Augen des geliebten Mieters so heiß begehrt zu werden. Ueberaus komisch war eine Scene, die sich fast täglich ereignete. Wenn der Barbier meinen Freund Oppermann, der drei Treppen hoch wohnte, des Morgens wie gewöhnlich rasiert hatte und wieder herunter kam, dann zog er regelmäßig die

Thürglocke, um Frau Schüddebold herbeizulocken. Wenn sie dann kam und vorsichtig zuerst durch das Guckloch in der Thür hinauslugte, girrte er ihr, die natürlich nicht öffnete, durch dieses kleine Loch die heißesten Schwüre und Liebesbeteuerungen zu, während sie als Gegengabe die härtesten Schmähungen auf seine wohlgekräuselten Barbierslocken häufte. Hatte er dann fruchtlos dort einige Zeit geseufzt und deklamiert, verließ er gekränkt den Ort seiner Schmach, ermannte sich aber vor der Hausthüre wieder, steckte die Hand in den Busen, warf noch einige großartig flammende Blicke auf die Fenster des Hauses und begab sich erhobenen Hauptes und wogenden Ganges hinweg. Einmal aber, als er gerade die Treppe herabkam und Frau Schüddebold in demselben Augenblicke dem Briefträger geöffnet hatte, war er in geschickter strategischer Benutzung dieses günstigen Momentes eingedrungen, hatte auf dem schmalen halbdunklen Korridor zuerst einen großartigen Fußfall im Opernstil gethan und war dann so feurig geworden, daß sich Frau Schüddebold seiner mit einer Feuerzange erwehren mußte, ihn auch nach mehreren tapferen Angriffen endlich in die Flucht trieb. Nun aber war ihre Geduld am Ende und das nächste Mal versuchte sie ein anderes Mittel zur Abkühlung dieser gewaltigen Liebesflammen. Als nun Herr Kräutlein schon am anderen Tage wieder unabgeschreckt seine gewohnten Liebesbeteuerungen durch das Guckloch girrte, da war sie doppelt hart gegen ihn und behandelte ihn so schrecklich, daß er früher als gewöhnlich abließ und sich davonschob. Im nächsten

Augenblicke sah ich Frau Schüddebold in großer Eile durch mein Wohnzimmer in die Schlafkammer rennen und ward durch ein seltsam furienhaftes Leuchten ihrer Augen erschreckt. Ich folgte ihr und sah sie am offenen Fenster stehen, wie sie lauernden Blickes ein großes Gefäß mit Wasser in den Händen hielt. In diesem Augenblick trat der Barbier aus dem Hause, und als er eben nach seiner Gewohnheit den großartig flammenden Blick auf die Fenster des Hauses senden wollte, da — klatsch — traf ihn ein wohlgezielter Wasserguß von den grausamen Händen der Geliebten und durchnäßte ihn von oben bis unten. Wenn diese aber geglaubt hatte, durch dieses Verfahren eine zerknirschende Wirkung auf Herrn Kräutlein auszuüben, da fand sie sich schwer getäuscht, denn nun erst fühlte sich dieser ganz auf der Höhe seines Märtyrertumes und heiß durchströmte ihn das stolze Bewußtsein, für seine erhabene Liebe ungerecht zu leiden. Seine Augen flammten, seine Brust weitete sich, und hoch erhobenen Hauptes stolze Blicke um sich sendend, ging er, obwohl naß wie eine gebadete Katze, fast eine Viertelstunde vor dem Hause auf und ab, nicht achtend der spöttischen Zurufe und der lächelnden Blicke, die ihm aus den Fenstern der Umwohnenden reichlich zu teil wurden. Sobald meinem Freunde Oppermann dieses Abenteuer bekannt wurde, schaffte er Herrn Kräutlein ab, denn er fürchtete es, sich ferner dem Messer eines vom Wahnsinn der Liebe ergriffenen Barbiers anzuvertrauen: „De Kierl snitt mi jo womäglich den Hals af!“ sagte er in seinem heimischen Idiom, und sol-

chem Beispiel folgten noch einige andere Kunden in der Gegend, so daß der unglückselige Mann außer jener tiefen Herzenskränkung auch in seiner bürgerlichen Nahrung arg geschädigt wurde. Er mußte mich wohl hinter seiner geliebten Feindin haben stehen sehen, als er so grausame und verächtliche Behandlung von ihr erfuhr, denn von nun ab schien er mich mit Groll und Argwohn zu betrachten, warf aus rollenden Augen furchtbare Othelloblicke auf mich, wenn er mir begegnete, und murmelte Unverständliches zwischen den Zähnen. Um diese Zeit erhielt ich folgende Zeilen von Hühnchen:

„Liebster Freund!

Am ersten Juli zieht der Major aus, um zu heiraten. Als ich nun gestern mit Lore darüber sprach, da schoß wie ein glänzendes Meteor ein herrlicher Gedanke durch die Nacht meines Hirnes. Teuerster Freund, die Wohnung ist ja gerade wie für Dich geschaffen! Nachdem ich diese geniale Idee geäußert hatte, verbreitete sich Sonnenschein durch das ganze Haus, Lore strahlte, die Kinder sprangen und ich mußte mir so lange die Hände reiben, daß ich siebenmal die Stube damit auf und ab kam. Dadurch angeregt, ließ unser neuer Kanarienvogel, der auch wieder Hänschen heißt, seinen ungeheuren Triller los, der so lang wie die Friedrichsstraße ist, wahrhaftig wie ein Fußsteig in die Ewigkeit. Mit einem Wort, das Haus Hühnchen jauchzte. Da wir gerade zu Tische gehen wollten, holte ich zur Feier dieser glücklichen Stunde eine Flasche Sauren herauf und so wurden wir noch

lustiger und ließen unseren zukünftigen Hausgenossen leben. Denn daß Du diese Gelegenheit beim Zipfel ergreifen wirst, erscheint mir außer aller Frage. Ueber Frau Schüddebolds Strenge und ihren unvernünftigen Haß gegen alles, was da fleucht und kreucht, hast Du Dich oft beklagt. Sieh mal, bei mir soll der Stab Sanft über Dich geschwungen werden, bei mir kannst Du Dir meinetwegen eine ganze Menagerie anlegen und Dir die ungebräuchlichsten Tiere anschaffen. Wie wäre es zum Beispiel mit einer Giraffe? Zwar muß es schon eine Klappgiraffe sein, damit sie in unseren Salons Platz fände, oder es wird auf andere Weise Rat geschafft. In unserem Südzimmer kann sie wunderschön stehen in heimischem Klima, und damit sie in ihrer räumlichen Entfaltung nicht behindert wird, machen wir in Dein Zimmer hinein ein Loch in die Decke, wodurch sie den Hals und den Kopf steckt. So kannst Du den besseren Teil des anmutigen Tieres stets um Dich haben, kannst es streicheln, tränken und füttern und ihm Gedichte vorlesen, während wir uns zugleich unten seiner Lieblichkeit erfreuen. Mit einem Wort, bei uns kannst Du machen, was Du willst, und wenn es Dein Herz gelüstet, das Bombardon zu spielen oder um das Abendrot auf einer Posaune zu blasen, so wird Dir niemand darin hinderlich sein, denn Nerven hat in diesem ganzen Hause kein Mensch.

Drum, lieber Freund, entschließe Dich und beglücke uns möglichst bald mit Deiner Zusage. Die Arme der Familie Hühnchen sind geöffnet, Du brauchst Dich nur hineinzustürzen. Wir wollen Dein Wohn-

zimmer neu tapezieren lassen; Lore hat kürzlich neue Tapeten gesehen mit Blumen, Vögeln und Schmetterlingen, sie sagt: märchenhaft wie aus ‚Tausend und einer Nacht'. Der Wein ist nun schon so hoch emporgerankt, daß Dir die Trauben ins Fenster hängen werden, und dann die Aussicht auf den Garten, auf den Napoleonsbutterbirnbaum und den Gravensteiner und im Hintergrunde die Laube mit dem Springbrunnen davor. Lockt Dich das nicht? Hurra! ich freue mich furchtbar auf Deine Zusage! Alle grüßen Dich herzlich!

Dein

Hühnchen."

Dieser Brief kam mir wie eine Erlösung. Ja, so war es am besten, so entging ich gleichzeitig der Liebe und dem Haß. Denn auf die Dauer war Frau Schüddebolds Zuneigung doch nicht gut zu ertragen und sehr wenig erheiternd war die Vorstellung, einen Feind in steter Nähe zu wissen von phantastischer und exzentrischer Gemütsart, der unausgesetzt einige haarscharf geschliffene Rasiermesser bei sich führte.

Schrecklich war der Augenblick, als ich Frau Schüddebold kündigte. Sie stand da bleich und starr wie eine Bildsäule mit der Unterschrift: „Der stille Vorwurf." Dann traf mich ein Blick, in dem mit Riesenbuchstaben geschrieben stand: „Habe ich das um dich verdient?" und ohne ein Wort zu sagen, entfernte sie sich mit dem qualvollen Seufzer einer tief gekränkten Seele. Man vergönne mir zu schweigen über diese letzten Tage, wo Frau Schüddebold bei mir aus und ein ging wie eine stumme Anklage, still aber

groß in ihrem Schmerz. Nur einmal noch fand ich Mörikes Gedichte wieder aufgeschlagen an einem Platze liegend, wo sie mir sofort in die Augen fallen mußten. Die Verse, die ich lesen sollte, lauteten:

„Lebe wohl! — Du fühlest nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
Mit getrostem Angesicht
Sagtest du's und leichtem Herzen.

Lebe wohl! — Ach tausendmal
Hab' ich mir es vorgesprochen,
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen!"

Ich kann aber zum Troste für alle zartfühlenden Seelen hier berichten, daß die Frau sich recht bald in ihr trauriges Schicksal gefunden hat. Indem sie sich zuletzt wohl überlegte, daß ein, wenn auch ein wenig verrückter, so doch einer ungewöhnlichen Liebesglut fähiger Lebensgefährte immerhin besser sei als gar keiner, hat sie zuletzt, geschmeichelt und gerührt von der unwandelbaren Beharrlichkeit, mit der dieser Mann ihr sein Herz entgegentrug, dem Barbier Gehör gegeben und ihn auf kurze Zeit zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht. Denn nach der Hochzeit ist es bald anders geworden, und Herr Kräutlein schmachtet in furchtbarer Tyrannei. Sie hat das unglückselige Gewächs an den Stab ihrer Strenge gebunden und sich mit ganzer Kraft bemüht, alle seine vergnüglichen Auswüchse wieder gerade zu ziehen. Seiner leichtbeflügelten, phantasiereichen Barbiersseele hat sie eine Feder nach der anderen ausgerupft und in dem Leben

dieses unglückseligen Opfers der Liebe ist jetzt nicht mehr Romantik als in einem hohlen Hirsekorn Platz hat. Armer Kräutlein!

*

II. Wie es sich bei Hühnchens wohnte.

Obwohl, das kleine Intermezzo mit dem Barbier ausgenommen, während meines Aufenthaltes in den Räumen der Frau Schübbebold sich eigentlich nicht viel Aufregendes ereignet hatte, so kam es mir doch vor, nachdem ich einige Wochen bei Hühnchen wohnte, als sei ich in den Hafen der Ruhe, des Friedens und des Behagens eingelaufen. Auch Frau Lore verbreitete Sauberkeit und Ordnung, wo sie herrschte, allein diese Tugenden waren bei ihr nicht starre, blutlose Götzen, die auf den Knien unter Furcht und Zittern angebetet werden mußten, sondern sanfte Genien mit leisen Füßen und zarten Händen, die ihr Ding ohne Geräusch thaten und keinen Dank begehrten. Jetzt empfand ich erst, welch ein verschüchterter Sklave ich bei Frau Schübbebold gewesen war, die mich fast dazu gebracht hatte, mir das Rauchen abzugewöhnen, weil es den Gardinen schadet, wo ich niemals gewagt haben würde, des Abends beim Lesen die Beine auf das Sofa zu strecken, obwohl es für mich ein himmlisches Vergnügen ist, ein gutes Buch gerade in dieser

Lage zu genießen. Wie frei fühlte ich mich jetzt in einer Wohnung, wo alle Möbel und Geräte zum Gebrauch und nicht ausschließlich zur Schonung da waren. Frau Schüddebold hatte die Schutzüberzüge ihrer Polstermöbel nochmals wieder mit jener ewig verrutschenden Erfindung von des Teufels Großmutter bedeckt, die man mit dem schönen deutschen Namen Antimakassar bezeichnet; da waren Dinge unter Glasglocken oder in Flor gehüllt und überall stieß man auf etwas, das tabu oder noli me tangere erschien. Ha, hier atmete ich auf. Ich schaffte mir gleich, obwohl die Gesangszeit schon vorüber war, ein Blaukehlchen, eine Gartengrasmücke und einen rotrückigen Würger an und erhielt von unserem gemeinschaftlichen Freunde Doktor Havelmüller einen Raben geschenkt, dem die Gabe der Rede verliehen war. Zwar konnte er nur wenig, aber dieses sehr gut. Dabei war er von unzähmbarer Bosheit und Tücke, so daß man ihn nicht frei umherlaufen lassen durfte, weil er sofort die schändlichsten Thaten verübte, silberne Löffel stahl, andere Tiere peinigte oder, wenn er sie bewältigen konnte, auffaß, welches Schicksal einmal beinahe unserem Hänschen mit dem langen Triller passiert wäre. Einmal hatte er eine Nachbarskatze beschlichen, die ihrerseits wieder gierig züngelnden Schwanzes einen Sperling zu belauern gedachte, und hatte sie so in diesen geliebten Zierat gebissen, daß ihre Gefühle unbeschreiblich waren. Nie habe ich jemanden gesehen, der größere Eile hatte, auf den nächsten Baum zu kommen, als diese Katze. Wegen dieser gemeingefährlichen Eigenschaften hatte

ich den Raben, dem nach einer von Hühnchen innig geliebten Geschichte aus den „Fliegenden Blättern“ der Name Hoppdiquax beigelegt worden war, in einen geräumigen Kistenkäfig gesperrt, der an der Hauswand im Garten stand, und dort lebte er ganz vergnügt, doch stets auf neue Bosheit grübelnd. Von seinem geringen Sprachschatze, der nur aus dem Worte „Quatschkopp!“ und dem Satze „da ist der Graf“, im tiefsten Baß gesprochen, bestand, machte er oft den treffendsten Gebrauch. Einmal war ein junger Mann bei Hühnchen zum Besuch, der im Begriff war, das Bauführerexamen zu machen, sich aber nicht recht getraute und deshalb Hühnchen um Rat fragen wollte. Dieser, der nicht der Meinung war, daß dieser Jüngling bereits die erforderlichen Kenntnisse besitze, stand mit ihm in der Nähe des Rabenkäfigs, strich seinen Bart und bemühte sich nachzudenken, wie er diese bittere Pille wohl am besten zu überzuckern vermöge, da tönte in diese tiefe Stille hinein plötzlich die Stimme des Raben Hoppdiquax: „Quatschkopp!“ rief er ganz laut und vernehmlich. Der junge Mann fuhr entsetzt herum und entdeckte endlich den boshaften Vogel, der ihn mit einem Auge höchst verständnisinnig anblickte. Beschämt und kleinlaut wendete sich der Jüngling dann wieder zu Hühnchen und sagte von tiefer Selbsterkenntnis ergriffen: „Ich glaube, der Vogel hat recht.“ Er befestigte sich nun noch ein halbes Jahr in den Wissenschaften und hatte es dem Raben zu verdanken, daß er nachher nicht durchfiel. Irgend ein Mitglied der Hühnchenschen Familie hatte, solange der Rabe im

Hause war, stets einen verbundenen Finger, denn bei dem unverwüstlichen Glauben an die innere Güte jeglicher Kreatur, die diesem Geschlechte eigen war, versuchten sie es immer wieder, durch zartes Entgegenkommen sein Herz zu gewinnen, wurden jedoch stets aufs neue durch tückische Bisse in den vertrauensvoll vorgehaltenen Friedensfinger belohnt. „Ein rätselhafter Vogel!“ pflegte Hühnchen oft zu sagen, nachdem er ihn lange sinnend betrachtet hatte. Einmal, als ich von einem Spaziergange nach Hause kam, fand ich Hühnchen noch ganz ergriffen über einen höchst gemeinen Friedensbruch, den sich dies Geschöpf, dessen Seele noch schwärzer war als seine Federn, hatte zu Schulden kommen lassen. Er berichtete mir folgendes: „Sieh mal, vor kurzem war der Steuerbote hier. Du weißt, wie sehr ich immer bemüht bin, diesem Manne sein schweres Amt zu erleichtern, daß ich ihn niemals warten lasse, sehr höflich bin und freundliche Gespräche mit ihm führe. Denn ich weiß, es gibt eine Unzahl von thörichten Leuten, die es den unschuldigen Diener des Staates entgelten lassen, wenn er für sie unangenehme Vorschriften zur Ausführung bringt. Ueberall begegnet er unfreundlichen Gesichtern und harten Worten und sieht, wer weiß wie oft, den für den vermuteten Postboten bestimmten Sonnenschein der Gesichter sich bei seinem Anblick in drei Tage Regenwetter verwandeln. Denn keinen Menschen gibt es wohl, der einen Postboten haßt, den Steuerboten aber sieht niemand gern. Und doch sind es meist tüchtige Beamte, in die der Staat großes Vertrauen

setzt, und du kannst mir glauben, es sind manche darunter, die gerne die wenigen Groschen, die sie der Armut entreißen müssen, aus der eigenen Tasche bezahlen würden, wenn sie nur in der Lage dazu wären. Darum, lieber Freund, bin ich sehr zuvorkommend gegen diese Leute und habe schon oft etwas gesehen, dessen sich nur wenige rühmen können, nämlich ein freundliches und behagliches Lächeln auf den Lippen eines Steuereinnehmers während der Ausübung seiner Pflicht. Also dieser Mann des Gesetzes kam, als ich gerade im Garten war und mich an den herrlichen Rosen freute, die dieser Herbst uns noch beschert hat. Frieda brachte ihn zu mir und zwar, wie es sie von klein auf gelehrt worden ist, mit einer freudigen und strahlenden Miene, als sei es der gute Onkel aus Amerika, und gleich bedachte ich, womit ich wohl seinem Herzen ein Vergnügen bereiten könne. Ihm eine jener schönen Rosen ins Knopfloch zu stecken, verwarf ich gleich, weil mir ein solcher Zierat für seinen schweren Beruf nicht ganz angemessen erschien, doch gleich darauf fiel mir der Teller mit soeben gepflückten Weintrauben ins Auge, der auf dem Käfig des Raben stand. Der Steuerbote nahm die angebotene Erfrischung nach einigem Sträuben mit freundlichem Lächeln an, wählte sehr bescheiden die kleinste der Trauben, lehnte sich, diese verzehrend, behaglich an den Rabenkasten und lobte ihre Süßigkeit, während ich aus meiner Geldtasche die nötige Summe zusammensuchte. Wenn mich in dieser Angelegenheit ein Vorwurf treffen kann, so ist es der, daß ich nicht an Hoppdiquax und seine

Tücke dachte. Doch plötzlich hörte ich zu meinem Schrecken seinen tiefen Baß: ‚Da ist der Graf!‘ sagte er plötzlich, und ehe der Steuerbeamte sich noch erschrocken umsehen konnte, sprang er auch schon mit einem entsetzten Schrei in den Garten hinein, daß die schöne Traube in den Sand flog, und griff dann unter schmerzlichen Gebärden an seine Wade, während er sich zugleich nach dem Urheber dieses plötzlichen Angriffes umsah. Stolz und fast aufgeblasen über die herrliche Wirkung seines tückischen Bisses, stand Hoppdiquax da, rief ungeheuer ausdrucksvoll: ‚Quatschkopp!‘, schlug dann mit den Flügeln und freute sich wie der Teufel, wenn Krieg ist oder sonst seine Geschäfte gut gehen. Und sieh mal, das ist es, was mich schmerzt, nun bin ich bei dem Steuerboten in den Verdacht gemeiner berechnender Tücke gekommen, er betrachtete mich mit Gebärden des Hasses und der Verachtung, brauchte harte Ausdrücke, die ich nicht wiederholen will, und lehnte es ab, die übrigen Trauben für seine Kinder mitzunehmen. Mit einem Wurm im Herzen hat er mich verlassen.“

Aber trotz aller dieser Unthaten genoß Hoppdiquax dennoch bei dieser Familie jene stille mit Gruseln gemischte Achtung, die man einem interessanten Verbrecher oder berühmten Räuber widmet, und das Rätsel seiner schwarzen Seele beschäftigte sie vielfach.

Dann kam die Periode der weißen Mäuse. Auch in der Seele Hans Hühnchens hatte sich die Tierliebhaberei entzündet, so daß er eine Zucht von weißen Mäusen anlegte. Diese fruchtbaren Tiere hatten sich

ungemein vermehrt, brachen teilweise aus und begannen das Haus zu bevölkern. Zuerst ging es noch an und wir freuten uns, wenn abends beim Schimmer der Lampe die schneeweißen Tierchen mit den roten Augen zutraulich hervorkamen und auf dem Fußboden nach verlorenen Krümchen suchten. Nach einem Jahre aber waren sie schon gemeingefährlich geworden und man konnte keine Schrankthüre mehr öffnen, keine Schublade aufziehen, ohne daß nicht eines oder mehrere dieser zierlichen Tierchen daraus hervorgehuscht kamen. Ihre Wochenbetten fand man an allen möglichen und unmöglichen Orten, in Frau Lores Wintermuff sowohl, als in der Tasche von Hühnchens Sommerüberzieher, und in der Speisekammer feierten sie Tag und Nacht Orgien, so daß Frau Lore die äußersten Listen anwenden mußte, um ihre Vorräte zu schützen. Denn sie aßen alles auf, was sie bekommen konnten, und nährten sich sogar von Litteratur, wobei sie eine großartige Verdauungskraft bewiesen, denn sie verzehrten einen ganzen Band pessimistischer Gedichte, ohne den geringsten Schaden zu leiden. Eines Morgens, als Hühnchen aus seinem fast geleerten Tabakskasten seine Pfeife stopfen wollte, kam ihm eine weiße Maus zwischen die Finger, die sich dort offenbar totgeniest hatte, und später schwor Hühnchen auch, er sei in der Nacht einigemal aufgewacht und habe dann aus dem Wohnzimmer stets ein feines Niesen vernommen. Endlich war der Zeitpunkt gekommen, wo ein gemeinsames Zusammenleben nicht mehr möglich war und entweder die Mäuse oder die Familie Hühnchen das Feld räumen

mußten. Die Anschaffung einer Katze oder die Anwendung von Gift wurde von vornherein als zu grausam und illoyal verworfen, denn da die Tiere nicht aus eigenem Antriebe gekommen, sondern ursprünglich aus der Zucht eines Familienmitgliedes hervorgegangen waren, so trugen sie an der Besiedelung des Hauses keine Schuld, und daß sie, dem von der Natur in sie gelegten Triebe zur Erhaltung ihres Geschlechtes folgend, sich so ungemein vermehrt hatten, konnte man ihnen nicht zum Vorwurf machen. Mein Vorschlag, sie in Fallen zu fangen und dem Raben Hoppdiquax zur Speise vorzuwerfen, ward mit Unwillen zurückgewiesen, nicht anders als hätte ich die Absicht geäußert, einen boshaften schwarzen Teufel mit kleinen weißen Englein zu füttern, aber gefangen mußten sie doch werden und deshalb wurde alsbald ein zufällig des Weges kommender Slowake in Nahrung gesetzt und von ihm drei jener runden Fallen von Drahtgeflecht erstanden und in Betrieb gesetzt. Hans, der in solchen kleinen Arbeiten sehr geschickt war, hatte bereits vorher eine Anzahl kleiner zierlicher Gitterkäfige angefertigt, um die Jagdbeute unterzubringen, und dies war höchst weise von ihm gehandelt, denn das Fangergebnis des nächsten Morgens betrug zusammen siebzehn weiße Mäuse, die ängstlich ihre rosigen Pfötchen an dem Drahtgitter in die Höhe gehen ließen, gleich als flehten sie um ihre Freiheit. Abnehmer fanden sich glücklicherweise unter den Schulkameraden und Gespielen der Kinder genug, und da die Aufnahmefähigkeit von Steglitz und Umgegend für weiße Mäuse sich

Gott sei dank größer erwies, als die Vermehrungskraft dieser Tiere in der Hühnchenschen Wohnung, so hatten wir endlich Ruhe und es fanden sich bald nicht mehr Mäuse in unseren Räumen, als es für ein so altes, verbautes Häuschen angemessen und stilvoll ist.

Unter solchen kleinen harmlosen Abenteuern, deren jede Woche neue und andere brachte, verging die Zeit, während wir beiden Männer alltäglich mit der Bahn in die Stadt fuhren, um unseren Geschäften obzuliegen, und die Kinder auf dieselbe Weise ihre Schulen besuchten und allmählich heranwuchsen. Wenn ich in der Stadt auf meinem etwas öden Bureau saß, dachte ich immer mit Behagen an meine freundlichen beiden Zimmer, in denen jetzt einsamer Vogelgesang und Blumenduft war, an den Blick aus meinem Fenster auf den wunderlich kleinen Garten mit den vielen winzigen Beeten und seinen zwei Obstbäumen und an das warme Hühnchennest, in dem freundliche gute Menschen hausten mit dem Talent zum Glücke, wie es in dieser habgierigen Zeit so selten ist. Ich konnte mir kaum eine angenehmere Lebensweise denken als diese, und war auf dem besten Wege, mich dort ganz einzuspinnen und allmählich ein behaglicher alter Junggeselle und Hühnchenscher Familienonkel zu werden. Ich war allerdings noch gar nicht so alt, wie man wohl aus dem Grunde annehmen mag, weil mein Studienfreund Hühnchen nun bald eine erwachsene Tochter hatte. Dieser war spät zum Studium gekommen wegen mangelnder Mittel, und als ich mit

achtzehn Jahren nach Hannover kam, da befand er sich bereits in den letzten Semestern und bald nachher hatte er sich verheiratet. Mir war hierzu nun auch wohl öfter Gelegenheit geboten worden, allein leider hatte sich die Sache immer gekreuzt. Wenn mich ein weibliches Wesen sehr gern hatte, so sträubte sich alles in mir, diese Neigung zu erwidern, und mochte ich eines wohl leiden, so nahm es sicher einen anderen, es wollte eben nie klappen. Auch in solchen Dingen kommt es auf angeborene Begabung an, der eine nimmt ein Weib, wenn die Zeit gekommen ist, ohne weitere Mühe und Nachdenken, der andere grübelt sein Leben lang über diese schwierige Sache, bis die Zeit verpaßt ist. Ich glaube aber, es gibt geborene Junggesellen, die eine vorsorgliche Schöpfung schon in der Wiege für den nützlichen Beruf eines Erbonkels bestimmt hat.

So lebte ich mit der Familie Hühnchen behaglich weiter und wir feierten die Feste, wie sie fielen, und das wollte etwas sagen, denn Hühnchen verstand es, aus allem ein Fest zu machen. Wenn im Garten das erste Veilchen kam, so gab es eine kleine Feier und das bescheidene blaue Blümchen stand in einem feinen geschliffenen Gläschen als festlicher Schmuck auf dem Mittagstische, ward herumgereicht und bewundert und eine Flasche Saurer dazu getrunken. Für gewöhnlich gab es bei Tisch nämlich keinen Wein, allein Hühnchen hatte einen harmlosen und unschädlichen Moselwein im Keller und war unerschöpflich, neue Veranlassungen zu erfinden, um eine Flasche davon heraufzuholen. Wir feierten den ersten Storch, die erste Schwalbe,

die ersten Radieschen, die erste Rose und die ersten Erdbeeren. Diese sogenannten Erstlingsfeste waren unzählig, ich erinnere mich, daß uns das Fliegenschnäpperneſt, das alljährlich in dem Weinspalier vorhanden war, stets zu drei Feiern verhalf, einmal, wenn das erste Ei darin lag, einmal, wenn die Jungen auskrochen, und einmal, wenn sie glücklich ausgeflogen waren. Sehr festlich ward die Baumblüte durch eine Vorfeier in Steglitz mit nachfolgendem Ausflug nach den ganz in schimmerndem Blütenschnee stehenden Sandbergen des Städtchens Werder begangen und von den verschiedenen Erntefesten habe ich die Weinlese bereits früher geschildert. Geburtstage wurden natürlich besonders großartig begangen und dabei selbst der böse Hoppdiquax nicht vergessen. Als den ungefähren Tag, an dem die Raben aus dem Ei kriechen, hatte ich den ersten April festgestellt, so daß dieses Unglückstier den Vorzug genoß, seinen Geburtstag mit unserem großen Kanzler am gleichen Datum zu feiern. Am Morgen dieses Tages erschien ich mit der Familie Hühnchen zur Gratulation und es ward ihm als Angebinde eine tote Ratte mit einer blauen Seidenschleife um den Hals überreicht. Diesen Leckerbissen ergriff er sehr begierig, jedoch ohne besonderen Dank zu äußern, trug ihn in seine Lieblingsecke und betrachtete ihn sehr andächtig, erst mit dem einen, dann mit dem anderen Auge. Darauf sagte er sehr befriedigt: „Da ist der Graf!“ und begann die Ratte aufzuessen. Das blaue Bändchen aber ließ er liegen. Des Mittags gab es natürlich Sauern und ein schönes Lied ward gesungen auf

Hoppdiquax nach der Melodie aus Zar und Zimmermann. Es lautete:

„Heil sei dem Tag, an welchem er bei uns erschienen,
Dideldum, dideldum, dideldum!
Es ist schon lange her,
Das freut uns um so mehr!

Wir konnten keinen schwärzern Schurken finden,
Dideldum, dideldum, dideldum!
Drum kam er selber her.
Das freut uns um so mehr!"

Aber nach allen diesen kleinen lustigen Feierlichkeiten, die zum Teil allerdings in das Gebiet des höheren Blödsinns hinüber schweiften, uns aber desto mehr Vergnügen machten, kam auch eine ernsthafte heran, nämlich das Fest der Konfirmation der beiden Kinder, das in Berlin stattfand bei einem Hühnchen besonders befreundeten Prediger. Hans war jetzt Sekundaner und Frieda ein hübsches Mädchen von blühender Gesundheit und ihr Antlitz trug jenen Ausdruck von sanfter Güte und Herzensreinheit, die das beste Erbteil von ihren Eltern war. Als sie in ihrem schwarzen Kleide mit dem kleinen Veilchensträußchen in der Hand schlank und demütig vor dem Altare stand, da hob sich dieses liebliche Blumengesicht anmutig von allen den anderen hervor, die teils Züge von Selbstbewußtsein oder unangenehmer großstädtischer Pfiffigkeit und Frühreife und nur selten jene selig in sich selbst schwimmende Unschuld zeigten, die diese Jahre so reizend macht. Und in die Betrachtung dieser reinen, blühenden und kindlichen Jungfrau vertieft,

dachte ich, der müßte ein seliger Mann sein, der dieses gute und schöne Menschenkind einmal sein eigen nennen dürfe.

*

III. Um die Sommersonnenwende.

Von nun ab hatten wir kein Kind mehr, sondern ein junges Mädchen im Hause. Nichts ist sonderbarer als die Schnelligkeit, mit der ein solches Wesen in einem gewissen Alter plötzlich erwachsen ist. Gestern noch im kurzen Kleide hüpfte es ausgelassen und kindlich umher, heute trägt es ein langes, wandelt mit sittigen Schritten und ist ein ganz anderes Geschöpf geworden, alles durch ein paar Zoll Wollenstoff. Aber auch sonst hatte sich manches verändert, zuerst langsam und unmerklich und dann fühlbarer. Als Frieda noch das sorglose Kind war, kam sie des Abends beim Gutenachtsagen, schlang die Arme um meinen Hals und küßte mich mit den reinen, unbewußten Kinderlippen. Die Sitte, sich also von dem lieben Onkel und Hausgenossen zu verabschieden, blieb auch, als sie größer wurde, und ich weiß nicht mehr genau, wann ich zum erstenmal empfand, daß nicht mehr der Mund eines Kindes, sondern der eines jungen Weibes den meinen berührte. Dann kam einmal ein schöner langhindämmernder Juniabend. Wir hatten alle in der Laube gesessen und anfangs den Fliegenschnäppern zugesehen, wie sie von den Stäben der

hochstämmigen Rosen aus in die von der sinkenden Sonne durchschimmerte Luft tauchten, um schwärmende Mücken zu fangen, hatten sodann dort unsere Abendmahlzeit eingenommen, während das Gelärm spielender Kinder aus der Ferne schallte und einzelne Sterne heimlich am blassen Himmel zu blinken begannen. Dann hatten wir den Fledermäusen zugeschaut, wie sie schwankenden Fluges den Nachtschmetterlingen und Käfern nachstellten, die mit summendem Ton durch die weichen Abendlüfte irrten, und allmählich war unser Gespräch ganz eingeschlafen. Dann war Hühnchen fortgegangen, um das Haus zu schließen, Frau Lore, um noch einiges in der Wirtschaft zu besorgen, und Hans, der noch einmal in seine Schulaufgaben blicken wollte, so daß ich allein in der Laube saß, während die schimmernde Gestalt Friedas in dem dämmernden Garten sichtbar war, wie sie zuweilen zu den jungaufgeblühten Rosen sich niederbeugte, um aus ihnen den Duft des Sommerabends einzuatmen. Plötzlich stand sie vor mir, um mir gute Nacht zu sagen. Sie trug ein helles Kleid, das mit zarten kleinen Blümchen überstreut war, und hob sich schimmernd ab von dem dunklen Hintergrunde des Buschwerkes. War es nun der Hauch holder Weiblichkeit, der von ihr ausging, war es die Stimmung dieses sanften, träumerischen Abends, mich überkam der Zauber dieser Stunden, unwillkürlich erhob ich mich, schlang sanft meinen Arm um die zärtliche Gestalt und küßte sie auf den holden, hingebenden Mund, den noch ein Hauch der jungen Rosendüfte zu umschweben schien. Sie löste sich sanft

errötend aus meinem Arme, sah eine Weile wie verwirrt und verwundert vor sich hin und ging dann schnell und leise fort; bei dem ungewissen Dämmerlichte schien es, als entschwebe sie mir. Seit diesem Abend küßten wir uns nicht wieder.

Ich bin zwar fest überzeugt, daß ich gleich meinem Freunde Leberecht Hühnchen innerlich niemals ganz alt werden und immer ein Stückchen Kind bleiben werde, und diese, vielen Menschen, die niemals jung waren, verächtlich erscheinende Eigenschaft macht einen großen Teil meines Glückes aus, aber ich konnte mir doch nicht verhehlen, daß ich achtunddreißig Jahre alt war und es nicht mehr nötig hatte, mir einen Scheitel zu kämmen. Aber ich glaube auch, daß uns in solchem Alter der Hauch holder weiblicher Jugend am lieblichsten anweht, und mit allen Kräften suchte ich Gedanken zu unterdrücken, die berauschend auf mich einstürmten und mich verlockten in ein schönes Reich, wie sehnsüchtige Waldhornklänge rufen zu grüner, sonniger Waldeinsamkeit. Nein, das Reich der Jugend war zugeschlossen und der Schlüssel auf ewig versenkt in das Meer der Vergessenheit. Jedoch als wir an einem der nächsten Morgen beim Kaffee saßen, machte Hühnchen einen seltsamen Angriff auf mich. Dies war immer eine behagliche Stunde; bevor wir zusammen in die Stadt fuhren, saßen wir einander gegenüber und hatten unser Vergnügen an Hänschen, dem Kanarienvogel, der um diese Stunde aus seinem Käfig gelassen wurde und mit bewundernswürdiger Zahmheit sich bei uns herumtrieb. Er hatte sich ge-

wöhnt, in dieser Zeit auf einer unserer bis zum Hinterkopf fortgeschrittenen Stirnen zu sitzen, und dadurch zu diesem Thema fühlbar angeregt, war es ein ständiger Lieblingsscherz Hühnchens, die Frage zu erörtern, auf welche der drei gebräuchlichsten Arten uns beiden wohl die Zierde unseres Hauptes verloren gegangen sei, ob wir sie uns abgedacht, abgeärgert oder abamüsiert hätten, oder wodurch sonst wohl die Zeit, dieser grausame Indianer, bewogen worden sei, uns so vorzeitig zu skalpieren. Während solcher anmutigen Gespräche ward Hänschen durch zeitweiliges Vorneigen des Kopfes bewogen, immer von einem Scheitel zum anderen zu fliegen, so daß wir gleichsam eine Art Fangeball mit ihm spielten, ein Anblick, an den die Familie Hühnchen gewöhnt war, der jeden Fremden aber mit der höchsten Verwunderung erfüllte.

Als wir nun also einmal wieder am Sonntagmorgen behaglich, weil keine Pflicht uns rief, beim Kaffee saßen und Hänschen mit uns von Mond zu Mond spielte, da sagte Hühnchen mitten aus dem tiefsten Nachdenken heraus, während er dem Kanarienvogel einen kleinen Schubs gab, daß er sich flatternd zu mir herüberwendete: „Sage mal, Freund, willst du dich eigentlich nie verheiraten?"

„Nein, verehrter Leberecht!" erwiderte ich, Hänschen veranlassend, auf das gegenüberliegende Hochplateau wieder zurückzukehren.

„Uns natürlich," sagte Hühnchen, „kann das nur angenehm sein. Wir behalten dich gern bei uns bis an das Ende aller Dinge, aber wir denken an dich.

Du bist nun achtunddreißig Jahre alt, da wird es hohe Zeit. Denke daran, was der alte Daniel Siebenstern damals zu dir sagte, als er dir seinen Sarg zeigte und sich darüber ausließ, wie traurig es ist, wenn unser Blut verrinnt gleich dem Quell im Sande der Wüste. Lore und ich haben gestern abend wohl eine Stunde darüber gesprochen und wir meinen beide, daß es gut ist. Wir wissen auch jemand für dich!"

Ich ward aufmerksam auf ein Geräusch, das von Frieda ausging, die am Fenster saß und nähte. Als ich aufblickte, fand ich sie jedoch tief über ihre Arbeit gebeugt, als achte sie auf weiter nichts in dieser Welt als die Stiche ihrer Nähnadel. Ich muß gestehen, dies Gespräch erregte mich ein wenig, allein ich sagte so gleichgültig wie möglich: „Nun, wen habt ihr mir denn bestimmt?"

„O," sagte Hühnchen, „ein sehr nettes Mädchen, nicht zu jung für dich, aber noch sehr hübsch und ansehnlich. Sie hat auch ein wenig Vermögen und nimmt dich auf der Stelle, darauf will Lore einen Schwur leisten. Ich glaube, du ahnst es schon?"

„Ich ahne gar nichts," sagte ich, obwohl mir bereits aus dem Nebel der Ungewißheit die Gestalt einer Dame hervordämmerte, die man mir immer und überall als Tischnachbarin zu geben pflegte. Mir war das stets sehr angenehm gewesen, weil sie die Kunst der Unterhaltung verstand und mir, der ich in dem Fache des gesellschaftlichen Geschwätzes über nichts und alles wohl stets ein Laie bleiben werde, deshalb sehr bequem war.

„Fräulein Dorette Langenberg!“ sagte Hühnchen meinen Verdacht bestätigend. Ich schwieg eine Weile und es war ganz still im Zimmer. Dann sagte ich: „Lieber Freund Hühnchen, ich erkenne eure Liebe und Teilnahme wohl an, aber ich bitte euch, mich nicht ferner zum Gegenstand solcher wohlgemeinten Pläne zu machen. Ich habe mir die Sache begeben, wie man bei mir zu Lande sagt. Ich bin gesonnen, in Ruhe und Frieden ein guter alter Onkel zu werden und bitte, mich in diesem Vorhaben nicht zu stören. Fräulein Dorette Langenberg hat zwar eine wunderschöne Hand, aber sie mag einen anderen damit beglücken. Ich habe die Zeit verpaßt und den Anschluß versäumt, lieber Freund, und nun ist es zu spät. Für die Apfelblüten bin ich zu alt und die reifen Borsdorfer mag ich nicht. Das ist es, was ich in dieser Angelegenheit zu sagen habe.“

Obgleich ich es vermeiden wollte, veranlaßte mich doch eine seltsame Bewegung am Fenster, nach Frieda hinzusehen. Ihre Augen waren groß und voll auf mich gerichtet mit einem Ausdruck, den ich nicht zu schildern vermag. Wenn man von einem Menschen, der keine Muskel bewegt, sagen darf, er schüttle mit dem Kopfe, so war es das, was in diesem Blick lag. Dann erwachte sie gleichsam, nahm tief errötend ihr Nähzeug zusammen und verließ leise das Zimmer.

Hänschen war, seines Spieles müde, freiwillig in den Käfig zurückgekehrt und füllte die Stille des Zimmers nun mit schmetterndem Gesang; Hühnchen reichte mir seine Hand über den Tisch und nickte

wohlwollend, und damit war die Sache abgemacht. Während nun aber der Kanarienvogel also thätig war, setzte er plötzlich mit seinem ungeheuren Triller ein, der sich von Jahr zu Jahr verlängerte, so daß man kaum zu begreifen vermochte, wo das winzige Tier den nötigen Atem herholte. Dieser Triller war Hühnchens Stolz, und er pflegte den Vogel durch ein ermunterndes: „Na, na!“ dabei zu seiner Leistung anzufeuern. Heute übertraf Hänschen aber alles, was je dagewesen, und als er endlich fertig geworden, hängte er noch einen eleganten Schnörkel als Verzierung an, gleichsam um zu zeigen, daß er immer noch einen Vorrat von Atem habe.

„Heiliger Brehm!“ sagte Hühnchen, „dieser Triller muß wirklich auf die Ausstellung. Jetzt ist er schon bedeutend länger als die Friedrichsstraße; er geht die Chausseestraße und Müllerstraße entlang bis über den Wedding hinaus und ist auf dem Wege nach Tegel. Gut, daß ich auf Tegel komme. Zum Johannistag in nächster Woche, wenn mein Urlaub beginnt, sind wir eingeladen von Doktor Havelmüller nach Tegel in seinen Garten. Ich denke, wir werden großartig auftreten und uns einen Wagen nehmen, damit wir unterwegs machen können, was wir wollen.“

Dieser Plan erfüllte mich mit stillem Vergnügen, denn Doktor Havelmüller war mein lieber Freund und seine drolligen Einfälle pflegten eine solche Unternehmung stets zu einer absonderlichen Gemütserheiterung zu gestalten. In Berlin als Chemiker und Redakteur vielfach thätig, war er außerdem mit den verschiedensten

Talenten ausgestattet und zeichnete sich auf so verschiedenen Gebieten aus, daß mancher Mensch von geringeren Ansprüchen sich wohl schon mit einem Teile dieser Vielseitigkeit begnügt haben würde und vielleicht stolzer gewesen wäre auf dieses eine Talent, als der in seinem geistigen Reichtum bescheidene Mann, der sich niemals genügte, weil er an alles einen hohen Maßstab zu legen gewohnt war. Einen besonderen Ruhm genoß er als Leiter und Veranstalter von Künstlerfesten und öffentlichen Aufzügen, für welche Unternehmungen ihn ein beweglicher Geist, seine große Belesenheit, seine vielseitigen Talente und eine ruhlose Arbeitskraft besonders befähigten. Aber seltsamerweise war diesem Trieb, sich im schäumendsten Leben und buntesten Wirbel zu bethätigen, ein ebenso tiefer Hang zur Einsamkeit gesellt, verbunden mit einer innigen Freude am Kleinen und Einfachen. Derselbe Mann, der hinter den Reagenzgläsern seines Laboratoriums tüchtig und thätig war und zugleich technische und andere Zeitschriften redigierte, der unter Umständen die Seele rauschender und bunter Feste oder der Mittelpunkt humoristischer Vereinigungen war, zog sich mit besonderer Vorliebe, wenn seine Zeit es irgend erlaubte, an den Abenden der besseren Jahreszeit nach Tegel zurück, wo er eine gepachtete Sandscholle in einen sehr wunderlichen Bauerngarten verwandelt hatte und in einer höchst absonderlichen kleinen Bretterhütte übernachtete, um am anderen Morgen in der Frühe frisch gekräftigt in das Gebrause der ungeheuren Stadt zurückzukehren. Dort in Tegel lebte er in seiner eigenen

Welt, die von der übrigen durch ein paar dünne Drähte abgezäunt war, dort pflanzte er Kartoffeln, Zierbohnen und Tomaten, säete bunte altmodische Sommerblumen und aquarellierte unermüdlich Sonnenuntergänge, die in Tegel bekannterweise in unübertrefflicher Qualität gedeihen, dort machte er Verse oder komponierte ein Liedchen oder erfand zu dem selber zubereiteten Abendessen neue Gerichte, von denen der „Tegelkaviar" und die „Tegelstippe" zu besonderem Ruhme gelangten.

Die Familie Hühnchen und ich vereinigten uns in dem Wunsche, der Johannistag möge sich in diesem Jahre mit ungetrübtem Glanze zeigen, denn wir alle versprachen uns von diesem Ausflug ein Vergnügen nicht gewöhnlicher Art.

Die Tage bis dahin verrannen unter den gewohnten Beschäftigungen und kleinen Erlebnissen, doch ich war nicht der Alte mehr. Mir saß „ein ungebärdig Mutterkind im Kopf", nur daß die Bezeichnung „ungebärdig" nicht recht passen wollte, denn dies Wesen war so sanft und gut wie ein Lämmlein und so anmutig wie eine stille Blume, die es selbst nicht weiß. Wir gingen nebeneinander her und sahen uns nicht an, nur heimlich blickte ich nach ihr, hinter den Gardinen versteckt, wenn sie in dem kleinen Garten sich zu thun machte. Wie ein holder Schein umschwebte mich die sanfte Gestalt, wo ich ging und stand, mitten aus den schwierigsten Rechenexempeln tauchte plötzlich das zärtliche, rosige Antlitz hervor und verwirrte meine Gedanken. Welch wunderliches Rätsel der Natur, daß

uns alles, was lieblich und schön, kostbar und begehrenswert vorkommt, in den zarten Umkreis eines weiblichen Körpers gebannt sein kann, daß uns eine Bewegung, ein Lächeln entzückt, die niemand sonst beachtet, daß in einem mit Menschen gefüllten Saale uns alle anderen wie leere Larven erscheinen, und nur dies eine holde Geschöpf des warmen Lebens voll.

*

IV. Nach Tegel.

Als wir nach einer lustigen Fahrt gegen Mittag in Tegel anlangten, hielt unser Wagen an der Straße, die von dem „Seeschlößchen" genannten Wirtshause weiter ins Dorf führt, zum geringsten Teile aber erst mit Häusern bebaut ist. Dort erhob sich gleichlaufend mit dem Wege in einiger Entfernung ein Bretterzaun, den an seinem Ende das Dach einer kleinen Bretterbude nur um ein Geringes überragte. An dieser Stelle sah man in den Zaun ein mit weißen Gardinen verziertes Fensterchen eingeschnitten; die übrigen drei Seiten des Gartens waren einfach durch gespannte Drähte von der profanen Außenwelt abgegrenzt. Herr Doktor Havelmüller stand an der Eingangsthür, wo er uns erwartet hatte, und kam nun an den Wagen, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein. Er war ein mittelgroßer, etwas beleibter Herr in Wollenkleidung und trug einen breiten schwarzen

Filzhut. Sein Hauptthaar, sein Schnurr- und sein etwas breiter Knebelbart waren schon ergraut und aus dem bräunlich getönten Gesichte schauten durch eine goldene Brille zwei gutmütige, aber etwas melancholische Augen. Eine Eigentümlichkeit von Doktor Havelmüller war, daß er fast nie lachte, sondern auch die größten Tollheiten und lustigsten Sachen mit einem wehmütigen Tone und sorgenvollem Gesichtsausdruck vorbrachte, wodurch die Wirkung solcher Späße bedeutend erhöht wurde. Ganz entgegengesetzt pflegte es mein Freund Kleemeier zu machen, der schon im voraus von der lustigen Wirkung seiner Geschichten so überzeugt war, daß er sie vor Lachen kaum von sich geben konnte, nachher aber regelmäßig vergessen hatte, worauf es ankam, die Pointe schuldig blieb und seine geduldigen Zuhörer mit dem Schwur trösten mußte, er wisse zwar nicht mehr genau wie, aber es sei unendlich komisch gewesen.

Herr Doktor Havelmüller sagte, während wir auf den Garten zugingen, und er, die geöffnete Thür in der Hand, uns zum Eintritt aufforderte: „Habt Dank, lieben Freunde, daß ihr der Einladung eines armen Einsiedlers gefolgt seid, tretet ein in seine dürftige Hütte und nehmt vorlieb mit seiner geringen Bewirtung.“ Wir gingen nun den Steig entlang zwischen dem mit wildem Wein und anderen Rankgewächsen überzogenen Plankenzaun und einer kleinen Gebüschanlage, die den zur Bewässerung des sandigen Bodens dienenden abessinischen Pumpbrunnen umgab, und gelangten an die sonderbare kleine Bretterhütte, deren

Dach so niedrig war, daß man es bequem mit der Hand erreichen konnte. Vor der Eingangsthür war eine Art von Veranda höchst primitiv aus Pfählen und Brettern zusammengeschlagen und innen befanden sich zwei winzige Räume, deren einer als Wohn-, der andere als Schlafzimmer diente. In diesem war gerade so viel Platz, daß neben dem mit einer grünen Friesdecke behängten Feldbette ein schmaler Gang frei blieb und ein uralter Mahagoni-Eckschrank Platz fand, der Gläser und Geschirr und allerlei Sonderbarkeiten enthielt. Auf diesen Schrank zielte eine Inschrift, die über der Thüre des Schlafzimmers angebracht war und Bezug nahm auf solche Leute, die vielleicht in die Versuchung kamen, dem Häuschen bei der häufigen Abwesenheit des Besitzers einen gewaltsamen Besuch zu machen. Sie lautete:

„Am Einbrechen und Plündern
Kann ich niemand verhindern.
Gott verzeih' ihm die Sünde...
Der Schnaps steht im Spinde!"

„Der Schnaps steht auch wirklich da," sagte Doktor Havelmüller geheimnisvoll und wehmütig, „er schmeckt auch sehr gut, aber er ist mit einigen äußerst drastischen Mitteln versetzt. Mit diesem Trank im Leibe wird ein jeglicher weniger Helena in jedem Weibe sehen, als sich vielmehr veranlaßt finden, die Gesellschaft der Menschen zu fliehen und in der tiefsten Einsamkeit mit den unterirdischen Göttern Zwiesprache zu halten."

In dem Wohnzimmer stand zur Zeit ein gedeckter

für die Mittagsmahlzeit vorbereiteter Tisch, die Stühle aber waren einstweilen hinausgestellt, weil sonst niemand sich dort zu bewegen vermocht hätte. Diesen Raum hatte Doktor Havelmüller mit liebevoller Nachdenklichkeit ausgestattet. Weiß der Himmel, wo in welchem vergessenen Erdenwinkel er diese Wandtapete aufgetrieben hatte. In den Ranken von unmöglichen Schlingpflanzen hockten unglaubliche gelbe Vögel, die offenbar die Masern hatten, denn sie waren über und über rot gesprenkelt und jeder dieser Vögel schnappte nach einem bei der Schöpfung vergessenen Schmetterling, von dessen Aussehen einzig und allein diese Tapete Kunde gab. Die Decke dagegen war mit einem anderen Erzeugnis des Kunstgewerbes beklebt, auf dem sich ungeheure Massen von Rosen, Vergißmeinnicht und anderen gefühlvollen Blumen befanden. An den Wänden zeigten sich schöne Bilder und Schaustücke von jener Art, wie man sie in weltentlegenen Dorfwirtshäusern und einsamen Jägerwohnungen findet, unter anderem eines jener geheimnisvollen Kunstwerke, auf denen man entweder die Wörter Glaube, oder Liebe, oder Hoffnung liest, je nachdem man die Stellung verändert. Da befand sich unter Glas in schönem Goldrahmen eine verblichene Stickerei auf Seide, eine Rose darstellend mit der Unterschrift: „Aus Liebe von deiner Amalie.“ Da war die farbige Lithographie eines Brautpaares, er lang und schlank im glänzenden Frack und weißen anliegenden Beinkleidern, blank gescheitelt mit großen schwarzen Verführeraugen und einem Schnurr- und Kinnbärtchen wie aus lackiertem Eben-

holz, sie zart und schmachtend mit einer Taille von übermenschlicher Erstreckung, langen Röhrenlocken, einem Mündchen wie ein Zwanzigpfennigstück und einem in Milch gekochten Vergißmeinnichtsblick und dergleichen schöne Dinge mehr. Das Glanzstück aber aller dieser Wandverzierungen bestand in einer Oelskizze, die von einem bekannten Berliner Maler herrührte und eigens für diese Einsiedelei gestiftet worden war. Das Bild, in übertriebenem Hochformat, trug die Unterschrift: „Das Rätsel des Lebens“, und stellte eine Sphinx dar, die weinend auf einem Baume saß, während ein Totengerippe, ein blutendes und brennendes Herz zu ihr emporhaltend, den Stamm hinaufkletterte. Zu Füßen des Baumes saß eine weibliche verhüllte Gestalt mit einem Thränenkruge, während im Hintergrunde aus dunkelblauem Himmel ein rotgelber Mond zwischen düsteren Cypressen hervorschien. Dieses Bild war Doktor Havelmüllers größter Stolz. „Seht, liebe Freunde,“ sagte er, „das nenne ich wahre Tiefe. Eine unendliche Deutsamkeit liegt in dieser Darstellung und doch hat noch niemals jemand ihren Sinn ergründet. Kürzlich war Doktor Spintifex aus Berlin hier, der am Museum angestellt ist und vom Staat dafür bezahlt wird, Tag und Nacht über die alten langweiligen Bilder nachzudenken, die sie da aufgehängt haben. Um ein Uhr nachmittags sah er zuerst dies Bild, verankerte sich davor und nahm es mit allen seinen Geisteskräften in Angriff. Um zwei Uhr, als ich wieder nachsah, waren seine Augen stier darauf gerichtet, und man sah, wie sein Gehirn mit Pferde-

kraft arbeitete. Um drei Uhr hatte er den Kopf zwischen die Knie gesteckt und wühlte mit beiden Händen in seinen strähnigen Haaren. Gegen vier Uhr legte ich ihm ein nasses, ausgewrungenes Handtuch um die Stirn, und so um Fünfe herum holte ich zu diesem Zwecke Eis vom Seeschlößchen. Da er aber gegen sechs Uhr trotzdem anfing zu delirieren, so brachte ich ihn mit sanfter Gewalt auf die Pferdebahn und nach Hause, wo er sich sofort ins Bett legen mußte und seine Wirtin ihm Kamillenthee kochte. Vierzehn Tage später begegnete ich ihm auf der Straße, allein er kannte mich nicht, hielt sich selber für ein Skelett und wollte nach der Anatomie, um sich neue Rippen einsetzen zu lassen. Augenblicklich befindet er sich in einer Kaltwasserheilanstalt. Wenn ich euch raten soll, lieben Freunde, so hütet euch wohl, über dies Bild nachzudenken."

Während Doktor Havelmüller dergleichen fast unglaubliche Dinge in die Thüre hinein erzählte, stand er draußen in der sogenannten Veranda, an einem Petroleumkochapparat, auf dem allerlei Konservengerichte schmorten, und nach einer kurzen Weile erklärte er, das Essen sei fertig. Die Stühle wurden hineingeschafft, und als wir alle saßen, war der Raum so voll, daß sich selbst der Suppenkaspar aus dem Struwelpeter in seinem letzten Lebensstadium nicht hätte hinter unseren Stühlen mehr durchschlängeln können. In diesem Augenblick schlug sich Doktor Havelmüller mit gut gespieltem Schrecken an die Stirn, denn ich bin überzeugt, er hatte es absichtlich so weit kommen

lassen, um die holde Ursprünglichkeit seiner Einrichtungen besser ins Licht zu setzen, und rief: „Ach, leider muß ich die Herrschaften noch einmal bemühen, denn ich habe vergessen, in meinen Weinkeller zu steigen!“

Mit großer Mühe schoben wir die Stühle beiseite und drängten uns in die Winkel, während Doktor Havelmüller eine lose Fußbodenplanke aufhob und darunter einige Weinflaschen hervorholte. „So,“ sagte er dann, während er diese entkorkte, „nun bitte, lieben Freunde, langt zu. Erster Gang: Tegelkaviar.“

Wir nahmen alle von dem merkwürdigen Gericht, in dem eine Anzahl von Kapern das einzig Erkennbare waren, strichen es auf Semmelscheiben und fanden es von hohem Wohlgeschmack. Frau Lores hausmütterlicher Sinn regte sich und sie fragte nach der Herstellung dieses merkwürdigen Gerichtes.

„Ich wollte Sie ja mit echtem Kaviar bewirten,“ sagte Doktor Havelmüller traurig, „frisch, grau, großkörnig, rollend, schwach gesalzen, wie er sein muß, und habe den Tegeler Fischer gebeten, mir einen Stör zu fangen, einen guten Rogener, und wenn er drei Mark kosten solle. Der Mann hat mir aber kein Verständnis entgegengebracht. Als ich fort ging, hörte ich ein beleidigendes Lachen und als ich mich schüchtern umsah, bemerkte ich, wie der Fischer mit seinem Finger an der Stirn zu seiner Frau Gebärden machte, die fast einer schweren Injurie gleichkamen. Es war also nichts, aber ich dachte: Ein Genie geniert sich nie und das Talent weiß sich stets zu helfen, und in

einem glücklichen Augenblick erfand ich den Tegelkaviar. — Sie nehmen, verehrte Frau, auf zwölf Oelsardinen feinster Marke vier Sardellen, zerhacken alles sehr fein, mischen es mit etwas Sardinenöl und einigen Kapern und der Tegelkaviar ist fertig. Sie sehen, einfach, wie alle wirklich großen Erfindungen."

Das Essen nahm seinen Fortgang und bestand aus allerlei in Blechbüchsen konservierten Gerichten, denen der Doktor durch geschickte Zuthaten einen besonderen Wohlgeschmack erteilt hatte. Wir waren ungemein lustig, obwohl sich in dem engen Raume bald eine große Wärme entwickelte. Als unser Wirt merkte, daß Frau Lore sich mit der Serviette das erhitzte Antlitz fächelte, verklärte ein sanfter Schein seine Züge und er sagte: „Nicht wahr, Frau Hühnchen, Sie leiden von der Hitze? Dem wird bald abgeholfen sein; ich werde die Ventilation in Thätigkeit setzen."

An der einen Bretterwand befand sich eine Aststelle, deren Kernzapfen allmählich eingetrocknet war und lose in seiner Oeffnung saß. Dieser Zapfen war an einem Stückchen Leder befestigt, so daß er sich wie ein Fensterchen beiseite klappen ließ und so die Oeffnung des Astloches frei machte. Als Hühnchen so ganz unvorbereitet dieser wundervollen Ventilationsvorrichtung ansichtig wurde, geriet ihm vor freudiger Ueberraschung ein Krümchen in die falsche Kehle, so daß er Minuten brauchte, um wieder zu sich zu kommen. Nachher sagte er, wenn er heute noch einmal so etwas Glanzvolles zu sehen bekäme, so würde es sein Tod sein. Solche Anerkennung that Doktor Havelmüller

wohl, er sah mit liebevollen Augen auf seine Ventilationsklappe und streichelte sie.

Nach dem Essen besahen wir den Garten. „Als ich ein Kind war," sagte unser Wirt, „lebte ich in beschränkten Verhältnissen, aber wir hatten ein kleines Haus mit einem Garten dahinter. Dort blühte und duftete der Lavendel in blauen Polstern, und andere gewürzige Kräuter, wie Salbei, Majoran und Marienblatt. Dort gab es brennende Liebe, weiße Lilien, wohlriechende Nelken und einen Flor von Sommerblumen, die heute aus der Mode und vergessen sind, alles hervorgewachsen aus geschenkten Samen, von Familie zu Familie ausgetauschten Zwiebeln und erbetenen Stecklingen. Eine grüne, etwas rauhe Sorte von Stachelbeeren wuchs dort von köstlichem Geschmack. Sie ist jetzt auch fast vergessen und verdrängt von den faden, großen englischen Riesenbeeren, die nach gar nichts schmecken. Nach solchem Garten, der mein Kinderparadies war, habe ich mich zeitlebens gesehnt und von ihm geträumt, und da er sich in Berlin nicht verwirklichen ließ, habe ich es gemacht wie der alte Mohammed, und weil der Garten nicht zu mir kam, so bin ich zu ihm nach Tegel gegangen. Hier hat aber mein Leben mich bereits bei manchen in schlechten Ruf gebracht. Einige der braven Eingeborenen, die sahen, daß ich des Nachts in dieser schlechten Hütte schlafe, im Schweiße meines Angesichts Kartoffeln und Gemüse baue, so dürftige und billige Gewächse pflanze und mir des Abends selber meine bescheidenen Gerichte koche, zeigen mich ihren Kindern als abschreckendes

Beispiel und sagen: ‚Seht diesen reichen Mann,‘ — denn dafür halten sie mich — ‚er könnte alle Tage Austern und Kapaunen essen, aber er lebt wie ein Hund und schläft in einer Bude schlechter als ein Ziegenstall. Seht, Kinder, dazu führt der Geiz!‘“ —

Der Doktor zog die Schulter hoch, streckte die Hände vor sich und stand eine Weile in trübseliges Schweigen versunken, wie ergeben in sein Schicksal. Dann aber ermannte er sich wieder, erhob das Haupt und rief: „Nun aber vorwärts, auf zur Liebesinsel!“

*

V. Die Liebesinsel.

Wir zogen nun alle hinab zum nahen See, wo an dem Landungsstege ein Kahn bereit lag, in dem ein junger Eingeborener schon unser wartete. Der Nachmittag dieses Tages, an dem Frühling und Sommer sich scheiden, war still und klar, und als wir über den blanken Spiegel des Sees dahinfuhren, waren die kleinen Wellen, die von unserem Kahne ausgingen, fast das Einzige, die glatte Fläche zu trüben. Wenige Tage vorher hatte ein Sturm geherrscht und dabei war eines der kleinen Segelboote, die dort von Liebhabern gehalten werden, gekentert und gesunken. Nun beschäftigte sich eine Anzahl von Leuten in Kähnen damit, es wieder zu heben, und der Klang ihrer ermunternden Zurufe drang zuweilen aus der Ferne zu

uns her. Der stille, glänzende Tag über dem blanken, regungslosen See hatte auch uns schweigsam gemacht, und eine Zeit lang war nichts vernehmlich als das taktmäßige Geräusch der Ruder und das leise Rieseln des Wassers vom Bug unseres Kahnes. Rings lagen die Ufer im Sonnenduft und nur undeutlich hob sich das kleine Inselchen, das unser Ziel war, von dem Dämmer der dahinter liegenden Waldung ab. Jedoch bald zeigte es sich deutlicher, ein wunderlich kleines Eiland mit nur einem größeren Baume, allerlei Buschwerk und einem Streifen Uferschilf. Wir umfuhren es in großem Bogen, um an eine passende Landungsstelle zu gelangen, und bald stieß der Kahn scharrend auf den Ufersand. Hühnchens Entzücken, als er sich näher auf diesem Fleckchen Erde umsah, war unbeschreiblich. „Beim Robinson," sagte er, „dies ist wahrhaftig die Insel meiner Träume. Als Kind hätte ich so etwas Zauberhaftes gar nicht für möglich gehalten. Hier möchte ich meine Tage beschließen. Hier ist gerade Platz für ein kleines Haus und einen bescheidenen Garten und was will man mehr? Dies kleine Wäldchen," dabei zeigte er auf den einen Baum und das verschiedenartige Buschwerk, das ihn umgab, „würde ich natürlich unangetastet lassen, ebenso diese blumige Wiese, die als eine spitze Halbinsel in den See verläuft."

Während nun Hühnchen unter entzücktem Schweigen seine Augen an dieser Insel, die allerdings wie für ihn geschaffen erschien, weidete, ward aus dem Gebüsch der lieblich dahinrieselnde Gesang einer Dorngrasmücke vernehmlich.

„Der Herr Vizewirt!“ sagte Doktor Havelmüller geheimnisvoll, indem er mit dem Daumen nach der Richtung deutete, wo der Vogel sang. „Was denn?“ fragte Hühnchen verwundert. „Dieses kleine Eiland,“ sagte der Doktor wie immer mit tiefem Ernst, „gehört dem bekannten Ornithologen und Naturforscher Doktor Bolle, der im Sommer auf der dort sichtbaren größeren Insel Scharfenberg haust und sich der Pflege seiner seltenen Bäume und Gesträuche und dem Schutze der dort zahlreich angesiedelten Singvögel widmet. Hier dagegen wohnt niemand als ein Pärchen Dorngrasmücken, dem er die Aufsicht über diese Insel anvertraut hat. Ihr Gehalt beziehen sie in Naturalien, die sie sich selber suchen dürfen.“

Ich hatte unterdes mit dem Scharfblick, den mir frühere Uebung in solchen Dingen gab, das Gebüsch durchspäht und glücklich das Nest der Dorngrasmücke aufgefunden, das von dem Weibchen trotz der Störung durch den fremden Besuch noch nicht verlassen worden war. Ich wollte davon kein Aufsehen machen, insbesondere nicht wegen des jungen Tegeler Eingeborenen, der leicht einmal in späterer Zeit zurückkehren konnte, um dieser stillen Häuslichkeit den Frieden zu rauben. Doch Frieda war gerade in meiner Nähe, und da Doktor Havelmüller, in seiner beliebten Weise Wahrheit mit Dichtung mischend, gerade einen Vortrag über die Insel Scharfenberg hielt, dem der Tegeler Autochthone mit offenem Munde lauschte, so ergriff ich sanft die Hand des schönen Mädchens und führte sie, die mich verwundert anblickte, so, daß sie durch

eine Lücke zwischen den Zweigen auf das Nest hinsehen konnte. Frieda war ein Kind der Großstadt und ein Vogelnest, wenn auch gerade nichts Unbekanntes, doch immer ein Stück Märchen für sie. Der Vogel saß ganz still, nur sein dunkles Auge war unablässig auf uns gerichtet. „Ach, das liebe Tierchen," sagte Frieda, „wenn wir es nur nicht stören." Und von dieser Furcht ergriffen, ging sie ängstlich und leise rückwärts, mich sanft an der Hand nach sich ziehend. Als wir uns weit genug entfernt hatten und noch eine Weile unschlüssig Hand in Hand standen, fühlte ich, wie die ihre sich leise löste. „Ich danke dir," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, als fürchteten sich diese, den meinen zu begegnen, und ging still hinweg.

Derweil hatte Doktor Havelmüller begonnen, ein Häufchen Holz, das auf einer schon öfter benutzten Brandstelle bereit lag, zu entzünden; in einem mitgebrachten Kessel ward Wasser aufgesetzt, Tassen und Geschirr aus dem Kahne geholt und vermittelst einer Flasche kräftigen Extraktes bald ein tüchtiger Kaffee zu stande gebracht. Während wir nun das braune Getränk behaglich schlürften, begann der Doktor aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Phantasie allerlei Sagenhaftes über diese Insel zu berichten: „Ich bin überzeugt, dieser Boden steckt voller Altertümer," sagte er. „Ich fand hier früher bereits einmal eine alte Schuhsohle aus der Zeit des großen Kurfürsten. Aber noch viel weiter greift die Geschichte dieser Insel zurück. Es ist fast außer allem Zweifel, daß hier einstmals ein Heiligtum der wendischen Liebesgöttin ge-

standen hat, worauf ja auch der Name der Insel hindeutet. Und so tief haften dergleichen Erinnerungen im Volke, daß verbürgten Nachrichten zufolge noch heute zuweilen Liebespaare hier landen sollen, um der Göttin Opfer zu bringen."

Der Ernst, mit dem der Doktor solche Dinge vorzutragen wußte, hatte etwas Erhabenes, jedoch unterbrach er sich jetzt, als er bemerkte, daß die ganze Gesellschaft im Kampfe mit den Mücken begriffen war, einer besonders blutgierigen und heimtückischen Sorte, die außer Sonnenuntergängen eine zweite Spezialität von Tegel bildet.

„Gegen die Mücken führe ich ein Mittel bei mir," sagte er, eine Zigarrentasche hervorziehend, „ich entdeckte diese unvergleichlichen Rauchröllchen bei einem Krämer in Tegel, dem ihr hoher Wert wahrscheinlich unbekannt ist, denn er verkauft sie für drei Pfennige das Stück. Es ist die Sorte, von der Johannes Trojan singt:

‚Eine Zigarr' entbrannt' er,
Die war als wie ein Panther
Gesprenkelt gelb, grün und braun,
Wie ein Sittich war sie zu schaun,
Schön war sie, dazu groß und stark,
Sie war in der Ukermark
Gewachsen in einem bösen Jahr.'

„Der Rauch dieser Zigarren, für einen Menschen von starker Gesundheit verhältnismäßig unschädlich, wirkt auf Mücken unbedingt tödlich. Sobald ihr auch nur ein Spürchen davon in die Nase kommt, so fängt sie an zu husten und hustet sich mit großer Geschwindig-

keit ganz weg, so daß bald nur ein winziges Staubwölkchen die Stelle bezeichnet, wo sie schwebte.“

Als der Doktor unsere Unschlüssigkeit bemerkte, uns dieser kraftvollen Zigarre zu bedienen, warf er dem vorgezeigten Probeexemplar noch einen liebevollen Blick zu, steckte es wieder ein und förderte andere Zigarren ans Licht, die uns mehr Vertrauen einflößten und sich trotz ihres echten Havannaduftes gegen die Mückenplage nicht unwirksam erwiesen. Als nun die blauen Wölkchen behaglich in die stille, sonnige Luft emporstiegen, fuhr Doktor Havelmüller in seinen Erörterungen fort: „Also ich halte den Boden dieser Insel für reich an Altertümern, ja vielleicht an Schätzen. In der Johannisnacht des vorigen Jahres sah ich hier ein blaues Flämmchen glühen, was sehr verdächtig ist. Nun, wir haben heute wieder Johannis und die Zeit ist also für solche Unternehmungen günstig. Zudem sehe ich dort einen Strauch der sagenreichen Hasel — wie wäre es, wenn ich mit der Wünschelrute einen kleinen Versuch machte? Mein Freund Doktor Julius Stinde, der selbst ein geschickter Rutengänger ist, hat mich in dieser Wissenschaft genau unterrichtet.“

Der Doktor stand auf, schnitt mit großer Feierlichkeit einen gabelförmigen Zweig von der Haselstaude, putzte ihn sauber ab und nahm die beiden Enden kunstgerecht zwischen die verwendeten Hände, so daß der Stiel in die Höhe stand. Dann schritt er langsam und würdevoll, die Rute vor sich haltend, über den Sandboden, bis plötzlich in der Nähe eines alten Baumstumpfes der Zweig sich neigte und gleichsam

gegen den Boden gezogen wurde. „Die Art und Weise, wie die Rute sich bewegt," flüsterte Doktor Havelmüller geheimnisvoll, „deutet auf Wasser. Am Ende kein Wunder in dieser feuchten Gegend, aber bemerken Sie wohl das eigentümliche Zittern, das sich meiner Hände bemächtigt hat? Dieser Tadderich ist höchst verdächtig, denn er deutet darauf hin, daß das Wasser gebrannt ist. — Sollte vielleicht ein alter geiziger Säufer hier seine Schätze vergraben haben?"

Ein mitgebrachter Spaten ward aus dem Kahne geholt, und mit scheinbar großer Aufregung begann der Doktor zu graben. „Ha!" rief er plötzlich, „soeben stieß ich auf etwas Hartes!" Dann warf er sich auf die Kniee und wühlte aus dem feuchten Sande eine Flasche hervor, die er prüfend gegen das Licht hielt: „Alter Nordhäuser Korn," rief er gerührt, „wie gerechtfertigt war mein Verdacht auf Altertümer doch, aber es scheint mehr dort zu sein." Alsbald warf er noch weiter den Sand beiseite und zog nach einer Weile aus der Grube ein zweites Fläschchen mit rotem Inhalt. „Rosenlikör," flüsterte er, „was für die Damen! Es ist unglaublich!" Dann sprang er auf und rief: „Dieser seltsame Erfolg gibt mir Mut. Ihr werdet bemerkt haben, daß wir unser Feuer auf einer alten Brandstelle anzündeten. Solche alten Brandstellen sind stets ungeheuer verdächtig!" Und mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings begann er die noch glühenden Kohlen beiseite zu räumen und auf der Stelle, wo noch soeben das Wasser heiß gemacht war, zu graben. Nach kurzer Weile hielt er inne und sagte

sichtlich zitternd vor Aufregung: „Ich stoße schon wieder auf was Hartes!“ Hühnchen, nachdem er sich von einer ungeheuren Lustigkeit über diese Komödie erholt hatte, griff mit zu und bald förderten beide einen mächtig großen, braun glasierten Deckeltopf mit zwei Henkeln an die Oberfläche.

„Eine Urne,“ sagte Doktor Havelmüller, „eine Urne von höchst seltsamer Form. Ich glaube, dieser Typus ist noch in keiner Sammlung vertreten.“ Er hob den Deckel vorsichtig ab, und nun zeigte sich inwendig ein zweites offenes Gefäß mit Erde und Brandresten gefüllt. Dieses war von Glas und hatte ganz genau die Form und den emaillierten Rand jener ungeheuren Bassins, aus denen man Weißbier trinkt. Bei näherer Besichtigung zeigte sich darauf eine Inschrift in Runenbuchstaben, offenbar durch Flußsäure eingeätzt. Mit merkwürdiger Geläufigkeit las der Doktor uns diese vor: „König Jaczko seinem lieben Doktor Havelmüller z. fr. Erg.“

„Ach, der gute alte Wendenkönig,“ rief er dann, „hat damals schon an mich gedacht vor so viel Jahrhunderten.“ Dann zog er einen blechernen Küchenlöffel hervor, den er seltsamerweise in der Tasche hatte, und begann sachgemäß den Inhalt des Weißbierglases auszuräumen. Bald zeigte sich etwas. „Ha,“ rief der Doktor, indem er den kleinen Gegenstand emporhielt, „ein Thränenfläschchen von Glas.“ Er nahm den Stöpsel ab, roch hinein. „Sonderbar, höchst sonderbar! Schon damals war das Kölnische Wasser bekannt. Frau Hühnchen, darf ich Sie bitten, diese Antike von

mir anzunehmen." Emsig löffelte er dann weiter und förderte nach und nach für jeglichen der Anwesenden etwas zu Tage. Eine kleine Brosche von Bronze begrüßte er mit dem Jubelrufe: „Ha, eine Fibula von höchst ungewöhnlichem Typus mit Edelrost, bitte, Fräulein Frieda."

Nachdem nun Hühnchen ein silbernes Hühnchen an der Uhrkette zu tragen, sowie Hans und ich ebenfalls eine Kleinigkeit erhalten hatten, fand sich noch ein wunderlicher Kamm, der, wie der Doktor meinte, an ähnliche Funde in der Lausitz erinnerte. Zum Beweis für das ungeheure Alter dieses Kammes, machte er darauf aufmerksam, daß er bereits künstliche Zähne trug. Diese ungeheure Seltenheit behielt er für sich selber. Außerdem enthielt diese Urne nur noch sechs kleine Opfergefäße, die eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit modernen Schnapsgläsern besaßen.

Der Doktor zog die Stirn in Falten und sagte dann mit tiefem Ernst: „Lieben Freunde, ich bemerke, daß etwas wie ein Gesetz durch alle diese seltsamen Funde geht. Zuerst entdecken wir das starke Getränk, dann eine Urne, von der auffallenden Form eines Weißbierglases, sodann wieder diese sechs kleinen Opfergefäße, und auch einem minder scharfen Verstande als dem euren würde es nicht entgehen, daß das vierte Glied in dieser Kette nach dem Gesetz der Reime bei dem Quartett eines Sonettes mit einer fast unfehlbaren Sicherheit lauten muß: Weißbier. Untersuchen wir deshalb den geheimnisvollen Boden dieser Insel aufs neue in dieser Richtung durch die Wünschelrute."

Und wahrhaftig, dieser scharfsinnige Schluß trog nicht, denn kühl eingebettet in den nassen Ufersand fanden sich wirklich nach mehreren Hin- und Widergängen einige Kruken dieses erfrischenden Getränkes. Höchst lustig war es, das Gesicht des jungen Tegeler Eingeborenen bei allen diesen Funden zu beobachten und den unheimlichen Eindruck von seinen Zügen zu lesen, den diese rätselhaften Ausgrabungen auf sein ahnungsloses Gemüt machten. Verständnisleer starrte er auf uns hin, wenn unser unbändiges Lachen die Luft erschütterte, denn nach Lachen war ihm bei so wunderlichen, unbegreiflichen Dingen wahrhaftig nicht zu Mut.

Indem wir uns nun längere Zeit unter vielen Scherzen auf Doktor Havelmüllers glückliche Finderhand dieses nicht ohne Mühe erworbenen Besitzes erfreuten, sank allmählich die Sonne gegen die Waldwipfel, und wir mußten an den Aufbruch denken. Welch ein sanfter, stiller Spätnachmittag auf der klaren, unbewegten Flut. Wir sangen allerlei Lieder, wie sie der Deutsche auf dem Wasser anzustimmen pflegt, und zwischendurch mußte ich immer heimlich hinblicken auf das reine Profil jenes Mädchens, das so mild und schön war, wie dieser sanfte letzte Tag des Frühlings. Sie blickte hinaus über den schimmernden Spiegel auf das dämmernde Blau der Ferne, als sei dort das schöne Land der Träume, wo alle holden, kaum geahnten Wünsche in Erfüllung gehen.

„Du, Emil," sagte Hühnchen, nachdem wir gerade wieder ein Lied beendigt hatten, zu Doktor Havel-

müller, „ich habe eine große Bitte an dich. Vor Jahren hörte ich einmal ein altdeutsches Lied von dir, das du selber komponiert hast, das mußt du mir heute singen. All die Zeit ist es mir nicht wieder aus dem Gedächtnis gekommen, das Lied von dem rosenfarbenen Mund. Mich dünkt, es war so einfach und schön wie die Natur."

„Ach, meine Weise ist vielleicht zu einfach und ich weiß nicht, ob sie des wunderbaren Textes würdig ist," sagte der Doktor, „aber du bist mein Gast und der Wunsch meiner Gäste ist mir Befehl! Das Lied findet sich in einer Mönchshandschrift des Klosters Benediktbeuren aus dem dreizehnten Jahrhundert, genannt ‚Carmina Burana', und ist in seiner einfachen Innigkeit wahrhaft unvergleichlich. Ich will es aber in hochdeutscher Uebersetzung singen, des schnelleren Verständnisses halber." Der Doktor räusperte sich und sang dann mit angenehmer Stimme und innigem Ausdruck:

Komm, o komm, Gesellin mein,
Ach, ich harre sehnend dein,
Ach, ich harre sehnend dein,
Komm, o komm, Gesellin mein.

Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund,
Komm und mache mich gesund,
Süßer, rosenfarbner Mund."

Nach einer kleinen Stille sagte Hühnchen, nachdem er die letzten Zeilen summend wiederholt hatte: „Bitte noch einmal, lieber Freund." Der Doktor

fügte sich diesem Wunsche, und als nun wieder die zweite Strophe begann, war es seltsam, wie die Macht dieser Worte zwei Häupter, die es eigentlich gar nicht wollten, gegeneinander wendete, so daß die Augen sich eine kurze Weile begegneten. Dann aber drehten sie schnell sich ab und suchten wieder die blaue dämmernde Ferne.

*

VI. Johanniswürmchen.

Ich kann es nicht ändern, wenn in dieser Geschichte ein wenig viel gegessen und getrunken wird, aber das strenge Gesetz der historischen Wahrheit zwingt mich anzugeben, daß nun im Garten des Doktor Havelmüller wieder ein kleiner Imbiß genommen wurde, und daß es allen herrlich schmeckte. Weildes aber hatte sich die Sonne hinter die Waldwipfel gesenkt, am Himmel eine mächtige Glut entzündet und den See in eitel flüssiges Gold verwandelt. Wir brachen nun gleich auf, weil als letzter Teil des festlichen Programms ein Spaziergang in den Schloßpark zum Genuß der dämmernden Sommernacht und des Mondscheins verzeichnet war und Doktor Havelmüller uns die Versicherung gab, daß er außer dem unvergleichlichen Sonnenuntergang, der sich draußen ja bereits abspiele, auch eine besonders festliche Beleuchtung durch Johanniswürmchen bestellt habe. Wir wanderten langsam den Weg entlang, der später an der Kirche vor-

beiführt, und als wir an eine Stelle kamen, wo zwischen Baumgruppen und dem Garten einer Villa sich eine Aussicht auf den See öffnete, da bot sich uns ein zauberhafter Anblick dar. Das Gold der gesunkenen Sonne hatte sich nun in ein feuriges Rot verwandelt und den halben Himmel mit einer leuchtenden Rosenglut übergossen. Davon in tiefster Schwärze hob sich der Wald ab und die düsteren Schatten, die er auf den See warf. Im Vordergrunde aber hatte spiegelndes Abendrot das glatte Wasser in eine märchenhafte Purpurflut verwandelt, und da nun gerade im letzten Augenblick das glücklich gehobene Segelboot von den Leuten auf den zwei Kähnen eingebracht wurde, so hatte dies eine Menge von großen Leuten und Kindern an das Ufer gelockt. Auf dem langen Landungsstege standen sie wie scharfe Silhouetten auf leuchtend rotem Grunde, in der flachen Rosenflut wateten jubelnd die zierlichen schwarzen Gestalten der Kinder, es war ein Rufen, Jauchzen und freudiges Getön und ein Anblick, wie aus einer seligeren Welt, so daß wir uns kaum davon zu trennen vermochten. Endlich wanderten wir weiter durch das Dorf, wo die Leute behaglich den dämmernden Abend auf den Hausbänken genossen, wo im Schatten der Linden zuweilen vertraute Liebespaare flüsterten und aus manchem Fenster schon eine stille Lampe glimmte, bis wir endlich an die mächtig ragenden Silberpappeln und Platanen am Eingange des schönen Parkes gelangten. Als wir den großen Lindengang erreicht hatten, trennten wir uns, denn da Frau Lore nicht gut zu Fuße

war, wollten die älteren Herren mit ihr auf dem bequemen und ebenen Wege bleiben, während die jüngeren, zu denen ich mich heute mit einem gewissen Behagen rechnete, den Weg über den sogenannten Aussichtsberg einschlugen, um sich später in der Nähe des Humboldtschen Begräbnisplatzes wieder mit den anderen zu vereinigen. Es war eine helle, warme und stille Nacht. In hohen Lüften war es gleichsam wie der Wiederschein einer längst versunkenen Sonne und dazu kam das Leuchten des Mondes, dessen blasse Sichel an dem hellen Himmel schwamm, während nur einzelne Sterne mit mattem Gefunkel hier und da hervorblinkten. Alle Dinge dieser Erde waren eingehüllt in einen sanften grauen Schleier und der Dämon Finsternis hatte sich in die tiefsten Schatten des dichtesten Blätterwerkes zurückgezogen. Die Natur schlief, aber durch ihre Träume ging es zuweilen wie ein Atem der Sehnsucht, dann flüsterten leise die Blätter und ein Hauch von Lindenblütenduft und Rosen schwebte vorüber; im dunstigen Grunde schlug eine Nachtigall ein paar verlorene Töne an und aus ferneren Kornfeldern kam unablässiger Wachtelruf. Wir gingen den Weg zur Höhe hinan, der schimmernd vor uns lag; da zeigte sich zuerst ein blitzender Funke in der Luft, der launisch umherirrte, bald ganz erlosch, bald eine Strecke weiter hell wieder aufleuchtete. Ein Männchen des Johanniswurmes war es, das sein Laternchen angezündet hatte, um sein Liebchen zu suchen, dessen stilles bläuliches Licht wohl irgendwo im Grase schimmern mußte. In Hans erwachte die

Jagdlust, er eilte dem funkelnden Tierchen nach, um es zu fangen, verlor sich auf einen Nebenweg und bald waren wir allein. Als wir nun so nebeneinander gingen, zwei bänglich pochende Herzen in der sommerwarmen Einsamkeit, da that sich zur Seite aus dem Grase am Wegesrand ein schimmerndes Licht hervor wie ein ruhiger Stern, und siehe da, weiterhin noch ein zweites. Wir traten hinzu und betrachteten das kleine Naturwunder, wie sein helles Laternchen die Halme und Blättchen seiner Umgebung erleuchtete und in grünem Golde glänzen ließ. Ich fing die Tierchen dann und ließ Frieda in meiner Hand die schimmernden Sterne beschauen, dann setzte ich sie beide in die künstlichen Blumen, die die Vorderseite ihres Hutes schmückten, und dort glänzten sie hervor gleich den Diamanten des Märchens, von denen es heißt, daß sie im Dunkeln leuchten. Als Frieda mein Entzücken über die Wirkung dieser lebendigen Edelsteine bemerkte, nahm sie eine Weile den Hut ab und betrachtete mit leuchtendem Auge diesen unvergleichlichen Schmuck; ich aber fing noch mehr solcher Tierchen, so daß die Blumen des Hutes bald ganz mit diesen schimmernden Sternen besäet waren. Unterdes waren wir auf der Höhe angelangt und schauten nun weit hinaus in die von Duft und lichtem Dämmer erfüllte Welt, während der Schatten hervorragender Zweige sich über uns hinstreckte. Zwei Johanniswürmchen, angelockt von der schimmernden Gesellschaft auf dem Hute, irrten in schwankenden Kreisen und zuweilen stärker aufblitzend um das Haupt des schönen Mädchens, und

wieder brachte ein sanfter Atemzug der Nacht einen Blütenduft von dem Lindengange im Grunde. Ach alles rings hauchte Liebe und Sehnsucht, und dazu tönte plötzlich aus der Ferne wieder das Lied des Doktors, das er heute auf dem Wasser gesungen hatte: „Komm, o komm, Gesellin mein,“ ... in der Stille der Nacht verstand man deutlich jedes Wort. Und während wir so nebeneinander standen, leise atmend, um keinen Ton zu verlieren, hatte ich meinen Arm sanft um das schöne Kind gelegt und ihr Köpfchen ruhte an meiner Schulter. Als der Gesang nun verstummt war, da vermochte ich es nicht anders, ich mußte den Schluß des Liedes wiederholen: „Komm, und mache mich gesund, süßer rosenfarbner Mund.“

Frieda antwortete nicht, sondern neigte nur hingebend das Köpfchen zurück, bot mir fromm und demütig den holden Mund als ein Heilmittel, das sie nicht versagen dürfe, und wir küßten uns andächtig und lange. Dann, wie aus einem Traume erwachend, seufzte sie tief und senkte das Köpfchen vor meinem Blick: „Ach, Onkel!“ hauchte sie und ein Zittern lag in ihrer Stimme. Ich aber zog sie an mich und rief: „Niemals, niemals will ich diesen Titel wieder hören, ich will es nicht mehr sein und bin es ja auch nie gewesen. Sage, wie du mich jetzt nennen willst?“

Sie schwieg eine kurze Weile: „Ach, Liebster, Liebster,“ flüsterte sie dann leise an meiner Brust. Wir hörten plötzlich unsere Namen rufen von der Gegend des Humboldtdenkmales her und schnell eilten wir Hand in Hand durch die dämmernde Johannis-

nacht zu unseren Lieben. Mag es uns der große Forscher verzeihen, der dort im Kreise seiner Verwandten in dem ernsten Schatten düsterer Fichten ruht, daß wir beide keine Neigung verspürten, seinem Andenken jetzt eine stille Minute zu weihen, wir eilten schnell vorüber an dem finsteren Epheu, der jene Gräber bespinnt, denn die Augen unseres Geistes waren gerichtet auf lauter schöne sonnige Sommertage der Zukunft, nicht auf die düsteren Schatten der Vergangenheit.

Wir trafen die anderen schon auf dem Rückweg begriffen, und ich verzichte gern auf die Schilderung der Wirkung, die die Mitteilung dessen, was sich soeben auf dem Aussichtsberge begeben hatte, auf Hühnchen machte, und vermag nicht zu entscheiden, ob seine anfängliche Verblüffung größer war oder sein späteres Entzücken über dieses ihm gänzlich unerwartete Ereignis. Und während des allgemeinen Fragens, Erzählens, Küssens und Umarmens stand Doktor Havelmüller stumm beiseite, den Knebelbart heftig streichend und das verräterische Mondlicht beleuchtete eine schimmernde Thräne in seinem Auge. Sie galt nicht allein dem Glück der Freunde, sondern auch jener Zeit der unwiederbringlich entschwundenen Jugend, wo er sich mit diesem selben Liede ein glühendes und stolzes Frauenherz erwarb.

Wie wir nun endlich wieder nach Tegel und in unseren Wagen gelangt sind, das weiß ich kaum zu sagen, doch endlich saßen wir darin und fuhren unter vielen Grüßen und Danksagungen gegen Doktor Havel-

müller davon. Hühnchen war so ausgelassen, wie ich ihn nie gesehen habe, als wäre er voll süßen Weines.

„Teuerster aller Freunde,“ rief er, „hättest du damals in Hannover, als wir beide auf dem alten gebirgigen Sofa saßen und Thee tranken, hättest du damals gedacht, daß ich noch einmal dein Schwiegervater würde? O wie wunderbar ist diese Welt! — Weißt du noch, wie ich dir damals riet, du solltest sehen, daß du auf dem Sofa in ein Thal zu sitzen kämest? Sieh mal, du sollst bei uns auch in ein Thal zu sitzen kommen und sollst es gut haben, und wie ich meine Lore kenne, so wird sie eine Schwiegermutter abgeben, die diesen so viel geschmähten Stand wieder zu Ehren bringen und die Welt mit Rührung erfüllen soll.“

Und so redete mein zukünftiger Schwiegervater und sang Lieder und gab die lustigsten Thorheiten an, den ganzen Weg hindurch, ja, er konnte nur mit Mühe verhindert werden, an einer besonders einladenden, vom Mond beschienenen Waldblöße auszusteigen und einen Indianertanz loszulassen, so daß der biedere Kutscher, als ich ihm in der Freude meines Herzens in Steglitz einen Thaler Extratrinkgeld in die Hand drückte, schmunzelnd sagte: „Danke scheen! det war 'ne fidele Nachtfuhre!“

Ich aber, dem ein Glück in den Schoß gefallen ist, auf das ich schon längst verzichten zu müssen glaubte, ich will dankbar hinnehmen, was das Schicksal ferner über mich verhängt hat, sei es nun Liebes oder Leides.

Das Hochzeitsfest.

*

I. Vorbereitungen.

Ueber zehn Monate waren vergangen seit jenem denkwürdigen Johannistage in Tegel, da Hühnchens liebliches Töchterchen Frieda meine Braut wurde. Die Hochzeit stand nahe bevor und sollte am 14. Mai stattfinden. Ich hauste schon seit Ostern in der Frobenstraße in Berlin, wo wir eine Parterrewohnung von fünf Zimmern gemietet hatten. Hühnchen fand unser zukünftiges Heim „äußerst opulent", obwohl das eine dieser Zimmer nur eine schmale Ritze darstellte, indem ich mit den Fingerspitzen der ausgestreckten Arme die gegenüberliegenden Wände berühren konnte. Ein anderes, neben der Schlafstube belegenes, war von dreieckiger Form und so winzig, daß eben gerade ein Bett, ein Schrank und ein Waschtisch darin stehen konnten. Dieser merkwürdige kleine Raum, der mit dem stolzen Namen Fremdenzimmer getauft war, gereichte Hühnchen zu besonderem Vergnügen, er freute sich darauf, später einmal darin zu schlafen und war überzeugt, er würde darin wegen der dreieckigen Grundform die ganze Nacht von den vier Kongruenzsätzen

und allerlei trigonometrischen Problemen träumen. Das größte Entzücken aber empfand er über die Aussicht aus den Vorderfenstern auf die hohe, mit weißem Kalkputz beworfene Mauer, die sich als Hinterseite der Stallungen für die Omnibusgesellschaft auf der anderen Seite der Straße endlos hinzieht.

„Wie angenehm,“ sagte er, „daß ihr kein Visavis habt und daß niemand vermag, euch unverschämt in die Fenster zu starren. Diese fensterlose Mauer betrachte ich als ein wahres Glück.“

Ich bin überzeugt, hätten dort Häuser gestanden, so würde er geschwärmt haben von den Reizen, die es gewährt, die Bewohner der gegenüberliegenden Seite in ihrem Leben und Treiben zu beobachten.

Zuerst war es ziemlich öde gewesen in den leeren Räumen, wo das Geräusch meiner Schritte klingend von den Wänden wiederhallte. Nur vorne in den beiden Zimmern, die ich bewohnte, befanden sich die notwendigsten Möbel. Aber allmählich füllte sich die Wohnung. Mit Schaudern kam mir zum Bewußtsein, mit welch einer endlosen Menge von Gegenständen der Kulturmensch seine Häuslichkeit belastet. O, das waren noch schöne Zeiten, als unsere biederen Vorfahren sich begnügten mit einem Speer, einem Steinbeil, einem Bogen, einer Handvoll von Pfeilen, etwas Schmuck von Tierzähnen und Bernstein und einem umgehängten Fell. Dazu ein paar Töpfe, roh mit der Hand geformt, und eine Erdhütte, klein aber behaglich und schon damals ebenso geräumig für die Liebe eines glücklichen Paars, wie später zu den Zeiten Schillers. Aber jetzt war das

ein anderes Ding. Orient und Occident wurden in Thätigkeit gesetzt, nur damit wir uns ein Nest bauen konnten. In China spannen die Seidenwürmer, in Schlesien schnurrten die Webstühle, in Solingen hämmerten die Schmiede und an verschiedenen Orten glühten die Porzellan- und Glasöfen für uns. Hölzer aus den fernsten Weltteilen schleppte man herbei, unsere Möbel zu schmücken, der Elefant lieferte seine Zähne, der Wal sein Fischbein, das Pferd sein Haar, das Schaf seine Wolle, Palmen ihren Bast, die Tiere aller Zonen ihre Häute, Hörner und Knochen, nur weil wir heiraten wollten. Die Bergwerke Nevadas gaben ihr Silber her, Australien sein Gold, Britannien sein Zinn, Schweden sein Kupfer und Westfalen sein Eisen. Alles für uns. Wahrlich, wenn man sich eine Vorstellung machen will von dem subtilen Räderwerk der modernen Kultur und von dem weit verzweigten Spinnennetze, das Handel und Verkehr über die ganze Welt gesponnen haben, da braucht man sich nur auszumalen, welch einen verwickelten Mechanismus ein einziges anspruchsloses Paar in Thätigkeit setzt, nur um sich ein bescheidenes Heim zu gründen.

Bei Hühnchens herrschte schon seit lange eine geradezu unheimliche Rührigkeit, und Männer fühlten sich dort nur mäßig behaglich. Denn den ganzen Tag rasselte die Nähmaschine, und was da an Gesäumtem, Gebauschtem, Gefälteltem und mit Spitzen Besetztem im Laufe der Zeit zu Tage gefördert wurde, war einfach erschreckend. Es war mir wirklich manchmal zu Mute, als hätte ich mich auf eine Sache eingelassen,

deren Tragweite und deren notwendige Folgen ich mir doch nicht genügend klar gemacht hatte. Das kleine Wörtchen „Ja" ist ein Keim, aus dem die merkwürdigsten Bäume hervorwachsen. Sah ich aber dann mein rosiges Mädchen in glühendem Fleiße und mit strahlendem Eifer in all dieser emsigen Thätigkeit mit dem hoffnungsvollen Leuchten ihrer Augen, so erfreute ich mich des blühenden Rosengartens, der auch aus diesem kleinen Wörtchen aufgeblüht war, und wir beide gedachten mit Wonne der Zeit, da wir ganz in ihm wohnen sollten.

Zu einer vollständigen Ausstattung meiner zukünftigen kleinen Frau gehörten nun auch jene zarten Gedichte aus Blumen, Federn und Bandwerk, die in den Schaufenstern der Putzläden eine so unerlöschliche Anziehungskraft auf weibliche Augen auszuüben pflegen, obgleich man schon im nächsten Jahre mitleidig zu lächeln pflegt über das, was vor kurzem noch „entzückend" war. Man sah sich im Hühnchenschen Hause dafür nach einer Hilfe um und Frieda schrieb deswegen an eine Schulfreundin, die sich in Berlin viel in Gesellschaften bewegte und sogar schon einmal einen Subskriptionsball mitgemacht hatte. Diese wies ihr auch ein geeignetes Fräulein nach und nun schrieb Frieda noch einmal um die näheren Bedingungen, denn man wußte im Hühnchenschen Hause nicht, wie eine solche Künstlerin zu behandeln sei, da dergleichen Priesterinnen des Luxus noch niemals über diese Schwelle gekommen waren. Darauf erhielt sie folgenden Brief:

„Liebe Frieda!

Die erste Bedingung Fräulein Siebentritt gegenüber ist große Freundlichkeit, die zweite: Kaffee mit Brötchen und Butter beim Antritt, die dritte: Frühstück, bestehend aus belegtem Butterbrot, einem Ei, einem Glase Wein und einer Tasse Kakao, recht süß, die vierte: Mittagessen reichhaltig, jedoch ja keinen Sauerkohl. Pudding muß unbedingt dabei sein, ein Gläschen Wein darf nicht fehlen. Die fünfte Bedingung: Kaffee wie am Morgen, jedoch jetzt mit Kuchen, die sechste: gegen Abend ein Stück kalten Pudding, die siebente Abendbrot: Eier sehr beliebt, dazu auch Butterbrot mit Braunschweiger Wurst und Hamburger Rauchfleisch angenehm, Bier darf nicht fehlen, die achte: fünfzig Pfennige mehr geben, als sie verlangt.

So, nun weißt Du alles, bemerken will ich nur noch, daß das Abendbrot sehr reichlich bemessen sein muß. Sie selbst zwar pflegt nur davon zu nippen, denn sie hat den Tag über schon so viel gepambst, daß ihre Kraft erschöpft ist, allein sie erwartet die Aufforderung, das übrige einzupacken und mit nach Hause zu nehmen. Sie verlangt viel Unterhaltung und außerdem eine Apfelsine für ihre Mutter.

Mit herzlichen Grüßen

Deine

Mathilde.

P.S. Sie tritt morgens gegen zehn Uhr an.

D. O."

An einem Sonntage, kurze Zeit nach Ankunft dieses Briefes, traf ich in Steglitz ein und fand die Damen des Hauses in ziemlich gedrückter Stimmung bei dem Studium dieses Schriftstückes. Hühnchen kam darüber zu und las den Brief mit großer Sorgfalt und vielem Ernste. „Beim Lukull," sagte er, „das wird ein Tag des Wohllebens und der Schlemmerei werden, wenn dieses Fräulein unsere niedere Hütte mit ihrer Gegenwart beehrt. Und wir werden uns eine Miene erhabener Gleichgültigkeit einüben müssen, um so zu thun, als ginge es immer so bei uns zu. Und, Lore, ich fürchte, mit unserem Sauren wird es nichts sein. In der griechischen Weinhandlung bei Mentzer aus Neckargemünd gibt es eine ‚Milch der Greise', ‚Nestor' genannt. Süß und kräftig. Davon werde ich mir ein Fläschchen einthun für diesen großen Tag."

Dann fuhr er zu mir gewendet fort: „Je älter man wird, teurer Freund, je mehr Blätter flattern welk herab vom Baume unserer Illusionen. Ich habe mir bis jetzt immer eingebildet, eine Putzmacherin sei eine Art von ätherischem Wesen, das in der Weise eines Vögelchens von irdischer Speise nur nippt, fortwährend Liedchen trällert und dazu mit unerschöpflichem Fleiße und mit wunderbar geschickten Fingern zierliche Gebilde formt. Aber darf ich von dem Einzelfalle, den dieser Brief darstellt, auf die Allgemeinheit schließen, so kann ich mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sehr irdische Geschöpfe unter dieser Menschenklasse gefunden werden."

Doch die niedergedrückten Geister der Familie Hühnchen richteten sich bald wieder auf. Es wurde nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, auf die Hilfe dieser anspruchsvollen Dame zu verzichten, da man allgemein der Ansicht war, sie sei zu schwierig zu ernähren, auch möchte der Rahmen des Hühnchenschen Hauses keine geeignete Fassung für dieses Juwel sein. Frau Lore brachte dann später auch mit ihren geschickten Händen alles Nötige zur Befriedigung der Kenner zu stande.

Es war ein sonniger Tag am Ende des April, Fenster und Thüren waren geöffnet und eine köstliche Frühlingsluft wehte durch alle Zimmer. Gegen zwölf Uhr mittags fiel es mir besonders auf, wie ungemein sonnig die Wohnung war, ja als ich näher zusah, bemerkte ich die auffallende Thatsache, daß das himmlische Gestirn sowohl in die Nord- als die Südfenster hineinglänzte. Diese beiden Sonnenscheine begegneten sich in der Mitte und brachten in dem breiten Gange, der die beiden Zimmer verband, strahlenden Glanz hervor. Als ich Hühnchen auf diese merkwürdige astronomische Thatsache aufmerksam machte, da leuchteten seine Augen ganz besonders und mit fast prahlerischem Tone begann er: „Ja, mein lieber Freund, diesen neuen Vorzug dieser merkwürdigen Wohnung kanntest du noch gar nicht. Was wir zuerst als ein Unglück beklagten, hat eitel Vorteil mit sich gebracht, denn einem Glücksvogel wie mir müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Dann deutete er aus den Nordfenstern auf die

blinkenden Spiegelscheiben einer großen Mietkaserne, die dort vor kurzem erst aus dem Boden gewachsen war, und fuhr fort: „Du weißt doch, welches Vergnügen wir früher immer an der Aussicht aus diesen Fenstern hatten, als dort noch das kleine ländliche Haus stand. In dem eingezäunten Hofraume trieb sich ein stattlicher Hahn mit seinen Hühnern herum, dort watschelten Enten und im Herbst auch Gänse, ja zuweilen ließen sich dort veritable Schweine sehen, die sich stilgemäß in Pfützen wälzten. Wir hatten dort eben immer eine echt ländliche und höchst anheimelnde Aussicht. Nun kriegen die Leute hier aber im vorigen Jahre das Bauen und stellen dort eine himmelhohe Kaserne hin mit Karyatiden und Balkons und Obst und Südfrüchten. Die Aussicht ist fort und unser Nordzimmer sollte, wie wir meinten, noch dunkler werden, als es schon war. Aber was geschieht? Ganz das Gegenteil, wie du siehst. Denn nun spiegelt sich die Sonne dort in den großen Scheiben und wir haben sie von beiden Seiten, daß wir uns in ihrem Scheine baden können. Eine förmliche Sonnendusche haben wir jetzt. Mich dünkt, die Wohnung hat unermeßlich gewonnen dadurch. Und noch eins, Teuerster. Die Grundstücke hier in der Gegend sind durch die eingetretene Bausucht gewaltig im Preise gestiegen. Gestern war ein Bauunternehmer bei mir mit einem Burgundergesicht und drei Unterkinnen. Sein glattes Bäuchlein erschien mir wie ein Grabhügel von vielen Austern, Fasanen und Gänseleberpasteten und war geziert mit einer goldenen Uhrkette im Werte eines

kleinen Bauerngutes. Er wollte mir mein Grundstück abkaufen und bot schließlich sechsmal mehr als es mir, den Neubau mit eingerechnet, im ganzen gekostet hat. Einstweilen habe ich der Versuchung widerstanden, obwohl er sagte: ‚Gott, was wollen Sie? Für das, was ich Ihnen zahle, bau'n Sie sich in 'ner anderen Gegend wieder an und da können Sie haben eine Villa. Was haben Sie hier? Niedrige Räume, kleine Löcher. Ziehen Sie weiter hinaus auf das neue Villenterrain, da können Sie haben für das Geld, was ich Ihnen zahle, große Räume und alle Zimmer mit Schtuck so viel Sie wollen. Hier haben Sie keinen Schtuck und Schtuck wünscht man doch jetzt allgemein. Und Sie können haben auf dem Flur die Wände von Schtuckmarmor und können haben Butzenscheiben und alles altdeutsch in der schönsten Renaissance und mit Cuivre poli. Oder wollen Sie nicht Renaissance, so können Sie's haben in Gotisch oder Rokoko oder was Sie wollen, unsere Baumeister bauen Ihnen in jedem Geschmack.‘

„Aber ich blieb fest und zuletzt sockte er zornig ab. Das aber muß ich dir sagen: diesen Boden betritt jetzt mit Achtung, denn du wandelst auf Gold.“ Und Hühnchen ging mit Storchenschritten, wie zwischen Eiern, im Sonnenschein herum, der ihn von beiden Seiten beleuchtete, und lachte und glänzte selber wie die Sonne.

Wie es möglich werden sollte, Polterabend und Hochzeit in den beschränkten Räumen des Hühnchenschen Hauses stattfinden zu lassen, war mir unerfindlich,

allein mein zukünftiger Schwiegervater hatte sich nun einmal darauf versessen und seinem Genie mußte es überlassen werden, diese Frage zu lösen. „Einer Hochzeit in einem Gasthause fehlt jegliche Weihe," sagte er. „Das ist ein Geschäft, aber kein Fest. Wir laden so viele ein, als hineingehen in die Bude, und dann soll's fidel werden. Was, alter Freund und Schwiegersohn? Und unser Freund Bornemann soll uns eine Maibowle ansetzen. Das zu sehen ist allein schon ein Festgenuß, wenn er wie ein Hoherpriester seines Amtes waltet. Die Zuthaten besorgt er selber aus den geheimnisvollsten und besten Quellen, die nur Gott und ihm bekannt sind."

Auch die Gäste von auswärts sollten im Hause untergebracht werden. Das war nun allerdings so schlimm nicht, denn außer meiner Mutter erwarteten wir nur noch Herrn Nebendahl, einen Onkel von Hühnchen, der in Mecklenburg ein Pachtgut hatte. Da nun die Zimmer oben, die ich bewohnt hatte, leer standen, so machte dies weiter keine Schwierigkeiten.

Unterdes hatte unsere neue Wohnung in der Frobenstraße sich allmählich gefüllt, es duftete dort nach Lack, Politur und frischen Polstermöbeln, und alles sah unbeschreiblich neu und ungebraucht aus. Auch die Küche war schon vollständig eingerichtet, an den Wänden hingen Löffel, Kellen, Siebe, Trichter und andere Gerätschaften, deren Gebrauch mir ein düsteres Geheimnis war. Blanke Messingkessel blitzten über dem Herde mit einem Mörser aus gleichem Stoffe

um die Wette, und am Rande des Rauchfanges entlang hing eine Reihe von Bunzlauer Töpfen: Papa, Mama und sieben Kinder, eins immer kleiner wie das andere. Auch auf den Brettern der Speisekammer war allerlei Geschirr aufgestapelt, und stattliche Porzellantonnen waren dort aufmarschiert mit schönen deutlichen Inschriften. Alles war da, nur das Beste fehlte noch. Doch der Tag, der es bringen sollte, nahte heran, ob auch die Zeit schneckengleich dahinkroch, und endlich war der Polterabend da. Unsere auswärtigen Gäste waren eingetroffen, meine Mutter, die von der Familie Hühnchen mit unvergleichlicher Liebe und Ehrfurcht aufgenommen ward, und Herr Nebendahl, ein stattlicher, wohlbeleibter Herr mit einem rotbraunen Gesicht, einer Stimme, gleich der Posaune des Gerichts, und einer großen Neigung zur Heiterkeit, die sich durch donnerndes Lachen kundthat und das Haus in seinen Grundfesten erschütterte.

„Na, du hast dir da ja 'n gelungenes Vogelbauer eingerichtet, Lebrecht," sagte er, als er mit gewichtigen Schritten durch die kleinen Zimmer wandelte wie ein Löwe durch einen Menageriekäfig, „und 'n Garten is da ja auch. Den muß ich sehn."

Hühnchen schmunzelte und steckte schnell einige Papiere zu sich, die auf seinem Schreibtische lagen. So etwas wie dieser Garten, war Herrn Nebendahl noch nicht vor Augen gekommen, und als er den Kartoffelacker von vier Quadratmetern und alle die unglaublich winzigen Zwiebel-, Mohrrüben-, Erbsen-, Bohnen-, Kohl-, Sellerie- und Erdbeerbeete sah, und als ihm

nun gar die Bebauungspläne in ihren verschiedenen Jahrgängen vorgelegt wurden, da schallte der Donner seines Gelächters durch ganz Steglitz. „O du mein Schöpfer!“ rief er, „zu Haus hab' ich 'n paar Erdbeerbeete, die sind zusammen 'mal so groß als dieser ganze Garten. Un meine Frau hat 'n Karnaljenvogel in so 'n klein Drahthaus, der kriegt jeden Tag sein Grün's, und wenn ich den seh', Lebrecht, denn werd' ich von nu ab immer an dich und dein Haus und deinen Garten denken!“

Als er nun das Kartoffelfeld näher ins Auge faßte, wo eben das grüne Kraut aus der Erde hervorgedrungen war, erwachte seine Lustigkeit aufs neue: „Junge, Junge,“ sagte er, „wenn in 'n Herbst das Kartoffelracken losgeht, denn mußt du dir doch woll 'ne Hilfe annehmen, oder könnt ihr's allein zwingen? Die Kartoffeln stehn aber gut. Was is es denn für 'ne Sorte?“

„Magnum bonum, länglich runde, nierenförmige,“ antwortete Hühnchen schlagfertig. „Hier in diesem Garten werden nur edelste Sorten kultiviert und die Samen sind von einer berühmten Firma in Erfurt bezogen. Wenn du glaubst, daß diese Zwiebeln hier ganz gewöhnliche Wald- und Wiesenzwiebeln sind, da bist du sehr im Irrtum, ich darf sie dir vorstellen als die ‚große runde, gelbe, feinschmeckende Zittauer Riesenzwiebel‘. Auch bei diesen Bohnen siehst du nichts Gewöhnliches vor dir, es ist die ‚frühe, große, lange, extra breite, weiße Schlachtschwertbohne‘. Und wenn du glaubst, hier siehst du nur so Erbsen schlechthin,

da bist du wieder betrogen. Nein, sie nennt sich ‚große, weiße, frühe, krummschotige Säbelerbse‘. Hier erblickst du den ‚sehr großen, zarten, gelben Non-plus-ultra-Salat‘ und dort, wo du noch nichts siehst, wird sich bald in ungeahnter Ueppigkeit die ‚längste, grüne Goliath-Schlangengurke‘ entfalten. Doch wenn du erst ahntest, was auf diesem Komposthaufen der Zukunft entgegenkeimt, da würde Ehrfurcht dein Herz erfüllen, denn dort ist angesäet der ‚Riesen-Melonen-Zentner-Kürbis‘, der gegen hundert Kilogramm — denke nur, zwei Zentner — schwer wird. Ich muß gestehen, vor diesem Gemüse habe ich einige Angst. Ich fürchte, es wird zu geräumig ausfallen für unseren Garten und eine erdrückende Wirkung ausüben.“

Herr Nebendahl hatte bei dieser ganzen Erklärung mit beiden Händen seinen Bauch gehalten, der wie von einem gewaltigen Erdbeben erschüttert ward — nun brach er endlich in ein donnerndes Gelächter aus. Als er sich endlich wieder erholt hatte, rief er: „Ne, Lebrecht, nu hör auf. Wenn das so weiter geht, denn werd' ich krank, das kann ja kein Deubel aushalten. Du bist der putzigste Kerl, der mir mein Lebtag vorgekommen is.“

Der Rabe Hoppdiquax in seinem vergitterten Kasten an der Hauswand hatte sich dieser neuen und geräuschvollen Erscheinung gegenüber bis dahin mäuschenstill verhalten und sie nur mit dem forschenden Blicke des gewiegten Menschenkenners aufmerksam von der Seite betrachtet. Jetzt, da eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, hielt er offenbar

seine Zeit für gekommen, denn im tiefsten Baß sagte er plötzlich: „Da ist der Graf!“

Herr Nebendahl schrak zusammen: „Na, was is das?“ rief er. „Sitzt da wer in dem Kasten. Was is das?“

Hoppdiquax hüpfte drei Schritte seitwärts, wodurch er mehr ins Licht kam, und indem er teils pfiffig, teils boshaft auf Nebendahl hinblickte, sagte er wie zur Erklärung: „Ein rätselhafter Vogel!“ Denn diese Redensart, die von Hühnchen schon so oft auf ihn angewendet worden war, hatte er sich im Laufe der Jahre zu eigen gemacht.

Herr Nebendahl lachte nicht, wie es wohl sonst seine Gewohnheit bei so auffallenden und sonderbaren Ereignissen war, sondern ward ein wenig blaß und sah Hühnchen mit weit geöffneten Augen und gerunzelter Stirn an. „Du, Lebrecht,“ sagte er, „das is ja ein graugeliges Tier, da kann einen ja ganz angst vor werden.“

„Quatschkopp!“ rief Hoppdiquax mit ungeheurem Nachdruck, sträubte die Nackenfedern und hüpfte in die hinterste Ecke seines Kastens, wo er scheinbar in gewaltigem Zorn auf einen längst abgenagten Knochen loshackte.

„Ne, so was!“ sagte Herr Nebendahl und ging ganz bedrückt mit Hühnchen wieder in das Haus zurück.

*

II. Polterabend.

Am Abende dieses Tages füllten sich die Zimmer mit Gästen. Da kam der Major Puschel mit seiner Frau. Sie war köstlich in violette Seide gekleidet und klirrte und bimmelte von allerlei Schmuck, wenn sie sich bewegte. Er aber war in Uniform und strahlte festlich in militärischem Glanze unter all den gewöhnlichen Sterblichen. Da war Doktor Havelmüller mit dem Ausdrucke freundlicher Wehmut, der ihn immer zierte, wenn er auch noch so sehr den Schalk im Nacken hatte, da war unser Freund Bornemann mit seinem bartlosen lächelnden Vollmondsgesicht, den breiten Schultern und der üppigen Fülle sämtlicher Gliedmaßen. Er hatte sich mächtig in Wichs geworfen, seine Stiefel schossen glänzende Blitze und oben war er mindestens zu sieben Achteln Vorhemd. Wenn er so dastand, den Chapeau claque elegant gegen das Bein gestemmt, so sah er aus wie der aufgegangene Teig eines Gesandtschaftsattachés. Da war Onkel Nebendahl in seinem Hochzeitsfrack, der leider dem leiblichen Wachstume seines Besitzers nicht gefolgt war und dessen Arme einzwängte, daß sie zwei stattlichen Mettwürsten glichen, während er vorne weit auseinanderklaffte und einer mit einer ungeheuren weißen Weste bedeckten imposanten Hügellandschaft Raum gab. Da waren außer anderen Freunden und Freundinnen des Hauses, deren Aufzählung zu weit führen würde, einige von Hans Hühnchens jüngeren Genossen, die sich entweder schüchtern in den

Ecken herumdrückten oder sich, wie der junge angehende Kunstgelehrte Erwin Klövekorn, den Anschein gaben, als seien alle Genüsse dieser Welt bereits Schall und Rauch für sie, mit blasierter Miene an einem Thürpfosten lehnten und in der Schnurrbartsgegend an etwas Unsichtbarem drehten.

Von den jungen Mädchen, den Freundinnen Friedas, war noch nicht viel zu sehen, nur aus dem Zimmer, das ihnen als Garderobe diente, schallte Lachen und Gezwitscher, und zuweilen sah man dort ein phantastisch aufgeputztes Köpfchen hervorlugen, das aber, wenn es bemerkt ward, sofort kichernd wieder verschwand.

In dem größten Zimmer des Hauses, wo wir damals das Weihnachtsfest gefeiert hatten, war ein erhöhter Sitz für das Brautpaar gebaut und rings an den Wänden standen Stühle, so daß in der Mitte ein Raum für die Aufführungen frei blieb. Als dort die ganze Gesellschaft sich niedergelassen hatte, ergriff Hühnchen mit ungemeiner Wichtigkeit eine Tischglocke und läutete heftig. Auf dieses Regisseurzeichen öffnete sich die Thür und herein traten fast zugleich zwei hübsche Mädchen, die erste, eine blonde, war weiß gekleidet, die andere war schwarz von Haar und dunkelrot angethan. In den Händen trug jede eine flache runde Schachtel. Zum Verständnis des Folgenden muß ich einfügen, was ich bis jetzt schamhaft verschwiegen habe, daß nämlich schon vor einigen Jahren ein Bändchen Gedichte von mir unter dem Titel „Kornblumen" erschienen war, dessen Exemplare „zu scheußlichen Klum-

pen geballt“ in dem Magazine des Verlegers ein unbegehrtes Dasein führten. Beide Mädchen betrachteten sich anscheinend mit Verwunderung und Eifersucht und die Schwarze begann:

S.

„Woher des Wegs? Was bringst du dort getragen?

B.

Ei, was du fragst! Dasselbe darf ich fragen!

S.

Zeig her! Was, eine Schachtel rund wie meine?
Was birgst du drin?

B.

Ei nun, was birgt die deine?

S.

Was Rundes!

B.

Nun, was Rundes hab' auch ich!

S.

Zu gleichem Zwecke kommst du sicherlich.
Das merk' ich wohl und brauche nicht zu fragen,
Denn einen Kranz bringst du wie ich getragen.

B.

Ich kam zuerst, und du mußt vor mir weichen!

S.

Auch meinen Kranz denk' ich zu überreichen!

B.

Der meine ist der schönste in der Welt!

S.

Und meinen kaufst du nicht um vieles Geld!

B. (nimmt ihren Kranz hervor).

Der schönste Kranz von allen, die sich zeigen,
Er ist gefügt aus zarten Myrtenzweigen.
Das schönste ist ein hold errötend Haupt
Am Hochzeitstage myrtenzweigumlaubt!

S.

Den ersten Kranz von allen, die wir kennen,
Muß ich des Lorbeers stolze Rundung nennen,
Den man dem Sieger auf die Stirne drückt,
Und dem Poeten, der die Welt entzückt.

B.

Verzehrend sind der Ruhmsucht wilde Flammen
Und nur die Liebe hält die Welt zusammen!

S.

Zusammen hält die Liebe wohl das Leben,
Doch einzig vorwärts bringet nur das Streben!

B.

Laß uns nicht streiten. Jeder schätzt das Seine.
Mein's gilt der Braut, dem Bräutigam das deine!

S. (öffnet die Schachtel; verwundert).

Welch seltsam Ding — fürwahr, was muß ich sehn?
Verwunderliches ist allhier geschehn!

(Zieht einen Kornblumenkranz hervor.)

Was ich als grünen Lorbeer eingehandelt,
In blaue Sterne hat es sich verwandelt.
Die zarte Blume, die das Kornfeld schmückt,
Sei statt des Lorbeers auf dein Haupt gedrückt.

B. (zur Braut).

Dir reiche ich des Myrtenkranzes Rund,
In dem du schließest den ersehnten Bund,

Das Holdeste, das diese Erde hegt,
Das Lieblichste, das eine Jungfrau trägt.
Mag andern auch ein andrer Kranz gefallen,
Er ist und bleibt der herrlichste von allen!"

So waren wir denn beide bekränzt zur großen Ergötzung der Zuschauer über diese neue Form der Ueberreichung des Brautkranzes, die, wie ich nachher erfuhr, von unserem Freunde Havelmüller erdacht war.

Aber zum zweitenmal ertönte Hühnchens Glocke und herein schwebten singend und im Reigen sich drehend die vier Elemente in eigener Person. Auch diese sprachen nacheinander sinnige und freundliche Worte, indem sie zwischendurch immer wieder zu ihrem eigenen Gesange zierliche Reigentänze aufführten. Da war die Erde, ein Mädchen in grünem geblümten Gewande und einen Rosenkranz im schwarzen Haar tragend. Sie wolle uns nähren und kleiden und ihre besten Schätze für uns hergeben, sagte sie, und zum Zeichen dessen überreichte sie Brot und Salz in einem schönen Korbe.

Dann kam das Wasser in blauem Gewande mit Wasserrosen geziert und versicherte uns, schon die alten Griechen hätten gesagt, es sei von allem das Beste. „Mit 'n guten Schuß Rum mang," murmelte Onkel Nebendahl dazwischen. Aber da kam er schön an, denn nachdem das Wasser seine Vorzüge dargelegt hatte, förderte es allerlei spitzfindige Bemerkungen zu Tage über gewisse andere Getränke, durch die nicht allein verwerfliche Junggesellen, sondern auch leider junge und alte Ehemänner bewogen würden, ihre

Nächte außer dem Hause zu verschwärmen, während die armen Frauen in Trübsal und Trauer zu Hause säßen. Als Aufmunterung zur Tugend überreichte es dann eine Wasserflasche mit zwei Gläsern.

Darauf meldete sich die Luft, weiß wie eine Sommerwolke und überall mit Schmetterlingen besetzt, die auch über dem hellblonden Haare sich schwankend wiegten. Sie hielt einen zierlichen, kleinen hygieinischen Vortrag über den Nutzen der Ventilation und sztieß dabei ein wenig mit der Szunge an, gleichsam als wolle sie das Sſäuseln des Szephyrs dadurch andeuten. Ihr Geschenk war ein Blasebalg.

Das Feuer ward dargestellt durch ein zierliches Persönchen in rotem Gewande und trug eine wirkliche brennende Flamme auf dem Haupte. Die niedliche junge Dame hatte, wohl durch den Charakter ihrer Rolle verführt, eine etwas heftige Art zu deklamieren an sich, rollte beträchtlich mit den hübschen braunen Augen, und in gemessenen Zwischenräumen flammte ihr rechter Arm wie von einem unsichtbaren Drahte gezogen zum Himmel empor, wobei gewöhnlich auch die etwas zu sehr angestrengte Stimme in die zweite Etage hinaufschnappte. Sie sprach mit vielem Ausdruck von der heiligen Flamme des häuslichen Herdes und von dem Feuer der Liebe, das nie erlöschen solle und uns wärmen bis in die spätesten Tage. Dazu überreichte sie ein Feuerzeug in Gestalt eines bronzenen Amors mit einer Butte auf dem Rücken. Als sie geendet hatte, hörte ich einen Seufzer hinter mir, wo Hans Hühnchen an die Wand gelehnt stand, und

als mein Blick ihn streifte, bemerkte ich, wie er das zierliche Mädchen mit den Augen verfolgte. Es machte mir den Eindruck, als sei er von diesem Feuer etwas angesengt.

Als die vier Elemente sich nun wieder im Reigen gedreht hatten und singend zur Thür hinausgezogen waren, sagte Onkel Nebendahl befriedigt: „Das war mal nüdlich. Das haben die kleinen Dirns nett gemacht."

„Ja, sehr niedlich," sagte der Major, „und erinnert mich merkwürdig an einen anderen Polterabendscherz auf der Hochzeit meines Kameraden Hauptmann von Beselow. Damals waren es aber die vier Temperamente. Da passierte eine sonderbare Geschichte, denn die junge Dame, die das Phlegma darstellte, blieb ganz elend stecken, ich sage Ihnen so furchtbar stecken, daß sie nicht aus noch ein konnte. Sie mußte wahrhaftig ihren Zettel aus der Tasche kriegen und alles ablesen. Sie war eine Gutsbesitzerstochter aus der Gegend von Thorn — heiratete später meinen Kameraden Leutnant Dempwolf. Der Schwiegervater kaufte ihnen ein Gut und dann bekamen sie dreizehn Kinder. Sind alle noch am Leben. Ja!"

Onkel Nebendahl, der an die pointelosen Geschichten des Majors noch nicht gewöhnt war, sah ihn erwartungsvoll an und fragte endlich, als weiter nichts kam: „Und?"

Der Major blickte mit den hellen Augen etwas verwundert auf ihn hin und drehte an seinem Schnurrbart: „Der älteste Sohn dient bereits als Einjähriger, ja," sagte er dann. „beim zweiten Garderegiment. Ja!"

Nebendahl kratzte sich hinter den Ohren und versank in Nachdenken. Doch konnte er sich dem nicht lange hingeben, denn Hühnchens Glocke ertönte wieder, und während vom Klaviere her die Melodie des Liedes ertönte: „Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin,“ wandelte, in einen langen silberglänzenden Talar gekleidet, unser Freund Bornemann als Mond herein. Sein großes, rotes, gutmütiges Gesicht schaute aus einer mächtigen goldenen Scheibe hervor, wahrhaftig, das war ein Mond, so ähnlich, wie er es nur sein konnte.

„Da kommt dein Freund!“ sagte ich zu Frieda. Sie lächelte und sah mich glücklich an. Sie ward nämlich immer ein wenig geneckt mit ihrer Vorliebe für den Mond, und sagte gerne, wenn er so durch die Zweige der Gartenbäume auf sie hinblicke, sei es ihr, als schaue ein guter Freund auf sie. Dieses kleine Verhältnis war zwar ohne die übliche Sentimentalität, doch seit ihrer Kinderzeit schon hatte sie, wenn sie abends allein und unbelauscht am Fenster saß und das freundliche Gestirn zu ihr hereinsah, ihm all ihre kleinen Leiden und Freuden anvertraut. Das mußte nun Bornemann wohl bekannt geworden sein, denn er stellte sich vor als Freund der Braut, der eigens herabgestiegen sei, um an diesem schönen Tage ihr seine Glückwünsche zu bringen. Er wisse wohl, daß er schon seit lange ihr erster und eigentlich auch ihr einziger Geliebter sei. Da sie nun aber eingesehen habe, daß seine himmlischen Berufsgeschäfte und seine Verpflichtungen gegen die Liebenden der ganzen Welt

eine nähere Verbindung nicht zuließen, habe sie sich endlich unter den Menschen nach einem Ersatze umgesehen, und da sei alsbald ihre Wahl auf mich gefallen, einzig und allein um meines schönen Mondscheins willen, der sie zart und sinnig immer an ihren ersten liebsten Freund erinnere. (So ein Schuft! Wenn ich das nicht gleich geahnt hatte!) Er könne diese Wahl nur billigen, denn gestehen müsse er ja, ihm sei ein steter Wechsel eigen, bald sei er schwarz, bald eine schmale Sichel, bald zu-, bald abnehmend und nur selten zeige sich sein voller Glanz. Der von ihr erwählte Mondschein aber würde an Größe, Pracht und Schimmer im Laufe der Jahre immer nur zunehmen und eine dauernde Quelle ungetrübter Freuden für sie sein. Damit nun auch ich an der Beobachtung dieses vorzüglichen Wachstums und dieser steten Veredlung teilzunehmen vermöge, so überreiche er hiermit diesen feingeschliffenen und in Bronze gerahmten Spiegel. Dann schloß er:

„Mein Schein ist Wechsel, deiner nicht,
Er strahlt in stets vermehrtem Licht
Und bleibt dir bis ans Ende treu!
Nun lebet wohl! — Ich werde neu!“

Er machte plötzlich linksumkehrt und nun zeigte sich, daß seine ganze Hinterseite schwarz wie Pech war, nur auf dem breiten Rücken war ein sichelförmiger Mond mit Profilgesicht dargestellt, der mit zwei gewaltigen Händen eine ungeheuer „lange Nase“ machte.

Der Donner des Gelächters auf meine Kosten war unbeschreiblich. „Na, warte nur,“ dachte ich, „du

wandelndes Bierfaß, wenn einmal deine Stunde schlägt und du auf demselben Verwunderungsstuhle sitzest, dann soll meine Rache furchtbar sein!“

Es würde zu weitläufig werden, wollte ich alles anführen, was an diesem denkwürdigen Abend von ernst- und scherzhaften Vorträgen noch dargebracht wurde und wie viel liebenswürdige Freundlichkeit sowohl als scherzhafte Bosheit wir noch auszustehen hatten.

Als dann nach Beendigung aller dieser Aufführungen die Gesellschaft in den beiden anderen kleinen Zimmern herumwimmelte, weil nun der Tisch zum Abendessen im „Saal“ gedeckt wurde, kam Hühnchen sehr vergnügt zu mir und sagte: „Du, willst du mal sehen, wie jetzt Bornemann als Oberpriester am Altare des Bacchus waltet? Es ist ein erhabener Anblick.“

Er führte mich in die Küche und dort stand Bornemann in seinem silberglänzenden Talar und hatte seine goldene Mondesscheibe nun wie einen Heiligenschein aufgesetzt. Vor ihm befand sich ein riesiges mit Blumen bekränztes Gefäß in einer mächtigen mit Eis gefüllten Schüssel. Hans Hühnchen entkorkte fortwährend Flaschen und reichte sie dem Meister zu, während ein anderer Jüngling ein großes mit Waldmeisterkraut gefülltes Sieb über die Bowle hielt. Nur war es bemerkenswert zu sehen, mit welcher Kennermiene Bornemann zuvor an jedem Korke roch, ehe er die Flasche verwendete. Wie er sie dann geschickt zwischen den Händen wirbelte, wodurch der Inhalt eine kreisende Bewegung erhielt und die Luft in der Mitte eindringen konnte, so daß der Wein in hohlem Strahle

ohne zu blubbern schnell aus der Flasche herausschoß und durch das mit Waldmeister gefüllte Sieb in die Bowle plätscherte. So ging es fort Flasche für Flasche, ohne Ende, wie es uns dünkte. Hühnchen wurde ganz ängstlich und sagte: „Bornemann, du denkst wohl an eine Herrengesellschaft, bedenke, es sind über die Hälfte Damen dabei.“ Bornemann erwiderte mit dem Ton eines Mannes, der sich nicht in seine Angelegenheiten reden läßt: „Leberecht, das verstehst du nicht. Wenn ich eine Bowle ansetze, dann saufen die Menschen schrecklich, und es bekommt ihnen.“

„So,“ sagte er dann, als Hans ihm die letzte Flasche aus dem Eiskühler hingereicht hatte und nur noch zwei übrig waren, die abgesondert standen, „so,“ sagte Bornemann, „Champagner ist nicht nötig, er ist nur für die Illusion und verfliegt bald, aber hier habe ich zwei Flaschen ganz alten Rauenthaler. Zu trinken ist er nicht mehr, weil er viel zu firn ist, aber er ist durch und durch Blume. Der wird diesem Getränk wohl thun.“ Es war ein weihevoller Moment, als er den Inhalt dieser Flaschen dazu goß, und der Duft des edlen Weines sich mit dem gewürzigen Hauch des Waldmeisters mischte.

„So,“ sagte Bornemann, „Zucker ist schon dran, nun kommt die letzte Weihe.“ Er nahm aus einem Briefumschlag mit großer Feierlichkeit ein einziges Blatt der schwarzen Johannisbeere und hielt es am Stiele etwa dreißig Sekunden in die Flüssigkeit. „Es ist vielleicht ein Aberglaube,“ sagte er, „aber so habe ich es von meinem Meister gelernt. Er schrieb

diesem einen Blatte eine wahre Zauberkraft zu. Zwei würden alles verderben, sagte er. Ich kann diesen Glauben nicht ganz teilen, aber aus Pietät versäume ich es nie, denn ich habe gefunden, daß es nichts schadet."

Nun war das große Werk beendet, Bornemann füllte ein Glas, hielt es mit nachdenklicher Miene gegen das Licht und probierte dann sorgfältig. Er stand eine Weile mit gerunzelter Stirn und sah, wie in tiefste geistige Arbeit versunken, starr vor sich hin, während er die Lippen langsam kostend bewegte. Sodann nickte er befriedigt und schlürfte langsam den Rest des Getränkes. Seine Züge erhellten sich und sein glattes rotes Gesicht leuchtete in verklärtem Schimmer. „Es stimmt!" sagte er, indem er Hühnchen das aufs neue gefüllte Glas darreichte. Als dann die beiden jungen Leute unter der Anleitung ihres Chefs das mächtige Gefäß keuchend in den Festsaal schleppten, kehrten wir beiden zu der Gesellschaft zurück. Unterwegs sagte Hühnchen geheimnisvoll zu mir: „Du, ich fürchte, diese Bowle wird ein schauderhaftes Loch in den Gemeindesäckel reißen. Aber es schadet nichts, wir wandeln ja auf Gold." Und damit machte er wieder ein paar von seinen komisch vorsichtigen Storchschritten und strahlte vor Vergnügen.

Allgemeines Behagen herrschte dann bald an der mit allerlei Salaten und kalten Schüsseln besetzten Tafel und großes Lob ward auch hier Bornemann und seinem mit Blumen bekränzten Werk gespendet. „Ne feine Bool," sagte Nebendahl, „den Rezept möcht'

ich woll haben." Bornemann verbeugte sich darauf, etwa wie Goethe, wenn man seinen Faust lobte.

Allmählich ward die Stimmung der Gesellschaft lebhafter, die Wogen der verschiedenartigsten durcheinandergehenden Gespräche erzeugten eine Art Brandung, über der wie Schaum das helle Gelächter der jungen Mädchen schwebte. Hans Hühnchen hatte glücklich einen Platz neben dem „Feuer" erwischt und war von einer hinsterbenden Zuvorkommenheit gegen das junge Mädchen. Herr Erwin Klövekorn entäußerte sich seiner jungen Kunstweisheit gegen das „Wasser" mit großer Zungengeläufigkeit. Er hatte das „Cinquecento" vor, war eben bei den „Eklektikern" angelangt und belehrte seine junge Nachbarin über die verschiedenen Carraccis und wodurch sich Lodovico Carracci von Agostino Carracci und dieser wieder von Annibale Carracci unterscheide und daß mit Antonio Marziale Carracci und Francesco Carracci nicht viel los sei, und daß diese Künstlerfamilie in moderner Zeit nur mit den Meyerheims verglichen werden könne, die in ähnlich unheimlicher Weise sich vermehrt hätten und mit demselben Erfolge, ewig miteinander verwechselt zu werden. Der jungen Dame waren die Carraccis zwar so gleichgültig wie die Spektralanalyse oder wie die Philosophie des Unbewußten, allein sie hörte aufmerksam zu, denn nichts geht über die Bildung.

Die Frau Majorin belehrte meine Mutter über Hofgeschichten mit jener innigen Kammerzofenfreude kleinlich angelegter Naturen an den Schwächen hochgestellter Leute, der Major erzählte dem geduldig lächeln-

den Bornemann endlose Geschichten ohne Pointe, und Hühnchen ward vom Onkel Nebendahl über den großen Nutzen der Stallfütterung und die unglaubliche Wirkung des Guanos unterrichtet, während Doktor Havelmüller Frau Lore etwas vorschwärmte von seinem neuerworbenen Waldgrundstück in Tegel mit den einundvierzig numerierten Bäumen, und andere wieder andere Gespräche führten. Es war sonderbar, wie die Bruchstücke aus allen diesen Unterhaltungen durcheinanderwirbelten:

„O, ich kann sehr boshaft sein," sagte das „Feuer" mit einer übermütigen Miene.

„Unmöglich!" flötete Hans Hühnchen.

„Die Eklektiker," dozierte Klövekorn, „wollten die Vorzüge der großen Maler, ihrer Vorgänger, miteinander verbinden, es gelang ihnen aber nicht." — „Aber was das für 'n feinen Dung giebt, Lebrecht," donnerte Nebendahl, „das glaubst du gar nich, nichts geht verloren." — „Denken Sie sich," tönte nun die scharfe Stimme der Majorin, „sie legt Schminke auf — so dick! — „Guano wirkt aber noch dausendmal besser, Lebrecht," rief Nebendahl wieder. — „Da sagte der Kerl Puschel zu mir," krähte der Major, „einfach Puschel und kannte meinen Titel doch ganz gut. Einfach unverschämt! Was?" —

So rauschte die Brandung des Gespräches weiter, bis endlich Bornemann die ewigen pointelosen Geschichten des Majors satt kriegte und verkündete, er wolle nun auch einmal etwas erzählen, und zwar die schöne Geschichte von der Peitsche.

Da zufällig eine Pause in all den vielen Gesprächen eingetreten war, so begann Bornemann unter allgemeiner Aufmerksamkeit: „Der Bauer Stövesand fuhr in die Stadt, um ein paar Säcke Kartoffeln abzuliefern, und führte dabei zum erstenmal seine wunderschöne neue Peitsche. Es war eine herrliche Peitsche, den Stiel hatte er selber aus Knirk geflochten und die beste Schnur dazu gekauft, die zu haben war. Sie lag so schön und leicht in der Hand, und knallen konnte man damit wie mit einer Pistole. Eine bessere Peitsche, meinte der Bauer, könne auch des Großherzogs Kutscher nicht haben. Als er nun in der Stadt seine Kartoffeln abgeliefert hatte, regte sich der Hunger, und er fuhr zum Bäcker und kaufte sich eine schöne große Semmel. Er holte die weiche Krume mit dem Finger hervor und verzehrte sie, und als er dann bei dem Kaufmann angelangt war, wo er gewöhnlich einkehrte, ließ er sich die Semmel mit Sirup füllen, kaufte sich einen gesalzenen Hering dazu und hielt eine leckerhafte Mahlzeit. Dazu trank er ein Gläschen ‚Mulderjahn', eine Sorte von Malaga, die der Kaufmann selber aus Schnaps, Wasser, Sirup und Rosinenstengeln kunstreich herstellte und für ein Billiges an seine Kunden abließ. Nachdem er sich so köstlich erquickt hatte, begann er an die Besorgung seiner Geschäfte zu denken. Er fuhr zum Posamentier Spieseke und kaufte für seine Frau zwei Dutzend Haken und Oesen und drei Ellen Schnur, dann zum Schnittwarenhändler Abraham, woselbst er fünf Ellen roten Flanell einhandelte, darauf zum Zigarrenfabrikanten Michelsen und erstand

sich dort drei Pfund Schiffertabak von dem besten, das Pfund zu dreißig Pfennigen, denn in dieser Hinsicht war er ein Leckermaul. Hierauf hielt sein Gefährt vor dem Hause des Böttchers Maaß, weil ein neuer Milcheimer nötig war, und zuletzt fuhr er zur Apotheke, woselbst er für einen Groschen Mückenfett verlangte, das gut ist gegen das Reißen, und ganz ungemein wenig Schweineschmalz in einem winzigen Döschen erhielt. Da er nun aber nach dem ungewässerten Heringe einigen Durst verspürte, so kehrte er noch einmal bei dem Gastwirt Kaping am Ziegenmarkt ein, trank einen Krug ‚Lüttjedünn‘ nebst einem Gläschen ‚blauen Zwirn‘ dazu und machte sich dann vergnügt auf den Rückweg. Er war schon längst aus dem Thore und bei der nächsten Ortschaft angelangt, als ein infamer Dorfkläffer den Pferden zwischen die Beine fuhr und die Tiere fast scheu machte. Der Bauer Stövesand wollte nach seiner Peitsche greifen, aber siehe da, seine schöne neue Peitsche war fort. Er mußte sie in der Stadt irgendwo haben stehen lassen. Auf der Stelle wendete er um und fuhr zurück, denn seine schöne Peitsche wollte er nicht im Stiche lassen. An dem Orte, wo er die Kartoffeln abgeliefert hatte, fand er sie nicht vor, auch der Bäcker wußte nichts von ihr. Beim Kaufmann suchte man sie vergebens und auch bei dem Posamentier war sie nicht zu finden. Der Schnittwarenhändler Abraham bedauerte sehr, und der Zigarrenhändler Michelsen desgleichen. Die Hoffnung des Bauern ward immer geringer, denn auch der Böttcher Maaß wußte nichts von der Peitsche.

Endlich kam er zur Apotheke, und kaum war er in den Laden getreten, da — wie merkwürdig — da stand die Peitsche. In der Ecke am Fenster bei dem Rezeptiertisch. Er sah sie gleich auf den ersten Blick. Ja!"

Als nun Bornemann schwieg und sich mit einer Miene, die deutlich sagte, daß seine Geschichte zu Ende sei und er den Tribut des Beifalls erwarte, in den Stuhl zurücklehnte, da erhob sich ein halbunterdrücktes Murmeln und Gekicher, denn alle, die den Major und seine Geschichten ohne Pointe kannten, verstanden die kleine Satire. Dieser aber selbst sah den Erzähler groß an und fragte verwundert: „Aus?"

„Jawohl," sagte Bornemann, „ganz aus."

„So, so?" sagte der Major, „aber da muß ich offen gestehen, die Pointe dieser Geschichte ist mir entgangen. ... Vollständig entgangen. Ja!"

Dem vulkanischen Heiterkeitsausbruche, der nun folgte, saß der Major ratlos gegenüber und ebenso Nebendahl. „Ich weiß gar nich," sagte dieser, „was die so furchtbar lachen über die alte dumme Geschicht'. Sie hat ja gar kein' Sinn nich. Un wenn man denkt, nu kommt's, denn is sie aus."

Hühnchen, in der Furcht, es könne hierdurch eine Mißstimmung in die Gesellschaft kommen, legte sich ins Mittel und sagte: „Hör mal, Bornemann, ich habe auch schon bessere Geschichten von dir gehört." Dieser schien durch solch hartes Urteil gar nicht geknickt, sondern schmunzelte im Gegenteil sehr geschmeichelt. „Aber," fuhr Hühnchen fort, indem er sich an Doktor Havelmüller wendete, „da wir nun mal beim

Erzählen sind, lieber Emil, da mußt du mir heute abend einen großen Gefallen thun. Ich bitte dich um die Geschichte von der Wanze."

Doktor Havelmüller sträubte sich, es sei eigentlich keine Geschichte für Damen, was diese natürlich erst recht neugierig machte, auch habe er sie lange nicht erzählt und fürchte, die kleine Geschichte, die auf das Wort gestellt sei, zu verderben. Allein alles half ihm nichts und obwohl die Frau Majorin bedenklich ihre lange Nase kräuste und ungemein steif aussah, begann er endlich:

„Am Ende meiner Studienzeit war ich einmal genötigt, mir eine neue Wohnung zu suchen. Ich hatte schon viele Zimmer vergeblich besichtigt, da kam ich endlich zu einer freundlichen sauberen Witwe, wo es mir ausnehmend gefiel. Ich ward bald mit ihr einig und that zum Schluß eigentlich nur der Form wegen noch die Frage: ‚Es sind doch keine Wanzen in der Wohnung?' — ‚O, wie werden hier Wanzen sein!' sagte die alte Dame fast beleidigt. Das hat nun allerdings nicht viel zu sagen, denn wenn eine Wohnung auch so viel Wanzen hätte, als es Chinesen in China gibt, so würde eine Zimmervermieterin dies doch niemals zugeben, selbst wenn man sie auf die Folter spannte. Ich sagte also: ‚Nun, das ist gut, denn in dem Augenblicke, wo ich diese verhaßten Tiere spüre, ziehe ich sofort aus.' Dann gab ich meinen Mietsthaler und die Sache war abgemacht.

„Am ersten Abend, als ich eingezogen war, konnte ich nicht einschlafen. Ein fieberhafter Zustand über-

kam mich, und noch andere Symptome, die ich hier nicht näher schildern will, machten einen furchtbaren Verdacht in mir rege. Ich steckte Licht an, konnte aber nichts finden, und nachdem ich einen gewaltigen Schwur gethan hatte, am nächsten Tage sofort wieder auszuziehen, schlief ich endlich spät nach Mitternacht ein. Am anderen Morgen, als ich finster brütend auf dem Sofa saß, brachte meine Wirtin den Kaffee und es schien mir, als ob sie mich mit sorgenvollen Blicken betrachte. ‚Frau Mohnicke,‘ rief ich, ‚noch heute zieh' ich aus, hier sind Wanzen.‘

„‚O, du mein Schöpfer,‘ sagte die Frau, ‚sein Sie doch nur nicht so hitzig, es ist ja nur eine!‘

„Ich lachte höhnisch. ‚Ja, Sie lachen,‘ rief sie, ‚aber es ist doch wahr. Lassen Sie sich nur erzählen. Ihr Vorgänger hatte in seiner letzten Wohnung so viel von diesen ekligen Tieren zu leiden, daß er eine kannibalische Wut auf sie kriegte. Er fing, so viel er konnte, lebendig und sperrte sie in eine Schachtel mit Insektenpulver, um sich an ihren Qualen zu weiden, wie er sagte. Aber was hatten diese Tiere zu thun? Sie fühlten sich ganz wohl in dem Insektenpulver und lebten vergnügt weiter. Als nun Ihr Vorgänger dort auszog, setzte er alle Wanzen wieder sauber in das Zimmer zurück, denn er hatte 'n rachsüchtiges Gemüt, und nur eine nahm er mit als Merkwürdigkeit und weil er sehen wollte, wie lange sie es in dem Insektenpulver wohl aushielte. Gleich den zweiten Tag zeigte er sie mir, und da sagte ich: ‚Das ist doch sehr unrecht, mein Herr, denn wenn das Geschöpf

ausbricht und kriegt hier Junge, dann haben wir den Salat.' — ,Das hat nichts zu sagen,' sagte er, ,es ist ein Bock.' Dabei beruhigte ich mich denn, er aber trug seine Schachtel immer bei sich und zeigte das greuliche Tier allen Leuten, er hatte es ordentlich lieb gewonnen. Am letzten Tage, als er ausziehen wollte, war ein Freund bei ihm, der ihm packen half, und dem zeigte er auch gerade seinen Liebling, da zieht plötzlich draußen das zweite Garderegiment mit voller Musik vorbei. Die beiden jungen Leute liefen natürlich sofort ans Fenster, und als sie wieder zurückkamen, war die Wanze aus der offenen Schachtel ausgeritscht. Ich bin nun seitdem hinter ihr her gewesen mit Scheuern und Petroleum alle Tage, aber das muß eine von den ganz geriebenen sein, denn wie Sie ja bemerkt haben, noch hat es nichts geholfen.'

„Diese verrückte Geschichte erheiterte und beruhigte mich so weit, daß ich beschloß, die Sache noch eine Weile mitanzusehen. Da die Blutgier dieses Geschöpfes nun einstweilen gestillt war, so ließ es mich eine Zeit lang in Ruhe, nur nach acht Tagen etwa machte es mir wieder eine böse Nacht, so daß ich am Morgen sehr verdrießlich aufwachte und mich mit finsteren Plänen trug. Da ich aber eine wichtige Arbeit vorhatte, die mich sehr ernstlich beschäftigte, so vergaß ich schnell diese kleine Unannehmlichkeit und stand bald in meine Berechnungen vertieft vor meinem Pulte. Als ich dann in tiefes Nachdenken versunken durch das Zimmer schritt, blieb ich zufällig vor meiner großen Wandkarte von Europa stehen, auf der auch

ein Stück von Afrika und Asien mit dargestellt war. Während ich nun in grübelndem Brüten auf die Karte hinstarrte, fiel es mir allmählich auf, daß in der Gegend von Palästina was krabbelte. Zuerst beachtete ich es nicht sehr, aber endlich kam doch der Gedanke bei mir zum Durchbruch: ‚Was krabbelt denn da in der Gegend von Palästina?‘ Ich trat näher und sah mit Jauchzen, es war die Wanze. Sie saß ganz nahe beim Toten Meere. Ich nahm meine Feder hinter dem Ohre hervor und zielte mit der Spitze sorgfältig auf das stattliche Tier. Da aber erkannte es die Gefahr, stürzte sich eilend in das Jordanthal und floh mit großer Geschwindigkeit gen Norden. Ich mit der Feder immer hinterher. Beim See Genezareth schien es, sie wolle auf Damaskus zu und in Syrien und Mesopotamien ihr Heil versuchen, allein sie änderte ihren Plan, rannte um den See herum und zwischen Libanon und Antilibanon hindurch bis zur Küste des Mittelländischen Meeres und an dieser entlang, bis sich ihr das Taurusgebirge in den Weg stellte. Aber das findige Tier nahm den Kurs wieder nach Norden zwischen Taurus und Antitaurus hindurch, gewann dann in westlicher Richtung die große Salzwüste und holte nun so mächtig aus, daß ich ihr mit meiner Feder kaum zu folgen vermochte. So rannte sie in einer Tour immer westwärts, bis sie in der Gegend von Hissarlyk wieder die See erreichte. Hier irrte sie verzweiflungsvoll am Rande des Hellespontes hin und her. Allein sie wagte den Sprung über diese Meerenge nicht, wandte sich nun östlich, bürstete mit außer=

ordentlicher Geschwindigkeit um das Marmarameer herum und erreichte auch glücklich etwas nördlich von Skutari den Bosporus. Die Verzweiflung gab ihr Riesenkräfte, sie setzte an und in gewaltigem Sprunge erreichte sie glücklich das europäische Ufer. Von diesem Erfolge scheinbar frisch gestärkt, rannte sie in genau westlicher Richtung quer durch ganz Rumelien, und ihre Züge schienen mir von neuer Hoffnung frisch belebt. Doch meine Geduld war nun zu Ende, ich setzte ihr schärfer nach und endlich in Makedonien, sieben geographische Meilen nördlich von Salonichi, kriegte ich sie gefaßt. Ich sage Ihnen, meine Herrschaften, ihr Blut — es war eigentlich mein Blut — spritzte über den Balkan hinweg bis nach Bukarest!“

Der größere Teil der Gesellschaft saß in einiger Erstarrung da über diese verdrehte Geschichte und wußte nicht, ob er lachen oder „au“ sagen sollte, während nur Hühnchen und Bornemann an diesem barocken Humor eine unbändige Freude hatten.

Die Mahlzeit war unterdessen beendet und nun erschienen die vier Elemente wieder, die von Hühnchen mit einer neuen Aufgabe betraut worden waren. Die „Erde“ bot die Zigarren herum, während die „Luft“ ein Messer zum Abschneiden der Spitzen darreichte. Wenn die Herren sich nun bedient hatten, so ließ sich das „Feuer“ zierlich auf ein Knie nieder und bot das auf seinem Kopfe neu wieder entzündete Flämmchen zum Gebrauche dar. Da nun für das „Wasser“ bei diesem Geschäfte kein Posten übrig blieb, so ging es einfach mit und lächelte freundlich zu allem,

was geschah. Dies machte Onkel Nebendahl ungeheuren Spaß. „Das is hier ja grad wie bei so 'n türk'schen Pascha!“ sagte er. „Du hast auch zu putzige Einfälle, Lebrecht!“

Als nun aber die vier Elemente zu Hans Hühnchen kamen, sah ich, wie er in Verwirrung geriet, und in dem Augenblicke, wo das „Feuer“ vor ihm niederknieen wollte, sprang er schnell empor und rief fast beschämt: „O, das kann ich ja gar nicht verlangen!“ und zündete sich, sehr rot im Gesicht, unter hastigem Paffen an dem stehenden „Feuer“ die Zigarre an, während dieses die braunen Augen niederschlug und auch ein wenig anglomm, indes die übrigen drei Elemente schalkhaft dazu lächelten.

Die ganze Gesellschaft begab sich nun wieder in die anderen Zimmer, da die Tische fortgeräumt werden mußten, weil man im „Saal“ tanzen wollte. Doch um mit der Beschreibung dieses lustigen Abends zu Ende zu kommen, will ich nur noch sagen, daß die nun folgende Polonäse alle Räume des Hauses sowie des Gartens ausnutzte, was allerdings nicht viel sagen wollte, daß meine Mutter mit Herrn Nebendahl unter allgemeinem Beifall einen langsamen Walzer prästierte und daß schließlich das Kunststück geübt wurde, in diesem engen Raume zwei Quadrillen auf einmal zur Ausführung zu bringen, die Onkel Nebendahl, der als junger Inspektor ein Hauptvortänzer gewesen war, in einem fabelhaft plattdeutsch angestrichenen Französisch kommandierte mit einer Stimme, daß die Wände zitterten. Diese Quadrillen boten einen

Anblick, als hätte man beabsichtigt, die Verwirrung plastisch darzustellen. Ich sehe noch immer Hühnchen, der von der edlen Tanzkunst nur eine sehr geringe Ahnung hatte, wie er strahlend und hüpfend seine Kometenbahnen verfolgte und mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt in die Nachbarquadrille geriet und überall zu sehen war, nur nicht dort, wo er sein sollte. Jedoch seine ungemein taktfeste Partnerin, die Frau Majorin, holte ihn mit säuerlichem Lächeln stets an einem Fittich wieder zurück und drehte ihn an seinen Ort, worüber er denn immer sehr dankbar und ungemein vergnügt war.

So ging denn dieser Abend unter allgemeiner Heiterkeit zu Ende.

*

III. Hochzeit.

Die kirchliche Feier war vorüber und wir befanden uns wieder in den festlich geschmückten Räumen der Hühnchenschen Wohnung. Dreimal hatten wir Spießruten laufen müssen auf dem Wege zur Kirche. Einmal vor dem Hause, wo ein Haufe von Kindern, Dienstmädchen, alten Weibern und solchen Müßiggängern sich angesammelt hatte, die überall stehen bleiben, wo es was zu sehen gibt, sei es ein umgefallenes Droschkenpferd, die Durchfahrt eines Kahnes unter einer Brücke oder sonst irgend etwas. Das andere Mal blühte uns dieses Glück vor der Kirche

und dort schlugen einige Bemerkungen an mein Ohr, die ich nicht unterdrücken will, obwohl manches nicht schmeichelhaft für mich war.

„Ach so eenfach,“ sagte ein aufgedonnertes Dienstmädchen. „Bloß Kaschmir!“

Dann wieder eine andere Stimme: „Vor zwee Jahr' is sie erst injesegent. Mit meine Hulda zusammen.“

„Ach, so jung!“ flötete bedauernd eine ältliche Jungfrau.

„Und nimmt so 'n Ollen!“ krächzte eine scheußliche Megäre. Als wenn man nicht mit neununddreißig Jahren heutzutage noch geradezu ein Jüngling wäre.

In der Kirche selbst saßen nun außer den wenigen Leuten, die ein Interesse an der Familie Hühnchen nahmen, erst die wahren Kennerinnen, gewisse Stammgäste, die solchen Schauspielen eine nie erlöschende Teilnahme beweisen und keines versäumen. Aber die Heiligkeit des Ortes dämpfte ihre Stimme zu leisem Flüstern, so daß ihre gewiß tief einschneidenden Kritiken uns nicht vernehmlich wurden.

Die Trauung verlief ohne jeden Zwischenfall. An keinem Pfeiler des Hintergrundes stand ein bleicher junger Mann mit der tiefen Falte des Grams zwischen den Augenbrauen, keine verschleierte Dame brach auf dem Chore beim Ringewechsel ohnmächtig zusammen, kein gebräunter junger Mann, soeben aus fernen Weltteilen mit Schätzen reich beladen zurückgekehrt, trat zufällig in die Kirche und sah erbleichend und mit zusammengebissenen Zähnen, wie der Traum seiner

Jugend einem anderen die Hand reichte, kein geheimer Kriminalschutzmann legte mir nach vollendeter Trauung die Hand auf die Schulter und sprach: „Mein Herr, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes,“ nein, alles ging ungemein wenig romanhaft und so nüchtern zu, wie man es sich nur wünschen kann.

Die Hühnchensche Wohnung war festlich geschmückt mit Blumen, Guirlanden und Grün, und Hühnchens größter Stolz war, daß alles aus seinem kleinen Garten stammte. „Zwar,“ sagte er, „kann man nicht leugnen, daß dieser Garten zur Zeit ein etwas abgerupftes Aussehen hat, allein die unverwüstliche Schöpferkraft der Natur wird das alles schon wieder ersetzen.“

An der ebenfalls mit Blumen schön ausgezierten Tafel versammelte sich nun die Hochzeitsgesellschaft in ihrem höchsten Staat. Da war mir zur Seite Frieda in schimmerndem Weiß, mit dem langen, wallenden Schleier und dem zarten Myrtenkranz im Haar, demütig und schön, da war meine Mutter in perlgrauer Seide sehr stattlich anzuschauen, da war Herr Nebendahl, dessen weißes Westenvorgebirge heute noch erhabener schimmerte als gestern und dessen Frack von den ungewohnten Strapazen in allen Nähten krachte, da war der Major in äußerstem militärischem Glanze und seine Frau in Purpur und köstlicher Leinwand, wenn man ihr dunkelrotes, mit Spitzen besetztes Kleid also bezeichnen darf, da zeigten sich die Trauführer neben ihren in schimmerndes Weiß gekleideten Damen, Freund Bornemann, heut fast noch mehr Vorhemd als

gestern, Herr Erwin Klövekorn, der zur Feier des Tages so blasiert aussah, als hätte er alle Freuden dieser Welt bereits in der Windel ausgekostet, und Hans Hühnchen, der von Liebesgöttern umspielt neben seiner Brautjungfer, dem „Feuer", sitzend, seinen Platz mit keinem König getauscht hätte. Den Beschluß machten Doktor Havelmüller und Fräulein Dorette Langenberg, die mir einst von Hühnchen zugedachte Zukünftige. Ein Zug weltschmerzlicher Entsagung, der ihr sehr gut stand, hinderte sie nicht, gegen ihren Nachbar alle Wasser der Unterhaltung spielen zu lassen.

Wir hatten noch nicht lange bei Tisch gesessen, als Hühnchen sich erhob und eine kleine Rede hielt: „Meine lieben Freunde," sagte er, „man pflegt im Leben von Glückspilzen und Pechvögeln zu reden, das ist mir immer falsch erschienen, ich für mein Teil bin immer geneigt gewesen: Pechpilz und Glücksvogel zu sagen. Einen solchen Glücksvogel seht ihr in mir. Denn mir ist alles geglückt, was ich mir vorgenommen habe, ja über meine Wünsche hinaus ist mir liebliche Erfüllung zu teil geworden. Meine Eltern waren zwar sehr arm, aber liebevoll und gut gegen mich, kann man wohl in der Kindheit ein besseres Glück finden? Sie ließen mich eine gute Bildung erwerben, ich konnte das Gymnasium besuchen, doch weiter reichten ihre Mittel nicht. Als ich mich später dann dem Maschinenbau zuwendete, da war es mein höchster Wunsch, auf einer technischen Hochschule mich weiter für meinen Beruf auszubilden, und auch dies ward mir nach Jahren fleißiger Arbeit endlich zu teil. Dort

auf dem Polytechnikum zu Hannover fand ich einen Schatz, der seltener ist als mancher weiß und denkt. Dort erwarb ich mir einen Freund, einen Freund fürs Leben, einen solchen, bei dem

> Verständnis zu Verständnis sich gesellt,
> Und was in einem tönt, im andern klingt
> Und wiederhallt.

„Und was noch mehr ist, nicht lange darauf gewann ich noch einen größeren Schatz, ein liebes, getreues Weib, das ich nicht anstehe, eine Perle ihres Geschlechtes zu nennen.“ Frau Lore ward rot wie eine Purpurrose, und Hühnchen fuhr fort: „Diese meine liebe Frau schenkte mir zwei blühende gesunde Kinder, die ich weiter nicht loben will, denn das würde mir als Vater nicht wohl anstehen. Aber ich darf wohl sagen, daß sie mein Glück, mein Stolz und meine Hoffnung sind. Auch in den geringeren Dingen hat mich das Glück begünstigt, meine lieben Freunde. Nur eines will ich anführen. Schon ein Traum meiner Jugend war es, einmal ein eigenes Häuschen zu besitzen und in der eigenen Gartenlaube mein Abendpfeifchen zu rauchen. Ihr Freunde, die ihr versammelt seid in diesen festlich geschmückten Räumen, ihr wißt es, wie bald auch dieser Wunsch meines Herzens in Erfüllung ging und wie lange schon ich mit Dankbarkeit dies kleine Stück unserer großen Mutter Erde mein eigen nenne und mit welcher Freude ich in meinem Gärtchen die Gaben entgegennehme, die mir die Natur aus ihrem unerschöpflichen Schoße Jahr für Jahr aufs neue spendet.

„Aber die Ursache, weshalb ihr heute hier versammelt seid, lieben Freunde, stimmt mein Herz zu besonderer Dankbarkeit und gerührter Freude. Denn die Berechtigung, mich einen Glücksvogel zu nennen, darf ich auch wohl daraus ableiten, daß mir ein Glück gegeben ward, das nicht alltäglich ist in diesem Leben. Ich durfte die Hand meiner einzigen geliebten Tochter legen in die Hand jenes vorhin genannten Freundes, den ich kenne seit früher Jugend, den ich liebe, schätze und verehre, ich durfte es thun mit Zuversicht und freudigem Vertrauen. Das ist bis jetzt der Gipfel meines Glückes, und keinen besseren Wunsch glaube ich deshalb heute aussprechen zu können für meine lieben Kinder, als den: ‚Seid glücklich, wie wir es bis jetzt gewesen sind. Seid glücklich, glücklich, glücklich!‘ Hühnchen schwieg eine Weile, da ihm die Stimme versagte, dann fügte er rasch und leise hinzu: „Und darauf wollen wir unsere Gläser leeren!“

Es war eine merkwürdige gedämpfte Stimmung, in die hinein nun die Gläser klangen, und in manchen Augen schimmerten Thränen, deren sich diesmal keiner zu schämen schien.

Doch diese Stimmung machte bald wieder allgemeiner Heiterkeit Platz, zumal als nach einiger Zeit der Major an sein Glas schlug und eine Rede begann, die voll von den merkwürdigsten Pointen war. „Meine sehr verehrten Herrschaften,“ begann er, „als ich an dem vergangenen Fastnachtsdienstage von meinem Bureau nach Hause kam, da fiel mir der Laden des bekannten Bäckermeisters Bredow in die Augen und

da ich nicht wußte, ob meine Frau für diesen Abend bereits die obligaten Pfannkuchen besorgt hätte, so trat ich hinein und erstand mir eine Tüte voll von diesem in Berlin so außerordentlich beliebten Gebäck, ohne das man sich einen Silvester- oder Fastnachtsabend nicht wohl vorzustellen vermag. Als ich aber nach Hause kam, da hatte meine Frau bereits von dem berühmten Konditor Westphal ebenfalls eine Anzahl dieser festlichen Backwerke mitgebracht. Da wir nun dadurch in der Lage waren, Vergleiche anzustellen, so mußten wir konstatieren, daß die Pfannkuchen des Bäckermeisters Bredow nicht allein größer, sondern auch bedeutend besser und wohlschmeckender waren als die des berühmten Konditors Westphal. Ja! — Hieran anknüpfend möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich vermöge meiner gesellschaftlichen Stellung" — hier richtete sich die Frau Majorin noch gerader empor als sonst und ein Abglanz ihrer ebenfalls vornehmen Vergangenheit verklärte ihr Antlitz, wie der Abendsonnenschein eine Burgruine — „daß ich vermöge meiner gesellschaftlichen Stellung die Gelegenheit hatte, in adligen und hochangesehenen Kreisen zu verkehren. Ja! Aber ich muß konstatieren, daß es mir dort gegangen ist wie mit den Pfannkuchen, daß ich mich in allen diesen Kreisen nicht so wohl gefühlt habe als in dem, den der einfache bürgerliche Ingenieur, Herr Leberecht Hühnchen, um sich versammelt hat. Ja! — Apropos Ingenieur! Nicht von allen Vertretern dieser Berufsklasse kann man sagen, daß sie sich einer gleichen Geistes- und Herzensbildung er-

freuen. Ich habe dabei einen jungen Menschen im Auge, der auf dem Bureau, wo ich die Plankammer verwalte, wegen Mangel an Platz auf kurze Zeit zu mir hineingesetzt wurde in mein Zimmer, um dort zu arbeiten. Der junge Mensch hatte in Zürich studiert und war voll von umstürzlerischen Ideen, so daß, als wir binnen kurzem in ein politisches Gespräch gerieten, wir natürlich bald konstatierten, daß sich unsere Ansichten diametral gegenüberständen. Ich sage di—a—me—tral! Nun, das hätte nichts zu bedeuten gehabt, denn wenn ich die Meinung eines ehrlichen Gegners auch nicht teile, so kann ich sie doch achten, allein der junge Mensch ließ sich zu einer Bemerkung hinreißen, die mich förmlich in Erstarrung versetzte, so daß ich vorzog zu schweigen, weil die mir zu teil gewordene Erziehung es nicht zuließ, die Antwort zu geben, die allein am Platze war. Dieser ‚Ingenieur‘ behauptete nämlich, daß es unter den Offizieren, besonders unter der älteren Generation, doch manche gebe, denen es an allgemeiner Bildung mangele. Ich war, wie gesagt, starr! Aber als ich desselbigen Abends auf dem Sofa lag und las wie gewöhnlich, da fiel mir zufällig ein Roman in die Hände, der mir die richtige Antwort in den Mund legte, und am anderen Tage redete ich den jungen Menschen folgendermaßen an: ‚Hören Sie mal, Herr Hannemann,‘ sagte ich mit einem gewissen Nachdruck, ‚es beliebte Ihnen gestern, einige inkrojable Bemerkungen fallen zu lassen über Offiziere und allgemeine Bildung. Darauf kann ich Ihnen nur erwidern, daß ich gestern

abend zufällig einen Roman gelesen habe, in dem ein Ingenieur vorkam, der sich über alle Begriffe ungebildet und roh benahm. Ich sage Ihnen, er benahm sich sozusagen fast gemein. Sie sehen also, daß auch in Ihrem Stande die allgemeine Bildung nicht so durchweg verbreitet ist, wie Sie anzunehmen scheinen. Ja!' — Da war der junge Mensch, wie man so zu sagen pflegt, ‚baff' und erwiderte kein Wort. — Aber meine verehrten Herrschaften, Sie werden fragen, warum ich diese Geschichte erzähle in einer Gesellschaft, in der, wie ich wohl weiß, sich drei Ingenieure befinden und einer, der es werden will. Ich erzähle sie, weil dieser junge, vorhin erwähnte, Mensch eine der Ausnahmen bildet, die die Regel bestätigen, denn alle anderen Ingenieure, die ich sonst kennen lernte, erwiesen sich als liebenswürdige und fein gebildete Leute. Insbesondere unser hochverehrter Brautvater und Gastgeber, Herr Leberecht Hühnchen, der in so mancherlei Gebieten des Wissens zu Hause ist, gehört gewiß zu den seltenen Menschen, die keine Feinde haben und von allen geliebt werden, die sie kennen. Und was mich betrifft, so habe ich in den freundlichen Giebelzimmern dieses Hauses fröhliche und friedliche Jahre verlebt und mich am Verkehr mit dieser liebenswürdigen Familie erfreut, denn was Herr Leberecht Hühnchen in seiner vorigen Rede über seine Frau Gemahlin und seine Kinder zu äußern beliebte, das kann ich nur voll und ganz unterschreiben. Und was ferner mich betrifft, so bin ich diesem Hause ganz besonderen Dank schuldig, denn hier lernte ich meine jetzige hoch-

verehrte Gattin kennen" — wieder fiel ein Strahl der Abendsonne auf die Burgruine — „ja, ohne das Haus Hühnchen wären meine sinkenden Tage wohl niemals von der Sonne ehelichen Glückes vergoldet worden." Hier machte der Major eine Pause der Rührung, weil ihm diese letzte Redewendung wohl ganz besonders gelungen erschien, und fuhr dann fort: „Und so, getrieben von den Gefühlen der Dankbarkeit und der Verehrung, fordere ich Sie auf, hochgeschätzte Anwesende, mit mir auf das Wohl des Hauses Hühnchen ein Glas zu leeren. Es lebe hoch, dreimal hoch! Ja!"

Dieser Aufforderung kamen natürlich alle mit ganz besonderer Freude nach. Sodann nahm in dieser redelustigen Gesellschaft die endlose Reihe der Trinksprüche ihren Lauf, denn an diesem Nachmittage wurde alles leben gelassen, was nur leben zu lassen war, sogar der Rabe Hoppdiquax zu Nebendahls großer Entrüstung. Auch dieser brave Onkel hielt seine Rede und zwar eine solche, daß ihr wegen ihrer merkwürdigen Kürze und Schlagkraft allgemein der Preis zuerkannt wurde. Er klopfte mächtig an sein Glas und erhob sich dann feierlich. Sein weißes Vorgebirge strahlte über den Tisch hin, sein rotes Antlitz glänzte. Er hob langsam sein Glas in Augenhöhe, daß der bejahrte Hochzeitsfrack in allen Fugen krachte, und beschrieb damit unter verbindlichem Lächeln einen Bogen über den ganzen Tisch hin, wobei er mit jeder Dame gleichsam mit den Augen anstieß. Dann, indem er sein Glas schnell senkte und hob, wie man mit einer

Flagge salutiert, donnerte er die einzigen zwei Wörter hervor: „Die Damen!!!“

Gewaltiger Beifall und endloses Gläserklingen folgten dieser Rede. Hühnchen nannte sie „lapidar“ und Bornemann „monumental“. Ja selbst auf Herrn Erwin Klövekorns Antlitz zeigte sich ein schwaches Lächeln, etwa wie wenn der Geist eines Nachtschmetterlings um eine welke Blume schwebt.

Onkel Nebendahl hatte diesen jungen Mann, der ihm gegenüber saß und seine Tischnachbarin mit lauter unverständlichen Dingen unterhielt, schon öfter prüfend ins Auge gefaßt. Nun redete er ihn endlich an: „Sagen Sie mal, Herr Klövekorn, was haben Sie eigentlich für ein Geschäft?“

Der junge Mann sah die Nase entlang und zog die Mundwinkel ein wenig nach unten, denn der Ausdruck „Geschäft“ sagte ihm nicht zu. Dann antwortete er: „Ich habe mich dem Studium der Kunstwissenschaft ergeben.“

„Du meine Zeit,“ sagte Nebendahl, „was heutzutag' auch alles studiert wird. Früher, da studierten die Leute Pastohr oder Advokat, oder Schulmeister, oder Doktor, un damit war's aus. Nu aber wird alles mögliche studiert, schließlich wohl noch gar Nachtwächter. Der eine studiert Maschinenbauer, so als wie Hans Hühnchen zum Beispiel, der andere Zahnbrecher, der dritte sogar Landmann. Na, was bei so'n ökonomisches Studium 'rauskommt, das seh' ich bei meinem Nachbar Schmeckpeper. Das führt immer erhabene Redensarten in 'n Munde von Agrikulturchemie un

Superphosphat un Stickstoff un so was, wenn das aber seine Leute anstellen soll, denn laufen sie ihm durcheinander wie die Ameisen, wenn einer mit 'n Stock in ihren Haufen purrt. Un wenn das nachher seinen Weizen einfährt, so is es ein Jammer. Also Kunstwissenschaft studieren Sie, Herr Klövekorn? Da kann ich mir gar nichts bei denken."

„O Herr Nebendahl," sagte der junge Mann, „das ist in neuerer Zeit eine Wissenschaft von so großer Ausdehnung geworden, daß einer sie nicht mehr beherrschen kann und eine Menge von Spezialisten entstanden ist. Da gibt es welche, die sich nur mit Raphael abgeben und mit dem, was diesen angeht. Ein anderer ist wieder der große Dürerkenner, ein dritter beschäftigt sich nur mit Rembrandt, ein vierter hat sich wieder auf einen bisher ganz unbeachteten Maler geworfen und macht ihn noch dreihundert Jahre nach seinem Tode berühmt, was er bei Lebzeiten gar nicht einmal gewesen ist. Ja denken Sie sich, vor einigen Jahren ist einer auf die Idee gekommen, hauptsächlich die Ohren und die Hände zu beachten auf den Bildern der alten Meister. Darüber hat er ein dickes Buch geschrieben voll von den wichtigsten Entdeckungen."

„Also die alten Museumsbilder studieren Sie un was sie für Ohren un Snuten un Poten haben?" sagte Herr Nebendahl unter donnerndem Lachen, „das muß ja hundemäßig langweilig sein. Ich geh' ja ganz gern mal ins Museum, jedesmal, wenn ich nach Berlin komm', aber länger wie 'ne Stund' halt' ich's

bei den alten Bildern nich aus. Schon von wegen dem süßlichen Geruch nich. 'n paar Bilder sind da, die mag ich woll leiden. Da is so 'n alter Herr mit 'ner Pelzmütz', der hat 'ne Nelke in der Hand, den seh' ich mir immer so lang an, bis ich graulich vor ihm werd', denn er wird immer lebendiger, je länger man ihn ansieht, und zuletzt denkt man, nu fängt er an zu reden. Dann is da so 'ne alte Hex' mit 'ne Eul' auf der Schulter, über die muß ich jedesmal bannig lachen, un denn sind da auch so 'n paar hübsche Dirns abgemalt, zwarst 'n bißchen kurz im Zeug, aber nüdlich zu sehen. Aber das muß ich sagen, es bleibt doch immer dasselbe, un auf die Dauer muß es doch höllisch langweilig werden. Un da erinner' ich mich besonders an einen nackten Menschen, auf den sie mit Pfeilen schießen, daß er schon ganz gespickt ist — ich weiß nich, wie sie ihn nennen." ...

Hier fiel Bornemann plötzlich ein: „Wer stets gespickt und nie gebraten wird, heißt Sebastian, wer dagegen stets gebraten und nie gespickt wird, nennt sich Laurentius."

„Schön also," fuhr Nebendahl fort, „dieser Sebastian steht nun Jahr für Jahr in derselbigten Positur, immer wenn ich ihn wiederseh', un thut so, als wenn es ein liebliches Vergnügen wär', mit Pfeilen nach sich schießen zu lassen, un hat immer noch denselbigten Klacks Oelfarbe auf der Nas', über den ich mich schon vor zwanzig Jahren geärgert hab', denn da hat der Maler sich nach meiner Ansicht einfach vermalt. Es bleibt, wie gesagt, immer dasselbe. Da

kommen Sie doch mal zu mir 'raus aufs Land. Ich bin nun doch schon Landmann seit fünfunddreißig Jahr', aber das kann ich Ihnen sagen: Ich hab' noch keinen Schlag Weizen gesehen, der ebenso ausgesehen hätt' wie der andere. Un wenn Sie denken, 'n Schaf is 'n Schaf, da sind Sie sehr im Irrtum. Da fragen Sie doch mal meinen Schäfer, der kennt alle seine achthundert Schafe perszönlich an ihrer Fisionognomie."

Herr Erwin Klövekorn hatte, während Nebendahl seine schnurrigen Anschauungen über Kunst vorbrachte, nur etwas in seinen zukünftigen Bart gemurmelt, das beinahe klang wie „Idiotischer Banause", nun aber zog er es vor, sich in erhabenes Schweigen zu hüllen und mit kränklichem Lächeln seinen Kneifer zu putzen. Herr Nebendahl aber war ins Feuer gekommen und fuhr fort: „Na, und überhaupt. Wie man das Leben in solcher großen Stadt wie Berlin auf die Dauer aushalten kann, das begreif' ich nich. Hier draußen geht's ja noch, un Lebrecht hat hier ja sogar seinen sogenannten Garten, worüber ich mich gestern halb dot gelacht hab'. Aber is es nich 'n Jammer, daß solch 'n Finzel Land 'n Garten vorstellen soll. Ich hab' heut schon zu Lebrechten gesagt, an seiner Stell' würd' ich mir nu auch noch 'ne kleine Landwirtschaft anlegen. 'n Stamm Hühner un 'ne Flucht Tauben könnt' er sich ganz gut halten, un an der Stell', wo das alte graugeliche unfruchtbare Rabenvieh in seinem Kasten sitzt, da würd' ich mir 'n kleinen nüdlichen Sweinskoben hinbauen. Da könnt' er sich alle Jahr

sein Swein in fett machen un daran sein liebliches un nahrhaftes Vergnügen haben. Aber er will ja nich. Ich glaub', es is ihm nich poesievoll genug. — Na also, wie gesagt, hier draußen geht es ja am Ende noch, aber nu in Berlin selbst. Wenn ich da mitten in der Stadt wohnen sollt' in so 'n großen Häuserkasten, da bleibt mir die Luft weg, wenn ich da bloß an denk'. Un denn, was haben die Menschen auf der Straß' immer zu rennen un zu kribbeln wie die Ameisen. Immer als wenn 'n Theater, oder 'ne Kirch' oder 'ne Volksversammlung aus is, oder als ob's einerwo brennt. Un denn das ewige Gefahr'! Wissen Sie, wie mir das vorkommt, wenn ich da 'ne Zeit lang mitten in bin. Als wenn das all' eigentlich ganz überflüssig wär' un die Leute bloß all 'n Rapps hätten. Na, amüsieren kann man sich ja am End': ins Theater gehn, ins Konzert oder in 'n Tingel-Tangel oder in 'ne gute Restauratschon. Aber schließlich is es doch auch wieder immer alles dasselbe. Acht oder höchstens vierzehn Tag' halt' ich's woll aus, aber denn krieg' ich ein barbarisches Heimweh. Un denn kommt es mir vor, als wenn mein Konzert bei mir zu Haus dausendmal schöner is als alles, was sie da in Berlin zusammenfiedeln, tuten und streichen. Nämlich wenn ich mit meinem Nachbar Diederichs an so 'n schönen Juniabend vor der Hausthür sitz' unter meinem großen alten Lindenbaum bei 'ner Zigarr' un 'ner guten Buddel Rotspohn. In meinen Garten singen denn die Nachtigallen un ins Feld schlagen die Wachteln, welche ganz nah un welche ganz weit ab. Un

aus der Wies' ruft mannigmal der Snartendart*) und ganz weit vom Neumühler See her quarren die Frösch'. Sehen Sie, das is mein Konzert."

Herr Klövekorn hatte unterdes seinen Kneifer fertig geputzt, setzte ihn wieder auf und sagte mit einem Tone nachlässiger Ueberlegenheit: „Ich denke mir doch die Beschäftigung mit der Landwirtschaft sehr monoton und geistig außerordentlich wenig anregend."

Herr Nebendahl zog die Stirn kraus und ward noch röter wie gewöhnlich: „Was sagen Sie da, junger Mann," rief er, „na, hören Sie mal, da muß ich Ihnen zuerst eine kleine Geschicht' erzählen. Ich kam mal mit dem Weinhändler Friebe in ein Gespräch über sein Geschäft, und da nahm er sein Glas un witterte so mit der Nas' darüber hin un sagte: ‚Wissen Sie,' sagte er, ‚beim Weinhändler ist die Nase die Hauptsache. Mir können Sie die Augen verbinden und halten Sie mir dann eine Rose vor, so sage ich, es ist eine Rose, und halten Sie mir ein Veilchen vor, so sage ich, es ist ein Veilchen, und halten Sie mir eine Nelke vor, so sage ich, es ist eine Nelke, und halten Sie mir alten Käse vor, so sage ich, es ist alter Käse. Glauben Sie ja nicht, daß das jeder kann mit verbundenen Augen. Nun, wenn ich einen neuen Lehrling bekomme, so prüfe ich ihn zuerst. Finde ich dann, daß der junge Mensch keine Nase hat, so schreibe ich an seine Eltern: Lassen Sie den jungen Mann studieren, zum Weinhändler ist er zu dumm!'

---

*) Wiesenralle oder Wachtelkönig. Crex pratensis.

Sehen Sie, ganz so is es mit der Landwirtschaft, nur daß da noch 'n bißchen mehr zugehört. Studieren hilft da nich, un Nase auch nich, aber ein Schenie muß man sein. Un warum es leider Gotts weniger gute Landmänner gibt, als wir brauchen könnten in dieser Welt, das will ich Ihnen sagen. Das kommt davon, weil die Schenies überhaupt selten sind!"

Hühnchen, der fürchtete, diese Unterhaltung möchte in einen unerquicklichen Streit auslaufen, wollte schon wieder vermittelnd eingreifen, allein er wurde dessen enthoben, denn meine kleine Frau, die sich vor kurzem von meiner Seite geschlichen hatte, kehrte nun in einem zarten grauen Reisekleide zurück. Die Abenddämmerung war hereingebrochen, und vor der Hausthür knallte der Kutscher des bestellten Wagens mit seiner Peitsche. Ueber den Abschied will ich schnell hinweggehen. Er war gerührt und feierlich, obwohl das Ziel unserer Reise nicht in der weiten Welt, sondern in der engen Nachbarschaft lag. Als wir dann endlich im Wagen saßen, waren Hühnchens letzte Worte, während er uns beide an den Händen hielt: „Seid glücklich, glücklich, glücklich!" Frau Lore stand daneben, hatte das andere Paar unserer Hände erfaßt und die Thränen liefen ihr unablässig die Wangen herab.

Die Hochzeitsreise.

I. Hochzeitsreise nach Tegel.

Ja nach Tegel ging unsere Hochzeitsreise und nicht weiter. Dort an dem Orte, wo wir uns damals gefunden hatten, wollten wir die ersten vierzehn Tage unserer Ehe verbringen, und zwar in einem Häuschen, das im Orte unter dem sonderbaren und wenig verlockenden Namen „die fröhliche Flunder“ bekannt ist. Den Grund dieser Bezeichnung habe ich niemals entdecken können, und so schlagend sonst manchmal dergleichen Namensgebungen des Ortswitzes sind, so wenig zutreffend war mir diese immer erschienen. Die „fröhliche Flunder“ ist ein niedliches Fachwerkhäuschen, das zwischen dem Wirtshaus „Seeschlößchen“ und dem Eisenhammer liegt in einem kleinen noch erhaltenen Teile der Tegeler Gemeindeheide, die sich früher bis in diese Gegend erstreckte. Es steht sehr freundlich unter den sorglich geschonten Kiefern und zwischen diesen ist allerlei Gebüsch- und Blumenwerk angepflanzt. Von dem kleinen Hause steigt man auf einigen Terrassen zum Seeufer hinunter, wo das aus feuchtem Grunde üppiger aufschießende Gebüsch über den leichten

Zaun hinüberhängt, und überall an passenden Stellen sind lauschige Sitze oder trauliche Lauben angebracht, von denen aus man durch die Lücken im Buschwerk auf den schimmernden See, seine lieblichen Inseln und die in der Ferne bläulich dämmernden Waldufer hinblickt.

Der Weg von Steglitz nach Tegel beträgt in der Luftlinie gemessen schon zwei Meilen, und unsere Fahrt dauerte deshalb eine ziemliche Weile. Als wir dann endlich über Friedenau, Schöneberg und Berlin die langweilige Tegeler Chaussee erreicht hatten, da war es schon dunkel, der Mond goß sein Licht über die Welt und verzauberte die dürftige Kiefernheide in einen Märchenwald mit schwarzen, phantastischen Zacken, ließ die ärmlichen Häuser, die fast den ganzen Weg begleiten, mit freundlichem Schimmer aus der Finsternis leuchten und hob die staubige Chaussee wie einen silbernen Streifen hervor, so daß wir über die freundliche Verwandelung dieses sonst so häßlichen Weges fast in Verwunderung gerieten. Doch mochte auch wohl in unserem Innern etwas sein, das liebliche Verklärung über alle Dinge dieser Welt ausgoß.

Als wir nach zweistündiger Fahrt in Tegel anlangten und am Seeschlößchen vorüberkamen, da glaubte ich aus einer Laube des Wirtsgartens jemanden lauschen zu sehen, dessen Anwesenheit mich sehr verwunderte, da er bei unserer Abfahrt noch in Steglitz zugegen gewesen war. Ich hätte darauf schwören mögen, daß Doktor Havelmüller dort hervorschaute, als das Rasseln unseres Wagens vernehmlich ward. Möglich

war es ja bei Benutzung der Stadtbahn und der Pferdebahn, unsere gemächlichen Mietsgäule zu überflügeln, aber welchen Zweck konnte dies haben. Doch ich zerbrach mir darüber nicht weiter den Kopf, zumal uns bald noch weitere Ueberraschungen begegneten. Wir fanden die Thüre unsers kleinen Häuschens sehr schön mit Blumengewinden geschmückt, in denen farbige Lämpchen freundlich glühten. Auch das Hauptzimmer in der Mitte, das sich auf die Veranda nach der Seeseite zu öffnet, war hell erleuchtet, als hätten Heinzelmännchen ihr Werk gethan, überall schimmerte es von Blumen, deren feine Glöckchen und Kelche sich gar zierlich im Glanze der Lichter abzeichneten, und Maiblumenduft durchhauchte alle Räume. Ja, noch eine größere Ueberraschung stand uns bevor, denn der Tisch vor dem Sofa zeigte sich mit einem schneeweißen Tuche gedeckt, das mit blauem Zierat schön gerändert war, und darauf stand in funkelnagelneuen, fein geblümten Porzellangeschirren ein Abendimbiß für zwei Personen. Der Theekessel summte, alles war bereit, doch keine Menschenseele ließ sich sehen, wahrhaftig, gerade wie in einem Märchen. Wir ließen uns diesen freundlichen Zauber gern gefallen und setzten uns in vergnüglicher Rührung an unser Tischlein-deck-dich. Aus dem Essen ist aber nicht viel geworden, wie man sich wohl denken kann. Wir traten bald hinaus auf die dunkle Veranda und sahen aneinandergelehnt, während wir uns umschlungen hielten, in die Nacht hinaus. Der Mond war hoch ins Blau gestiegen, durch die finsteren Kieferstämme schimmerte

der See wie glattes Silber und traumhaft verschwommen lagen die Insel Hasselwerder und die gegenüberliegenden Walduser in weißlichem Dunste. Ringsum war es still, nur vom Garten des Seeschlößchens her hörte man das Stimmengemurmel der wenigen Gäste und im Park des Eisenhammers sangen die Nachtigallen. Da wurden neue Töne vernehmlich, das taktmäßige Rucksen von Rudern und das Geplätscher des rückfließenden Wassers, und nach einer Weile glitt in den unbewegten Silberspiegel vor uns der schwarze Schattenriß eines Kahnes. Wir hörten, wie die Ruder eingezogen und an Bord genommen wurden, und bald lag das Fahrzeug, in dem dunkle Gestalten sich bewegten, regungslos da. Nach einer Weile ertönte von dort ein schöner vierstimmiger Gesang und nun wußte ich mit einemmal, daß ich vorhin recht gesehen hatte und wem wir alle diese kleinen Ueberraschungen zu danken hatten. Ja, etwas wie Rührung ergriff mich, denn was dort klang, war mein Lieblingslied, jenes Volkslied aus dem Bergischen mit der seltsam schönen Melodie, das Ludwig Erk in seiner bekannten Sammlung vorangestellt hat:

Verstohlen geht der Mond auf!
Blau, blau Blümelein!
Durch Silberwölkchen führt sein Lauf.
Rosen im Thal,
Mädel im Saal,
O schönste Rosa!

Er stieg die blaue Luft hindurch,
Blau, blau Blümelein!
Bis daß er schaut auf Löwenburg.

Rosen im Thal,
Mädel im Saal,
O schönste Rosa!

O schaue, Mond, durchs Fensterlein,
Blau, blau Blümelein!
Schön Trude, lock mit deinem Schein!
Rosen im Thal,
Mädel im Saal,
O schönste Rosa!

Und siehst du mich, und siehst du sie,
Blau, blau Blümelein!
Zwei treure Herzen sahst du nie!
Rosen im Thal,
Mädel im Saal,
O schönste Rosa!

Nach Beendigung dieses Liedes setzte der Kahn sich wieder in Bewegung und fuhr langsam ein großes Stück weiter in den See hinaus. Aus dieser Ferne klang dann ein anderes Lied in lieblicher Weise über die silberne Flut zu uns her. Dann wieder nach längerer Stille schallte es noch einmal ganz fern aus der geheimnisvollen Mondesdämmerung wie der Gesang seliger Geister über den Wassern. Wir lauschten noch einige Zeit, doch nichts weiter mehr ward vernehmlich, nur der Gesang der Nachtigallen tönte lauter und sehnsuchtsvoller durch das Schweigen der mondhellen Nacht.

* * *

Für Tegel haben wir beide, meine Frau und ich, eine kleine Schwärmerei. Das kann man sich wohl

denken, denn wir haben dort die lieblichsten Tage unseres Lebens verbracht. Und noch jetzt, da diese sonnigen Frühlingswochen längst entschwunden sind und wie eine freundliche Zauberinsel im Meere der Vergangenheit liegen, da gedenken wir oft an sie, und kein Frühling vergeht, daß wir nicht an einem schönen Tage uns nach Tegel aufmachten, um dort auf unseren eigenen Spuren zu wandeln und alle die idyllischen Orte wieder aufzusuchen. Denn eine Gegend, die an und für sich schon lieblich und voll Anmut ist, wird es doppelt, wenn freundliche Bilder der Erinnerung mit ihr verknüpft sind. Wir sehen uns dann wieder unter der herrlichen Eiche im Park, nicht der größten aber der schönsten, die ich kenne, deren Aeste so mächtig weit ausladen und bis in die höchste Spitze begrünt sind mit üppigem Epheu und deren Kuppel sich wölbt so gleichmäßig, wie die eines gewaltigen Domes. Wir gedenken dann jenes Maimorgens, als wir dort saßen, während die goldenen Schmetterlinge um uns spielten und die Vögel jubilierten, daß man es fast einen Lärm nennen konnte. Und wie die blanke frische Luft erfüllt war mit Sonnenschein, den würzigen Düften der jungen Blumen und Kräuter und lauter Sang und Klang, so war alles dies auch in unserem Innern. Wir sprachen nicht und saßen aneinandergelehnt still Hand in Hand und fühlten, daß wir ein Teil waren dieser unermeßlichen Frühlingswonne.

Ja überall grüßt uns liebliche Erinnerung, wenn wir diesen für uns geweihten Boden betreten. Schon

am Eingang in den Park, wo die mächtigen Platanen, Ulmen und Silberpappeln aufragen und eine grüne kühle Dämmerung verbreiten. Wie oft haben wir gemeinsam aufgeschaut zu der gewaltigen Höhe ihrer Wipfel und sind dann wieder niedergetaucht in die Tiefe unserer Augen. Wie oft sind wir an dem kleinen sauberen Schlößchen vorbeigewandelt zu der Höhe, wo wir damals in der Mondnacht dem Gesange des Doktors Havelmüller lauschten, während die funkelnden Glühwürmchen unsere Häupter umspielten. Dort an der Stelle, wo wir uns damals gefunden hatten, ließen wir jetzt an den schönen Frühlingstagen die Blicke in der Ferne weiden, wo hinter grünen Wiesen und jungaufschießenden Rohrwäldern der blanke Spiegel des waldumdämmerten Sees blitzte und in der weiten Ferne aus bläulichem Dufte die Türme von Spandau und die mächtige Kuppel von Westend emporstiegen. Doch immer kehrten die Blicke wieder zurück

aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimatliche Sterne.

Wie oft wanderten wir durch den feierlichen Kreis der dunklen Fichten, die die Grabstätte der Familie Humboldt umrahmen, und weiter durch Feld, Wiese und Wald. Wie oft saßen wir am Fuße jener uralten mächtigen Kiefer am Ufer des Sees in ungestörter Einsamkeit. Nur ein Gartenlaubvogel sang zu unseren Häupten, fern rief der Kuckuck und mit leisem Geplätscher schlugen die Wellen des leicht bewegten Sees an das Ufer.

Oft nahmen wir auch ein Boot und fuhren nach Hasselwerder, einem ganz mit Haselbüschen und anderen Sträuchern bewachsenen Eilande von länglicher Form und geringer Größe, gerade ausreichend, um sich dort ein Häuschen zu bauen und einen hübschen Garten anzulegen. Diese Insel betrachteten wir als die unserige, und obwohl wir keine Ahnung hatten, wie es geschehen sollte, und wir wußten, daß sie unverkäuflich war, so stand es uns doch ganz fest, daß wir uns dort einmal ansiedeln und uns sehr behaglich einrichten würden. Einstweilen beschäftigten wir uns im Geiste damit, sie zu bebauen und zu bepflanzen und sie mit allerlei Getier zu bevölkern. Damit konnten wir uns stundenlang beschäftigen und in großen Eifer dabei geraten. Ja, diesen aussichtslosen Projekten hatten wir sogar den ersten kleinen Streit unserer Ehe zu verdanken. Zwar, wo das Haus stehen und wie es beschaffen sein sollte, darüber waren wir uns einig, aber wegen des Gartens kamen wir aneinander. Ich wollte ihn zum größten Teile durch Anpflanzung von dichtem Buschwerk, wie Weißdorn, Schlehen, wilden Rosen, Liguster, Teufelszwirn, Holunder und dergleichen, in ein Vogelparadies verwandeln, insonderheit den von Rohrwald umgebenen Teil der Insel nahm ich in ganzer Ausdehnung für meine Pläne in Anspruch, während Frieda ihn durchaus zur Hälfte mit zum Gemüsegarten ziehen wollte, denn in dem kleinen väterlichen Anwesen hatte sie viel Neigung zu solchen Dingen gewonnen. Umsonst entwarf ich verlockende Schilderungen von dem entzückenden Gewirr der Vogelgesänge, das dort im

Frühjahr herrschen würde, wenn Rohrsänger, Grasmücken, Laubvögel, ja vielleicht sogar Nachtigallen und Blaukehlchen dort miteinander wetteiferten, und welche Fülle idyllischer Freuden uns erblühen würde aus der Beobachtung des Familienlebens dieser zierlichen Geschöpfe, allein Frieda entwickelte plötzlich einen eminent praktischen Sinn und wollte den größten Teil dieser zukünftigen Poesie für die Prosa des Kopfsalates, der Mohrrüben und Stangenbohnen geopfert wissen.

„Bedenke doch," so rief sie eifrig, „wir wohnen dann auf einer Insel und das Mädchen kann nicht wie in Berlin um jede Handvoll Suppengrün nebenan in den Gemüsekeller hüpfen, nein, wir müssen unseren notwendigsten Bedarf selber bauen und dazu brauche ich diesen Raum ganz unbedingt."

„Aber liebe Frieda," rief ich, „soll ich denn die Erfüllung eines Lieblingstraumes für ein paar Kohlrabiköpfe hingeben!"

„O," sagte sie, lief hinzu und zog mit ihrem Sonnenschirm einen energischen Strich in den Ufersand, „sieh doch nur, dir bleibt ja dieses ganze große Stück. Da kannst du furchtbar viel Büsche pflanzen, du mußt sie nur recht dicht aneinander setzen. Und den ganzen Uferrand bekommst du auch noch. Rings herum um die ganze Insel. Bedenke doch, du willst das Land doch nur für eine Spielerei haben, ich aber gebrauche es für höchst nötige Dinge.

„Spielerei?" wiederholte ich fast etwas unwillig, denn ich muß gestehen, daß auch ich nicht frei bin

von der Schwäche der meisten Männer, die stets geneigt sind, ihre Liebhabereien für geheiligte Dinge zu halten.

„Ja," sagte Frieda und vertiefte den Strich im Sande durch energisches Nachziehen, „ich kann es nicht anders nennen. Und ganz gewiß, es geht nicht, es geht wirklich nicht. Hier mußt du nachgeben." Und damit sah sie mich fest an und suchte sich einen Anstrich von entschlossener Energie zu geben, der zu ihren sanften Zügen gar nicht passen wollte.

Ich war schon im Begriff, etwas Thörichtes zu erwidern, als mir plötzlich, gerade noch im rechten Augenblicke, die große Komik dieser Situation zum Bewußtsein kam, und daß wir im Begriff waren, uns um das Fell des Bären zu zanken, den wir noch gar nicht hatten und höchst wahrscheinlich auch nie im Leben bekommen würden. Diese Ueberlegung mußte sich wohl sehr deutlich auf meinem Gesicht abspiegeln, denn alsbald fing auch Frieda an zu lachen, wir eilten uns in die Arme und küßten uns und konnten uns lange Zeit nicht von einem stets erneuten Gelächter erholen.

„O, wie schrecklich," sagte Frieda dann, „wir hätten uns ja beinahe gezankt."

„Und um Luft," erwiderte ich.

„Aber recht hab' ich doch!" rief sie schnell.

Als ich sie dann etwas befremdet anblickte, lief sie rasch fort, zog an einer anderen Stelle einen kräftigen Strich in den Sand und sagte: „Weil du aber so vernünftig und brav gewesen bist, so sollst du alles

haben, was du verlangst, und dieses Stück schenke ich dir noch dazu, du lieber Brummbär."

Da aber wurden auch in mir die nobelsten Gefühle wach, wir suchten uns nun gegenseitig zu überbieten und unter fröhlichem Lachen und in den Regungen wetteifernden Edelmutes schwang dies erste winzige Steinchen, das in den klaren Spiegel unseres Glückes gefallen war, seine Kreise aus.

An demselben Nachmittage fuhren wir auch nach der Liebesinsel, jenem winzigen Eilande, wo wir im vorigen Jahr am Johannistage die höchst merkwürdigen Ausgrabungen vorgenommen hatten. Da das schöne Wetter erst seit kurzem eingetreten war, so hatte das Inselchen in diesem Jahre wahrscheinlich noch gar keinen Besuch von Berlinern gehabt und lag scheinbar noch ganz so unberührt da, wie es aus dem Schnee des Winters hervorgeblüht und gegrünt war. Auf dem Sande des Landungsplatzes war noch keine Fußspur abgedrückt, kein Hälmchen war geknickt und keine Blume gebrochen, wir konnten uns einbilden, das winzige Eiland sei eben zuerst von uns aufgefunden worden. Das thaten wir denn auch und stellten sofort eine Entdeckungsreise an in das Innere, das nach etwa zehn Schritten auch glücklich erreicht wurde, und begannen nach echter Forscherweise alle bemerkenswerten Punkte mit Namen zu versehen. Den von einer Gebüschgruppe umgebenen einzigen Baum der Insel, den Hühnchen damals in liebenswürdiger Uebertreibung ein Wäldchen genannt hatte, tauften wir „Leberechts Hain", die kleine mit Blumen und jungem Grase bewachsene

Landspitze „Kap Frieda" und die größte Erhöhung, die mindestens einen Meter über das Wasser und somit zweiunddreißig Meter über den Spiegel der Ostsee hervorragte, „Havelmüllers Höhe". Der Landungsplatz aber wurde, eben weil dort gar keine Bucht vorhanden war, dem Major zu Ehren die „Pointenbucht" getauft, und so hatten wir bald „die Rollen ausgeteilt und alles wohl bestellt", so daß wir uns nach dieser Arbeit auf eine kleine natürliche Rasenbank setzen und uns dem Genuß dieser freundlichen Einsamkeit hingeben konnten. Sonderbar war es, wie in den tiefen Frieden des spiegelglatten Sees, den kein Lüftchen bewegte und der im Kranze seiner besonnten Uferwälder in träumerischer Stille dalag, der mahnende Donner des Krieges und das emsige Gehämmer rastloser Arbeit hineintönte. Denn auf dem Schießplatz in der Jungfernheide donnerten unablässig die Kanonen, und wir fühlten deutlich die leise Erschütterung der Luft, die jeden dumpfen Knall begleitete. Vom Eisenhammer her aber schallte ganz aus der Ferne das Brummen der Ventilatoren und emsiges Gehämmer, während die Schornsteine dieser Fabrik sowohl als die der Wasserwerke hohe schwärzliche Rauchsäulen in die fast unbewegte Luft emporsendeten. Doch alles dieses schien uns hier so fern und ging uns ja gar nichts an, es trug nur dazu bei, die holde Abgeschiedenheit dieses kleinen Inselchens so nahe bei dem Brausen einer Riesenstadt und deren geschäftiger und geräuschvoller Umgegend noch mehr hervorzuheben.

Doch der Abend nahte, das ferne Gehämmer verstummte und die Kanonen schwiegen, so daß die herrschende Stille uns nun doppelt schweigsam erschien. Nur das liebliche Geschwätz der Dorngrasmücke, die auch in diesem Jahre wieder das Inselchen bewohnte, tönte aus dem Buschwerk und in fernen Rohrwäldern lärmten die Drosselrohrsänger. Die Sonne versank hinter dem Walde, und in der großen goldenen Glut, die ihr folgte, sah man zuweilen den Flügelblitz eines Vogels, der über die Wipfel dahinzog. Wir bestiegen nun wieder unser Boot, und während ich es im Rudertakte durch die immer rosiger sich färbende stille Flut dahintrieb, summte Frieda die holde Weise eines kleinen Liedes vor sich hin, das ihr durch die Stimmung dieses Abends wohl in den Sinn gekommen war:

„Sinkt der Tag in Abendgluten,
Schwimmt das Thal in Nebelfluten.
Guten Abend, guten Abend!

Heimlich aus der Himmelsferne
Blinken schon die goldnen Sterne.
Guten Abend, guten Abend!

Flieg zu Nest und schwimm zum Hafen!
Gute Nacht, die Welt will schlafen!
Gute Nacht, gute Nacht!“

⁂

II. Neugarten.

Das Glück war uns günstig in diesen Wochen, wir hatten Tage, von denen es heißt:

> Blauer Himmel, sonn'ge Tage
> Ziehn in goldner Pracht vorbei:
> Ja, noch ist es keine Sage,
> Was der Dichter singt vom Mai.

Ach, selten nur spendet sie dieser berühmte Monat, dann aber sind sie so schön, daß man sie niemals wieder vergißt und sie seinen zweifelhaft gewordenen Ruf auf lange wieder befestigen. Denn man weiß nun doch wieder, dieser Monat kann herrlich sein, wenn er will, doch leider will er nur allzu selten. Da wir nun aber ganz ungemein viel Sonnenschein in uns selber trugen, so hätten wir so vieles äußeren gar nicht einmal bedurft, und als mal ein trüber Regentag dazwischen fiel, da fanden wir auch diesen wundervoll. Wie behaglich war es da auf der geschützten Veranda zu sitzen, während der Regen auf das junge Laub trommelte, Blumen und Kräuter aromatischen Duft aushauchten, und alles dankbar und erfolgreich die laue Feuchtigkeit trank, so daß Wiesen und Bäume zusehends grüner wurden. Wie erfreulich war es unter sicherem Schutze hinzusehen auf das wimmelnde Gehüpfe der Tropfen, die mit sanfter Musik auf die Fläche des Sees niederrieselten und sie wie matt geschliffen erscheinen ließen, während die fernen Ufer und Inseln in feuchte Schleier gehüllt waren.

Am anderen Tage glänzte wieder heller Sonnenschein und die Welt erschien uns noch einmal so blank und strahlend als vorher. Am Abend dieses letzten Tages unserer Anwesenheit geschah es, daß wir zum erstenmal unser Inkognito brachen und Herrn Doktor Havelmüller auf seinem neuen Grundstücke besuchten. Denn hier wird es nun hohe Zeit einzufügen, daß wir uns eigentlich gar nicht in Tegel befanden, sondern am Rhein und in anderen schönen Gegenden. Mein Urlaub war mir erteilt worden zum Zwecke meiner Verheiratung nebst anschließender Reise nach Kassel und an den Rhein, und nur die nächsten Freunde wußten, daß wir heimlich in Tegel steckten. Doktor Havelmüller, der in dieser Zeit täglich des Abends herüberkam, um in seinen beiden Gärten zu arbeiten, achtete unser Inkognito auf das strengste, und wir hatten uns bis jetzt kaum begrüßt. Jetzt aber, da mein Urlaub ablief und wir aus unserer behaglichen Zweisiedelei unter die Menschen zurückkehren mußten, beschlossen wir, uns zu erkennen zu geben und Doktor Havelmüller in „Neugarten", wie er sein neues Grundstück nannte, zu besuchen. Er hatte nämlich schon im Anfang des vorigen Jahres gegenüber dem Parke des Eisenhammers einen halben Morgen Kiefernheide gekauft und trug sich mit Plänen, dort ein Häuschen zu bauen. Da er sich jedoch durchaus nicht für irgend einen Stil entscheiden konnte und fortwährend zwischen einem Tiroler oder Schwarzwälder oder sächsischen Bauernhause, oder einer gotischen oder romanischen oder Renaissancevilla hin und her schwankte,

dann auch den Kajütenstil der Schifferhäuser an der Ost- und Nordsee in Betracht zog, so hatte er sich einstweilen dort eine Erdhütte errichtet und den niedrig gelegenen Teil des Grundstückes in Gartenland verwandelt, während er den höheren, der mit einundvierzig wirklichen Kiefern geziert war, seiner „natürlichen Wildheit“ überlassen hatte.

Als wir durch die kleine Pforte in den eingezäunten Raum traten, sahen wir den Doktor beschäftigt, wie er mit mächtigem Eifer Wasser pumpte, das durch blecherne Röhren in hölzerne Tonnen lief, die an verschiedenen Stellen in die Erde versenkt waren. Der Boden war sorglich umgegraben und in Beete geteilt, auf denen zum Teil ein freundliches Grün schimmerte. Im übrigen leuchteten sie in dem schönen weißlichen Gelb des unverfälschten märkischen Sandes. Als der Doktor uns bemerkte, hielt er die Hand über die Augen und sah eine Weile scheinbar befremdet auf uns hin. Dann ging etwas wie freudiges Wiedererkennen durch seine Züge. „Ha, willkommen!“ rief er. „Schon zurück vom schönen Rhein? Willkommen in Neugarten!“

Wir lachten ein wenig über die schauspielerische Kunst, mit der er Ueberraschung heuchelte, da wir uns doch fast alle Tage von ferne gesehen hatten, und dann zeigte er uns die Wunder seiner neuen Besitzung. „Stoßt euch nicht, lieben Freunde, an dem weißlichen Aussehen dieses Bodens,“ sagte er, „auf dem märkischen Sande wächst alles, was man verlangt, wenn er nur Dung und Wasser bekommt. Und außerdem

ist es Urboden. Seit Menschengedenken war hier Kiefernheide und es ist nicht anzunehmen, daß es früher anders gewesen ist. Ich bin der erste Mensch, der dieses Land den Zwecken höherer Kultur dienstbar macht. Infolgedessen sind hier im vorigen Jahre schon kannibalische Kartoffeln gewachsen."

Dann führte er uns dem höher gelegenen Teile zu auf einem schmalen Steige, der an dem niedrigen Abhang empor ging.

Als ich nun hier den „Wald" musterte, fand ich, daß an allen Kiefern ein Stück der Rinde entfernt war und sie an dieser Stelle mit fortlaufenden Nummern gezeichnet waren. Auf meine Frage nach der Bedeutung dieses Verfahrens, drehte Doktor Havelmüller wehmütig lächelnd seinen Kinnbart und sagte: „Ja, lieber Freund, es könnte doch einmal vorkommen, daß hier Holz gestohlen wird. Da wäre es mir doch sehr tröstlich zu wissen, welche Nummer es gewesen ist."

Wir hatten uns unterdes auf eine sehr ursprüngliche Bank gesetzt, die zwischen dem Park des Eisenhammers und dem der Wasserwerke hindurch eine Aussicht auf den im Sonnenlichte flimmernden See gewährte, und nun zog der Doktor ein in Halbleder gebundenes Buch hervor, schlug es auf und deutete mit einem gewissen Stolz auf seine erste Seite. Ich las: „Grundstück ‚Neugarten' bei Tegel. Seine Geschichte, Größe und Bedeutung, seine Bodenbeschaffenheit, seine Flora und Fauna nebst sonstigen Merkwürdigkeiten."

„Lieben Freunde," sagte Doktor Havelmüller,

„als ich die Idee zu diesem Buche faßte, war ich so glücklich, als hätte ich den Stein der Weisen gefunden. Der Augenblick ist mir noch deutlich in der Erinnerung. Es war im vorigen Juni. Ich lag hier oben auf dem Rücken und schaute mit dem unvergleichlichen Gefühl, auf meinem eigenen Grund und Boden zu ruhen, durch die von der sinkenden Sonne rötlich angestrahlten Kiefernwipfel in das schöne Blau des unermeßlichen Weltraums. Es war ein idyllischer Abend, mein Buchfink, der in Kiefer Nummer 29 sein Nest hatte, sang unablässig, meine Goldammer — sie wohnte unter dem kleinen Dornbusch dort hinten in der Ecke — saß auf dem Zaun und zwirnte ihr einförmiges Lied, das zu vergleichen ist einem feinen Sonnenstrahl, der durch eine Blattlücke fällt, meine siebzehn Ameisenlöwen dort an dem Sandabhang brüllten“... „Brüllen die wirklich?“ fragte Frieda plötzlich ganz unschuldig dazwischen. „Ungemein!“ erwiderte Havelmüller mit eiserner Stirne, und fuhr dann fort: „Also meine Ameisenlöwen brüllten, meine Heuspringer wetzten, meine Fliegen summten, meine Schmetterlinge wiegten sich um meine Blumen und ich sonnte mich in dem wunderbar behaglichen Gefühle, das in dem Worte ‚mein‘ liegt. ‚Mein, so weit das Auge reicht,‘ sagte ich stolz vor mich hin, und das durfte ich, denn man wird sich erinnern, daß ich auf dem Rücken lag. Um mich herum natürlich und auch unter mir hatte mein Grundstück seine Grenzen, in der Tiefe ging es nur bis zum Mittelpunkt der Erde, wo es in einen Punkt zusammenschwand. Das war jedoch der Punkt, wo

auch alle Königreiche dieser Welt zu Null werden. Zog man aber von diesem Punkte aus Linien an die Grenzen meines halben Morgens und verlängerte sie bis in die Unendlichkeit, so war es klar, daß sich mein Grundstück kegelförmig in das Weltall hineinstreckte und immer größer und größer wurde, je weiter die Entfernung war. Der Rechenteufel fing an mich zu plagen, ich nahm mein Taschenbuch hervor und ermittelte zunächst den Flächeninhalt meines Grundstückes, den es einnehmen würde in der Entfernung gleich der unserer Sonne.

„1300 Quadratmeter war es groß hier auf der Erde. Rechnete man nun die Entfernung der Sonne rund zu 24 000 Erdhalbmessern, so ergab sich nach dem Satze, daß der Flächeninhalt eines Kegelquerschnittes sich vergrößert, mit dem Quadrat der Entfernung von der Spitze also in Sonnenweite folgender Inhalt:

24 000 × 24 000 × 1300 = 748 800 000 000 Qu.meter
oder = 748 800 Quadratkilometer.

Das sind über 200 000 Quadratkilometer mehr als die Größe von Deutschland. Was mache ich mir aus 200 000 Quadratkilometern bei solchem Reichtum? Weg damit! Wir nehmen also an, daß der Inhalt meines Grundstückes in Sonnenweite gleich dem Flächenraum von Deutschland ist. Erhabenes Gefühl, nicht wahr? Aber es kommt noch viel schrecklicher. Einer der uns am nächsten liegenden Fixsterne ist der Sirius, seine Entfernung von der Erde beträgt rund eine Million Sonnenweiten. Ergibt für

mein Grundstück in der Enfernung des Sirius eine Größe gleich einer Billion Deutschländer. Eine Billion ist eine furchtbare, entsetzliche, grauenhafte Zahl, die mit zwölf Nullen geschrieben wird und deren Größe kein Mensch sich klar vorstellen kann, selbst der ewige Jude nicht. Weiter habe ich nicht mehr gerechnet, denn ich fühlte bereits, wie der Größenwahn an meinem Gehirn pickte."

Hier unterbrach sich Doktor Havelmüller plötzlich und rief: „Sehen Sie dort den schlanken Vogel, rasch! Er hat eben die Luft über meinem Grundstück durchschnitten. Kennen Sie ihn?"

Ich folgte rasch seiner zeigenden Hand und sah eben noch, wie blitzschnell ein Sperber um die Waldecke bog. Ich nannte ihm den Vogel. „Schön," sagte Havelmüller befriedigt, schlug sein Buch auf, unterstrich darin etwas und sah nach der Uhr. Dann sagte er: „Astur nisus, festgestellt am 30. Mai, abends 6 Uhr 7 Minuten."

Darauf fuhr er fort: „Das war nämlich der Gedanke, der mich an jenem Tage so fröhlich stimmte und der sich einfand, nachdem ich jene ungeheuerliche Berechnung angestellt hatte. Ich sagte mir: Was willst du in die Ferne schweifen in den unfruchtbaren Aether und in die unermeßlichen Sternenweiten? Aber dieses kleine Fleckchen Erde, das dir gehört, das willst du kennen lernen nach jeglicher Richtung, seine Geschichte, seine Bodenbeschaffenheit, seine geologischen Verhältnisse, seine Flora und seine Fauna. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Ich will mich auf einen halben

Morgen beschränken, den aber will ich kennen. Meine verehrten Freunde, ihr glaubt gar nicht, was ich seitdem schon alles gelernt habe. Die Formation meines Grundstückes gehört dem Diluvium an und im Diluvium weiß ich jetzt Bescheid wie ein Geologieprofessor. Was nun die Flora und die Fauna betrifft, so habe ich in der Pflanzenkunde die meisten Fortschritte gemacht. Denn hier hat man mit einem seßhaften Geschlechte zu thun, das weder mit Beinen noch Flügeln in der Welt herumschwitisiert und nur in seiner Anfangsform als Same einige Beweglichkeit entwickelt. Kinder, ich sage euch, ein reiches Gebiet. Allein, was ich im vorigen Herbste mit meinem Freunde Johannes hier für Moose und Flechten festgestellt habe, das sollte man kaum glauben. Auf dem Boden, an den Rinden der Bäume, an den verwitterten Zaunpfählen, lauter verschiedene Arten. Ja, vertieft man sich ins einzelne, da sieht man erst, wie unerschöpflich reich die Natur ist. Auch der Vorrat an einjährigen Pflanzen, den wir auf diesem Grundstücke festgestellt haben, ist sehr bedeutend."

In diesem Augenblicke ertönte über uns ein leises Sit, sit! und als wir schnell aufblickten, bemerkten wir gerade noch ein sonderbares Vögelchen, das wie ein Armbrustbolzen mit etwas zu dickem Kopfe anzusehen, mit schnurrendem Fluge durch die Luft hüpfte und in den Laubwipfeln des gegenüberliegenden Parkes verschwand.

„Ha," rief Doktor Havelmüller, „wieder was Neues!"

„Die Schwanzmeise," sagte ich.

Havelmüller schmunzelte sehr befriedigt, schlug sein Buch auf, sah nach der Uhr und notierte, nachdem er den bereits vorläufig eingetragenen Namen unterstrichen hatte: „Parus caudatus, festgestellt den 30. Mai, abends 6 Uhr 11 Minuten."

Wir gingen nun umher, um die übrigen Merkwürdigkeiten dieses Grundstückes anzusehen. „Ich muß Sie doch mit meinen Mietern bekannt machen," sagte der Doktor mit seinem gewöhnlichen wehmütigen Ernst. „Allerdings eine merkwürdige Sorte, denn außerdem, daß sie keine Miete bezahlen, machen sie noch Ansprüche auf Ernährung aus den Erträgnissen meines Bodens. Hier also zunächst in diesem Jahre auf Kiefer Nummer 31 wohnt vier Treppen hoch Familie Buchfink, der Mann ist Sänger. Sein Schlag wird aber leider von Kennern unter die Klasse der ‚Putzscheren' gerechnet, taugt also nicht viel. Die dritte und die zweite Etage sind zu meinem Leidwesen unbesetzt. Dagegen im ersten Stock wohnen dort in meinem größten Wacholderbusch seit diesem Frühjahr Hänflings. Ich würde Sie gern mit dieser liebenswürdigen Familie und mit ihrer niedlichen Häuslichkeit bekannt machen, allein die gnädige Frau sehen bereits zum zweitenmal in diesem Jahre einem frohen Familienereignis entgegen und sind angelegentlichst mit Brüten beschäftigt. Ich möchte nicht stören." Dies sagte der Doktor mit einer Zartheit, die nicht zu übertreffen war.

Dann fuhr er fort: „Derselbe Grund verhindert

mich, Sie mit der Familie Goldammer bekannt zu machen, die, sichtlich mit ihrem Quartier zufrieden, wiederum ihre Parterrewohnung unter dem kleinen Dornbusch dort in der Ecke auch in diesem Jahre bezogen hat. Außerordentlich zufrieden aber bin ich mit der Vermietung meiner Kellerräume. Diese sind am meisten begehrt, zuweilen aber finden sich unter den Bewohnern auch manche zweifelhafte Existenzen. So wohnt in diesem ansprechenden und geräumigen Erdloche unter Kiefer Nummer 13 ein verdächtiges Individuum, das ein liederliches Leben zu führen scheint, denn es pflegt nur nachts auszugehen, und es gilt von ihm, was von Peter Gottfried Rempel gesagt wird:

'Ach, er sank noch immer tiefer,
Sumpfte nachts — am Tage schlief er.'

Nach einer vorgefundenen Visitenkarte ist dies Geschöpf von einem tierkundigen Freunde für einen Iltis erklärt worden. Wahrscheinlich wegen solcher unliebsamen Nachbarschaft ist dieser benachbarte Kaninchenbau von seinen ursprünglichen Bewohnern verlassen worden, man munkelt sogar von Mord. Dafür hat sich eine alte freundliche Kröte dort eingemietet, die abends in ihrer Hausthür zu sitzen und mit goldenen Augen ins Wetter zu schauen pflegt. Wir wollen doch gleich mal sehen."

Damit wies er uns an, leise näher zu treten und bald sahen wir auch das stattliche Reptil in der Oeffnung des Kaninchenloches ganz behaglich sitzen.

„Das gute Wesen ist fast zahm und frißt beinahe aus der Hand," sagte Havelmüller. Er zog eine kleine Dose aus der Tasche, in der einige Mehlwürmer krabbelten, und warf einen dieser Leckerbissen dem Tiere vor die Nase. Die Kröte ward aufmerksam, richtete sich etwas auf und starrte mit den goldenen Augen eine Weile auf den schönen gelben Wurm hin. Dann ein plötzlicher Vorstoß mit dem Kopfe, man sah wie die dicke klebrige Zunge kräftig vorschnellte, um die Beute anzuleimen, und dann war der Mehlwurm verschwunden.

„Ja, meine liebe Rosaura," rief jetzt Doktor Havelmüller, „das glaub' ich wohl, das schmeckt! Sie heißt nämlich Rosaura," sagte er dann, während er seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern dämpfte, „und sie ist eine Seele, aber man weiß ja, wie so alte Damen sind. Von Zeit zu Zeit muß ich ihr eine kleine Aufmerksamkeit erweisen, sonst kündigt sie."

„Von den Mietern meiner Kellerwohnungen will ich nur noch die vornehmsten erwähnen," sagte Havelmüller, „denn ihre Zahl ist Legion, und so nenne ich nur noch eine Familie Waldmaus und zwei desgleichen Brandmaus, die trotz reichlichen Familiensegens in behaglichen Verhältnissen leben. Ferner einen unheimlichen Gesellen in schwarzem Pelzrock, der wühlerischen Tendenzen huldigt und fortwährend auf Umsturz bedacht ist. Ich habe ihm deshalb bereits im vorigen Jahre die Wohnung gekündigt, allein was soll ich machen, der Kerl geht nicht." Doktor

Havelmüller zuckte die Achseln und sah sehr melancholisch aus.

In diesem Augenblicke kam ein sonderbares Individuum an dem Garten vorüber, ein Mann mit etwas zu kurzen Hosen, die unten ausgefranst waren, und mit einem Rocke, der in den Tagen, „da Bertha spann“, wohl einmal braun gewesen sein mochte, jetzt aber überall in ein unbeschreibliches Grün hinüberschielte, sowie mit einem Hute aus der Konfliktszeit, der ihm zu klein war. Der Mann lehnte sich über den Zaun und sah mit seinen etwas verschwommenen Aeuglein eine Weile teilnahmsvoll auf den Garten hin: „Bei die Witterung wachst et,“ sagte er dann.

„Jawohl,“ antwortete der Doktor.

„Een zu scheener Maimonat,“ sagte dann wieder der Mann, „wie er ins Gedicht steht.“

„Gewiß,“ erwiderte Havelmüller.

„So 'n Dichter kriegt zuletzt doch immer recht!“ äußerte der sonderbare Fremdling wieder.

„Natürlich,“ erwiderte der Doktor, „denn wie singt schon Friederike Kempner:

‚Die Poesie, die Poesie,
Die Poesie hat immer recht!‘“

„Scheen gesagt!“ sagte voller Anerkennung der Fremde. Dann druckste er eine Weile zögernd vor sich hin und schoß endlich mit der Frage hervor:

„Kennen Sie den Dichter Liebig?“

„Meinen Sie den, der den Fleischextrakt erfunden hat?“ fragte unser Freund.

„Nee," antwortete jener, „nich mal mit ihn verwandt."

Dann nahm er langsam seine runzlige Hand hervor und nachdem er damit eine Weile nachdenklich die achttägigen Bartstoppeln an seinem Kinn gerieben hatte, begann er wieder: „An den hat sick die Menschheit ooch versündigt."

„Wieso?" fragte der Doktor.

„Na," antwortete er, „Schillern und Kotzebuen und Ouida'n kennt jeder, wer aber kennt Liebigen? Sie ooch nich. Und ick weeß doch, dat Sie 'n Doktor sind und haben Bildung gelernt. Aber det macht der Brotneid heitzudage. Sie lassen eenen nich uffkommen. Et is 'ne heuchlerische Krokodillenbrut, sagt Kotzebue. — Kennen Sie Kleisten sein Grab bei Wannsee? — Den haben se verkannt und er hat sick dotgeschossen. Haben Sie neilich in die Zeitung gelesen von Lindnern? Den haben se ooch verkannt und er is verrückt geworden. Ebenso verkennen se Liebig'n, und wie't mit den noch mal kommen wird, det weeß ick nich. Mahlzeit die Herrschaften."

Damit wandte er sich energisch ab und schob, allerlei Unverständliches vor sich hinmurmelnd, gesenkten Hauptes weiter.

„Kinder, Kinder," sagte Doktor Havelmüller dann, als der Mann außer Hörweite gekommen war, „mir ist vorhin, als dieses Individuum seine letzte Rede hielt, eine Erleuchtung gekommen. Das war nämlich der Dichter Liebig selber. Ich habe bereits von ihm gehört. Er betreibt neben dem beschaulichen und nach-

denklichen Gewerbe des Topfbindens auch die Kunst, einige kümmerliche Scherben alter gebrauchter Reime durch den dünnen Draht fadenscheiniger Gedanken zu sogenannten Gedichten zu verbinden. Seht, lieben Freunde, nun habt ihr zum Schluß auch noch ein verkanntes Genie hiesiger Gegend kennen gelernt, nun könnt ihr in Frieden nach Hause fahren."

Wir verabschiedeten uns nun und wanderten noch einmal, während die Sonne immer näher den Wipfeln des Tegeler Forstes zusank, durch das freundliche Dorf zu all den geliebten Plätzen, die die glücklichsten Stunden unseres Lebens gesehen hatten. Wir nahmen Abschied von ihnen und von einer Zeit, in der es uns vergönnt war, das Glück des Lebens zu kosten, rein und ohne jede Trübung, in einer Weise, wie sie wohl nie wiederkehren wird. Wir nahmen Abschied von Tagen, die voller Sonne gewesen waren in uns und außer uns und deren wärmender Glanz durch unser ganzes Leben leuchten sollte. Ich ging wieder entgegen meiner alten Arbeit und wir beide einem neuen unbekannten Leben, durch das wir wandeln wollten, treu verbunden Hand in Hand. Erst als die Dunkelheit gekommen war und nur über den Wipfeln des Waldes ein leises Rot noch träumte als letzte Spur der versunkenen Sonne, kehrten wir in unser kleines Häuschen zurück.

⁂

III. In der neuen Wohnung.

Als am Nachmittage des folgenden Tages zu der bestimmten Zeit unser Wagen in die Frobenstraße einbog, sahen wir Hühnchen und Frau Lore am offenen Seitenfenster des Erkervorbaues unserer Wohnung stehen, und alsbald erhob sich dort ein heftiges Winken mit weißen Taschentüchern. „Heil! Heil! Heil!“ rief Hühnchen mit so gewaltiger Kraft, daß die Leute auf der Straße stehen blieben, und ein vorübergehender Schutzmann aus dem Auge des Gesetzes einen finsteren Blick auf ihn warf. Aus der bekränzten Thür kamen sie uns entgegen, und eine Begrüßung fand statt, als kämen wir nicht nach vierzehntägiger Abwesenheit von einem nahe gelegenen Nachbarorte, sondern nach langjähriger Reise aus dem Innern von Afrika, wo es uns gelungen war, unter fürchterlichen Gefahren den letzten weißen Fleck auf der Karte zu beseitigen. Frau Lore schluchzte, als sie ihren Liebling, von dem sie sich bisher in ihrem Leben noch keinen Tag getrennt hatte, wieder in den Armen hielt, und Hühnchen suchte wie gewöhnlich seine Rührung durch allerlei ausschweifende Redensarten zu verdecken.

„Kinder,“ rief er, „eure Wohnung ist ein Paradies. Alles glänzt von Sauberkeit und Ordnung, Neuigkeit und Frische. Es ist ordentlich schade, darin zu wohnen. Und die letzten Blumen und das letzte entbehrliche Grün hat sie heute meinem Garten ge-

kostet. Er sieht jetzt aus wie die Pfauen des Advokaten Wulf, als ihnen der berühmte Affe die sämtlichen Schwanzfedern ausgerupft hatte. Aber es schadet nichts. Und wie meine Frau und Lotte hier in den letzten Tagen gearbeitet, gescheuert, geklopft, geputzt, gewischt und gewütet haben, das entzieht sich jeder Vorstellung. ‚Das Unbeschreibliche hier ist's gethan' und ‚das ewig Weibliche' hat sich hier ausgetobt nach jeder Richtung. Apropos Lotte. Ihr habt ja Lotte noch gar nicht begrüßt."

Jetzt erst wurden wir auf etwas frisch gewaschenes Weibliches aufmerksam, das im Hintergrunde stand und über das ganze rosige stumpfnasige Gesicht hin aus Leibeskräften lächelte. Es war Lotte, unser Dienstmädchen, das uns meine Mutter aus Mecklenburg besorgt hatte. Sie war eine rundliche und saubere Person und hatte in ihrem gutmütigen Gesichte nur einen Fehler, der mich störte, solange sie unsere Wohnung durch ihre Gegenwart verschönte. Sie trug nämlich einen ganz kleinen zierlichen Leberfleck auf der Nasenspitze, doch dieser saß nicht in der Mitte, sondern etwas seitwärts. Das hatte etwas durchaus Peinigendes für mich, denn da ich in meinem Fache als Ingenieur gewöhnt war, überall auf Symmetrie und Gesetzmäßigkeit zu sehen, so konnte ich nie von diesem Leberfleck abkommen, wenn ich mit ihr sprach, und mußte ihn stets mit den Augen in die Mitte rücken, welches aussichtslose Unternehmen auf die Dauer etwas Nervenangreifendes hatte. Sonst gefiel sie uns wohl, zumal der Drache noch in ihr

schlief und die Genien des Wohlwollens und dienstwilliger Freundlichkeit ihre stattlichen Lippen umschwebten.

Dann besahen wir die Wohnung. Wir waren ihre ersten Mieter in diesem neuerbauten Hause und dies kam dazu, den Eindruck des Funkelnagelneuen noch zu erhöhen. Die Fußböden glänzten, die Decken schimmerten in unberührtem Weiß, die Gardinen glichen dem frischgefallenen Schnee, die Oefen leuchteten und die Möbel blitzten. Im Berliner Zimmer war mit nie gebrauchtem weißem Leinenzeug der Tisch gedeckt, und darauf befand sich Geschirr, das noch niemand je benutzt hatte, Messer, mit denen noch niemals geschnitten worden war, und Gabeln, die keiner je zum Munde geführt hatte. Die Schlafzimmer machten den gleichen Eindruck und in der Küche nun gar hatte Lotte ihr Uebrigstes gethan. Die Messingkessel glänzten wie die Sonne, der Mörser blitzte wie der Helm des Mambrinus und die Bunzlauer Töpfe, Papa und Mama und sieben Kinder, trugen alle an derselben Stelle auf ihrem satten Braun ein sanftes Glanzlicht zur Schau. Es herrschte dort geradezu ein unnatürlicher Schimmer und Glanz. In der Speisekammer kam Ueberraschendes zum Vorschein, denn Frau Lore hatte sie ein wenig für uns eingerichtet. Hühnchen versenkte sich bewundernd in ihren Anblick und nannte sie ein Füllhorn der Ueppigkeit. Dort war die Eierbrettpyramide angefüllt mit schimmernden Eiern, denen man es ansah, daß Lotte sie alle einzeln mit der Bürste schneeweiß gescheuert hatte, dort waren alle Porzellan=

tonnen gefüllt und trugen ihre stattlichen Aufschriften nicht mehr umsonst, dort stand Eingemachtes in Büchsen und Gläsern und wer weiß was sonst noch für gute und nützliche Dinge. Zudem hatte Onkel Nebendahl seine Frau veranlaßt, in die Schätze ihrer Rauch- und ihrer Vorratskammer zu greifen und am Tage vorher war ein mächtiger Korb aus Mecklenburg für uns angelangt, mit einem Inhalt, als gelte es, eine Schwadron ausgehungerter pommerscher Kürassiere zu versorgen. Aus ihm war ein Megatherium von Buttertopf hervorgekommen und ein Leberkäse, dessen riesenhafter Anblick uns fast mit Entsetzen erfüllte. Dazu hingen dort in einem Florbeutel ein ganzer Schinken sowie zwei Mettwürste, so groß wie die Schlachtkeulen der Eingeborenen von Nukahiwa, nebst einer halben Speckseite, die wir mit ehrfurchtsvollem Schauer betrachteten, denn es dünkte uns, sie stamme von einem Schweine-Goliath. Wir dachten fast mit Zittern daran, daß wir uns durch dieses Schlaraffenland durchessen sollten. Doch das sind Schrecknisse, die sich ertragen lassen.

Wir streckten sodann zum erstenmal in unserem Leben die Beine unter den eigenen Tisch und bewirteten unsere ersten Gäste, wobei große Fröhlichkeit herrschte. Doch diese wurde ein wenig gedämpft durch eine Mitteilung von Hühnchen, die eigentlich hätte geeignet sein sollen, das Gegenteil zu bewirken. Aber wir hingen alle so sehr an dem kleinen Häuschen in Steglitz, mit dem so viele frohe und freundliche Erinnerungen verknüpft waren, daß der Ge-

danke, wir sollten uns von ihm trennen, uns wehmütig stimmte.

„Der Mann mit den drei Unterkinnen und dem Austernbegräbnisplatz," sagte Hühnchen, „hat die Axt an meine Wurzeln gelegt und so mächtige Hiebe darauf geführt, daß ich meinen Wipfel wanken fühle. Er hat sein Gebot für Haus und Garten noch erhöht und ich bin nun einmal nicht reich genug, um auf Gold wandeln zu dürfen. Bis morgen habe ich Bedenkzeit und ich bin gesonnen, das Gebot anzunehmen, obwohl es mir außerordentlich schwer wird. Ich sage, der Mammon stiftet doch nichts als Unheil in der Welt. Wenn man bedenkt, unser kleines freundliches Häuschen mit seinem niedlichen Garten soll diesem Götzen zuliebe vom Erdboden verschwinden, um von so einem modernen Mammutsungetüm von Mietskaserne übergeschluckt zu werden wie ein unschuldiges Kaninchen von einer Boakonstriktor, da möchte man weinen. Sieh mal, Freund und Schwiegersohn, um das Haus thut es mir so leid, als ob es ein Mensch wäre. Und wenn man bedenkt, daß unser braver Gravensteiner Apfelbaum im vorigen Jahre nahezu einen ganzen Scheffel und der Napoleonsbutterbirnbaum über einen Scheffel getragen hat in freudiger Vergeltung liebevoller Pflege, erscheint es nicht da wie himmelschreiender Undank, wenn man sie in die Hand der Mörder verkauft und sie der todbringenden Axt ausliefert. Denke nur, im Spätsommer soll der Bau schon beginnen und wenn dann im nächsten Frühjahr unser Fliegenschnäpperpärchen zurückkehrt, um dort

nach gewohnter Weise sein Nest in das Weinspalier zu bauen, dann wird es dort weiter nichts finden, als Greuel der Verwüstung, Sand und Mauersteine, und durch die kleinen Vogelseelen wird ein Schwert gehen.“

„Aber, Papa, warum thust du es denn,“ sagte Frieda fast ein wenig weinerlich, „warum verkaufst du denn unser liebes Haus?“

Hühnchen versuchte etwas wie einen erhabenen Ernst in seine Züge zu legen, was ihm nur mäßig gelang, und antwortete: „Erstens, weil ich, wie gesagt, nicht reich genug bin, um auf Gold wandeln zu dürfen; zweitens, weil ich ein schwacher Mensch bin und auf die Dauer den Verlockungen des Mammons nicht zu widerstehen vermag; drittens, weil ich Kinder habe, um derentwillen ich dies vorteilhafte Gebot nicht ausschlagen darf; und viertens, weil sie mich sonst einbauen werden. Seht, liebe Kinder, dies gibt den Ausschlag. Nehme ich das Gebot nicht an, dann wird um mich herumgebaut. Ein Jahr lang werde ich leben in einer Atmosphäre von Kalkstaub und Maurerflüchen, und dann werden um mich herum nach Süden, Osten und Westen himmelhohe Wände entstanden sein und nur nach Norden, nach der Straße zu, wird es offen sein. Ich werde dann wohnen auf dem Grunde eines feuchten Loches, das weder Licht noch Luft, noch Sonne hat, und wenn meine Bäume und Pflanzen es noch nicht während des Bauens gethan haben, so werden sie es jetzt thun, sie werden Feierabend machen und ausgehen. Und ich werde dasitzen wie der berühmte

Lohgerber als ihm die Felle weggeschwommen waren, und werde keinen Mammon haben, aber auch keine Gravensteiner und keine Napoleonsbutterbirnen, und das Hohngelächter des Mannes mit den drei Unterkinnen und dem Erbbegräbnis für Austern und Fasanen wird schallen vom Aufgang bis zum Niedergang. — Ja, Kinder," fügte er dann ganz bedrückt hinzu, „es ist mir manchmal, als sei ich gar nicht der Alte mehr. Die Sorgen des beginnenden Wohlstandes lasten auf mir und meine stille Sympathie für Johann den munteren Seifensieder wächst täglich."

Am Abend verließen uns meine guten Schwiegereltern, um vergnügt wieder nach Steglitz zu fahren, und am nächsten Tage ward ich wie ein Rad, das man zur Reparatur gegeben hat, wieder in die Maschine der täglichen Arbeit eingefügt und der gewohnte tägliche Kreislauf begann aufs neue. Aber als ich jetzt zum erstenmal heimging, kam ich in mein eigenes Nest, und das war wunderbar behaglich. Frieda wehte zart mit einem kleinen weißen Tüchlein, als sie mich um die Ecke kommen sah, und gestand mir nachher, sie hätte schon seit einer Stunde am Erkerfenster gestanden und auf mich gewartet. Zu Mittag gab es Koteletten. Ich habe mir sagen lassen, daß es in jedem jungen Ehestande der zivilisierten Welt zum ersten Mittagessen Koteletten gibt. Sie waren ein wenig angebrannt und an der Suppe war das Salz vergessen, trotzdem fand ich alles herrlich. Nach Tisch, als Lotte das Geschirr abnahm, bemerkte ich ein starkes Mitteilungsbedürfnis an ihr und die Neigung, einem Landsmanne

gegenüber sich auszusprechen. Ich entfesselte deshalb den Strom ihrer Rede, der nun eine Weile unaufhaltsam floß, während meine Augen mit seltsamem Bann immer wieder zu dem kleinen Leberflecken auf ihrer Nase gezogen wurden: „Ich kann das hier noch gar nich an werden," sagte sie, „das is hier all so anders. Un denn, daß sie hier alle hochdeutsch sprechen, die Straßenjungs un die Arbeitsleut' un die Leut' in'n Keller, das is mich szu schnurrig. Ich fang' noch immer auf platt mit sie an und denn verstehn sie mir nich un lachen sich. Un die Leut' mit ihr Hoch versteh' ich auch nich ümmer. Denn hier haben sie ümmer für allens ganz andre dwatsche Nams. Szu grüne Erbsen sagen sie Schoten un szu gelbe Wurzeln Mohrrüben, un Senf heißt hier Mostrich, un Zwiebeln da sagen sie Bollen szu. Un denn mit das Geld. Das is ja nu sonst grad wie bei uns, aber fünf Fennig das is hier 'n Sechser un fünfunzwanzig Fennig da sagen sie zwee Jute szu un szu fufzig Fennig vier Jute. Da soll nu einer aus klug werden. Un so kommt ümmerszu was Neus, ich glaub', ich werd' das hier gar nich an." Und sie schüttelte melancholisch den Kopf.

Es erschien mir angemessen, diesen niedergedrückten Geist wieder ein wenig aufzurichten, und so sagte ich denn: „Aber, Lotte, das kommt Ihnen nur zuerst so vor. So' n kluges Mädchen wie Sie, die lernt das in acht Tagen."

Lotte war so geschmeichelt, daß sie fast die Teller hätte fallen lassen, aber einstweilen rutschten nur die

Messer und Gabeln zu Boden, und als sie sich danach gebückt hatte und sich wieder erhob, da war sie hochrot im Gesicht, strahlte wie ein blankgeputzter Kupferkessel und lächelte sehr.

„Na, ich will mal sehn," sagte sie. „Wenn ich mir Müh' geb'."

Leberecht Hühnchen als Großvater.

*

I. Es kommt Besuch.

Der achtundzwanzigste August des nächsten Jahres war ein bemerkenswerter Tag, denn als ich am Nachmittage von meinem Bureau nach Hause kam, war unterdessen ganz plötzlich Besuch angekommen. Frau Lore, die sich schon am Vormittage zufällig eingefunden hatte, um sich nach ihrer Tochter umzusehen, kam mir strahlenden Angesichts mit dieser Nachricht entgegen. Dieser Besuch stellte sich dar als ein höchst sonderbarer kleiner Herr mit mangelhaftem Haarwuchs und einem ältlichen, verdrießlichen Gesichte, das so rot war wie eine Schlackwurst. Sein Benehmen war höchst anspruchsvoll und seine erste That bei der Ankunft in unserer Häuslichkeit war gewesen, mit ungemein lauter Stimme und mit grenzenloser Rücksichtslosigkeit sein allerhöchstes Mißfallen mit allem und jedem auszusprechen. Drei Frauenzimmer, meine Schwiegermutter, Lotte und eine fremde weise Frau von behäbigem und freundlichem Aussehen hatten sich bemüht, allen seinen Wünschen gerecht zu werden, sie hatten ihm die schmeichelhaftesten Dinge

gesagt, sie hatten ihm ein Bad bereitet, sie hatten ihn in köstliche weiche Leinwand gekleidet, ihn sanft in Kissen gehüllt und ihn in einen schönen funkelnagelneuen Wagen gelegt, der sonderbarerweise schon seit einiger Zeit im Hause bereit stand. Dies hatte ihn endlich so weit beruhigt, daß er in einen tiefen Schlaf gefallen war. Man sagte mir, daß Schlafen und Trinken die einzigen Beschäftigungen des kleinen Herrn wären, die nur unterbrochen würden durch Aeußerungen kräftigen Unwillens und andere sehr wichtige Thätigkeiten, die fortwährend Veranlassung zu kleinen Wäschen geben. Trotz aller dieser wenig empfehlenden Eigenschaften des neuen Gastes herrschte Glück und Freude über ihn in der ganzen Wohnung, und auch ich muß gestehen, daß ich über seine Ankunft außerordentlich vergnügt war, und daß ein ungekanntes Gefühl von Würde mich durchströmte wegen der Standeserhöhung, die mir durch diesen Besuch zu teil geworden war. Am glücklichsten aber war wohl Frieda, die zwar etwas blaß, aber mit seligem Lächeln in ihrem Bette lag, den Kopf immer ein wenig nach jener Seite hingewendet, wo der kleine Mann in seinem Wagen ruhte.

Nach einer Weile klingelte es und als ich hinging, um zu öffnen, stand Hühnchen vor der Thür. „Ich weiß alles," rief er, „Lore hat mir eine Postkarte geschickt. Hurra!" Dann ging er eilig in das große Vorderzimmer und zog mich geheimnisvoll an der Hand nach sich. Er öffnete die Thür des Berliner Zimmers und sah vorsichtig hinein. „Sie sind alle hinten, was?" fragte er dann. Ich bejahte dies.

„Teuerster," sagte er dann, „du siehst mich jetzt an der Schwelle des Greisenalters stehen. Ich bin zwar erst sechsundvierzig Jahre alt und habe noch kein graues Haar, aber die Thatsache ist nicht zu leugnen: Ich bin Großvater, ein richtiger veritabler, unanfechtbarer Großvater. Das freut mich ganz unmenschlich und ich muß, teuerster Schwiegersohn, ich muß, und wenn es mein Leben kosten sollte, ich muß in diesem feierlichen Augenblicke einen Indianertanz loslassen, sonst gehe ich zu Grunde. Es soll meine letzte Jugendthorheit sein, und keine Handlung sollen deine Augen ferner von mir sehen, die nicht eines Großvaters würdig wäre und als solche nicht im Panoptikum ausgestellt werden könnte. Hurra! Hurra! Hurra!"

Und damit tanzte er los ohne Gnade und schwang sein Bein wie ein Jüngling und, ich will es nur gestehen, ich tanzte mit, daß die Möbel zitterten, die Uhren klirrten und die ganze leicht gebaute Mietskaserne ins Wackeln kam, und am anderen Tage in der Zeitung stand, Falbs Theorie der kritischen Tage habe sich wiederum bewährt, denn in dem Hause Frobenstraße Nummer 36 habe Herr Doktor Ramann (der über uns drei Treppen hoch wohnte) am achtundzwanzigsten August nachmittags vier Uhr fünfundfünfzig Minuten die Spuren eines leichten Erdbebens bemerkt.

„So," sage Hühnchen, indem er nach Beendigung dieser Orgie doch ein wenig schnaufte, „nun ist mir wieder ganz wohl, sonst wären mir die versetzten Großvaterfreuden am Ende in die Glieder gefahren. Tanzen

in solchen Fällen ist furchtbar gesund. Schon in alten Zeiten that man das. Denk nur an David."

Dann aber hob er den Zeigefinger auf und sprach mit großer Wichtigkeit: „Nun aber, lieber Schwiegersohn, kommt eine Frage von ungeheurer Bedeutung und diese lautet: Wie soll dieser Sohn heißen?"

„Ja," sagte ich, „wir schwanken. Ich bin für Werner, Frieda für Konrad und deine Frau für Gottfried."

Nun hätte man aber das pfiffige Gesicht sehen sollen, das Hühnchen machte, und den Ausdruck erhabenen Triumphes hören, mit dem er sagte: „Ja, hättet ihr Großvatern nicht!"

Dann nahm er mich an den Schultern, schob mich vor sich her in mein Zimmer vor den Abreißkalender und rief: „Nun, was steht da: August, 28. Donnerstag. W. v. Goethe geb. 1749. Merkst du was? O, du bist doch so ein halber Litteraturmensch und mußt dir das von mir erst sagen lassen. Wie also soll dieser Sohn heißen?"

„Wolfgang!" antwortete ich.

„Gut!" rief Hühnchen, „setz dich einen 'rauf."

In diesem Augenblick ertönte vom Schlafzimmer her ein krähendes Geschrei und Hühnchen spitzte die Ohren. „Ha," sagte er, „das ist Musik, das ist noch mehr wert als Wachtel sein hohes C, das ist Nachtigallensang in meinem Ohre. Wolfgang schreit, mein Enkel meldet sich. Die Gelegenheit ist günstig. Auf zur Besichtigung!"

Ich muß hier nun offen gestehen, daß ich, was

die Bewunderung neugeborener Kinder betrifft, ein Barbar bin wie die meisten Männer. Es war mein Sohn, es war sogar mein erster Sohn, dieses froschartige rötliche Etwas mit dem merkwürdigen Faltenwurf an den Beinen, und ich liebte ihn und war stolz auf ihn, ganz gewiß. Auch konnte er wundervoll durchdringend schreien bei welchem Geschäft er mit Leib und Seele war, und beträchtlich zappeln mit seinen kleinen Gliedmaßen, aber schön war er durchaus nicht. Er hatte, wie überhaupt alle Neugeborenen, wenig Menschenähnliches an sich. Die Augen der Frauen sehen darin anders, und als Frau Lore ihn ausgebündelt hatte, sah sie ihn mit schwärmerischem Gesichtsausdruck von der Seite an und sagte mit dem Ausdruck tiefster innerlicher Ueberzeugung: „Ein schönes Kind, ein wahrer Engel, und ganz der Vater!" „Ganz der Vater!" wiederholte Lotte, die ihn von der anderen Seite ebenso schwärmerisch betrachtete. „Ganz der Vater," fuhr Hühnchen fort, indem er mich etwas schalkhaft dabei ansah.

Als ich dann einen schüchternen Versuch machte, meine gegenteiligen vorhin geäußerten Ansichten zum Ausdruck zu bringen, kam ich schön an.

„Aber Männchen!" sagte Frieda, und:

„O pfui!" Frau Lore.

„Rabenvater!" rief Hühnchen.

Lotte sagte nichts, aber ich merkte, sie räsonnierte inwendig und unterdrückte Majestätsbeleidigungen.

Als ich nachher mit Hühnchen wieder allein war,

sagte er zu mir: „Lieber Schwiegersohn und junger Vater, ein Mann von Erfahrung, ein Großvater spricht zu dir Worte der Weisheit. Merke wohl, was ich dir sage: Neugeborene Söhne sind immer schön, sie mögen aussehen wie sie wollen, Sie sind immer ‚ganz der Vater‘ und darüber hat dieser glücklich zu sein. Seine Opposition hat er zu unterdrücken, selbst wenn es ihm noch so sauer wird. Denn nützen wird sie ihm niemals etwas, ebensogut könnte er gegen Naturgesetze ankämpfen und die Schwerkraft leugnen, oder die Thatsache, daß zweimal zwei vier ist. Und daß das weibliche Geschlecht so denkt und mit anderen Augen sieht als wir, das mußt du achten, denn das ist ein Ausfluß jener herrlichsten Eigenschaft, die Gott in die Seele des Weibes gelegt hat, jener Kraft, die höher ist als Berge und tiefer als die See, — man nennt sie Mutterliebe.“

Ich schwieg ein wenig beschämt.

Frau Lore ließ es sich nicht nehmen, bei uns zu bleiben und die erste Pflege des Kindes zu übernehmen, und ich siedelte für die nächste Zeit in das kleine dreieckige Fremdenzimmer über. Hühnchen, der nun so lange einsam in Steglitz hauste, aß mittags bei uns, ehe er in sein neues Heim zurückkehrte. Denn im vorigen Jahre bereits hatte er sein kleines Haus verkauft und sich einstweilen ein anderes ebenso kleines mit einem etwas größeren Garten gemietet mit der Absicht, später, wenn er ein passendes Grundstück fände, sich anzukaufen und sich dort ein ganz wunderbares Haus zu bauen.

„Eine Dichtung soll es werden,“ sagte er, „zwar ganz einfach und ohne jeglichen ‚Schtuck‘, aber sinnig durchgearbeitet wie eine Novelle von Theodor Storm. Zweckmäßigkeit und Behaglichkeit sollen wie ein sanfter Schimmer von ihm ausstrahlen, man soll die Empfindung haben, alles in diesem ganzen Haus könne gar nicht anders sein, als wie es ist. Aber das ist eine ganz besonders schwierige Aufgabe,“ schloß er dann mit sorgenvoller Miene und gerunzelter Stirn.

In seiner freien Zeit saß er denn auch regelmäßig am Reißbrett und „dichtete“, wie er es nannte, das heißt er entwarf Grundrisse von Häusern mit dazu gehörigen Gartenplänen. Er hatte schon eine ganze Mappe voll gedichtet. Oder er streifte mit Frau Lore auf Nachmittagsspaziergängen durch Steglitz und Umgegend und besah sich Grundstücke, wodurch er fortwährend wieder zu neuen Plänen angeregt wurde. In solcher Beschäftigung des steten Projektmachens gefiel er sich so wohl, daß eigentlich niemand mehr an den Ernst dieser Sache glaubte.

Frieda erholte sich rasch und blühte bald wieder wie eine Rose, und die kleine Knospe an ihrer Brust nahm ebenfalls zu an Weisheit und Schönheit und ward jeden Tag ein wenig menschenähnlicher. In der letzten Hälfte des Oktobers wollten wir taufen und Hühnchen, Onkel Nebendahl, Bornemann und Doktor Havelmüller sollten Gevatter stehen. Frieda betrieb die Vorbereitungen zu diesem kleinen Feste mit großer Wichtigkeit, denn bis jetzt hatten wir wohl zwei oder drei Freunde des Abends bei uns gesehen, doch noch

niemals so viele wie diesmal zu Mittag, und obwohl nur, uns mit eingeschlossen, sieben Personen zu bewirten waren, so bangte sich ihr kleines Hausfrauenherz doch ein wenig.

Die ersten, die kamen, waren Hühnchen und Frau. Hühnchen zog, als er kaum eingetreten war, eine kleine Schachtel aus der Tasche und holte daraus einen einfachen silbernen Becher hervor. „Mein Angebinde für den Sohn," sagte er. „Dieser Becher hat Zauberkraft, denn trinkt man daraus hundert Jahre lang jeden Morgen regelmäßig, ganz einerlei welches Getränk, so wird man unfehlbar uralt. Möge er daraus Kraft und Gedeihen saugen und möge ihm wie seinem großen Geburtstagsgenossen ein Leben voller Glück und segensreicher Arbeit zu teil werden."

Bald hernach fand sich Doktor Havelmüller ein, zog mit geheimnisvoller Miene etwas in Seidenpapier Gewickeltes hervor und sagte: „Denkt euch nur, lieben Freunde, mein Grundstück Neugarten in Tegel ist unerschöpflich in Ueberraschungen. Seit ihr im vorigen Mai dort wart, habe ich seine Fauna um einundzwanzig Spezies und seine Flora gar um neununddreißig bereichern können. Und unter der Gruppe der Raubtiere befindet sich etwas ganz Großartiges, nämlich ein Bär, ein unzweifelhafter wirklicher Bär, Ursus arctos. Der ist aber auch mit einem dicken roten Strich ausgezeichnet. War seinem Führer, einem braven Polacken weggelaufen, hatte sich durch eine Zaunlücke gezwängt, hatte mir sämtliche Johannisbeeren abgefressen und sonst noch schauderhafte Verwüstungen angerichtet. Und

ich genieße das Glück, darüber zuzukommen. Sie sagten nachher alle, ich könne Entschädigung von dem Kerl verlangen. ‚Was Entschädigung,‘ sagte ich, ‚ich bin ja selig. Soll ich dem armen Vagabunden, der seine kümmerliche Nahrung aus diesem hungrigen Tiere zieht, seine paar Groschen abzwacken? Nein, meine Entschädigung steht hier,‘ sagte ich und zeigte auf mein Buch, wo es angemerkt war, wie gesagt, schön dick rot unterstrichen: Ursus arctos, festgestellt am 16. Juli abends 7 Uhr 3 Minuten. —

Mit den Pflanzen ist es aber scheinbar nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen. Ich hege einen düsteren Verdacht gegen meinen Freund Johannes, der im vorigen Jahre, wenn wir Pflanzen bestimmten, sich oftmals dort in höchst verdächtiger Weise zu thun gemacht hat. Denn in diesem Jahre zeigte sich eine ganz merkwürdige Bereicherung der Flora mit Pflanzen, die hier gar nicht vorkommen, wie zum Beispiel roter Fingerhut, Zimbelkraut und ähnliches. Da ich nun weiß, daß er sich allerlei Samen von seinen Reisen mitbringt oder aus Erfurt bezieht, um ursprünglich wild wachsende Pflanzen in seinem Gärtchen zu ziehen, so vermute ich hier schändlichen Betrug. Doch dies alles nur nebenbei. Denn was ich eigentlich erzählen wollte, ist noch viel merkwürdiger. Als ich aufgefordert wurde, hier Gevatter zu stehen, da sagte ich mir, was schenkst du deinem Patchen? Da ich nun, wie ihr wißt, des Gebrauches der Wünschelrute kundig bin, so dachte ich: ‚Wer weiß, ob mir nicht mein Grundstück Neugarten, das so unerschöpflich reich an Merkwürdigkeiten ist,

auch hier aushilft. In der letzten Vollmondnacht machte ich einen Versuch mit der Rute und richtig, nach einigen Hin- und Widergängen schlug sie mächtig, ganz in der Nähe von Kiefer Nummer 11. Ich grub und grub nun in fieberhafter Aufregung ein fürchterliches Loch so tief, daß ich fast schon die Antipoden Hurra schreien hören konnte, und endlich, endlich stieß ich auf etwas Hartes. Es war ein Stein von der Größe eines Kinderkopfes. Unter diesem Stein aber — wer beschreibt mein Staunen, meine Wonne, meine Ueberraschung — fand ich dies hier, verehrten Freunde."

Damit beseitigte er rasch das Papier und bot einen Becher von sogenanntem oxydierten Silber dar.

„Offenbar römische Arbeit," sagte Havelmüller und betrachtete das Gefäß wohlgefällig von der Seite. „Jedenfalls zur Zeit der Völkerwanderung dort vergraben."

Merkwürdige Ahnungen beschlichen mich, als nun Bornemann, rot und leuchtend wie der Vollmond beim Aufgange, ebenfalls mit einem Paket von höchst verdächtigem Aussehen in der Hand, eintrat. Dieser machte nicht viel Worte, sondern wickelte sein Papier auseinander und zog daraus, wie das bei seiner durstigen Gemütsart ja auch gar nicht anders zu erwarten war, ebenfalls einen Becher hervor und zwar einen, der gegen die anderen ein Riese war.

„Geräumiges Lokal, was?" sagte er wohlgefällig. „Daraus soll dein Sohn immer trinken."

Ich bedankte mich natürlich herzhaft und stellte den Becher zu den übrigen. „Warum," dachte ich seufzend,

„hast du nicht sieben Paten geladen? Bei so seltener Einmütigkeit hätte dein Sohn für jeden Tag der Woche einen Becher gehabt und reizvolle Abwechselung hätte bereits die Tage seiner frühesten Jugend verschönt.“

Dann kam der Pastor mit seinem würdevollen Adjutanten und die feierliche Handlung nahm ihren Anfang. Mein Sohn benahm sich während dieser sehr angemessen, und sämtliche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes rechneten ihm das hoch an und betrachteten dies als einen schlagenden Beweis seiner frühzeitigen Klugheit und Bildung. Nachdem nun der kleine neue Christ, der ganz grell aus seinen weißen Spitzen und rosa Schleifen hervorschaute, genügend gelobt und bewundert war — selbst Bornemann ließ sich hinreißen, ihn für ein „ganz manierliches Würmchen“ zu erklären — verabschiedete der Geistliche sich, und der Täufling zog sich unter Aufsicht einer Frau aus den unterirdischen Regionen, die Frieda für diesen Tag angenommen hatte, wieder in seine Gemächer zurück. Wir aber „erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle“.

Es war natürlich, da wir alle seit jener Zeit zum erstenmal wieder vereinigt waren, daß wir des Polterabends, der Hochzeit und ihrer lustigen Zwischenfälle gedachten, und Hühnchen sagte dann ganz traurig: „All die kleinen behaglichen Räume, wo wir damals so lustig waren, sind nicht mehr. Bald nachher mußte ich mein Häuschen verkaufen, wie ihr wißt. Es wurde abgebrochen und in wahnsinniger Hast ein großer Kasten dort aufgeführt. Jetzt ist er schon bewohnt, und gerade

dort, wo sich mein kleiner Garten befand, hat sich ein Materialwarenhändler eingemietet. Ich war heute morgen dort, um mir eine Kleinigkeit zu kaufen, und bei dieser Gelegenheit mit wehmütigen Gefühlen die schaudervolle Veränderung zu betrachten, die dort stattgefunden hat. Ach, wo sonst an dem Weinspalier unser Fliegenschnäpperpärchen sein Nest zu bauen pflegte, war jetzt die Backpflaumenschiebelade. Wo mein Springbrunnen seinen feinen Strahl in die Lüfte sendete, lief jetzt die Essigtonne. An der Stelle, wo meine Rosen blühten in üppiger Pracht, dufteten Berliner Kuhkäse, Limburger und andere liebliche Sorten, und an dem Orte meines Napoleonsbutterbirnbaums stand ein fettglänzender Commis und verkaufte mit einem Lächeln wie Sirup für 'n Sechser Essig und für 'n Sechser Oel. Sic transit gloria mundi."

In diesem Augenblicke schallte draußen die Hausthürglocke und der Postbote brachte ein Paket an mich von Onkel Nebendahl, dem vierten Paten. Zu meiner Beruhigung war es ziemlich umfangreich und gab deshalb zu einer von uns bereits gehegten stillen Befürchtung keine Veranlassng. „Auspacken!" hieß es allgemein. Obendrauf lag ein Brief, und nachdem ich ihn durchflogen hatte, mußte ich unwillkürlich auflachen. Ich las die Stelle vor, die diese Wirkung auf mich gehabt hatte. „Meine Frau hat ein paar fette junge Hähne eingepackt, davon soll Frieda sich ordentlich stärken, und von mir ist das andere kleinere Paket. Aus dem silbernen Becher, der darin ist, soll euer Wolfgang — warum habt ihr ihm aber so einen

schnurrigen Namen gegeben, der gar keine Mode mehr ist — daraus soll er also viele schöne fette Milch trinken, daß er strebig und stämmig wird und ein tüchtiger Jung'."

Das war nun der vierte Becher, und ich stellte ihn unter dem donnernden Gelächter der Anwesenden zu den übrigen. „Sie wollen deinen Sohn mit Gewalt zu einem Saufbold machen," sagte Bornemann, dem diese Sache offenbar eine gewaltige Freude bereitete.

Wir hatten die Suppe, den Zander und die Hammelkoteletten mit Gemüse hinter uns, und nun erschien ein Gericht, das Hühnchen zu kühnen Vergleichen mit den schwelgerischen Gastmählern der alten Römer anfeuerte, nämlich Krammetsvögel, die mit den Füßen durch die Augen gespießt und mit Speckschürzchen angethan, stilvoll zugerichtet, bräunlich und schön eine große Schüssel füllten. Alle sahen mit Wohlgefallen auf dieses Gericht, nur Frieda schien mir es mit einer scheuen Aengstlichkeit zu betrachten, was ich auf den Umstand schob, daß sie sich bisher noch nie mit der Zurichtung dieser wohlschmeckenden Tierchen befaßt hatte. „Sehr gut!" sagte Hühnchen, nachdem er den ersten Vogel zerlegt und gekostet hatte. „Vorzüglich!" rief Havelmüller. „De—li—kat!" schmunzelte Bornemann. Doch alle diese schmeichelhaften Urteile reichten nicht hin, Friedas Unruhe zu beseitigen, die immer größer wurde, und es schien mir, als wenn ihre Blicke angstvoll von Teller zu Teller schweiften. Hühnchen war mit dem zweiten Vogel beschäftigt und es

herrschte eine Weile Schweigen, nur das geschäftige Klappern der Messer und Gabeln war vernehmlich. Da sagte Hühnchen plötzlich mit einem Ausdruck leichten Schauers vor dem Geheimnisvollen und Unerklärlichen: „Die Wunder der Natur sind doch unerschöpflich. Dies ist nun schon der dritte Magen, der aus diesem Krammetsvogel hervorkommt.“

„Mir dagegen,“ sagte Havelmüller, „ist es höchst angenehm aufgefallen, daß der Krammetsvogel, den ich soeben zerlegte, zwar durchaus keinen ungenießbaren Magen, dagegen eine Fülle von delikaten Lebern und zwei Herzen enthielt.“

„Da muß meiner sehr gefräßig gewesen sein,“ rief Hühnchen.

„Und meiner sehr gefühlvoll,“ sagte Havelmüller. Frieda aber saß da hochrot und mit einem Ausdruck zwischen Weinen und Lachen und rief nun endlich: „Ja, nun ist es heraus! Es ist nämlich ein Unglück geschehen. Lotte hat die Dinger noch niemals zurecht gemacht, und als ich nun heute im Berliner Zimmer mit Tischdecken zu thun hatte, da fiel mir mit einem furchtbaren Schreck ein, daß ich ihr gar nicht gesagt hatte, sie dürften nicht ausgenommen werden. Fast in demselben Augenblicke war ich auch schon in der Küche. ‚Lotte,‘ sagte ich, ‚sind die Krammetsvögel schon gerupft?‘ ‚Jawoll,‘ sagte sie, ‚und ausgenommen hab' ich ihr auch schon.‘ Ich dachte, der Boden sollte unter mir wegsinken. ‚O Lotte,‘ rief ich, ‚was hast du gemacht, die dürfen ja nicht ausgenommen werden.‘ ‚Ja, wo kann ich das wissen,‘ sagte Lotte, ‚ich hab'

das Eingetüm da all in die Schal' gemacht.' Das war ein Hoffnungsstrahl. Ich holte zwei Theelöffel und nun saßen wir und füllten das ‚Eingetüm' sorgfältig wieder hinein und dachten, es sollte niemand was merken. Zuletzt war noch was übrig, das haben wir verteilt, wo Platz war. Zuletzt banden wir sauber die kleinen Speckschürzchen darüber und gaben uns den schönsten Hoffnungen hin. Aber Papa ist zu schlau, der läßt sich nichts vormachen."

„Anatomische Kenntnisse, mein Kind!" sagte Hühnchen und schmunzelte pfiffig dazu.

Frieda war aber noch immer dem Weinen nahe und bat nun in rührend kindlichem Tone: „Nicht wahr, es schadet doch nicht so sehr, es ist doch nicht so unverzeihlich schlimm."

Ich nickte ihr freundlich zu, und während Hühnchen und Lore sie von beiden Seiten streichelten, legte Bornemann seine mächtige Hand auf die Stelle seines ungeheuren Vorhemdes, wo er sein Herz vermutete, und strahlte voller Wohlwollen auf sie hin. Havelmüller aber sagte: „Sie haben die Anziehungskraft dieses an und für sich schon köstlichen Gerichtes nur vermehrt, indem Sie ihm durch das eingeschlagene Verfahren alle Reize des Glücksspiels verliehen haben. Wäre ich ein Kochbuchschreiber, so würde ich diese Zubereitungsweise unter dem Namen Krammetsvögel à la Lotto in mein Werk aufnehmen."

Diese Wendung, die Havelmüller der Sache zu geben verstand, ward mit Zustimmung begrüßt und wir alle priesen den Geist unseres Freundes, der es

so geschickt verstanden hatte, die Nessel des Irrenden in den Lorbeer des Erfinders zu verwandeln.

⁂

II. Es kommt noch mehr Besuch.

Ich will einen hohen Preis aussetzen für den, der mir ein Dienstmädchen nachweisen kann, das einen Vetter hat, und bin überzeugt, daß ich mein Geld behalten werde. Einen „Cousin" dagegen haben sie alle ohne Ausnahme und sollten sie ihn aus der Erde graben. Diese liebliche verwandtschaftliche Beziehung dient ihnen gern zur Entschuldigung, wenn sie in einem vertraulichen Umgange mit männlichen Wesen betroffen werden, und ist natürlich sehr geeignet, die Herrschaft zu entwaffnen, denn wer wollte wohl ein solcher Barbar sein, mit rauher Hand in den Verband einer Familie zu greifen und nahe Verwandte am Verkehr miteinander zu hindern. Unter Umständen aber tritt für den Cousin auch der „Landsmann" ein, der von ihnen ebenfalls wie eine Art Verwandter, etwa im Sinne der schottischen Clanschaft, betrachtet wird. Lotte war merkwürdigerweise schon über zwei Jahre bei uns und hatte sich noch immer sowohl ohne Cousin als auch ohne Landsmann beholfen, als Frieda einmal gegen Abend ganz blaß aus der Küche kam und zu mir sagte: „Du, ich habe mich sehr erschrocken, denn eben als ich in die Küche kam, war bei Lotte

ein Mann. Sie hatten mich wohl nicht gehört, weil ich auf Hausschuhen ging, und als ich plötzlich in die Küche trat, da war es mir, als führen sie auseinander. Lotte war hochrot und that, als ob der Mann gar nicht da wäre, und klapperte mit den Ringen auf dem Feuerherd, obgleich es heute abend gar nichts zu kochen gibt. Der Mann aber stand da und wußte nicht, wo er mit seinen Händen und seinen Augen bleiben sollte, und that ebenfalls, als ob er gar nicht da wäre. Und in der ganzen Küche roch es nach Pferden. Ich war so erschrocken, daß ich gar nicht wußte, was ich sagen sollte, und nahm nur schnell ein Sahnetöpfchen, als sei ich darum gekommen, und ging wieder hinaus. — Was macht man nun dabei? Es geht doch nicht, daß fremde Männer Lotte in der Küche besuchen."

„Die noch dazu nach Pferden riechen," sagte ich.

„Ach scherze doch nicht," erwiderte Frieda, „es ist mir sehr ernst."

„Na, ich will mal hingehen," sagte ich.

„Aber werde nur nicht so heftig," bat sie. „Sieh mal, du bist ja sonst immer so ruhig, aber wenn du außergewöhnlicherweise mal aus dir heraus gehst, dann wirst du gleich so furchtbar wild."

„Sei nur ohne Sorge," sagte ich, „ich will sein wie ein Lamm, aber wie ein energisches Lamm."

Als ich in die Küche kam, befand sich der Mann dort nicht mehr, und Lotte putzte mit verzehrendem Eifer irgend ein Geschirr.

„Lotte," sagte ich, „was hatten Sie eben für Besuch?"

„Das war ja man bloß mein Landsmann,“ sagte sie und hörte auf zu scheuern, denn arbeiten und zugleich sprechen, das überschritt ihre geistige Befähigung. Dann fuhr sie mit einer gewissen Entschlossenheit fort, indem sie zwischendurch immer ein Stückchen putzte: „Er is mit mich aus ein Dorf. — Er kennt mir schon lang'. — Wir sind zusammen eingesegent. — Er is bei die Anibusgesellschaft bei die Ferde. — Er verdient sich sein schönes Lohn.“

„Ja,“ sagte ich, „das ist alles ganz gut, aber Sie wissen doch, was wir gleich zu Anfang ausgemacht haben, daß Sie Bräutigamsbesuch in der Küche nicht haben dürfen.“

Nun fing sie aber an ganz mächtig zu kichern und rief: „Er is ja gar nich mein Bräutigam, er is ja bloß mein Landsmann.“

Da ich nun auf diese feinen Unterschiede nicht eingearbeitet war, so beruhigte ich mich dabei, und es ward nun ausgemacht, daß ein fernerer Austausch heimatlicher Erinnerungen und landsmannschaftlicher Gefühle abends nach gethaner Arbeit und nach vorher eingeholter Erlaubnis vor der Hausthüre stattzufinden habe, und somit ward diese Angelegenheit zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt.

Wir sahen denn die beiden später auch manchmal um die Zeit der Abendröte in spärlicher Unterhaltung nebeneinander wandeln oder zusammen vor der Hausthüre stehen. Da diese sich neben meinem kleinen Zimmer befand, so fing ich bei geöffnetem Fenster zuweilen drollige Bruchstücke ihrer Gespräche auf. Ein-

mal unterhielten sie sich über die Titel des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. „Ja," hörte ich Lotte sagen, „unser Großherzog*) hat auch szu un szu viele Titels."

„Wie heißen sie doch man all noch?" fragte der Pferdemensch, „Großherzog von Mäkelburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr ... ich krieg's gar nich all mehr zusammen, es is noch 'n ganz Teil mehr."

„Wo Sie das all auswendig wissen!" sagte Lotte bewundernd.

„Ja, fuhr der Pferdemensch fort, „un nu könnt' er sich ja noch mehr Nams geben nach seine Güter un was ihn sonst noch gehört. Er könnt' sich ja noch nennen: „Herr zu Ludwigslust**) und Herr von Raben-Steinfeld***) un so. Aber das thut er nich, das is ihn viel zu klein." Das Gespräch ward für eine Weile durch das Rollen eines Wagens übertönt und deshalb verlor ich den Uebergang zu der nächsten Unterhaltung, die sich, wie es schien, um gesalzene Heringe drehte. Denn ich hörte nur noch, wie der Landsmann den großartigen Ausspruch that: „Ja, das muß ich nu sagen, so 'n rechten schönen weichen Matjeshering, der is mich viel lieber as 'n schlechten."

Nun waren aber die beiden guten Leute beim

---

*) Das Wort ist zu betonen wie folgt: Gröſsheͤrzög.

**) Das mecklenburgische Potsdam.

***) Ein dem Großherzoge gehörendes Mustergut in der Nähe von Schwerin.

Essen angelangt, seine Unterhaltung, bei der jedem echten Mecklenburger ganz besonders das Herz aufgeht, und damit kamen sie in flottes Fahrwasser und steuerten alsbald auf die Gans los.

Als mein Freund Bornemann einmal gefragt wurde, welcher Vogel den größten poetischen Reiz auf ihn ausübe, antwortete er ohne Zögern: „Die Bratgans.“ Aehnlichen Anschauungen huldigten auch Lotte und der Landsmann. Sie sprachen von diesem Vogel mit Hochachtung, Sachkenntnis und Liebe und zeigten sich wohl bewandert in den verschiedenen Formen seiner Zubereitung. Als sie aber auf das heimatliche Schwarzsauer kamen, nahmen ihre Stimmen einen elegischen Klang an und ich merkte, es war ihnen zu Mute wie dem Schweizer, wenn er in der Fremde das Alphorn hört. „Ja, hier kennen sie das nich,“ sagte Lotte in mitleidigem Tone, „un all so 'n schönes Essent, als wie Apfel un Getoffel un rote Grütz' un Mehlgrütz' un Mehlbutter un Musgetoffel mit Buttermilch un all so was, das kennen sie hier auch nich.“

„Ja, in Mäkelburg is 's schön,“ sagte nun der Landsmann elegisch, „un was 'n richtigen Mäkelbürger is, der wird's in die Frömde nie recht an.“

„Jawoll,“ erwiderte Lotte, „das muß ich Beifall geben. Un was ich sonst noch sagen wollt, nu denken Sie sich bloß mal an: Was hier in 'n Keller den Schuster seine Frau is, die is aus Dräsen, un die hat mich erzählt, in Sachsen da füllen sie die Gäns' mit Beifuß. Haben Sie woll so was mal gehört?“

„Ne, wo is 's einmal möglich?“ rief der Landsmann, und die unglaubliche Thatsache, daß man für diesen Zweck anstatt der uralt geheiligten Aepfel und Backpflaumen ein bitteres Unkraut nehmen könne, das an Feldwegen wächst, mußte unendlich viel Komisches für die beiden haben, denn sie brachen in ein anhaltendes Lachduett aus.

Derartig harmloser Art waren die Unterhaltungen dieser beiden Landsleute und da auch der Pferdemensch uns in seinem Wesen sehr wenig von einem Don Juan zu haben schien, so sahen wir diesem Verkehr bald mit Beruhigung zu.

Als unser Wolfgang schon bald zwei Jahre alt war und fleißig auf seinen kleinen Beinchen im Hause herumpuddelte, kam plötzlich wieder Besuch, und zwar diesmal in Gestalt eines lieblichen Fräuleins, das ebenfalls nach Aussage aller weiblichen Wesen übermenschlich schön und „ganz die Mutter“ war. Hühnchen ließ sich durch dieses Ereignis sogar zu Versen hinreißen, die lauteten:

„Welch wundervolles Märchen!
Hurra, hurra! Ein Pärchen!“

In der Taufe sollte dieses kleine Mädchen den Namen Helene erhalten und zu dieser feierlichen Handlung hatten wir außer anderen auch Tante Lieschen eingeladen, eine alte Dame, die früher eine kleine Stellung im großherzoglichen Schlosse zu Schwerin innegehabt hatte und nun von ihrer Pension und den Zinsen eines kleinen Vermögens in derselben Stadt ganz behaglich lebte. Es hatte ihr einen großen Ent-

schluß gekostet, die Reise nach Berlin anzutreten, einem Orte, den sie sich vorzugsweise von Mördern, Dieben, Einbrechern, Bauernfängern, Falschmünzern, Betrügern und Angehörigen ähnlicher interessanter Geschäftszweige bewohnt dachte, die nur darauf lauerten, sie sofort beim Betreten dieses Gomorrhas um das Ihrige zu bringen. „Mein lieber Neffe,“ hatte sie geschrieben, „hole mich doch ja vom Bahnhof ab, ich sterbe sonst vor Angst, wenn du nicht da bist.“ Nun, ich fand mich auch zur rechten Zeit dort ein und hatte das Glück, gerade neben dem Wagen zu stehen, wo von rückwärts etwas sehr bekanntes, eingemummeltes Weibliches, in der einen Hand eine Reisetasche, in der anderen einen Pompadour, hinausstieg. Ich nahm ihr leise, ohne ein Wort zu sagen, die Reisetasche aus der Hand und sah im nächsten Augenblick in ein von Angst versteinertes Gesicht. Doch ihre Züge verklärten sich, als sie mich erkannte, und sie rief: „Gott sei Dank, du bist es! Gott sei Dank! Ich dacht', es ging' schon los.“

Dann als wir mit dem Strom der Menschen dem Ausgange und der Gepäckausgabe zustrebten, fielen ihre Augen auf eine Tafel, auf der stand: „Vor Taschendieben wird gewarnt!“

„O wie schrecklich, wie schrecklich!“ flüsterte Tante Lieschen: „sieh mal, was da steht! Und ich habe über hundert Mark bei mir. Wo ist denn mein Portemonnaie? Gott sei Dank, ich hab' es ja noch!“

Dann blickte sie sich scheu um und flüsterte mir wieder zu: „Du hinter uns geht einer, der hat solche Diebsaugen.“

„Liebe Tante," sagte ich, „das ist ein harmloser Arbeiter, Taschendiebe sehen vornehmer aus." Ich setzte sie nun in eine Droschke und ließ sie zu ihrem Entsetzen allein, um das Gepäck zu besorgen. Der Zug war stark besetzt gewesen, und es dauerte etwas lange, bis ich mit einem Gepäckträger und dem stattlichen Korbe zu dem Wagen zurückkehrte. Sie hatte unterdessen sichtlich wieder entsetzliche Angst ausgestanden und ihr Gesicht klärte sich sehr auf, als sie sich wieder unter meinem Schutze befand.

„Du, dem Kutscher trau' ich nicht, er sieht so veniensch aus!" sagte sie. „Wenn er uns nur richtig fährt. Und denk' mal, unterwegs bin ich, weil das Damencoupé besetzt war, ‚für Nichtraucher' gefahren, mit drei Männern zusammen, die waren ganz gewiß Bauernfänger. Denn, stelle dir nur vor, sie spielten Karten. Es war gewiß das fürchterliche ‚Kümmelblättchen', denn sie brauchten ganz schreckliche Ausdrücke dabei, wie zum Beispiel ‚der grüne Junge' und der ‚rote Junge', und ‚Null auf 'n Bauch', und sprachen eine Art Gaunersprache, wovon ich kein Wort verstand. Denk dir meine Angst. Wenn sie mich nun aufgefordert hätten zum Mitspielen, was hätt' ich da machen sollen?"

Ich lachte laut auf. „Aber, Tantchen," sagte ich, „das waren drei harmlose Philister, die Skat spielten."

Tante Lieschen war aber schon wieder auf neue Angstgedanken gekommen. „Du," sagte sie, „der Kutscher fährt und fährt und biegt in immer neue Straßen

ein, paßt du denn auch auf, wo er uns hinfährt? Wenn er nun . . . o du mein Schöpfer, wo ist meine Handtasche?“

„Hier, Tantchen, es ist ja alles da!“

Wir kamen nach Hause zu einer früheren Zeit, als man uns erwartet hatte, und als ich die Thür aufschloß, fand ich inwendig die Kette vorgehängt. Klingeln konnte ich nicht, weil dieser Mechanismus, einer Lieblingsgewohnheit von ihm folgend, einmal wieder nicht in Ordnung war, und auf mein Klopfen ward mir nicht aufgethan. Pauline, das neue Kindermädchen, war mit Wolfgang nach den Schöneberger Wiesen, Frieda von notwendigen Besorgungen noch nicht zurückgekehrt, und Lotte konnte dies Klopfen, wenn sie sich hinten in ihren Regionen befand, nicht hören. Die vorgehängte Kette und die Schwierigkeiten, in die Wohnung zu kommen, beunruhigten Tante Lieschen sehr. „Ach, da sieht man ja, wie ihr euch einschließen und einriegeln und einketten müßt!“ jammerte sie. „Bei uns in Schwerin ist das nicht nötig. Wenn ich da ausgehen will, da schließe ich zu und hänge den Schlüssel auf die Thürangel. Dann weiß jeder, der mich besuchen will, daß ich nicht zu Hause bin, und Diebe gibt's da nicht.“

Wir mußten uns zur Hinterthür der Wohnung begeben und als wir über den Hof gingen, sah ich Lottens Kopf am Fenster des Fremdenzimmers. Sie lugte, durch das Geräusch unserer Schritte aufmerksam gemacht, dort aus und kam dann, wie es mir schien, mit sehr rotem Kopfe und in einer seltsamen

Verwirrung, um uns die Hinterthür zu öffnen. Ich schickte sie fort, damit sie den Reisekorb von der Droschke hole, und als Tante Lieschen und ich dann bei dem kleinen Fremdenzimmer vorbeikamen, führte ich sie hinein und überließ sie dort eine Weile sich selber.

Schrecken über Schrecken stürzten auf die arme Tante ein, seit sie den Fuß in das fürchterliche Berlin gesetzt hatte, und die zufällige Zukettung der Thür war ein wichtiges Glied zu einer Verkettung von Umständen, wie sie bei der Gemütsart von Tante Lieschen nicht schrecklicher ausgedacht werden konnte. Denn kaum war sie kurze Zeit in dem kleinen Zimmer gewesen, als sich Fürchterliches ereignete. Sie hatte ihre Reisebekleidung abgelegt und ordentlicherweise wollte sie diese gleich in den Kleiderschrank hängen. Als sie aber die Thür dieses Möbels öffnete, stand darin — o Grauen und Entsetzen — ein Mann, ein Mann, der, wie sie auf den ersten Blick hätte sehen müssen, fast noch mehr Angst hatte als sie, der an allen Gliedern zitterte und vor entsetzlicher Verlegenheit nicht vermochte, den Mund aufzuthun. Dafür aber hatte Tante Lieschen kein Auge. Sie sah nur, daß es wirklich so zuging in dem entsetzlichen Berlin, wie sie es sich gedacht hatte, und daß der erste Schrank, den sie öffnete, gleich einen schauderhaften Einbrecher enthielt. Sie war so entsetzt, daß sie nicht einmal einen Schrei auszustoßen vermochte. Aber sie nahm sich zusammen, denn hier, so sagte sie sich, ging es ums Leben. Mit zitternder Hand grub sie ihr Portemonnaie hervor und hielt es dem entsetzlichen Manne entgegen. „Nehmen Sie, nehmen

Sie, lieber Herr Einbrecher, und schonen Sie mein Leben. Es ist alles, was ich habe!"

„Ich bin ja man bloß der Landsmann von das Mädchen," stotterte der vermeintliche Einbrecher, „von die Lotte. Die Herrschaften haben uns ja übergeraſcht un da hab' ich mir in das Schrank verstochen. Ach, verraten Sie mir nich un lassen Sie mir gehn."

„Nehmen Sie alles, nehmen Sie meine Reisetasche, aber gehn Sie doch!" jammerte Tante Lieschen, die in ihrer Aufregung und Angst gar nicht verstand, was der Mann sagte.

„Ach, verraten Sie mir nich un lassen Sie mir doch gehn!" wimmerte der Landsmann wieder in seiner Angst, und so lamentierten sie eine Weile in gegenseitiger Furcht gegeneinander an. Die Thür des geöffneten Schrankes verdeckte nämlich zum Teil den Ausgang des engen Zimmers und in der Lücke stand die zitternde Tante, die nicht zu fliehen wagte, aus Furcht, sowie sie den Rücken wendete, den Mordstahl im Nacken zu haben. So konnte der unglückselige Landsmann nicht hinaus, ohne meine Tante beiseite zu schieben, und das wagte er nicht. Nun aber kam ein Umstand hinzu, der ihn alle Rücksicht vergessen ließ, denn ich war aufmerksam geworden auf die seltsamen jammernden Stimmen, die sich dort vernehmen ließen, und das Geräusch meiner nahenden Schritte brachte den Landsmann zur Verzweiflung. Er faßte einen furchtbaren Entschluß, stürzte aus dem Schranke hervor, schob meine Tante zur Seite auf einen Stuhl und entfloh. Ich hörte einen furchtbaren gellenden

Schrei und dann das Geräusch polternder Schritte über den Korridor nach der Küche hin, und als ich nun schnell hinausstürzte, fand ich die gute Tante bleich und zitternd in einer entsetzlichen Verfassung.

„Ist er fort?“ flüsterte sie fast tonlos.

„Wer?“ fragte ich.

„Der Räuber, der Einbrecher, der schreckliche Mörder!“ wimmerte sie. „Er fuhr auf mich los und wollte mich umbringen. Er machte Augen wie ein Tiger!“

Ich wollte zur Küche eilen, doch Tante Lieschen schrie: „O Gott, er läßt mich allein!“ Sie klammerte sich krampfhaft an meinen Arm und ich mußte sie mitnehmen. In der Küche fand ich Lotte mit schlotternden Knieen, bleich und von Thränen überströmt.

„Herr du meines,“ jammerte sie, „es war ja doch man bloß mein Landsmann. Er bimmelte an die Küchenthür un wollte mich bloß mal was sagen, un indem daß ich keine Zeit hätte, indem daß ich doch die Fremdenstub' zurecht machen müßt', da hab' ich ihn gesagt, er sollt' man 'ne Momang bei mich reinkommen. Un da is gleich der Herr übern Hof gekommen un da verfehrte ich mir ganz fürchterlich, indem daß der Herr das doch verboten hätte, un in mein Angst un meine Biesternis verstach ich ihm in das Schrank!“ Die letzten Worte brachte sie nur noch mühsam hervor und brach dann in ein schluchzendes Geheul aus.

Ich hatte Mühe, mir das Lachen zu verbeißen, nahm aber gewaltsam alle meine Würde zusammen und hielt

Lotten eine schöne Standrede. Dann kehrte ich mit Tante Lieschen in die vorderen Zimmer zurück und hier sagte diese mit finsterer Entschlossenheit: „Du, wann geht der nächste Zug nach Schwerin?"

„Das weiß ich nicht, liebe Tante!" antwortete ich. „Aber ich muß es wissen!" sagte sie, „denn du kannst nicht verlangen, daß ich noch eine Stunde in diesem fürchterlichen Orte bleibe. Muß ich noch einmal so etwas erleben, so ist es mein Tod. Ich fühle schon so ein Ziehen im Rücken, ich glaub', ich krieg' meine Zustände."

Ich wandte alle Mittel der Beredsamkeit an, doch anfangs wollte es mir gar nicht gelingen, sie zu beruhigen. Dann kam Frieda nach Hause und half mir Oel auf die aufgeregten Wogen der Tantengefühle zu gießen, und als dann endlich Wolfgang erschien und ihr rosig freundlich und zutraulich entgegenlief, da sah man, wie sie schwankend ward. Nachdem wir sie endlich glücklich am Eßtisch hatten und es uns gelungen war, ihre zerrütteten Nerven mit Beefsteak und Bratkartoffeln zu kräftigen und ihren gesunkenen Lebensmut durch ein Gläschen süßen Weines wieder aufzurichten, da entschloß sie sich wenigstens, einen Versuch zu machen, wie es sich in dieser Mördergrube leben ließe. Als dann am Abend Hühnchen und Frau Lore erschienen, und ihr mit sonniger Gutherzigkeit freundlich entgegen kamen, da schien das Spiel gewonnen, denn sie mußte sich doch wohl im stillen sagen, daß ein Ort, wo so harmlose und gute Leute friedlich und fröhlich lebten, doch nicht ganz von Gott verlassen sein könnte.

Trotzdem war die Nacht, die diesem Tage folgte, für sie und uns nicht ruhevoll. Ich hatte ihr kleines Zimmer am Abend sorgfältig abgeleuchtet, um festzustellen, daß nirgendwo ein Mörder sich verborgen halte, ja sogar die Waschtischschiebelade hatte ich scherzweise aufgezogen und untersucht, ob sie nicht etwa einen einbrecherischen Däumling berge, doch trotzdem ließ ihre rege Phantasie die arme Tante nicht ruhen, und ein jedes unbekannte Geräusch schreckte sie aus kurzem Schlafe wieder empor. Das erste Mal klopfte sie leise, aber eindringlich etwa um Mitternacht. Ich sprang aus dem Bett, und sie flüsterte durch das Schlüsselloch: „Hörst du denn nicht, da draußen bohrt immer was.“ Ich beruhigte sie, so gut ich konnte. Nach einer Stunde etwa erschreckte sie das Stampfen der Pferde, die ihren Stall auf dem Hofe hatten, und ich mußte wieder hinaus und sie durch das Schlüsselloch aufklären. Dann gab's eine Weile Ruhe, bis endlich gegen fünf Uhr ein neues Entsetzen sie erfaßte.

„Hörst du denn nicht,“ flüsterte sie durch das schon mehrfach benutzte Sprachrohr, „wie es arbeitet im Keller? Dort brechen sie durch die Decke.“ Und ich merkte, wie ihre Stimme vor Angst zitterte.

„Ach, teuerste Tante, so schlafe doch,“ sagte ich fast ein wenig unmutig, „das ist ja nur die Wasserpumpe.“ Das Haus war nämlich noch nicht an die Leitung angeschlossen und wurde durch eine im Keller stehende Pumpe versorgt, die einen Behälter auf dem Boden füllte und früh morgens in Betrieb gesetzt wurde. Das allergrößte Entsetzen aber erfaßte sie, als

kurz vor sechs Uhr Lotte vorne in der Wohnung die Rolljalousien der Fenster nach der Straße zu aufzog. Dieses fürchterliche und unbekannte Geräusch brachte sie mit einem Satze aus dem Bette und an das Schlüsselloch.

„Hörst du denn wieder nicht,“ rief sie, „das sind Brecheisen!“ Ich mußte natürlich wieder hinausklettern, sie zu beruhigen, und so ging es die ganze Nacht bett-aus, bettein, Policke, Polacke, und meine gute Tante verfuhr wie Macbeth gegen mich, sie mordete den Schlaf.

Jedoch trotz alledem verlor sie ihre Furcht vor dem entsetzlichen Berlin in einiger Zeit, und als wir, nachdem unsere kleine Helene getauft war, einmal mit ihr ins Panoptikum gingen, war sie merkwürdigerweise nicht davon abzuhalten, sich die Schreckenskammer anzusehen, und schien zwischen all den scheußlichen Puppen mit den starren wächsernen Mördergesichtern ein wundervolles Grausen zu empfinden. Zwar fuhr sie alle Augenblicke entsetzt zusammen, wenn so ein ausgestopftes Scheusal hinter ihr stand und es ihr dann vorkam, als rege es sich, zwar sagte sie bei Betrachtung der Folterinstrumente und der Richtschwerter, auf denen sie noch Spuren von Verbrecherblut zu sehen glaubte: „Igittegittegitt, wie greulich!“ zwar huddelte sie sich sehr vor dem Massenmörder Thomas, der trotz seiner schwarzen Seele so friedlich aussieht wie ein Brauereibesitzer, und dennoch war sie nicht eher wegzubringen, bis sie die letzte aller dieser Scheußlichkeiten in sich aufgenommen hatte. Wir sind stark geneigt zu glauben,

daß der Besuch dieses Tempels der Greulichkeit den Glanzpunkt ihrer Berliner Erinnerungen bildet.

Wenn Tante Lieschen sich in unserer Wohnung aufhielt, so ging ein bestimmter Prozentsatz des ganzen Tages damit verloren, daß sie ihre Brille suchte, ein Sport, an dem sich das ganze Haus eifrig zu beteiligen pflegte mit Einschluß des kleinen Wolfgang, der mit großem Eifer an den unmöglichsten Orten nach ihr forschte. Mir ist in meinem Leben kein optisches Instrument dieser Art bekannt geworden, das eine so geringe Anhänglichkeit an seine Herrschaft und eine solche Abneigung gegen einen ständigen Wohnsitz gezeigt hätte, als dieses. Nun hatte unser Kindermädchen Pauline zwei- oder dreimal das verloren gegangene Seheisen mit großer Geschwindigkeit wieder aufgefunden und war deshalb bei Tante Lieschen in den Geruch einer guten Spürnase gekommen, so daß sie gleich bei Beginn der Suche zu rufen pflegte: „Pauline, Pauline, haben Sie meine Brille nicht gesehen? Ach, suchen Sie doch mal, Sie können ja so schön finden!“ Und merkwürdigerweise entdeckte mit wenigen Ausnahmen Pauline den Flüchtling an den unglaublichsten und verstecktesten Orten mit großer Schnelligkeit.

Wir waren darüber einigermaßen verwundert, denn auf Pauline paßte sonst treffend der Ausspruch aus Hermann Marggraffs „Fritz Beutel“, der so lautet: „Denn sie war damals noch sehr dumm, fast dümmer noch, als sie aussah, obwohl sie ihrem Aussehen nach doch immer noch dümmer hätte sein können, als sie war.“ Dieser Dummheit ward nur von ihrer Unordnung die

Wage gehalten, und wie Fritz Reuter mal von einem polnischen Wirtshause sagt: „Dor streden sick nu Hiring, ollen Kes' un Fuselbrammwin, wer am düllsten stinken wull", so waren auch jene beiden obengenannten Eigenschaften bei Paulinen in einem steten Wettstreit begriffen, und noch jetzt, nachdem sie lange schon unser Haus verlassen hat, vermögen wir nicht zu entscheiden, ob sie unordentlicher als dumm oder dümmer als unordentlich war. Heruntergefallene Haarflechten, ausgerissene Rockfalten, Löcher in den Hacken, oder zwei verschiedenfarbige Strümpfe, irgend ein solches Kennzeichen, oder auch manchmal alle zugleich, waren immer an ihr bemerklich. Mir ist sie besonders erinnerlich geblieben durch das einzige Lied, das sie kannte und dem kleinen Wolfgang und der noch kleineren Helene unermüdlich vorsang. Aber auch davon weiß ich nur noch den ewig sich wiederholenden Refrain, der lautete:

Grünkohl, Grünkohl
Ist die beste Pflanze!

Darf man von diesem Bruchstück auf das Ganze schließen, so kann man wohl annehmen, daß sein Dichter von den vielen Stufen, die zum Gipfel des Parnasses führen, eine der untersten bewohnt hat. Ich für mein Teil habe Liebigen in Verdacht.

Das war also Pauline, und um so mehr fiel es uns auf, daß sie bei dieser einen besonderen Gelegenheit eine so große Findigkeit und Geschicklichkeit bewies. Wir glaubten schon, es läge hier ein Fall vor, der öfter in der Natur vorkommt, wo ganz besonders

bornierten Persönlichkeiten oft einzelne sehr hervorragende Fähigkeiten verliehen sind, zum Beispiel die Geige zu streichen, oder Wortwitze zu machen, oder im Schachspiel sich auszuzeichnen. Ich kannte auch mal einen Mann, der weiter nichts verstand, als auf zehn Schritte durch ein Schlüsselloch zu spucken, aber das auch unfehlbar. So glaubten wir denn, die Natur habe sich bei Pauline erschöpft, indem sie ihr einzig und allein die Fähigkeit erteilt hatte, verloren gegangene Brillen mit unfehlbarer Sicherheit wieder aufzufinden. Jedoch damit ging es uns wie jenem Junggesellen, der seinen seit kurzem verheirateten Freund antraf, wie er sich einen Knopf annähte. „O, was machst du da?“ rief er, „ich denke, du bist verheiratet!“ „Ja, glaubst du,“ rief der Ehemann, „daß meine Frau dazu Zeit hat?“ „O weh,“ sagte der andere ganz betrübt, „nun fällt das auch noch weg!“

Denn angeregt durch ihre ersten wirklichen Erfolge in dem Auffinden dieser Brille, hatte Pauline, wie später herauskam, um dieses Ruhmes noch öfter teilhaftig zu werden, mit der bekannten Dummpfiffigkeit, die manchmal den Beschränkten eigen ist, das der Tante unentbehrliche Instrument an allen möglichen Orten versteckt, um es nachher mit scheinbar wunderbarer Spürkraft wieder aufzufinden. Tante Lieschen aber versank fast in Tiefsinn über ihre zunehmende Zerstreutheit und Vergeßlichkeit, die sie veranlaßten, ihre Brille auf dem Grunde von Papierkörben, in Ofenröhren, unter Tischdecken und an anderen wunderlichen Orten zu deponieren, ohne daß ihr nachher eine Erinnerung davon blieb.

An die Greuel von Berlin, die bei näherer Besichtigung in nichts versanken, hatte sich die Tante, wie gesagt, bald gewöhnt, doch wurde sie zuletzt durch ein anderes Schrecknis vertrieben, das ihr in ihrem Heimatsorte ebensogut drohte als hier. Tante Lieschen war nämlich mit einer entsetzlichen Gewitterfurcht behaftet, und als es eines Tages zu blitzen und zu donnern begann, zog sie sich in den finstersten Winkel der Wohnung zurück und hörte nicht auf zu lamentieren und zu klagen. Da ich nun nicht wünschte, daß Wolfgang dadurch mit derselben Gewitterfurcht angesteckt würde, die mir die eigene Kindheit verbittert hatte, so hielt ich ihn möglichst von ihr fern und ließ ihn mit Pauline vorne sich aufhalten, während Frieda und ich der Tante Gesellschaft leisteten, denn allein gelassen unter solchen Umständen, wäre sie vor Angst gestorben. „Ach,“ sagte Tante Lieschen, „in meiner jetzigen Wohnung in Schwerin, da geht es ja, aber als ich noch auf'm Schloß wohnte, da waren die Gewitter viel stärker. — O du mein Schöpfer, das war ein Blitz, das hat eingeschlagen. Hör doch den Donner!“ Es kam aber dennoch eine kleine Pause, und nur der Regen strömte stärker und rauschender herab. Ich suchte sie zu trösten damit, daß es in Berlin eigentlich nie einschlüge und daß sogar des Nachts wegen eines Gewitters niemand aufstände, sondern ruhig weiter schliefe, wenn er es vor dem Lärm könnte. Doch das erregte nur ihren Zorn und sie fand es barbarisch und unchristlich. „Sieh mal, liebe Tante,“ sagte ich, „hier sind so viele hohe Häuser und Giebel und Zacken und Eisenspitzen und

Fahnenstangen und Telephonleitungen, da weiß das Gewitter vor lauter Auswahl gar nicht, wo es hineinschlagen soll, und läßt es lieber ganz."

Das wollte ihr aber nicht einleuchten und sie fand meine Rede sehr frivol. Als dann die Blitze sich wieder mehrten und der Donner stärker rollte, rief sie mit einemmal: „O, du hast ja wohl Stiefel an?"

„Ja, warum nicht, liebe Tante?"

„Da sind doch Nägel drin!" rief sie, „und Eisen zieht doch den Blitz an. Das wissen ja sogar die drei Realschüler, die bei dem Schuster in Pension sind, wo ich meine Wohnung gemietet habe. Sie sind sonst Bambusen, wie alle Jungs in diesem Alter, aber wenn ein Gewitter ist, dann leisten sie mir Gesellschaft und ich geb' ihnen 'n bißchen Kuchen und 'n klein' Glas Wein, denn solche Jungs können ja essen und trinken, wenn auch Pech und Schwefel vom Himmel fällt. Aber als sie in der Schule gehabt haben, daß Eisen den Blitz anzieht, da haben sie sich immer draußen die Stiefel ausgezogen und sind auf Socken zu mir gekommen."

Ich konnte ihr nun nicht wohl sagen, daß dies ein alberner Schülerstreich gewesen sei, und daß die Bengels sie sicher zum besten gehabt hätten, und mußte wahrhaftig hinaus, um mir die Stiefel auszuziehen, damit mir der Blitz nicht in die Beine führe.

Das Gewitter nahm aber mehr und mehr an Stärke zu, und Pauline graute sich in dem Vorderzimmer, mit dem kleinen Wolfgang allein zu sein. Ich ließ sie deshalb nach hinten gehen, nahm den Jungen auf

den Arm, blieb dort, damit er das angstvolle Lamentieren der Tante nicht hören sollte, und zeigte ihm, am Erkerfenster stehend, die Blitze als ein schönes Schauspiel. Wenn dann so ein recht starkes Himmelsfeuer sein verzweigtes Flußnetz über den regengrauen Himmel schoß, so sah der kleine Wolfgang mich an und sagte: „Vater, der war doch schön!"

Das Gewitter nahm jedoch fortwährend an Stärke zu, die Blitze häuften sich und wurden rasch von einem kurzen Donner gefolgt, der klang, als wenn ein ungeheures Eisengerüst plötzlich zusammenstürze. Dann plötzlich ein blendend heller Schein, als ob die Luft in Feuer stände, und damit zugleich: „Rack!" ein furchtbarer Knall. Das war dem kleinen Wolfgang denn doch ein wenig zu viel. Er schlug beide Händchen vor die Augen und sagte mit etwas schüchternem Tone: „Vater, das war wohl sehr schön?" „Ja, mein Kind," sagte ich, „das war sehr schön!" obgleich mir doch ein wenig blümerant zu Mute war. Jedoch nun schien sich die Macht des Gewitters erschöpft zu haben, allmählich vergrollten die Donner in der Ferne, der Regen verrauschte und bald schien die Sonne durch die letzten funkelnden Tropfen, während die überschwemmte Straße sich mit unternehmenden Jünglingen füllte, die mit nackten Beinen in den trüben Wasserlachen jauchzend herumwateten.

Tante Lieschens Verfassung kann man sich denken. Bei dem entsetzlichen Schlage war sie emporgefahren und hatte sich einigemal um sich selbst gedreht. Da sie sich aber nicht entscheiden konnte, aus welcher der

drei Thüren des Zimmers sie fliehen sollte, so war sie kraftlos wieder auf den Stuhl zurückgesunken, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stöhnte. Nach einer Weile ließ sich das Bimmeln der Feuerwehr vernehmen. „Was ist das, was ist das?“ rief Tante Lieschen.

„Das ist die Feuerwehr!“ sagte Frieda ganz ruhig.

„Mein Gott,“ rief Tante Lieschen nun, „findest du nicht auch, daß es hier so sengerich riecht? Wie kannst du nur so ruhig sein? Wo ist denn das Feuer?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Frieda, „aber es scheint mir, als wenn die Wagen hier ganz in der Nähe halten!“

Das war nun Tante Lieschen außer allem Spaß, und da das Gewitter so plötzlich nachgelassen hatte, wagte sie sich in das Vorderzimmer, wo ich mit Wolfgang stand und den Arbeiten der Feuerwehr, die einige Häuser weiterhin vor einem Hause hielt, zuschaute.

„Da stehst du so ruhig und guckst!“ rief Tante Lieschen, „packt ihr denn nicht eure Wertsachen zusammen?“ Und sie fingerte mit zitternden Händen an ihren Ohrringen herum, zog ihre beiden Ringe ab, löste ihre Amethystbrosche vom Halse und steckte in ihrer Verwirrung alles säuberlich in die Tasche.

„Aber liebe Tante,“ rief ich lachend, „es ist ja drei Häuser weit ab. Und hier kannst du es, wer weiß wie oft, sehen, daß, wenn ein Dachstuhl brennt, die Leute drei Treppen hoch im Vertrauen auf ihre Feuerwehr ruhig aus dem Fenster sehen!“

„O wie entsetzlich!“ sagte Tante Lieschen.

„Und außerdem handelt es sich hier gar nicht um Feuer," fuhr ich fort. „Bei der Ueberschwemmung durch den Platzregen ist ein Keller voll Wasser gelaufen und die Feuerwehr pumpt es nun wieder heraus."

Das wirkte sehr beruhigend auf die Tante und sie bemerkte nun mit einemmal, daß ihre Ringe fehlten. „Du mein Schöpfer," rief sie, „wo sind meine Ringe? Und meine ..." Hier ward sie plötzlich dunkelrot, ging ganz kleinlaut vor den Spiegel und that sich ihre Schmucksachen wieder an.

Damit war die Sache aber noch nicht abgethan, denn den ganzen Nachmittag über fürchtete sie sich vor der Rückkehr des Gewitters.

„Diese Art Gewitter kenn' ich," sagte sie, „die kommen immer wieder und, wenn's nicht eher ist, in der Nacht."

Und obwohl sie damit nicht recht behielt, kamen wir wiederum diese ganze Nacht nicht zur Ruhe. Denn bald hielt sie das Rollen eines Wagens für fernen Donner, bald das Laternenlicht des Kutschers, der über den Hof ging, nach seinen Pferden zu sehen, für einen Blitz, bald schien es ihr sengerich zu riechen, und so spielten wir wiederum bis zum Morgen Policke, Polacke, und die letzte Nacht, die sie in unserem Hause zubrachte, war ebenso unruhig als die erste.

Denn diese war wirklich ihre letzte Nacht in Berlin, und das entschied sich am nächsten Morgen, als die Zeitung kam. Dort fand sich folgende Notiz: „Ein Gewitter, das in den gestrigen Nachmittagsstunden, begleitet von einem gewaltigen Platzregen, über Berlin

niederging, hat mannigfachen Schaden angerichtet und in den verschiedensten Stadtgegenden ward die Feuerwehr zu Hilfe gerufen, um das in die Kellerräume gedrungene Wasser zu entfernen. Auch schlug ein Blitz in das Haus Frobenstraße Nummer 37 und zertrümmerte einen Schornsteinaufsatz, ohne zu zünden oder sonst weiteren Schaden anzurichten."

„Du meine Zeit," jammerte Tante Lieschen, „das ist ja das Haus nebenan. Und das kriegen wir erst heut aus der Zeitung zu wissen. O, welch eine entsetzliche Stadt! Nun frag' ich aber: Wann geht der nächste Zug nach Schwerin?"

„Sie ließ sich durchaus nicht mehr halten und am Nachmittage dampfte sie ab. Den Eindruck, den der vermeintliche Einbrecher auf sie hervorbrachte, hatte sie überwunden, aber dies ging über ihre Kräfte. An einem Orte, wo man erst am anderen Tage aus der Zeitung erfuhr, daß im Nebenhause der Blitz eingeschlagen hatte, da konnte sie nicht länger leben. Es hieß auch ferner bei ihr: „Einmal und nicht wieder!" Berlin hat sie nie wieder gesehen.

*

III. Allerlei von Kindern.

Hühnchen als Großvater zu sehen, war eine wirkliche Freude, und obwohl er in sehr jugendlichem Alter zu dieser Würde gelangt war, so mußte man doch sagen, er war dazu geboren. Die Mischung von groß-

väterlichem Ernst und kindlicher Vertraulichkeit in seinem Wesen war bewunderungswürdig und ward nur durch die Geduld übertroffen, mit der er sich den phantastischen Launen seiner Enkelkinder fügte. Er war alles, was sie wollten, ein Elefant, ein Pferdebahnwagen, ein Kamel, eine Dampfmaschine, ja sogar scheußliche Lindwürmer darzustellen gab er sich her. Denn einst, als er bei uns war und sich mit den Kindern auf dem Teppich balgte, während ich in meinem kleinen Zimmer noch eine notwendige Arbeit zu erledigen hatte, ward ich gerufen, um ein lebendes Bild in Augenschein zu nehmen, das die drei darstellten und das an die Phantasie des Beschauers die ungeheuerlichsten Anforderungen stellte. Es betitelte sich: „Der Ritter Sankt Georg mit dem Drachen“. Hühnchen wand sich als Lindwurm am Boden, während der vierjährige Wolfgang, auf den Knieen liegend, das Pferd darstellte. Auf ihm saß die kleine zweijährige Helene als Ritter Georg und zielte mit einem Spazierstock auf den furchtbar aufgesperrten Rachen des greulichen Ungetüms, während dieses mit seinen Krallen mächtig ausholte.

Sogar zu Dichtungen regten ihn seine Enkel an. Als der kleine Wolfgang zwei Jahre alt war, spielte er vorzugsweise mit zwei wolligen Holztieren, einem Lamme und einem Hunde, deren Fell er mit einem Kamme und einer kleinen Bürste eifrig bearbeitete, an welchem seltsamen Spiele er ein unerschöpfliches Gefallen fand. Dazu machte Großpapa ein kleines Märchen, das später zum eisernen Bestande

der Kinderstube gehörte und allen unseren Kindern, wenn sie in gleichem Alter waren, nicht oft genug erzählt werden konnte. Es lautete: „Es waren einmal ein Wauwau und ein Mählamm, und es waren einmal ein Kamm und eine Bürste. Da sagte das Mählamm zur Bürste: ‚Komm, Bürste, bürste mich!‘ Da sagte aber der Wauwau zur Bürste: ‚Nein, Bürste, bürste mich!‘ Nun sagte das Mählamm zum Kamm: ‚Komm, Kamm, komm, kämme mich!‘ Aber gleich sagte auch der Wauwau zum Kamm: ‚Nein, Kamm, komm, kämme mich!‘ Da thaten Kamm und Bürste sich in ihr Futteral und sprachen: ‚Alles zu seiner Zeit! Geduld, Geduld verlaß mich nicht!‘“

Von den vielen Versen, die er auswendig konnte und den Kindern zu ihrem Jubel vorsang und vorsagte, will ich nur ein kleines Gedicht mitteilen, das mir bemerkenswert ist, weil es mir vorkommt, als müßte der Verfasser Hühnchens gekannt und sie unter dem Bilde dieser Vogelfamilie dargestellt haben. Es lautete:

Bei Goldhähnchens.

Bei Goldhähnchens war ich jüngst zu Gast!
Sie wohnen im grünen Fichtenpalast,
In einem Nestchen klein,
Sehr niedlich und sehr fein.

Was hat es gegeben? Schmetterlingsei,
Mückensalat und Gnitzenbrei,
Und Käferbraten famos —
Zwei Millimeter groß.

Dann sang uns Vater Goldhähnchen was:
So zierlich klang's wie gesponnenes Glas.

Dann wurden die Kinder besehn:
Sehr niedlich alle zehn!

Dann sagt' ich: „Adieu!" und: „danke sehr!"
Sie sprachen: „Bitte, wir hatten die Ehr',
Und hat uns mächtig gefreut!"
Es sind doch reizende Leut'!

Und was konnte Großpapa nicht alles machen! Das erste war, wenn er kam, daß ihm alle Invaliden gebracht wurden, an denen es in einer Kinderstube nie fehlt, und daß er sich den Fischleimtopf holte. Hühnchen brachte sie alle zurecht, er setzte den Pferden neue Beine an und den Wagen gab er die Räder wieder. Soldaten, die höchst unmilitärischerweise ihre Gewehre verloren hatten, bewaffnete er aufs neue und kein Tier in der Arche Noahs gab es, das nicht schon einmal in seiner Kur gewesen wäre. Wolfgang hatte aber auch einen solchen felsenfesten Glauben an die unfehlbare Kunst seines Großvaters, daß einst, als ein kleiner Knabe bei einem wilden Straßenspiele das Bein gebrochen hatte und die Mutter darüber weinte und lamentierte, er auf diese zuging und sagte: „Nich weinen, Frau! Großpapa mit Fischleim wieder heil machen!"

Schon als Wolfgang vier Jahre alt war, baute Hühnchen ihm einen gewaltigen Drachen, und als wir ihn einst in Steglitz besuchten, ließen die beiden ihn steigen. Nachher sagte Hühnchen zu mir: „Eigentlich habe ich hier nicht ganz ehrlich gehandelt, denn der Junge ist für dieses Vergnügen noch viel zu klein und hat sehr wenig davon. Ich will dir nur offen gestehen, daß mich schnöde Selbstsucht geleitet hat, denn

obwohl ich Großvater bin: Drachen steigen lassen, macht mir noch ganz ungeheuer viel Spaß!"

Unter Hühnchens Fingern ward jedes Stückchen Papier zum Spielzeug und nahm hunderterlei Form und Gestalt an, und was für komische Männchen, Tiere, Mützen und sonstige Dinge er aus einem Taschentuch gestalten konnte, war einfach unglaublich. Gab man ihm eine Anzahl schwedischer Streichholzschachteln, ein wenig steifes Papier, ein bißchen Zwirn, einige Streichhölzer, etwas Siegellack und eine Schere, so machte er daraus die halbe Welt. Zum Beispiel eine schöne Wage mit Schalen aus Streichholzschachteln, oder ganze Güterzüge mit Achsen aus Streichhölzern und Rädern von steifem Papier, die sich zur großen Wonne der Kinder „ordentlich drehten", oder den Palankin der Prinzessin von China, den Staatsschlitten des Kaisers von Rußland, Mühlenräder, die mit Sand getrieben wurden, und wer weiß, was sonst noch.

Jedes Weihnachtsfest und jeder Geburtstag brachte ein neues Bilderbuch seiner Fabrik, wozu er die Bilder aus illustrierten Journalen, Anzeigen und dergleichen sammelte und sorgfältig in einen Band aus steifem Papier klebte. Komische Unterschriften oder kleine selbstgemachte Verse bildeten den Text zu diesen Bilderbüchern. Im Hühnchenschen Hause kam überhaupt nichts um. Jedes Stückchen Stanniol, jede Scherbe bunten Glases, jeder blanke Knopf, jedes Gummibändchen und was sonst an Wertlosigkeiten und Abfall im Hause vorkommt, wurde aufbewahrt und fand gelegentlich eine manchmal geradezu geniale Verwendung.

Am ersten Ostertage fuhren wir alle stets nach Steglitz und in Hühnchens Garten wurden Eier gesucht. Er mußte wohl ein besonders gutes Verhältnis mit dem Osterhasen haben, denn in Hühnchens Garten legte dieser rätselhafte Vierfüßler, der seinen einzigen Kollegen in der Eierproduktion, das wunderliche Schnabeltier, sowohl in der Reichhaltigkeit als auch der Massenhaftigkeit seiner Erzeugnisse so fabelhaft übertrifft, die herrlichsten Eier. Da gab es goldene und silberne und solche, die in allen Farben des Regenbogens glänzten. Da gab es welche, die nach der Methode, die im Spreewald angewendet wird, mit den herrlichsten Ornamenten geziert waren, und einige sogar hatte ihr Erzeuger mit seinem eigenen Bildnis geschmückt und mit deutlicher Pfote darunter geschrieben: „Z. fr. Erg. Der Osterhase."

Großpapa Hühnchen war natürlich infolge so trefflicher Eigenschaften der Liebling aller meiner Kinder und selbst der kleine Werner, der zwei Jahre nach Helene geboren war, streckte ihm schon, wie er noch ganz klein war, vom Arme seines Mädchens die Händchen entgegen und krähte vor Vergnügen. Sein besonderer Liebling aber war Helene. Unsere Kinder hatten alle etwas Sonniges in ihrem Wesen, das mochte wohl eine Erbschaft von ihrem Großvater sein, aber Helene hatte diese Eigenschaft im höchsten Grade. Wir nannten sie nur das Sonnenkind oder Großpapas Sonnenschein. Von ihrem freundlichen Gesichte ging stets ein heller Schimmer aus und auf ihrem braunen Haare lag es wie ein goldiger Glanz. Sie hatte auch

mit dem Sonnenschein ein besonderes Verhältnis und spielte sogar mit ihm. Als das Kind fast vier Jahre alt war, rief mich meine Frau einmal um die Mittagszeit, als die Sonne zwischen den Vorhängen hindurch einen breiten Strahl in das Schlafzimmer sendete, und zeigte mir ein holdes Bild. Dort kniete Helenchen vor einem Stuhle, auf den das himmlische Licht mit ganzer Kraft funkelte, und griff mit den zarten Händchen in den hellen Sonnenschein und versuchte ihn mit zierlicher Bewegung der Finger in die dunklen Ecken zu streuen. Außer dem Sonnenschein liebte sie die Blumen, die seine Kinder sind, und oft rührte es mich tief, wenn sie bei unseren Spaziergängen das kleine dürftige Blumenwerk, das an den staubigen Wegen wuchs, mit heller Freude begrüßte und die kümmerlichen Glöckchen und Sterne sorglich in der kleinen warmen Hand nach Hause trug. Wie arm sind doch die Kinder einer so großen Stadt gegen die auf dem Lande. Wir waren in dem Sommer, da Wolfgang sechs Jahre alt wurde, und nun zum Herbst die Schule besuchen sollte, von Onkel Nebendahl auf sein Pachtgut eingeladen und ich werde nie vergessen, wie ich mit den beiden älteren Kindern das erste Mal im Felde spazieren ging. Wir gelangten auf einem Fußsteige durch Kornfelder zu einem wenig befahrenen Landwege, der über und über mit Blumen bewachsen war und weithin in schimmernder Farbenpracht vor uns lag. Die Kinder betrachteten dieses Paradies anfangs mit einer heiligen Scheu, und Helene sagte nur wie überwältigt: „O Blumen, Blumen, Blumen!“

Dann stellte Wolfgang mit zaghafter Schüchternheit die Frage: „Dürfen wir uns hier wohl ein paar pflücken?“

Ich sagte: „Sie gehören euch alle! Pflückt so viele ihr wollt!“

Dies erschien ihnen wie ein Märchen, denn sie waren nur an die staubigen Wegränder der nächsten Berliner Umgegend und an das Nolimetangere des Tiergartens gewöhnt, und so unzählig viele herrenlose Blumen hatten sie noch niemals bei einander gesehen. Sie stürzten sich nun wie zwei jauchzende Schwimmer in diesen Blumenstrom und gerieten in einen förmlichen Rausch über die Fülle dieser Reichtümer. Bald tauchten sie unter zu den roten Blüten des Klees, bald erhoben sie sich wieder und stürzten zu den goldenen und weißen Tellern der Wucherblume, bald wurden sie gelockt von den großen hellblauen Blütensternen des Wegewarts, bald von den roten Büscheln der Flockenblumen oder den goldenen Knöpfen des Rainfarns. Als sie nun aber im angrenzenden Kornfelde die purpurnen Köpfe des Mohns, die leuchtenden Raden, den dunkelblauen Rittersporn und vor allem die Kornblumen, nach ihrem Sinne die Köngin dieser ganzen Gesellschaft, erblickten, da glaubten sie sich in einem Zauberlande. Das sind nun allerdings wieder Freuden, die ein Landkind, das mit dergleichen als gemeinen Dingen groß geworden ist, niemals kennen lernt.

So rauften und rupften sie, bis sie so viel von der schimmernden Farbenpracht dieses Ortes zu großen

Büscheln vereinigt in den Händen trugen, daß diese den Reichtum nicht mehr zu fassen vermochten. Ich band ihnen die Sträuße mit Binsen zusammen und wie große Schätze trugen sie sie nach Hause.

„Vater," sagte Wolfgang dann, nachdem er eine Weile still und ernsthaft nachgedacht hatte: „Onkel Nebendahl ist wohl sehr, sehr reich?"

„Warum meinst du das, mein Kind?"

„Weil er so furchtbar schrecklich viele Blumen hat!"

Onkel Nebendahl und seine Frau, die ebenso behäbig, rundlich und glänzend aussah als ihr Mann, hätten unsere Kinder in aller Gutmütigkeit fast umgebracht, wenn wir nicht stets auf der Hut gewesen wären. Wie so manche Landleute geneigt, das städtische Leben als ein Hungerleben anzusehen, waren sie stets darauf aus, sowohl während als außerhalb der regelmäßigen Mahlzeiten, deren es täglich fünf gab, unsere Kinder bis oben hin voll guten Sachen zu stopfen. Insonderheit Onkel Nebendahl war der Ansicht, ein ordentlicher Junge auf dem Lande müsse stets, wie er sich ausdrückte, „mit den Vorderfüßen im Fliegenschrank stehen", so habe er es auch gemacht und er sei darum auch stets ein „Bostbengel" gewesen. Als Mittel, solches Ziel auch bei Wolfgang zu erreichen, empfahl er die reichliche Vertilgung von Butterbroten in der Zwischenzeit und zwar von dem groben Landschwarzbrot, dessen Scheiben ungefähr einen halben Quadratfuß Oberfläche haben. Ein einziges solches Ungetüm, ungefähr zwei Centimeter dick und mit einem

halben Centimeter Butter und desgleichen Leberkäse darauf, hätte meinen Sohn, der an so schweres Geschütz nicht gewöhnt war, auf der Stelle niedergeworfen.

Helene, obwohl sie ihn im Punkte des Essens ebenfalls nicht befriedigte, war auch sein Liebling. „Die kleine Dirn'," sagte er, „is immer vergnügt un so fix zu Bein wie 'n Brummküsel, un tanzt un singt un springt den ganzen Tag. Wenn ich manchmal so sitz un grätz' mich un ärger' mich über die Wirtschaft, un die kleine Dirn' kommt rein, un so drat sie man in der Thür is, da is sie auch schon bei mir un sitzt mir auf 'n Schoß un kuckt mich an mit 'n Gesicht, als wenn die Sonn' in 'n goldenen Becher scheint — ja denn is aller Aerger gleich weg. Un alle Kreatur is ihr gut, das mit Wasser werd' ich mein Lebtag' nich vergessen."

„Wasser" hieß nämlich ein ungemein böser Kettenhund, der einzig und allein nur vor dem Onkel und dem Manne, der die Kühe fütterte und auch ihn mit Nahrung versorgte, Achtung hatte, die übrige Menschheit aber ohne alle Ausnahme in die Waden biß, wenn er ihrer habhaft werden konnte. Diese bösartigen Naturanlagen hatten ihm, nachdem er eine genügende Anzahl von Kindern und großen Leuten in unverantwortlicher Weise geschädigt hatte, eine dauernde Anstellung als Kettenhund eingetragen, und die ewige Gefangenschaft, die solcher Beruf mit sich brachte, hatte sein Gemüt natürlich nur noch mehr verdüstert. So lebte er denn in seiner geräumigen Hütte einsam als ein Sonderling und Menschenfeind, keine andere Freude

kennend, als, sobald ein fremder Mensch den Hof betrat, an der rasselnden Kette einem Teufel gleich herum zu toben und zu rasen und seinem sinnlosen Zorn und Ingrimm durch ein fanatisches Gebell und durch Beißen in Steine Luft zu machen. Wegen der oftmaligen Wiederholung dieses Manövers war rings um seine Hütte ein tief ausgetretener Kreis beschrieben und in diesen wagte sich weder Mensch noch Tier, mit Ausnahme der frechen Sperlinge, die vor nichts in der Welt Respekt haben.

Nun ward am zweiten Tage unserer Anwesenheit auf dem Gute bald nach Tisch bemerkt, daß Helene verschwunden war. Man suchte und rief sie im Hause und im Garten, allein es kam keine Antwort. Endlich sah jemand zwei zierliche Kinderstiefel neben dem Kopf des bösen Kettenhundes, der scheinbar tückisch brütend in seiner Hütte lag. Ein tödlicher Schreck befiel uns alle, als dies bekannt wurde, Frieda ward leichenblaß und selbst Onkel Nebendahl verfärbte sich. Er ging allein auf die Hütte zu, indem er uns anwies, im Hintergrunde zurückzubleiben. Der Hund richtete sich auf, als er seinen Herrn sah, fletschte die Zähne und knurrte bedenklich. In diesem Augenblicke vermochte sich Frieda nicht mehr zu halten und sie rief mit lauter Stimme: „Helene! Helene!“

Da rappelte sich in der Hütte etwas empor und neben dem zottigen Kopf des Hundes erschien das rosige Angesicht des kleinen Mädchens. Es rieb sich anfangs ein wenig verschlafen die Augen und sah dann von Glück strahlend auf uns hin.

Frieda wagte nicht mehr zu rufen, sondern winkte nur eindringlich mit der Hand. Da sagte die kleine Helene zu ihrem Nachbar: „Adjö, Hund, nun muß ich wider zu meine Mama,“ und dabei tätschelte sie ihm den zottigen Kopf, während der Köter gerührt winselte, ihr die Hand zu lecken versuchte und mit dem Schwanz wedelte, wie man aus dem Klopfen gegen die Wand der Hütte vernehmen konnte. Dann, als sie ruhig und seelenvergnügt zu uns ging, folgte ihr der Hund bis an den Kreis, der die Grenzen seines Reiches bezeichnete, und winselte und günste nach ihr und stellte ein Bild dar, unter das man gleich hätte schreiben können: „Die Sanftmut in Hundegestalt.“

Nachher erzählte sie: „Ich war so traurig von den Hund, daß er immer so allein is und an der Kette und kann gar nich 'rumspringen wie Karo und Fips und Bergmann. Und da bin ich hingegangen und hab' ihm viele schöne Blumen gepflückt. Die mocht' er aber gar nich leiden und hat sich gar nich gefreut. Und da war seine Wasserschale ganz leer und er hatte immer die Zunge 'raus und den Mund auf und machte immer so.“ Sie ahmte das Jichern eines Hundes nach. „Und da bin ich an den Trog gegangen und hab' ihm Wasser in seine Schale gefüllt. Und das hat er all' ausgetrunken und seine Zunge wie einen Löffel dabei gemacht und es hat immer schlapp, schlapp, schlapp gesagt. Und da sind wir beide in sein Haus gegangen und da hab' ich ihm die Geschichte von dem Wauwau und dem Mählamm erzählt. Die mocht' er woll gern leiden und hat immer mit 'n Schwanz an seine Hütte

geklopft. Und dann haben wir beide 'n bißchen geschlafen. Und dann hat mich Mama gerufen. Und nun ist die Geschichte aus."

Dies war das letzte Jahr, da wir die Zeit unserer Sommerfrische uns selber auswählen durften, denn im nächsten Herbste kam Wolfgang in die Schule und von dieser Zeit an geriet natürlich das ganze Haus unter den Zwang dieser öffentlichen Einrichtung. Mir kommt es nach meinem bescheidenen Verstande manchmal so vor, als wenn der Schule eine Wichtigkeit beigelegt würde, die nicht ganz der Uebertreibung ermangelt. Eine mir bekannte Dame ward kürzlich von einer Freundin gefragt, warum sie so niedergeschlagen aussähe. Da rief jene aus: „O die Schande, die Schande! Ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll! Ich kann niemandem mehr gerade in die Augen sehen!" Und so lamentierte sie noch eine ganze Weile weiter. Nachher kam es heraus, daß weiter sich nichts ereignet hatte, als daß ihr ältester Junge nicht versetzt worden war und sich nun mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder in einer Klasse befand. Und man glaube ja nicht, daß eine solche Anschauung so vereinzelt dasteht. Die Menschen scheinen ganz vergessen zu haben, daß man das Beste im Leben erst nach der Schule lernt.

Die Schule, wie sie heute besteht, ist eine Art von Forstkultur, und die einzelnen Klassen bedeuten Schonungen verschiedenen Alters. Sieht man eine Kiefer, die sich frei nach allen Seiten hat entwickeln können, so wird man erfreut durch die kraftvolle Eigenart dieses Baumes, den man dann gar wohl der südlichen, um

so vieles berühmteren Pinie vergleichen kann. In der Schonung aufgewachsen aber werden alle Stämme gleich lang und schlank und ebenmäßig, und sind oben mit einem öden grünen Büschel versehen, aber sie geben ein vortreffliches Nutzholz. Das Gleiche erzielt auch die Schule. Sie drückt die Begabten herab zur schönen goldenen Mittelmäßigkeit und zerrt die minder Begabten zu dieser begehrenswerten Stufe empor. Und wie das Auge des Forstmannes lacht, wenn er so eine gut bestandene Schonung betrachtet, wo ein Baum aussieht wie der andere, so freut sich auch der richtige Schulmeister, wenn er seine schöne gleichmäßige Ware an die nächste Klasse abliefern kann.

Dieses Forstmeisterprinzip mag wohl ganz gut und nützlich sein, aber richtige Kiefern sind das nicht mehr, die man dort erzielt, sondern Bauholzkandidaten. Und wenn nicht manchmal trotz alledem ein solcher Baum durch günstige Umstände Luft und Licht um sich bekäme, daß er sich entwickeln kann nach seiner zwar etwas knorrigen Eigenart zu kraftvoller und eigentümlicher Schönheit, so wüßten wir am Ende gar nicht einmal mehr, wie eine Kiefer wirklich aussieht.

Es war ein wichtiger Tag, als ich hinging, um meinen jungen Pflänzling in diese große Baumkultur einzureihen. Er ging frisch gewaschen und gekämmt und sauber angezogen gar fröhlich und erwartungsvoll mit, denn er wußte ja nicht, daß die schönste Zeit seines Lebens, da er im Sonnenscheine fröhlich wachsen und seine jungen Zweige nach allen Seiten breiten konnte, nun vorüber sei. Von nun an galt es, in

Reihen zu stehen unter dem Zwange einer unerbittlichen Dressur.

Ein Saal nahm uns auf, in dem die feierliche Stille nur durch gedämpftes Flüstern unterbrochen und jedes unschuldige helle Kinderstimmchen, das sich erhob, gleich wieder zur Ruhe getuscht wurde. In der Mitte dieses Saales stand ein ungeheurer grüner Tisch und um diesen herum saßen die Mütter, eine jede mit ihrem ebenfalls wohlgekämmten und säuberlich angezogenen Sprößling zur Seite. Die in weit geringerer Anzahl versammelten Väter standen mit den ihrigen an den Wänden herum. Dann ward die Thür nicht schüchtern und vorsichtig, sondern mit herrischem Ruck geöffnet, und unter erwartungsvollem Flüstern erschien der Herr Direktor und begab sich mit raschem Schritt an das oberste Ende des Tisches. Zu beiden Seiten von ihm nahmen zwei Unterlehrer Platz und die Sache wurde feierlich. Für diesen Tag hatte der Gewaltige einen Teil seiner erhabenen Größe abgelegt und indem er mit beiden Händen seinen grauen Backenbart auszog, blickte er wie ein wohlwollender und gut aufgelegter Monarch über die zukünftigen kleinen Schüler dahin, deren unschuldige Kinderaugen alle auf ihn gerichtet waren. Dann wurde der erste Name aufgerufen und alle die kleinen Menschenkinder nacheinander in die neue Fessel eingeschmiedet. Der Gewaltige schien guter Laune zu sein und machte allerlei kleine Scherze, die mit beifälligem Gemurmel aufgenommen wurden, und schien sehr verwundert, als eines dieser Knäblein trotzdem von der Feierlichkeit dieses Momentes so er-

griffen wurde, daß, als es seinem zukünftigen Oberherrscher die Hand reichen sollte, es in lautes Schluchzen ausbrach. „Du ahnungsvoller Engel du," dachte ich, während andere dieser Knirpse im Bewußtsein ihrer stärkeren Männlichkeit lächelnde Blicke auf ihre Mütter oder Väter warfen. Dann ward ein neuer Name aufgerufen und eine blühend aussehende Dame trat hervor, die dem Direktor schon bekannt zu sein schien. „Der wievielte ist denn das, den Sie uns bringen?" fragte er wohlwollend.

„Der fünfte!" sagte die Dame und ein leichtes Rot stieg ihr in das blühende Antlitz. Der Direktor nickte wohlwollend und legte wie segnend dem Kleinen die Hand auf das Haupt, während in der Korona ein murmelndes Geflüster des Beifalls und der Bewunderung laut wurde und die glückliche Mutter mit unterdrücktem Stolze vor sich hin blickte. Der Zufall wollte es dann, daß auf ein zwerghaftes kleines Männlein, das kaum über den Tisch blicken konnte, ein Enakssohn folgte, ein Riesenkind, das die meisten seiner Genossen um mehr als Hauptеslänge überragte. Der Direktor legte sich in den Stuhl zurück und maß den Jungen mit bewundernden Blicken. „Wie alt bist du, mein Sohn?" fragte er. „Sechs Jahr!" ertönte ein festes aber dünnes Stimmlein. „Alle Achtung!" rief der Direktor, „du bist ja ein Riese!" Wieder allgemeines Vorbeugen und bewunderndes Geflüster rings im Umkreis und possierlich war es zu sehen, wie alle Mütter und alle Väter die ihrigen mit den Augen maßen, um sie dann mit jenem Riesenkinde zu ver-

gleichen, während der zu diesem gehörige Vater sich große aber vergebliche Mühe gab, Gleichmut zu heucheln. Endlich kamen auch wir an die Reihe und im Nu war mein kleiner Wolfgang aus einem freien Spielkinde in einen Schüler der dritten Vorschulklasse verwandelt und in die große Schonung eingereiht.

Wir waren zu derselben Zeit aus der Frobenstraße fortgezogen und hatten eine neue Wohnung in der Flottwellstraße, nahe dem Karlsbade. An dieser Wohnung fand Hühnchen ganz besondere Vorzüge. „Dergleichen,“ sagte er, „kann man doch nur in einer Großstadt haben. Aus den Vorderfenstern schaut ihr auf den Güterbahnhof der Potsdamer Bahn und habt das brausende Treiben des Weltverkehrs vor Augen, aus den Hinterfenstern blickt ihr aber in das Idyll friedlicher, blühender und ausgedehnter Gärten, wo lauter Grün und Vogelgesang ist, wo junge Mädchen in hellen Kleidern auf den Steigen wandeln und fröhliche Kinder spielen. Da ist für jede Stimmung gesorgt.“

Von dieser Wohnung aus machte Wolfgang seinen ersten Schulbesuch, und da der Weg zu meinem Bureau ebenfalls in dieser Richtung lag, so begleitete ich ihn des Morgens, während das Mädchen ihn nachher wieder abholte. Doch nach einigen Tagen kam der große Moment, wo er zum erstenmal allein gehen sollte, und dieses Unternehmen erfüllte ihn mit großer Wichtigkeit. Ich hatte mir vorgenommen, ohne sein Wissen hinterher zu gehen, um zu sehen, wie die Sache abliefe, denn wir trauten seinem Ortssinne nicht so recht.

Ich sehe das kleine tapfere Männchen noch immer vor mir, wie es mit dem Ränzel auf dem Rücken so wichtig und zuversichtlich in die mächtige Riesenstadt hineinstapfte. Zuerst unter der Ueberführung der Potsdamer Bahn hindurch, dann am Kanal entlang, immer vorwärts, ohne sich umzusehen. Bei der Schöneberger Brücke mußte er links abbiegen, das that er aber nicht, sondern tüffelte immer mutig weiter. Nun, er konnte auch über die Möckernbrücke gehen, obwohl es etwas weiter war; vielleicht hatte das Mädchen mit ihm schon einmal diesen Weg gemacht. Aber auch an der Möckernbrücke ging er ohne Zaudern vorüber und immer weiter den Kanal entlang. Mich überkam etwas wie Rührung, als der kleine Mann so unverdrossen und zuversichtlich auf seinem falschen Wege fortpilgerte, immer gerade aus in die weite Welt hinein. Denn wenn er auf diesem Wege fortfuhr, dann kam er wohl schließlich über Südrußland und Westsibirien nach China, aber niemals in seine Schule.

Nun wollte ich die Brücke an der Großbeerenstraße noch abwarten, nur um zu sehen, ob ihm auch dann noch keine Bedenken kämen, allein auch hier schickte er sich an, ohne Zaudern weiter zu wandern, immer in schnurgerader Richtung auf China los. Doch nun beschleunigte ich meine Schritte und holte ihn ein. „Junge, wo willst du denn eigentlich hin?" fragte ich.

Er wunderte sich natürlich gar nicht darüber, daß ich plötzlich da war, sondern sagte ganz ruhig: „Ich will in meine Schule, Vater!"

„Aber, was gehst du denn für einen Weg?" fragte

ich, und er antwortete: „Ich geh' doch so lange, bis das Wasser alle ist, und dann kommt doch der Platz, wo all die Kohlen sind, und dann der, wo immer die Pferde reiten, und dann der große-Thorweg" — er meinte den Tunnel, der unter der Anhalter Bahn durchführt — „und dann bin ich gleich da."

Nun war es heraus. Er hatte niemals beachtet, daß wir stets über die Schöneberger Brücke nach links abgebogen waren, und daß aus diesem Grunde dann das Wasser „alle" geworden war, und wartete nun, immer geduldig weiter schreitend, daß diese Erscheinung endlich eintreten sollte. Ach, der Kanal mündete in die Spree und das Wasser wäre ihm immer zur Seite geblieben bis nahe der böhmischen Grenze, wo dieser Fluß entspringt, da endlich erst wäre es „alle" geworden.

So unbedeutend dies kleine Erlebnis auch ist, so werde ich es doch nie vergessen, und solange ich lebe werde ich es vor mir sehen, wie der kleine Mann mit seinem Ränzel auf dem Rücken so unverdrossen und voll kindlichen Vertrauens in die weite Welt hinauswandert.

*

IV. Dunkle Stunden.

Es gibt Wege, von denen Kinder und große Leute nicht zurückkehren, wenn sie einmal sie gewandert sind.

In diesen Blättern, die von Leberecht Hühnchen und seinen Nachkommen handeln, hat bisher eitel

Sonnenschein geherrscht und sie waren angefüllt mit der Schilderung des bescheidenen Glückes harmloser und friedfertiger Menschen. Darum scheue ich mich fast fortzufahren und möchte einhalten vor der finsteren Unbegreiflichkeit, mit der das Schicksal seine Lose streut. Doch nicht vollkommen wäre dieses Lebensbild, wollte ich verschweigen, was ferner geschah. Auch vermag ich es jetzt, niederzuschreiben, was mir vor kurzem noch unmöglich erschien. Denn also ist das menschliche Gemüt von einem gütigen Schöpfer eingerichtet, daß das Düstere und Traurige im Laufe der Zeiten verblaßt und sich verschleiert, das Liebliche und Holde aber stets in helleren Farben glüht. Und so mag es denn niedergeschrieben werden!

Ich war einst an einem schönen Novembertage — denn auch dieser Monat hat solche, die voll künftiger Frühlingsahnung sind — mit meinen beiden ältesten Kindern zum erstenmal hinausgegangen bis zum Kreuzberg, der damals noch nicht wie jetzt mit Anlagen, Wasserfällen, Teichen und Felsgruppen bedeckt war, sondern seinen geböschten sandigen Abhang kahl zur Schau trug und den beliebtesten Spielplatz der Kinder in der Umgegend darbot. Es ist sehr leicht, über den Kreuzberg zu spotten und zu lachen, aber bei Bergen und Menschen kommt es ganz darauf an, in welcher Umgebung sie sich befinden, wenn man sie nach ihrem Werte schätzen soll. Der Bürgermeister von Kuhschnappel ist bei sich zu Hause ein großer Mann, in Berlin aber ein ganz kleiner Provinziale, und einer von ungeheuer vielen. Ebenso sinkt der Brocken neben dem Gaurisankar

zu einem Maulwurfshaufen zusammen, und vergleicht man den Brocken wieder mit dem Kreuzberg, so darf man diesen kaum einen Erdkrümel nennen. Aber der Gaurisankar liegt in Asien und der Brocken ist weit, und da nun in der unmittelbaren Nähe des großen Präsentiertellers, auf den Berlin gebaut ist, keine größere Erhebung sich vorfindet, als der Kreuzberg, so muß er mit seinen sechsunddreißig Metern, die er über den niedrigsten Punkt dieser Stadt emporragt, für einen sehr vortrefflichen Berg gelten. Und ich glaube fast, daß weder der Gaurisankar noch der Brocken meinen Kindern ein solches Vergnügen bereitet haben würde, wie dieser behagliche Sandhaufen, auf dessen sanfter Böschung sie eilig in die Tiefe rennen konnten, um sie alsbald wieder mit glühendem Eifer emporzuklettern. Und sie erkannten ihn an und bewunderten ihn. „O so hoch, so hoch!“ sagte Helene, als wir an seinem Fuße standen, und Wolfgang rief aus: „Vater, ich hätte nie gedacht, daß es so hohe Berge gibt!“

Als wir aber von diesem Spaziergange gegen Abend wieder noch Hause kamen, wollte Helene nichts essen, legte sich auf das Sofa und klagte über Schmerzen. Wenn sonst sehr lebhafte und muntere Kinder sich auf das Sofa legen und teilnahmlos werden, ist immer etwas Bedenkliches im Anzuge, und wir ließen noch an demselben Abende unseren alten guten Arzt kommen. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht, verordnete etwas und versprach, am nächsten Morgen wieder zu kommen. Die Nacht war schlaflos und voller Schmerzen

für das Kind. Rührend war es, wie das kleine tapfere Mädchen sein Wimmern zu unterdrücken versuchte, um das jüngste kleine Brüderchen nicht zu wecken. Am anderen Morgen kam der Arzt und war sichtlich erschrocken über die Fortschritte der Krankheit. Ich glaube, er hatte schon damals keine Hoffnung mehr. Er verordnete Eisumschläge und Opium gegen die Schmerzen. Als ich vom Bureau nach Hause kam und mein Kind sah, in hohem Fieber liegend und mit von Angst und Schmerzen verzerrten Zügen, da fiel es mir plötzlich wie eine schwere Last aufs Herz. Frieda war rastlos thätig in der Pflege und voller Hoffnung, ich ließ ihr diesen Anker. Hühnchen und Frau, die benachrichtigt waren, kamen und sprachen tröstliche Worte. Sie wußten eine Menge von glücklichen Fällen der Errettung aus solcher Krankheit, aber es schien mir, sie glaubten selbst nicht daran. Als sie spät am Abend gingen, konnte Hühnchen weiter nichts sagen als: „O lieber, lieber Freund! Wir wollen beten zu Gott!"

Und dann kam die Nacht, die lange, furchtbare Nacht, von der ich ganz gewiß zu wissen glaubte, es sei die letzte. Wir gingen nicht zu Bette, Frieda saß im Schlafzimmer und wachte und ich wanderte meist ruhelos in der Wohnung umher. Es war eine dunkle, wolkenverhangene Novembernacht und an dem dunstigen Himmel kein Stern zu schauen. Und wie ich so wanderte und wanderte, immer von den hinteren zu den vorderen Räumen und wieder zurück, und bald aus dem Küchenfenster in die nächtlichen Gärten starrte, bald auf der Straßenseite auf die verschwommenen

Lichtschimmer des ausgedehnten Bahnhofes, da sprach es in mir unaufhörlich: „Warum, warum? — Warum diese liebliche, unschuldige Mädchenblüte? Was hat sie denn gethan? Warum, warum?“

Und eine andere solche ruhelose, entsetzliche Nacht fiel mir ein, als vor einem Jahre Wolfgang schwerkrank danieder lag und ich allein bei ihm wachte, weil er wegen der Ansteckung abgesperrt war. Es war der Höhepunkt der Krankheit, und als ich mich gerade mit den Kleidern ein wenig aufs Bett gelegt hatte, begann der Junge zu phantasieren. Plötzlich lag er auf seinen Knieen und spielte eifrig mit eingebildeten Dingen. Er legte etwas, das man nicht sah, bald hierhin, bald dorthin, und dann huschte er schnell mit der Hand hinterher, als entliefe es ihm. „Wolfgang, was machst du denn?“ fragte ich.

„Ich spiele doch mit meinem Kaufladen!“ sagte er, „aber es läuft mir ja immer alles fort, da ... da ... da ...“

„Kind,“ sagte ich, „du träumst!“ und drückte ihn sanft wieder in die Kissen. „Ach ja!“ sagte er dann und legte sich geduldig auf die Seite. Aber nach einer Weile trieb er wieder dasselbe Spiel. Da ergriff mich dieselbe Unruhe wie heute, und ich fing an zu wandern, immer leise im Zimmer auf und ab. Und als ich dann einmal am Fenster stand und in die nebelige Nacht hinausstarrte, die ebenso hoffnungslos ausschaute wie die heutige, da sah ich etwas oder glaubte etwas zu sehen. War es ein Bild, das meine aufgeregte Phantasie mir vorlog? Dort zwischen den Büschen

des Vorgartens stand es wie eine lange hagere, zugeknöpfte Gestalt schemenhaft, aber erkennbar. Es war, als warte es auf jemanden. Und nun schien es mir, dieses schattenhafte Wesen nähme eine Uhr hervor und blicke forschend darauf hin, und dann aus finsteren Augenhöhlen zu dem Fenster empor, wo ich stand. Und dann nickte sie, als wollte sie sagen: „Es ist Zeit.“ Da sprach es in mir, inbrünstig, obwohl ich keinen Laut auf meine Lippen brachte: „O geh, geh, du Entsetzlicher, Grausamer, Erbarmungsloser, geh fort und laß ihn mir. Ich flehe dich an aus den Tiefen meiner Seele. Es sind ja so viele, die sich sehnen nach dir, denen du kommst als ein Erlöser, als ein lieblicher Bote des Friedens. Dorthin wende deinen Schritt und laß ihn mir, laß mir mein Kind!“

Und mir war, als zaudere er, der grausige Schatten. Bückte er sich nicht und pflückte ein dürftiges Blümchen, das dort zwischen spärlichen Halmen stand, und schwand dann hinweg wie Rauch, daß nur der einsame traurige Nebel dort blieb. Vom Bette meines Sohnes hörte ich ruhige Atemzüge zum erstenmal in dieser Nacht. Er schlief. Am anderen Morgen kam der Arzt und seine Augen leuchteten, als er das Kind sah. „Gott sei Dank!“ rief er, „nun sind wir durch!“

Es kam etwas wie Trost aus dieser Erinnerung. War ich nicht auch damals so tödlich verzagt gewesen, und mein Herz war doch so bald wieder leicht und fröhlich geworden. Aber ich sehnte mich nach einem Zeichen. Und so wanderte ich wieder ruhelos durch die ganze Wohnung und sah bald hier, bald dort aus

dem Fenster in die dunstige, wolkenverhangene Novembernacht und suchte nach einem Stern. Wenn ich nur einen fände, ein ganzes, kleines, winziges Himmelslicht, nur ein Fünkchen, dann sollte es ein Hoffnungszeichen sein. Ueberall war aber nur das einförmige, schwimmende Grau und so starrte ich, bald hier, bald dort sehnsüchtig suchend, in die düstere, trostlose Wolkennacht, bis der trübe Morgen heraufdämmerte.

Dann kam der letzte entsetzliche Kampf. Wir saßen zu beiden Seiten des Bettchens und mußten sehen, wie unser holder Liebling mit dem Entsetzlichen rang. Dann wieder schien sie schmerzlos zu sein und schöne holde Bilder zu schauen, vielleicht schon aus einer besseren Welt. In den Augen lag ein überirdischer Glanz und mit rührendem Stimmchen sang sie ihre kleinen Lieder. Dann pflückte sie Blumen, bald hier, bald dort, von der Decke und vom Bettrande, und ordnete sie zierlich in der Linken, beschaute sie und sagte „ah!" dazu in einem holden Tone. Dann wieder waren es Früchte, sie führte sie zum Munde, machte „ei!" und klopfte sich mit dem Händchen die Brust. Und zuletzt schlief sie ein, das Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt und die Augen halb geschlossen. Immer langsamer und seltener wurden die Atemzüge, zuletzt hob sich die Brust noch einmal kaum merklich — ein zarter, leiser Hauch, und es war zu Ende. —

Ich legte ihr die Hände zusammen und drückte ihr die Augen zu. Wir beide hatten in diesem Augenblick dieselbe unerwartete Empfindung. Unsere Herzen

waren leicht, als sei eine schwere Last von ihnen genommen und eine wunderbare, fast selige Ruhe kam über uns. So sehr überwog das Gefühl, daß unser Kind den Frieden gefunden, und die Erlösung von furchtbaren Leiden in diesem Augenblicke den Schmerz über seinen Tod.

Bald darauf kamen Hühnchen und Frau, doch ich verzichte darauf, ihren Schmerz zu schildern. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich Hühnchen ganz gebrochen. „Grausam, lieber Freund, grausam, grausam!“ sagte er und rang die Hände umeinander.

Die notwendigen Verrichtungen lenkten meinen Geist wohlthätig ab davon, mich in den nach der kurzen Ruhe um so heftiger ausbrechenden Schmerz zu vertiefen. Und während ich all das Notwendige bei der Polizei, bei dem Standesamte, bei dem Prediger, dem Leichenwagenfuhrmann, dem Totengräber, dem Buchdrucker und was sonst erforderlich war, besorgte, umgaukelten meine aufgeregte Phantasie fortwährend wechselnde Bilder. Ich sah mein holdes Kind immer, wie es noch lebte, und zu allen diesen Vorstellungen gingen mir tönende Worte durch meinen Sinn, es war ein Kampf, den mein innerer Mensch auf eigene Hand unternahm, um alle die schrecklichen Eindrücke des Leidens und des grausamen Todes zurückzudrängen.

Ich sah sie, wie sie mit dem Sonnenschein spielte, o so deutlich erblickte ich den schimmernden Kranz loser Härchen um ihr liebliches Haupt und die zierlichen Finger vom himmlischen Lichte rosig durchleuchtet. Dann war sie wieder um mich her wie bei unseren

Spaziergängen, leicht wie eine Elfe und flink wie eine Eidechse. Ich sah die Fingerchen hinabtauchen in das staubige Gras der Wegeränder und sah und hörte das zierliche Mädchen, wie es mir mit leuchtenden Augen drei kümmerliche Blümchen entgegen hielt und dazu rief: „O Vater, sieh wie schön!“ Und dann wieder sah ich sie jauchzend untertauchen in eine unerschöpfliche Blumenfülle des Landweges, oder schaute sie am Rande des Kornfeldes, das hoch über ihr Haupt ragte, wie sie zierlich und vorsichtig die blauen Sterne der Kornblumen und die feurig leuchtenden Köpfe des Mohnes hervorholte. Ach, es war ja gar nicht zu glauben, daß dies alles dahin war und statt dessen ein blasses, starres und kaltes Bild. „Du lebst, du lebst in mir!“ sagte ich unwillkürlich vor mich hin.

Vom anderen Tage ab kamen die Blumen, herrliche und kostbare Kränze von Freunden und Bekannten in reicher Fülle. O, so viel schöne Blumen hatte sie nie gehabt, als sie noch lebte. Und doch, wie viel kostbarer waren sie damals gewesen, die drei armen kleinen Blümchen in ihrer lebenswarmen Hand.

Als Helene schon im Sarge lag, kam ein kleines, fünfjähriges Mädchen, armer Leute Kind, aus der Nachbarschaft und brachte ein dürftiges Sträußchen, das sie sich wohl beim Gärtner erbettelt hatte. Helene hatte öfters mit diesem Kinde gespielt, und da mich diese Gabe rührte, so gab ich der Toten die halb verwelkten Blumen in die starren Hände. Später aber kam von Freundeshand ein herrlicher Strauß des Schönsten, das in dieser ungünstigen Jahreszeit zu

haben war. Als ich nun darauf dachte, ihn unterzubringen, da erschien mir das andere Sträußchen doch gar zu vertrocknet und häßlich, und ich beschloß, dafür meinem Kinde die neuen Blumen in die Hände zu geben. Doch wie durchschauerte es mich, als ich den sanften Versuch machte, ihr das Sträußchen zu entziehen, denn ich hob die Hände mit auf; sie hielt es fest. „Ja," rief ich, „du sollst sie behalten, mein Kind!" und legte die anderen Blumen daneben.

Dann kam das Begräbnis, und was an diesem Tage geschah, steht wie ein Traum vor meinen Augen. Sie kamen alle, die guten Freunde und Bekannten, und sprachen tröstliche Worte, wenn sie es vermochten, oder drückten die Hand, wenn ihnen dies nicht gegeben war. Aber was sind tröstliche Worte für einen frischen Schmerz, den auch die Zeit nicht heilen, sondern nur lindern kann. Und als der Prediger sprach, sah ich nur Friedas bleiches Gesicht und ihre starren Augen, die noch keine Thränen gefunden hatten. Dann kamen die vier schwarzen Männer und hoben den mit Blumen über und über bedeckten Sarg empor. „In Gottes Namen!" sprachen sie dabei und gingen im Taktschritt davon.

„Sie nehmen mir mein Kind!" rief Frieda plötzlich, trat einen Schritt vor und blickte mit irren Augen auf die Männer hin. Man umringte sie und sprach ihr Trost zu, und ich eilte mit Hühnchen hinab zu dem Wagen. Ein paar andere Freunde folgten in einem zweiten Gefährt. Es war ein grauer, trüber Novembertag; zuweilen stäubte ein wenig Regen.

Das Grab auf dem Zwölfapostelkirchhofe hatte Hühnchen ganz mit Blumen und Grün ausschmücken lassen, und so in lauter Blumen haben wir unseren Liebling begraben und mit Blumen haben wir ihn zugedeckt.

Als ich mit Hühnchen wieder zurückfuhr, faßte er meine beiden Hände und sagte: „O du mein lieber, guter, beklagenswerter Freund! Nun bin auch ich kein Glücksvogel mehr. Sieh mal, als meine guten Eltern starben, da waren sie alt und müde. Sie fielen ab vom Baume des Lebens wie eine überreife Frucht an einem stillen, dämmernden Herbstabend, wenn kein Luftzug geht. Es war der Lauf der Natur. Dies aber ist anders. Dies Kind war die schönste Wunderblume, die am Wege meines Lebens geblüht hat. Wie gerne mochte ich mir ausmalen, zu welch herrlicher, köstlicher Frucht sie noch einmal ausreifen würde, zu einer solchen, die ihre ganze Umgebung mit lieblichem Dufte erfüllt und allen Menschen wohlgefällig ist. Und nun ist alles dahin, mit grausamer Hand plötzlich vernichtet. Ja, lieber Freund, nun bin ich kein Glücksvogel mehr!“ Und er drückte beide Hände vors Gesicht, seine Brust ward von heftigem, mühsam zurückgekämpftem Schluchzen erschüttert und die Thränen liefen ihm unter den Fingern hervor.

* * *

Von nun ab hatten wir in den folgenden Jahren ein neues Ziel für unsere Spaziergänge. Das war der kleine Epheuhügel auf dem Zwölfapostelkirchhofe.

Zu Häupten liegt darauf ein weißer Marmorstein und ein wilder Rosenstrauch ist in seine Mitte gepflanzt. Um diesen herum tauchen im ersten Frühling die hellblauen Sterne der Scilla und die farbigen Becher des Krokos aus dem dunklen Epheulaube hervor mit lieblichem Schimmer, und im Juni steht der üppig wachsende Rosenstrauch in blaßroten Blüten. Um diese Zeit war ich erst kürzlich mit meinen beiden Knaben dort. Es war ein schöner, sonniger Junitag und auf dem von Epheuranken fast verdeckten Steine, gerade auf dem Namen, saß eine schön gestreifte Eidechse und sonnte sich. Regungslos, mit etwas erhobenem Kopfe blickte sie mit den goldenen Augen auf uns hin. Die Kinder sahen mich schweigend an und der kleine Werner, der jetzt sechs Jahre alt ist, forderte mich nicht auf, wie er sonst unfehlbar gethan haben würde, sie zu greifen, sondern sagte zuletzt halb fragend und halb überzeugt von der Richtigkeit seiner Anschauung: „Das ist Helenchens Eidechse!"

„Ja," antwortete ich, „das ist Helenchens Eidechse!" und ein holder Schauer durchrieselte mich, da ich gedachte, wie im Leben dies Kind gerade so zierlich und flink gewesen war, wie diese Eidechse, die auf seinem Grabe saß und uns mit geheimnisvollen Augen anblickte.

*

V. Ein neues Haus und neues Leben.

Hühnchen hätte nicht er selber sein müssen, wenn nicht in kurzer Zeit der unverwüstliche Sonnenschein seines Innern wieder zum Durchbruch gekommen wäre, nur mit dem Unterschiede, daß sich unter den Saiten seines Gemütes nun eine befand, die wehmütig nachklang, so oft sie auch nur leise berührt wurde.

Im nächsten Sommer nach dem Tode unseres Kindes kam er, nachdem er sich fast acht Tage lang gar nicht hatte sehen lassen, in der freudigsten Aufregung zu uns.

„Teuerster Freund," sagte er, als er kaum das Zimmer betreten hatte, „vor kurzem habe ich eine Idee gehabt, die mich förmlich berauschte. Du weißt, wie glücklich ich war damals über den Einfall, dich zu bitten, zu uns zu ziehen, als hätte ich damals schon ahnen können, wie viel Liebes und Holdes daraus für uns alle erwachsen würde. Aber diese neue Idee ist noch viel glanzvoller. Wie ein Blitz aus blauer Luft kam sie mir plötzlich und sie lautet so: Warum baue ich mir eigentlich kein Haus, in dem für uns alle Platz ist, für euch und uns. Ich frage dich, gibt es was Einfacheres und Gesünderes als diesen Einfall, und doch hat es über fünf Jahre gedauert, bis er mir kam. Nun weiß ich endlich, weshalb mir alle meine vielen Pläne bis jetzt nicht gefielen, denn ich dachte dabei immer nur an uns zwei einsamen Leute. Und denke dir, kaum hatte ich diese Idee gefaßt, da

kam einer und bot mir ein Grundstück an. ‚Ein Fingerzeig des Himmels!‘ sagte ich mir. Als ich aber dies Grundstück sah, da dachte ich bloß: ‚O Isis und Osiris!‘ Denke nur, den schönsten Traum meines Lebens sah ich vor mir verkörpert, denn es war ein Teich darin. Verstehst du? Ein ganz unzweifelhafter, veritabler Teich mit Wasserrosen, Schilf und Rohrbomben. Ich fing fast an zu zittern vor Angst, ich könnte meine Begier nach diesem Grundstücke zu deutlich verraten. Ich sage dir, mit wahrhaft übermenschlicher Anstrengung habe ich Gleichgültigkeit geheuchelt, während die verlockendsten Phantasiebilder von Gondelfahrten im Mondschein, von Entenzucht und Fischereivergnügen mich umgaukelten. Was meinst du, wenn ich in der Mitte eine Insel anschütte mit einem Schwanenhäuschen darauf. Für Schwäne ist der Teich allerdings nicht recht geräumig genug. Aber deine Kinder könnten auf der Insel Robinson spielen. Und wie denkst du über Karpfen? Oder bist du mehr für Karauschen? Und ich will nur gleich damit herausschießen — ich hab' es schon. Das Grundstück nämlich. Obwohl es über einen Morgen groß ist, war es gar nicht so sehr teuer, weil es nämlich ziemlich weit vom Bahnhofe liegt. Eine gute halbe Stunde zu gehen. Aber für Menschen wie wir, die eine sitzende Lebensart führen, ist die notgedrungene Bewegung, die diese Entfernung mit sich bringt, ja Goldes wert. Ich kann dies nur für einen weiteren Vorzug dieses Grundstückes halten. Nicht? Was?“

In mir war die Befürchtung aufgestiegen, Hühn-

chen hätte sich durch diesen, nach seiner Meinung so überaus wertvollen Teich die Augen verblenden lassen und ein Grundstück erworben mit zwar manchen wässerigen, aber wenig irdischen Vorzügen, und dieser Ansicht gab ich schüchtern Ausdruck.

„Thomas!“ sagte Hühnchen vorwurfsvoll und dann entrollte er strahlenden Auges ein Papier, das er in der Hand trug: „Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!“ rief er dann emphatisch, indem er zwei Bücher auf die Ränder legte, um die Rolle am Zurückschnellen zu verhindern. „Hier erblickst du bereits alles, das Haus, den Teich, die Gartenanlagen, ich habe bis gestern nach Mitternacht daran gearbeitet im Feuer der Begeisterung.

„Siehst du das Haus? Seinen Grundriß halte ich für ein Meisterwerk, und jeder Architekt würde mich um die Lösung beneiden. Hier in diesem Flügel hat die Familie Hühnchen drei niedliche Zimmerchen. Sie begibt sich dort aufs Altenteil oder, wie man in Bayern sagt, ins Austragstüberl. Siehst du hier meinen Schreibtisch? Wenn ich die Augen erhebe, fallen meine Blicke auf den Teich und seine romantischen Ufer. Und dort wohnt ihr. Siehst du wohl das kleine Vogelstübchen neben deinem Arbeitszimmer? Was sagst du dazu? He? Dort in jener, von außen mit Rosen überrankten Erkernische hat Frieda ihren Nähtisch stehen und ihre Blumen. Dort wird sie sitzen wie eine Madonna im Grünen. Oben sind die Schlafzimmer, Kinder- und Fremdenstuben und sonstiges. Ahnst du, was dieser kleine Raum bedeutet? Das ist die Apfelkammer, denn

in diesem Garten werde ich unermeßliches Obst bauen. Hier, das große Gebüsch in der Ecke, zwischen dem Gartenzaun und dem Teich, das ist der Nachtigallenwinkel. Dort wird eine Laube von wilden Rosen sein, deiner Lieblingsblume, und sonst undurchdringliches Buschwerk. Dort wirst du Nachtigallen und sonstiges vergnügliches Gefieder ansiedeln und an schönen Frühlings- und Sommerabenden 'n bißchen auf deinem geliebten Pegasus reiten."

„Was ist denn das dort in der anderen Ecke?" fragte ich. „Da steht ja: ‚Der Weinberg.'"

„Ja," sagte Hühnchen und sah ganz ungemein schlau aus, „das ist eben der Weinberg. Aber keiner von gewöhnlicher Art, sondern dort werde ich eine riesige Johannisbeerplantage anlegen. Die Beeren werden wir keltern und alljährlich ein Faß köstlichen Weines in unseren Keller einthun. Dann, wenn wir unseren Gästen davon vorsetzen, werden sie fragen: ‚Ei, wo habt ihr denn diesen herrlichen Tropfen her?' Und stolz und schmunzelnd werden wir antworten: ‚Hm, eigenes Gewächs.' — Von Nachbarschaft werden wir einstweilen nicht belästigt werden, denn in der ganzen Gegend hat sich noch kein Mensch angebaut. Wir werden dort hausen als die äußersten Pioniere der Kultur. Doch was schadet das, Berlin wird uns schon nachkommen. Wenn sich einer mal erst so weit hinaus gewagt hat, so wirkt das, als sagte diese Ansiedelung fortwährend zu den weiter zurückliegenden: ‚Tuck, tuck, mein Hühnchen!' und bald lassen sie sich locken und kommen ihm nach die Häuser und Häuserchen, und siehe da, in ein

paar Jahren ist man eingebaut, fühlt einen erheblichen Stolz als ‚ältester Ansiedler‘ und erzählt der erstaunt horchenden Jugend wunderbare Geschichten, ‚wie es früher war‘.“

Als nach dieser Unterredung zwei Jahre vergangen waren, wohnten wir wirklich dort und fanden unser Heim über die Maßen wohnlich und schön, besonders die Kinder, die in dem ländlichen Aufenthalte herrlich gediehen. In dem Teich befand sich wirklich eine Insel von drei Meter Durchmesser und eine zierliche Gondel schaukelte auf seinen Wellen. Er ward bewohnt von sieben Fröschen und fünfunddreißig Karauschen, deren reichliche Vermehrung wir mit Spannung erwarteten. Die Reusen, um diesen Nachwuchs der wohlschmeckenden Fische einzufangen und der Bratpfanne zuzuführen, lagen schon bereit. Der Garten war vollständig bepflanzt, und, wer Augen hat zu sehen, sagte Hühnchen, der blickt in seine Zukunft wie in ein üppiges Füllhorn. Das einzige, was ihm mangelte, war Schatten, das aber ist ein Uebelstand, sagte wiederum Hühnchen, dem die unverwüstliche Schöpferkraft der Natur mit jedem Jahre mehr abhelfen wird. Wir hatten dort einen Weingang, auch „der Poetensteig“ genannt, an dessen Drahtwänden eine Anzahl von jungen Reben ihre ersten Kletterversuche machten. Wenn Hühnchen durch diesen Steig ging, so blickte er meist andächtig nach oben, wo nichts zu sehen war als Draht und Himmel, und als ich ihn einmal fragte, warum er das thäte, sagte er: „O, ich sehe im Geiste schon dort die Sonne durch das grüne Weinlaub schimmern und dazwischen die

schwellenden Trauben niederhängen. Ein herrlicher Anblick!“ In dem Garten befand sich eine Jelängerjelieberlaube, die besonders eingerichtet war zum Genuß der Abendröte, wenn sie sich in den „Fluten“ des Teiches spiegelte. Sie hieß darum auch die „Abendlaube“. Der „Jelängerjelieber“ machte jedoch seinem Namen noch wenig Ehre und die Laube bestand zumeist aus Latten und Hoffnung. In einer Ecke, die menschlicher Berechnung nach im Laufe der Jahre noch einmal die Aussicht hatte, recht schattig zu werden, stand in einem Kreise düsterer Nadelhölzer die „Philosophenbank“. „Ein nachdenklicher Winkel,“ sagte Hühnchen, „hast du einmal schwierige Probleme auszugrübeln, so verrichte dies Geschäft hier, des Orts Gelegenheit ist günstig. —

Auf Wasserkünste hatte Hühnchen in diesem Garten verzichtet, „denn“, sagte er, „wo die Natur selber in verschwenderischer Fülle für Wasser gesorgt hat, da würden solche Künste kleinlich wirken.“

* * *

Und wiederum vergingen zwei Jahre. — Damit bin ich zu der Grenze gelangt, wo Vergangenheit und Zukunft sich scheiden, und die Gegenwart beginnt, in der ich diese geringen Erlebnisse niederschreibe. Da nun die Zukunft ein unbekanntes Land ist, in dem nur Hoffnungen und Entwürfe wohnen, so ist damit von selber dieser Geschichte ein Ziel gesetzt. Wir sind eben an den großen Zaun gelangt, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist. Da bleibt mir denn zum

Schluß nichts übrig, als zu berichten, wie es den mannigfachen Leuten, die in dieser harmlosen Geschichte vorkommen, bis dahin ergangen ist, und die Billigkeit erfordert, daß ich zuerst dessen gedenke, der nicht mehr ist, und ihn voranstelle, obwohl er kein Mensch war, sondern nur der Rabe Hoppdiquax.

Dieses menschenfeindliche alte Ungetüm war ebenfalls mit nach der neuen Behausung übergesiedelt und wohnte dort in einem eigens für ihn hergerichteten Käfig, den Hühnchen auf dem Bauplan stets mit dem Ausdruck „Zwinger für wilde Tiere“ bezeichnet hatte. Mochte ihm nun die Luftveränderung nicht bekommen sein, oder war es die Folge hohen Alters, er wurde hier nach kurzer Zeit blind, und es ging mit ihm eine Veränderung vor, die auf den, der den Stolz und das hochfahrende Wesen des früheren Hoppdiquax gekannt hatte, einen kläglichen Eindruck machte. Sobald er einen Schritt in der Nähe seines Käfigs vernahm, so saß er mit etwas erhobenen Flügeln und halb geöffnetem Schnabel da und bettelte unter heiserem Krächzen, wie die jungen Vögel zu thun pflegen. Steckte man ihm dann etwas geweichte Semmel in den Schnabel, so ließ er das wenig geschätzte Nahrungsmittel zuerst fallen und sagte nachdrücklich aber kläglich: „Quatschkopp . . . Quatsch . . . Quatsch . . . Quatsch . . . Quatschkopp!“ Dann nahm er es mit dem Schnabel tastend wieder auf und verschluckte es mit verächtlicher Gebärde. Gab man ihm dagegen ein Stück Fleisch, da verklärten sich sichtlich seine Züge. Aus der tiefsten Kehle kam es wohlgefällig: „Da ist der Graf!“ und

alsbald verschlang er es. Allmählich aber ward er immer kümmerlicher, seine Füße wollten ihn nicht mehr recht tragen, und nun saß er oft eine lange Weile auf den Schwanz gestützt, mit gesträubten Federn und brütete vor sich hin. Dazwischen sagte er dann manchmal wie sinnend und in kläglichem Tone: „Ein rätselhafter Vogel! Ein rätselhafter Vogel!“ Zuletzt ward er ganz elend, zitterte selbst im warmen Sonnenschein und bekam zuweilen Krämpfe. Als es zu Ende mit ihm ging, nahm Hühnchen ihn heraus und da er vor Frost zu beben schien, wickelte er ihn in ein wollenes Tuch und legte ihn auf das Sofa in eine Ecke. Zuweilen reichte er ihm ein Stückchen zartes Fleisch, das der Vogel mühsam herunterwürgte. Zuletzt verweigerte er auch dies. Als er dann mit aufgesperrtem Schnabel nach Luft rang und Hühnchen ihn mit sanfter Hand im Nacken kraute, da raffte der Rabe Hoppdiquax sich noch einmal auf, nahm alle seine Kraft zusammen und biß Hühnchen in den Finger. Dann mit dem Ausruf: „Quatschkopp . . . Quatsch . . .“ hauchte er seine schwarze Seele aus.

Bei der Philosophenbank liegt er begraben und eine Eibe ist auf sein Grab gepflanzt. „Er war ein altes rätselhaftes Ungetüm,“ sagte Hühnchen später einmal, „aber wer weiß, ob er etwas dafür konnte. Vielleicht haben trübe Schicksale, die wir nicht kennen, schon in früher Jugend sein Herz verbittert. Und wie er auch war, er fehlt mir, wenn ich an ihn denke. Ich hatte mich nun einmal an ihn gewöhnt. Mein alter Hoppdiquax!“

Von Hans Hühnchen ist nur zu sagen, daß er nach längerem Harren sein geliebtes „Feuer“ heimgeführt hat und mit ihm in Westfalen wohnt, wo er an einem größeren Eisenwerke sich eine gute und dauernde Stellung erworben hat. Das „Feuer“ hat ihm bereits zwei kleine Flämmchen verschiedenen Geschlechtes geschenkt, die nach dem allgemeinen Urteil ebenfalls ganz der Vater und ganz die Mutter sind.

Der Major ist sehr weiß geworden und sein Schnurrbart leuchtet wie Silber. Trotzdem hält er sich sehr stramm und schlägt noch mit derselben Verve die Hacken zusammen und erzählt mit derselben schnarrenden Stimme seine Geschichten, die durch ihr ehrwürdiges Alter nicht pointenreicher geworden sind. Seine Frau ist noch immer das feierliche Lineal mit der vornehmen Vergangenheit, als das wir sie zu Anfang kennen gelernt haben, und wenn ihr Haupt nicht im Silberschimmer steht wie das ihres Gemahles, so flüstern böse Zungen im geheimen viel von den Fortschritten der Chemie und den Geheimnissen des Droguenladens.

Die Stunde, wo ich Rache hätte nehmen können an meinem Freunde Bornemann für seine Mondscheingeschichte am Polterabend, ist noch immer nicht gekommen. Es scheint, wir haben es hier mit einem eingefleischten und unverbesserlichen Junggesellen zu thun, denn allen Schlingen und Fallstricken, die dem wohlsituierten Manne von weiblicher Seite bis jetzt gelegt wurden, ist er mit großer Schlauheit entgangen. Jedoch betreibt er nicht mehr mit demselben Eifer und Opfersinn wie früher das Studium der Getränke

alsbald verschlang er es. Allmählich aber ward er immer kümmerlicher, seine Füße wollten ihn nicht mehr recht tragen, und nun saß er oft eine lange Weile auf den Schwanz gestützt, mit gesträubten Federn und brütete vor sich hin. Dazwischen sagte er dann manchmal wie sinnend und in kläglichem Tone: „Ein rätselhafter Vogel! Ein rätselhafter Vogel!" Zuletzt ward er ganz elend, zitterte selbst im warmen Sonnenschein und bekam zuweilen Krämpfe. Als es zu Ende mit ihm ging, nahm Hühnchen ihn heraus und da er vor Frost zu beben schien, wickelte er ihn in ein wollenes Tuch und legte ihn auf das Sofa in eine Ecke. Zuweilen reichte er ihm ein Stückchen zartes Fleisch, das der Vogel mühsam herunterwürgte. Zuletzt verweigerte er auch dies. Als er dann mit aufgesperrtem Schnabel nach Luft rang und Hühnchen ihn mit sanfter Hand im Nacken kraute, da raffte der Rabe Hoppdiquax sich noch einmal auf, nahm alle seine Kraft zusammen und biß Hühnchen in den Finger. Dann mit dem Ausruf: „Quatschkopp . . . Quatsch . . ." hauchte er seine schwarze Seele aus.

Bei der Philosophenbank liegt er begraben und eine Eibe ist auf sein Grab gepflanzt. „Er war ein altes rätselhaftes Ungetüm," sagte Hühnchen später einmal, „aber wer weiß, ob er etwas dafür konnte. Vielleicht haben trübe Schicksale, die wir nicht kennen, schon in früher Jugend sein Herz verbittert. Und wie er auch war, er fehlt mir, wenn ich an ihn denke. Ich hatte mich nun einmal an ihn gewöhnt. Mein alter Hoppdiquax!"

Von Hans Hühnchen ist nur zu sagen, daß er nach längerem Harren sein geliebtes „Feuer“ heimgeführt hat und mit ihm in Westfalen wohnt, wo er an einem größeren Eisenwerke sich eine gute und dauernde Stellung erworben hat. Das „Feuer“ hat ihm bereits zwei kleine Flämmchen verschiedenen Geschlechtes geschenkt, die nach dem allgemeinen Urteil ebenfalls ganz der Vater und ganz die Mutter sind.

Der Major ist sehr weiß geworden und sein Schnurrbart leuchtet wie Silber. Trotzdem hält er sich sehr stramm und schlägt noch mit derselben Verve die Hacken zusammen und erzählt mit derselben schnarrenden Stimme seine Geschichten, die durch ihr ehrwürdiges Alter nicht pointenreicher geworden sind. Seine Frau ist noch immer das feierliche Lineal mit der vornehmen Vergangenheit, als das wir sie zu Anfang kennen gelernt haben, und wenn ihr Haupt nicht im Silberschimmer steht wie das ihres Gemahles, so flüstern böse Zungen im geheimen viel von den Fortschritten der Chemie und den Geheimnissen des Droguenladens.

Die Stunde, wo ich Rache hätte nehmen können an meinem Freunde Bornemann für seine Mondscheingeschichte am Polterabend, ist noch immer nicht gekommen. Es scheint, wir haben es hier mit einem eingefleischten und unverbesserlichen Junggesellen zu thun, denn allen Schlingen und Fallstricken, die dem wohlsituierten Manne von weiblicher Seite bis jetzt gelegt wurden, ist er mit großer Schlauheit entgangen. Jedoch betreibt er nicht mehr mit demselben Eifer und Opfersinn wie früher das Studium der Getränke

Deutschlands und der umliegenden Länder, denn allzu eifrige Forschungen auf diesem Gebiete haben ihn kürzlich einer Schweningerkur in die Arme geführt, über deren höchst merkwürdigen Verlauf ich wohl ein anderes Mal berichte.

Doktor Havelmüller teilt noch immer seine Zeit zwischen dem aufgeregten Treiben der Weltstadt und seiner Einsiedelei in Tegel. Er hat sich noch immer nicht für den Stil seines zu erbauenden Hauses entschieden, hat aber die Flora und Fauna seines Grundstückes wieder beträchtlich vermehrt und dieses selbst durch angestrengte Arbeit in einen üppigen Garten verwandelt. Infolgedessen hat er in einer dichten Gebüschgruppe einen Mieter bekommen, auf den er sehr stolz ist. Dort wohnt nämlich Hochparterre eine Nachtigallfamilie. Wenn Doktor Havelmüller an diesem Buschwerk vorbeigeht, verfehlt er nie, den Hut zu ziehen und in verbindlichem Tone zu sagen: „Ich habe die Ehre!"

Von Onkel Nebendahl und Frau kann man sagen, daß es ihnen nur allzu gut geht und sie blühen und gedeihen, besonders was die Breitenausdehnung betrifft. Sie müssen deshalb in jedem Frühjahr nach der Saatzeit beide nach Marienbad, und wenn sie auf der Rückreise durch Berlin kommen, so sprechen sie mit Genugthuung von dem Viertelzentner, den jedes von ihnen dort gelassen hat. Anzusehen ist es ihnen freilich nicht, denn sie opferten ihn aus der Fülle reichlichen Besitzes.

Von Tante Lieschen weiß ich, daß, trotzdem sie nie zu bewegen gewesen ist, noch einmal nach Berlin zu

kommen, doch ihr Besuch des großen Babels eines der wertvollsten Juwelen ihrer Erinnerung bildet, und wenn sie zu der Strübing „im Thee" geht, wie sie zu sagen pflegt und dort ihre andere beste Freundin, die Rönnekamp, trifft, da erzählt sie gern von ihren schrecklichen Erlebnissen und von den schauderhaften ausgestopften Verbrechern, den Richtbeilen und Schwertern, und den entsetzlichen Folterinstrumenten, die sie gesehen hat. Die alten Damen fühlen dann ein schönes wohlthätiges Gruseln und nicken mit den Hauben und freuen sich, daß sie beim freundlichen Summen des Theekessels sicher und wohl aufgehoben an einem Orte sitzen, wo dergleichen nicht vorkommen kann.

Was nun Lotte betrifft, so hat sie bereits vor längerer Zeit den Landsmann geheiratet und beide haben mit ihren Ersparnissen einen Obst- und Grünkramkeller aufgethan, mit dem ein schwungvoller Handel in Breslauer Ammenbier, Perleberger Glanzwichse und ähnlichen Spezialitäten, sowie der Betrieb einer Drehrolle verknüpft ist. Sie bedienen ihre Kunden in einem wundervollen Gemisch von Berliner Jargon mit ihrem schon aus Mecklenburg mitgebrachten trefflichen Hochdeutsch und erfreuen sich in ihrer Straße großer Beliebtheit. Es sind auch schon zwei flachshaarige Jungen da von vier und drei Jahren, und es darf nicht verschwiegen werden, daß der älteste, dessen Pate ich bin, merkwürdige Eile hatte, auf die Welt zu kommen. Als ich kürzlich mal vorbeikam, saßen diese beiden rotbackigen Flachsköpfe auf der Kellertreppe und jeder hatte einen kleinen zierlichen Leberfleck auf der Nase,

der eine links, der andere rechts. In den Händen trug jeder ein großes Pflaumenmusbrot, in das er sich bereits bis über die Ohren hineingegessen hatte, und man sah es ihnen ordentlich an, wie ihnen solche gedeihliche Nahrung bekam. Lotte und ihr Mann sind es jetzt in Berlin vollständig „an" geworden, besonders seit sie ihren eigenen Herd haben, und sie ihm in anmutiger Abwechslung „Apfel un Getoffel, un Mehlgrütz', un Mehlbutter, un Musgetoffel mit Buttermilch un all solch schönes mäkelburgsches Essent" kocht. Um die Schlachtzeit aber, da gibt es Schwarzsauer mit Backbirnen und Klößen, und sie finden, daß es in Berlin ebensogut schmeckt als in „Mäkelburg".

Pauline ist verschollen. Sie schweifte, als sie von uns abging, in schneller Folge durch eine Reihe von Familien, unter großem Aufwand von Täuschung und Zerwürfnis auf beiden Seiten, und entschwand dann unseren Augen. Bornemann behauptet, er habe sie einmal wieder gesehen und sie sei mit einem „Naturforscher" verheiratet, den sie bei seinen mühseligen Forschungen nach Altertümern auf den Feldern um Berlin, wo Müll abgeladen werden darf, unterstütze. Er habe an einem Zaun in einer abgelegenen Gegend vor der Stadt einen Mann gesehen, der seine gesammelten Schätze sortiert habe, die Lumpen für sich, die Knochen für sich und die leeren Flaschen ebenfalls für sich. Neben ihm habe ein noch jugendliches, aber sehr schlampiges Weib gesessen und ihren schreienden Säugling in Schlaf zu singen versucht mit einem Liede, dessen Endreime gelautet hätten:

„Grünkohl, Grünkohl,
Ist die beste Pflanze!“

„Wenn das nicht Pauline war,“ so schloß Bornemann, „dann will ich ewig Wasser trinken!“

Der junge Kunstgelehrte Erwin Klövekorn ist jetzt als Assistent an irgend einem Museum angestellt und hat ein ungemein „fleißiges“ Buch über die Behandlung der Fingernägel auf den Bildern der italienischen Maler des Quatrocento geschrieben. Das Buch ist stellenweise so tiefsinnig, daß er es selber nicht versteht. Als Doktor Havelmüller es kürzlich bei uns liegen sah, denn der Verfasser hat dem Vater seines Freundes Hans Hühnchen ein Exemplar geschenkt, da schlug er es auf und betrachtete es mit leuchtenden Augen. „Die Litteratur,“ sagte er dann, „gewährt uns doch Genüsse der verschiedensten Art. Zum Beispiel, wenn ich dies Buch nur sehe, da durchrieselt mich gleich mit sonderbarem Wohlbehagen der Dank gegen die Vorsehung, daß ich nicht nötig habe, es zu lesen.“

Da nun aller der wichtigeren Personen, die in den Geschichten von meinem Freunde Leberecht Hühnchen eine Rolle spielen, gedacht worden ist, so möchte ich zum Schluß noch jemandes erwähnen, der nun erst eintritt und dessen Geschicke noch von jenem Dämmer umhüllt werden, mit dem eine unbekannte Zukunft unseren Blick verschleiert.

Als ich ganz kürzlich von einer kleinen Geschäftsreise zurückkehrte, kam mir Hühnchen schon an der Gartenpforte entgegen und ich sah es ihm gleich an, daß sein ganzes Wesen verhaltene Freude war. Er

schlang seinen Arm um mich, zog mich in den Weingang und sprach im Weitergehen: „O lieber Freund, die Vorsehung ist gnädig gegen uns gewesen. Es ist jemand angekommen, und was wir alle so innig wünschten, hat sich erfüllt: Es ist ein kleines Mädchen. Gesund, schön und kräftig!“ Dann ließ er mich los, ergriff meine Hand und etwas wie Wehmut ging über seine Züge. „Wir tanzen nicht mehr,“ sagte er dann, „wir tanzen alle beide nicht mehr. Das ist vorbei. Aber wir freuen uns still und herzinniglich.

„Und nun komm und begrüße dein Kind!“

Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Zweiter Band.

Vorstadtgeschichten. I.

Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Vorstadtgeschichten

von

Heinrich Seidel.

Erster Band.

MDCXL

Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Daniel Siebenstern.

*

Es war eine echte gerechte Sonnenglut. Wer es mit oder ohne Opfer hatte möglich machen können, war aus Berlin verschwunden und lag an fernen Quellen im kühlen Schatten und pumpte sich den Staub aus Brust und Herzen, oder schluckte fremden Staub und fremde Hitze und bildete sich ein, Sommerfrische zu genießen. Auf jeden Fall aber war er fort aus Berlin — und mein Verhängnis zwang mich zum Bleiben. Man könnte überhaupt viel angenehmer leben, wenn das „Verhängnis“ nicht wäre.

Eines Abends schlenderte ich aufgelösten Geistes die Bellealliancestraße entlang, ohne Willen, ohne Vorsatz und ohne Lebenslust, das beklagenswerte Opfer widriger Pflichten — da leuchteten mir durch das eiserne Gitter des Kirchhofes grüne Bäume und Sträucher so verlockend entgegen, daß ich kurz entschlossen eintrat, in der Hoffnung, dort ein wenig Kühlung zu finden. Dies schlug allerdings fehl, denn die allmächtige Sonne hatte auch in dem Schatten der Bäume brütende Schwüle verbreitet: allein es zog mich doch an, dieses Gräberfeld zu durchwandern; es entsprach meiner Stimmung und erleichterte meine Seele. Ge-

brochene Säulen, Kreuze und Steintafeln von allen Arten, dunkle, trübselige Cypressen und rankender Epheu, der alles umspinnt — wer kennt nicht den Charakter eines solchen Ortes! Ich ging umher und las die Inschriften. Welch eine Unsumme von Tugend lag hier begraben! Mir gingen verschiedene ehrenwerte Personen durch den Sinn, die auch einmal hierherkommen werden. Und sie, die im Leben der Haß ihrer Nebenmenschen, die Qual ihrer Verwandten waren, an denen nichts vollkommen war als ihre Laster, sie werden hier ruhen als unvergeßliche Väter, als geliebte Mütter, als musterhafte Bürger, und ein Verzeichnis ihrer Tugenden wird vorhanden sein in Stein oder Erz zur Bewunderung nachfolgender Geschlechter. Es ist ein lügenhaftes Geschäft, Grabsteine zu fabrizieren.

Die Schwüle des eingeschlossenen Raumes machte mich noch müder, als ich schon war. Ich setzte mich auf eine alte gebrechliche Bank in der Nähe eines mit Epheu umsponnenen Grabhügels und versenkte meine Blicke in dieses dunkelgrüne Kraut des Vergessens. Auf dem Kirchhof waren wenig Menschen; in der Ferne saßen einige schwarzgekleidete Frauenzimmer an einem frischen Grabhügel, und die Leute des Kirchhofinspektors begossen geschäftsmäßig die ihrer Sorge anvertrauten Gräber. Das Geräusch der lebendigen Straße drang dumpf zu mir her; in der hohen Luft jagten sich die Turmschwalben schrillend und schreiend, und wo die schräge Sonne das Gras noch durchglühte, zirpte kleines emsiges Getier seinen Abendgesang. Es mochte wohl den Anschein haben, als säße ich dort ver-

sunken in trübselige Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen; allein ich will es nur gestehen: ich dachte an einen kühlen Keller und an Rheinwein auf Eis.

In diesem Augenblicke hörte ich eine dünne, fadenscheinige Stimme hinter mir sagen: „Sie sind wohl ein Verehrer von Chamisso, mein Herr?“

Ich hatte auf die leisen Schritte, die sich mir näherten, nicht geachtet; jetzt wendete ich mich und sah einen kleinen, hageren, schwarzen Herrn hinter mir stehen, der den Blick von mir erläuternd auf das epheuberankte Grab wendete und zugleich mit der Spitze seines Stockes darauf hinzeigte. Ein merkwürdiger alter Herr mit einem gelblichen scharfen Antlitz, dem ein Paar ganz unvorbereitete, plötzliche schwarze Augen einen seltsam starren Ausdruck gaben.

„Allerdings, mein Herr,“ antwortete ich, „aber weshalb diese Frage?“

„Nun, das ist er ja,“ sagte der Alte fast unwillig, indem er mit seinem Stocke zweimal hastig auf das Grab hinstieß. Dann drückte er ihn zwischen die Kniee, zog eine goldene Dose hervor und nahm eilfertig mit zitternden Fingern eine Prise. Ich sah, daß dieser Stock als Knopf einen silbernen Totenkopf trug, und kam auf die seltsame Idee, den Mann für einen Arzt zu halten, der in seinem Garten spazieren geht. Dies sprach ich aber nicht aus, sondern begab mich an das Grab, um es näher zu betrachten. Der Alte folgte mir und schob mit seinem Stock eifrig die Epheuranken fort, die den einfachen Stein überkrochen hatten.

„Dies ist er und dies ist seine Frau,“ sagte er

und deutete auf die beiden Inschriften, „ich habe ihn noch gekannt; das war ein Dichter auch dem Aussehen nach. Es sind hier noch mehr aus der Zeit, zum Beispiel Hoffmann. Soll ich Ihnen Hoffmann zeigen?“

Und ohne meine Zustimmung abzuwarten, steuerte er mit der Sicherheit eines Menschen, der sich ganz zu Hause fühlt, quer über den Kirchhof auf kleinen Richtsteigen zwischen den Gräbern, und ich folgte ihm, halb verwundert, halb neugierig, wie dies wohl ablaufen würde. Endlich stand er still und deutete auf eine flache Steintafel, die aus einer ebenen, von der Sonne gedörrten Grasfläche emporragte.

„Sie haben den Hügel einsinken lassen,“ sagte er, „und die Tafel ist schief geworden.“ Dann las er mit einer gewissen Andacht die Inschrift:

E. T. W. Hoffmann
geb. Königsberg den 24. Januar 1776
gest. Berlin den 25. Juni 1822
Kammergerichtsrat.
Ausgezeichnet
im Amte,
als Dichter,
als Tonkünstler,
als Maler.
Gewidmet von seinen Freunden.

Hinter jedem Absatze des letzten Teiles machte er eine kleine Pause, um mir mit seinen schwarzen, starren Augen die Wirkung vom Gesichte zu lesen, die eine solche Vielseitigkeit auf mich ausüben mußte.

„Es ist genug für einen Menschen,“ sagte er dann, und sah mich wieder an, meine Bestätigung erwartend.

Nun bin ich zufällig ein Verehrer von Hoffmann und kenne seine sämtlichen Schriften ziemlich genau. Als der Alte dies aus meiner Antwort merkte, schien ich sein Herz gewonnen zu haben, denn es stellte sich heraus, daß Hoffmann sein Lieblingsschriftsteller war, und wir gerieten in ein begeistertes Gespräch, wie es wohl zu entstehen pflegt, wenn zwei fremde Menschen sich in gleichem Kultus begegnen. Merkwürdigerweise schätzte aber der alte Herr die Stücke am höchsten, in denen vom Dichter jedes erlaubte Maß überschritten war, wo er seiner Lust am Grausenhaften und Phantastischen den Zügel hat schießen lassen. Aber darin war er mit mir einig, daß von dem ganzen romantischen Zauberwald, der in jener Zeit wild und üppig emporschoß, sich außer Kleist und einigen kleinen Märchen von Tieck, Fouqué und Brentano nichts so lebenskräftig erwiesen hat, wie die Arbeiten unseres Dichters, ja daß er und Kleist als die beiden bedeutendsten Kräfte der romantischen Schule von damals zu bezeichnen sind. Denn nur das hat Wert, was Dauer hat. Die Gaukelbilder, die Tieck einst in die Lüfte zauberte, hat der Wind längst verweht und nur noch der Litterarhistoriker spürt ihren blassen Schatten nach.

Unter solchen Gesprächen wanderten wir in den Steigen des Kirchhofs und standen endlich still vor einer Grabkapelle, wie sie sich mannigfach an die Umfassungsmauer anlehnen. In unserer Unterredung war eine Pause eingetreten, und mir wurde die Absichtlichkeit auffällig, mit der der alte Herr gerade vor dieser Kapelle Halt gemacht hatte. Zwischen zwei Säulen von

dunkelrotem, poliertem Granit, die ein Giebel aus gleichem Gestein krönte, lag der Eingang, verschlossen von einer schweren, kunstreich mit Bronze beschlagenen Thür. Das Ganze machte einen sehr ernsten und feierlichen Eindruck. Der alte Herr grub einen Schlüssel aus seiner Tasche hervor und machte sich mit einer seltsamen hastigen Unruhe daran, diese Thür zu öffnen. Dann, ohne ein Wort zu sagen, drängte er mich förmlich hinein und schloß hinter uns wieder zu. Es war ganz dunkel und kühl, wo wir uns jetzt befanden; ein seltsamer Schauer überlief mich. Der Alte stieß eilig eine Thür vor uns auf, und das eigentliche Innere der Kapelle, ein runder Kuppelraum von freundlicher Helle und Heiterkeit, nahm uns auf. Die Beleuchtung kam von oben durch mattgeschliffene Scheiben, und die Wände waren aus poliertem Marmor von sanften und zarten Farben hergestellt. Oben lief ein Fries herum aus Glasmosaik, dessen schöne Zeichnung und anmutige Farbengebung mich sofort anzog. Es war eine Art Totentanz, jedoch ohne den düsteren Charakter, der diesen Darstellungen sonst eigen zu sein pflegt.

In heiterem buntem Ranken- und Arabeskenwerk trieb allerlei Volk sein Wesen, tanzend, trinkend, lachend, musizierend, in das Studium alter Bücher versenkt oder schaffend in rüstiger Thätigkeit. Alle Beschäftigungen in Genuß und Arbeit waren vertreten, und nur bei näherer Betrachtung sah man, daß sämtliche Früchte und Blumen aus zierlichen kleinen Totenköpfen, Stundengläsern, gekreuzten Knochen, Särgen und ähnlichen Emblemen des Todes bestanden, daß

diese Dinge überall hinein nickten und rankten in das blühende Leben, daß die Kinder fröhlich nach ihnen langten und die Liebenden sie sich zärtlich darboten. Das ganze Rankenwerk entsprang der Thür gegenüber aus dem grinsenden Munde eines mit Rosen bekränzten Totenschädels und kehrte dahin auch wieder zurück.

Ich schwieg eine ganze Weile, in die Betrachtung dieses Kunstwerkes versenkt, und der Alte stand zur Seite und beobachtete mich heimlich.

„Ein heiterer freundlicher Raum, anders als alle dieser Art, die ich bis jetzt gesehen," sagte ich endlich.

„Nicht wahr," antwortete der Alte hastig, „ist es nicht ein anmutiger Gedanke, hier zu ruhen auf ewig im freundlichen Tageslicht oder im stillen Schein des Mondes, statt in den dumpfen moderigen Löchern oder in finsteren unterirdischen Gewölben?"

Mein Blick fiel auf eine goldene Inschrift, die an der Wand angebracht war:

Hier ruht
Daniel Siebenstern,
geb. Berlin, den 28. Januar 1807
gest. den

Der Tag und Ort des Todes war unausgefüllt.

„Für so alt hätten Sie mich wohl kaum gehalten?" sagte er dann, „achtundsechzig Jahre. — Das macht das schwarze Haar; es konserviert."

Mir kam plötzlich die Erleuchtung: dies war des Alten eigene Kapelle.

„Sie selbst . . .?" fragte ich verwundert.

„Dies wird einmal meine Wohnung sein, wenn

ich nicht mehr bin," antwortete er. — Lebhaft fuhr er dann fort: „Alles nach eigenen Angaben, düster von außen, freundlich nach innen. Es ist lange daran gebaut worden, und es war eine heitere Zeit für mich. Es fehlt mir etwas, seit dieses Häuschen fertig ist."

Die Dämmerung war hereingebrochen. Wir wandten uns wieder zum Gehen. Der Kirchhof war bereits verschlossen, als wir an das Thor kamen; der Alte nahm einen Schlüssel hervor und öffnete die Pforte. „Ich bin hier zu Hause," sagte er. Als wir uns trennten, meinte er: „Also über Hoffmann sind wir im allgemeinen einig? Ich habe alte Ausgaben seiner Bücher von ihm selbst illustriert, Federzeichnungen und sonstige Seltsamkeiten, auch einige Musikalien; wenn Sie mich einmal besuchen wollen, so will ich Ihnen alles gerne zeigen." Dann beschrieb er mir den Weg zu seinem am Kreuzberg gelegenen Häuschen und verabschiedete sich.

* * *

Kurze Zeit nachher führte mich ein Geschäft in die Gegend des Kreuzberges. Als ich nach dessen Beendigung noch ein wenig dort umherwanderte, fiel mir ein, daß der alte Herr hier seine Wohnung habe, und als ich meine Augen erhob, fielen sie auf eine alte eiserne Gitterthür, die ein Messingschild trug mit der Inschrift: Daniel Siebenstern. Die Pforte war in einer Mauer angebracht, die einen ziemlich verwilderten Garten umschloß, und durch das Gitter sah man hinter dichtem Gebüsch ein Haus liegen. Ich

zog kurz entschlossen die Glocke. Nach einer Weile setzte sich ein rostiger alter Drahtzug kreischend in Bewegung, und die Thür sprang auf. Ich ging den grasbewachsenen Steig entlang, um das Haus zu erreichen — da trat mir der Alte auf einem Seitenwege entgegen. Er sah mich eine Weile forschend an; plötzlich erkannte er mich und streckte mir die Hand entgegen.

„Ah, mein junger Freund, Sie halten Wort,“ sagte er, „ich glaubte nicht, daß Sie kommen würden. Sie werden nicht viel Schönes bei mir sehen; mein Haus ist alt und verfallen — warum sollte ein alter einsamer Mann eine Wohnung kostbar schmücken, die er so bald verlassen wird? — Mein Garten ist seinem eigenen Willen überlassen, wie Sie sehen.“ Und er bog vorsorglich einen Zweig beiseite, der mir den Weg versperrte.

Ich meinte, es sei eine Erfrischung in Berlin, nach all den wohlgezogenen Paradebeeten und mathematischen Kugelakazien und Pyramidenbäumen einmal ein wenig Natur zu sehen.

„Gewiß,“ erwiderte er, „aber die Cypresse ist doch ein schöner Baum?“

Ich teilte nun allerdings diese Ansicht nicht, allein er wartete auch meine Antwort gar nicht ab, sondern sprang auf ein anderes Thema über.

Es war ein trüber Sommernachmittag; nachdem wir eine Weile in dem Garten umherspaziert waren, fing es an leise zu tröpfeln, und er lud mich ein, in sein Haus zu treten. Ein alter, häßlicher Rokokobau mit seltsam verschnörkelten Fensterkrönungen; allerlei Vasen- und Guirlandenwerk war daran angebracht.

Ueber der Eingangsthür hielten zwei sehr aufgeregte Steinengel ein einfaches Wappenschild, das sieben Sterne zeigte. Der Alte führte mich in sein Studierzimmer, einen ziemlich großen Raum mit uralten Möbeln, deren eingelegte Arbeit durch das Dunkel der Jahre fast verschwunden war. An den Wänden zogen sich Bretter über Bretter hin, die mit einer unglaublichen Menge von Gegenständen belastet waren. Ein großes Harmonium, das einen hellen Fensterplatz einnahm, fiel durch sein modernes Aussehen besonders auf. Als ich Platz genommen hatte, ging Herr Siebenstern an einen braunen Schrank und holte eilfertig und mit zitternden Händen eine Krystallflasche mit spanischem Wein und zwei alte venetianische Spitzgläser herbei. Nachdem er eingeschenkt hatte, kehrte er an den Schrank zurück und klapperte und kramte darin eine Weile, immer mit der hastigen Unruhe eines Menschen, der nicht daran gewöhnt ist, Gäste bei sich zu sehen. Er füllte dort einen silbernen Teller mit Smyrnafeigen, arabischen Datteln, Rosinen aus Malaga, eingezuckerten Früchten und Nürnberger Lebkuchen und lud mich freundlich dazu ein. Während ich mich mit diesen Dingen, die einen eigentümlichen Duft der Fremde um sich verbreiteten, beschäftigte, war der ruhelose Alte in ein Nebenzimmer geschlüpft und kam nun mit den früher erwähnten Büchern und Zeichnungen von Hoffmann zurück. Aber auch dabei hatte er nicht lange Ausdauer. Der Regen draußen hatte nachgelassen; die Sonne glitt hinter den Wolken hervor und ließ draußen die regenblanken Blätter in funkeln-

dem Lichte erglänzen, während sie inwendig in den dämmerigsten Ecken des großen Zimmers leuchtende Klarheit verbreitete. Dadurch wurden meine Augen auf den tausendfachen Inhalt der großen Wandbehälter gelenkt. Sie enthielten eine schöne Sammlung in Gräbern gefundener Altertümer, und Herr Siebenstern war sofort bei der Hand, auf einer kleinen Leiter so eilfertig, wie es sein Alter erlaubte, auf und nieder zu steigen und mir die besten Stücke vorzuzeigen. Diese Sammlung dehnte sich bis in sein Schlafzimmer aus. Herr Daniel Siebenstern brachte seine Nächte in Gesellschaft vieler Graburnen, mannigfacher Schädel unserer Vorfahren und einer ägyptischen Mumie zu. Am Kopfende seines Bettes stand ein sauberes, schneeweißes, menschliches Skelett; es trug ein Licht in seiner Knochenhand. Der Alte bemerkte, daß meine Blicke darauf ruhten.

„Ich lese gern des Abends im Bette,“ sagte er, „da ist es sehr angenehm, wenn man die Beleuchtung hinter sich hat.“ Und er schob den Arm, der das Licht hielt, in die richtige Stellung. Es war offenbar, daß ihm durch sein einsames Leben und die lange Gewöhnung der Gedanke, daß dies doch am Ende eine etwas schauerliche Art von Leuchter sei, ganz abhanden gekommen war. Ich machte eine derartige Bemerkung.

„Es ist merkwürdig,“ meinte er, „viele Menschen haben am meisten Furcht vor dem, was tot ist, während doch einzig und allein Gefahr kommen kann von denen, die leben. Was hat der Tod Erschreckendes? ‚In Bereitschaft sein ist alles,‘ sagt Hamlet. Sie wissen, ich bin bereit, ja mehr noch, als Sie denken. Kommen Sie!“

Er stand schon in der Thür, winkte mir, ihm zu folgen und schritt vor mir her einen langen dämmerigen Gang hinunter. An dessen Ende öffnete er eine Thür, daraus glanzvolle Helle hervorbrach, und bat mich einzutreten. Ein sonniges Blumenzimmer nahm uns auf. Die Wände waren ganz mit Ephen und rankenden Schlinggewächsen überkleidet und ringsum war der Raum erfüllt mit den seltensten und schönsten Pflanzen, die ihre Blätter und schimmernden Kelche mit Behaglichkeit dem Scheine der Sonne darboten. In der Mitte des Raumes stand ein Postament, besetzt mit den köstlichsten Blumen; darauf zeigte sich ein kostbarer Sarg, von mächtigen Wachslichtern in schön gearbeiteten Bronzeleuchtern umgeben. Der Alte nahm eine Gießkanne und begoß die Blumen. Während dieses Geschäftes sprach er in Absätzen wie für sich, kaum als wisse er, daß ich zugegen sei: „Wenn ich sterbe, ist mein Name und Geschlecht ausgelöscht — wie die Funken laufen in einem verbrannten Stück Papier: zuletzt glimmt einer noch eine Weile und dann ist alles aus. — Von meiner Art, von meinem Wesen geht nichts über auf folgende Geschlechter; mein Blut verrinnt, wie der Quell der Oase versiegt im glühenden Sande der Wüste.“

Er schwieg einen Augenblick. „Es ist ein trauriges Gefühl,“ sagte er dann, „das Ende einer Reihe zu sein. Sie denken, ich hätte mich verheiraten können. — Sie denken, daß ich einsam stehe, weil ich es selber so gewollt habe?“ — Dabei zog er eine Rose von seltener Schönheit zu sich her und versenkte sich eine Weile in deren Duft. Dann ließ er sie zurückschnellen. „Und

nun ist es vorbei," sprach er wieder wie mit sich selbst, und dann lauter: „Heiraten Sie, heiraten Sie, junger Mann, sobald Sie es vermögen, damit Ihr Blut nicht hinweggelöscht wird von dieser Erde! Dann werden Sie noch leben und wirken, wenn alles, was von mir als Rest blieb mit jenem bunten Häuschen von Stein, das Sie kürzlich sahen, längst vertilgt ist und vernichtet."

Ich vermochte nichts zu antworten — was sollte ich auch sagen? Er schien auch keine Antwort zu erwarten, sondern verrichtete seine Arbeit schweigend und ohne mich anzusehen.

Wir kehrten in das Studierzimmer zurück, und nach einer kleinen Weile verabschiedete ich mich. Als ich das kleine Gartenthor geschlossen hatte, tönten aus dem Hause die eindringlichen Klänge des Harmoniums zu mir her. Ich stand noch eine Weile und lauschte der Weise des alten Chorals: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen."

* * *

Ich habe Daniel Siebenstern nicht wieder gesehen. Bald nach dieser Zeit verließ ich Berlin, und als ich bei meiner Rückkehr den Alten wieder aufsuchen wollte, war er gestorben. Von seiner alten Haushälterin erfuhr ich die näheren Umstände seines Todes. Er war in eine schwere Fieberkrankheit gefallen, und die Alte hatte sich einen Krankenwärter zur Hilfe genommen. In der Nacht des Todes war nach einem starken Anfalle eine Ruhepause eingetreten, und der Wärter war eingeschlafen. Als er plötzlich in jähem Schrecke aufwachte, war das Bett leer und der Kranke

fort. Den Mann überfiel die Angst; er suchte und fand, daß die Thür nach dem Gange zu offen war. Er blickte hinaus und sah am Ende des Ganges einen hellen Lichtschein. Da er sich fürchtete, weckte er die Wirtschafterin, und sie gingen beide in das Blumenzimmer. Dort brannten alle Lichter, und Herr Daniel Siebenstern lag in seinem Sarge und war tot.

Er hatte seiner Wirtschafterin ein Legat ausgesetzt und sein ganzes Vermögen für eine Stiftung zur Ausstattung armer Brautpaare bestimmt.

Im Winter war er gestorben; es war Frühling, als ich dies erfuhr. An einem der nächsten Tage ließ ich mir die Kapelle aufschließen und stattete dem Alten den letzten Besuch ab. Jetzt war der Tag des Todes ausgefüllt:

gest. Berlin, den 15. Januar 1876.

Er hatte genaue Bestimmungen über sein Begräbnis getroffen. Seine Leiche war einbalsamiert worden. Blumen sollten nicht auf seinen Sarg gelegt werden, weil das die Luft dumpfig macht. Ich stand eine ganze Weile in dem stillen friedlichen Raume. Es war dort nichts als das große ewige Schweigen und das Licht der freundlichen Sonne. Von draußen kamen einzelne ferne Töne von spielenden Kindern, und auf einem Baumaste, der sich über die Kuppel hinstreckte, sang unermüdlich eine kleine Grasmücke.

So wird er nun liegen, wie er es sich gewünscht hat, im Scheine der Sonne oder im Lichte des Mondes einsam und friedlich, bis der große Sturmwind kommt, der auch ihn und sein kleines Haus hinwegkehrt.

Das Atelier.

⁂

I. Einziehen!

Die Dachstube ist der Kopf des Hauses. Unten zu ebener Erde, wo die Kaufläden sind, wo in hastigem Getriebe Handel und Wandel aus und ein gehen, befinden sich die geschäftigen Füße. Der behagliche Rentier im ersten Stock, dessen Hauptbeschäftigung es ist, zu verdauen, und dessen größte Sorge, wie er neuen Hunger gewinne, mag für einen würdigen Repräsentanten des Bauches gelten, und nun eine Treppe höher müßte das Herz sich befinden. Stehen nicht Blumen am Fenster, tönt nicht den ganzen Tag Gesang und Klavierspiel, sieht man nicht zuweilen schöne Mädchenköpfe zwischen den Blumen lauschen? Noch eine Treppe höher und wir gelangen zu den rührigen Armen und Händen des Handwerks, und dann hinauf zum Kopf: zur Dachstube.

Hier wird am meisten gedacht und gedichtet und geträumt in der ganzen Stadt. Hier fliegen die Lieder aus, einige, gewaltig wie Adler, schwingen sich auf und schweben im Sonnenglanze über der erstaunten Welt andere, wie kleine Waldvögel, flattern singend von Zweig

zu Zweig und Liebende lauschen ihnen stillbeglückt. Hier schimmert in stiller Nacht noch lange die Lampe des Gelehrten wie ein einsamer Stern, hier ist das Reich des Gedankens und der Kunst.

Man sagt, die Kunst geht nach Brot, aber sie geht vor allem nach Licht, nach dem himmlischen und nach dem irdischen. Und, da unten im Gewühl der Menge des irdischen und des himmlischen Lichtes zu wenig ist, so muß die Kunst vier Treppen steigen. Nur den Bildhauer hält die Schwere seines erdgeborenen Stoffes unten fest, doch wir haben es hier mit einem Maler zu thun.

Wolfgang Turnau hatte viele Not, ehe er ein Atelier nach seinem Wunsche fand, und wurde dadurch umhergetrieben wie ein gefiedertes Samenkorn, das einen Platz zum Anwurzeln sucht. Noch hatte sein Pinsel nicht die Wirkung, die erst der Ruhm gewährt, alles, was er berührte, in Goldeswert zu verwandeln, und der Maler war vergnügt, wenn nur das unbedingt notwendige Silber dabei zum Vorschein kam. Darum verbannte er die hochfliegenden Vorstellungen von einem mächtigen zwei Stock hohen Raum, angefüllt mit den kostbarsten alten Möbeln, Gobelins, Decken, Rüstungen und sonstigem Prachtgerümpel, an dem das Herz eines Malers hängt, und versuchte seine Wünsche mit seinen Mitteln in Einklang zu bringen. Doch auch den herab- gestimmten Ansprüchen wollten die besichtigten Räume sich nur selten fügen, und wenn dies geschah, so waren es wieder die Mittel, die Einspruch erhoben. Endlich führte ihn sein guter Stern in eine stille Straße der

Vorstadt, wo er an einem Hause einen Zettel fand: „Hier ist ein Atelier an einen ruhigen Herrn zu vermieten. Vier Treppen, bei Frau Springer.“ Da ruhig zu sein seine Stärke war, so stieg er mutvoll hinan, um zum einundzwanzigstenmal sein Glück zu versuchen.

Eine mittelalterliche freundliche Frau öffnete ihm und führte ihn hinein. Der Raum gefiel ihm, obgleich er durchaus seinen mitgebrachten Vorstellungen nicht entsprach. „Es geht auch so,“ sagte er zu sich, als er sich eine Weile umgeblickt hatte. Nachdem er mit den Augen alle seine Habseligkeiten zurechtgerückt und die Wände eilfertig anders tapeziert und dekoriert und sich selbst an der Staffelei behaglich malend vorgestellt hatte, fand er, daß dies Phantasiebild von angenehmer Wirkung sei, und, müde und matt vom langen Suchen, und innig froh, zur Ruhe zu kommen, ward er mit Frau Springer bald einig.

Die nächsten Tage gingen hin mit Einrichtung und Einräumung. Wolfgang Turnau war einer der Menschen, die das Bedürfnis haben, von vielen Gegenständen umgeben zu sein. Wäre ihm nicht durch seinen Geldbeutel oder durch wohlgemeinte Ratschläge Einhalt gethan, so hätte er sich, wie sein Freund Morbrand zu sagen pflegte, längst das letzte Loch zum Malen verstopft und wäre gezwungen gewesen, dies Geschäft außerhalb des Ateliers zu verrichten. Frau Springer geriet in unsägliches Erstaunen, als ihr Mieter mit seinem Hausrat zum Vorschein kam. Da waren Tassen, ausreichend für eine ganze Familie und von den verschiedensten Formen, alle behaftet mit

irgend einem Etwas, das sie dem Auge des Malers wohlgefällig gemacht hatte, Eigenschaften, die sich allerdings oft dem hausmütterlichen Auge der Frau Springer gänzlich entzogen und nur zur Vermehrung ihres Erstaunens beitrugen. Da gab es Krüge, schlanke, gebrauchte und ringförmige, Krüge, deren Zwecke unbegreiflich waren und deren Formen ungefähr den Vorstellungen entsprachen, die man von einem Kruge haben könnte, der wahnsinnig geworden ist. „Um Gottes willen," sagte die gute Frau, „Herr Turnau, wollen Sie denn aus allen diesen Dingern trinken?" und zugleich ging ihr eine beängstigende traumhafte Vorstellung durch den Kopf von einem gewaltsamen Riesendurst, der nur durch monumentale Mittel bekämpft werden kann.

Wolfgang lachte: „Ich habe sie um mich, diese Dinge," sagte er, „ich umgebe mich mit ihnen, sie sind ein Teil meiner Behaglichkeit, Ruhepunkte für meine Augen." Frau Springer schüttelte den Kopf. Dann kamen acht riesenhafte Arbeitsleute die Treppen hinaufgeschnauft mit einem uralten braunen Holzschrank. Ein imposantes Bauwerk, das bald in breiter Behaglichkeit auf vier schwarzen Kugeln, so groß wie Schulglobusse, dastand und sich nach Inhalt umsah. Dieser ward danach aus mehreren Kisten zum Vorschein gebracht. Die verschiedensten Volkstrachten und Gewänder, alles echt und teilweise sozusagen vom Leibe des Volkes gesammelt, getragenes Zeug aller Art, das sich durch einen geheimnisvollen, dem profanen Auge durchaus verborgenen malerischen Reiz auszeichnete, und der-

gleichen mehr. Während aller dieser Vorgänge hatte sich zuweilen ein neugieriger Mädchenkopf an der Thür gezeigt, immer ein wenig dreister. Endlich stand ein dreizehnjähriges Springerchen mit ein paar dunklen Zöpfen hinter seiner Mutter und schaute mit neugierig klugen Augen hervor. Wolfgang bemerkte dies, als er zufällig aufblickte. „Dies ist meine Tochter Helene,“ sagte die Frau. Das Springerchen legte seinen Kopf auf die Schulter, versuchte vergeblich seine Hände irgendwo passend unterzubringen und fand schließlich in der blaubeschleiften Spitze seines Zopfes ein alle übrigen Interessen scheinbar absorbierendes Objekt der Betrachtung. Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange, denn Wolfgang verstand es, solchen Zauber zu lösen. Ein Scherz von ihm, ein halbes Abwenden des Mädchens, dann eine kecke Antwort, scheinbar an eine imaginäre Person in der anderen Stubenecke gerichtet, noch ein kleines Wortgeplänkel und es dauerte nicht lange, da stand sie schon an einer der Kisten und reichte Wolfgang die Kleidungsstücke hin, die er in dem unersättlichen Bauche des Schrankes verschwinden ließ. Sie wich auch nicht eher, bis unter vielem Erstaunen und mancher wunderlichen Frage der bunte und absonderliche Inhalt dieser Malerwerkstatt vollzählig geworden war. Die Mutter dagegen verschloß in verschwiegenem Sinn einige unliebsame Vergleiche mit einem Trödlerladen und gestand sich ein, daß sie sich Thatsachen gegenüber befände, für die sie keinen Maßstab besitze. Diese Meinung wurde im Lauf der Tage, als die unermüdlich ordnende Hand Wolfgangs Har-

monie aus diesem Chaos geschaffen hatte, allerdings einigermaßen erschüttert, und am Ende mußte sie eingestehen, daß dieser Musik von Farben und Formen ein eigener behaglicher Reiz innewohne, von dem sie in ihrer nüchternen farblosen Tüllgardinen- und Tapetenmusterexistenz zuvor keine Ahnung gehabt hatte.

So fand Wolfgang Turnau sein Atelier und Frau Springer ihren ersten Mieter, und beide sahen mit heiterer Ruhe der Zukunft entgegen.

II. Zeichenstunde.

Sie aber ließ die Zöpfe fliegen,
Und lachte alle Weisheit aus! . . .
Th. Storm.

Die gute Frau gewöhnte sich bald an ihren Mieter, und es entstand ein ganz behagliches Verhältnis gegenseitiger Wertschätzung. Sie übernahm die Sorge für die Wäsche und Garderobe ihres Einwohners und dieser sonnte sich seit langem zum erstenmal wieder in dem wohlthuenden Sicherheitsgefühl, das vollzählige Knöpfe, undurchlöcherte Strümpfe und Röcke mit Henkeln gewähren. Außerdem besaß diese Frau die seltene Gabe, fremde Ordnungssysteme zu achten und deren Idee aufzufassen; jener brutale rechtwinkelige Aufräumefanatismus, eine der traurigsten Verirrungen des menschlichen Geistes, war ihr fremd. Wolfgang empfand das Bedürfnis einer Gegenleistung für so viel seltene und unschätzbare Wohlthat und erbot sich eines Tages dazu,

die kleine Helene im Zeichnen zu unterrichten. Dieser Vorschlag ward von der Mutter mit großem Dank, von der Tochter mit sehr zweifelhaften Gefühlen entgegengenommen, denn sie witterte hierin mit Recht neue Stunden ärgerlichen Stillsitzens, von denen ihr das Schicksal nach ihrer Meinung schon mehr als zu viel verliehen hatte. Doch alles Sträuben half nichts, die Sache nahm ihren Anfang und fraß in die schönen schulfreien Oasen der Mittwoch- und Sonnabendnachmittage eine garstige kleine Oede hinein. Eines Tages kam sie schon am Morgen während der Schulzeit mit der Zeichenmappe in der Hand.

„Was ist das?“ fragte Wolfgang, „nicht zur Schule?“

„Wir haben heute frei bekommen,“ war die Antwort, „der Schulofen ist geplatzt.“

„Ein freudiges Ereignis auf dunklem Hintergrunde,“ sagte Wolfgang, „doch

‚Die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.‘

Du wärest nun wohl lieber in der Schule geblieben und hättest ‚aimer‘ gelernt?“

„Ach,“ sagte sie wegwerfend — „aimer! Wir haben jetzt eine Grammatik, darin ist alles französisch, das Deutsche auch — aimer — da war ich acht Jahre alt, als ich das lernte.“

„Frühreife Jugend,“ lachte Wolfgang, „aber nun, warum so verdrießlich?“

„Ja, ich möchte heute nachmittag meine beste Freundin besuchen . . .“

„Allerdings ein trauriger Fall!“

„Pfui, Sie lassen mich nie ausreden . . . und da meinte meine Mama, ich möchte Sie bitten, ob ich die Zeichenstunde nicht heute morgen bei Ihnen haben dürfte.“ Dabei schwenkte sie die Mappe ein klein wenig an den Bändern hin und her und starrte in eine Ecke mit der Miene eines Menschen, der alle seine irdischen Hoffnungen zu Grabe getragen hat.

„Gewiß, jawohl!“ sagte Wolfgang belustigt, „wir können diesen Trauerfall sofort erledigen. Dort ist ein Tisch, hier ist ein Stuhl, es kann sofort beginnen.“ Helene seufzte ein wenig und ging dann langsam an den Tisch.

„Es ist ja gar kein Platz da,“ sagte sie, indem sie anfing, eine Ecke abzuräumen. Dies Geschäft ging sehr langsam von statten, jedes Ding, was ihr in den Weg kam, schien heute von einer außerordentlichen Merkwürdigkeit und wurde einer eingehenden Betrachtung wert gehalten. Endlich waren jedoch die Vorbereitungen beendigt, sie setzte sich mit einem hörbaren Ruck und einem kleinen Seufzer nieder und versank in die Betrachtung der Wolken, die an dem großen Ateliersenster weiß und sonnig vorüberzogen.

„Nun wollen wir einmal sehen, was wir unterdes gemacht haben!“ sagte Wolfgang und schlug das Zeichenheft auf. „Himmel, was für Baumschlag, lauter Brezeln und Theekuchen! Und dieser würdige angelnde Greis, ganz aus Semmelteig gebacken! Mädchen, mußt du alle deine Formen aus dem Bäckerladen nehmen?“

Es ging etwas wie Sonnenschein über Helenens Gesicht.

„Der Bäcker unten im Hause hat heute ganz frische Windbeutel,“ sagte sie.

„Selbst Windbeutel!“ meinte Wolfgang lachend. Dann machte er sich daran, den Baumschlag zu entbrezeln und dem unglücklichen Semmelmann ein menschliches Aussehen beizubringen. Danach kehrte er an seine Staffelei zurück und die Zeichenstunde nahm ihren Fortgang. Man konnte kaum sagen Fortgang. Es gab so viele tausend Dinge in der Welt, die unendlich viel mehr Interesse darboten, als der langweilige alte Mann auf der Vorlage, der ewig auf der Brücke stand und angelte. Da war zum Beispiel eine Fliege, die von der Winterkälte schon so matt geworden war, daß sie sich ruhig von einem Finger auf den anderen setzen ließ. Diese Zahmheit war bewunderungswürdig. Das zutrauliche Haustier in eine Nußschale zu setzen und spazieren zu fahren, gab ein neues und intensives Vergnügen, das ebenfalls fünf Minuten in Anspruch nahm. Aber die Fliege nahm einen Aufschwung und flog fort gegen das Fenster. Da waren nun wieder die Wolken und zogen schimmernd vorüber. Es sieht sich so gut in die Wolken, wenn man die Ellbogen aufstützt und mit den Beinen dazu baumelt. Da war eine, die hatte ein Gesicht, wie die alte Schulmamsell mit der großen Flügelhaube und der Warze auf der Nase. Die Wolke schob und dehnte sich und nun war es ein Kamel, die Nase ward zum Höcker und die Warze zum Affen darauf. Dann war es manchmal

wieder, als müsse zwischen den weißen Wolkenballen, wo das Blau hervorschimmerte, ein lichtes Antlitz hervorschauen und freundlich herniedernicken.

Ein Mahnruf von Wolfgang schreckte sie auf und trieb sie an die vernachlässigte Arbeit. Wenn ihr nur nicht der Zopf in die Quere gekommen wäre. Seine Spitze war aufgegangen und eine Beseitigung dieser Unordnung war heilige Pflicht, die allem vorging. Dabei erschien ihr die Aehnlichkeit dieser Zopfspitze mit einem Pinsel höchst bemerkenswert und einer näheren Untersuchung würdig. Ein in der Nähe befindlicher Tuschnapf und ein Blatt weißen Papiers leisteten diesem Forschungstrieb Vorschub, und das Resultat war ein schauderhaftes mit der Zopfspitze gemaltes Männerantlitz, das selbst durch die darunter angebrachte deutliche Unterschrift nicht bewogen werden konnte, die gewünschte Aehnlichkeit mit Wolfgang anzunehmen.

Daß bei allen diesen wichtigen Nebendingen die Hauptsache kläglich beeinträchtigt wurde, ist wohl nicht zu verwundern, und selbst ein durch das drohende Gewissen wachgebissener Schlußeifer vermochte um so weniger die zeichnerische Arbeit zu fördern, als sich dieser verspätete Fleiß auf ganz verwerfliche Dinge richtete, die auf der Vorlage gar nicht vorhanden waren. Es kam ihr nämlich die Eingebung, daß diese Landschaft durch die Anbringung einer Pumpe um ein Unendliches zu verschönern sei. Es ist zu bemerken, daß alle Kinder in ihren freien Zeichenübungen eine Leidenschaft für rauchende Schornsteine, Storchnester und

Pumpen haben, so daß diese drei Dinge selten auf ihren primitiven Landschaften vermißt werden.

Mitten im Wege, jeglichen Verkehr über die Brücke grausam verhindernd, ward das monströse Bauwerk aufgeführt, ein Hohn auf die Gesetze der Perspektive und ein Faustschlag in das Antlitz der Naturwahrheit.

Wolfgang ward der stille Eifer seiner Schülerin verdächtig, er trat hinter sie und sah mit Entsetzen das Entstandene. „Nun sage einmal, was ist das?“ fragte er.

„Eine Pumpe,“ war die entschiedene Antwort.

„Ein Ungeheuer, ein Turm zu Babel, ein Leuchtturm mit einem Schwengel dran!“ sagte Wolfgang, „danken wir dem Himmel, daß er den Gummibaum erschuf — weg damit!“

„Ach,“ meinte Helene, „darf ich sie nicht stehen lassen, es ist ja doch nur eine Zeichnung?“

Der Maler war entwaffnet. „Na, meinetwegen,“ sagte er, „male nur noch ein Krokodil mit sieben Jungen dazu.“ — „Ach ja,“ fügte Helene freudig ein —, „dann kannst du es als abschreckendes Beispiel in einen Goldrahmen fassen lassen, und die Fliegen werden es alsdann schon auf ihre Weise kritisieren. Aber für heute wollen wir aufhören; die Krokodile kommen das nächste Mal. So, nun kannst du mir einen Kuß geben und zur Mutter gehen.“ Helene sagte, das würde sie nie thun, dann that sie es doch, schlug ihn mit dem Zopf und lief zur Thür hinaus.

Wolfgang kehrte an seine Staffelei zurück, be-

trachtete sein Bild und fing an, auf der Palette einen Ton zu mischen. Seine Gedanken schienen nicht bei diesem Geschäfte zu sein, denn als er diesen Ton endlich genauer ins Auge faßte, war es ein scheußliches Graugrün, das mit seinem Bilde in gar keinem Zusammenhang stand. Er lachte vor sich hin. Dann faßte er die Summe seiner Gedanken in das eine Wort „Blitzkröte" zusammen und vertiefte sich wieder ernsthaft in sein Bild.

*

III. Zwischenreich.

Der Winter ging und der Frühling kam ins Land. Eine kleine Kohlmeise saß in der großen Schwarzpappel, und bis in das Atelier hörte man ihren hellen Ruf: „Ich bin da! Ich bin da!" Aber die fröhliche Stimme in den Räumen des Ateliers war verstummt; das kleine Springerchen war fort. Im fernen Ostpreußen hatte Frau Springer „einen Bruder zu wohnen", der Prediger war. Ein langgehegter Plan, die kleine Helene zu ihrer Konfirmation dorthin zu geben, war jetzt zur Ausführung gelangt. Später sollte sie noch einige Jahre dort bleiben, um in die Geheimnisse der Kochkunst, das Mysterium der Butterbereitung und sonstige Künste der Haushaltung eingeweiht zu werden.

Nun kam niemand mehr zu Wolfgang, der um ihn herum schwatzte und plauderte wie ein kleiner

Vogel. Manchmal ertappte er sich über dem Gefühl, daß ihm etwas fehle und daß es unerträglich still um ihn sei. Heute war es wieder so, und als er die kleine Meise draußen hörte, ging er ans Fenster und schaute in den mächtigen Wipfel der Pappel, die fast bis zu ihm hinaufreichte. Da saß das kleine Tierchen und pinkte seine drei Töne so andächtig, als sei es das schönste Lied. Dann flog es zu einem anderen Zweig, häkelte sich von unten an und visitierte behend und zierlich Knospen und Kätzchen, und ließ zuweilen sein klares Pink ertönen, und so von Zweig zu Zweig, kopfoben, kopfunten, und spähte hier und pickte da, flink und unermüdlich. Endlich saß es wieder und sang: „Ich bin da! ich bin da!“ und dann flog es fort, hinaus in den Sonnenschein.

„Adieu, Springerchen,“ sagte Wolfgang unwillkürlich und kehrte ganz nachdenklich an seine Staffelei zurück. Aber die Zeiten vergehen und die Stimmungen mit ihnen. Bald dachte Wolfgang kaum noch an die kleine Helene, um so mehr, als in seiner äußeren Lage eine Wendung eintrat, die seine Stimmung erheiterte und viel fröhliche Arbeit mit sich brachte. Er gehörte zu den Künstlern, die unbekümmert die eigenen Wege gehen, ohne viel zu fragen nach Beifall und Zustimmung der Menge, und er besaß die stille Zähigkeit, die ohne geniale Sprünge, aber auch ohne Unterlaß nach Vollendung strebt. So hatte er ziemlich unbeachtet weiter gearbeitet und die Keime, die die Natur ihm verliehen, still gezeitigt und gefördert, bis eines Tages der Augenblick kam, wo die Welt erstaunt still=

stand vor einem ganz eigenartigen und fertigen Talent, dessen allmähliches Werden ihr ganz entgangen war. Auf einer der großen Kunstausstellungen ward er plötzlich „entdeckt“, und die Kritik hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu versichern, daß sie bereits seit längerer Zeit dem Streben dieses eigenartigen Künstlers mit Interesse gefolgt sei, ein Interesse, das sie, wie Turnau selber am besten wußte, bis jetzt jedenfalls ängstlich geheim gehalten hatte.

Seine sinnige und beschauliche Natur hatte ihn zu Darstellungen geführt, die dem Stillleben nahe verwandt erscheinen. Der Ausdruck seiner Bilder war das reine Behagen an einer künstlerisch verschönerten Häuslichkeit; seine Liebhaberei für schöne Stoffe, Waffen und andere Erzeugnisse der Kunstindustrie stand damit im engsten Zusammenhang. Eine einzelne Person in entsprechender Umgebung war gewöhnlich der Inhalt dieser Darstellungen, etwa eine Frau aus der Renaissancezeit, die in einem schön geschnitzten Schrank kostbare Geräte ordnet, oder ein Kunstliebhaber in der formen- und farbenreichen Unordnung seines Arbeitszimmers mit dem Studium eines schönen alten Kruges beschäftigt, oder eine altertümliche Trinkstube, in der ein einsamer Kenner mit wissenschaftlichem Ernste in die Geheimnisse eines besonders vorzüglichen Jahrganges zu dringen sucht, und dergleichen mehr. Diese Bilder drängten sich nicht auf, aber hatte man sie entdeckt, so kehrte man immer mit Liebe und Behagen wieder zu ihnen zurück. Es waren Darstellungen, die in hohem Maße geeignet waren, zum täglichen Verkehr mit ihnen

in einem wohleingerichteten Zimmer zu hängen. Gewaltige Vorgänge, ergreifende Schilderungen gehören an besondere Orte, in die bestimmte Umgebung; im kleinen Zimmer ermüdet es bald, Affekte und Leidenschaften vor sich zu sehen, die sich niemals verändern, und man fängt bald an den Mann zu bemitleiden, der ewig mit der Gebärde des Zornes den Arm zu erheben genötigt ist, und die arme Frau, die der Maler gezwungen hat, bis an das Ende aller Dinge auf den Knieen zu liegen und um Mitleid zu flehen.

Die wohlthätigen Folgen dieser angehenden Berühmtheit blieben nicht aus, sie zeigten sich zuerst daran, daß kostbarere Stoff und schönere Geräte in das Atelier einkehrten, und der Raum zum Malen noch ein wenig knapper wurde. In einem neu erworbenen Schreibschrank von eingelegter Arbeit entdeckte Wolfgang eines Tages, als er das Innere genauer untersuchte und dabei ein verborgenes Knöpfchen berührte, ein geheimes Fach, und sein Behagen daran wurde noch dadurch vermehrt, daß er jetzt in der Lage war, diese Einrichtung mit Vorteil benutzen zu können. Einige angenehme bunte Papiere wurden sofort darin untergebracht. Es gewährte ihm ein besonderes und ungekanntes Vergnügen, nach Ablauf des ersten halben Jahres an diesen Papieren mit der Schere eine höchst angenehme Geldschneiderei vorzunehmen. Für ihn, der noch niemals im dauernden Besitz einer größeren Summe gewesen war, hatte es anfangs fast etwas Komisches, daß in jenem verborgenen Fach Dinge lagen, die ohne das geringste Zuthun von seiner Seite still und fried-

lich weiter heckten, so daß, wenn sie reif waren, man die Thaler von ihnen abschneiden konnte, wie die Traube vom Stock.

So lebte Wolfgang behaglich dahin, malte im Winter emsig und liebevoll seine Bilder und verwirklichte im Sommer langgehegte Reisepläne, die wohlgefüllte Skizzenbücher und wieder Stoff zu Bildern für den nächsten Winter lieferten.

Jedes Künstlerleben ist ein Bienenleben und besteht aus Einsaugen und Honigbereiten. Einsaugen thun sie alle den süßen Blumensaft des Lebens, der Schmetterling, der Käfer und die fleißige Ameise, allein nur die Biene versteht es, das klare, durchsichtige Kunstwerk des Honigs daraus zu bilden.

So gingen die drei Jahre und einige Monate vorüber, nach deren Ablauf Helene wieder zu ihrer Mutter zurückkehren sollte. Drei Jahre sind im Leben eines Kindes, das zur Jungfrau wird, eine lange Zeit, eine Zeit, in der verborgene Keime aufgehen und ungeahnte Knospen sich erschließen.

IV. Verwandlung.

Sie war doch sonst ein wildes Kind . . .
Th. Storm.

Eines Tages war Helene wieder da, allein ihre Anwesenheit machte sich für Wolfgang weniger bemerklich, als er eigentlich gedacht hatte. Als er ihr zum erstenmal in Erinnerung der heiteren Vorzeit mit einem fröhlichen Scherz entgegentreten wollte, hielt er

betroffen inne, denn er sah mit einemmal, daß solche muntere Vertraulichkeit nicht mehr am Orte sei. In seinem Gedächtnis war noch immer der bezopfte Wildfang und das vertrauliche Du, und nun sah er sich plötzlich einem schönen Fräulein gegenüber, das nur sehr wenig Erinnerung für die Vergangenheit zu haben schien und unbedingt mit Sie angeredet werden mußte. Dieser unvorhergesehene Plural verwirrte ihn, so daß die Begrüßung unter diesen Umständen ziemlich steif und förmlich ausfiel.

Im allgemeinen machte dies Ereignis aber wenig Eindruck auf ihn. Er erinnerte sich, daß aus den buntesten Raupen oft sehr ernsthaft gefärbte Schmetterlinge hervorgehen, und daß die heitere bewegliche Kaulquappe sich in einen nachdenklichen kleinen Frosch verwandelt. Dies burleske Gleichnis erheiterte ihn ein wenig, und dann wurde der Künstler in ihm lebendig, indem er sich überlegte, in welchem Zeitkostüm Helene wohl am besten zu malen sei. Wäre sie gewesen, wie sie in seiner Vorstellung lebte, so hätte sie einzig allein in dem koketten Rokokokostüm dargestellt werden müssen, in einem großblumigen Schäferanzuge mit zierlichen Stöckelschuhen. Die dunklen lachenden Augen hätten einen hübschen Kontrast gebildet zu dem weißen gepuderten Haaraufbau. Dies war nun nicht mehr möglich, allein es ging ihm eine andere Vorstellung durch den Kopf. Sollte man nicht auf die vielen blonden Gretchen auch einmal ein dunkelbraunes folgen lassen. Eine Abwechselung that wirklich einmal not. Er sah ein altertümliches Zimmer vor sich mit vielem sau-

deren blanken Gerät, geblümten Tassen und Krügen. Durch die grünlichen runden Butzenscheiben des Fensters fällt ein heller Lichtstreif auf Gretchen, die im Begriff, einen alten Eichenschrank zu öffnen, in Nachdenken versunken ist und sinnend vor sich hinsieht.

„Jedenfalls werde ich ihr Porträt malen," schloß er diesen Gedankengang und kehrte an seine unterbrochene Arbeit zurück.

Dieser Plan wurde fürs erste nicht ausgeführt, indem andere Arbeiten alle Zeit verzehrten. Auch sah Wolfgang das junge Mädchen sehr selten und wurde durch nichts an ihre Gegenwart erinnert, so daß er seinen Vorsatz fast ganz aus dem Gedächtnis verlor. Die Idee zu dem Gretchenbilde gedieh zu einer Oelskizze und wurde in dieser Form beiseite gestellt.

V. Das Bild.

Als ich da nach Malersitten
Bei den Augen nun begann,
War es wieder ganz notwendig,
Daß wir uns ins Auge sahn.
Reinick.

Der Ruhm hat seine Dornen. Die schöne Einsamkeit und die beschauliche Stille des Ateliers ward jetzt häufiger durch Besuche gestört, und besonders das Bewunderungsgeschwätz und ästhetische Gezwitscher kunstliebender Damen verwässerte und verdarb manch schöne Morgenstunde. Zuweilen waren diese Besuche allerdings angenehmer Art und manchmal gingen sogar erfreuliche Bestellungen daraus hervor. Eines Mor-

gens kam ein Kunstliebhaber aus der Provinz, dem man Wolfgangs letztes Bild, das er zu kaufen beabsichtigte, vor der Nase weggeschnappt hatte, und wünschte ein Gemälde zu bestellen, denn der verfehlte Kauf hatte ihn in Feuer versetzt. Wolfgang legte ihm verschiedene Entwürfe vor, und der alte Herr begeisterte sich so für die Gretchenskizze, daß er über deren Ausführung bald mit dem Maler einig ward. Infolgedessen ward diesem der Wunsch wieder rege, Helenens Porträt zu malen, und er teilte Frau Springer diese Absicht mit. Die gute Frau zeigte eine merkwürdige Abneigung gegen diesen Plan. Sie hatte einen intensiven Haß auf die emanzipierten jungen Damen geworfen, die zuweilen in das Atelier des Malers kamen, um ihm für seine Bilder als Modelle zu dienen. Ihr die Notwendigkeit dieser Einrichtung einleuchtend zu machen, war ganz unmöglich. Sie wies dann jedesmal auf die lebensgroße Puppe hin, die mit den nötigen Kleidern angethan zur Aushilfe diente, und ließ sich nicht begreiflich machen, daß die höchst moralischen, mit Werg ausgestopften Glieder dieses Phantoms für die Zwecke des Malers nicht ausreichen sollten. Dieser Wurm fraß schon lange an ihrem Herzen, und nun witterte sie bei dem Antrage Turnaus verbrecherische Absichten und ließ sich nur mit großer Mühe dazu bewegen, ihre Einwilligung zu geben. Daß die Sitzungen nur in ihrem Beisein stattfinden konnten, war natürlich eine selbstverständliche Sache. Es wurde eine bestimmte Tagesstunde dazu angesetzt und die Geschichte nahm ihren Anfang.

Die erste Entdeckung, die Wolfgang machte, war,

daß Helene sehr merkwürdige Augen hatte. Es geschieht einem lustigen Waldquell wohl, daß er nach ausgelassenem Tanzen und Plätschern in einer kleinen Bodensenkung sich ausbreitet und mit klarem Spiegel zum Himmel aufschaut, als wüßte er nichts mehr von all dem fröhlichen Thun. Aber kaum setzen wir den Fuß ein wenig weiter, da tanzt er wieder doppelt so lustig über die Steine davon. Wolfgang merkte bald, diese dunklen Augen konnten noch ebenso übermütig funkeln wie ehedem, aber sie schauten nicht mehr so unbefangen wie damals, und die langen Wimpern senkten sich oftmals vor seinen forschenden Blicken.

Die Vollendung des Bildes zog sich sehr in die Länge. Außerdem daß wegen sonstiger dringlicher Arbeiten nur eine kurze Zeit täglich zur Verwendung kam, konnte sich Wolfgang nicht genug thun und wendete immer mehr Fleiß und Mühe an diese Arbeit. Die Stunde, in der er an dem Porträt malte, wurde ihm mit der Zeit zu der liebsten des Tages. Mutter Springer, deren argwöhnisches Gemüt sich allmählich beruhigt hatte, saß so behaglich in einem großen Polsterstuhl aus dem siebzehnten Jahrhundert und strickte und plauderte, was der Geist ihr eingab, und zwischen Wolfgang und Helene fanden zuweilen kleine lustige Wortgeplänkel statt, die oft zu der heitersten Stimmung führten. Ein Atelier hat zwar keinen Sonnenschein, allein manchmal war es dem Maler doch, als sei in solchen Stunden ein freundliches Licht über alle Dinge gebreitet.

⁂

VI. Wetterwolken.

Als das Porträt seiner Vollendung nahe war, trat Frau Springer eines Morgens bei Wolfgang ein, um ihm nach gewohnter Weise das Frühstück zu bringen. Dieser beachtete sie nicht weiter, weil er ganz in sein Gretchenbild vertieft war und dazu mit großer Kunstfertigkeit und begeistertem Nachdruck pfiff. Aber Frau Springer hatte heute so etwas Bemerkliches an sich. Sonst bei ähnlichen Gelegenheiten kam und verschwand sie wie der dienstbare Geist im Märchen, so daß Wolfgang später beim Aufblicken in Verwunderung geriet, wo denn mit einemmal das Frühstück hergekommen sei. Aber heute fiel es ihm bald auf, daß sie da war. Sie hatte so etwas Kurzes in ihrem Schritt, und ein geflissentliches Wesen ging von ihr aus, das Wolfgang im Nachdenken störte. Die Teller klapperten so herausfordernd, als sie sie ordnete, und dann ging sie noch nicht gleich, sondern seufzte zwischen den Möbeln herum, wischte Dinge ab, auf denen kein Staub lag, und rückte Stühle zurecht, die schon so richtig standen, daß man durch siebenjähriges Nachdenken keinen besseren Platz für sie hätte ersinnen können.

Wolfgang merkte endlich, daß sie ein Gespräch herbeizuführen wünschte, schloß seine Musik mit einem wunderschönen Triller und einer überaus künstlichen Kadenz, sah hinter seinem Bilde hervor und fragte: „Na?“

Frau Springer erschrak über die plötzliche, noch nicht erwartete Anrede, denn sie rieb gerade in ihren

verzehrenden Gedanken einen polierten Metallgriff, der schon so blank war, daß er Feuerfunken von sich warf: „Das Frühstück ...“ sagte sie verwirrt.

„Jawohl,“ meinte Wolfgang zerstreut, indem die Augen wieder an seinem Bilde hingen.

Die Frau faßte sich ein Herz: „Ich habe eine Frage, Herr Turnau,“ sagte sie.

Dieser pfiff zur Antwort eine Jagdfanfare von dem Inhalt: „Heraus damit, ich bin ganz Ohr.“

„Ach bitte, Herr Turnau,“ sagte sie verzweifelt, „lassen Sie doch das gottlose Pfeifen, es ist mir sehr ernst.“

Wolfgang blickte sie erwartungsvoll an.

„Kennen Sie Fräulein Iduna Schlunk?“ fragte sie.

„Jawohl,“ versetzte Wolfgang, „sie frönt der Blumenmalerei!“

„Sie soll sehr schön malen,“ sagte Frau Springer, „Herr Registrator Schwamm hat es gesagt.“

„Ja meinetwegen,“ brummte Wolfgang, „es gibt ja auch Tiere, die Disteln fressen.“

Frau Springer hatte ein Federbüschel ergriffen und stäubte dem Apoll von Belvedere die Nase ab: „Sie war gestern bei mir,“ bemerkte sie, ohne Wolfgang anzusehen. „Sie sucht ein Atelier. — Sie meinte, Sie würden bald ausziehen. — Der Raum wäre für Sie zu klein, hat sie gesagt. — Sie scheint mir eine gesetzte, angenehme Dame zu sein. Zuletzt hat sie mich gefragt, ob sie das Atelier bekommen würde, wenn Sie auszögen, na, ich hätte nichts dagegen, habe ich gesagt.“

„Hoho," meinte Wolfgang, „da kann sie lange warten."

„Ich hätte doch beinahe Lust, ihr das Atelier zu vermieten," sagte Frau Springer mit sanfter Entschiedenheit.

„Nur über meine Leiche geht der Weg," rief Wolfgang, „wenn diese edle Dame wiederkommt, dann sagen Sie ihr: ‚Mein verehrtes Fräulein, ich beherberge in diesen Räumen einen jungen Mann von den außerordentlichsten Talenten, einen jungen Mann, den ich achte wegen seiner Kenntnisse, den ich liebe wegen seiner Eigenschaften, den ich verehre wegen seines Charakters, — kurz, einen jungen Mann von höchst musterhafter Vorzüglichkeit, von dem ich mich niemals — niemals trennen werde.'"

„Ach, Herr Turnau, Sie scherzen noch immer," sagte die Frau, „es ist ganz gewiß mein entschiedener Ernst!"

Wolfgang sah sie verwundert an: „Dies sieht ja aus wie eine Kündigung! — und weshalb denn? Mir ist das Atelier groß genug. Und wenn es mir behagt, in einer Nußschale zu malen, so ist das doch allein meine Sache!"

„Ja, Herr Turnau," sagte sie, „dagegen kann man gar nichts haben, und ich will es nur frei heraus sagen, es ist wegen der Modelle. Diese Menschen, die zu Ihnen ins Atelier kommen — von den Männern will ich gar nichts sagen, aber die Mädchen. Neulich war da wieder so eine; sie hatte so einen kecken Hut auf und sang auf der Treppe, und den Herrn Regi=

strator Schwamm, den hat sie mit ein paar Augen angesehen — er sagte nachher zu mir, es wäre ein Skandal und für ihn als einen verheirateten Mann schicke es sich gar nicht, sich so ansehen zu lassen! Fräulein Schlunk malt Blumen, da kommt dergleichen nicht vor, und da bin ich denn mit ihr einig geworden, daß sie zum ersten März hier einzieht."

Wolfgang kam es noch immer nicht in den Sinn, an wirklichen Ernst in dieser Angelegenheit zu glauben. Frau Springer hatte allerdings eine sehr eigentümliche und entschiedene Art, diesen Spaß zu betreiben, allein er hatte schon manche Schrulle der guten Dame hinweggescherzt. Sie gehörte zu den Frauen, die das Bedürfnis haben, sich von Zeit zu Zeit begütigen zu lassen.

„O liebe Frau Springer," erwiderte er, „ich glaube, Sie haben sich noch gar nicht ordentlich überlegt, was Sie da sagen. Haben Sie wohl schon an die Zukunft gedacht? Es ist Ihnen wohl nicht in den Sinn gekommen, daß es eine Nemesis gibt, und daß Sie auch einmal in die Kunstgeschichte kommen. Und dem gelehrten Professor, der einst mein Leben beschreibt, dem werden sich vor sittlicher Entrüstung die wenigen Haare emporsträuben, wenn er an das Kapitel ‚Frau Springer' kommt. Er wird es Ihnen niemals verzeihen, daß Sie die waren, die den berühmten Wolfgang Turnau, den göttlichen Wolfgang Turnau aus dem Hause geworfen hat. Die schaudernde Nachwelt wird Ihr Verfahren schon zu richten wissen, und wenn dann die Engländer und Engländerinnen kommen, um

sich den Ort anzusehen, wo diese grausame That geschehen ist, da werden sie ein rotes Ausrufungszeichen der Entrüstung machen in ihrem Murray und ‚shocking‘ werden sie sagen, ‚indeed shocking‘ und Ihr Andenken, Frau Springer, wird verflucht sein bei allen Nationen!“

Aber die gute Frau schien nicht den geringsten Wert auf die Meinung der richtenden Nachwelt zu legen, denn sie schüttelte diese Mahnworte wie Regentropfen von sich und blieb fest. Turnau schwor, er würde nicht ausziehen, er würde sich verbarrikadieren und sein Leben teuer verkaufen. Er machte sie aufmerksam auf die Menge Harnische, Armbrüste, Morgensterne, Schwerter, Arkebusen, Dolche und Reiterpistolen, die sein Atelier beherbergte, er erinnerte sie daran, daß selbst die scheue Gemse den Jäger in den Abgrund rennt, wenn ihr kein anderer Ausweg bleibt, aber Frau Springer schüttelte nur den Kopf und blieb fest.

Dahinter steckte etwas anderes; dies ward ihm allmählich klar. Er gab den scherzhaften Ton auf und fragte die Frau allen Ernstes nach dem wahren Grunde der Kündigung. Sie wollte nicht mit der Sprache heraus und versteckte sich hinter die zu Anfang der Unterredung erwähnten Motive. Im Laufe des Gespräches und des fortwährenden Abstäubens hatte sie indes mehrfach den Ort gewechselt und bekam nun mit einemmal das Gretchenbild, auf das sie zuvor niemals einen Blick geworfen hatte, zu Gesicht. Sie starrte eine Weile sprachlos auf die Leinwand.

„Herr Turnau, das Bild dürfen Sie nicht verkaufen!" sagte sie dann.

„Warum nicht?" fragte Turnau verwundert.

„Ich will es nicht haben," sagte sie, „ich will nicht, daß meine Tochter noch mehr ins Gerede kommt, als es schon der Fall ist. Das Mädchen auf dem Bilde sieht leiblich aus wie meine Helene, und ich will nicht, daß die Leute sagen, sie hätte Ihnen Modell gestanden. Es wird ohnehin schon dergleichen geredet."

„Hier wittere ich die Spuren von Iduna Schlunk!" rief Wolfgang schnell, „nun verstehe ich alles!"

„Ja, Fräulein Schlunk hat es mir erzählt, daß die Leute darüber munkeln, daß Sie ein Verhältnis mit meiner Tochter hätten, und daß sie Ihnen Modell stünde, und damit solches Gerede aufhört, müssen Sie ausziehen. Daran ist nichts zu ändern und es bleibt dabei." Damit, um jede fernere Erwiderung abzuschneiden, verließ sie schnell das Zimmer.

Wolfgang blickte ihr stumm nach, schüttelte den Kopf und setzte sich dann mechanisch an das bereitstehende Frühstück. Mit merkwürdiger Schnelligkeit verschwand dasselbe zwischen seinen fleißigen Zähnen. Allein sein Blick war bei dieser Arbeit fast immer auf jenen imaginären Punkt in der unendlichen Ferne gerichtet, den wir aufzusuchen pflegen, wenn das Gehirn mit verzehrender Gedankenarbeit beschäftigt ist. Und wenn er sein Leben hätte dadurch retten können, es wäre ihm eine Viertelstunde nach dem Frühstück nicht mehr möglich gewesen, zu sagen, was er gegessen hatte.

⁂

VII. Benno Bach.

Schnurrbartsbewußtsein trug und hob
den ganzen Mann,
Und glattgespannter Hosen Sicherheits-
gefühl. Mörike.

Wolfgang stand am Morgen des anderen Tages in seinem Atelier und rückte das seiner Vollendung nahende Porträt ins rechte Licht. Er hatte gestern den Kampf mit Frau Springer noch einmal wieder aufgenommen, allein es wäre ihm wohl eher gelungen, den Nordpol mit einem Wachslicht aufzutauen, als das gepanzerte Herz dieser Frau zu erweichen. Sie war arm und hatte nichts als ihre Tochter und ihre Ehre. Das Gift, das Iduna Schlunk in ihr Ohr geträufelt hatte, zehrte und fraß, denn sie wußte, daß der Makel der Verleumdung haftet wie ein Brandfleck auf weißer Leinwand. In ihr ängstlich sauber und rein gehaltenes Leben hatte man mit schmutzigen Fingern hineingetastet, und obgleich sie keinen Groll auf Wolfgang hegte, der ja nur die unschuldige Ursache dieses Jammers war, so mußte er doch fort, damit der Verleumdung ihre Grundlage genommen würde. Am liebsten hätte sie ihn angefleht, daß er schon morgen ginge. Das Einzige, was dieser noch hatte von ihr erreichen können, war, daß sie die Vollendung des Porträts, wozu nur noch eine Sitzung erforderlich war, gestattete, auch hatte sie sich über das Gretchenbild beruhigt, nachdem Wolfgang ihr versprochen hatte, es in der Stadt nicht auszustellen zu wollen, und nachdem er ihr eine wunderliche Schilderung von der abgelegenen, moosbewachsenen

Provinzialstadt, die dem Besteller zum Wohnsitz diente, entworfen hatte, wo das Bild aus der Welt sei und vor den Blicken unziemlicher Neugier verborgen.

Er stand jetzt und bereitete sich für die Sitzung vor, und die Gedanken, die sein Gemüt in den letzten Stunden bewegt hatten, durchgaukelten in unruhigem Tanze sein Gehirn Das Ereignis des vorhergehenden Tages berührte ihn tiefer, als er es für möglich gehalten haben würde. Aus aller Ruhe und Behaglichkeit war er plötzlich herausgeschreckt, er hatte eine ähnliche Empfindung, wie sie das erste Erdbeben im Menschen erzeugt, wenn das, was man vor allen Dingen als fest und beständig anzusehen gewohnt war, die sichere wohlgegründete Erde, plötzlich in erschrecklicher Leichtfertigkeit anfängt zu tanzen. Ja, es schmerzt oft mehr, wenn die vielen kleinen Würzelchen, die aus dem Alltäglichen ihre Nahrung saugen, losgerissen werden, als wenn eine der großen Pfahlwurzeln unserer Existenz durchschnitten wird.

Es gibt wohl nichts Unbequemeres, als wenn zu so unbehaglicher Stimmung noch Besuch von fatalen Menschen tritt. Auch diese Zuthat blieb Wolfgang nicht erspart, denn es klopfte, und herein trat jemand, den er unter allen Umständen lieber im Pfefferlande sah und für den, um ihn im gegenwärtigen Augenblick fortzuwünschen, die Geographie mit vollständig ungenügenden Entfernungen ausgerüstet war. Herr Benno Bach trat ein, ein junger Mann im Anfang der dreißiger Jahre, wohlgenährt und von rosiger Gesichtsfarbe mit einer weißen Stirn, die sich glänzend

bereits bis zum Zenith erstreckte. Den übrigen Teil des Hauptes bedeckten kurze, sehr blonde wohlgekräuselte Löckchen, in denen kein Härchen ungezählt war. Diese appetitliche Sorgfalt erstreckte sich auf den ganzen Anzug, der, von feinen Stoffen hergestellt, in sorglicher Farbenzusammenstellung und harmonischer Zierlichkeit den Körper umschloß. Trotz des winterlichen Schlackerwetters war kein irdisches Tröpfchen auf den glänzenden Stiefeln zu spüren. Er begrüßte Wolfgang in einer gewissen zerstreuten, abwesenden Art, gleichsam als zähle er im Geiste wichtige Dinge ab, und fürchte sich, einen Irrtum zu begehen.

„Ach, ich störe Sie wohl," sagte er nach der ersten Begrüßung. „Sie sind bei der Arbeit ... Ich will Sie nicht lange aufhalten, ich bitte nur um eine Feder und etwas Papier, um eine Idee niederzuschreiben, einen Gedankenzug, der sich mir aufdrängte, als ich durch das Geräusch der Nebenstraße fuhr ... Ich war unglücklich, ich hatte mein Notizbuch vergessen, da fielen Sie mir ein ... Schreibe ich dergleichen nicht sofort auf, so ist es mir entschwunden ... mein Gedächtnis ist wie ein Sieb, nur die großen Züge bewahrt es, nicht die kleinen Feinheiten ..." Dabei suchte er unruhig nach dem Gewünschten, ohne es zu finden.

„Wie ein Huhn, wenn es legen will," dachte Wolfgang heimlich.

„Dort, dort," sagte er dann, indem er ihm den Ort bezeichnete. Mit Befriedigung setzte sich Bach, jedoch fing er gleich an, hastig zwischen den Schreibgegenständen zu suchen und zu wählen.

„Lauter Bleifedern,“ sagte er, „Faber Nummer zwei, Faber Nummer drei ... Gutknecht ... Hardtmuth ... ach, haben Sie keine Feder?“ fügte er fast kläglich hinzu, „eine Stahlfeder und Tinte?“

Wolfgang brachte beides herbei. „Genügt eine Bleifeder nicht für diesen Zweck?“ fragte er.

„Ich schreibe sehr ungern mit Bleifedern, nur im alleräußersten Notfall,“ sagte Bach, „es sagt mir nicht zu, es ist mir“ ... — er suchte eine Weile in allen Gehirnschiebladen nach einem Ausdruck und krähte schließlich sichtlich erfreut — „es ist mir nicht monumental genug!“ Dann ward er eine Zeit lang unschädlich und schrieb eifrig. Wolfgang kehrte an seine Staffelei zurück und wappnete sich im stillen mit Duldung. Er haßte diesen Menschen. Benno Bach hatte davon keine Ahnung, er lebte sogar in dem Aberglauben, daß das Gegenteil der Fall sei. Er besuchte den Maler zuweilen und lobte seine Bilder, und wenn er ihm zu Wagen auf der Straße begegnete, ließ er den Kutscher halten, sprang auf die Straße, zog Wolfgang in die nächste Restauration, alle Ausflüchte nicht beachtend, und zwang ihn unter Freudenausbrüchen über das glückliche Zusammentreffen, ein Glas mit ihm zu trinken. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er einst erklärt, er halte sehr viel von Turnau und er wisse, daß diese Neigung erwidert werde. Dieser, der mit Anstrengung aller seiner Geistesgaben eben an der Arbeit war, eine Ausflucht zu erfinden, um dem Verhaßten zu entrinnen, besaß in seiner Gutmütigkeit den Mut nicht, eine Aufklärung herbeizuführen,

denn er mußte es sich doch sagen, daß der Edle ihm in Wirklichkeit niemals etwas gethan, sich sogar im höchsten Maße freundlich gegen ihn erwiesen hatte. Mittlerweile hatte er sich daran gewöhnt, diese einseitige Freundschaft wie ein unvermeidliches Schicksal zu tragen.

Bach hatte seine Niederschrift beendet und erhob sich: „Was ich hier eben aufschrieb," sagte er, „ist mir viel wert, es sind die Samenkörner zu einem ganzen Zyklus von Gedichten; ich fühle schon, wie sie keimen!" Dabei ließ er seine Züge einen sinnenden Ausdruck annehmen und starrte eine kleine Weile in sich hinein, gleichsam als belausche er diesen geheimnisvollen Werdeprozeß. Danach fielen seine Augen auf das Bild. „Ein Porträt," sagte er gleichmütig, „scheint ja ein hübsches . . . aber wie ist das möglich," rief er dann, „das ist ja Fräulein Springer! Und zwar durchaus vorzüglich gemalt, und von der größten Aehnlichkeit! Ist sie jetzt in der Stadt? Wie kommen Sie dazu?"

Wolfgang war verwundert und unangenehm berührt. „Durch ein zufälliges Zusammentreffen," sagte er, „ich kenne das Mädchen kaum."

„Sie wohnt jetzt hier?" forschte Bach.

„Ich glaube wohl," antwortete Wolfgang; dabei fiel ihm mit Entsetzen ein, daß Helene mit ihrer Mutter jeden Augenblick zur Sitzung kommen konnte; er machte sich im Zimmer etwas zu thun und verriegelte heimlich die Thür, die zu Frau Springers Räumen führte. Er hatte das dunkle Bewußtsein, daß er von jetzt ab ungeheuer lügen werde.

Bach war ganz in den Anblick des Bildes versunken: „Vergangene Zeiten steigen herauf,“ sagte er dann, „in Ostpreußen habe ich sie kennen gelernt vor anderthalb Jahren, sie war noch sehr jung, allein ihr ganzes Wesen, gemischt aus kindlichem Frohsinn und jungfräulichem Ernst, hatte etwas sehr Anziehendes für mich. Es berührte mich eigentümlich neu. Die geistreichen Weiber bekommt man auch satt. Ich sah schon eine Idylle gleich der Sesenheimer herannahen. Lyrische Stimmungen verließen mich nicht mehr. Ich war im Begriff, eine ganz neue Sorte von Liebe kennen zu lernen, und Sie glauben gar nicht, wie das zum poetischen Schaffen anregt.“

Turnau ballten sich die Fäuste bei diesen Worten und sein Herz schwoll plötzlich bei dem Gedanken an den unsäglichen Hochgenuß, den es ihm bereiten würde, den trefflichen Poeten in diesem Augenblick mit einem Stuhlbein zu Boden zu schlagen, oder ihn beim Kragen zu nehmen und durch die klirrende Glasthür die Treppe hinab zu werfen.

Bach fuhr nach einer Pause, da Wolfgang nichts erwiderte, unbeirrt fort: „Eines Sommerabends erinnere ich mich noch. Ich ging spazieren mit den beiden Töchtern des Pfarrers und Fräulein Springer. Als die Sonne unterging, standen wir auf einem Hügel unter einer großen Eiche. Vor uns senkte sich ein Kornfeld, dann kam eine schmale Wiese und dahinter ein See, der in der Ferne wiederum durch Wald begrenzt wurde. Hinter den Wipfeln dieses Waldes war die Sonne versunken und brannte nur noch mit einer

großen goldenen Glut hervor. Ringsum war alles feierlich und still, wie in Andacht versunken. Eines meiner besten Gedichte betitelt sich: ‚Sonnenuntergang‘. Sie werden sich erinnern; es beginnt:

‚Du einsames Grab
Der versunkenen Sonne ...‘

„Ich zitierte dies Gedicht mit bewegter Stimme, und als es zu Ende war, schaute ich auf Fräulein Springer, die etwas abseits stand. Sie trug einen Kornblumenkranz im Haar und schaute mit großen Augen in die Abendglut, die einen warmen leuchtenden Schein auf ihr schönes, seltsam ernstes Antlitz warf; ich glaubte eine Thräne in ihrem Auge schimmern zu sehen. Sehen Sie, lieber Turnau, das sind die Erfolge, die dem Herzen des Poeten wahrhaft wohlthun.“

Turnau war von diesem selbstgefälligen Geschwätz fast zur Verzweiflung gebracht. Als er über Helene so reden hörte, hatte er eine Empfindung, wie jemand, der eine schöne, scheinbar unberührte Frucht bewundert, aus welcher plötzlich bei näherer Betrachtung ein gefräßiger Ohrwurm davoneilt, der sie heimlich benagte. Er brummte etwas Unverständliches; Benno Bach seufzte ein wenig, strich sich sorgfältig die Stellen seiner hohen Stirn, wo früher Haare wuchsen, prüfte mit vorsichtigen Fingern den künstlich gelockten Rest, der ihm noch geblieben, und fuhr fort: „Ich denke zuweilen jetzt ans Heiraten, ganz ernsthaft sogar. Dies Bild bringt mich wieder darauf, weil es mir zeigt, wie die Zeit vergeht. Seit jenem Abend habe ich sie nicht wieder gesehen, damals war sie noch

ein halbes Kind, jetzt ist die Knospe voll erschlossen. Ich möchte sie wiedersehen. Sie haben wohl die Freundlichkeit, mir die Adresse mitzuteilen!"

Es stellte sich aber heraus, daß Herr Benno Bach sich in einem der größten Irrtümer befand, als er dies annahm. Wolfgang geriet in eine sehr täuschende Verwunderung darüber, daß ihm noch nie eingefallen sei, danach zu fragen. Die junge Dame käme mit einer älteren zu ihm, und so viel er sich entsinne, habe er aus einigen Andeutungen geschlossen, daß sie sehr weit entfernt wohnen müßten, vielleicht eine Stunde weit oder noch weiter. Ein Bahnhof sei in der Nähe ihrer Wohnung, ob der Stettiner oder der Ostbahnhof, sei ihm wieder entfallen. Es habe ihn bis jetzt auch gar nicht interessiert, aber wenn Bach es wünsche, so könne er ja auch einmal nach der Wohnung der Dame fragen, er hoffe, daß er es nicht vergessen werde. Bach ersuchte ihn noch besonders, dies ja nicht zu unterlassen. Das Bild habe sein Herz seltsam bewegt und er vermöge sich kaum von ihm zu trennen. Wolfgang meinte dann, dies fände er nicht recht begreiflich, aber in solchen Dingen seien die Ansichten der Menschen verschieden. Dabei horchte er fortwährend nach der Thür und seufzte hoch auf, als Benno Bach sich endlich empfahl und die Thüre hinter sich geschlossen hatte. Zu weiteren Gedanken blieb ihm keine Zeit, denn kaum hatte der Poet das Atelier verlassen, als von der anderen Seite Helene und Frau Springer eintraten und die Sitzung ihren Anfang nahm.

⁂

VIII. Die Sitzung.

Heute kam mit Helene kein Sonnenschein in das Atelier; sie erschien mit verweinten Augen wie der blasse Mond, während Frau Springer sie begleitete und einer drohenden Wolke vergleichbar war.

„Es ist gut, daß ich heute nur noch am Haar zu thun habe,“ sagte Wolfgang, indem er sie prüfend betrachtete. Helene seufzte, ihre Mutter sah unergründlich ernsthaft aus und strickte wie eine Maschine.

„Erlauben Sie,“ sagte Wolfgang dann, „daß ich das Haar ein wenig ordne.“ Helene neigte schweigend das Haupt, und der Maler gab mit leichten Fingern dem welligen, seidenweichen Gelock eine gefälligere und freiere Lage. Seine Hand zitterte hierbei; er hatte Helene gegenüber noch nie diese Verlegenheit empfunden. Es war, als ob von dieser Berührung eine warme elektrische Strömung ausginge, die sein Herz rascher schlagen machte und in seinem Haupte die Gedanken seltsam und lieblich durcheinander wirrte. Er konnte kaum der Versuchung widerstehen, dies schöne Köpfchen zwischen seine Hände zu nehmen und es aufzurichten, um einmal recht tief in die dunklen Augen zu sehen. Und seltsam — als er sein Werk vollendet hatte und Helene wieder aufschaute, war die Blässe ihres Gesichts verschwunden und hatte einer sanften Röte Platz gemacht.

Die Sitzung begann. Es war heute recht still in dem behaglichen Raume, man vernahm nichts als das

eifrige Klirren der Stricknadeln und von draußen das Schwatzen der Sperlinge, die in der hohen Schwarzpappel Distriktsversammlung abhielten.

Wolfgang malte, als hinge das Wohl der Welt davon ab, er wunderte sich selbst, wie ihm heute alles gelang; der alte Künstlerspruch:

Hände, Füß' und Haar
Sind des Teufels War' —

schien heute bei ihm seine Wahrheit verloren zu haben.

Nach einer halben Stunde klingelte es draußen und Frau Springer ward dadurch abgerufen. An ihrer Stelle blieb nur ein eilig zusammengeballtes Strickzeug, das mit seinen Nadeln wie ein spärlich bewaldetes Stachelschwein in die Welt starrte und ein seltsam beobachtendes Ansehen hatte, gleich als sei es sich seiner Stellvertretung wohl bewußt. Außerdem blieb auch die große Stille, nur die Sperlinge schienen bei Beratung ihrer kommunalen Angelegenheiten auf einen Streitpunkt gestoßen zu sein und erhoben einen gewaltigen Lärm, bis sie plötzlich mit Gebrause alle auf einmal davonflogen. Nun war die Stille noch auffallender, und Wolfgang, um nur etwas zu reden, erinnerte sich an den Besuch von vorhin und sprach: „Es war soeben ein alter Bekannter von Ihnen hier.“ Helene sah ihn fragend an.

„Erinnern Sie sich nicht mehr an den Abend in Ostpreußen, als Sie, einen Kornblumenkranz im Haar, in die untergehende Sonne sahen und jemand dazu lyrisch wurde:

‚Du einsames Grab
Der versunkenen Sonne . . .‘“

Helene sah ihn mit großen Augen an: „Das war Herr Bach — Sie kennen ihn?“ Dann sah sie eine Weile nachdenklich vor sich hin und fuhr fort: „Von dem Gedicht habe ich nicht viel gehört, es mag wohl sehr schön gewesen sein, aber ich dachte an andere Dinge. Man hatte vorher gesagt, daß dort Berlin läge, wo die Sonne versank. Ich dachte an meine Mutter und an unser kleines Eckzimmer, wo auch die untergehende Sonne hineinscheint, und an unseren Kanarienvogel, der dann noch zum letztenmal so schön singt, und an . . .“ Hier stockte sie eine Weile, so daß Wolfgang weiter forschte: „Und an . . .?“ — „Und an mancherlei,“ fuhr sie fort. „Ich weiß das noch sehr genau, denn ich habe oft an diesen Abend gedacht. Ich hatte Heimweh. Herrn Bach habe ich seitdem nicht wieder gesehen, er besuchte damals seinen Onkel, dem das Gut gehört.“

„Wie gefiel er Ihnen?“ fragte Wolfgang.

„Er war stets sehr zuvorkommend gegen mich,“ sagte Helene, „ich lachte niemals über seine Gedichte, wie die anderen Mädchen, die sich zuweilen die Taschentücher in den Mund stopfen mußten, wenn er vorlas. Ich kann sehr ernsthaft sein, wenn es darauf ankommt.“

„Hm,“ meinte Wolfgang, „Sie hätten nur lachen sollen.“

„Herr Bach ist doch Ihr Freund?“ fragte Helene fast verwundert.

„Ja, er ist mein Freund," rief Turnau heftig, „aber ich bin geneigt, diese Freundschaft, die der unerforschliche Ratschluß der Götter über mich verhängt hat, als ein ‚Schicksal' zu betrachten. Ich bin mit diesem Menschen behaftet, ich habe ihn wie eine Krankheit. Er ist mir zuerteilt worden als eine grausame Strafe für meine Sünden!"

Er bemerkte, daß ihn Helene wegen dieser plötzlichen Heftigkeit ganz erstaunt ansah, und fuhr fort: „Ich hätte mich seiner längst entledigt, aber leider bin ich ihm Dank schuldig, und das bindet mir die Hände und kränkt mich zugleich. Er lernte mich kennen, als ich in friedlicher Dunkelheit und ziemlich unbeachtet ein Bildchen nach den anderen strich, und hat dann zuerst auf mich aufmerksam gemacht und die Presse in Bewegung gesetzt, daß ich mit einemmal bekannt wurde. Aber dies ist mehr als ausgeglichen dadurch, daß er nun überall, wo es sich machen läßt, als mein Entdecker figuriert und mich vorführt wie ein Zirkuspferd, das er persönlich dressiert hat, daß er überall meinen Namen als eine Rose im Knopfloch trägt, um den seinigen damit zu schmücken!"

Helene nahm wie alle Frauen die Partei des Angegriffenen.

„Das hat er doch am Ende nicht nötig," sagte sie, „er gilt doch für einen berühmten Dichter!"

„Machwerk! Machwerk!" rief Turnau, „ein künstlich aufgeblasener Name, der über Nacht platzen wird wie eine Seifenblase, und es wird nichts übrig bleiben als ein wenig unreines Wasser. Sie wissen nicht,

wie das gemacht wird, wie sie zusammenhalten die Mittelmäßigen und in Blättern und Blättchen einander emporloben und gegenseitig ihre Namen und Nämchen ausschreien, bis das arme dumme Publikum endlich glaubt, von dem vielen Geschrei müsse doch etwas wahr sein. Sie wissen nichts von den Kunstparasiten, denen es nur zu thun ist um Geld oder Ruhm und die den wahren Künstlern wie Unkraut im Wege stehen. Die langen Ohren haben sie ins Publikum gestreckt und lauschen und horchen nach dem, was die große Menge haben will, und schneidern dann nach der Mode des Tages zusammen, was heute gefällt und übermorgen schon vergessen ist."

„Aber Herr Bach gehört doch nicht zu denen?" fragte Helene, ganz ängstlich gemacht durch eine Heftigkeit, die ihr kaum verständlich war.

„Herr Bach gehört zu denen," sagte Wolfgang, „die ich Kunstschwindler nenne, und das ist es, was ewig eine Kluft zwischen uns befestigt. Es ist ihm nicht um die Sache selbst zu thun, sondern vor allen Dingen um den Erfolg der Sache. Er sucht nicht mit unablässigem Streben nach Vervollkommnung aus sich herauszubilden, was die Natur etwa in ihn gelegt hat, nein, es ist ihm nur daran gelegen, einen Glanz und Schimmer um sich zu verbreiten, und in eitler Selbstgefälligkeit wird er nicht müde, fortwährend den Leuten sein liebes Ich wie auf dem Teller entgegen zu tragen."

Helene hörte ihm mit steigender Erregung zu; ihr erschienen diese Worte sehr übertrieben und grau-

sam, und es widerstand ihr, diese Ergüsse anhören zu müssen.

„Sie urteilen gewiß zu hart," meinte sie, „Sie sind eingenommen gegen Herrn Bach und thun ihm gewiß unrecht ..."

Wolfgang ließ sie kaum ausreden, er hatte sich in Feuer gesprochen und redete sich immer tiefer in seinen Groll hinein: „Ich bin zu milde," sagte er, „viel zu milde! Haben Sie einmal seine Gedichte gelesen? Das Buch erinnert mich immer an eine Eiersammlung. Nichts wie ausgepustete Eier. Lauter glänzende Schalen ohne Inhalt! Vorhin sprach er davon, daß er sich verheiraten möchte. Ich weiß ein Wesen, das seiner würdig ist. Er sollte Fräulein Iduna Schlunk heiraten; diese Künstlerin hat viel Verwandtes mit ihm, und vielleicht vereinigen sich einmal beider Talente in einem gemeinschaftlichen Sohn, der dann später seinen menschenfeindlichen Beruf darin finden wird, Arabesken von Kamillenblümlein und Vergißmeinnicht um seine eigenen mauserigen Gedichte zu malen!"

Helene kamen fast die Thränen in die Augen. Es mißfiel ihr über die Maßen, Wolfgang so sprechen zu hören, und sie konnte sich nicht enthalten, ihm dies zu sagen. „Ich hätte Sie nicht für so lieblos gehalten!" sprach sie, indem ihr das Rot in die Wangen stieg, mit zitternder Stimme.

Wolfgang sah sie groß an, er hatte offenbar diesen Ton nicht erwartet und ward plötzlich stumm und nachdenklich. Da auch in diesem Augenblick Frau

Springer zurückkam, so trat das alte Schweigen wieder ein und die Sitzung ging stumm und verdrossen zu Ende.

⁎

IX. Dämmerung.

Als Wolfgang wieder allein war, ging er eine Weile in seinem Atelier ziellos umher und stand zuweilen und starrte auf alle möglichen Dinge, ohne irgend etwas zu sehen. Ein Verdacht war in ihm aufgestiegen, den er nicht abzuweisen vermochte, und der ihm das Herz einschnürte, je mehr er seine Berechtigung einzusehen glaubte. Es schien ihm klar zu sein, daß Helene eine Zuneigung für Benno Bach hege, ja ihn vielleicht heimlich liebe. Es gibt viele unbegreifliche Dinge in der Welt, sagte er sich, und dies ist am Ende noch nicht so unerklärlich. Benno Bach war sehr reich, er hatte kein unschönes Aeußere, und vielleicht mochte ja gerade das selbstgefällige Wesen, das den Maler zurückstieß, auf Helenens Unerfahrenheit bestechend eingewirkt haben. Die harmlose Jugend verwechselt ja so leicht und gerne ein Laster mit der verwandten Tugend und umgekehrt, und nichts ist leichter, als einem so jungen Mädchen, dessen Köpfchen noch mit schönen Einbildungen erfüllt ist, Schein für Wahrheit zu verkaufen. Sollte dies Benno Bach so schwer gefallen sein, dessen ganzes Sein und Wesen Schauspielerei war, und der nichts versäumte, sein

liebes Ich auf alle Weise zu illuminieren und jeden Schein eines Verdienstes als eine leuchtende Wahrheit hinzustellen? Wolfgangs grübelnde Gedanken bohrten sich in diesen Vorstellungen fest, und an der unangenehmen Wirkung, die er hiervon erfuhr, ward ihm mit einemmal sonnenklar, wie es mit ihm selber in dieser Angelegenheit stand. Er ward plötzlich rot und dann wieder blaß, fuhr sich mit der Hand mehreremal durch das dichte Haar und blieb dann vor Helenens Porträt nachdenklich stehen. Dann rückte er einen Lehnsessel davor und saß eine lange Weile, bald das Bild betrachtend, bald in die grauen Wolken starrend, die sich verdrossen und unablässig an dem winterlichen Himmel durcheinanderschoben. Es wurde dämmerig und fing an wieder zu regnen; der Wind warf die Tropfen prickelnd gegen die Scheiben; in den Ecken und Winkeln des Ateliers lagerten sich finstere Schatten; nur das Porträt leuchtete noch mit sanftem Schimmer hervor. Aber es dunkelte immer stärker, bis allmählich Helenens Bild ebenfalls in die Finsternis versank. Draußen ward die Straßenlaterne angezündet und warf einen stillen Schein an die Decke des dunklen Raumes. Wolfgang erhob sich und sah auf die Straße. Diese Laterne brachte ihn auf einen Gedanken, sie erinnerte ihn daran, daß an demselben Abend das allerdings etwas verspätete Weihnachtsfest der „Klapprigen Laterne“ gefeiert werden sollte. „Morbrand wird dort sein,“ dachte Wolfgang, „er muß mir einen Rat in dieser Angelegenheit geben. Ich muß über diese seltsamen Erscheinungen, die sich in mir

heute abend hervorgethan haben, ins klare kommen. Es wird sich wohl ein Augenblick finden, wo ich ihn allein habe.

⁂

X. Die „Klapprige Laterne“.

Es ging eine Sage über die Entstehung des Namens „Klapprige Laterne“. In der grauen Vorzeit des Vereins, da er noch namenlos war und nur aus fünf Mitgliedern bestand, die allwöchentlich abwechselnd in ihren Wohnungen zusammenkamen, hatte es bei einer dieser Versammlungen plötzlich an die Thüre geklopft und herein war getreten der alte Diogenes, der verdammt war, noch immer ruhelos mit seiner Laterne nach Menschen zu suchen. Sie hatten ihn freundlich aufgenommen, und Morbrand, der Aelteste des Vereins, hatte gesagt: „Setzen Sie sich, Professorchen, Sie werden müde sein, denn Griechenland ist weit, und der Jüngste sind Sie auch nicht mehr.“ Der alte Diogenes hatte seine Laterne auf den Tisch gestellt und sich in den großen braunen Lehnstuhl mit Ohrenklappen gesetzt und recht kümmerlich geseufzt, daß es ganz herzzerbrechend anzuhören gewesen ist. Sie haben ihm aber viel Punsch zu trinken gegeben und allerlei anmutige Gespräche mii ihm geführt, dergleichen er sich gar nicht vermutet gewesen, so daß der alte Herr immer fröhlicher geworden ist und bald den einen, bald den anderen fast verwundert

angesehen und sich immer häufiger und eifriger die Hände gerieben hat vor lauter Behagen. Und als die Stunde später geworden ist und die Geister lebendiger, so daß in bewegtem Hin und Wieder des Gespräches Scherz und Ernst durcheinandergeschwirrt sind wie die Bienen und Schmetterlinge zur Sommerzeit am blumigen Feldrain, da ist der Alte immer helläugiger geworden und immer aufgeregter, und zuletzt ist er plötzlich aufgesprungen und hat seine Laterne genommen und sie mit einem großen Jauchzer gegen den Ofen geschmettert und hat gerufen: „Hier sind ja Menschen! Hurra! Hier sind ja Menschen! Ich brauche dich nicht mehr, ich bin erlöst!“ Danach hat er alle der Reihe nach umarmt und ihnen mit großer Rührung die Hände gedrückt, ist mit etwas schiefem Gange aus der Thür geschossen, mit ziemlichem Lärm die Treppe hinabgepoltert und niemals wiedergekommen.

Die Laterne hat man aber in ihrem dermaligen Zustande sorgfältig aufbewahrt und sie mit einem brennenden Lichte darin als ein heiliges Symbol bei jeglicher Sitzung auf den Tisch gestellt, auch gebührendermaßen den Verein feierlich nach ihr benannt. Etwa ein Dutzend Menschen hatten sich gesellig um sie geschart und versuchten das Lob zu verdienen, das einst der alte Diogenes den Stiftern gespendet hatte. Ernst und Scherz in zwangloser Abwechslung herrschten an diesen Abenden. Manche Dichtung, bevor sie in die Welt hinausging, empfing hier ihre erste Beleuchtung — die alte Laterne konnte gar scharfe Lichter werfen —, manch künstlerischer Plan kam hier in kritischem Wechsel-

gespräche zur Reife und Vollendung, doch auch der tollste Humor trieb hier seine schillernden Blüten, und nichts war so burlesk und paradox, daß es hier nicht begeistertes Verständnis gefunden hätte. Der Art war der Verein, den Wolfgang Turnau an diesem Abend besuchen wollte.

✳

XI. Das Weihnachtsfest.

Um die Weihnachtszeit herum schimmern gar viele freundliche Lichtpunkte, wie heitere Sterne sich um den leuchtenden Mond scharen, unzählige Vereine feiern dann ihr Winterfest und wochenlang strahlen allabendlich die Tannenbäume bis tief in den Januar hinein. Eine freundliche Sitte, die auch den Familienlosen eine fröhliche Weihnachtsfeier ermöglicht.

Der größte Raum stand unter den Mitgliedern des Vereins dem Bildhauer Daniel in seinem geräumigen Atelier zur Verfügung, weshalb auch dort das Fest stattfand. Als Wolfgang eintrat, fand er bereits die meisten seiner Freunde in dem behaglich und anmutig mit Tannengrün und lebenden Pflanzen ausgeschmückten Raume anwesend.

Die Bildwerke, die das Atelier enthielt, waren alle an die Wände gerückt und schimmerten hell und freundlich aus dem grünen Blattwerk hervor, in der Mitte des Raumes leuchtete ein gedeckter Tisch, und den Ehrenplatz am oberen Ende desselben nahm ein

mächtiger Tannenbaum ein, der, von Künstlerhand verziert, in Gold und Farben stand und mit mancherlei drolligem Spielwerk behängt war. Es herrschte, wie es bei derartigen Anlässen zu sein pflegt, eine gedämpfte Anfangsstimmung, die Freunde saßen behaglich schwatzend in kleinen Gruppen zusammen oder es standen einige vor diesem oder jenem Bildwerk in kritischer Beschauung.

Plötzlich klappte im Hintergrunde eine spanische Wand auseinander und ein alter Zaubergreis mit langem weißen Bart und spitzer Hieroglyphenmütze ward sichtbar. Er trug eine Kelle in der Hand und war bekleidet mit einem bunten Talar, der über und über mit blitzenden Zauberzeichen bedeckt war. Neben ihm befand sich ein dampfender Kessel auf einem Dreifuß, darunter stand eine Schale. Der Zauberer kreuzte die Arme, verbeugte sich würdevoll und sprach dann:

„Des Nordens lange Winternacht zu kürzen,
Ward einst in alter, längst vergeßner Zeit
Von einem Mann, verloren ist sein Name,
Ein wunderbarer Zaubertrank erdacht.
Gar manche Nacht, die ruhmlos der Philister
Und thatenlos im warmen Bett verschnarcht,
Saß er an seinem Werk und mischt' und trank
Und trank und mischte, bis er hingesunken
Im Schlafe noch von der Vollendung träumte. —
Es kam die Zeit, die brünstiglich ersehnte,
Es kam die Zeit, wo ihm das Werk gelang,
Wo Kraft und Milde, Süßigkeit und Feuer,
Zusammenfloß in holder Einigkeit,
Und im Verein der widerspenst'gen Kräfte
Geboren ward der wunderbare Trank!

Heil sei dem Mann! Ihm ward kein Monument
Von Stein und Erz, jedoch im Widerschein
Viel seligroter Nasen glüht und leuchtet
Ein beßres Denkmal ihm vieltausendfach! —
Sein Name schwand, sein Werk wird ewig bleiben
Wir wollen dessen heut uns heiter freuen!
Den alten Zauber wieder froh erneuen!"

Damit wandte sich der Zauberer und schwang unter unverständlichen Sprüchen seine Kelle beschwörend in der Luft. Aus der Schale schlug eine riesige blaue Flamme auf und leckte an den Wänden des Kessels hoch empor. Dann beugte er sich nieder und goß aus mächtigen Krügen, die neben ihm standen, unendlichen Wein in das Gefäß und sprach, indem er von Zeit zu Zeit mächtig mit der Kelle in der Flüssigkeit rührte:

„Es rankt die Rebe am rauschenden Rheine,
Die Kräfte der Erde saugt sie empor!
Sie bindet den Sommer und bannt ihn in Beeren,
Sie wendet und wandelt im Wechsel der Wochen
Der Sonne Gefunkel zu flüssigem Feuer,
Der Sonne Gleißen in glänzendes Gold!
Feuer zu Feuer und Flammen zu Flammen!
Heia, nun glänze, du goldige Glut,
Fließe im Feuer, du flammende Flut!"

Danach geschahen neue Beschwörungen. Im Hintergrunde erhob sich ein diabolisches Geheul und plötzlich stand wie aus der Erde gewachsen ein schwarzer Nigger da, der in den Händen eine mächtige Schale mit Zucker trug, der unter feierlichen Zeremonien dem Tranke beigemischt wurde. Auf ähnliche Weise er-

schienen die Zitronen von einem Italiener dargebracht, und als im Laufe der Zeit der Wein anfing zu sieden, tauchte ein vortrefflicher Chinese mit dem nötigen Arak auf, nach dessen Beimischung ein angenehmer Punschgeruch sich in dem ganzen Raume verbreitete und die Gemüter mit süßer Ahnung kommenden Genusses füllte. Nachdem somit die Grundbedingung eines behaglichen Abends geschaffen war, verschwanden der Zauberer und seine Gehilfen unter allgemeinem Beifall wieder im Hintergrunde, um nach einiger Zeit als gewöhnliche Menschen sich an ihren Plätzen wieder einzufinden.

Als danach die Begierde der Speise — aber noch lange nicht des Trankes — gestillt war, strahlten am Tannenbaum die Lichter auf und eine lustige Verlosung der scherzhaften Dinge, die er an seinen Zweigen trug, ward ins Werk gesetzt. Dadurch geriet allmählich die Stimmung in jene heitere Strömung, die in lebhaft rauschendem Allgemeingespräch sich kund thut, und nur zuweilen bildeten scherzhafte Vorführungen einzelner eine Insel in diesem Strome.

Der einzige, der an diesem Abend die richtige Stimmung nicht zu finden vermochte, war Wolfgang, wie wohl leicht erklärlich ist. Er hatte sich seines Beitrages in der Rolle des Chinesen erledigt und saß nun da, schweigend ein Glas Punsch über das andere schlürfend, und wälzte Gedanken. Zuweilen stimmte er mechanisch in ein besonders lautes Gelächter mit ein, um nicht aufzufallen, obgleich er selten genau wußte, um was es sich handelte. Er

war fest entschlossen, sich Morbrand anzuvertrauen, allein, so lange er diesen auch beobachtete, immer wollte der geeignete Zeitpunkt nicht kommen, wo dieser allein war.

Scherzhafte Reden und burleske Aufführungen lösten einander ab. Die Stimmung ward brausender und die feurigen Geister des starken Getränkes entflammten die Köpfe. Zu dem Duft des Punsches, der ausgeblasenen Wachslichter und verbrannten Tannenzweige mischte sich der bläuliche Nebel der Zigarren, und die Gesellschaft sonderte sich, wie es in späteren Stadien solcher Zusammenkünfte zu geschehen pflegt, in einzelne lebhaft disputierende Gruppen, in buntem Gespräch das Höchste wie das Tiefste durcheinander wirbelnd. Am Klavier tauchte ein Punschenthusiast auf und gab seiner Begeisterung singend Ausdruck:

„Und würden zu Rum die Ströme,
Und würden die Meere zu Wein,
Und schmölzen dann alle Berge
Als Zuckerhüte hinein,
Und drückt' man den Mond als Zitrone
Hinein in die köstliche Flut,
Und heizte die riesige Bowle
Mit der Erde vulkanischer Glut,
Und könnt' ich dann liegen und schlürfen
Und trinken ohn' Aufenthalt:
Es würde doch nimmer bestehen
Vor meines Durstes Gewalt!“

Der Zeitpunkt war eingetreten, wo die Menschen je nach ihrer Begabung sentimental oder streitsüchtig werden, und wo man jene Offenherzigkeiten zu

begehen pflegt, die am anderen Tage so unverdaulich auf der Seele liegen.

Morbrand hatte sich zurückgezogen, saß allein hinter dem Tannenbaum versteckt und knackte Nüsse, indem er behaglich in das bunte Treiben vor sich schaute. Diesen Augenblick ließ Turnau nicht ungenützt vorübergehen, und es gelang ihm, Morbrand so künstlich in seiner Ecke einzuzäunen, daß der Zutritt eines dritten unmöglich gemacht wurde. Es ist nicht mehr als natürlich, daß er sodann ein Gespräch anfing, das mit der Sache, die ihm am Herzen lag, einen möglichst geringen Zusammenhang darbot. Nachdem er über die Vorzüge der Haselnüsse einige begeisterte Worte geäußert und über Nüsse im allgemeinen vortreffliche Anschauungen dargelegt hatte, spann sich das Gespräch mühsam dahin, bis endlich eine kleine Pause eintrat. Wolfgang sah eine Weile auf seine rechte Fußspitze, mit welcher er ein weniges auf und nieder wippte, und sprach ohne besondere Betonung vor sich hin: „Es ist mir sonderbar ergangen, Morbrand."

„Hm," sagte dieser, seine Bereitschaft zum Hören ausdrückend, ohne sich jedoch in seiner Beschäftigung zu unterbrechen. Wolfgang fuhr einigemal mit der Hand durch sein dichtes Haar, rückte dann näher und sprach: „Ich möchte dir etwas anvertrauen, wofür ich deinen Rat und deine Verschwiegenheit erbitte." Morbrand legte den Nußknacker auf den Tisch und die eben ausgelöste Nuß säuberlich daneben. Dann nahm er seine Brille ab und putzte sie mit dem Taschentuch:

„Dies wird feierlich," sprach er. Nachdem er dann, wie es der Brauch ist, die Brille gegen das Licht gehalten und säuberlich wieder auf seine Nase gerückt hatte, that er einen tiefen Zug aus seinem Glase, lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte: „Ich bin bereit."

Wolfgang stärkte seine Seele ebenfalls mit Punsch und fuhr dann fort: „Ich habe vorher noch eine Bitte: Wenn es dir irgend möglich ist, lieber Freund, so bleibe ernsthaft bei dem, was ich dir sage. Es sind manchmal Dinge für andere sehr komisch, die dem Beteiligten bittere Bedrängnis schaffen. Wenn du durchaus lachen mußt, dann laß es mich wenigstens nicht sehen, mach's innerlich ab. Und ehe ich anfange, gib mir die Hand, alter Freund."

Morbrand blickte auf die Gesellschaft. Man achtete nicht auf die beiden Abgesonderten; in solcher Zeit und Stimmung hat jeder genug mit sich selber zu thun. Er griff unter dem Tisch nach Wolfgangs Hand und drückte sie kräftig.

„Es hat mich," sagte dieser dann.

„Was, wie, wo?" fragte Morbrand.

„Hier," antwortete Wolfgang, indem er die Hand aufs Herz legte und wie ein ertappter armer Sünder aussah. Es zuckte über des Freundes Gesicht, allein er bezwang sich: „Weiter!" sagte er.

Und Wolfgang beichtete alles herunter, was ihm auf der Seele lag. Am meisten bedrückte ihn natürlich die Befürchtung, die heute in ihm aufgestiegen war. „Wenn es sich bewahrheitet," rief er aus, „daß

sie diesen Kerl liebt, dann ist es zu Ende mit meiner Geduld, dann ist es hohe Zeit, daß er ausgerottet wird, damit er nicht noch mehr Unheil stiftet. Ich fordere ihn zum Zweikampf heraus und die Waffe soll mir ganz gleichgültig sein, wenn sie nur geeignet ist, ihn umzubringen."

Norbrand lächelte doch ein wenig. „Diese Absicht ist ja lobenswert," sagte er, „allein ich gebe dir zu bedenken, ob du dein Herz in Bezug auf das Mädchen auch genügend geprüft hast, ob dieses plötzliche Auflodern auch wirklich Liebe bedeutet, und ob dieses junge Fräulein auch die Eigenschaften und die Bildung besitzt, die einen Mann von deinen Eigenschaften dauernd glücklich machen können."

„Es ist kein plötzliches Auflodern, „sagte Wolfgang, „es ist mir nur blitzartig zum Bewußtsein gekommen, was längst in mir verborgen war. Denke dir, man hat ein altes Bild lange besessen und niemals beachtet — man betrachtet es einmal genauer und siehe da, es ist ein Rembrandt. Du kennst das Mädchen nicht: sie ist nicht geradezu schön, aber sie hat jenen milden Liebreiz, der das Herz jedes Mannes mit Wärme füllt, jenen Zauber von Gesundheit und Frische, der in heutiger Zeit so außergewöhnlich selten ist, und dazu ein heiteres, sonniges und dennoch tiefer Empfindung fähiges Gemüt. Was ihre Bildung anbetrifft, so spielt sie nicht Klavier, sie malt nicht und macht keine Verse — das ist schon bedeutend mehr, als man heutzutage billigerweise verlangen kann."

Morbrand lächelte wieder. „Nun gut, ich werde dir meinen Rat in dieser Angelegenheit erteilen. Ich fürchte nur, du wirst mit ihm nicht zufrieden sein, obgleich er der einzige und beste ist, der sich denken läßt: Wenn du sie liebst, da geh doch hin und sag's ihr!"

Wolfgang sah ihn fast verblüfft an und trommelte mit den Fingern. Er schwieg.

„Nun, warum nicht?" fragte Morbrand, „es ist das Sicherste. Die frische That erlöst."

Der Maler versank in Gedanken. So selbstverständlich der Rat seines Freundes war, es lag doch für ihn etwas Ueberraschendes darin, denn trotz alledem war er der Sache noch nicht so nahe getreten. „Wenn ich einer günstigen Antwort gewiß wäre," meinte er dann, „das Gegenteil wäre unerträglich."

„Ungewißheit ist das Unerträglichste," sagte Morbrand.

„Du hast recht," entgegnete Wolfgang, „ich will es thun, ich will mit ihr sprechen."

„Das genügt mir noch nicht," meinte der Freund, „wann willst du mit ihr sprechen?"

„In den nächsten Tagen, sobald sich eine passende Stunde findet."

„Dieser Plan ist schlecht," sagte Morbrand, „binde dich an eine bestimmte Zeit, zum Beispiel morgen nachmittag Punkt vier Uhr. Erhebe dies zum festen Vorsatz."

„Warum das?" fragte Wolfgang verwundert.

„Du weißt," antwortete der Freund, „ich gehöre

selber ein wenig zu den Leuten, die ihr ganzes Leben lang ‚nächste Woche anfangen wollen'. Wie manches habe ich nicht im Leben versäumt, weil ich heute nicht that, was ich morgen oder übermorgen thun wollte, wenn die passende Stunde sich fände. Darum, wenn dir die Zeit genehm ist, so schlage ein."

„Ich verspreche auch dies," sagte nach einer Weile der Maler und drückte dem Freunde kräftig die Hand. Danach mischten sich beide wieder unter die übrige Gesellschaft. Eine innere Heiterkeit war nach diesem Entschluß über Wolfgang gekommen und fröhlich nahm er von jetzt ab an allem teil, bis auch dieser Abend verbrauste und verschwamm, wie jede heitere Stunde dahingeht — Schaum, der eine Welle der Ewigkeit krönt.

*

XII. Die Werbung.

Am anderen Morgen, als Wolfgang trotz der durchschwärmten Nacht zur gewöhnlichen Zeit erwachte, lobte er den Rat Morbrands, denn frei von allem Zweifel stand vor ihm, was er zu erfüllen hatte, und jene geistige Anspannung, mit der man Dingen entgegen geht, die auf keine Weise mehr zu ändern sind, verließ ihn nicht mehr. Am Nachmittage, kurz vor der bestimmten Zeit, als er von seinem Mittagsessen zurückkehrte, begegnete ihm, was sonst allerdings nicht als

ein gutes Omen betrachtet wird, Frau Springer vor der Hausthür, im Begriff auszugehen, allein ihm erschien es wie ein günstiges Vorzeichen, da er kaum zu hoffen gewagt hatte, Helene allein zu treffen.

Er stand in seinem Atelier vor seiner großen braunen Wanduhr, die ein Erbstück war, bis der Zeiger auf die volle Stunde deutete, und als das alte Mirakel mit großem Aufwand von innerem Schnurrwerk anhob, vier zu schlagen, marschierte er geradeswegs in sein Schicksal hinein. Auf dem Korridor lauschte er eine Weile, ehe er an die verhängnisvolle Thür klopfte. Er hörte nichts als den schmetternden Gesang eines Kanarienvogels. Als er hineintrat, wurde er fast geblendet, denn Helene befand sich in dem bereits erwähnten Eckzimmer und die untergehende Sonne sandte einen vollen Strom rotgoldenen Lichtes hinein. Das Mädchen erhob sich und stand mitten in dem Glanze da.

Turnau trat ein wenig zur Seite, um dem blendenden Lichte zu entgehen: „Ich wünsche Ihre Frau Mutter zu sprechen," sagte dieser heuchlerische Sünder.

„Sie ist ausgegangen, aber sie wird bald zurückkehren," war die Antwort.

„Darf ich sie hier erwarten?" fragte der Maler.

Helene schwieg verlegen, es war offenbar gegen ihre Instruktion, ja zu sagen. Aber Wolfgang nahm die Gelegenheit wahr und blieb.

„Sie zürnen mir doch nicht mehr wegen des Gespräches von gestern," sagte er, „mir fällt es

wieder ein, weil der Ort mich daran erinnert. Hier ist die untergehende Sonne, die in das kleine Eckzimmer noch einmal so schön hereinscheint, hier ist der schmetternde Kanarienvogel, an alles dies haben Sie gedacht an jenem Abend, aber hier ist heute noch jemand, der bis jetzt sozusagen zum Hause gehörte — haben Sie sich damals auch an diesen erinnert, Helene?"

„Herr Turnau, Sie fragen seltsam," sagte Helene verwirrt, und zu dem Rot der Sonne, das auf ihren Wangen lag, trat eine tiefere Glut.

„O die Frage ist nicht seltsam," rief Turnau, ein freundliches Gedenken thut dem Menschenherzen wohl. Ich soll in kurzer Zeit aus diesem Hause gehen, wo ich die glücklichste Zeit meines Lebens verbrachte, da wäre es mir liebes Bewußtsein, wenn ich die Gewißheit hätte, daß meiner zuweilen gedacht wird."

Helene schwieg und sah ihn an. In der Tiefe ihrer Augen lag ein warmer Schein, ein stilles Leuchten ging von ihnen aus, das Wolfgangs Herz pochen machte und sein Blut rascher strömen ließ.

„Ich gehe sehr ungern aus diesem Hause," rief er, „und doch würde ich es mit Freuden verlassen, wenn ich eine Gewißheit hätte; darf ich sagen welche?"

Die Sonne war unterdes in schweren Wolken verschwunden, aber es war dies nicht allein, was das Antlitz Helenens tödlich erblassen machte.

Der kleine Kanarienvogel hatte aufgehört zu singen und es war so still im Zimmer, daß man das leise

Knistern des Mieders hörte, das vom Sturm des jungen Busens bewegt wurde.

„... Daß Sie mit mir gehen!“ sagte Wolfgang. Er flüsterte es fast, und doch war beiden die ganze Welt in diesem Augenblicke mit dem Klange dieser Worte erfüllt. Helene sah ihn an starr wie im Traume, dann irrten ihre Augen wie Hilfe suchend umher — sie wollte entfliehen, allein Turnau trat ihr entgegen und sie sank ihm in die Arme und an die Brust, wo schon seit lange ihre Heimat war. Seine Lippen suchten die ihren und fanden sie, und die langgehegte stille Glut strömte nun süßberauschend ihm entgegen. Dann flüsterte sie an seiner Brust: „An jenem Abend dacht' ich auch an Sie. Und immer, jeden Tag, seit ich fort war, je länger es dauerte, je mehr.“

„Und niemals hast du diesen vergoldeten Poeten lieb gehabt, auch nicht ein kleines bißchen?“ rief er jauchzend.

Sie hob den Kopf und schüttelte ihn verwundert: „Hast du das jemals gedacht?“

„Hurra,“ jubelte Wolfgang, „ich war ein Thor, ein Narr, ein vollkommener Narr. Wo ist die Sonne, die Sonne soll noch einmal kommen, sie hat noch niemals einen so glücklichen Esel gesehen!“ Und die Sonne erfüllte sein Verlangen. Groß und rot sank sie hinter der Wolke hervor und warf noch einmal, bevor sie schied, ihr verklärendes Licht auf die zwei Glücklichen. Wolfgang hielt Helene umschlungen und sah mit ihr hinaus in die Glut.

„Nun fehlt nur noch die Mutter,“ sagte Helene.

„Ja, die Mutter,“ sagte Turnau, „horch, da kommt sie schon.“ Und als Frau Springer noch außer Atem von den vier Treppen über den Korridor kam und die Thür zu ihrem kleinen Eckzimmer öffnete, da, im letzten Schein des Abendrotes — ja, da stand die Bescherung!

Der Rosenkönig.

*

Sonnabend den 1. April.

Dem Drängen und Treiben bin ich nun glücklich entronnen. Hier ist es fast friedlich und still, ich möchte beinahe vergessen, daß ich in einer großen Stadt wohne, tönte nicht ein fernes Rollen und Brausen zu mir her, gleichsam das Wogenrauschen des ewig flutenden Menschenmeeres. Im Winter, da ging es schon an; zumal ich fremd in der Stadt, und mir das ungewohnte Leben und Hasten neu war. Ich wohnte so recht mitten darin, wo Handel und Verkehr in den engen Adern winkeliger und verräucherter Straßen mächtig pulsieren. Nun aber, da der Frühling ins Land kam, zog es mich hinaus in die Stille der Vorstadt, wo man dem Frühling ins Angesicht sehen kann, wo es noch Bäume gibt und junges Grün und blühende Gärten, wo man außer der unvermeidlichen Drehorgel auch einmal den Schlag eines Vogels vernimmt, und wo der Donner des Himmels nicht untergeht im Geräusch des lauten Tages.

Heute gab es das erste Gewitter, und unter Blitz und Donner hielt ich den Einzug in mein neues Reich.

Meine Fenster schauen auf einen zum Nebenhause gehörigen großen Garten hinaus — und als sich das Wetter verzogen hatte und die siegreiche Sonne milde wieder hervortrat, öffnete ich das Fenster und ließ den frischen Duft der erquickten Erde zu mir herein. Von den jungen Blätterknospen rannen die blitzenden Perlen; ein sanfter Regen vertropfte langsam, wie von der sinkenden Sonne aufgetrunken, und ein schöner Regenbogen stieg aus dem leuchtenden Knospengrün auf in das einförmige Grau des Himmels.

Ein jeder Mensch hegt nun wohl in seiner Brust dergleichen kindliche Thorheit, und so muß ich denn bekennen, daß mir das als eine anmutige Vorbedeutung erschien, als müsse ich an diesem Orte rechten Frieden haben und dereinst etwas Schönes erleben.

Es ist aber doch ein unbehagliches Ding um eine neue Wohnung.

Nun sitze ich hier an einem unbekannten Schreibtisch in einem Zimmer, mit dem ich nicht vertraut bin, unter lauter fremden Dingen, und ein Bett erwartet mich, in dem ich noch nie geruht. Es ist einem ähnlich zu Mute wie in einer Gesellschaft unter lauter unbekannten Menschen. In solchen Augenblicken begreife ich sehr wohl die Anhänglichkeit vieler Leute an alte Möbel und Geräte, die sie schon von ihren Vorfahren überkommen haben, mit denen sie aufgewachsen sind, mit deren Schnitz- und Bilderwerk ihre Kinderphantasie sich schon beschäftigt hat, und an deren Anblick hundert Erinnerungen geknüpft sind, fröhliche und traurige. Mein einziges Möbel, mein altes braves

Schreibzeug, blickt mich allein vertraulich an mit seinem Muschel- und Blätterwerk aus Gußeisen.

Draußen ist eine dunkle, wolkenverhangene Frühlingsnacht.

Das Gewitter ist weit fortgezogen und steht am fernen Horizont als ein stummes Wetterleuchten; dunkel und schweigend ruhen die schwarzen Baummassen; nur zuweilen fällt ein schwerer Tropfen von den sattgetrunkenen Knospen leise hernieder.

*

Sonnabend den 15. April.

Jetzt fängt schon die gute alte Dame Gewohnheit an, mich mit ihren leisen Banden zu umspinnen; ich werde heimischer in dem Raume, der mir zur Wohnung dient, und vertrauter mit den Gegenständen, die mich umgeben. Der alte Sekretär, der mir als Schreibtisch dient, trat mir zuerst näher, dadurch, daß man einen gewissen Kunstgriff anwenden muß, um seine wackelige Klappe zu schließen; es besteht auf diese Weise eine Art von Geheimnis zwischen uns beiden, und das befördert die Bekanntschaft. Meine Bücher schauen mich wohlgeordnet aus dem Glasschranke an mit ihren Titeln wie mit bekannten Gesichtern; so ein Buch ist ein lieber trauter Freund, und oft wiege ich einen dicken schweren Band wohlgefällig in der Hand und denke über das Sonderbare nach, daß solch ein unscheinbarer viereckiger Körper so eine Menge von

herrlichem Inhalt birgt, der beim Lesen gleichsam aus ihm herauswächst wie ein prächtiger Wunderbaum mit Blüten, Früchten und gaukelnden Schmetterlingen. Da sehe ich denn wohl den Schreiber dessen im Geiste vor mir im stillen Zimmer bei der einsamen Lampe, wie er gewiß viele Abende darüber saß und dachte und dichtete, wie sein Auge blitzte bei der Erfassung eines Gedankens oder wie er vor sich hinstarrte in stillem Sinnen.

Nun ist die Hand längst verdorrt, die dies schrieb, und das bißchen Staub, das im Leben seinen Namen führte, ruht unter einem schweren Leichenstein, aber der Geist ist unsterblich — der ging hinaus ins Volk, und viele Tausende von stillen Lesern ließen den Wunderbaum vor sich aufwachsen, labten sich am Dufte der Blüten, kosteten die süßen Früchte und erfreuten sich still an dem leichten Flatterspiel der Schmetterlinge. Es muß etwas Herrliches sein, ein solches Buch geschrieben zu haben.

Doch das schönste Buch liegt draußen vor mir aufgeschlagen, wo ein eiliger Frühling mit mildem Regen und Sonnenschein seine altbekannten immer neuen Werke schreibt.

Manch schöne Stunde zieht es mich von der Arbeit ans Fenster; es ist aber auch dort zu viel Anmutiges zu schauen und zu hören. Ein großer wohlgepflegter Garten mit sauberen Steigen und prächtigen Gebüschgruppen breitet sich vor mir aus, und bis zu meinen Fenstern hinauf ranken Rosen, deren Bätterknospen sich schon gewaltig entfalten. Wenn alles grün ist, wird mein Fenster erst hübsch werden.

Da gilt es nun den Gang des Frühlings zu verfolgen, und alle Tage entdecke ich Neues und Schönes. Herrlich gewachsene Rosenstämme und Büsche sieht man überall; über die Steige hinaus sind Laubengänge davon gezogen, an den Wänden ranken sie empor; das muß eine zauberische Pracht sein, wenn alles glüht und blüht.

Das lebende Getier will auch beobachtet sein; der Vogel, der durch die Zweige schlüpft oder im Sonnenscheine über die Wipfel fliegt, der frühe Schmetterling, der im leisen Winde dahingaukelt, und die Lerche, die sich zuweilen vom Felde aus über den Garten verirrt und wie ein jubelnder Punkt darüber steht.

Nun gar mein Nachbar, der Besitzer des schönen Gartens, ein freundlicher Mann mit dunklen schönen Augen und weißem Haar, obgleich er noch gar nicht so alt zu sein scheint, und jenem wehmütig-freundlichen Zug um den Mund, der auf ein tiefes Gemüt schließen läßt, der ist wahrlich geeignet, die Gedanken von meiner Arbeit abzulenken. Den ganzen Tag arbeitet er mit einem alten Diener im Garten, schneidend, begießend, pflanzend und hegend; es scheint, als wenn unter dem sanften Blick seines Auges, unter dem verständigen Walten seiner Hände alles mit größerer Freude emporwächst. Wenn ich mich aus dem Fenster lege, kann ich sein kleines, anmutiges, von Epheu und Rosen umsponnenes Häuschen mit einer Glasthür nach dem Garten hinaus seitwärts liegen sehen und am frühen Morgen erwarte ich ihn schon, wenn er pünkt-

lich um sechs Uhr aus der Thür tritt, um sein anmutiges Tagewerk zu beginnen.

Die Frage nach den früheren Lebensschicksalen dieses Mannes beschäftigt meine Gedanken oftmals, und ich ergehe mich dabei in den wundersamsten Vermutungen, doch keine will mir ausreichend erscheinen. Für eine Militärperson sieht er nicht steif und militärisch genug aus, für einen Geschäftsmann nicht nüchtern, für einen gewesenen Beamten nicht trocken, für einen Lehrer nicht pedantisch genug, kurz, kein Stand will mir für ihn passend erscheinen; am geneigtesten bin ich zu glauben, daß er überhaupt niemals einem angehört hat, ein kleines Vermögen besitzt, in seiner Jugend viel reiste und nun mit einem alten Diener und einer ebenso alten Dienerin unter seinen Blumen ein behagliches Junggesellenleben führt.

Bei alledem geht es mit meiner Arbeit frisch vorwärts, mein Geist kehrt nach den anmutigen Ruhepunkten, die ich ihm gönne, um so lebhafter zurück, und Frieden und Ruhe ist in mein Gemüt eingekehrt in dieser friedlichen Behausung.

*

Montag den 17. April.

„Das ist der Rosenkönig," sagte mein Wirt. „Rosenkönig — wieso?" fragte ich verwundert.

Mein Wirt, Herr Grund, ist ein vortrefflicher drolliger Kauz. Immer beweglich und geschäftig den ganzen Tag, so daß seine Familie und sein Haus dem

unruhigen Rentier lange nicht zur Entfaltung seiner Thätigkeit genügen. Auf die ganze Nachbarschaft und noch weiter, wo nur irgend ein Bekannter aufzuspüren ist, erstreckt sich seine unermüdliche Wirksamkeit. Mit diesem geht er aus, eine Wohnung zu mieten, jenem vermittelt er einen Mieter. Hier besorgt er Einkäufe und Bestellungen bei seinen täglichen Gängen in die Stadt, dort wartet er mit den neuesten Ereignissen des Tages auf. Alle städtischen Angelegenheiten sind ihm geläufig. Soll irgendwo eine neue Straße angelegt werden — Herr Grund ist bis ins kleinste davon unterrichtet; ist jemand über die neueste Steuer in Zweifel — Herr Grund weiß darüber gründlichste Auskunft zu geben. Alle Häuser der Nachbarschaft mit ihren guten und schlechten Eigenschaften sind ihm vollständig bekannt, er kennt fast jeden ihrer Einwohner. Dabei in seiner gutmütig-freundlichen Manier und dem wahrhaft freudigen Eifer, womit er alles betreibt, wird er nie lästig, und mir ist seine praktisch-prosaische Weise, in der er über alles denkt, mit der er alles angreift, eine wahre Erquickung, ein erfrischendes gesundes Bad bei all den poetischen Gespinsten, die mein Hirn anfüllen.

Aus diesen Gründen war es mir um so überraschender, diesen poetischen Namen von Herrn Grund mit einem solchen Gleichmut wie eine alltägliche Bezeichnung aussprechen zu hören.

„Rosenkönig — wieso?“ fragte ich verwundert.

„Ja,“ sagte Herr Grund, „so wird er genannt wegen seinen schönen Rosen. Das sollten Sie sehen,

wenn die blühen. — Ich sage Ihnen, in dem Garten steckt ein Kapital, sage ich Ihnen — ein Kapital. Na — Liebhaberei — der eine so, der andere so — Das Haus . . ."

„Ein reizendes Haus!" flocht ich ein.

„Nun ja," fuhr Herr Grund fort, indem er gutmütig lächelte — „romantisch, höchst romantisch, aber ich sage Ihnen, die Zimmer nach vorne heraus — gar nicht zu heizen. Sie glauben nicht, welche Menge Holz Herr Born im Winter gebraucht — kolossal!"

Und dabei sprach er das Wort „kolossal" mit solchem gewichtigen Nachdruck aus, als habe jede einzelne Silbe ein vierspänniges Fuder Klafterholz zu bedeuten.

„Also Born heißt der Rosenkönig eigentlich?" fragte ich, um Herrn Grund wieder ins Geleise zu bringen.

„Ja, sehen Sie," sagte er in einem Tone, der eine längere Auseinandersetzung erwarten ließ, „das Haus gehörte früher der alten Frau Rätin Born, der Großmutter des Rosenkönigs. Die lebte dort mit ihrer unverheirateten Tochter. Die haben den Rosenkönig erzogen, denn seine Eltern sind beide früh gestorben. Nun wissen Sie ja — Weibererziehung. — Von dieser Pimpelei machen Sie sich gar keine Vorstellung — großartig! Mit anderen Kindern kam er gar nicht zusammen, denn das litt die Alte nicht, und die Tochter war noch schlimmer. Ich war damals ein Junge — na, Sie wissen ja, wie Jungens sind — wir sind in gleichem Alter, der Rosenkönig und ich — und mich

hielten die beiden Frauenzimmer nun ganz besonders für eine Ausgeburt der Hölle. Freilich band ich ihren Katzen Blasen an den Schwanz und schoß ihre Hunde mit dem Pustrohr und stahl ihnen Sommer für Sommer das beste Obst aus dem Garten, aber den Haupthaß hatten sie auf mich geworfen, weil ich den süßen Jungen neckte und quälte, wo ich nur konnte. Ich hatte ihn Pimpelfritze getauft, und wo er sich blicken ließ, riefen wir dies hinter ihm her, im Winter warfen wir ihn mit Schneebällen und im Sommer sogar mit noch schlimmeren Dingen — na, es war unrecht, aber was thut so ein Junge nicht alles. Na kurz, er wuchs so heran; in die Schule ging er nicht, er hatte Hauslehrer und Gouvernanten, alle vier Wochen eine andere, später auch dies nicht mehr, sondern er studierte allein weiter, wie man sagte. Dann weiß ich einige Zeit nichts mehr von ihm, da ich fortkam in die Kaufmannslehre. Später, als er schon majorenn war und sein bedeutendes mütterliches Vermögen angetreten hatte, lebte er noch immer bei den alten Damen, ebenso eingezogen wie früher. Dann wurde er auf einmal rappelköpfig, man weiß nicht warum, trat das erste Mal energisch auf gegen die beiden Alten, und es dauerte nicht lange, so reiste er unter Heulen und Wehklagen der beiden Frauenzimmer ab, wie man sagte, nach einer auswärtigen Universität. Dann ist er lange Zeit fort gewesen, später auf Reisen, zuweilen kam er auf einige Tage und besuchte seine Verwandten, aber nie lange, es war, als wenn es ihm keine Ruhe ließe. Mittlerweile sind dann beide

gestorben und einige Jahre, nachdem die Tante begraben war, kam er ganz wieder her, ließ das verfallene Haus neu herrichten und brachte den verwilderten Garten allmählich in den jetzigen Zustand. Sehen Sie, das ist die Geschichte — doch was stehe ich hier und schwatze, es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, ich muß zur Stadt und Möbel kaufen helfen für ein junges Ehepaar — sie ist eine entfernte Cousine meiner Frau — apropos, was rauchen Sie da für eine Zigarre — Kostenpunkt? wenn ich fragen darf."

Ich nannte den Preis.

„Hm, hm," sagte er, „es geht an; aber für den Preis will ich Ihnen weit Feineres verschaffen — ich kenne die Quellen. — Warten Sie, heute nachmittag werde ich Ihnen eine Probe mitbringen. — Exquisit — höchst exquisit! sogar noch etwas billiger. Guten Morgen!" Damit war er zur Thür hinaus.

*

Sonntag den 7. Mai.

Wie die Tage so sanft dahinfließen in Arbeit und Muße, in angestrengtem Denken und müßigem Sinnen und allerlei kleinen Thätigkeiten. Ich hatte von jeher eine Gabe, mich am Kleinleben der Natur, an dem Walten und Treiben um mich her zu vergnügen und dann mit erfrischten Kräften an meine Arbeit zurückzukehren. Die Fliege, die über mein Blatt spaziert, beobachte ich mit Interesse, macht sie einmal einen Punkt in meine besten Satzkonstruktionen, wo

kaum ein Komma am Platze wäre; die Spinne, die am Fenster ihr Netz baut, der Schmetterling, der vorüberfliegt, die Biene, die zufällig ins Zimmer summt, der Vogel, der draußen auf dem Zweig vor meinem Fenster konzertiert, alle finden in mir einen harmlosen Bewunderer ihrer Schönheiten, Fähigkeiten und Talente. Eine Rosenranke, die vor meinem Fenster im leisen Winde zittert und schwankt und nun schon mit fast voll entwickelten Blättern prangt, war mir eine Fundgrube der Beobachtung und ist es noch in ihrer fortschreitenden Entfaltung. Den Rosenkönig aber betrachte ich als meinen Hofgärtner, sein Garten ist eigentlich auch meiner; so weit ich ihn übersehen kann, kenne ich ihn fast ebensogut als er, das heißt von außen, was für ihn damit verwachsen ist, kenne ich natürlich nicht.

Es ist nun aber auch Mai, und zwar ein rechter Mai von Gottes Gnaden. Das ist nicht der ungezogene Range, der mit Schnee und Hagel unter die duftenden Blüten wirft und wild zerzaust, was er eben erst aus schüchterner Knospe gelockt hat, das ist nicht der launige Schlingel, der verdrossen umherrumort bei grauem, langweiligem Himmel, der sich beträgt wie ein unartiger Schulknabe, daß man ihn am Ohre nehmen möchte und ausrufen: „Junge, was unterstehst du dich!“ Nein, das ist der lächelnde, rosige Genius mit wallenden Locken, mit dem Gesicht wie Sonnenschein, der Zauberer, aus dessen Fußstapfen Blumen sprießen, bei dessen mildem Blick Flur, Berg und Wald ergrünen, blühen und klingen in heller Luft, im freu-

digen Gefühle des jungen Seins. Im Triumph kommt er gezogen unter blauem Baldachin mit schimmernden weißen Wolken, mit seinen Dienern, Sonnenschein und mildem Regen, mit seinen gefiederten Hofsängern und seinen zierlichen Pagen, den Schmetterlingen.

Seiner Majestät des Königs Mai erste Sängerin, Frau Nachtigall, ist nach längerem Urlaub aus Afrika zurückgekehrt. Gestern abend war wieder große Soiree und es dauerte fast die ganze Nacht. Der Mond und alle Sterne waren zugegen und die großen alten Bäume, sowie die kleinsten Büsche standen ganz stille da, und horchten mit allen Blättern, um keine Note zu verlieren. Selbst die großen dummen Tulpen rührten sich nicht und standen still im Mondschein auf ihren langen Stengeln. Es war ein Solo mit Brummstimmen; diese wurden von den Maikäfern ausgeführt, die um den blühenden Kirschbaum summten, der nahe bei meinem Fenster steht, wo ich die Fremdenloge inne hatte. Frau Nachtigall aber saß auf dem weißleuchtenden Zweige, nahe vor mir, und sang und sang und schmetterte, als wollte sie sich die kleine Seele aus der Brust singen. Gern hätte ich der Künstlerin meinen allerhöchsten Beifall kundgethan, allein, da ich dies nicht auf menschliche Weise äußern konnte durch erhebliches Klatschen und einiges Brava-bravissima-Gebrülle, aus Furcht, das Zartgefühl der Sängerin zu verletzen, so enthielt ich mich dessen, schloß später leise das Fenster und ließ mich in Schlaf singen. Daher kann ich über den Schluß des Konzerts nur sagen,

daß es am Morgen entweder schon wieder angefangen hatte oder noch gar nicht zu Ende war.

An diesem Morgen habe ich eine liebliche Entdeckung gemacht. Ueber den Garten des Rosenkönigs hinweg kann ich in den benachbarten sehen, der, da das Terrain nach dorthin etwas ansteigt, höher gelegen ist und durch eine nicht sehr hohe, aber dichte lebende Hecke abgeschlossen wird. Zuweilen hatte ich wohl arbeitende Leute darin bemerkt, auch eine alte Dame von freundlichem Aussehen, aber heute morgen in der Frühe, als selbst der Rosenkönig noch nicht im Garten war und ich ahnungslos hinaussah, bemerkte ich dort ein junges Mädchen. Nur der braune Lockenkopf war mir im Anfang sichtbar, da sie sich dicht hinter der Hecke befand; aber bald trat sie weiter in den Sonnenschein hinaus, und nun konnte ich die anmutige Gestalt in dem hellen Sommerkleide bewundern, wie sie mit dem Gebaren eines Menschen, der nach längerer Abwesenheit heimkehrt, in den Steigen umherging, alles mit Interesse betrachtend. Hier und dort verweilte sie und beugte sich zu einer Blume nieder, daß die Locken über das rosige Gesicht fielen, dann stand sie einmal und spähte zu einer Grasmücke empor, die ihr Morgenlied im Wipfel eines Baumes sang, bis endlich die Glasthür des Rosenkönigs klang, und sie schnell zu einer entfernteren Stelle der Hecke lief, wo diese sehr niedrig war. Dort stand sie und lachte und winkte dem Rosenkönig.

Der freundliche Mann begrüßte sie mit vergnügtem Gesicht und reichte ihr die Hand über die Hecke. Dann

standen die beiden dort längere Zeit und sprachen miteinander; ich konnte wegen der Entfernung nichts verstehen, nur den melodischen Klang ihrer Stimme vernahm ich. Dann nahm sie Abschied und ging dem Hause zu. Ich schaute der leichten Gestalt nach, so lange ich sie erblicken konnte, dann sah ich dem Rosenkönig nach, wie er friedlich und still durch seinen Garten schritt; dann ging ich an meine Arbeit zurück und betrachtete nachdenklich die Papiere und Bücher, die auf meinem Tische ausgebreitet waren; ich betrachtete sie mit einem gewissen Mitleiden, denn es fing in mir an zu dämmern, daß dies neue Objekt, das in den Kreis meiner Beobachtungen getreten war, mehr als alle anderen geeignet sei, der Beschäftigung mit diesen Dingen eine gefährliche Konkurrenz zu machen.

*

Sonntag den 21. Mai.

Trotz der angestrengtesten Beobachtungen habe ich meine Nachbarin in diesen Tagen nur flüchtig gesehen, wenn sie durch den Garten ging zu einer Laube, deren entsetzlich dichte Zweige nicht das geringste von ihr blicken lassen. Dort arbeitet sie gewiß, wie ich aus Büchern und Heften schloß, die sie trug. Heute aber, als ich von meinem Morgenspaziergange nach Hause kam, verwünschte ich mein unzeitiges Davonlaufen, denn gerade als ich aus dem Fenster sah, ging sie im Garten des Rosenkönigs an dessen Seite dem

Hause zu. Sie blieben noch einmal bei einer Blume stehen, sprachen zusammen, und der Rosenkönig pflückte sie galant und überreichte sie mit einer Verbeugung. Dann gingen sie zusammen in das Haus, und ich stand da und hatte das Nachsehen. Aber an diesem Tage sollte ich doch noch Glück haben und zwar ein großes, denn es war mir vergönnt, die Bekanntschaft des Rosenkönigs zu machen. Das vermittelte die schwankende Rosenranke vor meinem Fenster.

Ich saß ganz vertieft bei meiner Arbeit, so daß ich sogar das Hinüberspähen zum Nachbargarten vergessen hatte; da ward mit einemmal ein Geräusch vor meinem Fenster, als würde eine Leiter angelegt, und es fing an, langsam und bedächtig hinaufzusteigen. Ich sah schnell hinaus und dem Rosenkönig gerade ins Gesicht, denn er stand neben meinem Fenster auf der Leiter und hatte seine Hand nach der widerspenstigen Rosenranke ausgestreckt, die schon so lange vor meinem Fenster geschwankt hatte.

„Guten Morgen," sagte er, indem er über mein verlegenes Gesicht lächelte.

„Guten Morgen," sagte ich und wollte mich schnell wieder zurückziehen, als der Rosenkönig fortfuhr: „Ich möchte die Rosenranke anbinden."

„Bitte, lassen Sie sie frei," bat ich nun, „ich habe mich so an sie gewöhnt, daß ich sie entbehren würde ... nun bekommt sie auch schon Knospen ... es wird hübsch sein, wenn mir die blühenden Rosen ins Fenster nicken."

„Sie lieben die Rosen?" fragte er, und ließ die

Ranke fahren, die er bereits ergriffen hatte. „Vor allen Blumen,“ war meine Antwort.

Der Rosenkönig ließ einen Blick über seinen Garten gleiten, dann fragte er: „Möchten Sie meinen Garten wohl einmal ansehen? Es ist noch nicht seine Zeit, aber vielleicht macht es Ihnen doch Vergnügen.“

„Sehr gern,“ war meine erfreute Antwort, und ich muß bekennen, daß in dem Augenblicke der Gedanke wie eine duftende Rose in mir aufblühte, auf diese Weise vielleicht meine schöne Nachbarin kennen zu lernen. Ich wollte mich anschicken, der Einladung sofort nachzukommen, aber der Rosenkönig rief mich zurück: „Machen Sie keine Umstände, lieber Herr . . .“ „Walter, Heinrich Walter,“ schob ich ein. „Machen Sie keine Umstände, lieber Herr Walter; mancher junge Mann ist schon auf der Leiter durchs Fenster zu einer Rose hinaufgestiegen, so können Sie auch einmal auf demselben Wege zu den Rosen hinuntersteigen.“

Damit war er hinabgeklettert, hatte die Leiter umgedreht und an mein Fenster gelegt. Während ich hinabstieg, spähte ich in den Nachbargarten hinüber, allein dort ließ sich niemand sehen.

Dann gingen wir durch den sonnebeschienenen Garten, und nun erst lernte ich alle seine Schönheit kennen und schätzen. Er war ein Kunstwerk in seiner Art. Nirgends drängte sich etwas störend vor, alles erschien an seinem Platze in vollendeter Harmonie, niemals war der Natur ein Zwang angethan, sondern alles schien von selber freudig hervorgewachsen in geregelter Schönheit. —

Wir sprachen mancherlei von Blumen und Bäumen. Der Rosenkönig pflückte im Vorübergehen hier ein gelbes Blatt weg, dort nahm er eine Raupe vom Zweig oder entfernte eine verwelkte Blüte. Sein alter Diener arbeitete in einem Steige; dem flüsterte er einige Worte ins Ohr, und wir begaben uns dann an das Ende des Gartens, wo wir uns in einer grünenden Rosenlaube niederließen.

Der Diener kam bald und brachte Wein und ein einfaches Frühstück und entfernte sich wieder, indem er mich mit einem sonderbar prüfenden Blick von oben bis unten maß und dann mit leisem Kopfschütteln fortging. Er war es jedenfalls nicht gewohnt, derartige Besuche bei seinem Herrn zu sehen.

Wir hatten aber beide wohl Behagen aneinander, denn der Rosenkönig schaute mich oft mit freundlichen Blicken an, und mir gefiel der alte Herr ganz ausnehmend, ebenso wie sein vortrefflicher Wein.

„Chateau la rose," sagte ich, indem ich auf das Etikett der Flasche deutete. Er lächelte und antwortete: „Ist es nicht eine brave Rose von Duft und Farbe und blüht zu jeder Jahreszeit?"

„Möge es mir vergönnt sein," erwiderte ich, „den Duft dieser Rose dem Wohle des Beherrschers aller Rosen, dem Rosenkönig, zu weihen!" Damit trank ich mein Glas aus.

„Kennen Sie diesen Namen auch schon?" fragte er vergnügt, „gewiß Herr Grund ..."

„Natürlich, Herr Grund," sagte ich schnell, „er hat mir sogar Ihre ganze Lebensgeschichte erzählt."

„So ...?" sagte der Rosenkönig gedehnt, sah mich mit einem eigentümlichen Seitenblick forschend an und versank einen Augenblick in Nachdenken.

Ich glaubte etwas Unpassendes gesagt zu haben und mühte mich verzweifelt, ein anderes Gesprächsthema einzuschlagen; es wollte mir aber nicht das geringste einfallen, wie es wohl in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt.

Der Rosenkönig riß mich aus dieser Verlegenheit, indem er, aus seinem Nachdenken wieder auftauchend, das Gespräch auf andere Dinge lenkte.

„Wie wäre es," sprach er am Schluß, „wenn wir gute Nachbarschaft miteinander hielten. — Ich habe wenig Umgang und sehne mich oft nach einem anregenden Gespräch über ernsthafte und nicht ernsthafte Dinge. Sie gefielen mir gleich und ich will wünschen, daß wir gute Freunde werden."

Ich sprach meine äußerste Zufriedenheit über seinen Vorschlag aus und erzählte ihm nun von meinen Beobachtungen und dem Interesse, das ich von vornherein für ihn gehegt hatte.

Es war ein wunderschöner Morgen. Die Sonne flimmerte durch das Blattwerk auf das weiße Tischtuch, glühte in dem roten Wein und malte rosige Schatten auf den Tisch; im Gebüsch neben uns jubelte eine Nachtigall wie berauscht vom Dufte der Frühlingsblumen. Der Rosenkönig hörte, bald lächelnd, bald ernsthaft, auf meine Ergießungen und nickte freundlich mit seinem weißen, von Sonnenlichtern umspielten Haupte.

Dann machten wir noch einen Gang durch den Garten. Als wir an die Leiter kamen, verabschiedete ich mich und stieg wieder in mein stilles Zimmer hinauf. Fast oben angelangt, hörte ich ein fröhliches Lachen; ich schaute mich schnell um, sah eben noch das helle Kleid meiner schönen Nachbarin in ihrem Garten hinter dem Gebüsch verschwinden. Vergeblich lag ich auf der Lauer, sie erschien an diesem schönen Morgen nicht wieder. Auch der Rosenkönig und sein Diener waren ins Haus gegangen, und die Nachtigall, die kleinen zwitschernden Vögel und die Schmetterlinge hatten das Reich in den blühenden Gärten.

*

Sonntag den 28. Mai.

Ich muß bekennen, daß in dieser Zeit die gefürchtete Konkurrenz eintritt, die die Beobachtung meiner schönen Nachbarin auf meine Arbeit ausübt. Mein Fenster ist zum Observatorium geworden, von dem aus ich die Bahnen dieses einzig leuchtenden Sternes beobachte; es ist der Festungsturm, von dessen Zinne ich über das Verhalten meiner schönen Feindin wache, und heute bemerke ich mit einigen Gewissensbissen, daß sich wirklicher sichtbarer Staub auf meinen sonst alltäglich gebrauchten Büchern gesammelt hat.

Wenn ich mich nach langem Spähen überzeugt habe, daß kein Atom ihres Kleides in der Nähe zu bemerken ist, und ich mich endlich mit kräftigem Ent-

schlusse an meinen Arbeitstisch wende, da schauen mich die Bücher und Hefte so langweilig und schweinsledern an, das Papier hat so eine nüchterne Weiße, die Tinte eine so nichtssagende Schwärze, und der Gedanke, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen, so etwas Staubiges und Lähmendes, daß es mir Ueberwindung kostet, nur die Feder in die Hand zu nehmen. Ich versuche meine Gedanken zu sammeln, tauche die Feder ein und beginne zu schreiben. Ein paar Wörter ... ein beobachtender Blick durchs Fenster ... nun habe ich den Zusammenhang verloren. Ich strenge meine Gedanken an und will fortfahren zu arbeiten, da zuckt es mir in den Fingern, ihren Namen zu schreiben. Ich fange an, auf einem Blatt Papier höchst zierlich und künstlich den Namen „Marie“ zu malen, denn diesen habe ich schon mit Schlauheit Herrn Grund abgelockt. Es gewährt mir eine gewisse Befriedigung, jedoch nicht lange; endlich komme ich zu dem Schluß, daß ich nicht zum Arbeiten aufgelegt sei, ergreife rasch meinen Hut und suche mein Heil in einem Spaziergange.

Doch auch hier finde ich keine Ruhe. Wo ich nur in der Ferne ein Band auf einem Mädchenhute flattern sehe — sie trägt so allerliebste braune Bänder —, pocht mir das Herz und ich muß mich überzeugen, ob sie es nicht wirklich ist; wo nur irgend ein weibliches Wesen durch Gang, Kleidung oder irgend etwas an sie erinnert, glaube ich sie zu sehen. Einmal ging eine Dame vor mir her, ganz wie sie gekleidet, es schien mir auch der Gang zu sein, und über den kurzen dunklen Locken flatterte das schmale braune Band, so

daß ich meine Schritte beschleunigte, um sie einzuholen. Da blickte ich aber in ein so häßliches, ältliches, gelbliches Gesicht, daß ich für kurze Zeit von meinen Visionen geheilt war, aber nur für kurze Zeit. Einmal ist sie mir wirklich begegnet, dicht bei ihrem Hause, als ich gerade nachsinnend vor mich hin sah und an allerlei und gar nichts dachte. Aufschauend, begegnete ich flüchtig dem Blicke ihrer freundlichen braunen Augen, so daß ich vor Ueberraschung ganz rot wurde, und vorüber war sie.

*

Montag den 29. Mai.

Die ganze Geschichte kommt aber eigentlich davon, daß neulich Mädchengesellschaft beim Rosenkönig war, eine ordentliche richtige Mädchengesellschaft. Schon den ganzen Tag hatte ich eine eigentümliche Aufregung auf meinem Beobachtungsfelde bemerkt. Der alte Diener und seine Genossin hatten häufige Besprechungen mit dem Rosenkönig, und dieser selbst war in einer nicht gewöhnlichen Aufregung und schnitt schon am frühen Morgen mit einer Hartherzigkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hatte, Körbe voll seiner schönsten Blumen ab und trug sie ins Haus. Als er damit fertig schien und eben wieder geschäftig den Gartensteig an der Hecke herunterging, hörte ich plötzlich die liebliche Stimme, und meine schöne Nachbarin mit ihrer Mutter erschien im Nachbargarten. Es entstand

ein Gespräch über die Hecke hinweg, über dessen Inhalt ich natürlich nicht zu berichten im stande bin. Der Rosenkönig hielt eine längere Rede, die, wie es mir schien, sehr herzlicher Natur war, indem er fortwährend die kleine Hand des jungen Mädchens in der seinigen hielt und sie sanft schüttelte. Jetzt — ich traute meinen Augen kaum — jetzt beugte sich Marie über die Hecke zum Rosenkönig, daß die braunen Locken ihr über das Gesicht fielen und sich mit seinem weißen Haar vermischten, und gab ihm einen Kuß; und ob ich es zugleich auch als eine Thorheit fühlte, so war ich doch in dem Augenblicke eifersüchtig auf den Mann, dem ein so süßes Geschenk zu teil wurde. Die alte Dame hatte freundlich lächelnd dabei gestanden und schien jetzt den Rosenkönig einzuladen, in den Garten zu kommen, denn er ging ins Haus, und bald darauf sah ich ihn zwischen den beiden Damen im Garten auf und nieder gehen.

Plötzlich klopfte es an meine Thür, und herein trat Herr Grund, aufgeräumt und lebhaft wie immer. Dergleichen Morgenbesuche pflegte er mir von Zeit zu Zeit zu machen, und ohne es zu wollen, wurde ich dann über alle städtischen und nachbarlichen Verhältnisse aufgeklärt. Die Gespräche des Herrn Grund fingen dem Inhalte nach piano an über das Wetter; dann pflegte er in einem langsamen Crescendo zu wichtigeren Sachen überzugehen, sich eine Zeit lang auf der Höhe des Forte zu halten und dann plötzlich abzuschnappen, indem ihm ein sehr wichtiges Geschäft einfiel, das nicht versäumt werden durfte.

„Vorzügliche Witterung! ganz vorzügliches Maiwetter! — Ich will Ihnen aber etwas sagen, Herr Walter, — es taugt nichts! Mai kühl und naß, füllt dem Bauer Scheuer und Faß! Altes Sprichwort — hat aber sein Wahres. Sie sollen sehen, wir bekommen einen kalten Sommer — gerade wie vor drei Jahren. Da war's ebenso: Vorzüglicher Mai, und nachher war es alle — rein alle. — Einheizen im Juni und dergleichen: denken Sie, was ich gesagt habe!"

„Wir wollen es nicht hoffen," fügte ich ein.

„Ja!" sagte Herr Grund mit schlauer Miene, indem er die Achseln zuckte, als bedaure er sehr, den Gang der Natur nicht ändern zu können, „was kommt, das kommt!"

Unvermögend, diese unzweifelhafte, unumstößliche Wahrheit anzutasten, bestätigte ich lächelnd, daß daran nicht zu zweifeln sei.

„Nicht wahr, Herr Walter?" sagte Herr Grund, „das ist mein Spruch; ich bin so eine Art Philosoph und nehme alles, wie es kommt. Jeder muß sehen, wie er das Leben verdaut."

Mir war eigentlich Herrn Grunds Gegenwart höchst fatal, denn er hinderte mich an meinen Beobachtungen. Ich sann eben nach über einen Auftrag, um ihn los zu werden, denn nichts konnte ihn mehr entzücken, als wenn man ihn mit etwas beauftragte, und dabei sich an seine größere Erfahrung und Einsicht wendete. Eine solche Angelegenheit ließ ihm dann keinen Augenblick Ruhe und brachte ihn sofort zum Verschwinden. Ich war noch zu keinem Resultat ge-

kommen, da ward seine Aufmerksamkeit von seinen fortgesetzten Erörterungen über seine Lebensphilosophie durch ein helles, freudiges Mädchenlachen auf den Nebengarten gelenkt. Das liebliche Kind hatte dem Rosenkönig einen Kranz von roten und weißen Rosen aufgesetzt und stand vor ihm, der gutmütig lächelte und sich von der kleinen Fee hin und her drehen und bewundern ließ.

„Haha!“ sagte Herr Grund, „wissen Sie wohl, daß heute dort Geburtstag ist? Marie Werner, die kleine Hexe, wie sie mit dem Alten schäkert. Der Kranz ist gewiß von ihm, denn er hat wunderschöne Rosen in seinem Glashause, das ganze Jahr hindurch.“

„Die hat er mir ja gar nicht gezeigt,“ fuhr ich heraus.

Herrn Grunds Augen vergrößerten sich vor Erstaunen, er sah mich starr an und rief dann: „Was! Mensch! . . . bitte tausendmal um Entschuldigung — Herr Walter, wollte ich sagen — Sie waren beim Rosenkönig!?“

„Nun warum denn nicht? Er lud mich ein, und da bin ich auf einer Leiter in den Garten gestiegen.“

„Einen Stuhl!“ rief Herr Grund in komischem Entsetzen und sank in meinen Lehnstuhl. „Unerhört! — Auf einer Leiter — in den Garten gestiegen! Die Welt geht unter!“

„Kommen Sie zu sich, Herr Grund!“ sagte ich lächelnd, was ist denn so Wunderbares dabei?“

„Was, nicht wunderbar?“ fragte er, als sei ihm

eine persönliche Beleidigung geschehen, und setzte sich aufrecht hin, mich ansehend und seine Worte mit energischen Schlägen auf die Stuhllehne begleitend. „Wissen Sie wohl, daß der Rosenkönig, solange er hier wohnt, gar keinen Umgang hat, außer mit den beiden Damen nebenan, einigen Kindern in der Umgegend und mit mir, der ich ihm manchmal Ratschläge gebe in Geldangelegenheiten oder dergleichen — denn er gibt etwas auf meinen Rat" — hierbei sah Herr Grund sehr stolz aus —, „wissen Sie wohl, daß ich selber in dieser Zeit niemals in dem Garten gewesen bin, denn er hat mich nicht aufgefordert — und ich frage Sie, ob es nicht wunderbar ist?!" Dann sah er mich von oben bis unten prüfend an, als wollte er das an mir entdecken, was den Rosenkönig zu dieser unerhörten Ausnahme bewogen haben könne. Er schien es nicht finden zu können, denn von der Seltsamkeit dieser Geschichte scheinbar übermannt, rief er vor sich hin: „Donnerwetter!" lehnte sich energisch in den Stuhl zurück, drehte die Daumen übereinander und schien tief nachzudenken.

„Das muß ich doch gleich meiner Frau erzählen! Guten Morgen!" rief er plötzlich und wollte hinaus. Jetzt aber war mir daran gelegen, ihn zurückzuhalten, denn meine Neugier war rege gemacht und außerdem waren auch die Nachbarn ins Haus zurückgegangen.

„Bleiben Sie doch noch, Herr Grund!" rief ich und drückte ihn auf den Stuhl zurück, „und erzählen Sie mir, wie es kommt, daß unser Nachbar sich so von allem Umgang abschließt!"

„Weiß ich es?“ antwortete er, „er findet am Ende kein Vergnügen daran — ich hielte es nicht aus, das ist gewiß!“

„Wohnen die Damen schon lange dort?“ fragte ich, um Herrn Grund in ein Lieblingsgeleise zu bringen.

„Ja, sehen Sie, Herr Walter,“ begann er, „der selige Medizinalrat Trautmann, der Vater von Marie Werners Mutter, wohnte schon dort, als ich geboren ward, und die Anna Trautmann ist in einem Alter mit dem Rosenkönig, vielleicht ein paar Jahre jünger. Es war einige Zeit vor der Verheiratung der Anna Trautmann mit dem Doktor Werner, als der Rosenkönig so plötzlich auf die Universität ging. Na, der Medizinalrat war damals ein alter Mann und der junge Doktor Werner setzte sich ganz warm in seine gute Praxis hinein, und da er ein tüchtiger Arzt und liebenswürdiger Mann war, so hatte er bald eben solche Beliebtheit erreicht, wie der Alte. Sie hatten lange keine Kinder, bis ihnen endlich die Marie geboren wurde. Der alte Großvater hat es noch erlebt, doch kurze Zeit darauf starb er, und als die Marie zehn Jahre alt war, starb auch der Doktor Werner. Drei Jahre später kam auch der Rosenkönig wieder und seit der Zeit, es sind jetzt sechs Jahre, habe ich niemals bemerkt, daß er mit jemand umgegangen wäre, außer mit den beiden Damen, oder mit meiner Wenigkeit, denn, wie schon gesagt, er gibt etwas auf meinen Rat!

„Ja —“ sagte Herr Grund darauf gedehnt, nachdem er eine Zeit lang schweigend in den Garten

geschaut hatte, „heute macht er aber eine Ausnahme, wie allemal an diesem Tage — heute ist Mädchengesellschaft bei ihm."

Die Reihe zu staunen war jetzt an mir. „Aber, Herr Grund, Mädchengesellschaft beim Rosenkönig, das ist ja unglaublich nach allem, was Sie von ihm erzählt haben!"

„Unglaublich, aber wahr!" sagte Herr Grund mit einer Miene triumphierender Ueberlegenheit. „Warum auch nicht?" fuhr er geheimnisvoll fort, „das thut er alles der kleinen Marie Werner, deren Geburtstag ist, zuliebe, die kann mit ihm machen, was sie will. Glauben Sie mir, das wird noch einmal etwas, es wird! — denken Sie später daran, wenn es so weit kommt, daß ich gesagt habe, es wird!"

„Aber, Herr Grund," rief ich lachend, „Sie sprechen in Hieroglyphen, was soll so weit kommen? Was wird?"

Herr Grund beugte sich mit geheimnisschwangerer Miene ganz zu mir herüber und mit gedämpfter Stimme, die kleinen, gutmütig schlauen Augen fest auf meine gerichtet, sprach er: „Der Rosenkönig und Marie Werner ... Verstehen Sie?"

„Sie meinen doch wohl keine Heirat?" fragte ich lachend, denn Herr Grund schien mir sehr auf falscher Fährte zu sein.

„Lachen Sie nicht, junger Mann! Es sind schon ganz andere Fälle vorgekommen. Der Rosenkönig ist trotz seiner weißen Haare ein Mann in seinen besten Jahren, zwischen vierzig und fünfzig, reich ist er auch,

und Marie Werner hat nicht viel — er hat sie gern — sie hat ihn gern — denken Sie daran, daß ich gesagt habe — es wird!

„Doch ich sitze hier und sitze und habe noch so außerordentlich viel zu thun, was war es denn doch — hm — für die Fräulein Thomann einen Schinken zu besorgen — Herrn Florenz Bericht zu erstatten über das Haus, das er zu kaufen beabsichtigt — die Noten für die junge Frau Florenz — ich habe keinen Augenblick Zeit. Guten Morgen, Herr Walter. — Na, was meine Frau sagen wird — durch das Fenster auf einer Leiter — unerhört! — Guten Morgen!“ —

Und die Gesellschaft fand wirklich statt. Ich hatte beschlossen, nicht zu Hause zu sein, um alles ungestörter beobachten zu können. Meine Vorhänge waren halb herniedergelassen und von meinen Blumen ein Lugaus gebaut, der mich verbarg, ohne mich am Sehen zu hindern.

Da dies sonst nur geschah, wenn ich ausgegangen war, so fühlte ich mich ziemlich sicher.

Es war ein wunderbarer Abend. Die Zeit der Fliederblüte war eben angebrochen und die Gärten lagen mit ihren violetten und weißen Blütengebüschen wie in einer Atmosphäre von Duft in der milden Abendsonne. Die Blätter rührten sich nicht, und in das selige Schweigen jubelte die Nachtigall zuweilen hinein. In der friedlichen Stille klangen lieblich die Stimmen und das silberne Lachen der Mädchen, die in ihren hellen Gewändern zwischen Blumen und Grün sich gar anmutig ausnahmen. Sie waren alle vom

Rosenkönig mit Rosen geschmückt, die sie ins Haar geflochten hatten; Marie Werner aber trug einen Kranz von jenen blaßrosig angehauchten Rosen, die man „errötendes Mädchen“ genannt hat. Sie war doch die schönste von allen, und wenn auch jene schlanke, majestätische Figur mit brünettem Teint, den dunklen, schwermütigen Augen und der gelben Rose im blau-schwarzen Haar, oder jene niedliche, bewegliche Blonde mit einem Angesicht wie lauter Sonnenschein und einem herzerfrischenden, silbertönigen Lachen, ihr den Rang streitig zu machen suchten, so hafteten doch meine Augen nur auf der elastischen, sanft gerundeten Gestalt, die kindliche Anmut und jungfräuliche Würde so reizend in ihrem Wesen vereinigte. Den Rosenkönig mußte man sehen zwischen der Mädchenschar, wie sie ihm schmeichelten, und wie er sich verbeugte, mit dieser scherzte und sich mit jener neckte, wie er dann mit der Frau Werner behaglich im Garten auf und nieder wandelte, während die Mädchen in geschäftiger Hast eine lange Blumenguirlande wanden, mit der sie ihn ganz bewickelten, daß er mit flehenden Händen um Schonung bat. Wie er dann am Tische, der auf einem freien Platze zwischen blühenden Gebüschen gedeckt war, den Vorsitz führte zwischen Frau Werner und dem Geburtstagskinde und Reden hielt und Toaste ausbrachte, und wie sein Gesicht vor Vergnügen strahlte. — Doch auch dieser Abend nahm ein Ende und die Dämmerung lagerte sich zwischen den Büschen. Die fröhliche Gesellschaft brach auf, da es kühl ward, und zog sich in die Zimmer zurück. Verlassen lag der duf-

tende Garten; die beiden alten Diener hantierten noch eine Weile am Tische, den sie abdeckten und hineintrugen, und dann war alles still. Der Mond stieg zwischen den Bäumen auf, und sein mildes Licht floß um die blühenden Büsche und senkte hier tiefen Schatten auf die Steige, während sie dort in hellem Licht lagen. Vom Hause des Rosenkönigs her tönte Musik und Gesang einer anmutigen Stimme.

Ich schaute auf den Steig hernieder; da lag eine weiße Rose — ich hatte gesehen, wie Marie sie verloren hatte.

Leise wie ein Dieb stieg ich aus meinem Fenster und kletterte vorsichtig an dem starken Rosenspalier hinunter. Mein Herz klopfte hörbar, wenn ich nach dem Hause herüber lauschte, ich fuhr bei jedem lauteren Geräusch, das ich verursachte, zusammen, allein ich erlangte glücklich meine Beute, die Rose, und erreichte damit unbemerkt mein sicheres Fenster.

Ich drückte meinen Schatz an die Lippen — und lange nachdem in des Rosenkönigs Haus alles still und stumm geworden war, lag ich noch im Fenster und schaute träumend hinaus in die schweigende Nacht.

*

Freitag den 2. Juni.

„Thorheit!“ rief ich aus nach einem längeren Nachdenken, „Thorheit! Es ist ja ganz unmöglich.“ Es war einige Tage nach dem Geburtstage und ich dachte über die geheimnisvollen Andeutungen des Herrn Grund

nach, auf die ich eigentlich wenig Wert gelegt hatte, da ich wußte, daß dergleichen gewagte Kombinationen zu den Lieblingsunterhaltungen seines flüchtigen Geistes gehörten. Wenn ich mir das Verhalten des Rosenkönigs vergegenwärtige, seine väterliche Zärtlichkeit und sein trotzdem gemessenes Wesen dem jungen Mädchen gegenüber; wenn ich den Unterschied des Alters bedenke — dies graue Haupt und dieser dunkle, schelmische Lockenkopf — nein, das kann und will ich nicht glauben.

Seit dem Geburtstage bis heute ist aber schon eine kleine Zeit verflossen, und alle die Unruhe und Pein, die ich vorhin zu schildern versuchte, ist über mich gekommen und hat sich ganz meiner bemächtigt. Und dazu dieser Frühling, diese lachenden Tage, diese singende Welt, diese strahlenden Morgen, diese sonnigen Tage, diese seligen Abende. Soll Herrn Grunds Prophezeiung des kalten Juni eintreten, so muß es bald geschehen, denn er hat bereits angefangen und seine Tage überstrahlen noch den Mai an Pracht und Schönheit.

Mit dem Rosenkönig bin ich nun bekannter geworden und ich bringe manche Stunde bei ihm in seinem Garten zu. Doch alles Spähen in den Nachbargarten ist vergebens, denn wie ein dämonisches Geschick waltet es über mir, daß Marie niemals im Garten ist, wenn ich den Rosenkönig besuche. Nur einmal, als der Rosenkönig in der Nähe des Hauses beschäftigt war und ich nachdenklich an der Hecke des Nachbargartens entlang durch den Garten wanderte,

hörte ich dort ein leises Geräusch, als wenn man Blätter eines Buches umschlägt; ich spähte durch eine Lücke der Hecke und erschrak fast, denn nahe vor mir auf einer Bank saß Marie, so eifrig in einem Buche lesend, daß sie mein Nahen auf dem weichen Sande des Steiges gar nicht vernommen hatte.

Es war ein liebliches Bild; die junge, helle Mädchengestalt in grünem Rahmen, die Wangen von der Erregung des Gelesenen leicht gerötet. Mit klopfendem Herzen, aus Furcht, sie möge aufschauen und den Lauscher bemerken, stand ich dort, kein Auge verwendend. Ich hätte viel darum gegeben, hätte ich den Titel des Buches gewußt, und zitterte fast, es möchte einer jener albernen Frauenromane sein, die den Geschmack an wahrer Dichtung und wahrer Poesie bei manchem jungen Mädchen so gründlich verderben. — Da wandte sie plötzlich das Buch etwas, und ich las den Titel auf dem Einband: „Uhland." Fast hätte ich meiner Freude einen lauten Ausdruck gegeben — Uhland, mein Lieblingsdichter! Und sie saß dort mit freudig erregtem Ausdruck und las die klaren, einfältigen Verse dieses liebenswürdigsten aller deutschen Dichter. Denn Uhlands Dichtungen zeigen, wie keine anderen, eine wahre poetische Einfalt, frei von Künstelei und wucherndem Prunk, es ist die verklärte Sprache eines edlen, warmen, deutschen Herzens, und darum ist er auch ein Dichter des Volkes geworden, wie kein anderer.

Noch stand ich so im Anschauen verloren, da rief der Rosenkönig oben im Garten meinen Namen. Das

junge Mädchen horchte auf, und da ich mich durch ein unwillkürliches Geräusch verriet, fielen plötzlich ihre Augen auf mich, und ich sah, wie sie erschrak und rot ward. Ich errötete ebenfalls, beschämt über meine Indiskretion, bis über die Ohren, und ohne mich zu entschuldigen, benutzte ich die Gelegenheit, einem zweiten Rufe des Rosenkönigs folgend, mich schleunigst auf den Rückzug zu begeben. In diesem Augenblick kam ich mir unaussprechlich jämmerlich vor und hatte eine so elende Empfindung, daß ich es kaum beschreiben kann. Aber dieses betrübte Gefühl ward doch zuweilen ganz wonnig durchleuchtet von Strahlen eines stillen Glückes, so daß es in meinem Gemüte aussah wie Regen und Sonnenschein.

*

Montag den 12. Juni.

Sonnenschein und Regen; gestern war es noch heller Sonnenschein, nur zuweilen fuhren Wolkenschatten daher, und am Abend ging die Sonne in einem majestätisch aufgetürmten Gebirge von Wolken unter. Heute rieselte der Regen eben und gleichmäßig vom Himmel; Blumen, Bäume und Sträucher hielten dankbar und still ihre Blätter hin und tranken. Am Vormittage kam der alte Diener des Rosenkönigs und brachte mir eine Einladung zum Mittagessen. Ich war froh darüber, denn ich war noch nie in seinem Hause gewesen und freute mich darauf, den mir so lieb gewordenen Mann in seiner Häuslichkeit kennen

zu lernen. Da ich gebeten war, möglichst früh zu kommen, so beeilte ich mich mit meinen Arbeiten, von denen mich heute kein notwendiges Spionieren, wohl aber eine innere Unruhe abzuziehen suchte, und ging um zwölf Uhr, eine Stunde vor der gewöhnlichen Tischzeit des Rosenkönigs, zu ihm.

Ich hatte mir seine Häuslichkeit eigentlich anders vorgestellt. Ich fand ihn an seinem Schreibtische sitzend, in einem altertümlichen Zimmer mit Möbeln im Geschmack des vorigen Jahrhunderts. An den Wänden standen alte Bücherschränke und eigentlich war das Zimmer etwas überfüllt, obgleich es doch einen behaglichen Eindruck machte. In einer Ecke zwischen einem Fenster mit Vorhängen von bunten chinesischen Mustern und einem alten Sekretär mit zierlich eingelegter Arbeit leuchtete, seltsam sich abhebend von den ihn umgebenden Rokokodingen, aus grünen Pflanzen ein schöner Gipsabguß des Apoll von Belvedere hervor. Nach der ersten Begrüßung fiel ihm wohl der musternde Blick auf, mit dem ich dies alles betrachtete, denn er sprach lächelnd: „Sie sehen mich hier unter alten Dingen, die von einer vergessenen Zeit reden. Mir sind sie wert durch Erinnerungen, es sind alte Familienerbstücke; ich fühle mich wohl in dieser Gesellschaft, denn sie weiß mich in manchen Stunden schweigend zu unterhalten."

„Es liegt," antwortete ich, „auch eine eigentümliche Poesie in diesen Ueberbleibseln einer uns zeitlich noch so nahe, geistig doch schon so ungemein fern liegenden Zeit. Sie mahnen uns wie Geschichten, die die

Großmutter erzählt; diese wunderlichen, geschnitzten, schnörkelhaften und gedrehten Dinge haben in ihrer Willkürlichkeit etwas von dem geheimnisvollen Reiz des Märchens. Man sucht diesen abenteuerlichen Fratzen, diesen eingelegten bunten Blumen und Vögeln einen Sinn, eine Deutung unterzulegen, und je weniger es gelingt, je mehr wird die Phantasie angeregt. Darin liegt wohl der Hauptreiz, während schöne, sinnvolle, von antikem Geiste erfüllte Formen dem Gemüt eine heitere Ruhe geben."

„Ich muß schließen," sprach der Rosenkönig, „daß Sie sich mit solchen Dingen beschäftigen, denn Sie scheinen darüber nachgedacht zu haben. Merkwürdigerweise haben wir noch nie über dergleichen miteinander gesprochen."

„Es ist mein Studium," war meine Antwort, „und ich fühle mich glücklich dabei. Schon von Kind auf waren es Bilder und Bildwerke, die mich am meisten anzogen; es stand fest bei mir, daß auch ich ein Künstler werden wollte, der dereinst so Herrliches zu schaffen vermöge; allein in späteren Jahren stellte sich heraus, daß die Hand dem Fluge der Gedanken nicht zu folgen vermöge, daß ich wohl die Lust, aber nicht den Beruf zu einem Künstler hatte; ich erwählte daher die liebevolle Beschäftigung mit den Werken anderer zu meinem Berufe, und es ist mein höchstes Glück, das Ringen des Menschengeistes nach der Schönheit und die Art, wie er seine Ideale zu verwirklichen strebte, durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen."

„Preisen Sie sich glücklich," sagte der Rosenkönig,

„daß es so ist, es gibt kein unglücklicheres Leben, als das in einem verfehlten Berufe; nur wenn der Mensch in seinem Berufe aufgeht und in die vollendete Erfüllung dessen sein höchstes Streben setzt, kann eine wahre Befriedigung über ihn kommen. — Doch der Regen scheint sich zu verziehen, vielleicht können wir noch den Nachmittag im Garten zubringen," setzte er hinzu, nach einem Blick durchs Fenster. „Heute nach diesem warmen Regen werden die ersten Rosen aufgebrochen sein."

Wir plauderten noch mancherlei zusammen, bis wir uns in einem anderen Zimmer mit ebenfalls alten Möbeln, geschnitzten Stühlen und einem vom Alter schwarzbraunen Büffett mit wunderlichen gedrehten Säulchen, Faunen- und Hirschköpfen, zu Tisch setzten. Dieser bot eine ganze Auswahl von alten merkwürdigen Gläsern mit eingeschliffenen Bildern und bunten Arabesken, kein Weinglas moderner Form war darauf zu erblicken.

„Ich liebe nicht das Uniforme," sagte der Rosenkönig, „und besonders, wenn ich Gäste habe, muß eine ganze Auswahl von Gläsern da stehen, damit jeder sich das aussuchen könne, aus dem es ihm am besten mundet. Denn das ist kein leerer Wahn — Wein aus Porzellantassen zu trinken, ist zum Beispiel ein greulicher Gedanke — bei keinen Dingen spielt die Einbildungskraft eine so große Rolle, als beim Essen und Trinken."

Wir aßen gut und tranken vortrefflichen Rheinwein, und der alte Diener bediente uns schweigend dabei mit der ihm eigenen Würde.

Der Rosenkönig hatte mich gebeten, den Nachmittag bei ihm zu bleiben, ihm jedoch nicht übel zu nehmen, wenn er nach Tisch sein gewohntes Schläfchen hielte. Darum überreichte er mir nach dem Essen eine Mappe mit alten Kupferstichen und Holzschnitten, die er so beiläufig gesammelt hatte, und ließ mich eine Stunde damit allein.

Unterdessen klärte es sich draußen auf, die Sonne brach hervor und sandte ihre Strahlen flimmernd über die nasse Welt. Ich saß gerade ganz vertieft in die Betrachtung eines jener merkwürdigen Callotschen Kupferstiche, auf denen die Figuren so klein sind, daß man fast einer Lupe bedarf, — da hörte ich draußen leichte Schritte, es klopfte an die Thür, und herein trat Marie ganz unerwartet. Ich, aus meinen Gedanken aufgeschreckt und mich verlegen erhebend, mag einen komischen Anblick dargeboten haben; auch sie war verwirrt, und da mir in dem Augenblicke das letzte Erlebnis einfiel, wo ich sie belauscht hatte, errötete ich noch mehr. Wir wurden alle beide feuerrot und keines fand im Augenblick Worte, um die Situation zu enden. Sie faßte sich zuerst wieder und sprach: „Herr Born — ist er nicht hier?“

„Er schläft noch, ich werde ihn rufen!“ entgegnete ich schnell, froh, eine Gelegenheit zu finden, meine Verlegenheit dahinter zu verbergen.

„Ach nein,“ fiel sie mir schnell ins Wort, „stören Sie ihn nicht, ich wußte auch nicht, daß er Besuch hat, sonst wäre ich gar nicht gekommen — wollen Sie nur die Freundlichkeit haben und ihm sagen, ich

sei hier gewesen.“ Damit wollte sich das schöne Mädchen wieder entfernen, und mir Unglücklichem zitterte schon das Herz, daß es geschehen möge; ich verzweifelte fast, daß ich so dumm dastand und nichts zu thun vermochte, um sie zurückzuhalten. — Da erschien, ein Retter, der Rosenkönig in der Thür, und nun war alles gut. Sie blieb, wir wurden einander vorgestellt und dann gingen wir drei in den Garten.

Von welcher Schönheit und Klarheit war dieser wunderbare Nachmittag umflossen. Wie glänzte die Sonne auf den Bäumen und funkelte in den gleitenden Tropfen, wie umleuchtete sie ihre helle Gestalt und hob den eigentümlichen Goldglanz ihres braunen Lockenhaares hervor. Ich ging verzaubert nebenher, und wir sprachen alle drei nicht viel, bis dann der Rosenkönig an einem Lieblingsrosenstrauch stillstand und uns einen Zweig mit eben aufgebrochenen Rosen entgegenneigte.

„So ein Regen thut Wunder,“ sprach er, „gestern waren sie noch fest geschlossen.“

„Wie sie so schön aussehen in ihrer grünen Haube,“ meinte Marie.

„Wie kleine rosige Mädchengesichter, — wie du, wenn du deinen grünen Hut auf hast,“ sprach lächelnd der Rosenkönig.

Wir gingen weiter, aber bald blieb der Rosenkönig zurück, weil er sich mit den Blumen allenthalben zu schaffen machte, und wir beide gingen allein weiter. Als wir um eine Gebüschecke gebogen waren, daß der Rosenkönig uns aus dem Gesichte gekommen

war, fragte Marie mich plötzlich in geheimnisvollem Tone: „Wissen Sie, wann Onkel Borns Geburtstag ist?“

„Nein,“ antwortete ich, „aber ist er denn Ihr Onkel?“

„Das gerade nicht,“ sprach sie lächelnd, „diese Bezeichnung stammt noch aus meiner Kinderzeit, wo jeder ältere Freund der Familie Onkel genannt wird — doch der Geburtstag — er fällt gerade mitten in die schönste Rosenzeit, auf den fünfundzwanzigsten Juni, und Sie müssen mit dazu helfen, daß er recht schön gefeiert wird.“

„Gewiß, von Herzen gern,“ sagte ich freudig über das Vertrauen, „sagen Sie mir nur, was ich thun soll.“

„Ja, wenn ich das wüßte!“ rief sie lachend, „Sie sollen eben auch mit nachdenken helfen.“ Dann teilte sie mir ihre Pläne mit, ich gab meine Meinungen dazu ab, und wir kamen so in Eifer dabei, daß wir kaum noch zur rechten Zeit schwiegen, als wir wieder in die Nähe des Rosenkönigs kamen.

„Ei, ei,“ sagte er, „welche lebhafte Unterhaltung!“

„Geheimnisse,“ antwortete Marie schelmisch, „sehr wichtige Geheimnisse, wovon Onkel Born nicht das geringste wissen darf.“

Er lächelte vergnügt vor sich hin, denn er schien die Natur dieser Geheimnisse zu ahnen.

„O, etwas muß ich Ihnen doch zeigen!“ rief Marie plötzlich, „— ob die Tierchen auch wohl vom Regen naß geworden sind?“

Damit eilte sie voran auf ein Gebüsch zu, aus dem bei ihrer Annäherung ein Vogel herausflog.

„Das ist der Alte,“ rief sie, „der hat sie gewiß mit den Flügeln geschützt.“

Damit bog sie leise und vorsichtig die Zweige auseinander und schaute hinein und sprach, indem sie sich freudig nach mir umsah: „Sehen Sie, wie niedlich!“

Es war da ein Hänflingsnest mit vier noch ziemlich nackten Jungen, die, als sie die Bewegung der Zweige merkten, die großen Schnäbel aufsperrten und mit leisem Zirpen die Hälse verlangend hin und her bewegten.

Wir schauten beide hinein und ihre lockigen Haare streiften meine Wange, ich war ganz erfüllt von dem Zauber ihrer Nähe.

„So ein kleines rundes Nest voll warmen Lebens,“ sagte sie.

„Eigentlich sind die Tierchen doch noch recht häßlich, sie sind so nackt und haben so dicke Augen,“ meinte ich.

„Ja,“ antwortete sie, „das wohl — aber sie sind doch so niedlich.“

Dann ließ sie leise die Zweige sich schließen und wir traten beide zurück. Dabei trat sie mit dem Fuß auf den Rand des Rasens und glitt etwas aus, so daß ich auf einen Augenblick den sanften Druck der anmutigen Gestalt gegen meinen Arm fühlte. Infolgedessen trafen sich zufällig unsere Augen auf einen Moment, dann sahen wir beide nach der anderen

Richtung, sie pflückte im Weitergehen eine Blume und schaute angelegentlich in ihren Kelch; ich wußte eigentlich gar nicht, wie mir war, ich hatte eine unbestimmte Vorstellung von Glanz und Sonnenschein und Vogelgesang um mich her, und daß die Welt wunderschön sei, wie sie noch nie gewesen.

*

Sonnabend den 24. Juni.

Morgen ist des Rosenkönigs Geburtstag. Marie und ich haben noch einige Besprechungen durch die Heckenlücke gehabt; dabei habe ich auch ihre Mutter, eine noch schöne, ruhigklare Frau kennen gelernt. Heute abend sah ich von meinem Fenster aus Marie und ihre Mutter in ihrem Garten in voller Arbeit, Kränze und Guirlanden zu winden. Marie zeigte scherzend die fertigen Teile zu mir herüber und deutete pantomimisch ihren Fleiß an. Ich ließ dagegen ein Geburtstagsgedicht von drei Ellen Länge, an dem ich den ganzen Tag im Schweiße meines Angesichtes gearbeitet und es dann auf einen so langen Zettel geschrieben hatte, aus dem Fenster hängen. Als ich ihr mit gedämpfter Stimme zurief: „Verse!“ schien es ihr zu imponieren, und sie lachte, schlug die Hände zusammen und rief: „Das ist schön, das ist schön!“

„Wenn die Verse es nur wären!“ gab ich zur Antwort.

„Die Länge muß es thun!“ rief sie zurück und lachte.

„Ich werde es ihm nach Tisch als Schlummerlied vorlesen!“ meinte ich.

Ich erhielt keine Antwort, denn der Rosenkönig kam aus dem Hause und ging langsam den Gartenweg hinab. Die Damen zogen sich in die dichte Laube zurück und verhielten sich mäuschenstill — sie thaten, als ob sie gar nicht da wären.

⁂

Dienstag den 27. Juni.

Wie oft schaue ich hinaus auf die Rosenpracht des Gartens. Wenn ich den Blick von meiner Arbeit erhebe, so fällt er zuerst auf den blühenden, sich leise wiegenden Zweig vor meinem Fenster und dann in den Garten, der förmlich von Rosen glüht und wie in einer Atmosphäre von Rosenduft daliegt. Mir ist manchmal, als schwebe dieser Duft sichtbarlich wie ein rosenroter Nebel darüber.

In gleichem rosenroten Lichte liegt in meiner Erinnerung ein Tag, der Geburtstag des Rosenkönigs; immer wieder kehren meine Gedanken zu jenen schönen Stunden zurück, wo das Gefühl eines reinen Glückes mich so ganz erfüllte, wo mir vergönnt war, das Schöne des Lebens in seiner ungetrübten Reinheit zu kosten. Pünktlich um sechs Uhr erschien auch an diesem Tage der Rosenkönig in seinem Garten, um den ersten Rundgang bei seinen in voller Pracht erblühten Rosen zu machen. Sobald er sich in seinem Garten befand, wurden wir, Marie, ihre Mutter und ich, von dem

alten Diener in das Haus eingelassen, und nun begannen wir unser Werk, während wir den Diener als Vorposten aufstellten mit dem Auftrag, den Feind, das heißt seinen Herrn, sollte er uns mit einer Annäherung bedrohen, auf irgend eine Weise so lange hinzuhalten, bis wir die genügenden Vorbereitungen für seinen Empfang getroffen hätten. Während Marie und ich mit Eifer unter Scherzen und großer Fröhlichkeit mit Blumen und Guirlanden hantierten und große Wirkungen damit hervorbrachten, ordnete die Mutter den Geburtstagstisch mit einem wahren Ungeheuer von Baumkuchen, der von oben bis unten mit einer Guirlande von kleinen Röschen umwunden war, und einigen Kleinigkeiten, die sie und Marie dem Rosenkönig gearbeitet hatten; auch hier thaten die Blumen die Hauptwirkung.

Unsere Vorbereitungen näherten sich dem Ende, da kamen mehrere Kinder aus der Nachbarschaft, die mit dem Rosenkönig eine Gartenmauerfreundschaft unterhielten, die von seiner Seite durch häufige Spenden von Früchten des Tages befestigt und aufrecht erhalten wurde. Marie ging mit ihnen in ein Nebenzimmer, denn mit diesen Kindern hatte sie, wie sie mir unter schelmischem Lachen schon früher versichert hatte, ihre besonderen geheimnisvollen Pläne vor. Bald war alles geordnet, oder wie Herr Grund zu sagen liebte, „in der gehörigen Konfusion“; aus dem Nebenzimmer hörte man zuweilen das lustige Lachen der Kinder, da steckte der Diener den Kopf in die Thür und rief: „Er kommt! — geht es schon?“

Marie hatte es gehört und sagte, indem sie wieder eintrat: „Meinetwegen kann er nun kommen.“

Wir ergriffen nun eine bereit liegende Guirlande und stellten uns, dieselbe hochhaltend, an beiden Seiten der Thür wie eine lebendige Ehrenpforte auf, während die Mutter mit vergnügtem Lächeln zur Seite auf einem Stuhle Platz nahm.

Als der Rosenkönig eintrat, ging eine freudige Verwunderung über seine Züge, wir ergriffen seine Hände, die Mutter trat auch hinzu und er stand eine Weile dankend und fröhlichen Antlitzes zwischen uns dreien. Dann eilte Marie schnell fort, öffnete den Flügel und begann den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum“ zu spielen. Mit einemmal öffnete sich die Thür, wo die Kinder sich befanden, und heraus traten sie in feierlicher Prozession. Voran ging der größte Knabe, das kleinste der Kinder, ein blondköpfiges dreijähriges Mädchen, vor sich auf dem Arme tragend. Dieses war ganz in einen Blumenstrauß eingebunden, dessen mittelste Blume es gleichsam bildete; nur der blondgelockte fröhliche Kinderkopf und die kleinen runden Arme schauten aus Päonien und grünen Blättern hervor. Unten um Blumenstengel und Beinchen war ein rosenrotes Band gewunden mit einer großen Schleife, nur die Füße waren frei gelassen. Die anderen Kinder, an einer Guirlande gleichsam wie Perlen aufgereiht, trugen in den freien Händen wie Schwerter lange spitze Blumensträuße. Sie marschierten einmal um den Tisch, umringten dann den Rosenkönig, während der älteste Knabe sein Riesen-

bouquet überreichte, und sangen unter dem Schwenken der Sträuße nach der Melodie „Wir winden dir den Jungfernkranz“:

„Wir bringen dir den Blumenstrauß —
Das Röschen thut ihn zieren —
Sie streckt nach dir die Arme aus
Und will dir gratulieren! —
Lieber, guter, lieber Onkel Born, lebe hoch, juchhe!
Lieber, guter, lieber Onkel Born, lebe hoch!“

Der Rosenkönig lachte vergnügt: „Na, Kinder, das habt ihr gut gemacht! — Aber diese kleine Rose hier in meinem Blumenstrauß wird mir zu schwer,“ und damit setzte er das Kind in seiner Blumenhülle auf den Tisch.

„Nun, Röschen,“ sprach er dann, „muß ich euch wohl in ein Wasserglas setzen, damit ihr mir nicht vertrocknet?“

Das Kind hatte unverwandt den Kuchen angesehen, auf diese Anfrage neigte es den Kopf auf die Seite, den Rosenkönig verschämt ansehend: „Kuchen,“ war die lakonische Antwort.

Wir lachten alle. „Jawohl, Kuchen!“ versetzte er dann vergnügt, „der ist dir auch dienlicher als kaltes Wasser.“

Dann ward Röschen ausgewickelt und auf die Erde gesetzt, und dann gab es Kuchen. Es war gut, daß für diese Fälle eine Reserve bereit gehalten war, sonst hätte der festliche Baumkuchen schon am Morgen einen ansehnlichen Teil seiner majestätischen Höhe eingebüßt.

Das war der erste Teil des Festes. Nach einem solennen Kaffee zogen sich alle Festteilnehmer in ihre Behausungen zurück, um am Mittage sich teilweise wiederum am Festorte zu versammeln, da wir mit Ausnahme der Kinder zu einem festlichen Mittagessen eingeladen waren.

Es waren nur wenige Teilnehmer, nur vier, aber eine große Fröhlichkeit. Der Rosenkönig hielt eine schöne Rede, bei der man gar nicht wußte, worauf er hinaus wollte; schließlich ließ er ganz meuchlings Mariens Mutter leben. Dann hielt ich eine, die bei den alten Aegyptern anfing und alle bedeutenden Könige von der Zeit der Pharaonen bis auf die Jetztzeit aufzählte und schließlich den Rosenkönig, den Beherrscher aller Rosen, als den vortrefflichsten, hochleben ließ.

Nach Tisch, als er sich anschickte, seine gewohnte Nachmittagsruhe zu halten, überreichte ich ihm als ein schönes Schlafmittel mein langes Gedicht, das er mit komischem Entsetzen übernahm, zugleich das verwegene Versprechen gebend, es vor dem Einschlafen noch durchlesen zu wollen.

Wir waren in das Wohnzimmer zurückgekehrt; in ein kleines Zimmer nebenan, dessen Thür angelehnt war, hatte sich der Rosenkönig begeben, und Frau Werner war in ihre Wohnung gegangen; so war ich denn mit Marie allein in dem behaglichen Zimmer. Die Nachmittagssonne fiel in breiten Lichtern, in denen die Sonnenstäubchen flimmerten, durch die Blumenfenster hinein und ließ die messingenen Zieraten und die bunte eingelegte Arbeit an den alten Schränken

erglänzen; es war eine recht wohlbehagliche und festliche Stille in dem blumendurchdufteten Raume.

„Kennen Sie schon Onkel Borns Blumenbuch?“ fragte Marie mich, „das müssen wir einmal zusammen besehen.“ Damit holte sie eine ziemlich große, sauber gebundene Mappe herbei und legte sie auf den mit Zeitschriften und litterarischen Neuigkeiten bedeckten Tisch in der Nähe des Fensters. Wir setzten uns nebeneinander, und nun ward die Mappe aufgeschlagen. Das Titelblatt war ganz einfach. In großen schönen gotischen Lettern stand dort „Blumenbuch“. Durch die Buchstaben rankte ein Rosenzweig mit vielen Blüten in verschiedenem Zustande der Entwickelung. Das folgende Blatt stellte einen Blumenstrauß von Feldblumen dar in einem altertümlichen schönen Kelchglase.

„Das sind ja lauter Knospen,“ sagte ich.

„Das ist auch ganz richtig,“ antwortete Marie, „denn Onkel Born sagt, dies Buch enthalte seine ganze Lebensgeschichte. Dies hier ist, wie er ganz klein war und noch in der Wiege lag — es kommt mir immer so lustig vor, daß er einmal ein so ganz kleines Kind gewesen ist, und hat nun so weiße Haare.“ Dabei sah sie mich fröhlich mit ihren lachenden Augen an. Dann zeigte sie mir alle einzelnen Blumen, und ich fragte, ob der Rosenkönig dies alles selber gemalt habe, denn ich bewunderte die künstlerische, saubere Ausführung des Dargestellten.

„Ja, gewiß,“ antwortete sie, „ach, das glauben Sie gar nicht, wie lange das dauert, bis so ein Blatt

fertig wird, manchmal ein halbes Jahr, so sorgfältig arbeitet er daran."

Das nächste Blatt fand schon an mir einen Erklärer: „Nun haben Sie mir den Schlüssel gegeben," sagte ich, „nun will ich dieses Blumenstück deuten. Dies sind die Knabenjahre, dort ist ein Weidenzweig mit blühenden Kätzchen, hier ein blühender Holunder — die feine weiße Blütendolde ist köstlich gemalt — hier Knallschoten; es sind alle die Sträucher, die das Knabenspielzeug liefern, und darüber die flatternden Schmetterlinge, und hier der Käfer mit den langen gebogenen Fühlhörnern und den metallisch glänzenden Flügeldecken ..."

„Den kenne ich auch!" rief Marie, der schnirkst immer so, wenn man ihn anfaßt!"

„Aromia moschata," sagte ich.

„Ach, sind Sie aber gelehrt! — Sie wissen wohl alles?" — Dabei machte sie aber ein so schalkhaft ernstes Gesicht, daß ich lachen mußte.

Es kamen noch einige Blätter, die das Knabenalter bezeichneten, Fichtenzweige und Ginsterstrauch; ein Dornenzweig mit einem Vogelnest darin, Feldblumen und anderes. Zuweilen schweifte mein Blick von den bemalten Blättern auf das viel schönere Mädchen, das mir zur Seite saß, so nahe, daß ich zuweilen ihre Schulter berührte und ihr lockiges Haar mein Gesicht streifte, wenn wir uns näher über die Bilder beugten, so daß ich zuweilen, ganz befangen von dem beseligenden Gefühle ihrer Nähe, weiter nichts sah als ein buntes Gemisch von Farben, neben dem ihre weiße

Hand auf dem Papiere lag. Es war eine wunderbare Hand — sie war nicht klein, aber schön, was viel seltener ist. Und wenn wir dann auf das deuteten, was uns besonders gefiel, dann streiften sich unsere Hände, und einmal blieben sie dicht nebeneinander in leiser Berührung liegen, aber nur kurze Zeit, und dann schlugen wir ein neues Blatt um. Es war nur eine sehr schöne, mit besonderer Sorgfalt gemalte rote Rose darauf. „Ich weiß nicht, was diese Rose bedeuten soll," sagte Marie, „ich habe Onkel Born schon gefragt, aber der sagt es mir nicht."

„Ich weiß es," meinte ich; „nun kommt die Zeit des Jünglingsalters, und dies ist seine erste Liebe."

„Ach," sagte sie und sah ganz verwundert auf. „Daran habe ich noch nie gedacht." Dann sah sie die Rose eine kleine Weile wie in Gedanken verloren an und sprach: „Ich glaube es auch — die ist gewiß sehr schön gewesen?"

Das nächste Blatt war uns unverständlich; es war wieder eine ähnliche rote Rose, zusammengebunden mit einem Eichenzweig, während daneben ein Büschel Lindenblüten stand. Dann kam ein sehr buntes Blatt mit einem mächtigen Blumenstrauß, der durch ein breites rotes Band zusammengehalten wurde. Da war Rittersporn und Klatschmohn und Kletterrosen, Hyazinthen, Tulpen und Narzissen, eine ganze prunkende Gesellschaft. Danach fiel das nächste Blatt um so mehr auf, auf dem ein einzelnes, sehr fein gemaltes Vergißmeinnicht zu sehen war. Dann kamen bald Rosen und nur Rosen von allen Farben und Arten, auf vielen

Blättern dargestellt, und mitten darunter ein Moosrosenzweig mit einer eben aufgebrochenen Knospe; darunter stand mit zierlichen Schriftzügen: „Marie.“

„Das sind Sie!“ rief ich.

Sie sah das Blatt verwundert an und ein leises Erröten ging über ihr Gesicht, so daß sie der Rose nur noch ähnlicher ward; „das kenne ich noch gar nicht,“ sagte sie leise.

Wie war sie schön, als sie so dasaß. Sie trug ein mattgelbes Sommerkleid mit einer kleinen Krause und einem roten Bändchen am Halse, was zu ihrem braunen Haar einen anmutigen Gegensatz bildete.

Ihre Hand war vom Tische niedergeglitten und ruhte auf dem Stuhl dicht neben der meinen. Und ich weiß nicht, wie es so kam, daß die beiden Hände, die schon den ganzen Nachmittag viel Zuneigung zu einander gehabt hatten, sich ganz leise berührten. Und wir besahen die Rosenbilder und sprachen von allerlei Dingen, und die Sonne schien so friedlich in das Zimmer, die Fliegen summten umher und leise tickte die alte Uhr über dem Kamin; es war so still und nachmittäglich, wie es eben nur an einem Sommernachmittage sein kann. Und unsere Hände fügten sich immer näher ineinander, ihre schlanken Finger lagen in den meinen und ich fühlte ihre Schulter leicht an der meinen ruhen, so daß ich ihre sanften Atemzüge spürte. Aber wir sahen uns nicht an, wir sahen nur auf die Blätter vor uns und sprachen von gleichgültigen Dingen und saßen doch da Hand in Hand, — aber wir thaten, als merkten wir es nicht.

Dann hörten wir den Rosenkönig im Nebenzimmer gehen, unsere Hände lösten sich leise auseinander und wir schlugen ein neues Blatt um. Der Rosenkönig trat in die Thür: „Nun, Kinder, ist euch die Zeit auch lang geworden?“ sprach er, „ich habe heute etwas länger geschlafen.“

„Das macht wohl das Gedicht?“ meinte ich.

„O nein,“ sagte er, „wenn man so zum erstenmal in seinem Leben angesungen wird, wie es mir heute geschehen ist, so bringt es nur angenehme Wirkungen hervor.“

Dann sprachen wir von den Bildern.

*

Mittwoch den 28. Juni.

Nach einiger Zeit kam Frau Werner ebenfalls aus ihrer Wohnung zurück, und wir gingen auf die rosenumrankte Veranda vor der Gartenthür, um Kaffee zu trinken. Als wir dort so behaglich im Schatten saßen und der leise Sommerwind den Blumenduft aus dem sonnigen Garten herwehte, wo die Schmetterlinge, wie berauscht, um die Rosen flatterten, und es so still war, daß man fast das Schlagen ihrer Flügel hören konnte, sprach der Rosenkönig: „Es liegt ein eigener Zauber darin, an so einem sonnigen Nachmittage im behaglichen Schatten zu sitzen, von lieben Menschen umgeben; aber vollständig wird der Genuß erst, wenn Musik dabei ist; Marie willst du uns nicht ein Lied singen?“

Das Klavier stand nahe an den geöffneten Flügelthüren, ich saß gerade so, daß ich es sehen konnte.

Ich hatte Marie noch nie singen hören und war überrascht durch den anmutigen Klang ihrer Stimme, als sie begann:

„Vom Berg zum Thal das Waldhorn klang,
Im blühenden Thal das Mägdlein sang:
Von der Rose, der Rose im Thal!

Der Jäger hörte des Mägdleins Sang,
Sein Waldhorn bei dem Lied verklang:
Von der Rose, der Rose im Thal!

Der Jäger dort oben lauschte so bang,
Als leise das Lied im Thal verklang:
Von der Rose, der Rose im Thal!

Er zog gar stille die Berge entlang,
Und immer im Ohr das Lied ihm klang:
Von der Rose, der Rose im Thal!“

Der Jäger bin ich, seit ich dies Lied gehört habe, denn immer und immer summt mir seit der Zeit der Kehrreim durch den Sinn: „Von der Rose, der Rose im Thal,“ und ihre leichte Gestalt in dem hellen Sommerkleide steht mir vor Augen. Sie hatte keine sehr schöne Stimme, sie war etwas verschleiert, aber anmutig und lieblich und wie geschaffen zum Vortrag von einfachen Liedern.

„Nun singe mir mein Lieblingslied: Aennchen von Tharau,“ sagte der Rosenkönig, und dabei schaute er lächelnd Frau Werner an, die ebenfalls lächelte und ein klein wenig errötete, was ihrem noch immer anmutigen Gesichte einen eigentümlichen Reiz verlieh.

Und Marie begann: „Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt!"

„Wo ist doch diese Melodie hergekommen?" sagte der Rosenkönig, als sie geendet hatte, „es ist doch gar nicht denkbar, daß dies Lied eine andere Weise haben könne, so verwachsen ist beides miteinander. Aber das ist das Zeichen eines echten Volksliedes. Und ein Volkslied kann man dies wohl nennen, wenn der Name des Dichters uns auch noch bekannt ist. Wer kennt aber jetzt noch andere der weltlichen Lieder von Simon Dach außer diesem. Sie sind alle vergessen. Aber wo das Volk sein Eigenstes ausgesprochen findet, da nimmt es Besitz davon, wie man sein Eigentum zurücknimmt, und läßt nicht wieder davon. Das Volkslied ist — um doch einmal bei meinem Fach zu bleiben," fügte er lächelnd ein — „wie die wilde Rose. Unter allen den prangenden künstlich erzeugten Schwestern, den üppig dunklen mit betäubendem Duft, den vornehmen gelben, den sentimental blaßroten, den weißen mit schüchtern rosig angehauchten Blättern, steht sie da, kräftig und einfach — frisch, anmutig und gesund, und wo die anderen ohne künstliche Pflege vergehen und ausarten, rankt und blüht sie, ein Kind der Natur, immer noch fort in ursprünglicher Schönheit."

„Es muß ein eigenes beglückendes Gefühl für den Dichter sein," meinte ich, „auch nur e i n Lied geschaffen zu haben, das ihn gleichsam zu dem Munde vieler macht, da es ihm gelang, das herauszusingen, was in Millionen Herzen unausgesprochen lag."

Marie war hinzugetreten, sie stand in der Thür und ihre helle Gestalt hob sich schön von dem dunklen Hintergrunde des Zimmers ab.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß solche Lieder gemacht werden," sprach sie, „ich meine, sie müßten so entstehen, wie eine Blume sich aufthut, ganz von selber."

„Es ist auch nicht viel anders," sagte der Rosenkönig, „der Sonnenschein der Freude oder der Regen des Schmerzes treffen des Menschen Herz, und wenn er ein Dichter ist, dann thut die Blume sich auf und das Lied ist fertig."

Später, als schon die Sonne anfing hinter die hohen Baumwipfel am Ende des Gartens zu sinken und die Zweige und Blätter im grünen Golde erglänzten, machten wir einen Gang zu den Rosen. Diese hingen zu unseren Häupten und standen zu beiden Seiten, wo wir nur gingen; zuweilen fiel ein Sonnenlicht durch eine Baumlücke und ließ eine Rosengruppe in wärmerem Lichte erglühen. Im Hintergrunde des Gartens ward noch eine Nachtigall laut und warf ihre Jubeltöne in den sonnigen Abend. Wir gingen dem Klange nach: „Sie hat in diesem Jahr in der wilden Ecke ihr Nest," sagte der Rosenkönig. Es war in dem weniger betretenen Teile des Gartens, wo die Rosenschule war. Wir kamen an eine mit Gebüsch gefüllte Gartenecke; es waren dort nur wilde Rosensträuche, die sich in üppiger Pracht bis auf die Mauer hinaufgezogen hatten und nun wie besäet mit zarten blaßroten Blüten ihren würzigen Duft aushauchten.

„Da steht das Volkslied!“ sagte ich.

„Dies ist die unfruchtbarste Ecke meines Gartens,“ sprach der Rosenkönig, „ich habe sie darum mit wilden Rosen bepflanzt, weil ich mir auf diese Weise wilde Stämme ziehe, um meine zahmen Rosen darauf zu pfropfen; unsere großen Dichter haben es ja auch so gemacht mit dem Volksliede,“ schloß er lächelnd.

Marie hatte unterdes die Nachtigall gefunden, die in einem der großen Bäume hinter der Gartenmauer auf schwankem Zweige saß. Wir bewunderten den kleinen rostbraunen Vogel und gingen dann zu einer Rosenlaube, wo zum Abend der Tisch gedeckt war.

Nach Tisch war es dämmerig geworden; der Mond, der schon bei Tage als blasse Halbscheibe am Himmel gestanden hatte, gewann an Glanz, und der rote Schein, der noch in den Wipfeln der hohen Bäume träumte, verblaßte allmählich. Wir saßen in traulichem Geplauder, während die Dämmerung sich mehrte und die Schatten sich zwischen den Gebüschen lagerten.

Doch der Mond gewann noch mehr Macht und beleuchtete mit seinem Schimmer Mariens Angesicht, die mir gegenüber saß, und ließ den Schatten ihres lockigen Haares über ihre Züge fallen. Zuweilen trafen sich unsere Augen wie zufällig und sie schaute dann in den Mond, als sei es wirklich Zufall gewesen, und ich that eine sehr unbefangene Frage an den Rosenkönig oder an ihre Mutter. Manchmal verstummte das Gespräch und es war dann nur die Dämmerung zwischen uns, und ringsum das leise Weben der Sommernacht, und das Surren der Nachtschmetterlinge um die blühenden

Rosen. Diese leuchteten gruppenweise vom Mond beschienen zu uns herüber, sie standen ganz still und tranken Mondschein, kein Blatt mochte sich rühren.

Dann brachen wir auf; der Rosenkönig ging mit Mariens Mutter voran, wir folgten. Wir sprachen nicht mehr an diesem Abend, nur gute Nacht wünschten wir uns, und ihre schlanken Finger fügten sich beim Abschied mit sanftem Druck in die meinen.

Wie ein Träumender schaute ich noch lang aus meinem Fenster in die Mondnacht. In stillem Frieden lagen die Gärten, fern ragten Baumwipfel in die Nacht und dunkle Häuser mit mondbeglänzten Dächern, und wie ein leises Murren klang das Rauschen des Stadtgewühls zu mir herüber. Ich sah zwischen den Bäumen, wo ihr Haus lag, einen Lichtschimmer entstehen; ich schaute nach ihm, bis er erlosch.

In fernen Häusern verschwand ein Licht nach dem anderen; Sterne tauchten dafür an dem dunkler werdenden Himmel auf.

*

Donnerstag den 6. Juli.

Seit ich vor acht Tagen, durchnäßt von dem strömenden Regen, nach Hause kam, fühle ich ein körperliches Unbehagen in mir, das von Tag zu Tage zunimmt. Ich kann nicht sagen, was es ist, aber es liegt auf mir wie ein Druck und umgibt mich wie ein dünner Nebel, ich kann nicht arbeiten und habe an nichts Freude. Selbst der Aufenthalt bei meinem lieben

Rosenkönig ist mir drückend; er ist so einsilbig und scheint viel nachzudenken, und zuweilen sieht er mich mit eigentümlichen Blicken an. Neulich fragte er mich, ob mir etwas fehle; ich sagte: „Nein," und dann sah er mich wieder forschend von der Seite an und lächelte so sonderbar.

Ich war so selig, so glücklich; die Tage waren mir voll Sonnenschein, ich lebte im Glücke des Tages und dachte nicht an das, was kommen wird. Aber es ist oft gleichsam, als wolle uns das Schicksal seine rosigste Seite zeigen, sein holdestes Lächeln gönnen, damit uns das Dunkle, das es schon in Bereitschaft hält, um so schwärzer und hoffnungsloser erscheinen möge.

Und was ist es denn eigentlich, was mich quält, der ich vor acht Tagen noch so unendlich glücklich war?

Muß denn Marie nicht zurückhaltend gegen mich sein, wie sie es jetzt ist, da sie jede Begegnung mit mir fast ängstlich vermeidet? — Ist es nicht an mir zu sprechen, da es so weit gekommen ist; müßte ich nicht jetzt offen hintreten und sagen: „Willst du mein Weib sein?"

Aber als mir dieser Gedanke erwachte, machte er mich zaghaft und füllte mein Herz mit Bangen. In schlaflosen Nächten habe ich erwogen und gedacht; doch ich kam nur zu dem Einen: Wie darfst du vor ihre Mutter hintreten oder vor den Rosenkönig, der gleichsam ihr Vater ist, und zu ihnen sprechen: „Gebt mir diese Blume, diese Rose, die eure beste Kostbarkeit ist;" wie darfst du das thun, der du ein Gelehrter

ohne Namen und ohne Vermögen bist, der nichts hat, als seine Feder und seinen guten Willen. Ich kann es nicht erfinden und ausdenken, wie es werden soll.

O welch ein grauer Tag ist heute. Es hat einige Zeit geregnet und am Himmel schieben sich faul und verdrossen die Wolken durcheinander; zuweilen geht ein Sprühregen, den der stoßweise Wind gegen mein Fenster prickeln läßt. Verregnet und zerzaust stehen die Rosen und die Steige sind mit ihren verwehten Blättern bedeckt. Die Rosenranke vor meinem Fenster ist verblüht, nur eine halb entblätterte Blüte schlägt bei jedem Windstoß pochend an die Scheiben.

⁂

Sonnabend den 15. Juli.

Herr Grund war vor einigen Tagen bei mir, er fand mich verändert und blaß und fragte nach meinem Befinden.

„Es ist nichts,“ sagte ich, und dann lenkte er das Gespräch auf den Rosenkönig.

„Na, Sie sind ja jetzt wie ein Kind im Hause dort,“ sagte er, es ist ein prächtiger Mann, der Rosenkönig, aber er schließt sich zu sehr ab, — das sollte ich nur sein, — so ein Mann wie der, wohlhabend und angesehen; wenn er sich darum bekümmern wollte, der könnte alle Tage Stadtverordneter werden. Aber der kennt nur seine Rosen — sind aber auch schön, — dieses Jahr besonders — na, die eigentliche

Blütezeit ist ja nun vorbei — aber er hat immer noch bis in den späten Herbst welche."

Herr Grund war im Zuge und da mußte man ihn ruhig gewähren lassen; es störte ihn nur, wenn man ihm antwortete. So redete er denn von vielerlei, von der großen Hitze, von der schlechten Ausdünstung der Kanäle im Tiergarten, von einem neuen Eisenbahnprojekt, dann kam er aufs Häuserbauen und mit einemmal fragte er: „Sie wissen doch, daß der Rosenkönig auch bauen will?"

„Er hat mir nichts davon gesagt," meinte ich etwas verwundert.

„Nicht?" meinte Herr Grund, „das ist doch merkwürdig, da glaube ich doch ganz gewiß, daß etwas dahinter steckt. Bauen kann man es nun am Ende wohl gerade nicht nennen, es ist wohl kaum ein Umbau. Sehen Sie, er hat mich um Rat gefragt, weil er die obere Etage seines Hauses, die seit dem Tode seiner Tante unbewohnt ist, wieder einrichten will. Da ist nun mancherlei zu machen. Neue Tapeten, neue Fußböden, denn die sind auch schon morsch und wackelig in dem alten Kasten; eine Wand soll herausgenommen werden, um aus zwei kleinen Zimmern eins zu machen; und da hat er noch so eine phantastische Idee, er will nämlich oben einen Balkon anbringen mit einer Treppe nach dem Garten hinunter — na meinetwegen, er ist nun einmal so."

Ich hatte ganz verwundert zugehört: „Er hat ja aber unten Platz genug," sagte ich, „was will er denn mit allen den Zimmern noch?"

Herr Grund sah außerordentlich schlau aus in diesem Augenblicke; seine Augenbrauen zogen sich hoch und sein gutmütiges rotes Gesicht glänzte vor Vergnügen über seine eigene Pfiffigkeit.

„Erinnern Sie sich wohl noch, liebster Herr Walter, was ich früher einmal zu Ihnen sagte? Marie Werner und der Rosenkönig! Jetzt kommt es zum Vorschein, was ich immer vorausgesehen habe. Wissen Sie wohl noch, daß ich zu Ihnen sagte: Es wird! Sehen Sie, jetzt wird es! Weil er sich verheiraten will, darum baut er.“ Und Herr Grund sank voll hoher Genugthuung in seine Sofaecke zurück.

So sehr ich auch immer diesen Gedanken von mir gewiesen hatte, so wenig er mir auch früher in den Sinn gekommen war, so hatte ich mich in der letzten Zeit in meiner krankhaften Aufregung schon selber damit gequält, und darum erschrak ich, von einem dritten ihn so fest und bestimmt und mit einer gewissen Begründung ausgesprochen zu hören. Ich versank in grübelnde Gedanken, und Herr Grund, der meine Zerstreuung bemerkte, erhob sich, nachdem er noch Verschiedenes gesprochen, was ich kaum gehört hatte, meinte, er wolle nicht länger stören, und ging.

Wie haben mich meine Gedanken seit der Zeit gequält, bei Tage und in schlaflosen Nächten. Ich erinnerte mich an jeden Blick, an jedes Wort des Rosenkönigs, an seinen ganzen Verkehr mit Marie, an sein eigentümliches Wesen mir gegenüber, an die Aengstlichkeit, mit der jene vermied, mit mir allein zu sein. Wenn ich mit ihnen zusammen war, be=

obachtete ich beide heimlich, jedes Lächeln, das sie ihm schenkte, gab mir einen Stich durchs Herz, und als sie einmal stand und ihn freundlich anschaute und er ihr das lockige Haar streichelte, wollte es mir die Brust zusammenschnüren. Ich sprach zu mir selber: „Dein Thun und Denken ist thöricht,“ und erinnerte mich jener sonnigen Tage, die vergangen waren, aber es gab mir nur Grund zu neuen Quälereien; denn wenn es Wahrheit war, was ich fürchtete, fiel dann nicht ein Schatten auf Mariens Reinheit, hatte sie nicht dann ihr Spiel mit mir getrieben?

Und dazu das körperliche Unbehagen; es liegt auf mir wie die drückende Schwüle, die draußen in der glühenden Julisonne brütet. Weiße lautlose Wolken schieben sich am Himmel durcheinander und verdecken zuweilen die Sonne, ohne daß die Glut sich mildert. Am Horizont haben sie sich zu grauweißen Gebirgen gelagert, die glänzenden Gipfel schauen über den Bäumen hervor.

Die Ungewißheit wird mir unerträglich, ich glaube, ich werde krank, wenn es noch länger dauert. Ich fühle es, diese Angelegenheit muß zu Ende kommen, je eher je besser.

Je eher je besser — und warum kann es nicht heute sein? Ich will hingehen und sprechen zum Rosenkönig, wie mir ums Herz ist, da wird sich alles entscheiden. Ich will um ihre Hand bei ihm bitten, ich will meinem Schicksal ins Auge sehen. Nun mag es sich entscheiden, für mich oder wider mich. Für mich — o, ich mag das Glück nicht ausdenken! — und

wider mich? — Die schönste Hoffnung meines Lebens müßte ich zu Grabe tragen!

⁂

Dienstag den 12. September.

Eine lange Zeit ist verflossen, seit ich die letzten Worte schrieb, eine lange Zeit, von der ich wenig weiß, die nebelhaft verschwommen hinter mir liegt, wie ein wilder Traum, dessen man sich beim Aufwachen vergebens zu erinnern versucht.

Eines Tages war mir, als erwache ich aus langem unruhigen Schlaf, in dem mich gaukelnde Schreckgestalten geängstigt, ich fühlte mich von einer unbeschreiblichen Mattigkeit durchdrungen, und selbst die Hand zu erheben, die auf der bunten geblümten Bettdecke lag, deuchte mir eine Anstrengung. Ich verspürte wenig Verwunderung darüber, daß ich in einem hohen Himmelbette mit bunten Vorhängen von chinesischem Muster lag, und daß ich durch eine Ritze in diesen nach mühsamer Wendung des Kopfes in ein mir ganz unbekanntes Zimmer schaute. Vielleicht waren meine Geisteskräfte noch zu schwach, um sich zu verwundern. Als ich nun so dalag und die bunten Chinesen anschaute, die auf dem Vorhange Thee tranken oder mit Sonnenschirmen und Fächern in wunderlichen Gärten zwischen niedlichen Felsen und sonderbaren Pflanzen lustwandelten, hörte ich ein leises Geräusch im Zimmer, wie wenn man die Blätter eines Buches um-

wendet, dann ein Räuspern, das mir bekannt vorkam und eine grübelnde Bewegung in meinen geschwächten Denkkräften hervorrief. Dabei mochte ich mich unwillkürlich gerührt haben, denn ich hörte jemand aufstehen, leise Schritte nahten sich meinem Bette, der Vorhang ward sanft und vorsichtig zurückgeschlagen und herein schaute das freundliche, besorgte Gesicht des Rosenkönigs.

„Sie wachen!“ rief er, „Sie sind bei Besinnung; o, der Doktor hat recht gehabt, nun ist alles gut!“

„Ich war wohl sehr krank?“ wollte ich sagen, allein ich war so schwach, daß ich nur die Lippen bewegen konnte und keinen Laut hervorbrachte.

„Versuchen Sie nicht zu sprechen, seien Sie ganz ruhig, sie dürfen nur schlafen und stillliegen,“ sprach der Rosenkönig.

Mir kam, während er sprach, eine dunkle Erinnerung an das, was vor meiner Krankheit war; ich fühlte es wie einen leisen Schmerz in der Gegend des Herzens.

Der Rosenkönig schien das in meinem Gesichte zu lesen, er sprach gleich darauf: Seien Sie ganz ruhig und denken Sie nicht; es ist alles gut, alles,“ und dabei lächelte er mir beruhigend zu; ich mußte auch lächeln, denn es kam über mich eine unendliche Beruhigung, und indem verschwamm der Rosenkönig vor meinen Augen, die bunten Vorhänge erschienen wie ein wogendes Farbenmeer, und ich verlor wieder die Besinnung.

Gegen Abend, es mußte so in der Dämmerung

sein, erwachte ich noch einmal zu einem Halbtraum, in dem es mir war, als hörte ich flüsternde Stimmen im Zimmer und darunter eine, deren Klang mich mit stiller Beseligung erfüllte, ohne daß ich recht zum Bewußtsein gelangte, weshalb; dann klangen die Stimmen ferner und ferner und verschwammen schließlich, als sich der Schlaf gänzlich meiner bemächtigte.

⁂

Mittwoch den 13. September.

Als ich an jenem Tage entschlossenen Mutes zum Rosenkönig ging, um die Entscheidung meines Schicksals aus seinem Munde zu hören, ward ich wieder ganz mutlos, als ich in sein Haus eintrat. Ich traf Herrn Grund bei ihm und war eigentlich froh, dadurch noch einige Frist zu gewinnen. Sie sprachen über den beabsichtigten Umbau. Es fiel mir schwer aufs Herz, ich hörte mit peinlicher Aufmerksamkeit zu, immer hoffend, einen Beweis für das Gegenteil meiner Befürchtungen zu hören. Herrn Grund prickelte die Neugier ganz außerordentlich, das hörte ich aus allen Bemerkungen und Andeutungen. Zuletzt vermochte er sich wohl nicht mehr zu bemeistern, denn er fragte: „Man darf wohl schließen, Herr Born, daß noch Veränderungen anderer Art in Aussicht sind, die mit diesem Bau im Zusammenhange stehen — entschuldigen Sie meine Frage —, allein das Interesse . . .“

„O ja, ich denke, daß noch Veränderungen anderer Art in Aussicht sind,“ antwortete der Rosenkönig, und

dabei traf mich wieder ein merkwürdiger Seitenblick, so daß ich dachte, er wolle nur nicht mehr sagen in meiner Gegenwart. Ich stand auf und ging wie zufällig in das Nebenzimmer. Dort lag eine angefangene Malerei auf dem Arbeitstische; es war wieder ein Moosrosenzweig und daneben war in Umrissen ein zweiter Blütenzweig angedeutet, den ich noch nicht erkennen konnte. Es überkam mich eine Art von Verzweiflung; ich fühlte plötzlich so scharf und drückend das Elende meiner Lage, daß ich alle meine Vorsätze vergaß, durch eine andere Thür das Haus verließ und mit eiligen Schritten ins Freie eilte. Es war eine drückende schwüle Luft dort, die Sonne war hinter dem Geschiebe und Gebraue der Wolken verschwunden und die unheimliche brütende Stille unterbrach nur zuweilen ein Windstoß, der den Staub aufwirbelte und die aus dem Tiergarten heimkehrenden Spaziergänger zu größerer Eile anspornte.

Ich gelangte ins Freie, wo sich rechts der Weg an den letzten Häusern entlang zum Tiergarten hinzieht; ich verfolgte ihn mechanisch, mir war es gleich, wohin er mich führte, wenn es nur einsam war.

Hoch in der Luft jubelte unter dem dräuenden Himmel eine Lerche; es war in dem lauernden Schweigen fast unheimlich anzuhören. Selbst unter die schattigen Kronen des Laubdaches, wo die Dämmerung schon sich lagerte, war die Schwüle geschlichen und hielt alles umfangen wie mit einem Zauberbann, wie der giftige Hauch einer Schlange, die jeden Augenblick bereit ist loszuspringen.

Zuweilen ging wie banges Ahnen ein Schauern durch die Wipfel; dann murrte und grollte es näher und näher. Plötzlich machte der Wind sich brausend auf, daß die Wipfel der uralten Bäume ächzten und die Aeste sich knirschend aneinander rieben, und nun war es da, nun stürzte der Regen, nun zuckte es leuchtend durch die grüne Finsternis und am Himmel rollte es aufpolternd und dann mit leisem Grollen verhallend dahin.

Die Spannung, der unerträgliche Zustand, in dem ich mich so lange befunden hatte, fing an sich zu lindern, und als ob die entfesselte Natur endlich den lange brütenden Sturm in meiner Brust gelöst hätte, brach ich plötzlich in einen unerbittlichen Strom von Thränen aus. Dann überkam mich, wie ich so in dem strömenden Regen dahineilte und rings um mich die gewaltige brausende Natur war, eine wilde Lustigkeit; ich jubelte in das Krachen des Donners hinein, ich riß meine Kleider auf und bot meine Brust dem Sturm und Regen dar; mir war zu Mute, als müsse das brausende All mich jubelnd in sich aufnehmen und ich im Sturm der aufgeregten Elemente verschwinden und vergehen.

Es war schon ganz dunkel geworden, und das blaue Leuchten der Blitze in den Wasserlachen des Weges und das plötzliche Auftauchen der Bäume mit ihren Stämmen und fein gegliederten Zweigen aus dem Dunkel ist die letzte Erinnerung, die ich an diesen Abend bewahrt habe. Wie man mich am Morgen in durchnäßten Kleidern im heftigsten Fieber auf meinem

Sofa fand und der Rosenkönig mich sofort, als er es erfuhr, in seine Wohnung bringen ließ, das hat er mir dann selber erzählt.

⁎

Donnerstag den 14. September.

Ich bin noch etwas schwach; der Doktor hat mir verboten, so viel auf einmal zu schreiben, und gestern, als ich eben das letzte Wort schrieb, legte sich eine schöne Hand auf die meine, nahm mir sanft die Feder aus der Hand und trug sie fort, — ich litt es so gern.

Wie soll ich die Zeit schildern, die hinter mir liegt. Wie ich langsam, ganz langsam, immer kräftiger und munterer ward, wie dann die deutliche Erinnerung des Vergangenen kam und ich den Rosenkönig so unruhig ansah, daß er endlich vom Doktor die Erlaubnis auswirkte, mir alles zu sagen.

Ich erfuhr, daß ich in meinem Fiebertraume alles verraten habe, was schon längst kein Geheimnis mehr war; aber auch von meinem ganzen Mißverständnis war der Rosenkönig unterrichtet worden. Ich mußte lachen, als er von meinen sonderbaren Fieberphantasien erzählte. Herr Grund spielte darin eine große Rolle, er hatte nach meiner Ansicht eine Klappe in der Wand neben meinem Bette, aus der er, wenn es ihm beliebte, hervorschaute und mich ängstigte. Ich hatte oft gerufen: „Macht doch die Klappe zu! Nehmt

den grinsenden Philister weg, er zerpflückt mir alle Rosen!" Und dann hatte ich viel von Moosrosen mit grünen Hüten und braunen Bändern gesprochen und dergleichen mehr.

„Nun ist ja aber alles gut," schloß der Rosenkönig, „und wenn der Doktor es erlaubt, sollst du sie auch bald sehen."

Und nun trat eines Tages Marie mit ihrer Mutter in die Thür. Das schöne Mädchen ging sanft errötend an mein Bett und reichte mir ihre Hand. Sie setzte sich neben mich; ich hielt ihre Hand in meinen beiden, und wir konnten beide zuerst nicht sprechen und sahen uns nur in die Augen. Dann saßen sie alle drei um mich her, und wir sprachen von allerlei Dingen, und der Rosenkönig und Frau Werner sahen uns mit zufriedenen glücklichen Augen an. Dann kamen die letzten Strahlen der Abendsonne durch das Fenster und beleuchteten rosig Mariens Antlitz, und ließen die bunten Chinesen des Vorhanges durchsichtig erglühen. Unser Gespräch war wie die Abenddämmerung, die nun hereinbrach, so leise dämmerte es hin und verstummte allmählich. Ich hielt noch immer ihre Hand in der meinen und streichelte sie sanft. Die beiden Alten standen auf und gingen an das Fenster, wo ich sie leise miteinander sprechen hörte; ich aber drückte die weiche schöne Hand sanft und fragte fast unhörbar, aber Marie verstand es doch: „Du weißt nun alles, liebe Marie, willst du mein eigen sein? Ich habe dich so lieb, wie nichts in der Welt."

Sie antwortete nicht, sie zögerte einen Augenblick,

dann beugte sie sich sanft über mich, die weichen Locken wallten um mein Antlitz und ich fühlte zum erstenmal den jungen unschuldigen Mund auf dem meinen. Dann richtete sie sich wieder auf und wir verharrten einen Augenblick in seligem Schweigen.

Der Rosenkönig trat mit lächelndem Gesicht zu uns und sprach: „So, Kinder, laßt es genug sein für heute; die Zeit, die der Doktor gestattet hat, ist abgelaufen, der Patient muß seine Ruhe haben.“

⁎

Sonntag den 17. September.

Es war eine wunderbare Zeit, die Zeit meiner Genesung. Wie sie alle so liebevoll um mich sorgten, mit leisem Schritte durchs Zimmer gingen und flüsternd miteinander sprachen, wenn sie dachten, ich schliefe, — wie sie darauf bedacht waren, mir Freude zu bereiten. Ich denke noch immer daran, wie Marie mir zum erstenmal Blumen aus dem Garten brachte. Was ist eine Blume doch für ein köstliches Ding, zumal eine Rose. Die zarten rötlichen Blätter, am Ende ein wenig umgebogen, in dichter Fülle sich zu einem Rund schließend und köstlichen Duft aushauchend. Wie zierlich schließt sich dann der in zarte Spitzen auslaufende grüne Kelch daran, und dann der mit feinen rötlichen Härchen besetzte Stengel und die runden, sägeförmig gezahnten Blätter, die wieder einen anderen strengeren Duft haben, — wie ist es alles schön! Ich glaube,

das vermag nur ein Genesender zu empfinden, dessen Sinne erst wieder zu neuem Leben erwachen. Und Marie, meine kleine Rose, war sie nicht noch viel schöner. Der Doktor behauptete, ich würde mit einer ganz unerlaubten Geschwindigkeit gesund, er erklärte mich für einen seltenen Fall in zwei Hinsichten: erstens, weil ich überhaupt am Leben geblieben sei, und zweitens, weil ich so schnell mich kräftige. Aber warum sollte ich auch nicht, es war ja lauter Sonnenschein um mich. Marie war so schön, wenn sie in ihrem hellen Kleide durchs Zimmer ging, um mir etwas zu holen, und sich mit freundlichem Lächeln nach mir umsah, oder wenn sie neben mir saß und mir vorlas, und ich dann manchmal gar nicht zuhörte, sondern sie ansah und mit schönen hellen Farben an dem Bilde unserer Zukunft malte. Oder wenn sie des Morgens kam, frisch wie ein Frühlingsmorgen, oder wenn sie des Abends ging und mir mit einem Kuß gute Nacht wünschte.

Aber viele Stunden war ich auch allein, denn so wollte es der Doktor, da ich noch nicht viel sprechen durfte. Da lag ich denn in dem stillen Zimmer, in dem die Sonnenstäubchen webten, und horchte auf allerlei Töne von außen, oder ich studierte an meinen bunten Vorhängen, wo sich die Bilder immer wiederholten. Ich verglich die gleichen Bilder miteinander und freute mich wie ein Kind, wenn ich entdeckte, daß auf dem einen Bilde der Zopf des würdigen Chinesen etwas länger war als auf dem anderen; oder ich versuchte mathematische Figuren herzustellen, indem ich

mir besonders auffallende Punkte durch gerade Linien verbunden dachte; oder ich sann nach, wie wohl die dargestellten Leute heißen möchten, und machte mir wunderliche Namen zurecht, die sehr chinesisch klangen; oder ich dachte mir ganze Gespräche aus, die die guten Leute miteinander führten, und was so Genesungsbeschäftigungen mehr sind.

Eines Tages erzählte mir auch der Rosenkönig seine Geschichte. Sie war sehr einfach und mir in anderer Auffassung allerdings durch Herrn Grund schon ziemlich bekannt. Seine Großmutter und seine Tante hatten ihn sehr geliebt, aber auch sehr verzogen und durch diese verkehrte Erziehung einen menschenscheuen Träumer aus ihm gemacht, der vor jeder Berührung mit der Außenwelt eine bange Scheu besaß. Sein einziger Umgang war die Nachbarstochter, jetzt Mariens Mutter, die einige Jahre jünger war als er. Zu dieser faßte er, als er erwachsen war und sie nicht mehr so viel zusammenkamen, eine stille, aber innige Liebe, die jedoch von ihr nicht erwidert, ja wohl kaum geahnt wurde. Das junge lebensfreudige Mädchen war es, das ihn eines Tages, als sie allein miteinander waren, im Laufe des Gespräches aufklärte über die eines jungen Mannes unwürdige Stellung, die er einnahm. Die Augen des schönen Mädchens leuchteten, wie sie ihm das Leben und Streben eines jungen Mannes schilderte, wie sie es sich dachte, in freudiger Arbeit und in beharrlichem Streben nach hohen und edlen Zielen.

Alles, was in seiner Seele schon in dunkler

Ahnung gelegen hatte, erwuchs durch diese Unterredung zur Klarheit, und er fühlte schmerzlich, wie unwürdig er dieses Mädchens sei, und wie er danach mit allen Kräften zu streben habe, ihrer würdig zu werden. Daher der plötzliche Entschluß, in die Welt zu gehen, und alles andere, was mir durch Herrn Grund schon bekannt war.

Nachher, als sie den Doktor Werner heiratete, hatte es ihn nicht in ihrer Nähe gelitten, und erst nach dessen Tode war er zurückgekehrt. Nun lebten beide in einem schönen Freundschaftsverhältnis miteinander.

⁂

Dienstag den 26. September.

Wie thöricht komme ich mir vor, wenn ich an jene Zeit vor meiner Krankheit zurückdenke, wie unbegreiflich scheint mir meine damalige Verblendung. Jetzt, da mir alles klar ist, was hinter mir war, da mein froher Blick in die Zukunft sieht wie in eine schöne, sonnig klare Herbstlandschaft, wo alles in gedämpftem Golde schwimmt, wo das Nahe so schön ist und das Ferne fast noch schöner, da fasse ich kaum, wie mein Kopf ein solcher Tummelplatz von Nebelwolken und schreckhaften Einbildungen sein konnte.

Ich wohne seit einiger Zeit schon wieder in meiner Wohnung, weil der Bau in des Rosenkönigs Hause nun wirklich begonnen hat. Das ist dort ein Rumoren und Wirtschaften im oberen Stockwerk, ein Messen,

Sägen, Hobeln, Kleben und Streichen, daß es eine Art hat, denn alles soll vor dem Winter noch fertig werden. Der Rosenkönig und Mariens Mutter hatten damals längst bemerkt, wie es zwischen mir und Marie stand, und da wollte der Rosenkönig ganz stille uns eine Wohnung herrichten, und dann sollten wir dort wie eine einzige Familie wohnen; so war sein Plan. Sie erwarteten immer, daß ich mich aussprechen sollte, und daher kam alles, was ich so schief aufgefaßt hatte.

Ich kann mein Glück zuweilen noch gar nicht fassen; auf einem einsamen Spaziergange im Tiergarten warf ich gestern mit einemmal meinen Hut in die Luft und fing laut an zu jauchzen, so daß ein würdiges, in einiger Entfernung lustwandelndes Ehepaar sich entsetzt umsah und mich mit verwunderten Augen betrachtete.

⁂

Freitag den 20. Oktober.

Vorgestern waren wir alle vier hinausgewandert ins Freie. Es war ein wunderschöner sonniger Spätherbsttag und wir saßen auf der Anhöhe im Tiergarten, wo man hinausschaut in die weite Ebene. Aus dem bräunlichen Grün der Bäume blinkten zierliche weiße Villen und ringsum lag der freundliche Sonnenschein. Neben mir saß Marie und lehnte ihren Kopf an meine Schulter, und wir schauten nach den weißen glänzenden Sommerfäden, die im leisen Luftzug dahinschwammen.

Und als ich am Abend nach Hause kam, saß ich in stillem Sinnen noch lange und dachte meinem Glücke nach.

Denn das Herrlichste, was der Mann auf dieser Welt erlangen kann, das ist ein liebes, schönes und getreues Weib; denn die wahre Liebe ist das Bleibende, Bestehende, der stille schöne Stern, an dessen ruhigem, mildem Schein wir uns kräftigen und trösten, wenn alles sich uns entgegenkehrt. Wohl dem, der sie gefunden. Ich aber weiß nicht, wie ich dessen würdig bin und wie ich es verdienen soll. Ich habe nie gestrebt nach dem strahlenden Sonnenglanze des Ruhmes, ich habe mir nie gewünscht, auf der blendenden Höhe des Lebens zu wandeln. Aber was ich mir wünschte, ein stilles, zufriedenes, erwärmendes Los, ich habe es gefunden — und gebe es Gott allen, die sich danach sehnen.

Die Schleppe.

⁂

Reichtum ist keine Schande ...

Eduard Holding war soeben als ein neuer Mensch aus der Hand seines Schneiders hervorgegangen. Nun sind wohl wenige über alle menschliche Eitelkeit so erhaben, daß die Gewißheit, ein wohlgekleidetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, nicht eine angenehme Wärme in ihrem Inneren verbreitete, und so fühlte auch Holding eine Art sonniger Behaglichkeit von diesem Bewußtsein ausgehen. Zudem hatte er bei Hiller ausgezeichnet zu Mittag gegessen und vorzüglichen Wein dazu getrunken und saß nun im Kaiserhof in einer abgeschlossenen Ecke des Cafés, von dem aufmerksamen Kellner, der seine Gewohnheiten kannte, bereits mit seinen Lieblingsjournalen versorgt, vor einer Tasse „Schwarzen", blies den Rauch einer vortrefflichen Havanna vor sich hin und schaute, ehe er sich in die Zeitungen vertiefte, noch ein Weilchen in die Luft und dachte an nichts. Es gibt Momente rein körperlichen Behagens, wo Sorgen und Wünsche schlafen und der Mensch das Dasein einer Pflanze führt, die in der Stille der Luft mit allen Blättern den warmen Sonnenschein trinkt.

In dem Moment, als er die Augen wieder senkte und im Begriff war, eine Zeitung zu ergreifen, fiel sein Blick auf einen jungen Mann, der soeben gekommen war und ihn eine kurze Weile stillschweigend beobachtet hatte.

„Sieh da, Siebold,“ sagte Holding erfreut, indem er mit auffordernder Handbewegung einen Stuhl zurechtrückte. Der andere setzte sich ohne weiteres, kreuzte die Beine, gab dem Kellner seinen Auftrag, fuhr sich durch das Haar, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, wippte mit dem Fuß auf und ab, alles mit einer unruhigen, nervösen Geschwindigkeit und fragte dann plötzlich: „Woran dachtest du eben, Teuerster?“

Holding that einen tiefen Zug aus seiner Zigarre, und indem er behaglich in den ausgeblasenen Rauch sah, antwortete er: „Ich dachte an gar nichts, mein Lieber.“

Siebold hatte eine silberne Bleistifthülse aus der Tasche geholt und wirbelte sie zwischen seinen Fingern. „Glückspilz,“ sagte er, „wenn ich das nur einmal könnte! Ich grolle mit dem Schicksal über die ungerechte Verteilung der irdischen Güter.“ Er machte eine Pause und rührte heftig in seinem Kaffee, der eben gekommen war. Dann fuhr er fort: „Ist das nicht ungerecht: mir ist ein unwiderstehlicher Hang zum Luxus angeboren und die Natur hat mich arm auf die Welt gesetzt; dir gab sie reichliche Güter in die Wiege und du hast keinen Bedarf, der über das Mittelmäßige hinausgeht. Ich hege den Verdacht, daß du

jährlich von deinen Einkünften eine größere Summe zurücklegst. Gestehe!"

Holding lächelte. „Ich kann allerdings nicht alles bewältigen," sagte er.

„Du hast vielleicht keine Ahnung," rief Siebold, „daß dies ein großes Unrecht ist! Wer durch das Schicksal der Geburt so gestellt ist wie du, der hat auch Pflichten zu erfüllen, und eine der ersten ist, daß er seine Einnahmen in würdiger Weise wieder unter die Leute bringt. Das nenne ich zur Vermehrung des Nationalwohlstandes beitragen. Und wenn er auch nur seine Mittel verwendet, um die Hundezucht zu fördern, so will ich ihn schon verehren. Meine Neigung würde dies allerdings nicht sein. Ich würde mir vor allen Dingen ein Haus bauen, ein Haus, so behaglich, wohnlich und schön, wie es nur irgend zu erreichen ist. Die Pläne sind fast fertig, Sonntag nachmittags arbeite ich an diesem Traumbild. Dies Haus würde die schönsten Geräte enthalten, die zu finden sind, und die Zimmer würde ich ausschmücken, ein jegliches nach seinem Charakter, aber alle so, daß die Harmonie der Farben und Formen wie eine sanfte Musik in ihnen ist. Ich würde Künstler beschäftigen, die mir schöne Geräte arbeiten und herrliche Bilder malen sollten, und würde kein Mittel scheuen, das in ihnen zu fördern und anzuregen, was ich als das Gute und Edle erkenne. Ich würde eine offene Hand haben für die Unterstützung aller Bestrebungen, die dahin gerichtet sind, das Schöne und Zweckvolle zu fördern und zu beschützen, damit es zur Vernichtung des Häßlichen

und Unverständigen beitrage, damit in unserem Lande die alte Kunstfertigkeit wieder erwache, die vor dem Dreißigjährigen Kriege so verbreitet war, daß selbst in den kleinen Städten Goldschmiedemeister saßen, deren Kunstfertigkeit von unseren ersten Künstlern noch nicht wieder erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist. Dies würde ich thun — allein wenn du dich mit allem Eifer auf die künstliche Fischzucht werfen willst oder deine Mittel auf die Kultivierung eines wüsten Landstriches, meinetwegen in der Lüneburger Heide, verwenden willst, so habe ich gar nichts dagegen. Aber, verzeihe mir, dies behagliche In-den-Tag-hinein-schlendern, das ist eine Vergeudung von Mitteln und Kräften, die der Welt zu gute kommen sollten."

Holding schien nicht viel von dieser Moralpredigt berührt zu werden; er schaukelte sich ein wenig auf den hinteren Beinen seines Stuhles und blies von Zeit zu Zeit einen vollendet schönen Rauchring in die Luft. Dann holte er eine Zigarrenspitze hervor, die aus einem mächtigen Stück hellgelben, gewölkten Bernsteins gearbeitet war, und widmete sich weiter dem Rest seiner Zigarre. Als Siebold schwieg, sagte er: „Vor drei Jahren habe ich einmal sechs Monate hindurch mir eine Zigarrenspitzensammlung angelegt, wie wäre das, wenn ich die Sache ins Große triebe und zur Hebung der Bernstein- und Meerschaumindustrie ein Zigarrenspitzenmuseum anlegte."

Siebold rückte ihm näher: „Du spottest noch," rief er, „mir ist es heiliger Ernst. Ich kenne diese abscheuliche Sammlung wohl. Ich erinnere mich, daß Monu-

mente dabei waren, die der starke Mann aus dem Zirkus nicht mit den Zähnen hätte halten können. Auf der einen war Renz dargestellt mit sechs Hengsten, die alle auf den Hinterbeinen standen, und dergleichen Ungeheuerlichkeiten mehr. Ich habe dich niemals mehr bejammert als damals. Nichts ist schmerzlicher für mich, als dergleichen zu sehen, — Verschwendung von künstlerischer Kraft auf Undinge. Mit denselben Mitteln und in derselben Zeit hätten edle und herrliche Werke gebildet werden können, leuchtend für immer. Aber ich predige dir vergebens, ich bin der einzige, der dir die Wahrheit sagt, und in deinen Ohren ist es Rauch. Das ist der Fluch des Reichtums, daß er die Thatkraft lähmt und müheloses Gelingen schafft. Du weißt nicht und ahnst nicht, wie unsereiner seine Arme rühren und den Punkt erkämpfen muß, wo er steht, und die Rücksicht, die man ihm gewährt. Er muß geduldig dienen, oder wenn ihm die Natur Waffen gegeben hat, so muß er sie brauchen. Du dagegen gehst einher in dem goldenen Glorienschein, den die mühelos ererbten Dukaten von dir ausstrahlen, und dieser angenehme Schimmer erzeugt einen Abglanz freundlichen Lächelns, wohin du dich wendest. Er öffnet dir verschlossene Thüren und läßt die Blicke der Mädchen wohlwollend auf dir ruhen, denn ihre stillen Träume von köstlichen Kleidern, von einem prächtigen Wagen mit zwei Bedienten und von einer Loge im Opernhaus gewinnen in dem goldenen Glanz, der von dir ausstrahlt, ein neues Leben. Wenn du ein kleines kümmerliches Wortspiel machst, so ist es ein

Witz, und die Welt lächelt bereitwillig, deine Talente finden Beachtung, man lauscht deinen Worten. Du kannst unendliche Dummheiten begehen, eh' es dir verdacht wird, und was man bei anderen Liederlichkeit nennt, wird bei dir durch den goldenen Schimmer zu verzeihlichem Jugendübermut verklärt. Hast du wohl einmal nachgedacht, ein wie großer Teil der Beachtung, die man dir schenkt, und der Freundlichkeit, mit der man dir begegnet, auf die Rechnung dieses goldenen Hintergrundes zu setzen ist, und hast du wohl einmal eine Berechnung angestellt, wie viele von deinen guten Freunden wohl die Probe bestehen würden, dich plötzlich arm und ohne Mittel zu sehen? Ich für mein Teil glaube, daß in diesem Falle der Kreis dieser Edlen sich außerordentlich lichten würde."

Holding war allmählich das Blut ins Gesicht gestiegen; die Bürste seines Freundes erschien ihm doch ein wenig zu scharf. „Du machst einen starken Gebrauch," sagte er, „von unserem Kontrakt, uns gegenseitig nichts übel zu nehmen. Ich sitze hier schließlich vor dir wie ein armer leinener Geldsack, den man nur schätzt seines Inhaltes wegen. Ich weiß, du bist eine sarkastische Natur und schaust die Welt durch scharfe Gläser an, denn was du von meinen Freunden und Bekannten sagst, geht doch wohl zu weit. Ich glaube, in dieser Hinsicht spricht eine gewisse Verbitterung aus dir."

Siebold rückte näher an den Tisch und trommelte heftig mit den Fingern: „O nein, nein, teurer Freund," rief er, „das kommt nur auf eine Probe an. Ich

will mich selber öffentlich in den Zeitungen als den größten Simplicissimus dieses Erdteils bekannt machen, wenn das Resultat nicht zu meinen Gunsten ausfällt."

„Wie meinst du das?" fragte Holding verwundert.

Siebold rückte noch näher an den Tisch und sprach, indem er scheinbar die Streichholzbüchse anredete: „Du könntest ja zum Beispiel dein Vermögen einmal versuchsweise verlieren. Plötzlich. Morgen früh vielleicht. Morgen abend gehst du ja in die Gesellschaft zum Geheimrat Isenberg, wo fast der ganze Bekanntenkreis sich zusammenfindet; ich bringe die Geschichte von dem Verluste deines Vermögens vorher unter die Leute — na, nachher, da werden wir ja sehen."

„Hm," sagte Holding, „was würdest du vorschlagen, soll ich es ins Wasser werfen, soll ich Fidibusse davon machen oder soll ich es dem armen Bettler schenken, der auf die Mildthätigkeit der Menschen mit einem Leierkasten spekuliert, der nur noch anderthalb Töne hat?"

„Ich verspreche mir am meisten Vergnügen," sagte Siebold, „vom In-die-Grabbel-werfen. Aber Scherz beiseite, du hast mich wohl verstanden. Du fingierst diesen Verlust und ich will schon dafür sorgen, daß es unter die Leute kommt. Was meinst du zu diesem Vorschlag? Rückgängig ist die Sache leicht wieder gemacht. Am anderen Morgen wird es für einen Irrtum erklärt, und die Sache ist in Ordnung."

„Es widersteht mir eigentlich," sagte Holding, „und doch reizt es mich, diesen Versuch zu machen. Schon um die Verkehrtheit deiner Anschauungen klar darzulegen, fühle ich mich dazu veranlaßt."

Nach einigem Hin- und Widerreden wurde dann wirklich beschlossen, die Sache in der vorgeschlagenen Weise zur Ausführung zu bringen, und nachdem die Freunde verabredet hatten, nach der Gesellschaft sich in der Weinhandlung von Joseph Engels in der Potsdamer Straße zu treffen, trennten sie sich.

*

... und Armut macht nicht glücklich.

Siebold hatte am anderen Tage seine Angelegenheit so geschickt als möglich betrieben. Er war vor dem Beginn der Gesellschaft zu Herrn Tütenpieper gegangen, einem älteren Junggesellen, der den Glanz und Ruhm seines Daseins darin suchte, in seinem Kreise der erste Verbreiter von Neuigkeiten zu sein, der seine Reden am liebsten anfing mit der Wendung: „Wissen Sie schon das Allerneueste?“ und mit unermüdlicher Schnüffelnase bemüht war, diesen Ruhm aufrecht zu erhalten, und kein größeres Vergnügen kannte, als in der Weise eines Feinschmeckers so ein kleines Skandälchen bis auf das Intimste durchzukosten. Nachdem Siebold ganz beiläufig die große Sensationsnachricht mitgeteilt und gleichzeitig versichert hatte, sie sei noch vollständig unbekannt, weidete er sich noch eine Weile an Tütenpiepers Aufregung und Unruhe, denn dieser Herr erachtete jetzt jede Minute für nutzlos und verloren, die er mit dieser Kunde im

Leibe unthätig in seiner Behausung verbrachte. Endlich verabschiedete sich Siebold, und indem er seine Wohnung aufsuchte, erfreute er seinen Geist damit, sich den braven Herrn Tütenpieper vorzustellen, wie er, strahlend im Glanze dieser ungeheuren Neuigkeit, den Mittelpunkt der Isenbergschen Gesellschaft bildete, wie er, umdrängt von dem Kreise der Neugierigen, achselzuckend mit den kleinen grünen Aeuglein zwinkerte, wie sein semmelblondes Gesicht und seine spitze Nase bald hier bald dort auftauchten und ein befriedigter Schimmer der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit von ihnen ausging, und wie er schmunzelnd lächelte gleich einem Mephisto aus Semmelteig.

In später Abendstunde begab sich Siebold an den verabredeten Ort. Er brauchte nicht lange auf seinen Freund zu warten, denn schon kurz vor elf Uhr hörte er ihn vor dem Eingange des kleinen Hinterzimmers Rauenthaler bestellen mit dem Zusatz: „aber schnell.“ Dann trat er ein. Er versuchte zu lächeln, allein es gelang ihm nicht besonders; es war ein Lächeln von jener verkümmerten und trübseligen Sorte, die schon im Entstehen einfriert und nicht an sich selber glaubt. Als er an dem großen runden Tisch auf dem schwarzen Ledersofa saß, stierte er eine Weile vor sich hin, und da ihm sodann einfiel, daß Siebold jedenfalls eine Aeußerung von ihm erwarte, tastete er nach dessen Hand, die auf dem Sofa lag, und klopfte sie eine Weile, indem er wahrscheinlich dadurch ausdrücken wollte: „Warte nur, warte nur, es wird schon kommen!“

Nachdem er sodann zwei Gläser Wein rasch hinab-

gestürzt hatte, legte er sich zurück in die Sofaecke und sagte mit dem Ausdruck der tiefsten Ueberzeugung: „Siebold, du bist ein Scheusal!“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Du hast grausam an mir gehandelt, du hast den Nachtwandelnden angerufen, der am Rande des Abgrundes sorglos einhergeht, so daß er im Erwachen mit schaudernden Blick die Tiefen bemerkte, die neben ihm sich öffneten, du hast mir mit einem starken Ruck den Glauben an die Menschheit aus dem Herzen gerissen, und die Stelle ist nun leer und brennt. — Aber ich bin dir dankbar — ich möchte dich erdrosseln, aber ich bin dir dankbar. — Ueber alle Begriffe dankbar!“ wiederholte er noch einmal und stierte dabei in die Luft mit der Miene eines auf einer einsamen Insel Ausgesetzten, der die letzte Spur eines vorüberfahrenden Schiffes am Horizont verschwinden sieht.

Siebold fühlte eine Regung von Mitleid in seinem Herzen, allein er schwieg.

„Bist du schon jemals Luft gewesen?“ fuhr Holding fort, „hast du schon jemals Augen auf dir ruhen sehen, bei deren Blick du das Gefühl hattest, sie betrachteten durch dich hindurch jemand, der hinter dir steht? Du siehst dich unwillkürlich um, es ist aber niemand da. Mit solchen abwesenden Augen haben Leute mich heute angesehen und haben mit mir gesprochen, als hätten sie eine Maschine im Inneren, die das Notwendigste besorgte. Und alle hatten sie einen Drang, von mir loszukommen, als befürchteten sie eine Ansteckung. Ich hatte das Gefühl, als sei eine

Kraft von mir genommen, die mich früher hob und trug und siegreich machte."

„Es ging dir wie Simson," bemerkte Siebold, „als sie ihm das lange Haar abgeschnitten hatten und er plötzlich fühlte, daß seine Muskeln Butter und seine Knochen Wachs waren.

„Ja, wie Simson," wiederholte Holding, „sie hatten ihm das Goldhaar abgeschnitten."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich bin auch gutmütigen Augen begegnet, die mit einem Ausdruck von Mitleid auf mir ruhten, allein es waren wenige und ihr Eindruck ward wieder aufgehoben durch andere, in denen eine versteckte Schadenfreude lauerte — es waren meist Freunde, lieber Siebold, die allen meinen Launen sich am nachgiebigsten gezeigt haben, die stets bereit waren, meinen Ruhm mir ins Gesicht zu verkündigen."

In diesem Augenblick veränderte Siebold seine Lage auf dem alten Glanzledersofa, und es entstand durch einen Zufall ein knarrendes Geräusch, wie wenn ein Seidenstoff zerreißt. Holding fuhr nervös zusammen. „Dieser furchtbare Ton," rief er, „er bringt mich auf das entscheidende Ereignis des heutigen Abends. Antonie war auch da. Jetzt, da alles vorbei ist, darf ich dir es wohl gestehen, daß ich mich zuweilen mit dem Gedanken getragen habe, mein Schicksal mit dem ihren zu verbinden. Es war ein schmeichelndes Traumbild für mich, diese vielumworbene Schönheit und Herrscherin der Gesellschaft mein eigen nennen zu dürfen und an ihrer Seite ein vielbeneidetes Leben zu führen.

Sie zeichnete mich sichtlich aus und begünstigte meine Hoffnungen, wie du wohl schon selber bemerkt haben wirst. Heute abend kam sie später als gewöhnlich. Ich sah sie in den Saal treten, und kaum hatten die Wirte sie begrüßt, so bemerkte ich Herrn Tütenpieper, der schmunzelnd und händereibend sich näherte, um seine Mission zu erfüllen. Sie erblaßte sichtlich, allein schnell fand sie ihre Fassung wieder; der Schwarm der Verehrer näherte sich allmählich, und sie stand bald in einer lebhaft plaudernden Gruppe, aus der zuweilen verstohlene Seitenblicke zu mir herüberflogen.

„Später sah ich sie durch den Saal gehen. Wahrlich eine königliche Gestalt. Kleine rundliche Figuren erhalten durch den nachfolgenden Schleppenschweif etwas possenhaft Putziges, allein einer solchen hoheitsvollen Schönheit kommt es zu wie ein natürlicher Ausklang. Die Zaghaftigkeit, die bereits über mich gekommen war, ließ es mich nicht wagen sie aufzusuchen, allein im Verlauf der Zeit kam es von selber, daß ich plötzlich vor ihr stand und mit ihr sprach, ich weiß nicht mehr was. Sie hatte ein Lächeln für mich, ein Lächeln, wie wenn die Sonne auf einer blanken Eisfläche glänzt, und ich merkte aus ihrem ganzen Wesen die innere Furcht, ich möchte Rechte geltend machen wollen, die ich aus ihrem früheren Benehmen gegen mich wohl hätte ableiten können. Das Gespräch dauerte nicht lange. Sie nahm die Gelegenheit wahr, sich einem anderen zuzuwenden, und auch ich wurde von einem Freunde angeredet, dem ich verwirrte Antworten gab. Und dann, wie es kam, vermag ich nicht zu sagen,

fühlte ich plötzlich einen Zug an meinen Füßen, ich hörte ein verhängnisvolles Krachen von reißenden Nähten, ich taumelte erschreckt zurück von der Schleppe, auf die ich in meiner Verwirrung nicht geachtet hatte, und in demselben Moment sah ich ihr Antlitz mir zugewendet, mit jenem Ausdruck, der den Frauen für einen solchen Augenblick zu Gebote steht. Ein Medusenhaupt, lieber Siebold — ein Medusenhaupt! Ich begehre es nimmer wiederzusehen. Ich muß noch viel Wein trinken, um es aus meiner Erinnerung zu scheuchen. Sie rauschte stolz durch den Saal in ein Nebenzimmer und ich verlor mich, sobald es anging, aus einer Gesellschaft, in die ich niemals zurückzukehren wünsche.

„Am Ausgang traf ich Tütenpieper, der jedenfalls seine herrliche Sensationsnachricht heute abend noch weiter vertreiben wollte. Er belästigte mich mit einigen höflichen Redensarten und ließ durch alles, was er sprach, einen beleidigenden Ton freundschaftlicher Teilnahme durchschimmern, wozu er einen Mund machte wie ein luftschnappender Karpfen. Du weißt, ich habe ihn nie geliebt, allein heute abend fühlte ich etwas von den grausamen Regungen eines Indianers in mir, der seinen Feind langsam an einem Pfahl brät und ihm dazu kleine Hölzchen unter die Fingernägel treibt. Ich weiß, daß er an seinen Füßen mehr Hühneraugen als Zehen hat, und da ich nun einmal schon heute abend mit Ungeschicklichkeiten in der Uebung war, so benutzte ich die Gelegenheit und setzte ihm beim Abschied aus Versehen meinen Fuß mit der

ganzen Wucht meines Körpers auf den seinigen. Ich weiß, es war kleinlich, es war ordinär, es war meiner nicht würdig, aber der Schrei, den er ausstieß, war Balsam in meinen Ohren, und als er sodann kläglich die Straße entlang davonhumpelte, schaute ich ihm nach mit einem Gefühle innerlicher Befriedigung, das meinem Herzen äußerst wohlthat."

Er lehnte sich in die Sofaecke zurück und schwieg eine Weile. Sodann richtete er sich wieder auf und fuhr fort: „Der heutige Abend ist ein Wendepunkt meines Lebens. Wie es werden soll, ist mir unbekannt, ich weiß nur, daß es anders werden wird. Doch jetzt vor allen Dingen gilt es zu vergessen. Dieser Abend gehört dem Rauenthaler!" Und er bestellte eine neue Flasche.

Als die Gläser frisch gefüllt waren, ergriff Siebold das seinige und sprach: „Der Reichtum gleicht der Sonne, die beides, Segen und Unsegen, in gleicher Weise spendet, die sowohl den befruchtenden Regen als den zerstörenden Orkan über die Erde sendet. Schon unsere ältesten Vorfahren waren sich der dämonischen Macht des Goldes bewußt, und in unserem nationalen Epos geht alles Unheil, aller Fluch vom Schatz der Nibelungen aus. Die Kraft dieses Dämons in segensreiche Bahn zu lenken, teurer Freund, laß von jetzt ab deine Sorge sein!" Die Gläser klangen mit hellem Ton aneinander.

*

Wandel.

Der nächste Morgen brachte Holding das Kopfweh einer durchschwärmten Nacht und das volle Bewußtsein seiner trübseligen Lage. Hinter ihm war die Brücke unwiderruflich abgebrochen und vor sich sah er ein wüstes unwirtliches Land, in dem Weg und Steg ihm unbekannt war. Aber er fühlte keine Reue. Er wollte die ganzen Folgen des einmal gewagten Schrittes tragen und hatte Siebold gebeten, den Widerruf einstweilen nicht stattfinden zu lassen. Das Gerücht mußte sich, dank Tütenpieper, mit rasender Geschwindigkeit verbreitet haben, denn den ganzen Morgen ward er überlaufen von bleichen Schustern, zitternden Schneidern, aufgeregten Friseuren, polternden Pferdevermietern und ähnlichen Gläubigern, die ihren Anteil aus dem Schiffbruch zu bergen trachteten und ihre Rechnungen einreichten. Er bezahlte sie alle und machte sich gegen Mittag fort, um die Einsamkeit des Tiergartens aufzusuchen.

Es war ein Märztag, klar und schön und voll Frühlingsahnung, wie sie dieser Monat zuweilen darbietet, wenn er in seiner Gebelaune ist. Die Sonne sendet unbehindert ihre Strahlen durch die entlaubten Wipfel und hebt den sanften grünlichen Schimmer hervor, der die knospenden Zweige des Unterholzes wie ein zarter Hauch umgibt. Der Frühlingsruf der Meisen und der schmetternde Schlag der Buchfinken tönt von allen Seiten durch den hellhörigen Wald;

zuweilen schallt hoch aus sonnbeglänztem Wipfel der flötende Gesang einer Amsel, und doch, trotz allem Singen und Klingen, welch träumerische ahnungsvolle Stimmung schwebt über der Welt; ein stilles Sichbesinnen, ein heimlich Werden und Weben ist rings verbreitet, so daß man das stetige Aufsteigen des Saftes in die Zweige zu vernehmen glaubt und das unablässige Drängen und Wachsen der tausend jungen Frühlingskeime, die unter der schützenden Laubdecke des Bodens emporstreben.

Holding war nicht in der Laune, auf diese Dinge zu achten. Er schlenderte gesenkten Hauptes in den abgelegenen Wegen dieses anmutigen Waldes einher und dachte an die erfahrene Kränkung und an sein vergangenes Leben. Zum erstenmal war ihm mit Schärfe entgegengetreten, daß er eigentlich nichts war und nichts bedeutete. Er hatte stets auf weichen Kissen gesessen und niemals von der harten Not des Lebens etwas kennen gelernt. Seine Füße waren immer auf sanften Pfaden gewandelt, und er wußte nichts von den dornigen Ranken, die anderen, die ihre Wege selber bahnen müssen, sich hindernd um die Füße schlingen, nichts von den tückischen Zweigen, die Voranwandelnde uns ins Gesicht zurückschnellen lassen. Er war durchs Leben geschlendert, dem müßigen Spaziergänger gleich, der bald hier dem Sange eines Vogels lauscht, bald dort sich in den Duft einer Blume vertieft und dann wieder behaglich am Wege steht und der Arbeit anderer zuschaut. Wahrhaftig, wenn er jetzt die Welt verließ, so blieb nichts zurück, an dem die Spuren

seiner Thätigkeit hafteten, als eine Zigarrenspitzensammlung, die er verachtete.

Er dachte an Siebold und seinen rastlosen Fleiß, an die Hunderte von Werken, die dieser in seiner baukünstlerischen und kunstgewerblichen Laufbahn geschaffen und als selbständige Dinge in die Welt gestellt hatte, so daß sie von ihm zeugen mußten noch in spätester Zeit. Dunkle unklare Vorstellungen durchzogen sein Hirn, ein unbestimmter Drang ebenfalls zu schaffen und zu handeln und an der großen Menschenarbeit teilzunehmen. Wie draußen bei dem Schein der frühen Märzensonne die sprossenden Keime unter der Laubdecke verborgen zu dem noch unbekannten Lichte empordrängten, so regte sich auch in seiner Brust ein dunkles Weben und Streben, das noch nicht wußte, was es werden sollte.

Unter diesen Gedanken und Vorstellungen hatte er am zoologischen Garten den Tiergarten verlassen und schlenderte gesenkten Hauptes, die Hände auf den Rücken gelegt, den Kanal entlang, in der Absicht, Siebold aufzusuchen. Es war wenig Verkehr auf der Straße und Holding war überdies nicht in der Stimmung, auf die Begegnenden zu achten. So überhörte er auch, daß sich schnelle Schritte und das Rauschen von Kleidern hinter ihm näherten. Ein ältlicher Herr von ländlichem Aussehen mit glattrasiertem Gesicht und weißer Halsbinde führte eine junge Dame am Arm und da, als beide sich näherten, gerade ein Bauzaun das Trottoir einengte und Holding keine Anstalt machte auszuweichen, so waren sie genötigt, auf die

Straße zu treten und um ihn hinwegzugehen. Die Wendung nach diesem Manöver auf den Fußsteig zurück fiel indes jedenfalls zu kurz aus, die Schleppe der jungen Dame schwenkte sich schnell herum, und plötzlich fühlte Holding wieder den verhängnisvollen Zug an seinen Füßen, und das ihm so entsetzliche Krachen reißender Seidennähte tönte in sein Ohr. In plötzlicher Erinnerung an seinen gestrigen Unfall war er aufs äußerste bestürzt, er vermochte weiter nichts als zusammenfahrend eine unverständliche Entschuldigung auszustoßen. Aber wie ward ihm zu Sinne, — wie von Sonnenschein übergossen ward sein Gemüt, als die junge Dame, statt mit dem erwarteten Giftblick ihn zu strafen, ein anmutig lächelndes Antlitz zurückwendete und ihn mit Augen anblickte, welche zu sagen schienen: „Es hat nichts zu bedeuten, verzeih, daß meine Ungeschicklichkeit dich so erschreckt hat.“ Es lag so viel Güte, Selbstlosigkeit und Anmut in diesem Ausdruck, daß Holding in einem Gefühl der angenehmsten Ueberraschung stehen blieb und den beiden, die mit eiligen Schritten ihren Weg fortsetzten, verwundert nachsah.

Eine seltsame Wirkung hatte dieses kleine Ereignis auf ihn. Wie hinweggeschmolzen war plötzlich alle Verdrießlichkeit und Verstimmung vor diesem einen gütigen Blick aus schönen Augen. „Dem Himmel sei Dank, es gibt doch noch gute Menschen!“ sagte er unwillkürlich ganz laut und folgte dann schnelleren Schrittes, um die junge Dame nicht so bald aus den Augen zu verlieren. Ein tiefes Wohlwollen für dieses weibliche Wesen erfüllte ihn. Wie sie am Arme des

Alten so leicht und frei und doch so voll Demut einherschritt! Ein Hauch von Gesundheit und Frische ging von ihr aus, und in der kräftigen Fülle ihrer Erscheinung lag dennoch wieder eine stille Zartheit, eine so entzückende Vereinigung von Kraft und Anmut, daß Holding glaubte, nimmer dergleichen gesehen zu haben. Er folgte den beiden in gemessener Entfernung. Sie gingen über die Potsdamer Brücke und die Potsdamer Straße hinunter. Dann bogen sie ab und verschwanden in Frederichs Hotel. Die Welt war plötzlich leer, Holding ging langsam weiter und betrachtete das kleine Hotel mit einem Interesse und einer Andacht, als hätten sich plötzlich seine grauen Mauern in einen schimmernden Märchenpalast aus Gold und Edelstein verwandelt. Dann ging er ganz hintersinnig bis zum Potsdamer Platz, kehrte wieder zurück, um sich das merkwürdige Haus noch einmal anzusehen. Ob er sich gewundert hätte, wenn unter dem Musizieren von buntbekleideten Zwergen, die auf goldenen Trompeten bliesen und silberne Pauken dazu rührten, die Schöne in einem Kleide wie die Sonne auf den Altan getreten wäre, um die Huldigungen des Volkes entgegenzunehmen, ist sehr die Frage.

⁂

Neue Bahn.

Dieses Begegnis kam Holding nicht wieder aus den Gedanken. Am nächsten Tag ging er in aller Frühe nach Frederichs Hotel und erkundigte sich nach

den Namen der Fremden. Er brachte in Erfahrung, daß der Prediger Junius aus Bordau, einem Dorfe der Provinz, mit seiner Tochter sich hier einige Tage aufgehalten habe, jedoch am gestrigen Nachmittage bereits wieder abgereist sei. Der Oberkellner reichte ihm sodann, nachdem er diese Auskunft gegeben hatte, die Kreuzzeitung und sagte: „Der Herr Prediger hat durch uns eine Anzeige befördern lassen, die heute in der Zeitung steht; vielleicht wünschen Sie ihn deshalb zu sprechen?“

Holding nahm das Blatt und las:

„Zum ersten April suche ich für meinen zwölfjährigen Sohn einen akademisch gebildeten Hauslehrer.

Bordau, den 18. März 1878.

Junius, Prediger.“

Holding verabschiedete sich, ging spornstreichs an die nächste Straßenecke und kaufte die Kreuzzeitung. Dann verfügte er sich eilfertig nach Hause und vertiefte sich wohl eine Stunde lang in das Studium dieser Anzeige, indem er drei Zigarren dazu aufrauchte. Sodann nahm er einen Rotstift, machte einen dicken Strich an den Rand, setzte sich in eine Droschke erster Klasse, fuhr zu Siebold und teilte diesem das Erlebnis des gestrigen Tages mit. Es darf nicht verwundern, daß die Wichtigkeit, mit der Holding diese Angelegenheit behandelte, dem Freunde die Mundwinkel ironisch kräuselte, allein in eine wirkliche Verwunderung geriet dieser, als jener plötzlich die Kreuzzeitung hervorholte und ihm das rot angestrichene Inserat unter die Augen hielt.

„Nun, was bedeutet das?“ fragte Siebold.

„Akademische Bildung wird verlangt,“ antwortete Holding; „die besitze ich. — Du hast durch deinen Rat mich in die Lage gebracht, in der ich mich jetzt befinde, nun verlange ich als Beweis deiner Freundschaft von dir, daß du alle Mittel in Bewegung setzest, um mir diese Stellung zu verschaffen. Da ich nun einmal für arm gelte, so will ich es auch weiter scheinen und mir die Liebe und Achtung der Menschen durch eigene Arbeit zu erringen versuchen. Ich leugne dabei nicht, daß dieses Mädchen bei der ersten Begegnung einen großen Eindruck auf mich gemacht hat und daß dieser Eindruck ein Hauptbeweggrund meines Handelns ist — aber, lieber Siebold, die Sache liegt nun einmal so, ich will keinen Rat mehr, ich will Hilfe, und da ich weiß, du hast durch deinen Onkel Verbindungen in den Kreisen der hohen Geistlichkeit, so bitte ich dich, das Deinige zu thun, mir sofort eine möglichst einflußreiche Empfehlung zu verschaffen.“

Es half Siebold nichts, daß er alle Mittel versuchte, seinen Freund von diesem auffallenden und übereilten Vorsatze abzubringen, und so sah er sich denn schließlich genötigt nachzugeben und sofort zu seinem Onkel, dem Provinzialschulrat, zu fahren. Hier traf er es insofern sehr glücklich, als sich herausstellte, daß der Prediger Junius ein Studienfreund des Onkels war, und es gelang ihm, indem er sich für seinen Freund Holding vollständig verbürgte, die schwerwiegende Empfehlung seines Onkels zu erhalten.

Somit wurde die Sache also gefördert, daß nach

dem Verlaufe von acht Tagen Holding bereits in dem Besitze eines Schreibens aus Bordau war, das ihm die gewünschte Stellung zusicherte. Wegen der fortgeschrittenen Zeit sah er sich genötigt, sofort seine Anstalten zur Abreise zu treffen, und am 31. März verabschiedete er sich von Siebold, der ihm bis zum Stettiner Bahnhof das Geleit gegeben hatte, und dampfte etwas bänglichen Herzens, aber doch wohlgemut, davon, seiner Zukunft entgegen. Siebold sah dem sich entfernenden Zuge noch eine Weile tiefsinnig nach; dann schüttelte er ein wenig mit dem Kopfe, schnippte mit den Fingern und kehrte langsam, den weiten Weg zu Fuß durchschreitend, in seine Wohnung zurück.

Idylle.

Bordau, den 14. April 1878.

Lieber Siebold!

Es ist Sonntag Nachmittag, lieber Freund, weißt Du, was das auf dem Lande zu bedeuten hat, noch dazu an einem Tage, an welchem die Sonne so freundlich scheint wie heute? Es bedeutet: Ruhe, Frieden, Behaglichkeit, Beschaulichkeit. Ich weiß „hinten, weit, in der Türkei“ gibt es Leute, verdrießliche übersättigte Leute, für die ich ein tiefes Bedauern empfinde; diese würden sich vielleicht weit kürzer fassen und würden sagen, es bedeutet Langeweile. Nun, je nachdem! Ich freue mich der Ruhe und des Friedens dieses Sonn=

tages und diese Freude habe ich mir ehrlich verdient, denn es ist keine Kleinigkeit, sich in die Geheimnisse der unregelmäßigen Verba und der griechischen Konjugation plötzlich wieder hineinzuarbeiten, und die Kunst ist nicht gering zu achten, einem jungen intelligenten Menschen von zwölf Jahren Dinge zu lehren, die man bereits seit langer Zeit wieder vergessen hat. Aber es macht sich, lieber Siebold.

Ich sitze augenblicklich am offenen Fenster, natürlich einer Giebelstube, und wenn ich meine Augen erhebe, so blicke ich in den knospenden Frühlingsgarten, woselbst schon allerlei freundliche Krokos und verborgene Veilchen blühen, die zuweilen einen sanften Dufthauch zu mir herauf senden. Rechts über den Gartenzaun sehe ich den Wirtschaftshof und kann mich erfreuen an der Beobachtung eines prachtvollen Hahnes, der im deutlichen Gefühl seiner übernatürlichen Schönheit und seiner hühnerologischen Verdienste den Kamm sehr hoch trägt, und wenn er stolz dahinwandelt, ganz außerordentlich mit den Sporen aushaut. Weiterhin macht sich ein Truthahn bemerklich, der den größeren Teil des Tages darauf verwendet, sich aus unaufgeklärten Gründen in Wut zu befinden. Ich kann mir nur denken: er ärgert sich darüber, daß er gar keinen Grund zum Aerger hat. Es gibt ja auch Menschen von ähnlicher Gesinnung. Während ich noch mit der Beobachtung dieser nachdenklichen Thatsachen beschäftigt bin, machen sich schon wieder die Enten bemerklich, die bis jetzt beieinander platt auf dem Bauch in der Sonne gesessen und verdaut haben. Plötzlich

von Entschlüssen, wie diese Tiere sind, erheben sie sich alle mit einemmal und watscheln in langer Reihe dem Teiche zu, woselbst sie mit Schlammschnabbern und Kopfstehen ihre Künste betreiben und zuweilen plötzlich, ohne jeden ersichtlichen Grund, in taktmäßigem Chor in ein ungeheures: „Park, park, park!“ ausbrechen. Ich bemerke, die unendliche Fülle des sich mir darbietenden Stoffes reißt mich hin und ich breche ab, ohne den Tauben gerecht zu werden, die im Sonnenschein gurren, und ohne der Schwalben genügend zu gedenken, die über meinem Fenster ihre Nester haben; das übrige mannigfaltige Viehzeug, das in den Kreis meiner Beobachtung kommt, will ich gar nicht erwähnen. Es fehlt nur noch, Dir zur Vervollständigung des Bildes mitzuteilen, daß ich zu alle diesem eine lange Pfeife rauche. Ich habe mir sechs von diesen Instrumenten aus der Stadt mitbringen lassen. Es sieht kandidatenmäßiger aus.

Da ich voraussetze, daß Du jetzt eine vollständig gesättigte Vorstellung gewonnen hast von der Lage, in der ich mich in diesem Augenblick befinde, so erlaube mir, daß ich Dich in meiner jungen Begeisterung für den Sonntag auf dem Lande, mit den weiteren Vorzügen dieses Tages bekannt mache.

Gleich morgens beim Aufwachen entzückt mich der Gedanke, daß heute keine Schule ist. Die unregelmäßigen Verba stehen einer unschädlichen Wolke gleich am fernen Horizont, es ist der herrliche Tag, da die Geographie aufhört und die Weltgeschichte zu Ende ist. In diesem Hochgefühl drehe ich mich auf die andere

Seite, um noch „ein Auge voll zu nehmen", allein es ist unmöglich, bei dieser angenehmen Aufregung wieder einzuschlafen.

Demnach kleide ich mich an und wandere in den Garten, wo die Vögel ihre Morgenmusik machen und es mancherlei zu beobachten gibt. Zum Beispiel, ob die Spargel schon kommen, wie die Erbsen sich befinden und ob man die Radieschen bald ziehen kann. Dabei weht eine ganz andere Luft als an anderen Tagen, sie ist reiner und feierlicher und frei von dem Geräusch der Arbeit. Zum Kaffee finden sich alle Hausbewohner zusammen, und hier kann ich nicht mehr umhin, einer gewissen Persönlichkeit Erwähnung zu thun, die die eigentliche Veranlassung meines Hierseins ist. Sie heißt Frida. Ich habe diesen entzückenden Namen früher nie ausstehen können. Ich hatte als kleiner Knabe eine Tante dieses Namens, die nicht von der Anschauung abzubringen war, daß Bonbons den Zähnen schädlich seien, und die mir täglich siebenmal einen gewissen kleinen Otto als Musterbeispiel vorführte. Ich habe dieses Futteral aller menschlichen Vorzüge niemals gesehen und bin heute der Anschauung, daß er nichts gewesen ist als ein Phantom, eine pädagogische Erfindung meiner Tante, mich auf den Pfad der Tugend zu locken — aber gehaßt habe ich ihn mit der ganzen Kraft meiner Seele und noch bis vor kurzem flößte mir jeder Mensch Mißtrauen ein, der diesen Vornamen führte. Hiernach brauche ich Dir wohl kaum noch mitzuteilen, daß mein Zögling Otto heißt.

Ich weiß, Du hältst mich für verliebt und Du nennst in Deinen Gedanken mein Hiersein den Streich eines Hals über Kopf Verliebten. Du bist sehr im Irrtum. Was ich für Frida empfinde, könnte man am besten mit Wohlwollen und Verehrung bezeichnen. Es ist das Gefühl, das uns ergreift, wenn wir einem Werke der Natur gegenüber stehen, das in sich vollendet ist, und wenn ich an sie denke, so ist es mir „als in den Mond zu sehn". Doch Du wirst dies alles nicht glauben, und ich sehe deutlich in Deinen Mundwinkeln die bekannten fatalen Kräusel. Somit will ich denn in der Darstellung meiner sonntäglichen Vergnügungen fortfahren, und da muß ich nun des Küsters gedenken, der auf dem Turme mit zwei Glocken ein äußerst kunstreiches Gebimmel vollführt, das in bestimmten Pausen oftmals wiederholt wird und jedesmal pianissimo anfängt, zur äußersten Stärke anschwillt und dann wieder abnimmt und ebenfalls pianissimo endet. Heute morgen war ich auf dem Turme und habe dabei zugesehen. Die Kirche liegt auf dem höchsten Punkt des Dorfes und man hat aus den Schalllöchern eine freie Umschau in die Gegend. Da ist es nun bemerkenswert zu sehen, wie von allen Seiten von den entlegeneren Orten her, wie von den Glockentönen herbeigezogen, die Leute auf die Kirche zustreben. Auf den Landwegen fahren die Wagen, während die Fußgänger meist auf Richtwegen, sogenannten Kirchsteigen, durch Kornfelder und Wiesen dahergezogen kommen, wo sie Reihen von dunklen Punkten bilden. Sie sammeln sich dann an der Kirche und stehen zwischen

Gräbern umher in der Sonne, die Frauenzimmer im Sonntagsstaat, ein Gesangbuch, ein gefaltetes Taschentuch und einen Strauß von starkriechenden Blumen in den Händen, und die Männer im langen Staatsrock. Alle tragen sie dabei ein feierliches und gedämpftes Wesen zur Schau. Endlich kommt dann der kleine Sohn des Küsters mit dem riesigen Kirchenschlüssel und einer noch viel größeren Vorstellung von der Wichtigkeit seiner Mission und schließt die Kirche auf, welcher Akt von seinen gegenwärtigen Altersgenossen mit einem Ausdruck scheuer Bewunderung wahrgenommen wird, und selbst in den Mienen der alten Leute lese ich eine gewisse Befriedigung darüber, daß der Junge seine Sache so ordentlich und küstermäßig macht. Die Kirche füllt sich mehr und mehr, und nun kommen auch die wohlhabenden Bauern der Gegend zu Wagen an, der behäbige Domänenpächter mit seiner rundlichen Frau und zwei rosigen Töchtern, und zuletzt der Herr Baron, dessen Damen einen Hauch von Residenzluft um sich verbreiten und an diesem Orte wie exotische Blumen aussehen. Zuletzt kommt dann auch der alte, würdige Prediger in seinem schwarzen Talar durch das junge Frühlingsgrün gegangen und verschwindet in der kleinen Thür der Sakristei. Wir haben uns unterdes ebenfalls in die Kirche verfügt, und nun beginnt die Orgel und der Gesang, wobei ein alter Bauer mit einer unbeschreiblich krähenden Stimme sich besonders durch eine furchtbare Inbrunst und durch die Eigenschaft hervorthut, an bestimmten Stellen des Liedes in die Oktave überzuschnappen, offenbar jedoch der sicheren Ueber-

zeugung lebt, er und der Küster hielten die Sache aufrecht. So kommt die Zeit heran, da der gute, alte Prediger mit seinem weißen Haar und seinem rosigen Antlitz auf der Kanzel erscheint und eine milde, freundliche Predigt hält, die von Herzen kommt und zu Herzen geht, eine Predigt, die Aehnlichkeit hat mit dem Sonnenschein, der in breiten Strömen durch die alten Spitzbogenfenster hineindringt und Licht in die dunkelsten Winkel sendet. Aber manche von den verhärteten Bauernseelen mögen wohl schärferer Mittel zu ihrer Erbauung bedürfen, und es schmerzt den wahrheitsliebenden Berichterstatter tief, die Thatsache berichten zu müssen, daß jener alte Gesangskünstler, wahrscheinlich infolge der überstandenen Anstrengung, alsbald in einen sanften Schlaf verfällt und daß ein anderer älterer Herr in Kniestiefeln bei seinem mannhaften Ringen mit dem Dämon des Schlafes fortwährend mit dem Kopfe vornüber schießt und sich infolgedessen in einem fortwährenden Kampf mit einem unsichtbaren Ziegenbock zu befinden scheint. Aber das Bewußtsein der Heiligkeit des Ortes läßt niemand darüber lachen; vielleicht ist man auch durch jahrelange Gewohnheit gegen solchen Anblick abgestumpft, und ich glaube fast, ich, dem dies alles neu und nie erlebt ist, bin der einzige, der solches mit Bewußtsein bemerkt. Und wie soll ich Dir beschreiben jenes Gefühl, das mich trotz aller Aufmerksamkeit auf die Worte des Vaters kaum einen Augenblick verläßt, das Gefühl von der anmutigen Nähe seiner Tochter, deren sanfte Atemzüge mir durch das leise Knistern des sonntäglichen Seiden-

kleides vernehmlich sind. Zwar sitzt mein Zögling zwischen uns und doch verspüre ich an dieser Seite immer etwas wie einen sanften, elektrischen Anhauch.

Die Ströme des Sonnenlichtes rücken weiter und machen Dinge glänzen, die vorhin im Schatten lagen; ein verirrter Schmetterling flattert durch die Kirche und schlägt mit den Flügeln gegen die bleigefaßten Scheiben. Draußen zwitschern die Sperlinge und die ruhelos an den Fenstern vorüberschießenden Schwalben, und allmählich geht die Predigt zu Ende.

Mein lieber Siebold, ich bemerke vielleicht zu spät, daß ich diesen Brief angefüllt habe mit lauter kleinen Dingen, die mancher der Beachtung vielleicht nicht wert halten würde. Aber ich tröste mich mit einem Ausspruch, den Du gern im Munde führst und der also lautet: „Es gibt nichts Kleines in der Welt; der Kölner Dom ist auch nur aus Sandkörnern erbaut.“ So laß es Dir gefallen, wenn ich alles, was mir einfällt, so an Dich hinschreibe, und sei allerbestens gegrüßt. Es dunkelt schon und ist ganz still geworden. Die Luft weht kühl von den Wiesen und am Horizont des hellgrauen klaren Frühlingshimmels brennt das Abendrot und leuchtet durch zierliches Gezweige der Bäume, die vom ersten jungen Grün des Frühlings leise angehaucht sind. Leb wohl für heute!

Dein Eduard Holding.

*

Wald und Sonne.

Ygrdau, den 15. Mai 1878.

Lieber Siebold!

Wir haben gestern Fridas Geburtstag gefeiert. Wie gern hätte ich sie an diesem Tage mit Kostbarkeiten überschüttet, mit Schmuck und herrlichen Stoffen, und doch hatte ich wieder das Gefühl, daß zur Hebung dieser Art von Schönheit alle diese Künste nichts beitragen können. Nur Perlen hätte ich ihr schenken mögen. Der reine, weiße Mondesglanz der Perle, die nicht funkelt und nicht blitzt, sondern gleichsam von innen heraus einen stillen, sanften Schein von sich gibt, würde ihrem Wesen entsprechen. Da nun dies alles aber nicht sein kann, so bin ich als armer Kandidat des Morgens sehr früh aufgestanden und in den Garten gegangen und habe meine ersten Studien in der Kunst, einen Blumenstrauß zu binden, gemacht. Es ist nicht leicht, und ehe man die Dinger so hat, daß sie sitzen, wo sie sollen, und alles paßt, wie es muß, da kann einen manchmal die Verzweiflung anwandeln. Aber schließlich ist es mir doch so leidlich gelungen.

Lieber Siebold, es ist ein schöner Anblick, zu sehen, wie sich ein Menschenkind so recht von innen heraus freuen kann. Als ich die kleinen dürftigen Geschenke sah und die innige Herzensfreude, mit der sie entgegengenommen wurden, da ist mir etwas wie Rührung in die Augen gekommen.

Es war ein wundervoller Maientag und somit

konnte der Plan, den Geburtstag im Walde zu feiern, zur Ausführung gebracht werden. Am späten Vormittag spannte Friedrich die beiden kleinen Littauer vor den offenen Wagen; ein sehr vertrauenerweckender Korb, aus dem einige freundliche Flaschenhälse ragten, wurde unter den Kutschersitz geschoben, und fort ging es unter lustigem Peitschengeknall in den Frühlingstag hinaus.

Man darf es sagen, der hatte auch das Seine gethan. Den ganzen Himmel hatte er voll singender Lerchen gehängt und alle Büsche hatte er mit lustigen Musikanten besetzt. Er schickte den Frühlingswind — man konnte sehen, wie er über die grünen Saatfelder rannte —, der kam als Läufer vor uns her, und jungbelaubte und blühende Bäume standen am Wege und grüßten uns mit nickenden Zweigen.

Dann nahm der Buchenwald uns auf, dessen Laub in hellgrüner Pracht stand. Am Rande waren in den Wipfeln die Buchfinken, die uns mit schmetternden Fanfaren begrüßten, doch weiterhin ward es stiller, nur fernes Gurren von verliebten Tauben und zuweilen der Schrei eines Raubvogels ward hörbar. So ging es weiter — zuweilen fiel der Blick durch eine Waldlücke in ferne sonnengrüne Einsamkeit, zuweilen kam eine Wiese, wo schon einzelne Schmetterlinge im Sonnenscheine flogen, zuweilen eine einzelne Eiche, die den dunklen Stamm mächtig zwischen den hellen Buchen erhob und trotzig ihren Platz behauptete. Unten war es windstill und friedlich über dem mit Sonnenlichtern bestreuten Boden, doch oben ging ein

unabläſſiges leiſes Rauſchen — es war, als führen wir auf dem Boden eines grünen Meeres daher, das über uns ſeine Wellen ſchlug. Und zu alledem das beſeligende Gefühl, einem der ſchönſten und liebenswerteſten Mädchen der ganzen Welt gegenüber zu ſitzen und mit ihm in die ſonnige Welt zu fahren und all die Frühlingsluſt in ihren leuchtenden Augen widerglänzen zu ſehen.

Endlich ſchnauften die kleinen Pferdchen eine ſanfte Anhöhe hinauf; es ward lichter zwiſchen den Bäumen, und als wir oben anlangten, ſahen wir zur Seite den Grund ſich wieder ſenken und aus der Tiefe den See ſeine Sonnenblitze ſenden.

Hier hielten wir an, weil ein gebahnter Weg nicht hinabführte; Friedrich nahm den hoffnungsreichen Korb auf ſeine Schulter, und wir ſtiegen durch das weiche Laub, das viele Jahre hier aufgehäuft hatten, langſam hinunter.

Ich habe ſelten ein ſchöneres Plätzchen für einen ſolchen Ausflug geſehen. Vom Hügel herab ging ein ſanfter Einſchnitt, in dem eine Quelle entſprang und über Sandgrund und glatte Steine hinabrieſelte, auf den See zu. Buchen von ſeltener Pracht und Größe ragten hier mächtig empor; doch ſtanden ſie nicht ſo häufig, daß ihr Schatten den Graswuchs verhindert hätte, der überall zwiſchen großen mooſigen Steinen üppig hervorkam und gar anmutig von blühenden Frühlingsblumen durchwirkt war. Und durch den Einſchnitt hatte man einen Blick, von Buchenzweigen ſchön umrahmt, auf den glänzenden See, den leichte

Wellen anmutig kräuselten, und auf seine waldigen Buchten, die von einem träumerischen blauen Dufte erfüllt waren.

Zwischen zwei großen Felsblöcken, am Abhang zur Seite der Quelle, wurden Decken ausgebreitet und die Lagerstatt errichtet. Der Prediger, der in diesem Fache ein Spezialist zu sein behauptete, machte sich daran, unter genauer Beobachtung der herrschenden Windrichtung, einen Feuerherd aus Feldsteinen zu erbauen, und indes Frida in hausmütterlicher Geschäftigkeit den verheißungsreichen Korb auspackte, machten mein Zögling und ich uns an die Arbeit, das nötige Holz zu lesen.

Wie schien der sonst so stille Wald so ungewohnt der fröhlichen Stimmen, die ihn jetzt durchschallten. Große Vögel, die in den Wipfeln gerastet hatten, erhoben sich mit schwerem Flügelschlag, und auf der Laubdecke botanisierende Eichhörnchen sprangen erschreckt eilfertig den glatten Stamm empor, aus sicherer Höhe neugierig um die Ecke lugend. Nachdem ein genügender Holzvorrat angesammelt war, begaben Otto und ich uns hinab an das Seeufer, um für das Festmahl einen weiteren Beitrag zu liefern. Unter den vielen Steinen, die den Seegrund des seichten Ufers bedeckten, gab es zahlreiche Krebse, und nachdem wir uns der Stiefel und Strümpfe entledigt hatten, machten wir uns umherwatend daran, die krabbelnden Gesellen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen, welches Attentat sich diese Panzertiere natürlich ohne Gegenwehr nicht gefallen ließen und uns manch herzhaften Kniff beibrachten.

Wir hatten aber den Triumph, daß das Resultat unserer Jagd die Erwartungen der Zurückgebliebenen durchaus übertraf und uns Lob und Bewunderung eintrug. Unterdessen waren diese auch nicht müßig geblieben; ein mächtiges Feuer loderte um einen Kessel, in dem Kartoffeln in der Schale gekocht wurden, und der bläuliche Rauch stieg hoch empor, sich unter den grünen Wipfeln verteilend, wo der Sonnenschein lange helle Streifen hineinwebte. Auf dem Rasen war ein weißes Tuch gedeckt und mit reinlichem Geschirr und allerlei verlockenden Dingen besetzt, und in der Quelle, wo sie am kühlsten war, ruhten zwei Flaschen Rheinwein.

So lagerten wir uns denn fröhlichen Mutes um die gedeckte Tafel und thaten dem zarten rosigen Schinken, der köstlichen Butter, süß wie Nußkern, der schön bräunlich glänzenden kalten Ente, den köstlichen Radieschen und ähnlichen ländlichen Gerichten alle Ehre an, und als die rötlichen Krebse dampfend in die Schüssel geschüttet waren, erhoben wir unsere Gläser, deren Inhalt golden in der Sonne funkelte, und klangen sie zusammen und brachten dem Geburtstagskinde ein Hoch, das wiederum gar seltsam durch den jungfräulichen Wald schallte.

Nach dem Essen suchte sich der alte Herr ein stilles sonniges Plätzchen und deckte sich sein rotseidenes Taschentuch über das Gesicht, um sein gewohntes Schläfchen zu halten. Wir Jungen dagegen beschlossen, einen Streifzug in die Umgegend zu unternehmen. Wir wandten uns zunächst der Höhe wieder zu, um

in weitem Bogen die sumpfigen Stellen zu umgehen, die durch die überall aus dem Abhang zu Tag tretenden Quellen gebildet wurden. Dort fanden wir einen Fußweg, der wieder an den See zurückführte und an seinem Ufer entlang lief. Als wir dieses, abwärts steigend, wieder erreicht hatten, traten wir zugleich aus dem Hochwald hinaus, auf einen schmalen Wiesenstreifen, der das Seeufer säumte, während das zur Seite ansteigende Uferland mit niederem Gesträuch und Buschwerk besetzt war. Da es die Zeit der Vogelnester war und der mannigfaltige Gesang, der aus diesen Büschen schallte, auf eine reiche Einwohnerschaft von gefiederten Gesellen schließen ließ, so ward Otto bald abgezogen vom Wege, und man sah nur noch seinen blonden Kopf zuweilen zwischen den Büschen auftauchen und wieder verschwinden. Zuerst rief er uns bei jeglicher neuen Entdeckung und wir mußten wohl oder übel durch das Gestrüpp zu ihm dringen, um die niedlichen Nester mit den gepunkteten oder gestrichelten Eierchen zu bewundern, aber bald trieb ihn sein Jagdeifer immer weiter, so daß wir schließlich nichts mehr von ihm sahen und hörten.

So gelangten wir denn allein an das Ziel unseres Ausfluges, einen anderen Buchenwald, an dessen Abhang hinauf unzählige Maiglöckchen blühten, die mit süßem Duft den Raum erfüllten. Wir machten uns an die Ernte. Es war hold zu sehen, wie sie neben den Blumen kniete, die so frisch und unberührt waren, wie sie selber, wie sie jauchzend aufsprang und zu einem Orte eilte, den sie unterdes entdeckt hatte, wo

sie noch üppiger wuchsen, und es war, als ob der Wald das Echo ihrer anmutigen Stimme mit schmeichlerischem Wohlbehagen wieder zurückgab. So botanisierten wir immer höher den Berg hinauf und vergaßen in unserem Wetteifer Zeit und Stunde. Wir hatten schon eine ganze Last Maiblumen gesammelt, als uns plötzlich war, als hörten wir in der Ferne rufen. Wir horchten, aber es kam nicht wieder. Ich sah nach der Uhr und siehe da, wir waren schon über die verabredete Stunde ausgelieben. Wir eilten den Berg hinab und gingen schnell am Seeufer wieder zurück. Der Weg erschien uns länger, als es vorhin den Anschein gehabt hatte. Als wir den Buchenwald wieder erreicht hatten und nun von unserem Lagerplatz nur durch das sumpfige Terrain getrennt waren, stand Frida still, atmete tief und sagte: „Mir ist so seltsam zu Mute, es ist mir immer, als hätte sich etwas Schlimmes in unserer Abwesenheit ereignet.“ Dann blickte sie auf das Sumpfland und fuhr fort: „Früher als Kind bin ich hier einmal trockenen Fußes durchgegangen, indem ich von Stein zu Stein sprang — das war allerdings im August, wo es trockener ist. Machen wir den großen Umweg über den steilen Berg, so dauert das eine halbe Stunde, gehen wir hier, so können wir in zehn Minuten dort sein.“

„Versuchen wir es!“ sagte ich. Sie eilte auf das Sumpfland zu, stieg auf einen Stein und sah in die Ferne, soweit die sich zusammenschiebenden Stämme es zuließen. „Ich glaube, es wird gehen,“ sagte sie.

„Aber lassen Sie mich vorangehen, damit ich den Weg prüfe und Ihnen behilflich sein kann," sagte ich.

Anfangs ging es ganz gut. Es war ein feuchter, weicher Boden, in dem zuweilen kleine Wasserfäden rieselten und grünes, üppiges Kraut aufgeschossen war; allein die zahlreichen bemoosten Steine lagen so dicht, daß es nicht schwer war, von einem zum anderen schreitend, vorwärts zu gelangen. Dann kam ein trockener Rücken, mit Farrenkraut bewachsen, dann wieder ein kleines Rinnsal mit weithin versumpften Rändern und dann mehrte sich wieder die Feuchtigkeit und die Steine wurden seltener. Zuweilen standen wir still und überlegten, wie wir weiter kommen sollten.

Sie nahm unbefangen meine hilfreiche Hand an und stützte sich ohne Scheu auf meinen Arm und fühlte nicht, wie das Blut schneller durch meine Adern rauschte. Ich muß gestehen, ich wünschte nicht, daß diese sumpfige Einöde so bald ein Ende nähme. Stundenlang hätte ich mit diesem holden Wesen, das ganz auf meinen Schutz und meine Hilfe angewiesen war, so weiter wandern mögen. Endlich standen wir beide nebeneinander auf einem Steine, der so schmal war, daß unsere Schultern aneinander ruhten und ich den Arm um ihren Leib legen mußte, damit sie nicht hinabglitt, und sahen, daß es nicht weiter ging. Vor uns, etwa fünfzig Schritte weit, leuchtete es grün in der Sonne von nassem Moos und üppigem Krautwerk und überall blitzte das feine Wassergeriesel hervor. Es lagen wohl einige Steine verstreut, allein die Ent-

fernung dieser voneinander war zu groß, als daß sie uns viel hätten nützen können. Wir standen eine Weile und schwiegen und suchten mit den Augen einen Ausweg. Es war ganz still im Walde, denn der Wind hatte sich gelegt und Bäume und Kräuter hielten still ihre Blätter dem Sonnenschein entgegen, der in schrägen Strömen seinen Weg durch das Gezweige nahm. Nur über uns in den Wipfeln sangen die Rotkehlchen und zu unseren Füßen war das unaufhörliche klingende Geriesel des Wassers vernehmlich.

„Horch, hörten Sie nichts?" sagte Frida, „rief es da nicht wieder?"

Wir lauschten, allein der ferne Schrei eines Wasservogels war alles, was die stille Luft zu uns herübertrug.

„Was sollen wir anfangen?" sagte Frida dann, „wir müssen doch weiter!"

„Vorwärts geht es nicht," gab ich zur Antwort; „es bleibt uns nichts übrig, als umzukehren und den anderen Weg zu wählen."

„Gibt es denn keinen anderen Ausweg?" sagte sie, und ich merkte ein Beben in ihrer Stimme. Ich fühlte, daß ihr Atem schwerer ging und daß ihr Busen sich stärker hob und senkte, und als ich nach ihren Augen blickte, las ich doch ein wenig Verwirrung darin über die seltsame Lage, die uns so eng aneinander gedrängt hatte. Sie wandte die Augen ab und blickte wieder suchend hinaus.

„Ein Mittel gibt es noch," sagte ich, und ich muß gestehen, das Herz pochte mir heftig dabei, „wenn Sie mir gestatten, daß ich Sie hinübertrage."

Sie wandte plötzlich den Kopf und blickte seitwärts hinaus, wo durch die Lücken der Stämme der See hervorblitzte. Ein sanftes Rot stieg in ihr Antlitz und verlor sich wieder. Ich hatte das Gefühl, sie müsse mein Herz pochen hören.

„Werde ich nicht zu schwer sein?" fragte sie dann leise.

„Sie werden leicht sein wie eine Feder," sagte ich mit Zuversicht.

„Nun dann — in Gottes Namen!" gab sie zur Antwort und sah mich an mit Augen, in die die alte Unbefangenheit zurückgekehrt zu sein schien.

Ich untersuchte schnell den Grund in der Nähe des Steines. Als ich mich davon überzeugt hatte, daß der darunter liegende sandige Boden das Einsinken verhinderte, bereitete ich mich für den feuchten Gang vor und nahm dann Frida auf meine Arme. Sie umschlang leicht meinen Nacken und ich schritt vorsichtig voran. Welch seliges Geschenk des Himmels war dieser Sumpf. In meinen Armen trug ich durch ihn das Köstlichste, das die Erde hegt, Schönheit und Güte, Reinheit und Unschuld, vereint in einem blühenden lebenswarmen Körper, dessen schlanke und doch volle Glieder sich an die meinen schmiegten, dessen sanfte Atemzüge mich durchbebten — mir war bei dieser engen Gemeinschaft, als rieselte dasselbe Blut durch unsere beiden Leiber — mir war, als trüge ich das süße Geheimnis des Lebens in meinen Armen, und dürfte es nimmer wieder von mir lassen. Und wie ein elektrischer Strom, der einen Körper durch-

kreist, auch in dem benachbarten ähnliche Strömungen hervorruft, so mußte wohl das Blut, das so stürmisch durch meine Adern rauschte, auch das ihrige zu schnellerem Laufe entzündet haben, denn ich fühlte, wie ihr Atem tiefer ging, ich fühlte das stärkere Pochen ihres Herzens, und als meine Augen die ihrigen suchten, fand ich wieder die holde Verwirrung in ihnen, die mir schon einmal begegnet war. Wer weiß, was in diesem Augenblick geschehen wäre, denn es ging mir wie ein Rausch durch den Sinn, wenn nicht plötzlich mein Fuß an einen Stein gestoßen hätte, so daß ich stolperte und fast gefallen wäre. Sie schlang mit einem leichten Aufschrei ihren Arm fester um meinen Nacken, ich drückte die schmiegsame Gestalt dichter an mich, aber nun ging es aufwärts, die Feuchtigkeit ließ nach, und bald fühlte ich festen Waldboden unter meinen Füßen. Mit wahrer Angst, die Sache könnte ganz zu Ende sein, spähte ich vor mich hin, und siehe, es war keine Hoffnung mehr. Ueberall sanft ansteigendes, trockenes Terrain. „Es ist vorüber!“ sagte Frida leise, und widerstrebend ließ ich sie auf den Boden gleiten. Sie stand mit sanft geröteten Wangen da. „Ich danke Ihnen!“ sagte sie, ohne mich anzusehen. Dann wandte sie sich und eilte mit leichten Schritten dem Lagerplatze zu.

Ihre Besorgnis war umsonst gewesen, denn der alte Herr lag behaglich im Grase bei unserer Ankunft und las in einem mitgebrachten Buche, und kurz darauf vernahmen wir auch den Zuruf Ottos, der von dem Hügel herniederkam. Seltsam aber war es, daß wie

durch eine stillschweigende Verabredung keiner von uns beiden des Weges, auf dem wir zurückgekehrt, und des Abenteuers, das wir erlebt hatten, Erwähnung that.

Nach einer Weile hörten wir Friedrich, der zurückgekehrt war, um uns abzholen, auf dem Waldwege mit der Peitsche knallen; wir brachen auf und kehrten, durch den schönen Frühlingsabend langsam dahinfahrend, nach Hause zurück.

Dies war alles gestern, lieber Siebold, und ich habe den ganzen schulfreien Mittwochnachmittag dazu verwendet, Dir dies mitzuteilen. Es dunkelt schon und ich sehe kaum mehr, was ich schreibe. Verzeihe mir meine Weitläufigkeit und daß ich von Deiner Freundschaft einen so ausgedehnten Gebrauch mache, und sei bestens gegrüßt.

Dein Holding.

⁎

Schatten.

Bordau, den 26. Mai 1878.

Lieber Siebold!

In diesem Augenblicke habe ich den sehnlichsten Wunsch, an einer vorspringenden nahen Waldecke, die ich von meinem Fenster aus sehen kann, stände eine gute Weinkneipe mit einem behaglichen kleinen Hinterzimmer und in diesem Zimmer säßest Du, und ich könnte eilend hinüberlaufen und Dir mein Herz ausschütten, denn ich bin kreuzunglücklich. Und was das schlimmste

ist, dem eigenen Frevelmute habe ich es zuzuschreiben, daß ein ganzes Feld voll lieblicher in Blüte stehender Hoffnungen zerstört und vernichtet ist. Aber ich will von vorne anfangen. Von der größten Prüfung, die mir in meiner freiwilligen Verbannung auferlegt worden ist, habe ich Dir noch gar nicht geschrieben, und diese besteht darin, daß ich von Zeit zu Zeit die Gegenwart eines Menschen ertragen muß, der mir im tiefsten Grunde verhaßt ist. Bordau gehört einem reichen Gutsbesitzer Namens Eisenmilch und dieser hat einen Sohn von sechsundzwanzig Jahren, der sich augenblicklich hier aufhält und eine Verwalterstelle bei seinem Vater einnimmt. Wie man sagt, will dieser die erste passende Gelegenheit benutzen, dem Sohne ein eigenes Gut zu kaufen. Nun, dieser Jüngling spricht zuweilen bei uns vor. Er kommt dann auf einem Pferde geritten, das viel zu schade für ihn ist, und ein Hund begleitet ihn, in dessen Adern zehnmal edleres Blut fließt, als in denen seines Herrn. Ein junger blonder Mensch von brutaler Gesundheit, mit engen Reithosen und hohen Stiefeln und dem steifbeinigen Gang eines Bereiterknechtes. Wenn er nur in der Thür steht, so hat man das Gefühl, daß das ganze Zimmer von seinem Dünkel erfüllt ist. Er ist natürlich ein alter Bekannter der Familie und wird sehr freundlich aufgenommen. Ich selber habe bei seinen Eltern selbstverständlich auch einen Besuch gemacht mit weißen Handschuhen und schwarzer Seele und bin ganz gnädig aufgenommen worden, denn die alten dicken Eisenmilchs sind nicht ohne Gutmütigkeit

und haben ein gewisses Mitleid mit so einem armen Schlucker, der sich mit Stundengeben sein Brot verdienen muß. Der Erbe ihres Namens war glücklicherweise nicht zu Hause. Dieser also kommt zuweilen zu uns, und die Leute sagen, er habe ein Auge auf Frida geworfen und würde sich vielleicht auch herablassen, ihr demnächst das Schnupftuch zuzuwerfen. Eifersucht ist nun beileibe nicht der Grund meines Zorns; denn ich achte Frida zu hoch, als daß ich jemals annehmen würde, sie könnte den Bewerbungen dieses Wichtes Gehör schenken; aber es verdrießt mich, daß er offenbar in ihr nichts sieht als eine kleine, hübsche, nette Pastorstochter, die die Wirtschaft versteht und die gerade gut genug für ihn ist. Alte Jugendbekanntschaft räumt ihm mancherlei Vorrechte ein, und so nennt er sie stets Friedchen, wofür ich ihn jedesmal mit Behagen erdrosseln könnte, und wenn er so von oben her mit seinen grobgeschnitzten, bocksbeinigen Galanterien sich zu ihr herabläßt, so ist es gar, um ihn zu prügeln. Daß ich natürlich für ihn gar nicht vorhanden und eine Art Dienstbote bin, der das Maul zu halten hat, ist selbstverständlich. Da dies nun nicht die Beschäftigung ist, zu der ich mich in seiner Gegenwart einzig verpflichtet fühle, so hat sich ein nichts weniger als angenehmes Verhältnis zwischen uns entsponnen und nur die Rücksicht, die ich auf Frida und ihren Vater nehmen muß, hat unangenehme Scenen bis jetzt verhindert. Doch ich will zur Sache kommen. Vor kurzem blieb er zum Abend da. Da Frida meine Abneigung gegen ihn kennt, so begegnete ich, als wir uns zu Tische setzten,

einem bittenden Blick aus ihren schönen Augen, der mir sagen sollte: „Seien Sie artig, ich bitte Sie, mir zuliebe.“

Ich nahm mir vor, das Menschenmögliche zu leisten; allein es ward mir schwer genug gemacht, denn Eisenmilch junior zeigte sich heute in seinem ganzen Glanz. Er verwickelte sich mit dem Prediger in einen Streit, den dieser in seiner sanften und gleichmäßigen Weise und mit kleinen humoristisch-satirischen Wendungen weiter führte, die aber ihren Zweck verfehlten, weil sie für den Gegner zu fein waren. Herr Eisenmilch hatte sich aber nun einmal darauf verbissen, nachzuweisen, daß das Geld die eigentliche Macht sei, die die Welt regiere.

„Alles in Ehren, Herr Pastor,“ sagte er, „was Sie uns Sonntags von der Kanzel predigen, das Geld spielt doch nun einmal die Hauptrolle. Wer es hat, ist unabhängig und frei; wer es nicht hat, muß dienen. Was nützen mir alle die schönen Redensarten, daß der Reichtum nicht glücklich mache, und daß man den schnöden Mammon verachten solle — das sind Erfindungen von Leuten, die selber nichts haben und sich darüber trösten wollen. Andere sagen wieder, sie finden ihr Genügen in der Erwerbung geistiger Güter und es sei gering, nach irdischen zu trachten — da sage ich nur, wenn sie tüchtig irdische hätten, da würde es ihnen viel leichter fallen, der Erwerbung geistiger Schätze sich hinzugeben; denn sie hätten nicht nötig, sich für ihr täglich Brot an andere zu verkaufen und ihre Zeit mit Nebensachen totzuschlagen. Ich will nun

ein Beispiel nennen: Glauben Sie, daß Herr Holding heute abend in seiner Eigenschaft als Hauslehrer hier an diesem Tische sitzen würde, wenn er ein Vermögen hätte, das ihn unabhängig machte?"

Ich begegnete wieder einem flehenden Blick aus Fridas Augen. Die Versuchung des Augenblickes war für mich groß, es ergriff mich wie ein Schwindel, denn wie treffend konnte ich in diesem Augenblicke durch die Enthüllung meiner wahren Lage den Gegner siegreich vernichten — er hatte mir ja selber das Schwert in die Hand gegeben, und ich wußte genau, daß ich die Familie Eisenmilch dreimal auskaufen konnte, wenn ich wollte. Allein ich bezwang mich und erwiderte ruhig: „Wer sagt Ihnen, Herr Eisenmilch, daß nicht reine Liebe zur Sache mich diesen Beruf ergreifen ließ; wer gibt Ihnen das Recht, ein solches Urteil zu fällen, da Sie weder mich noch meine Verhältnisse kennen?"

Eisenmilch lachte laut auf: „Verhältnisse!" rief er, „jawohl! Wissen Sie auch, daß ich gestern aus Berlin zurückgekehrt bin? Kennen Sie Herrn Tütenpieper? Er läßt Sie grüßen. Ein liebenswürdiger, interessanter, alter Herr; er weiß so nette, pikante Sachen zu erzählen. Er teilte mir die Geschichte eines Herrn Holding mit, der, wer weiß auf welche Weise, plötzlich sein riesiges Vermögen verlor und genötigt war, eine Hauslehrerstelle auf dem Lande anzunehmen — natürlich — aus reiner Liebe zur Sache!"

Der Prediger und Frida sahen mich erstaunt an, und da letztere bemerkte, wie mir das Blut ins Gesicht

schoß und eine heftige Antwort mir auf den Lippen bebte, so fühlte ich plötzlich mit sanftem Druck ihren Fuß auf dem meinen ruhen, und von dieser Berührung rieselte es durch alle meine Glieder, die aufgeregten Wogen meines Blutes dämpfend, und ich war plötzlich wieder ruhig. „Ich sehe darin nichts Unehrenhaftes!“ war alles, was ich zur Antwort gab. Der Prediger nahm das Wort: „Herr Eisenmilch, Sie bringen diese Dinge in solchem höhnischen Tone vor, daß es den Anschein hat, als wollten Sie Herrn Holding, der unser geschätzter Hausgenosse ist, absichtlich beleidigen. Ich ersuche Sie freundlichst, in meinem Hause ein wenig mehr Rücksicht zu beobachten. Ich begreife die Weise, in der Sie diese Sachen vorbringen, um so weniger, als man die Art, wie sich Herr Holding in sein Schicksal gefunden hat, doch nur als männlich und ehrenwert bezeichnen kann.“

„Ja, wenn man muß ...“ murmelte Eisenmilch vor sich hin, allein er war doch etwas betreten, wurde schweigsam und empfahl sich bald.

Der verhaltene Groll rumorte noch in mir. Es kränkte mich, daß ich meine Sache nicht selber geführt und mich scheinbar so feige gezeigt hatte. Es war Frida zuliebe geschehen, doch warum verlangte sie das von mir; warum sollte ich mich vor ihren Augen demütigen lassen? Zwar ihrer Natur nach mußten ihr Zank und Streit im innersten Grunde zuwider sein, allein alles hat am Ende seine Grenzen. Ich war hinausgetreten auf die Veranda und starrte finster in den mondscheinerfüllten Garten. Es war ein lauer

Frühlingsabend; süßer Fliederduft wehte zu mir her, und in den finsteren Schatten der Gebüsche sangen die Nachtigallen. Plötzlich hörte ich einen leichten Schritt hinter mir; es war Frida, die im hellen Schein des Mondlichtes vor mir stand.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „für die Rücksicht, die Sie heute abend genommen haben.“

Es war wohl die gekränkte Eigenliebe, die mein Herz verhärtete und meinen Sinn verwirrte, so daß ich hart herausfuhr: „Ich wollte, ich hätte das nicht gethan.“

Sie sah mich verwundert mit großen Augen an und sagte nichts. Mir aber hatte der Satan ganz das Hirn verwirrt, also daß ich fortfuhr: „Im Grunde hat Herr Eisenmilch ganz recht mit seinen Ansichten. Was könnte die Leute wohl veranlassen, diesem unausstehlichen Patron freundlich zu begegnen und Nachsicht mit seiner Flegelhaftigkeit zu haben, als die Rücksicht auf sein liebenswürdiges Vermögen? Gewiß hat er recht; ich habe es ja an mir selber erfahren, wie sie fast alle von mir abgefallen sind. Es sind wenige, die sich von diesem Schimmer nicht in irgend einer Weise blenden lassen — wenige sind es, die sich ganz davon freimachen können — auch Sie nicht, mein Fräulein, auch Sie nicht — das habe ich heute abend wohl gesehen!“

Sie war ganz blaß geworden; ihr Antlitz schimmerte geisterhaft im Licht des bleichen Mondes, und ihre Augen waren starr und vorwurfsvoll auf mich gerichtet. Sie schwieg eine Weile und ich sah, wie sie tief atmete.

Dann sprach sie mit zitternder Stimme: „Sie haben böse Worte gesprochen, Herr Holding. Ach, ich wollte, Sie hätten das nicht gethan; denn ich weiß nicht, ob ich das jemals vergessen kann.“ Dann wandte sie sich und verschwand in der dunklen Thür des Hauses.

Ich wollte ihr anfangs nacheilen, allein ein thörichter Trotz hielt mich zurück, und ich blieb.

Seit diesem Abend ist alles vorüber. Ich habe sie tödlich beleidigt und sie, die Gute, Reine, Holde, mit rauher Hand von mir gestoßen. Wir gehen im Hause nebeneinander her, als hätten wir uns nie gekannt. Die alte Unbefangenheit und Fröhlichkeit ist dahin; durch eigene Schuld habe ich zerstört, was mir so lieblich war in meinem Herzen.

Mein lieber Siebold, habe Mitleid mit mir. Ich weiß, trotz Deiner sarkastischen Reden und Gesichter bist Du doch ein guter Kerl. Ich wollte, ich könnte gleich hinübergehen zu Dir und Deine treue Hand drücken. Da es aber nicht sein kann, sei tausendmal gegrüßt!

Dein Holding.

*

Hinter der Orgel.

Seit den geschilderten Ereignissen war eine Woche vergangen. Frida ging ruhig und gleichmäßig wie immer im Hause umher: aber das Verhältnis zu Holding war und blieb gestört. Ihre Augen begegneten den seinen nicht mehr; der fröhliche Scherz war ver-

stummt und sie vermied es sichtlich, mit ihm allein zu sein. Holding wanderte nach Beendigung der Schulstunden brütend in der Gegend umher und überlegte schon, ob er das Verhältnis ganz lösen und wieder in die Stadt zurückkehren solle, und doch im letzten Grunde fühlte er sich noch immer gehalten und gebunden, so daß er zu keinem Entschluß kommen konnte. So wanderte er auch eines Tages, in dumpfes Hinbrüten versunken, auf dem Friedhofe zwischen den Gräbern umher, als er plötzlich aus der Kirche den Ton einer Orgel vernahm und zugleich sah, daß die Kirchenthür geöffnet war. Er vermutete, es sei der Küster, der sich einen neuen Choral einübe, und da ihn die Klänge anzogen, trat er in die Kirche und setzte sich in einem Winkel auf eine Bank. Wie einsam war es hier. Nichts weiter war in dem weiten Raum, als der Sonnenschein und die Klänge der Orgel. Er legte den Kopf an die Lehne, und indem er durch ein Fenster auf die weißen Wolken blickte, die draußen still vorüberzogen, hörte er wie im Traume den sanften Tönen zu. Im Laufe der Zeit fiel es ihm aber auf, daß die gemäßigte Art des Spieles immer dieselbe blieb und daß es niemals zu einer besonderen Kraftentfaltung kam, und als er zu dieser genauen Beobachtung gelangte, war es ihm auch plötzlich klar, daß es nicht der Küster war, der spielte, denn zu der Kunstfertigkeit, die hier entwickelt wurde, hatte dieser es nicht gebracht. Seine Neugier ward rege; er schritt behutsam durch die Kirche, stieg leise die Treppe zum Orgelchor hinauf und fand den

alten Prediger, der, ganz vertieft in seine musikalischen Ideen, ihn anfangs gar nicht bemerkte, bis er endlich durch den kleinen Spiegel, der zur Beobachtung der Vorgänge vor dem Altar dient, Holdings ansichtig ward. Der Prediger nickte, ohne im Spiel aufzuhören, diesem zu und sagte dann: „Sie haben mich wohl noch nie spielen hören? Ich wollte Ihnen wohl einmal zeigen, was die Orgel hergibt; denn es ist ein vortreffliches Werk, allein meine Tochter allein hat nicht die nötige Kraft, und für volle Leistung gehören auch zwei dazu, die Bälge zu treten. Ich muß mich deshalb mit dem Windverbrauch sehr einschränken."

Holding durchzuckte es plötzlich wie ein elektrischer Schlag: „Ihre Tochter?" fragte er.

„Jawohl," sagte er, „Leute sind jetzt nicht zu bekommen, da die Feldarbeit dringend ist, und da thut meine Tochter mir den Gefallen, mir behilflich zu sein, wenn ich einmal spielen will."

„Wenn es Ihnen recht ist," sagte Holding schnell, „so helfe ich Ihrer Tochter."

„Das ist eine große Freundlichkeit von Ihnen," sagte der Prediger, „die ich gern annehme." Er unterbrach sich im Spiel und rief: „Liebe Frida, Herr Holding ist so freundlich, dir behilflich sein zu wollen, zeige ihm, was er zu thun hat." Sie antwortete nicht, und Holding ging schnell mit klopfendem Herzen hinter die Orgel, woselbst er Frida vorfand. Sie erklärte ihm mit wenig Worten die einfache Einrichtung, und kurz darauf stiegen beide nebeneinander auf und nieder in emsiger Arbeit. Der Alte griff mit

Behagen in seine Tasten, und voller und brausender schallten die mächtigen Töne durch die einsame Kirche.

Anfangs sahen beide vor sich hin, scheinbar ganz vertieft in ihre Thätigkeit; aber bald zog es Holding unwiderstehlich seitwärts zu blicken auf die holde Gestalt in hellem Sommerkleide, die so viel Anmut und elastische Kraft in allen ihren Bewegungen zeigte. Das von der Anstrengung zart gerötete Antlitz zeigte ihm die reinen Linien des Profils und das herrschende Dämmerlicht breitete einen eigenen Märchenzauber über die sanften Züge. So stiegen sie unablässig nebeneinander auf und nieder; er konnte sein Auge nicht abwenden von ihr, und sie fühlte seinen Blick, ohne ihn anzusehen. Unterdes zog der Alte ein Register nach dem anderen, die Töne flohen und vereinten sich und immer gewaltiger ward das Spiel, so daß Wände und Gerüst der alten Orgel zu dröhnen begannen. Und alles dies, die Gewalt der Musik, die freie, frische Bewegung, die berauschende Nähe der Geliebten lösten den Druck, der auf Holdings Seele lag, und ließen ihn die richtigen Worte finden. Und seltsam, trotz des mächtigen Dröhnens der Orgel verstand sie alles, wie wenn die Stille der Einsamkeit geherrscht hätte.

„Fräulein Frida,“ sagte er, „es drängt mich, Sie für die bösen Worte, die ich neulich zu Ihnen gesprochen habe, um Verzeihung zu bitten. Ich bereue sie tief und versichere Sie auf das heiligste, daß es mir niemals in den Sinn gekommen ist, wirklich so von Ihnen zu denken, daß nur die Uebereilung des Augenblicks mich hinreißen konnte, so Frevelhaftes auszusprechen!“

Sie hatte, während er sprach, gerade vor sich ingesehen und nur das vermehrte Auf- und Niedergehen ihrer langen Augenwimpern verriet ihre Bewegung. Jetzt wendete sie ihm voll das Antlitz zu und in ihren Augen lag die Verzeihung. Es war ein wunderbarer, geheimnisvoller Blick voll Verheißung und Gewährung. Holding streckte ihr die Hand entgegen; sie ergriff diese und drückte sie sanft, aber sie sprach nichts, sondern nickte ihm nur freundlich zu. Holding jauchzte innerlich auf, es kam wie ein Rausch über ihn und ihm war, als riefe durch das Brausen der Orgel eine Stimme ihm zu: „Jetzt oder nie!"

Der alte Prediger hatte sich derweil immer mehr in sein Spiel vertieft, immer gewaltiger baute sich das Werk seiner Töne auf, immer mächtiger strebte es empor zu himmlischen Höhen, umrankt von blühenden Klangfiguren, durchwebt von klingenden Blumen; doch als er den Gipfel glücklich erreicht und in mächtigem Accorde ausruhen wollte auf seiner seligen Höhe, da, mitten im stärksten Fortissimo, brach plötzlich zu seinem größten Schrecken der Ton der Orgel ab und es ward stumm wie das Grab. Anfangs saß er ganz starr da, dann rief er: „Frida!" aber es kam keine Antwort. Jetzt glaubte er ein leises Schluchzen zu vernehmen; eine plötzliche Angst befiel ihn und er ging eilfertig hinter die Orgel.

Was er da fand? Zwei junge Menschenkinder, die die Welt vergessen hatten und sich in den Armen lagen und sich nicht oft genug sagen konnten, wie lieb sie sich hätten.

Sie bemerkten seine Anwesenheit und kamen nun und baten um seinen Segen. Der gute, alte Prediger, was sollte er thun? Er konnte ja nicht anders; er mußte wohl ja sagen.

*

Fanfare.

Vordau, den 3. Juni 1878.

Lieber Siebold!

Aus meinem Telegramm weißt Du ja, daß ich glücklich bin; aber worüber ich ganz besonders glücklich bin, das weißt Du nicht, nämlich, daß Frida den armen Kandidaten genommen hat, und daß, als sie nachträglich erfuhr, es sei ein sehr reicher Kandidat, dies sehr wenig Eindruck auf sie gemacht hat. Da ich nun nach der Sitte des Landes nicht länger in diesem Hause bleiben kann, so werde ich allernächstens in Berlin wieder anlangen. Aber später meinen Wohnsitz dort nehmen werde ich nicht. Ich habe Geschmack und Vergnügen am Landleben gewonnen und stehe bereits im Anfang der Unterhandlungen über den Ankauf eines großen, aber etwas verwahrlosten Gutes in der Umgegend und denke es mit Hilfe eines tüchtigen Verwalters selber zu bewirtschaften. Und der Hauptzweck dieses Briefes: Du sollst mir mein Haus bauen und sollst einmal einen Bauherrn haben, wie Du ihn Dir wünschest, „mit offener Hand und Kunstverstand“, das heißt letzteres am wenigsten, da

will ich mich ganz auf Dich verlassen. In diesem Hause soll vor Deinem Standbild aus Gold und Marmelstein ein Altar errichtet werden, und Myrrhen und Weihrauch und alle köstlichen Gewürze Arabiens sollen Dir wöchentlich geopfert werden, und der Scheitel Deines Hauptes soll Dir gesalbet werden mit edlem Johannisberger, denn Dir verdanke ich doch alles, und Dich will ich als meinen Wohlthäter verehren bis ans Ende. Mit bestem Gruß von mir und ihr!

Dein Holding.

Hedwig.

In einer stillen Seitenstraße der Westvorstadt Berlins, wo die Häuser weitläufig im Grün stehen, lag, umgeben von einem anmutigen Garten, ein kleines einstöckiges Haus. Im Sommer war es bewohnt gewesen. Damals sah man wohl im Vorübergehen helle Mädchenkleider aus dem Grün leuchten und spielende Kinder in den Steigen; als aber der Herbst kam und über die Bäume ein brauner Ton ging und das Laub des wilden Weines sich rot färbte, waren mit den fallenden Blättern auch die Sommergäste fortgezogen, und nun tanzte nur noch das raschelnde Laub in den Steigen und auf der Veranda machten sich die Sperlinge breit. Ein alter Mann, der von dem Besitzer des Hauses als Portier und Gärtner hineingesetzt war, blieb dort. Er bewohnte ein kleines Zimmer im Nebengebäude und abends sah man sein einsames Licht durch die Zweige scheinen.

Die Vorhänge waren niedergelassen und über der Thür hing ein Zettel mit der Inschrift: „Zu vermieten;“ allein es war nicht wahrscheinlich, daß dies im Winter geschehen würde. Die Zeiger der alten Uhr

über der Hausthür vollendeten Tag für Tag ihre Kreise und der einsame Pendelschlag hallte in den schweigenden Nächten durch die öden Räume, indes draußen die Büsche durchsichtig wurden und die Steige sich mit fallendem Laub füllten. Der Triton in dem Bronzebecken blies seinen feinen Wasserstrahl nicht mehr in die Luft, er bot den traurigen Anblick einer vergeblichen Bemühung dar; die Sperlinge setzten sich auf seine Nase und sein Muschelhorn, und eines Morgens war sein Wasserbecken verschneit und der weiße wollige Schnee lag auf allen Vorsprüngen seines bräunlichgrünen Körpers. So kam Weihnachten heran und es schien, als wolle das neue Jahr alles beim alten lassen. Aber an einem der ersten Tage des Januars kam ein Wagen vorgefahren, aus dem ein Herr stieg und sich dem alten Gärtner als der Doktor Wilhelm Haidau zu erkennen gab. Er begehrte das Haus zu besichtigen, da er mit dem Besitzer über den Ankauf in Unterhandlung stehe. Infolge dieser Besichtigung kam der Kauf zum Abschluß, und somit geschah es, daß das einsame Haus mitten im Winter wieder Bewohner erhielt und ein neues fröhliches Leben in seine Räume einzog; denn mit dem Doktor kam ein schönes zwölfjähriges Mädchen, das aus großen braunen Augen unschuldig und heiter in die Welt schaute. Oben in dem Giebelzimmer, das ihr zur Wohnung angewiesen war, erschien eine Welt von Blumen, die im seltenen Schein der Wintersonne freundlich durch die Scheiben leuchteten, und unten aus dem großen Wohnzimmer, das Herrn Haidau zu

seinen Studien diente, strahlte zur Abendzeit wieder der freundliche Schimmer der Lampe in die Nacht des Gartens hinaus.

Die Tage glitten dahin; immer häufiger und länger schien die Sonne in das Giebelzimmer; immer später wurde die Lampe am Abend entzündet, und ehe man's gedacht, war der Frühling ins Land gekommen. Er brachte Schneeglöckchen, die zwischen ihren grünen spitzen Blättern die Glöckchen wiegten; er brachte Krokus, die mit plötzlichen Farben in dem schwarzen Gartenlande standen; er brachte Veilchen, die mit dunkelblauen Augen schüchtern aus dem neubegrünten Rasen lugten. Er ließ ein leuchtendes Grün über die Stachelbeerbüsche gehen, an deren bräunlichen Glöckchen die neuerwachten Bienen summten, und dort, wo der alte Gärtner emsig grub und hackte, ging von dem neugestärkten Boden ein frischer, kräftiger Erdgeruch aus.

An einem schönen Frühlingsabend, als das kleine Mädchen im Garten Veilchen suchte, kehrte Herr Haidau von einem Ausgange zurück, und in seiner Begleitung befand sich ein junger Mann von anziehendem Aeußeren. Die Kleine sprang dem Doktor mit einer Hand voller Veilchen fröhlich entgegen, doch als sie den Fremden bemerkte, blieb sie zögernd stehen.

„Meine Pflegetochter Hedwig," sagte Herr Haidau, „und dies ist mein alter Freund, der Maler Bergwald, der uns nun oft besuchen wird."

Als nach dem Abendessen die Freunde vor dem großen runden Tische saßen und kein Ende finden

konnten, von alter und neuer Zeit, Bestrebungen und Arbeiten sich zu unterhalten — denn nach einer langen Zeit der Trennung hatten sie sich heute zufällig wieder zusammengefunden — da überkam Hedwig, die in einer Bildermappe blätterte, die Frühlingsmüdigkeit, ihr Kopf sank auf den runden Arm, die Locken fielen darüber hin und sie schlief sanft ein. Als der Maler dies bemerkte und ihm in einer Pause des Gesprächs die ruhigen, sanften Atemzüge der Schlafenden zu Gehör gekommen waren, deutete er auf das Kind, das er den ganzen Abend schon mit einem Ausdruck neugieriger Verwunderung betrachtet hatte, und sagte: „Wenn ich nun nicht augenblicklich erfahre, wie du zu diesem Kinde kommst, so sterbe ich auf der Stelle an unbefriedigter Neugier. Wie, um alles in der Welt, kommst du zu einer Pflegetochter?“

Haidau lächelte. „Das ist eine ganze Geschichte,“ sagte er.

„Natürlich ein Roman,“ rief Bergwald, „eine Geschichte, wie sie nur Sonntagskindern passiert.“

„Sie ist sehr einfach,“ sagte Haidau, „ich will sie dir erzählen. Vor drei Jahren hielt ich mich meiner archäologischen Studien wegen in Schwerin auf, dessen Altertumskabinett für nordische Altertümer von großer Reichhaltigkeit und für den Forscher von hervorragender Wichtigkeit ist. Ich wohnte im Hotel du Nord und ging regelmäßig des Morgens früh an den Ort meiner Studien. So begab es sich denn, daß ich bald auf ein kleines Schulmädchen aufmerksam wurde, das eine Strecke lang mit mir denselben Weg hatte und mir

durch seine Anmut und die auffallende Einfachheit und Nettigkeit seiner Kleidung auffiel. Ich redete es eines Tages an, und es stellte sich bald eine Art freundschaftlichen Verhältnisses zwischen uns heraus, das dadurch zum Ausdruck kam, daß wir gegenseitig aufeinander warteten, um den kurzen Weg gemeinschaftlich zu machen. Ich hatte mich so an das freundliche Geplauder mit dem anmutigen Kinde gewöhnt, daß ich es schmerzlich empfand, als eines Morgens meine kleine Freundin, trotzdem ich länger wartete als gewöhnlich, nicht erschien. Auch an den folgenden Tagen ward ich ihrer nicht ansichtig, bis sie endlich nach einiger Zeit eines Morgens etwas blasser als gewöhnlich und ohne Schulmappe an der Ecke der Salzstraße stand und mich erwartete. Sie trug mir schüchtern die Bitte vor, sie zu ihrer Mutter zu begleiten, die sehr krank sei und fortwährend den Wunsch äußere, mich zu sprechen. Dies erfüllte mich zwar einigermaßen mit Verwunderung, allein ich drückte dem Mädchen sofort die Bereitwilligkeit aus, ihm zu folgen. Es führte mich in eine jener engen Straßen, die in der Nähe des Theaters gelegen sind; wir gelangten in ein winkeliges, schiefgesunkenes Haus und stiegen eine schmale und dunkle Treppe empor, die zu der kleinen unter dem Dach gelegenen Wohnung führte. Ich fand dort in einem überaus freundlichen, aber ärmlichen Zimmer eine Frau, die in einem Lehnstuhl, von Kissen gestützt, saß und trotz der geisterhaften Blässe und Durchsichtigkeit ihrer Züge immer noch schön war. Sie machte eine matte Handbewegung, mich zu begrüßen, und sprach

mit schwacher Stimme: ‚Ich danke Ihnen, mein Herr, für die große Güte, die Sie bezeigt haben, daß Sie der Aufforderung einer Unbekannten so freundlich Folge leisten. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen eine Störung bereite; allein die Angst meines Herzens und die Sorge um mein Kind haben mich zu diesem Schritt getrieben.‘

„Sie hatte die kleine Hedwig hinausgeschickt und erzählte mir ihre Geschichte. Nach fünfjähriger Ehe hatte ihr Mann sich eine Veruntreuung von Geldern in seinem Amte zu schulden kommen lassen und war, seine Frau und sein Kind dem Elend und der Schande überlassend, nach Amerika entflohen. Die Frau hatte sich und ihr Kind, da sie sehr geschickt in Handarbeiten war, ernährt, so gut sie konnte; schließlich war ihr eine kleine Erbschaft zu Hilfe gekommen, die aber zum Teil durch die jetzige Krankheit aufgezehrt worden war.

„‚Ich weiß, daß ich sehr bald sterben werde,‘ sagte die arme Frau, ‚und daß dann mein Kind schutzlos und allein in der Welt stehen wird. In schlaflosen Nächten habe ich erwogen und gesonnen, was zu thun sei, und immer sind Sie mir eingefallen, von dem mein Kind mir oftmals erzählt hat. Ohne Sie zu kennen habe ich mein Vertrauen auf Ihre Güte gesetzt und mich in meiner schweren Sorge zuletzt entschlossen, Sie zu bitten, einer armen Frau, die niemand weiter auf der Welt hat, hilfreich zu sein und ihr zu raten, was sie thun soll. Ich werde meiner Tochter so viel hinterlassen, daß es genügen wird, ihre Erziehung zu vollenden, allein dennoch ist mein Herz schwer, weil ich nicht

weiß, in wessen Hände sie geraten wird, und wessen Augen über sie wachen werden, wenn ich nicht mehr bin.'

„Sie schwieg und sah mich mit den geistergroßen, dunklen Augen angstvoll an, und ich bemerkte, daß die weißen durchsichtigen Hände mit dem feinen, blauen Geäder leise zitterten. Ich sprach die Hoffnung aus, daß sie wieder gesunden würde und dergleichen mehr, allein sie schüttelte leise den Kopf dazu; ach, ich glaubte bei ihrem Anblick ja selber nicht daran. Ein tiefes Erbarmen befiel mich, bei den Zeichen der Sorge und Angst, die diesen zarten, gebrechlichen Körper zittern machten; ich sagte ihr, so gut ich vermochte, beruhigende und sanfte Worte und versprach zuletzt, alles zu thun, was in meinen Kräften stände, das Schicksal der kleinen Hedwig zum Besten zu kehren. Sie ergriff mit den beiden schwachen Händen meine Rechte und drückte sie sanft, während ihre Augen dankbar in den meinen ruhten, und mich überkam ein unendliches Mitleid und ein tiefes Gefühl der Teilnahme für dieses arme Weib, so daß ich leise die zarten Hände streichelte. Ich hatte die Empfindung, als begegnete ich endlich der Glücksblume meines Lebens, danach ich alle Zeit getrachtet, allein zu spät, schon hat sie das welke Haupt gesenkt, und in kurzem wird sie verblüht sein und ewig für mich verloren. Ach, lieber Freund, es sind wenige, die ihr begegnen, wenn sie eben morgenfrisch den schüchternen, unberührten Kelch dem Lichte eröffnet, und wenigen ist es vergönnt, in vollem Zuge den reinen unversehrten Duft des frischen Lebens einzusaugen.

„Ich will kurz berichten, was weiter geschah. Ich

betrieb die Sache so gut ich vermochte, und als die Frau gestorben war und ich weiße Rosen hatte auf ihr Grab pflanzen lassen, ward ich zum Vormund der kleinen Hedwig ernannt, und die Sorge lastete auf mir, was nun weiter werden sollte. Es widerstand mir, das Kind in eine Pension zu geben. Ich habe diese gemeinschaftlichen Dressierinstitute nie geliebt. Für Knaben geht es an, aber Mädchen sollen, wenn es irgend erreichbar ist, in der Familie aufwachsen. Ich dachte an verschiedene mir bekannte und verwandte Familien; allein ich konnte mich ebenfalls nicht entscheiden, dies Kind, das mir lieb geworden war wie eine Tochter, ganz aus der Hand zu geben. So schwankte und grübelte ich hin und her, bis mir wie eine plötzliche Eingebung die Frage kam, warum ich das Mädchen nicht selber behielte, um meine ganze Kraft und mein innigstes Bemühen daran zu setzen, ein echtes und gutes Menschenkind aus ihr zu erziehen, wie es mir vorschwebte als Ideal, unberührt von allem Kleinlichen und Peinlichen, das frei und edel und schön, unbeirrt durch das trübe Gewirr der Menge, den hellen Pfad des Lichtes wandelt. Und wie du siehst, also ist es geschehen," schloß Haidau, indem er mit der Hand auf das schlafende Kind deutete.

Der Maler hatte gleich zu Anfang sein Skizzenbuch hervorgeholt und während sein Freund sprach eifrig gezeichnet. Jetzt nahm er das Blatt heraus und reichte es Haidau hin. Er hatte Hedwig dargestellt, wie sie mit dem Köpfchen auf ihrem runden Arm schlafend ruhte, und Licht und Schatten der

Lampe lieblich und anmutig auf ihren reinen Zügen lag. Die alte Wanduhr in der Ecke hob schnurrend aus und schlug zehn; der Maler stand auf, strich leise mit der Hand über die weichen Locken des Kindes und nahm Abschied.

Haidau versuchte Hedwig zu wecken, allein sie schlief den festen, tiefen Schlaf der Frühlingsmüdigkeit und der Kindheit; trunken sank der Kopf wieder auf den weißen Arm zurück. Er rief Anna, seine alte Wirtschafterin, nahm das Kind leise und vorsichtig auf den Arm und trug es die Treppe hinauf. Die zarte, rosige Wange lag an der seinen; die dunklen Locken fielen über seine Schulter hinab und die sanften Atemzüge streiften sein Angesicht. Dann überließ er sie der Sorge der alten Anna. Als diese wieder herunter kam, sagte sie: „Schläft das Kind! Ich habe sie ausgezogen und sie ist nicht aufgewacht, nur einmal hat sie den Arm ein wenig aufgehoben und die Augen ein klein bißchen aufgemacht und hat gesagt: ‚Gute Anna.‘“

⁂

Die Zeichnung, die Bergwald an diesem Abend gemacht hatte, ward das erste Blatt einer Sammlung, die sich in den Jahren vermehrte und allerlei kleine Momente aus dem Leben des schönen Mädchens darstellte, Arabesken, die ihre Wurzeln in der Wirklichkeit hatten, aber mit allerlei sinnigen Ausläufern und Schnörkeln ins Märchenhafte und Phantastische hin-

überrankten. Kleine winzige Erlebnisse wurden so mit dem Schimmer der Poesie und Kunst umglänzt und mit anmutigen Erfindungen verwebt, die im Laufe der Zeit fast den Charakter der Wirklichkeit annahmen. Da war ein Blatt, das einem Sommerausfluge seinen Ursprung verdankte und Hedwig darstellte, wie sie, einem Waldmärchen vergleichbar, unter spielenden Sonnenlichtern im Grase saß und Kränze flocht aus Blumen, die ihr eilfertig und beflissen von Hasen und Eichhörnchen, schillernden Eidechsen und kleinen Waldvögeln zugetragen wurden. Ein kleines Mäuseabenteuer, das Hedwig eines Nachts in ihrem Schlafzimmer erlebt hatte, gab dann wieder Veranlassung zu einem ganzen Mäusemärchen mit Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe und Begräbnis, das auf mehreren Blättern gar lustig dargestellt war. Der Maler hatte einen kleinen Hausgeist erfunden, der den Namen Pumpelchen führte, mit rotem Käppchen und grauem Röcklein bekleidet war und auf den Bildern häufig wiederkehrte. Einmal hatte die alte Anna eine schöne Vase zerbrochen, die noch ein Andenken von Hedwigs Mutter war. Bergwald nahm heimlich die Stücke mit und ließ sie von einem geschickten Mann wieder zusammenfügen. Dann stand sie eines Tages wie unversehrt wieder da und ein Blatt steckte darin, das sie in halbfertigem Zustande darstellte, und Pumpelchen mit einer großen Brille auf der Nase war eifrig beschäftigt, sie wieder zusammen zu kitten. Pumpelchen kam als Begleiter der ersten Früchte des Jahres und schleppte sie in Körben oder mächtigen Tüten herbei; einmal mußte

er sogar seinen Freund Rumpelchen aus dem Nachbarhause zu Hilfe nehmen, und beide brachten wie Josua und Kaleb eine riesenhafte Weintraube angetragen.

So füllte sich, indes die Jahre verstrichen, eine ansehnliche Mappe mit derlei Bilderchen, und das Kind wuchs zu einer schönen Jungfrau empor, wie eine seltene Blume, die von sorglichen Gärtnern behütet und bewahrt am Ende als ein holdes aufgeblühtes Wunder den Raum mit neuem ungekanntem Duft erfüllt. Während sie unbefangen und heiter den Uebergang von der Kindheit zur Jugend zurücklegte, indes Körper und Geist immer schöner und anmutiger erblühten, waren die beiden Männer zu anderen Empfindungen gelangt, die sie jedoch beide sorgfältig vor der unberührten Jugend des Mädchens zu verschließen bestrebt waren. Jedoch wer weiß, wie der erste Funke in ein so junges Herz springt; es kam eine Zeit, wo es oft wie ein träumender Glanz in den dunklen Augen lag, wo die Brust von unverstandenen Seufzern sich stärker hob und senkte, und wie ein leichter Nebelschleier ein heimlich sinnender Ausdruck über ihren Zügen lag. Noch bot sie unbefangen jeden Morgen und jeden Abend dem Pflegevater den Mund zum Kusse dar; noch lehnte sie ahnungslos, welches Feuer von ihr ausströmte, sich harmlos an ihn, wenn die Gelegenheit dies darbot, und noch saß sie, in ein Buch mit ihm blickend, Seite und Schulter kindlich anschmiegend, bei ihm und wußte nicht, daß der Mann neben ihr mit starkem Willen den Wunsch niederhielt, sie an sich zu reißen und ihren Mund mit heißen Küssen zu

bedecken. Eines Abends waren beide in einer Vorstellung von Romeo und Julia gewesen. War es die heiße Glut, die aus diesem Bühnenspiel vulkanisch sich ergießt, die solche Wirkung ausübte, oder war es, daß der Moment gekommen war, da ein Feuer das andere entzündet, die Blicke beider begegneten sich während der Vorstellung einmal, wie durch eine innere Gewalt; noch nie hatten diese Menschen sich also angesehen. Nur einige Augenblicke hafteten die Augen fest ineinander, und doch genügte dieses kurze Anschauen dem Mädchen, das plötzlich aufgejagte Blut glühend in die Wangen zu treiben und den jungen Körper mit süßem, ungekanntem Schauer zu durchrieseln. Sie sprachen fast nicht mehr an diesem Abend miteinander und schienen gänzlich allein ihre Teilnahme dem Schauspiel zu widmen, und als sie nach Hause fuhren, war trotz des engen Wagens ein neutraler Luftraum zwischen ihnen, der von keiner Seite überschritten ward.

Als Hedwig am anderen Morgen ins Zimmer trat, stand Haidau am Fenster und sah sinnend in den Garten hinaus. Er wendete sich, allein kein leichter, elastischer Schritt eilte ihm flüchtig entgegen wie sonst; zögernd blieb Hedwig in der Mitte des Zimmers mit niedergeschlagenen Augen stehen. Haidau ging ihr entgegen, sie erhob die Augenlider und blickte mit sanftem Erröten verwirrt neben ihm ins Leere. Es war, als stände unsichtbar ein Engel mit feurigem Schwerte zwischen ihnen. Sie gaben sich scheu die Hände und gingen schnell auseinander, jedes aus einem anderen Fenster in den Garten blickend, wo nichts zu sehen war.

Es waren mancherlei Erwägungen, die Haidau veranlaßten, diese Gefühle, die bei ihm langsam und unwiderstehlich erwachsen waren, vor dem jungen Mädchen zu unterdrücken und geheim zu halten. Außer daß er fast doppelt so alt war als sie, so widerstrebte es auch seinem ehrlichen Sinn, von dem Vorteil Nutzen zu ziehen, daß Hedwig außer ihm und Bergwald fast keine jungen Männer kennen gelernt hatte. Er war vierunddreißig Jahre alt geworden, ohne daß ihm die Liebe, einige flüchtige Jugendneigungen abgerechnet, näher getreten war — die Leidenschaft hatte deshalb um so tiefer und nachhaltiger sein Gemüt erfaßt, und es handelte sich bei ihm um das Glück des Lebens. Er befand sich in der Lage eines Mannes, der ohne Nachdenken sich in dem Besitze eines kostbaren Schatzes befunden und sich seiner harmlos erfreut hat. Plötzlich aber wird dieser beglückende Besitz angefochten und es gilt, ihn von neuem zu erwerben oder gänzlich zu verarmen.

Bergwald sah und empfand die Lage des Freundes und verschloß in der tiefsten Brust die eigene Neigung. Er bemerkte die plötzliche Veränderung des Verkehrs zwischen den beiden geliebten Menschen; er sah mit dem scharfen Auge der Liebe, wie die Neigung zu Haidau in Hedwigs Herzen heranwuchs, wie sie im Gespräch stockte, wenn sein Schritt draußen vernehmlich ward, wie sie heimlich an seinen Zügen hing und doch vermied, ihm in die Augen zu sehen, wie sie alles vernahm, was er sprach, wie durch ein Wunder von Scharfhörigkeit, selbst wenn es aus der fernsten

Ecke war, und wie plötzliches Erröten und holde Verwirrung bei den kleinsten Anlässen über sie kam.

⁂

Um diese Zeit trat eines Abends spät Bergwald aus dem Garten des Freundes, um in seine Wohnung zurückzukehren. Vorher schon war ihm, als er zufällig eine Weile aus dem Fenster geblickt hatte, bei dem matten Schein der Straßenlaterne eine männliche, in einen Mantel gehüllte Gestalt aufgefallen, die trotz des novemberlichen Schlackerwetters, ohne zu weichen, sich auf der Straße hin und her bewegte und durch die Lücken des mit spärlichem Herbstlaub bedeckten Buschwerkes seltsame beobachtende Blicke auf das Haus warf. Er erinnerte sich, denselben Mann bereits heute am Tage, als er zu Haidau ging, bemerkt zu haben. Hedwig hatte am Fenster gestanden und der Mann im langsamen Vorübergehen sie mit seinen finsteren schwarzen Augen, die unter halb ergrauten Brauen wie zwei lauernde Höhlentiere lagen, unverwandt angesehen, so daß Hedwig, als sie es plötzlich bemerkte, fast erschreckt zurücktrat. —

Dieser selbe Mann trat aus dem Schatten plötzlich auf Bergwald zu und sprach mit einer Stimme, die einen harten, etwas fremdländischen Klang hatte: „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie anrede — sind Sie ein Freund des Doktors Haidau?“ Bergwald bejahte verwundert diese Frage. Der Fremde blickte

ihn scheu an und sagte: „Ich habe mit diesem Herrn in einer besonderen Angelegenheit zu verhandeln und würde sehr dankbar sein, wenn ich eine Vermittelung fände. Es betrifft das junge Mädchen, das bei ihm wohnt.

Ein plötzlicher jäher Verdacht durchzuckte Bergwald und schnürte ihm das Herz zusammen, allein er bezwang sich schnell und sagte ruhig: „Womit kann ich dienen?"

Die beiden Männer schritten nebeneinander eine kleine Weile schweigend her; der Fremde zögerte offenbar, den Anfang mit seiner Mitteilung zu machen. Endlich sagte er: „Ist Ihnen hier nicht ein Lokal bekannt, woselbst wir uns ungestört besprechen können?"

Der Maler antwortete: „Meine Wohnung befindet sich ganz in der Nähe, es wäre vielleicht der geeignetste Ort." Der Fremde warf einen schnellen, mißtrauischen Seitenblick auf seinen Begleiter, jedoch schien sein Vertrauen sogleich wieder zurückgekehrt, und er folgte ihm schweigend.

Bergwald ließ den Fremden in das Atelier, das zugleich als Wohnzimmer diente, eintreten, indem er einen Moment zurückblieb und seinem Diener eine Anweisung erteilte, die diesen mit schreckhafter Verwunderung zu erfüllen schien. Dann trat er ebenfalls ein, rollte zwei bequeme alte Lehnsessel und einen kleinen Tisch an den Kamin, der von einer dunklen Kohlenglut erfüllt war, warf einen Block frischen Buchenholzes auf und fragte, nachdem der Fremde sich gesetzt hatte: „Was wünschen Sie zu trinken? Rotwein, Rheinwein, Erlanger Bier?"

„Wenn ich ohne Umstände ein Glas Warmes haben könnte!“ sagte dieser.

Der Maler ergriff einen bereitstehenden Theekessel und setzte ihn auf die Kohlen. Dann ging er an einen Wandschrank, holte eine Flasche Rum und die nötigen Gläser herbei.

„Junggeselle?“ fragte der Fremde.

Bergwald nickte.

„Sind gut eingerichtet!“ sagte der andere und begleitete diesen Ausspruch mit einer Art von dumpfem innerlichen Geräusch, das wahrscheinlich ein beifälliges Lachen vorstellen sollte.

Danach saßen beide eine Weile zurückgelehnt, starrten in die Flamme des Kamins und schwiegen. Das neu aufgelegte, etwas feuchte Holz wehrte sich gegen die züngelnde Flamme, zuweilen knackte und schoß es in ihm und manchmal stieß es zischend einen feinen, weißen Dampfstrahl aus.

„Es betrifft also das Mädchen,“ sagte der Fremde endlich. „Ich komme aus Kalifornien. Ich kenne ihren Vater. Er hat mir einen Auftrag an sie gegeben.“

„Lebt der Vater noch?“ fragte Bergwald rasch.

Der Fremde warf ihm einen schnellen lauernden Blick zu: „Das wollt' ich meinen!“ sagte er dann, „reicher Mann geworden, schätze ihn auf vier Millionen Dollars.“

„Welcher Art ist Ihr Auftrag?“ fragte der Maler scheinbar gleichgültig, indem er anfing den heißen Grog zu mischen.

„Also mein Freund Winter sagte zu mir,“ sprach

der Fremde, „‚Braun,‘ sagte er, ‚du willst nach Deutschland reisen?‘ ‚Jawohl,‘ sagte ich, ‚will mir das alte Nest mal wieder ansehen, wo ich geboren bin.‘

„‚Verdammt,‘ sagte er, ‚ich hätte auch wohl Lust dazu, aber ich habe da so gute Freunde bei der Justiz, und ich fürchte, sie lassen mich nicht wieder fort, wenn ich einmal da bin.‘ ‚Verstehe schon,‘ sagte ich, ‚geht hier manchem so. Sie sind darin kleinlich in Deutschland.‘ Na, Winter kriegt mich nun am Knopf zu fassen und sagt: ‚Du könntest mir 'n großen Gefallen thun, Braun, und brauchst das Geld dabei nicht zu sparen. Ich habe eine Frau und ein hübsches kleines Mädchen dort zurückgelassen. Nach den Erkundigungen, die ich habe anstellen lassen, ist die Frau bereits gestorben, aber das Mädchen lebt noch, es ist mit einem gewissen Doktor Haidau, der ihr Vormund ist, nach Berlin gezogen. Weißt du, alter Junge,‘ sagte er dann weiter zu mir, ‚ich bin jetzt reich und werde alle Tage reicher, aber älter werd' ich auch und habe niemand um mich, der mir angehört. Siehst du, wenn du nun deine Geschäfte in Deutschland besorgt hast, da kannst du mal bei dem Doktor Haidau vorgehen und ihm in meinem Namen schön danken, daß er sich so viele Mühe gegeben hat, und ihn mal fragen, mit wieviel tausend Dollar ihm dafür gedient ist, und dann bringst du meine Tochter mit hierher nach San Francisco.‘“

Der Fremde lehnte sich in seinen Stuhl zurück und that einen tiefen Zug aus dem dampfenden Glase. Dann nahm er, offenbar an stärkere Rationen gewöhnt, die Rumflasche und füllte es wieder.

Bergwald trank ebenfalls und sagte dann mit scheinbarem Gleichmut: „Wenn nun aber Herr Doktor Haidau sie nicht hergeben will?“

„Er wird müssen!“ sagte der Fremde; „der Vater hat doch ein Recht auf die Tochter!“

„Wenn nun aber der Vater seine Rechte verscherzt hat?“ sagte Bergwald in eindringlichem Tone.

„Wieso?“ fragte der Fremde verwundert.

„Hat er sie nicht verlassen in zartem Alter und ihr nichts mit auf den Weg gegeben, als die Schande eines gebrandmarkten Namens? Ein fremder Mann hat sich ihrer angenommen, als ihre Mutter starb, und sie erzogen mit Hingebung und Liebe, daß sie schön und rein geworden ist an Geist und Körper. Was hat ihr Vater für sie gethan? Er hat sie in die Welt gesetzt und sie verlassen. Und nun, da er alt wird und fühlt, daß er einsam ist, da möchte er gern mit Geld erkaufen, was für alle Schätze zu kostbar ist. Fühlen Sie denn nicht, Herr W i n t e r, daß Ihre Rechte verscherzt sind, und daß Sie keinen Anspruch mehr haben?“

Der Fremde fuhr zusammen und wurde totenblaß: „Sie versprechen sich . . . Braun . . . Braun . . .“ sagte er heiser.

„Glauben Sie, mir gegenüber diese Komödie durchführen zu können?“ sagte Bergwald, „ich wußte gleich von Anfang an, wer Sie waren.“

Der Mann griff wie unwillkürlich nach seiner Busentasche, allein er zog schnell die Hand wieder zurück und langte nach dem Glase, das noch gefüllt auf dem

Tische stand, führte es mit zitternder Hand zum Munde und stürzte den brennenden Inhalt hinab. Dann tastete er unsicher mit den Händen auf der Lehne des Stuhles und sagte, scheu zur Seite blickend: „Sie sind ein so nobler Herr, Sie werden mich nicht verraten!"

Dieser antwortete nicht, sondern füllte das geleerte Glas des anderen und dann entstand wiederum eine Pause, nur unterbrochen durch das leise Flackern der tanzenden Flammen im Kamin und ein plötzliches Geräusch, wie das Rücken eines Stuhles draußen vor der Thür. Winter fuhr auf: „Was war das?" rief er.

„Nur mein Diener!" sagte Bergwald gleichmütig.

Winter begann nach einer Weile wieder zu sprechen.

„Ich will erzählen, wie es mir ergangen ist. Das Geld, das ich mitbrachte nach Amerika, war bald verzehrt, und dann wäre ich fast verhungert, wenn ich nicht mit Straßenfegen meinen Unterhalt verdient hätte. Später habe ich mit allerlei anderen Beschäftigungen mein Heil versucht, bin aber auf keinen grünen Zweig gekommen. Schließlich kam das Goldfieber wieder einmal über die Leute, und ich schloß mich einem Zug an, der in Kalifornien sein Heil versuchen wollte. Da habe ich denn mit Goldgraben ein paar Jahre vertrödelt. Es ist harte Arbeit, Herr, und es kommt selten ein Goldgräber zu etwas. Meistens hatte ich nur mein Auskommen, und wenn es mal einen größeren Fund gab, da waren die Spielhäuser und Trinksalons, die ihn bald wieder verschluckt hatten. Und die Gesellschaft ist auch nicht nach jedermanns

Geschmack. Wenn es da mal zu 'ner kleinen Meinungsverschiedenheit kommt, da behält meistens nur der recht, der seinen Revolver am schnellsten aus dem Gürtel, ein scharfes Auge und eine feste Hand hat. Nachher ging es mit den Silberbergwerken in Nevada los, und wie gierige Fliegen strömten die Menschen von allen Seiten dort zusammen. Nun war ich aber auch mit der Zeit klug geworden und hatte gefunden, daß es nur die Dummen sind, die bei ihrem mühseligen Schweiße hacken und graben und pochen, und daß es für die Pfiffigen leichtere Arten gibt, schnell Geld zu machen. Ich fing an mit meinen paar hundert Dollar zu spekulieren und Kure zu kaufen und zu verkaufen; ich lernte alle Pfiffe und Kniffe kennen, die dort dem gewiegten Geschäftsmann bekannt sein müssen, und baute mein Glück auf die Dummen, die sich auch wie überall als ein solides Fundament erwiesen. Schließlich, als das erste Fieber nachließ und der Schwindel anfing ein Ende zu nehmen, ging ich mit dem erworbenen Vermögen nach San Francisco. Man darf nicht penibel sein in Kalifornien, die anderen sind es auch nicht — ich hatte nun genug gelernt, um zu wissen, wie es gemacht wird, um sein Vermögen in kurzer Zeit zu vermehren.

„Zu Anfang meines Aufenthaltes in dieser Stadt ging ich eines Abends nach Schluß des Geschäftes durch einen Teil der Vorstadt, wo die Häuser in freundlichen Gärten liegen. Da sah ich hübsch angezogene Kinder in den Steigen spielen und sah, wie ein Börsenmakler, den ich kannte, von seinem Kontor nach Hause

kam und seine Tochter, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen, ihm entgegenlief und ihn küßte. Ich weiß nicht, wie es kam — mir wurde ganz weichlich zu Mute und mir fiel ein, daß ich in Deutschland auch eine kleine Tochter hätte, mit so dunklen Augen und solchen braunen Locken, und fing an zu rechnen und rechnete heraus, daß das Kind in demselben Alter sein müsse wie diese da. Später kamen mir diese weichlichen Gedanken öfter und wenn ich junge, hübsche Mädchen sah, da dachte ich immer an meine Tochter, und wenn sie in Seide und Sammet gingen und mit Diamanten um sich blitzten, da dachte ich, das sollte meine Tochter auch haben. Später malte ich mir aus, wie ich ihr eines von den schönen Häusern einrichten wollte, in denen die reichsten Leute der Stadt wohnen, mit Goldgeschirr und Silbergeschirr und seidenen Gardinen und überall Knöpfe, wo man nur zu drücken braucht, wenn die Dienerschaft kommen soll. Und alles mit bunten Vasen und Dingerchen und Kästchen, wie es die Weiber lieben, und Papageien in goldenen Bauern und Löwenäffchen und kleine bunte Vögel. Den schönsten Wagen sollte sie haben mit milchweißen Schimmeln und darin fahren wie die anderen reichen Damen, und vornehm zurückgelehnt über den Fächer hinwegblicken und alle die Stutzer in den Straßen verrückt machen. Wenn sie einen von diesen haben wollte, so wollte ich ihn ihr geben, den schönsten und elegantesten, der zu finden ist. Oder wenn sie höher hinaus wollte, auf einen Baron oder einen Grafen, die dort zu Lande als Seltenheiten von auswärts bezogen werden — nun,

in Deutschland laufen ja genug von der Sorte herum, die froh sind, wenn sie eine schöne Frau und ein paar Millionen Dollar dazu kriegen — da hätte ich ihr einen von den ganz echten, mit zweiunddreißig Ahnen kommen lassen. Aber es war noch nicht genug Geld da, und ich schaffte und raffte weiter, bis es genug war. Da habe ich mir denn einen Paß auf den Namen Braun verschafft und bin hergekommen, um meine Tochter zu holen."

Während Winter sprach, hatte Bergwald den Entschluß gefaßt, es nun und nimmer zu dulden, daß der Mann seinen Plan zur Ausführung bringe. Nach seiner Anschauung hatte er das Recht auf seine Tochter vollständig verscherzt und konnte es auch durch diese leichte Art von Reue, die noch zum großen Teile eigentlich nur Egoismus war, nicht wiedergewinnen. Der Gedanke, dies holde, reine und unschuldige Wesen an einen Menschen von so niedriger Gesinnung auszuliefern, schnürte ihm das Herz zusammen. Solle alle diese seltene Schönheit und Tugend verloren sein, um einen Menschen, der allezeit gemein gehandelt hatte, ein Amusement auf seine alten Tage zu bereiten? Er beschloß, demgemäß zu handeln.

„Ich will nicht lange Worte verlieren," sagte er, „aus dieser Sache kann nichts werden. Ich verlange von Ihnen, daß Sie morgen Berlin verlassen und unverweilt in Ihre jetzige Heimat zurückkehren."

Winter sah ihn sprachlos an, sein graugelbes Gesicht war noch fahler geworden und die ohnehin schon schmalen Lippen seines glattrasierten Mundes

schlossen sich fest zusammen, so daß nur noch eine feine Linie zu sehen war. Aber seine scheuen, lauernden Augen zogen sich bald vor dem festen, klaren Blick Bergwalds zurück und starrten ungewiß in die brennende Kohlenglut. Endlich sagte er mit heiserer, gepreßter Stimme: „Sie werden einem Vater nicht die einzige Tochter nehmen wollen, den alleinigen Trost seines Alters."

„Der Vater hat diesen Trost nicht verdient," sagte Bergwald, „und ich werde niemals dulden, daß dieses Mädchen von den reinen, edlen Höhen des Lebens hinabsteigen soll zu den niedrigen Regionen, in deren Sümpfen und Miasmen ihr Vater allein zu atmen gewohnt ist."

„Ich werde meine Tochter schon zu finden wissen, auch ohne Ihre Beihilfe," sagte Winter trotzig.

„Sie werden keinen Schritt thun, ohne meinen Willen," rief Bergwald, „denn Sie sind in meiner Hand. Sobald Sie auch nur den Versuch einer Annäherung wagen, mache ich dem Gericht die Anzeige von Ihrer Anwesenheit!"

Die Hand des anderen war leise wie eine Schlange unter seinen Rock geglitten und tastete dort hastig und heimlich nach einem verborgenen Gegenstand, während die finsteren Augen mit tödlichem Haß auf Bergwald gerichtet waren. Dieser blickte den Gegner kalt und ruhig an, und während er mit den Fingern sanft auf den Tisch trommelte, sagte er leichthin: „Inkommodieren Sie sich nicht, Herr Winter; an der Thür sitzt mein Diener. Er hat in jeder Hand einen sechs-

läufigen, scharfgeladenen Revolver von Löwe und Compagnie. Er hat Auftrag, bei dem geringsten verdächtigen Geräusch sofort in der Thür zu erscheinen. Er hat bei den Scharfschützen gedient, Herr Winter!“

Der also Angeredete hatte sogleich seiner Hand eine andere Wendung gegeben und brachte nun mit einem Grinsen, das wahrscheinlich ein freundliches Lächeln bedeuten sollte, eine große, etwas fettige Brieftasche hervor und fing an, eine Tausenddollarnote nach der anderen auf den Tisch zu zählen, wobei er jedesmal einen lauernden Blick auf Bergwald warf, der ihm mit kalter Verwunderung zusah. Sodann strich er sie plötzlich alle wieder ein, nahm ein Checkformular hervor und sagte in widerlichem, schmeichlerischem Ton: „Was mache ich denn da? Einem so noblen Herrn darf man nicht mit Kleinigkeiten kommen. Ich werde eine Anweisung geben auf meinen Bankier. Was soll ich schreiben? Zwanzigtausend?“ Da Bergwald noch immer kalt und verwundert blickte, fing er an sich zu steigern: „Dreißigtausend? Vierzigtausend?“ Nun ward er unruhig und sagte endlich: „Fünfzigtausend! Eine schöne Summe und hierzulande ein Vermögen. Sie haben nichts zu thun, als sie einzustreichen. Fünfzigtausend Dollar, mein Herr! Es sind rund zweihunderttausend Mark!“

Bergwald nahm das Papier und warf es in den Kamin.

„Es ist genug geredet,“ sagte er und erhob sich.

„Sie kennen meine Meinung von der Sache. Spätestens übermorgen müssen Sie Berlin verlassen und ohne Aufenthalt nach Amerika zurückkehren, sofern Ihnen Ihre Freiheit lieb ist.“

Da Winter sah, daß sein bestes Mittel hier nichts verschlug, was ihn mit großer Verwunderung und mit einer Art von Schrecken erfüllte, so geriet er in jenen starren und gelähmten Zustand, der solche Menschen befällt, wenn sie ihr letztes und sicherstes Hilfsmittel machtlos versagen sehen, wie eine Erbse von einem Panzerschiff abprallt. Er wußte sich nicht mehr zu helfen und fand sich kraftlos einem Widerstande gegenüber, dessen Motive er nicht verstehen konnte und dessen Stärke ihm rätselhaft war. Er starrte hilflos eine Weile vor sich hin, griff dann mit zitternder Hand nach dem Glase und trank es leer. Er sandte noch einen scheuen Blick auf die ruhigen, unerbittlichen Augen seines Widersachers und erhob sich schwerfällig. Ein Schauer lief durch seinen Körper, er griff nach seinem nassen Mantel, der auf einem Stuhle lag, und zog ihn unbehilflich an. Dann schritt er langsam, ohne ein Wort zu sagen, auf die Thür zu. Bergwald eilte ihm voran, schickte den Diener beiseite und öffnete dem Manne selber die Hausthür. Ohne einen Gruß und ohne ein Wort zu sagen, trat dieser in den strömenden Regen und in die finstere Nacht hinaus.

⁂

Bergwald ging am anderen Morgen in das Hotel und erkundigte sich nach dem Herrn Braun. Es hieß, er sei plötzlich erkrankt und der Arzt sei bei ihm. Wahrscheinlich infolge des naßkalten Novemberwetters, in dem er gestern noch lange umhergewandert sein mußte, denn er war erst gegen zwei Uhr vollständig durchnäßt nach Hause gekommen, und befördert durch die heftige Gemütsbewegung, war eine Krankheit bei ihm ausgebrochen. Der Hotelkellner, der zur gewohnten Zeit ihm den Kaffee bringen wollte, fand ihn bei unverschlossener Thür stöhnend und besinnungslos in feuchten Kleidern auf dem Bette liegen. Der Arzt erklärte gegen Bergwald die Krankheit für nicht ungefährlich, hoffte aber eine baldige Besserung bei Anwendung richtiger Mittel und guter Pflege versprechen zu können. Bergwald, der mit dem Wirte bekannt war, besprach das Notwendige mit diesem, sorgte alsbald für eine tüchtige Krankenwärterin und beschloß, selber täglich zweimal nach dem Alten zu sehen. Die Krankheit nahm aber gegen die Vermutung des Arztes einen schlimmen Verlauf; es traten heftige Fieber auf, so daß Bergwald genötigt war, einen kräftigen Wärter zu mieten, um den wild Phantasierenden in seinem Bette zu halten. Zuweilen hatte er dann lichte Augenblicke, wo er still vor sich hinbrütete oder, wenn Bergwald zugegen war, diesen mit dem scheuen Blicke des wilden Tieres verfolgte, das seinen Bändiger zugleich haßt und fürchtet. Schließlich stellte der Arzt eine Krisis in Aussicht, von deren Verlauf

der Ausgang der Krankheit abhängig sein würde; den Eintritt derselben vermochte er jedoch nicht genau zu bestimmen.

Um diese Zeit erhielt Haidau durch einen Hotellaufburschen einen Zettel, auf den mit zitternder Hand folgende Worte mit Bleistift geschrieben waren: „Herr Doktor Haidau wird gebeten, mit seinem Mündel Hedwig Winter sobald als möglich zu kommen. Es handelt sich um Tod und Leben.“ Darunter stand der Name und die Zimmernummer des Hotels.

Haidau, den diese Botschaft mit einem peinlichen Schreck erfüllte, machte sich mit Hedwig, der er jedoch von dem Inhalt des Zettels nichts mitteilte, sofort auf den Weg.

Man führte sie in das Zimmer, wo der Fremde lag; Bergwald war nicht zugegen. Winter hatte sich, durch Kissen unterstützt, im Bett aufrecht setzen lassen, er sah schwach und hinfällig aus, und in seinen Augen war es wie ein Glanz, der im Begriff ist zu erlöschen. Als Hedwig eintrat, leuchteten wie durch ein Wunder diese Augen noch einmal auf und ein milder Schein verklärte die unschönen zerstörten Züge: „Meine Tochter!“ sagte er mit schwacher Stimme, indem er versuchte, die kraftlosen Arme auszustrecken. Sie sah mit den großen dunklen Augen den Kranken mit ängstlicher Verwunderung an und dann fragend zu Haidau empor.

„Es ist dein Vater,“ sagte dieser fast tonlos.

Das junge Mädchen überkam eine seltsame

Verwirrung. Sie hatte ihren Vater kaum gekannt und hatte sich gewöhnt, an ihn als einen Toten zu denken. Nun sah sie vor sich einen bleichen, leidensvollen Mann, der sie mit dem Tochternamen anredete, als sei er aus dem Reich des Todes noch einmal zurückgekehrt, nur um ihr die Hand zum Abschied zu reichen.

Sie schritt auf das Bett zu, kniete nieder, ergriff die abgezehrte Hand des Sterbenden und schaute in die unbekannten Augen des Mannes, der ihr auf Erden am nächsten stehen sollte. „Vater," sagte sie mit leiser Stimme. Der Kranke hob das zurückgesunkene Haupt empor wie erfrischt von dem Klange dieses Wortes.

„Ich gehe nun fort," sagte er, „weiter weg, als der andere meinte ... weiter weg, woher ich nicht wiederkommen kann. Ich mach' es gründlich ab."

Sie beugte sich nieder und ihre Thränen fielen auf seine Hand.

„Ich wollte dich mit mir nehmen, aber der andere hat's nicht gewollt. Er ist fort. Er soll jetzt nicht kommen. Ich fürchte mich vor ihm."

Hedwig verstand natürlich diese Reden nicht.

„Du sollst wieder gesund werden, Vater," sagte sie, „ich will dich pflegen!"

Er schüttelte leise den Kopf: „Ich habe genug," sagte er und sank machtlos wieder zurück. Dann kam es wie ein Traum über ihn, in seine Augen trat ein seltsamer Glanz, indes sie in die Leere hinausblickten. Er fing an, abgerissen vor sich hinzureden: „Das

schöne Haus — kein schöneres in der ganzen Straße ... der Thürklopfer blitzt wie Gold ... Wir wollen anpochen ... Bum, bum, bum ... Aha, es wird geöffnet ... Sehr schön: Goldgeschirr und Silbergeschirr und seidene Gardinen ... Wie das blitzt ... Es duftet so süß ... Ah, meine Tochter ... Schneeweiße Seide mit echten Perlen ... Es ist nur das Hauskleid ... wir haben noch schönere ... zehn Schränke voll ... Was stampft und schnaubt da draußen? ... Es sind die Schimmel ... Milchweiß und ohne Fehler ... Nun fahren wir ... Wie sie gaffen ... Ja, es ist meine Tochter ... Willst du einen davon haben? ... Den blonden mit den Augengläsern und dem langen Schnurrbart ... Ja, heiraten mußt du ... ja gewiß ... es müssen Enkel kommen! ... Du kleiner Schwarzkopf, wie heißt du? ... Gustav? ... wie dein Großvater ... Komm, du sollst reiten! ... Du willst fort? ... O bleib!"

Er starrte in die Luft hinaus, als sähe er jemand in der Ferne entschwinden. Dann wendete er sein Gesicht und sah Hedwig an seinem Bette knieen und Haidau neben ihr auf einem Stuhle sitzen. Eine seltsame Erleuchtung ging über sein Antlitz; er raffte sich mit letzter Kraft auf, ergriff die Hände der beiden und legte sie ineinander. Dann nickte er ein paarmal heftig und sank mit einem pfeifenden Laut in die Kissen zurück.

Es war totenstill im Zimmer; man vernahm nur das Ticken der Taschenuhr, die auf dem Tische stand, und das leise Schluchzen Hedwigs, die ihr Gesicht in

die Kissen gedrückt hatte. Endlich trat die Krankenwärterin hinzu und drückte dem still Dahingestreckten geschäftsmäßig die Augen zu. „Es ist vorbei!“ sagte sie.

*

Haidau wurde nachträglich durch Bergwald über den Zusammenhang dieser Vorgänge aufgeklärt und vermochte seine Handlungsweise zu verstehen, während Hedwig, als sie alles erfuhr, vor einem dunklen Rätsel zu stehen glaubte und einen inneren Schauder vor Bergwald empfand, den sie nicht zu überwinden vermochte. Dieser ordnete nach diesem Ausgang der Sache seine Angelegenheiten und verschwand aus Berlin, um sich bald darauf einer naturwissenschaftlichen Forschungsreise anzuschließen.

Haidau verheiratete sich nach einiger Zeit mit Hedwig Winter; an das kleine Haus in der Vorstadt sind jetzt neue Räume angebaut, und in den Steigen des hübschen Gartens erschallt an schönen Tagen zuweilen das Gekrähe eines kleinen Weltbürgers, der auf dem Arm der Amme zappelt und auf den Namen Gustav hört.

Gar vieles mildert die Zeit. Es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß auch in Hedwigs Herzen die Empfindungen sich mildern, die es einst gegen Bergwald erfüllten, und daß noch einmal eine Zeit kommt, wo dieser den kleinen Gustav auf den Knieen schaukelt und alles vergessen und vergeben ist.

Rotkehlchen.

Herr Dusedann war zweiunddreißig Jahre alt und im besten Begriff, ein Junggeselle zu werden. Er besaß ein großes Vermögen, und obgleich er aus diesem Grunde keinen bestimmten Beruf erwählt hatte, so waren seine Tage dennoch dermaßen mit Thätigkeit und Arbeit angefüllt, daß er zu Heiratsgedanken gar keine Zeit fand. Daran war aber seine große Sammelleidenschaft schuld und ein ihm innewohnender Drang, alles ins Gründliche zu treiben. Verwandte besaß er keine mehr, außer seiner etwas altmodischen Tante Salome, die stets eine schneeweiße Haube und hellblonde Seitenlöckchen trug und von einer ewigen Unruhe erfüllt war. Trotz ihres Alters war sie sehr flink auf den Beinen und klimperte den ganzen Tag mit ihrem Schlüsselbund treppauf treppab vom Boden in den Keller, von der Küche in die Kammer. Dann saß sie plötzlich wieder in ihrem sauberen Zimmer und nähte, aber ehe man es sich versah, hatte sie Hut und Mantel angethan und war fort in die Stadt, hetzte die Verkäufer in den Läden, daß sie nur so flogen, und war mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit aus

den entferntesten Gegenden wieder zurück. Sie konnte laufen wie die Jüngste, und betrieb dies auch in solchen Momenten, wo im Drange der Geschäfte ihr solches notwendig erschien. Es war dann seltsam zu sehen, wie die alte Dame den Korridor entlang huschte, daß die Löckchen flogen, oder wenn sie mit flinken Füßen die Treppe hinabschnurrte.

Sie achtete alle Neigungen und Liebhabereien ihres Neffen wie Heiligtümer, sie kannte alle seine Lieblingsgerichte und kochte sie in anmutiger Abwechslung, sie schob unter alle seine Gewohnheiten und Wünsche sanfte Kissen der Zuvorkommenheit, kurz, Herr Dusedann hätte sich in dieser Hinsicht wie im Himmel fühlen müssen, wenn er nicht von Jugend auf daran gewöhnt gewesen wäre, und deshalb solchen Zustand für selbstverständlich hielt. Da nun alle Unzuträglichkeiten des Junggesellenstandes für ihn wegfielen, seine mannigfaltigen Liebhabereien ihn mehr als genügend beschäftigten und außerdem eine angeborene Schüchternheit ihn den Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte meiden ließ, so ist es nicht zu verwundern, daß Herr Dusedann sich ganz wohl fühlte und nicht im mindesten darauf verfiel, eine Veränderung dieses Zustandes anzustreben.

Seine Lust, alle möglichen Dinge zu betreiben und zu sammeln, hatte sich erst herausgebildet, als er von der Universität zurückgekehrt war und nun gar nicht wußte, was er mit der vielen Zeit in seinem großen Hause anfangen sollte. Zuerst verfiel er auf allerlei schrullenhafte Dinge. So legte er unter anderem

eine Sammlung von Porzellanhunden an und brachte es in kurzem auf hundertdreiundneunzig Stück verschiedener Exemplare. Sie wurden auf einer pyramidenförmigen Etagere systematisch geordnet und boten einen Anblick dar, der ebenso komisch als seltsam war. Hierdurch ward er auf die Thatsache hingeführt, daß es in Porzellan noch manche andere Dinge gibt, die nicht zu verachten sind, daß Majolikageräte besonders geeignet erscheinen, die Begier eines Sammlers zu entzünden, und alte venetianische Glaswaren eine geradezu dämonische Anziehung auszuüben im stande sind. So füllte sich allmählich sein Haus mit einer Unzahl von sonderbaren Gerätschaften, Tellern, Krügen, Tassen und Gläsern, aus denen niemand jemals aß oder trank, und deren einziger Reiz oft nur darin bestand, daß ein anderer sie nicht hatte.

Jedoch diese Dinge mußten untergebracht werden und die Schränke, in denen dieses geschah, die Möbel, auf denen sie standen, mußten sich im Einklang mit diesen Zeugen einer untergegangenen Kultur befinden. So befiel ihn zu alledem ein Fanatismus für alte Möbel, gebauchte Kommoden, braun und gelb eingelegt und mit Messingbeschlägen verziert, riesige altersbraune Wandschränke mit ungeheuren Ausladungen und Gesimsen und einer Geräumigkeit, daß man darin spazieren gehen konnte, seltsame Schreibsekretäre mit bunten eingelegten Blumen verziert und ausgestattet mit einem komplizierten System von Schiebladen, Schränken und Geheimfächern und allerlei spaßhaften Ueberraschungen.

Zu alledem gesellten sich allmählich große Mappen mit Kupferstichen angefüllt, seltene Bücher, Münzen, Holzschnitzereien, Bernstein- und Perlmutterarbeiten, Kuriositäten aller Art, seltene Erzstufen und Krystalldrusen, japanische und chinesische Lack-, Email- und Bronzewaren, so daß sein Haus und sein Zimmer schließlich mit all diesen Dingen so gespickt und besetzt war, wie ein alter Ostindienfahrer mit Seemuscheln.

Demnach geschah aber etwas, das seiner Lust am Sammeln und Hegen eine neue Wendung gab. Er besuchte zufällig eine Ausstellung von lebenden Vögeln, nahm einige Lose und hatte das Schicksal, ein paar Sonnenvögel zu gewinnen. Diese anmutigen und reizvollen Tiere, die Schönheit des Aussehens, drolliges Benehmen und herrlichen Gesang miteinander vereinen, machten einen tiefen Eindruck auf ihn und erweckten Appetit nach mehr. Er suchte sofort die Bekanntschaft eines stadtbekannten Vogelliebhabers und stürzte sich mit Feuereifer auf die Erlernung dieser ihm ganz neuen Dinge. Im Umsehen hatte er auf sämtliche Fachzeitschriften abonniert und eine Anzahl von Werken über Vogelkunde erworben. Es gelang ihm sogar, für eine Menge Geld sich in den Besitz von Johann Andreas Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands zu setzen, jenes seltenen und großartigen Werkes, das in der Litteratur aller Völker seinesgleichen sucht. Es war ihm, als sei er nun erst hinter das Wahre und Richtige gekommen, und diese ganz neue Leidenschaft hatten die zwei kleinen chinesischen Piepvögel angerichtet.

Nach Anweisung jenes Vogelkundigen richtete er ein schönes sonniges Zimmer seines Hauses zur Vogelstube ein, die mit Springbrunnen und Teich und rieselndem Gewässer ausgestattet, an den Wänden mit Borke und alten Baumstämmen bekleidet und mit Nistkästen und Futtergeschirren der neuesten und besten Konstruktion versehen war. Unter großen Kosten ward dieser Raum stets mit neuen lebenden Gesträuchen und Tannenbäumen versehen. Zugleich ließ er einen Schrank bauen von weichem Holz, mit unzähligen Schiebladen versehen und außen gar anmutig mit gemalten Vögeln und deren Futterpflanzen verziert. Die Schiebladen wurden mit entsprechenden sauberen Inschriften versehen und gefüllt mit Kanariensamen, Hanf, Hirse, Sonnenblumenkernen, Haselnüssen, Mohnsamen und was sonst zum Vogelfutter dient, als da sind getrocknete Holunder- und Ebereschebeeren, kondensiertes Eigelb, Eierbrot und solcherlei mehr. An den Seiten des Schrankes aber hingen in sauberen Säcken Ameisenpuppen und getrocknete Eintagsfliegen, während oben drauf sechs große mit Flor verbundene Häfen prangten, in die er zwei Pfund Mehlwürmer zur Zucht eingesetzt hatte.

Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen waren und er die Vogelstube mit einer reichen Anzahl von in- und ausländischen Tierchen besetzt hatte, war ihm ein Feld zu reichlicher und dauernder Thätigkeit eröffnet. Wie nun bei allen solchen Liebhabereien eins das andere mit sich bringt, so ging es auch hier, und Herr Dusedann suchte bald seinen Ehrgeiz darin, die

schwierigsten und seltensten Vögel in Gefangenschaft zu halten. Bald hatte er außer seiner Vogelstube ein ungeheures Flugbauer in einem anderen Zimmer aufgestellt. Darin befanden sich alle vier einheimischen Laubvogelarten, Goldhähnchen, Schwanzmeisen, Bartmeisen, Baumläufer, Zaunkönige, kleine Fliegenschnäpper und andere zärtliche Vögel, die viel Aufmerksamkeit und Wartung erfordern. In demselben Zimmer flogen zwei Eisvögel umher, die in einem großen Wasserbassin alltäglich eine große Menge von lebenden kleinen Fischen erhielten. Hier konnte er manche Stunde sitzen und diesen schnurrigen, schön gefärbten und metallisch glänzenden Vögeln zusehen, wie sie von ihrem Beobachtungsaste aus plötzlich kopfüber ins Wasser plumpsten und jedesmal mit einem Fischlein im Schnabel auf ihren Sitz zurückkehrten. Wie sie dann den Fang hin und her warfen, bis er mundgerecht lag und ihn unter mächtigem Schlucken hinabwürgten. Wie sie dann eine Weile geduckt und mit ein wenig gesträubten Federn dasaßen, als sei diese ganze Angelegenheit eine verdrießliche und nachdenkliche Sache und mehr Geschäft als Vergnügen.

Im Laufe der Zeit ward diese Menagerie immer größer und reichhaltiger und ihre Wartung, Beobachtung und Pflege verschlang alle Zeit, die Herrn Dusedann so reichlich zur Verfügung stand.

⁂

Da geschah es, daß sich seine Wünsche auf den Besitz eines sprechenden Graupapageien richteten und er sich das Glück, ein solches Tier sein eigen zu nennen, mit den glänzendsten Farben ausmalte. Natürlich sollte es ein Genie sein, keines von jenen Tieren mit mangelhafter Schulbildung, die mit: „Wie heißt du," „Papa," und „eins, zwei, drei, hurra!" ihren ganzen Sprachschatz erschöpft haben. Nun erfuhr Herr Dusedann durch einen Vogelhändler, daß in der Stadt ein alter pensionierter Beamter lebe, der einen wunderbaren Papagei „klüger als ein Mensch" besitze, und nachdem er sich vieles von den Künsten dieses Wundervogels hatte erzählen lassen, empfand er deutlich, das Leben würde seines schönsten Reizes beraubt sein, wenn er diesen Vogel nicht sein eigen nennen dürfe. Da er von dem Händler hörte, daß der Beamte nicht in den besten Verhältnissen lebe, da er gelähmt sei und von seiner geringen Pension drei Töchter zu erhalten habe, und infolgedessen wohl geneigt sein dürfte, gegen ein gutes Gebot den Vogel zu verkaufen, so steckte Herr Dusedann eines Tages sein Portemonnaie voll Goldstücke und machte sich auf, den Beamten, der Roland hieß, zu besuchen. Dieser wohnte in einem ärmlichen Hause in der Vorstadt, in einer Gegend, wo die Straßen schon anfangen, häuserlos zu werden. Als Herr Dusedann an die Thür klopfte, rief eine etwas schnarrende Stimme: „Herein!" und er trat in ein ärmliches, aber freundliches Zimmer. Gegenüber der Thür auf einem alten, vielbenutzten Sofa lag ein Mann von einigen fünfzig Jahren mit blassen, aber freundlichen

Gesichtszügen und vor ihm auf dem Tische stand ein großes Drahtbauer mit dem erwünschten Vogel.

„Guten Morgen,“ sagte der Papagei.

Herr Dusedann erwiderte diese Höflichkeit und stellte sich dann dem Herrn Roland vor.

„Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte der Papagei.

Herr Roland lächelte: „Der Vogel nimmt mir die Worte aus dem Munde,“ sagte er dann. „Womit kann ich dienen?“

Herr Dusedann setzte sich, räusperte sich ein wenig und indem er seine Augen auf den Papagei richtete, der eine dämonische Anziehungskraft auf ihn ausübte, sagte er: „Ich bin ein großer Vogelliebhaber, Herr Roland. Ich habe von Ihrem außerordentlichen Papagei gehört und bin gekommen, Sie um die Erlaubnis zu bitten, die Bekanntschaft dieses Vogels zu machen.“

„Siehst du, wie du bist?“ sagte der Papagei. Dann ging er seitwärts auf seiner Sitzstange entlang, verbeugte sich ein paarmal, sah ungemein pfiffig aus und sagte: „Oooh!“

„Ein doller Vogel!“ rief Herr Dusedann mit dem Ausdruck der innigsten Bewunderung und zugleich quälte ihn der beängstigende Gedanke, ob er auch wohl genug Goldstücke in sein Portemonnaie gesteckt habe.

„O er kann noch viel mehr!“ sagte Herr Roland und betrachtete seinen Liebling mit leuchtenden Augen. Der Papagei, wie um dies zu bestätigen, fing an zu singen: „Kommt ein Vogel geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuß!“ Dann krähte er wie ein Hahn, gackerte

wie eine Henne und bellte so ausgezeichnet, daß der talentvollste Hund noch hätte von ihm lernen können. Mit diesen Leistungen schien er selber zufrieden zu sein, denn er brach scheinbar vor Entzücken in ein ungeheures Gelächter aus.

„Kolossal!" rief Herr Dusedann. Da nun ein Augenblick der Stille eintrat, indem sich der Vogel mit seinem Futternapf beschäftigte, hörte man eine anmutige Mädchenstimme im Nebenzimmer singen, so wie man bei der Arbeit vor sich hinsingt. Obgleich Herrn Dusedanns Aufmerksamkeit durch den Papagei sehr in Anspruch genommen war, bemerkte er dies doch, und durch eine Ideenverbindung fiel ihm seine Vogelstube ein, wenn das Abendrot seitwärts hineinschien, in den dämmerigen Ecken die kleinen Vögel fast alle schon schliefen und nur noch ein Rotkehlchen sein träumerisch liebliches Abendlied sang. Er horchte eine Weile auf die anmutige Stimme. „Ganz wie ein Rotkehlchen," dachte er.

Der Papagei war ebenfalls aufmerksam geworden, er sträubte die Kopffedern und sprach mit sanftem Ausdruck: „Wendula! Wendula Roland!" Dann wanderte er wieder seitwärts, verbeugte sich ein paarmal und sagte wieder: „Oooh!"

„Er meint meine Tochter," sprach der Alte, „er hört sie singen."

Herr Dusedann war durch und durch begeistert für diesen Vogel. Er faßte Mut, tastete heimlich nach der wohlgefüllten Rundung seines Portemonnaies und sagte: „Sie wissen, Herr Roland, ich bin ein Vogel-

liebhaber. Ich habe hundertdreizehn Vögel zu Hause. Es ist mein höchster Wunsch, auch einen so gelehrigen Papagei zu besitzen. Sie verzeihen deshalb meine Anfrage. Es könnte ja sein, daß ... und, wenn es wäre ... auf den Preis sollte es mir nicht ankommen ..." Herr Dusedann sah den Alten erblassen und dies verwirrte seine Rede ... „Der Händler sagte vierhundert Mark," fuhr er fort ... „dies hätte man schon öfters bezahlt ... Aber, wenn Sie nicht wollen ... fünfhundert würde ich geben."

Es erleichterte ihn sichtlich, daß er dies Angebot los war; der Papagei aber sang: „O du lieber Augustin, alles ist weg, weg, weg!" schwang sich in seinen Ring und schaukelte sich, daß das Bauer bebte.

Der Alte sah auf ihn hin. „Das ist ein schönes Stück Geld," sagte er, und seine Stimme klang etwas heiser, „allein der Vogel gehört meiner Tochter, er ist ein Andenken von meinem einzigen Sohne, der in der See ertrunken ist." Dann rief er: „Wendula!"

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich und ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren trat herein. Ihre Gestalt war mittelgroß und von jener schlanken, elastischen Fülle, die zugleich den Eindruck von Zartheit und Kraft hervorbringt. Sie trug ein olivenbraunes Kleid und ein rotes Tüchlein, das den oberen Teil der Brust bedeckte. Sie sah mit großen dunklen Augen etwas verwundert auf den Fremden hin. „Wendula," sagte der Papagei, „Wendula Roland!"

„Wie ein Rotkehlchen," dachte Herr Dusedann unwillkürlich wieder.

Der Alte sprach jetzt: „Dies ist Herr Dusedann. Er wünscht deinen Papagei zu kaufen. Er will sehr viel Geld dafür geben — fünfhundert Mark. Du kannst über dein Eigentum frei verfügen und ich will dich nicht beeinflussen."

Das junge Mädchen sah auf ihren Vater, auf den Papagei und dann auf Herrn Dusedann. Sie besann sich einen Augenblick, öffnete dann die Thür, deren Drücker sie noch in der Hand hielt, sprach mit einer kurzen Handbewegung: „Ich bitte", und ging in ihr Zimmer zurück. Herr Dusedann folgte ihr. Sie schloß die Thür sorgfältig, schaute dann dem jungen Mann mit den großen dunklen Augen gerade ins Gesicht und schüttelte ein wenig den Kopf.

„Es geht nicht," sagte sie dann eindrücklich, „es geht wirklich nicht."

Herr Dusedann wollte etwas sagen; er wußte nur durchaus nicht was.

Dann fuhr sie fort: „Der Vater hängt zu sehr an dem Vogel. Wenn die Schwestern in der Schule sind und ich in der Wirtschaft zu thun habe, da ist er oft lange allein. Er kann ja nur ganz wenig an seinem Stocke gehen und kommt nie aus dem Hause. Da liegt er dann auf seinem Sofa und spricht mit dem Vogel und lehrt ihn neue Künste. Ach, der ist ja so klug und wird alle Tage klüger — es ist manchmal ganz unheimlich, was der für einen Verstand hat."

Sie sah Herrn Dusedann noch einmal eindrücklich an, nickte ein wenig und fuhr dann fort: „Nicht wahr, Sie sehen das ein? Alle Tage würde sich der Vater

nach dem Vogel sehnen, und er hat ja so wenig vom Leben."

Es war sonderbar, Herr Dusedann hatte nicht mehr die geringste Lust, den Papagei zu kaufen, ja es kam ihm fast wie eine Art von schwarzherziger Abscheulichkeit vor, daß er jemals eine solche Absicht hatte hegen können.

„O gewiß ... natürlich ... jawohl ... durchaus!" stotterte er, denn das junge Mädchen, das so frei und schlank vor ihm stand und ihm so gerade in die Augen sah, flößte ihm jene Verwirrung ein, die ihn stets jungen Mädchen gegenüber befiel, zumal wenn sie hübsch und anmutig waren. Aber diese Empfindung war sehr stark mit Wohlgefallen gemischt. Herzhafter setzte er hinzu: „Ich würde ihn nie kaufen! nie!"

Sie lächelte ein ganz klein wenig, es war wie ein Sonnenlicht, das durch eine Lücke windbewegter Zweige flüchtig über eine Rose gleitet. Dann hielt sie ihm die Hand hin und sagte: „Gut, nun ist es abgemacht!"

In diese warme Mädchenhand einzuschlagen, war ein gefährliches Unternehmen, allein es gelang über Erwarten gut und durchrieselte Herrn Dusedann gar angenehm bis ins Herz hinein. Dann gingen sie wieder zu dem Alten hinein, der sichtlich erfreut war, als er das Resultat der Verhandlungen erfuhr. Der Papagei, als der Held des Tages, ward nun aus seinem Bauer hervorgenommen und setzte sich auf Wendulas Finger. Er mußte „Küßchen geben", zuerst dem jungen Mädchen, dann Herrn Dusedann, was wiederum eine ver-

fängliche Sache war. Dann sträubte er die Nackenfedern und bat: „Köpfchen krauen!“ dann sang er: „Ich bin der kleine Postillon,“ und blies überaus schön ein Postsignal, dann weinte er wie ein kleines Kind, hustete wie ein alter Zittergreis und entwickelte alle seine sonstigen Talente — mit einem Wort, er war entzückend. Herr Dusedann lebte ganz auf und verlor seine Schüchternheit, ihm gelangen zu seiner eigenen Verwunderung die schönsten zusammenhängenden Sätze und beim Abschied sprach er in wohlgesetzten Worten die Bitte aus, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, um diesen außerordentlich gelehrten Papagei noch einmal bewundern zu können. Dies ward ihm in Gnaden gewährt.

*

Herr Dusedann, was ist mit Ihnen vorgegangen? Weshalb schauen Sie zuweilen so nachdenklich in die Wolken und so tiefsinnig in den Himmel, als wollten Sie die Geheimnisse des Weltalls ergründen? Weshalb, im Gegensatz dazu, sind Sie dann wiederum so lustig und trillern allerlei Liederchen und hüpfen sogar in zierlichen Bocksprüngen, obgleich Sie doch sonst so gesetzt und ebenmäßig einhergingen? Woher kommt Ihr plötzliches intensives Interesse für Sylvia rubecula, Lath., auf deutsch Rotkehlchen genannt, da Sie doch sonst für diesen Sänger keine übermäßige Vorliebe verrieten? Was soll man dazu sagen, daß Sie alle die anderen zierlichen Tierchen in Ihrer Vogelstube

kaum eines Blickes würdigen und nur diesem einen Rotkehlchen mit fast verliebten Blicken nachfolgen? Sind denn die Sonnenvögel weniger anmutig, die Sperlingspapageien nicht so drollig und die vielen kleinen afrikanischen Finken nicht ebenso niedlich als sonst? Was hat Ihnen das Blaukehlchen gethan, daß Sie es gar nicht mehr beachten, wenn es im Sonnenschein auf dem Bauche im Sande liegt und sein seltsam liebliches Liedchen ableiert? Was soll es bedeuten, daß Sie alle Tage Ihre Spaziergänge in jene armselige Vorstadt richten und dann auf die Chaussee hinauslaufen, wo es nichts zu sehen gibt als Pappeln und winterlich öde Sandfelder? Wenn Sie dann an einem gewissen Hause vorbeikommen, weshalb schleichen Sie denn wie ein Verbrecher daher und wagen kaum hinzusehen? Wissen Sie wohl noch, was neulich passiert ist an jenem sonnigklaren Dezemberfrosttage, als die Welt so frisch und jungfräulich im ersten Dauerschnee dalag? Dieser freudige kalte Tag mußte wohl Ihren Mut befördert haben, denn Sie wagten es, mit großer Kühnheit nach dem Fenster des bewußten Hauses zu blicken, aber als Sie dort ein junges schlankes Mädchen bemerkten, das mit großen dunklen Augen auf Sie hinschaute, da wurden Sie rot wie eine Purpurrose und zogen sehr tief Ihren Hut ab, während das Mädchen sich freundlich verneigte und auch, wohl im Widerschein Ihres Antlitzes, ein wenig anglühte. Sie liefen dann wieder auf die öde Chaussee hinaus und geruhten, sich ein wenig närrisch zu benehmen, absonderlich wieder erklecklich zu hüpfen und allerlei

Poesieverse in den Wintertag hinein zu deklamieren. Dero Gedanken waren unbedingt an einem anderen Orte, denn Sie bemerkten weder den großen grauen Würger, Lanius excubitor L., der im Sonnenschein auf dem Pappelwipfel saß, noch die Eisvögel, Alcedo ispida L., die an dem noch nicht zugefrorenen Bach mit Fischfang sich erlustierend, in der Sonne wie Edelsteine glänzten. Obgleich doch solcherlei Schauspiel sonsten von Ihnen mit besonderem Wohlgefallen betrachtet wurde, Herr Dusedann! Sie werden sich erinnern, daß Sie späterhin auf der Chaussee noch andere Merkwürdigkeiten trieben, absonderlich, daß Sie plötzlich in großen Schreck gerieten, indem Sie sich bewußt wurden, ganz laut einen Namen in den schneeglänzenden Wintertag hinausgerufen zu haben, und zwar lautete dieser: „Wendula! — Wendula Roland!" — Was soll man davon denken, Herr Dusedann? Sie sahen sich zwar sofort erschrocken um und beruhigten sich erst, als Sie bemerkten, daß auf der ganzen weiten Chausse kein Mensch zu sehen war. Sie suchten sich einzureden, nur die Liebe zum Wohlklange habe Sie veranlaßt, diesen melodischen Namen auszurufen, aber ob Sie sich dieses geglaubt haben, ist noch sehr die Frage.

Ja, es war eine merkwürdige Veränderung mit Herrn Dusedann vorgegangen. Acht Tage lang hielt er es aus, ohne den Anblick des wunderbaren Papageis zu leben, dann trieb es ihn mit magnetischer Gewalt, sich wieder nach ihm umzusehen. Das nächste Mal konnte er diese Sehnsucht nur noch drei Tage lang unterdrücken und dann stellte er sich ein um den

anderen Tag ein, so daß er binnen kurzem im Hause Roland eine bekannte Erscheinung ward. Auch eine beliebte. Der Alte freute sich, jemand zu haben, mit dem er plaudern konnte, die beiden jüngeren Töchter Susanne und Regina fanden einen harmlosen Spielgefährten in ihm, dessen Taschen allerlei Süßigkeiten bargen, und Wendula -- ja wer wollte das ergründen, was in der Tiefe ihrer dunklen Augen verborgen lag. Aber das muß gesagt werden, daß sie heller aufleuchteten, wenn die Thürglocke erklang und der bekannte Schritt auf dem Gange hörbar ward. Als bemerkenswert muß auch verzeichnet werden, daß Herr Dusedann, der bekanntlich doch nur kam, um den Papagei zu sehen, zuweilen nach längerem Aufenthalt wieder fort ging, ohne ihm mehr als einen halben Blick geschenkt zu haben, eine Inkonsequenz, die aus den sonstigen Charaktereigenschaften dieses jungen Mannes nicht genügend erklärt werden kann.

Da die Weihnachtszeit herannahte, so waren auch in diesem Hause vielerlei Geheimnisse im Gange, und Herr Dusedann genoß das ehrenvolle Vertrauen, von allen drei Mädchen in ihre verschiedenen Unternehmungen eingeweiht zu werden, so daß ihm als einem Weihnachtsbeichtvater das ganze Gewebe gegenseitiger Ueberraschungen klar vor Augen lag. Diese Dinge rührten ihn und gefielen ihm gar wohl, zumal er seine Eltern früh verloren hatte und einsam ohne Geschwister aufgewachsen war. Dies alles berührte ihn als etwas Neues und seltsam Liebliches und zum erstenmal in seinem Leben ward ihm klar, daß er in seiner Kind=

heit trotz allen Ueberflusses doch vieles entbehrt habe, das kein Reichtum schaffen kann.

Es kam einmal zur Sprache, daß er dieses Fest noch niemals in Gegenwart von Kindern gefeiert habe, immer nur, so lange er denken konnte, mit der alten Tante Salome am Abend des ersten Weihnachtstages. Diese zierte dann einen Tannenbaum auf mit allerlei dauerhaften Schmuckdingen, die sie sorgfältig in einer Schieblade aufhob, und deren manche noch aus seiner Kinderzeit stammten. Den Grundstock ihrer Bescherung bildeten stets sechs Paar selbstgestrickte Strümpfe und darum gruppierten sich einige wertlose Kleinigkeiten, „denn was soll ich dir schenken, mein Junge,“ sagte sie, „du hast ja alles!“ Dazu hatte sie aber stets nach alten geheimnisvollen Familienrezepten eine Unzahl der verschiedensten Kuchen gebacken, die keines von beiden aß und die später so allmählich fortgeschenkt wurden. Herrn Dusedanns Gegengeschenk bestand jedoch, seit er mündig war, stets aus einem Schächtelchen mit Goldstücken, die Tante Salome in ihre Sparbüchse that. Nach der Bescherung gab es Karpfen zum Abendessen, und Herr Dusedann braute dazu aus einer Flasche Burgunder, einer Flasche Portwein und ein wenig echtem Jamaika-Rum einen Punsch, worin sich Tante Salome regelmäßig einen kleinen Spitz trank. Danach wurde feierlich zu Bette gegangen und die Sache war erledigt.

Wie es kam, ist nicht mehr mit Genauigkeit festzustellen, allein, als man über diese Dinge redete und Herr Dusedann zwischendurch den Wunsch äußerte, dies

Fest einmal in Gemeinschaft mit Kindern zu feiern, da war er, ehe man sich's versah, eingeladen. Dies ging insofern ganz gut, als die Familie Roland das Fest am heiligen Abend feierte, und Herr Dusedann somit seine eigenen geheiligten Familientraditionen nicht zu durchbrechen nötig hatte, eine Tempelschändung, die zu verüben er auch wohl nicht gewagt haben würde. Da nun seine Kühnheit in der letzten Zeit schon bedeutend zugenommen hatte, so gelang es ihm, in wohlgesetzter Rede den Wunsch auszusprechen, daß ihm erlaubt sein möchte, sich an diesem Abend ganz als ein Mitglied der Familie zu betrachten, und man ihm nicht verübeln möge, wenn er sich in jeder Hinsicht an der Bescherung beteilige. Daß die Familie Roland dagegen nichts einzuwenden hatte, stimmte ihn so fröhlich, daß er auf dem Rückwege nach seiner Wohnung eine große moralische Kraft anwenden mußte, in dem frisch gefallenen Schnee der Straße nicht einigemal vor Vergnügen Kobold zu schießen. Das ehrwürdige Blut der Dusedanns aber, das in seinen Adern floß, war stark genug, diese hasenfüßige That zu verhindern.

⁂

Von diesem Tage an wurde Herr Dusedann viel mit Paketen gesehen. Da aber in dieser Zeit solches eine häufige Zierde des Mannes, insonderheit des Familienvaters und des alten guten Onkels ist, so fiel das weiter nicht auf. Aber der junge Mann

zitterte doch oftmals bei seinen Einkäufen davor, daß ihn ein Bekannter dabei überraschen möge. Zwar bei der großartigen Kinderkochmaschine, die er für Regina einkaufte und der für Susanne bestimmten Puppenstube von märchenhafter Pracht hätte er schon leicht eine Ausrede finden können, allein was sollte er sagen, wenn ihn jemand gefragt hätte, für wen der kostbare olivenbraune Seidenstoff bestimmt sei und die wunderbare goldene, mit Perlen behängte Halskette, die der erste Juwelier der Stadt nach den Zeichnungen eines bedeutenden Künstlers ausgeführt hatte. Wenn er behauptet hätte für Tante Salome, so wäre diese Lüge doch gar zu durchsichtig gewesen. Und so kaufte er in einer Art von Rausch noch allerlei Dinge, die ihm passend und angenehm erschienen. Daß sein Beginnen sehr auffallend war, kam ihm gar nicht in den Sinn, dazu hatte er zu einsam gelebt und zu wenig Begriff von dem Wert des Geldes.

Als er kurz vor Weihnachten zu der Familie Roland kam, traf er den Alten allein und in sehr trübseliger Stimmung. Nach einigen Worten der Einleitung fragte dieser mit bebender Stimme: „Möchten Sie den Papagei noch kaufen, Herr Dusedann?“

Als dieser ihn verwundert anblickte, fuhr er fort: „Ich werde sehr bedrängt durch eine Schuld, die ich zur Zeit meiner schweren Krankheit, der mein jetziges Leiden folgte, eingehen mußte. Bis jetzt habe ich sie in kleinen Raten vierteljährlich vermindert, allein nun will der Geldgeber nicht mehr warten. Außerdem ist das Weihnachtsfest vor der Thür und der erste Januar

mit seinen Ausgaben. Es ist ja auch ein großer Luxus für einen Mann wie mich, ein so kostbares Tier zu halten. Ich habe mir die Sache überlegt. Ein sogenannter roher Graupapagei, der frisch angekommen ist und noch nichts versteht, kostet nur sechsunddreißig Mark. Ich schaffe mir von dem übrigen Gelde einen solchen an, einen, der noch graue und nicht gelbe Augen hat, also noch jung ist, und dann will ich mich dahinter setzen, daß er bald ebensoviel lernen soll als dieser."

Herrn Dusedann schoß ein glänzender Gedanke wie eine Sternschnuppe durch den Kopf.

„Gewiß," sagte er, „den Papagei kaufe ich gerne, aber Sie müssen ihn noch eine Weile behalten, bis ich mich auf ihn eingerichtet habe. Nicht wahr? Im nächsten Jahre hole ich ihn mir." Da er gerade genügend mit Geld versehen war, so zählte er die fünfhundert Mark auf den Tisch und verabschiedete sich. Zu Anfang war er ein wenig betroffen und ergriffen, denn zum erstenmal in seinem Leben war ihm menschliche Not entgegengetreten, allein diese Stimmung verlor sich bald, denn es lag ja in seiner Hand, diesen Menschen, die er achtete und liebte, von seinem Ueberflusse mitzuteilen. Der Mond, der an diesem Abend in Herrn Dusedanns Zimmer schien, hatte einen wunderlichen Anblick. Er sah diesen Herrn in seinem Bette liegen und in höchst seltsamer Weise alle Augenblicke sich die Hände reiben, ja sogar zuweilen unter der Bettdecke mit den Beinen ziemlich strampeln. Der gute alte Mond glaubte, daß Herrn Dusedann fröre;

freilich er konnte nicht wissen, daß in dem Zimmer sehr schön geheizt war und Herr Dusedann bloß vor lauter Vergnügen nicht einschlafen konnte.

Am Morgen des vierundzwanzigsten Dezember erwachte Herr Dusedann so erwartungsvoll und freudig wie ein richtiges Kind, das diesen seligen bevorstehenden Abend kaum abzuwarten vermag. Er packte alle seine eingekauften Schätze sorgsam in eine ungeheure Kiste und bestellte dann einen Dienstmann, der die Weisung erhielt, diese am Abend um fünf Uhr in der Rolandschen Wohnung abzuliefern. Nur eine Schachtel behielt er zurück und machte sich damit um ein Uhr auf den Weg, um sie persönlich abzuliefern. Sie enthielt einen Beitrag zur Ausschmückung des Tannenbaums, denn er hatte sich extra auserbeten, an diesem feierlichen Akte teilnehmen zu dürfen. Er fand den Alten und die beiden Kinder zusammen in dem Vorderzimmer. „Wir dürfen nicht hinein," sagte Susanne und zeigte auf die Nebenthür: „Wendula putzt auf!"

„Aber ich darf doch?" fragte Herr Dusedann.

„Ja, Sie dürfen. Wendula hat's gesagt."

Er klopfte jetzt und ward durch einen schmalen Thürspalt hineingelassen.

„Ich habe doch was blinken sehen," rief Regina triumphierend.

Wendulas Gesicht war von der eifrigen Thätigkeit rosig angehaucht und ihre dunklen Augen strahlten. Sie hatte die Aermel ein wenig aufgestreift, daß die schönen weißen Arme zur Hälfte sich zeigten. Die Grundlage alles Tannenbaumaufputzes, die Silber-

und Goldäpfel, hatte sie bereits angehängt, und diese schimmerten freundlich aus dem dunklen Grün hervor. Herr Dusedann packte seine Schachtel aus. Es waren lauter Vögel darin, Marzipan-, Zucker- und Schokoladevögel, die er mit großer Mühe aus allen Zuckerwarenfabriken und Konditoreien der Stadt zusammengesucht hatte, Papageien, die sich in Ringen schaukelten, Schwäne, Gänse, Enten, Hühner, Kanarienvögel und alles mögliche. Zu seinem großen Bedauern hatten aber die buntesten und prächtigsten dieser wohlschmeckenden Tiere mehr aus einer exotischen Zuckerbäckerphantasie ihren Ursprung genommen, als daß sie treue Nachbilder der Wirklichkeit gewesen wären. „Wie würden Sie nun dies Geschöpf nennen?“ sagte er und hielt ein solches Gebilde empor, „Fasanen-Möwen-Schwan-Geier ist die kürzeste Bezeichnung, denn von allem ist was drin.“

„Ich nenne ihn Piepvogel,“ sagte Wendula, „und hänge ihn an den Tannenbaum.“

Er beteiligte sich an dieser Arbeit, stellte sich aber ein wenig ungeschickt dabei an. „Wir wollen uns in die Arbeit teilen,“ sagte Wendula, „ich hänge an und Sie reichen mir die Sachen zu.“

Herr Dusedann war es zufrieden. Aber war es notwendig, daß bei diesen Verrichtungen die Hände sich so oft trafen und die Augen so lange aneinander hafteten? War bei den Beratungen über den besten Ort für irgend einen Gegenstand es gar nicht zu vermeiden, daß die Schultern sanft aneinander ruhten und die Hände sich wieder begegneten? Was sollte

es bedeuten, daß beide so oft lachten über Dinge, die nichts Komisches an sich hatten, und dann wieder bei einer ähnlichen Gelegenheit ohne jeden ersichtlichen Grund verstummten? Seit wann bedurfte Wendula, eine so behende Persönlichkeit, unbedingt der Hilfe, um auf einen Stuhl zu steigen, und fraglos der Unterstützung, wenn sie wieder herab wollte?

Endlich hatte sie die letzten Lichter an dem oberen Kranz der Zweige befestigt, stand auf ihrem Stuhl und betrachtete ihr Werk. „Nun ist alles fertig!“ sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

„Wie schade!“ meinte Herr Dusedann. Dann sahen sie sich in die Augen und er reichte ihr die Hände, um ihr beim Absteigen behilflich zu sein.

Sie glitt an ihm hernieder und lag in seinen Armen. Dann küßten sie sich. Herr Dusedann hielt sie fest umschlossen und fragte ganz leise: „Auf immer?“

„Nun und immerdar!“ sagte Wendula noch leiser.

Sie mochte wohl den Tannenbaum mit ihrem Kleide gestreift haben, denn es fiel etwas plötzlich herab. Sie erschraken beide und fuhren auseinander. Herr Dusedann nahm es auf; es war ein kleines Pfefferkuchenherz, in zwei Teile zerbrochen. Er reichte es Wendula hin, diese paßte die zerbrochenen Hälften aneinander und gab dann die eine Herrn Dusedann. Beide aßen ihren Anteil stillschweigend auf, lachten dann wie die Kinder und gingen Hand in Hand hin, Herrn Roland um seinen Segen zu bitten.

Die beiden Kinder waren anfangs ganz erstarrt, allein dies ging bald in ausgelassene Lustigkeit über,

sie sprangen beide jauchzend im Zimmer herum, der Papagei sang und pfiff, blies, krähte, bellte und trompetete, und Herr Dusedann mußte bald mit der einen, bald mit der anderen herumtanzen, so daß Herr Roland sich zuletzt in komischem Entsetzen die Ohren zuhielt.

Als nun zuletzt die große Kiste ankam und die Bescherung losging, und Herr Roland seinen Papagei feierlichst zurückgeschenkt erhielt, da war ein solcher Ueberfluß von Liebe, Glück, Dankbarkeit und anderen schönen Empfindungen an diesem Orte vorhanden, daß es ein wahres Wunder war, wie das alles in der engen Wohnung Platz fand.

Penelope.

I.

In der Fontanestraße blühten die Erdbeeren. Nicht in den Gärten dieser Straße, denn solche hatte sie nicht; sie besaß auch keine Häuser, sie bestand nur aus einem Aushau durch einen Teil des Forstes dicht bei dem Bahnhofe Grunewald. An beiden Seiten dieses Aushaues ragten die Kiefern noch unversehrt, doch auf der sogenannten Straße zeigten sich nur noch die Stümpfe der geschlagenen Bäume in gelblichem Schimmer und geziert mit goldglänzenden Harztropfen. Dazwischen wuchs Gras und Kraut, und, wie schon gesagt worden ist, blühten die Erdbeeren. Es sah ganz hübsch aus, zumal wenn man diese Straße mit anderen Berliner Straßen verglich, die sich endlos, ohne jeden Baum und jedes Grün, dahinziehen, und deren himmelhohe Häuserwände in öder Maurermeisterarchitektur mit Gipsornamenten aus dem großen Vorratskasten und schwindsüchtigen Balkons bekleckst sind.

Daß nun aber dieser lange abgeholzte Streifen eine Straße bedeuten sollte, und zwar die Fontanestraße, darüber konnte kein Zweifel sein, denn verschiedene auf

Pfählen errichtete weiße Tafeln bezeugten dies durch ungemein deutliche Inschriften. Ich befand mich nämlich in der neuen Villenkolonie Grunewald und zwar in ihrem westlichsten Teile, der, wie die weiteren Namen Bettinastraße, Auerbachstraße u. s. w. bewiesen, einen durchaus litterarischen Charakter zur Schau trägt. Da ich nun auch ein Schriftsteller bin, so fühlte ich mich von dieser Ecke, obwohl dort noch weit und breit kein Haus zu sehen war, kollegialisch angeheimelt und empfand ein wohlthuendes Gefühl innerer Berechtigung, gerade dort spazieren zu gehen. Doch ich ging eigentlich gar nicht spazieren, sondern ich hatte einen Zweck. Der Porträtmaler Fritz Dankwart hatte mich eingeladen, ihn zu besuchen, um mir sein in dieser Kolonie neu erbautes Landhaus zu zeigen, und ich befand mich auf dem Wege dorthin. Noch vor vier Jahren war ich in dieser Gegend des Grunewaldes, die jetzt von den teils bebauten, teils noch unbebauten Straßenzügen der neuen Kolonie durchschnitten ward, in der Einsamkeit spazieren gegangen. Dann hatte ich die Gegend gemieden, weil Greuel der Verwüstung dort anfing zu herrschen. Doch muß man sagen, daß keine der vielen um Berlin herum gegründeten Villenkolonien in so großartiger Weise in Angriff genommen worden ist, als diese, und daß sie in späterer Zeit, wenn alles fertig sein wird, einmal einen höchst anmutigen Anblick gewähren muß. Der Grunewald ist durchschnitten von alten Wasserläufen, die zum Teil verwachsen sind und dann moorige, mit Erlen, Birken und krüppeligen Kiefern bedeckte Sümpfe, sogenannte Fenne, bilden,

zum Teil aber an den tieferen Stellen sich als eine Kette von meist langgestreckten, lieblichen Seen hinziehen. Diese bilden die größte Zierde des sehr ausgedehnten Waldes und solchen Schmuck hat man auch der neuen Kolonie zuwenden wollen, indem man die dort vorhandenen ausgedehnten Fenne mit großen Kosten ausgegraben und wieder in anmutige Seen mit schön geschwungenen Ufern verwandelt hat. Ich gelangte bald an einen Ort, wo einer dieser Seen im Entstehen begriffen war. Schon vorher hatte ich das Schnaufen der kleinen Lokomotive vernommen und das Rasseln der Kippkarren, die, mit braunen torfigen Moorklumpen beladen, überall an geeigneten Stellen düstere Dämme aufhäuften, und bald gelangte ich auch an ein improvisiertes Dorf, wo biedere Polacken ihre Erdhütten errichtet hatten, wo schlampige Weiber in roten Unterröcken auf schwelenden Feuern polackische Leibgerichte kochten, wo schmutzige weißhaarige Kinder mit Torf spielten und behängte Wäscheleinen die tiefsten Toilettengeheimnisse einer ansprechenden Bedürfnislosigkeit verrieten. Doch bald wurde die Gegend kultivierter. Die Straßen hatten, wenn auch noch keine Häuser, doch schon Pflaster, und stellenweise sah man eingezäunte Grundstücke. Dann endlich schimmerte der erste halbfertige Neubau rötlich durch die Kiefernstämme. Dann mehrten sich an den mit jungen Bäumen bepflanzten Straßen die Häuser, halbfertige, ganzfertige und solche, die schon bewohnt waren. In den Gärten hatte man, soviel es anging, die vorhandenen Kiefern stehen lassen; darunter zeigten sich frischgrüne

Rasenflächen, Gebüschgruppen mit jungem Laube und leuchtende Blumenbeete. Dort, wo noch vor vier Jahren meine Kinder Erdbeeren gepflückt hatten, und ich für meine Frau einen Strauß von zierlichen Graslilien, streckte sich jetzt ein eingezäunter großer Park dahin mit saftigem Rasen und schön geschlängelten, sandbestreuten Wegen; dort, wo ich um dieselbe Zeit noch an dem einsamen, in der Sonne brütenden Fenn auf das monotone Zirpen der Goldammern und das langhingedehnte „Ziaziazia" des Baumpiepers gelauscht hatte, kräuselte jetzt ein lieblicher See seine Gewässer und aus blühenden Gärten an seinen Ufern schimmerten freundliche Villen hervor.

In dieser Gegend wohnte Dankwart, und ich fand bald das mir vorher beschriebene Haus, ein lustiges Gebäude mit allerlei Türmchen, Giebeln und Vorbauten, gedeckt mit farbigen glasierten Ziegeln und umgeben von einem funkelnagelneuen Garten. Alles sah noch so frisch lackiert, neu und sauber aus, als sei es soeben erst aus einer Schachtel genommen. Ich fand den Maler in seiner schönen und großen Werkstatt, wo er sich noch mit dem Einräumen beschäftigte, denn ganz vor kurzem war er erst hierher gezogen. Wie abweichend erschien mir dieser Raum von anderen Malerateliers, die ich gesehen hatte. Da war nicht jene Ueberfülle von kostbaren Stoffen, Pelzdecken, alten Möbeln und Geräten, sondern alles trug einen einfachen, fast strengen Charakter. An den einfarbigen Wänden hingen wenige, aber gute Bilder, und die Möbel schienen vor allen Dingen zum Gebrauch da

zu sein und nicht ausschließlich zum Besehen. An ihnen sah man keine Säulen, Simse und sonstige überflüssige Architekturteile, sondern ihre Umrisse waren von einfachen und edlen Linien begrenzt und ihr Schmuck bestand in sparsam angebrachten Flächenornamenten. Dies alles fiel mir auf den ersten Blick auf, und ich redete Dankwart darauf an. Das schien ihm Vergnügen zu machen, und alsbald machte er sich daran, mir die ganze Einrichtung seines neuen Hauses und aller seiner Räume zu zeigen. Ueberall fand ich dasselbe Streben nach einfacher Zweckmäßigkeit unter Vermeidung überflüssigen und aufdringlichen Ornamentenwerkes. Ich hatte in der letzten Zeit so viele Salons gesehen, die in der Fülle der in ihnen aufgehäuften Gegenstände eher aufgedonnerten Trödlerläden, als menschlichen Wohnungen glichen, daß mir bei der ruhigen und einfachen Schönheit dieser Räume ganz wohl ums Herz wurde und ich meine Befriedigung in warmen Worten kundgab. Das freute den Maler sichtlich und er holte aus zu einem kleinen kunstgeschichtlichen Vortrage.

„Es ist ein merkwürdiges Jahrhundert,“ sagte er, „dies neunzehnte, dies Jahrhundert der Dampfmaschine. Die Hast, die diese neue Erfindung in die Welt gebracht hat, zeigt sich auf allen Gebieten, auch auf dem der Baukunst. Wir haben in diesen hundert Jahren wie in einem Fiebertraum Entwickelungen durchgemacht, wozu die Welt vorher über zweitausend Jahre gebraucht hat. Mit den Griechen fingen wir es an und mit Empire enden wir es. Dazwischen liegen alle Sorten von Renaissance, Gotisch, Romanisch

und was Sie wollen, wir haben uns nichts geschenkt, sogar Bauten in dem wunderlichen Uebergangsstil vom Gotischen zur Renaissance leisten wir uns heute. In der Bellevuestraße können Sie es sehen. Wie Schmock in den ‚Journalisten' schreibt in allen Richtungen, so auch unsere Baumeister, sie bauen Ihnen in allen Richtungen — Sie brauchen nur zu wünschen. Ich kenne einen, und zwar gehört er zu den besten, die wir haben, der baut augenblicklich gleichzeitig eine gotische und eine romanische Kirche, ein Museum im strengsten Renaissancestil und eine Rokokovilla. Verlangen Sie was Indisches, so macht er es Ihnen auch. Darum eben, weil wir alles können, hat unsere Zeit keinen Stil. Unsere Bauwerke sind nicht gewachsen, sondern gemacht. Nicht aus den inneren Bedingungen heraus ist ihr äußeres Kleid entstanden, sondern meist umgekehrt, der Fassade hat sich das Innere zu fügen, oder wenn das nicht geht, wird mächtig darauf losgelogen und wo uns die Außenarchitektur einen mächtigen Saal von doppelter Etagenhöhe vorflunkert, haben wir inwendig ganz gemütlich zwei Stockwerke und dergleichen mehr. Das Sonderbarste aber ist, daß die Dampfmaschine oder überhaupt die Maschine, der wir die ganze hastige Ueberstürzung und Unruhe der neuen Zeit verdanken, zugleich für sich einen wirklichen Stil ausgebildet hat. Sie werden es für paradox halten, aber einen eigentlichen Stil findet man heutzutage nur im Maschinenbau. Denn Stil besteht nicht darin, daß man, wo nur Platz ist, möglichst viel Ornament von einer bestimmten Sorte anbringt, wie bei vielen

von unseren heutigen Bauwerken und Möbeln, sondern darin, daß jeder einzelne Teil seine Bestimmung möglichst klar und schön ausdrückt und dabei zu jedem anderen Teile in einem richtigen Verhältnisse steht. Dies ergibt sich bei der Maschine schon von selbst aus ihren inneren Bedingungen und aus mathematischen und statischen Gesetzen, und ich kann wohl sagen, daß eine große Dampfmaschine, die von einem Ingenieur mit feinem Formgefühl richtig konstruiert ist, mir mehr ästhetisches Behagen erweckt, als viele unserer modernen Bauten und Möbel."

„Das ist mir," sagte ich, „der selbst lange Jahre diesem Fache angehört hat, sehr schmeichelhaft zu hören."

„Doch genug hiervon," fuhr der Maler fort, „es freut mich nur, daß Ihnen mein Häuschen und seine Einrichtung gefällt, wie es scheint, und daß Sie sich wohl darin fühlen."

Er holte eine Flasche Rheinwein und Zigarren herbei und wir setzten uns in dem schönen Werkstattsraume behaglich zum Plaudern nieder. Dabei fiel mein Blick auf ein ziemlich großes Bild, das an die Wand gelehnt stand und in einer Weise gemalt war, wie es vor etwa fünfundzwanzig Jahren üblich war. Es stellte Penelope dar, die von den Freiern bei der Auftrennung ihres Gewebes überrascht wird. Ein korrekt und fleißig gemaltes Bild, wie es viele gibt, ohne besondere Fehler, aber auch ohne besondere Verdienste. Nur Penelope hob sich hervor, wie sie erschrocken und doch hoheitsvoll das Haupt nach den

eindringenden Freiern über die Schulter wandte. In dieser Bewegung lag im Gegensatz zu den herkömmlichen Gesten der übrigen Gestalten des Bildes Wahrheit. Zudem hatte man die Empfindung, in diesen festen und doch zarten Zügen ein Porträt vor sich zu sehen, und zwar ein solches, bei dem man sagt, obwohl einem das Urbild unbekannt ist: das ist ähnlich.

Dankwart bemerkte die Richtung, die meine Augen genommen hatten, und sagte: „Ja, dieser alte Schinken ist beim Umräumen auch wieder zum Vorschein gekommen. Mein erstes größeres Bild, eine sogenannte Komposition. Damals wußte ich noch nicht, daß ausschließlich ein Porträtmaler in mir stecke, und träumte von hohen Dingen und großen Wandflächen. Ich besitze noch eine ganze Mappe voll ähnlicher Entwürfe aus jener Zeit. Erst kürzlich habe ich diese trübseligen Verirrungen meines Geistes betrachtet mit dem Lächeln dessen, der überwunden hat. Aber dies Bild, obwohl es nicht viel taugt, ist mir doch lieb und wert, denn es hat eine Geschichte und erinnert mich an eine der schönsten Zeiten meines Lebens. Das Kramen in den alten Sachen hat alles wieder frisch in meine Erinnerung zurückgeführt — haben Sie Lust, eine kleine Geschichte zu hören?"

Ich bejahte natürlich, der Maler schlürfte langsam den Rest aus seinem Glase, schenkte neu ein, blies nachdenklich einige Wölkchen aus seiner Zigarre und begann zu erzählen.

*

II.

An einem nebligen Winterabend vor etwa dreiundzwanzig Jahren hatte ich beschlossen, in die Zauberflöte zu gehen. Natürlich nicht ins Parkett, sondern, wie es meinen damaligen kümmerlichen Geldverhältnissen entsprach, so hoch man steigen konnte, ins Amphitheater. Wer diesen Platz kennt, der weiß, daß man dort kein schlechtes Publikum trifft, und daß dort meist mehr Andacht herrscht, als auf den besseren Plätzen. Dort sitzen Leute mit schmalen Geldbeuteln, aber vollen Herzen, Leute, denen es ein Opfer ist, einen halben Thaler für einen Kunstgenuß zu geben, die dafür aber auch zu genießen wissen, und denen eine gute Vorstellung aus dieser Höhe gesehen und gehört, oft noch lange wie ein schöner Traum nachgeht.

Die Vorstellungen der Zauberflöte sind im allgemeinen nicht so gut besucht, wie die der modernen Opern, doch fand ich, als ich mich mehr als eine Stunde vor Beginn am Opernhause einfand, hinter dem schmalen Eingangsgitter doch schon eine ganze Reihe von Menschen eingepferchtt, die auf die Kassenöffnung warteten. Ich stellte mich dazu und hatte das Glück, bald darauf schon beim zweiten Schub als der letzte mit eingelassen zu werden. Sehen Sie, so spielt der Zufall in unserem Leben eine Rolle. Hätte der Cerberus an der Thür, der eben schon abschließen wollte, nicht in einer milden Anwandlung mich gerade noch mit hinein gelassen, so hätte meine Zukunft wahr-

scheinlich eine ganz andere Gestalt angenommen. Von der Laune eines Thürschließers hängen oft unsere ferneren Schicksale ab. Als ich dann nach einer Weile an die Kasse gelangte, stand dort ein schön gewachsenes Mädchen, das sehr einfach, aber sauber und zierlich gekleidet war. Sie hatte zehn Groschen in Silber, die übrigen fünf Groschen aber in lauter Dreiern auf den Kassentisch gelegt, und in dem Augenblick, als ich dies bemerkte, schob der Kassierer das stattliche Häufchen Kupfer unwirsch zurück und sagte: „Das nehmen wir hier nicht.“ Enttäuschung und ein wenig Scham malten sich in dem schönen, aber blassen Antlitz des Mädchens und eine Weile stand es ratlos da.

Ich schob schnell entschlossen ein Fünfgroschenstück hin und nahm die zwanzig verachteten Dreier an mich. „Erlauben Sie, daß ich wechsle,“ sagte ich. Im ersten Augenblick sah sie voll Schreck über die Schulter auf mich hin, dann wandelte sich die weiße Rose ihres Antlitzes in eine purpurne, sie nahm rasch die verächtlich hingeschleuderte Papptafel, verbeugte sich ein wenig, indem sie sagte: „Ich danke sehr, mein Herr!“ und ging schnell davon. Als ich ihr sehr bald darauf folgte, hörte ich, wie ihre leichten eiligen Schritte auf den alten ausgetretenen Steinstufen vor mir her den olympischen Höhen zustrebten. Ich bekam, oben angelangt, einen Platz neben ihr, was sie offenbar anfangs bedrückte; sie faßte sich aber schnell und wiederholte ihren Dank. Dann fuhr sie fort: „Ich hätte wieder umkehren müssen, denn anderes Geld hatte ich

nicht. Ob der Mann das wohl zurückweisen darf; es ist doch richtiges Geld. Mancher arme Mensch muß lange arbeiten, ehe er so viele Dreier zusammenbringt."

„Ich wollte nur, ich hätte ein paar Scheffel davon," sagte ich.

Sie lächelte: „Was wollten Sie wohl mit so viel Dreiern machen?"

„Nun, zunächst würde ich sie in schöne blanke Thaler umwechseln und die sollten schon springen lernen."

„Da könnten Sie alle Wochen ins Theater gehen, meinte sie mit einem kleinen Seufzer.

„Sie gehen wohl gern ins Theater?" fragte ich.

„Es ist mein Schönstes," war die Antwort.

„Da besuchen Sie es wohl oft?"

„Ach nein," erwiderte sie, „es kommt nur sehr selten vor. Der Verdienst ist gering und wir müssen das Unsrige zusammenhalten. Das ist heut ein Festtag für mich."

Obwohl mich etwas in der Klangfärbung an Berlin erinnerte, so fiel mir doch die Reinheit ihrer Sprache auf, besonders wenn ich den wahrscheinlich geringen Stand dieses Mädchens in Betracht zog. Besonders ein Kennzeichen der meisten Eingeborenen fehlte ihr ganz. Ich fragte deshalb: „Sie stammen wohl nicht aus Berlin?"

„O doch," antwortete sie, „ich bin mit Spreewasser getauft, ebenso wie meine beiden Eltern."

„Das wundert mich," sagte ich, „denn Sie sprechen

ja das R aus. Ein richtiga eingeboana Bealina thut das doch nicht. Dea geht in die Opa und wenn ea dann die Zaubaflöta von Mozacht, oda Zaa und Zimmamann von Lochzing gehöat hat, soupiat ea entweda voanehm und wundavoll bei Hilla oda trinkt sein Nüanbega Bia beim schwean Wagna, oda seine Weiße mit Gewea üba, wo ea sonst Lust hat."

Sie lachte: „Wie Sie das gleich heraus haben. Sie sind wohl Geheimpolizist? Aber das haben wir, meine Schwester und ich, Vatern zu verdanken. Der hat es von Anfang an nicht gelitten, als wir noch Kinder waren, und jetzt, da wir beide erwachsen sind und selber was verdienen, da kostet es gleich einen Dreier in die Strafkasse, wenn wir: ick, det, wat, weeste, Oogen, glooben, Fleesch und Beene sagen, oder einmal das R nicht aussprechen." Sie stockte eine Weile, als scheue sie sich fortzufahren, dann spielte ein eigentümliches Lächeln um ihre Lippen, als sie sagte: „Nun können Sie sich auch die vielen Dreier erklären; sie stammen alle aus der Strafkasse. Denn für dieses Geld gehen wir Schwestern ins Theater, eine um die andere. Da müssen immer erst sechzig Fehler gemacht werden, ehe eine Oper dabei herauskommt."

Mit lieblich lustigem Ausdruck fuhr sie dann fort: „Aber manchmal helfen wir ein bißchen nach, besonders die, die gerade an der Reihe ist. Die Zauberflöte habe ich mir schon lange gewünscht, und als ich las, daß sie heute gegeben wurde, da fehlten gerade noch fünf Dreier in der Kasse. Da habe ich denn so ganz

aus Versehen gesagt, als meine Schwester mich fragte, ob ich diesmal hingehen könne: ‚Weeste, det gloob ick nich!‘ und da waren mit dem einen kleinen Satz gleich die fehlenden fünf Dreier da.“

Sie hatte offenbar Vertrauen zu mir gefaßt und war ins Plaudern gekommen, und so erfuhr ich denn in der Stunde, die wir auf den Beginn der Vorstellung warten mußten und während sich der große Raum langsam füllte, noch vieles von ihren und der Ihren kleinen Schicksalen.

„Vater,“ sagte sie, „hat sich von klein auf fürs Theater interessiert. Er wäre auch wohl sicher ein Schauspieler geworden, wenn er nicht den Schaden am Bein hätte, nämlich einen Klumpfuß. Sein Vater war bei der Theatermaschinerie angestellt und dadurch kam er oft mit hinein und konnte zusehen, meist auf der Bühne, manchmal aber auch von der Galerie aus. Er hat noch den großen Ludwig Devrient gesehen, und wenn er auf den kommt, kann er kein Ende finden, von ihm zu erzählen. Zuletzt sagt er dann immer: ‚Ja, so etwas gibt es heute nicht mehr, kommt auch wohl so leicht nicht wieder. Ludwig Devrient war der größte deutsche Schauspieler, ja manche sagen, überhaupt der größte Schauspieler, der je gelebt hat.‘

„Mit dem Theater ist Vater auch immer in Verbindung geblieben. Die glücklichste Zeit seines Lebens war, als er bei einem großen Liebhabertheater als Souffleur angestellt war. Da hat er von seinem Kasten aus alles dirigiert, und die Leute haben gespielt, daß man sich verwundert hat. Da war auch

ein Kommis darunter Namens Hahnke, der ist nachher ein berühmter Heldenspieler geworden und tritt in großen Stadttheatern auf. Wenn er von dem jetzt liest in der Theaterzeitung, wie er wieder schön gespielt hat: den Karl Moor, den Wilhelm Tell, den Fiesko oder sonst eine gute Rolle, dann kommen ihm die Thränen in die Augen und er nickt vor sich hin und sagt: ‚Ja, ja, das war mein Schüler.‘

„Später aber hat sich diese Gesellschaft aufgelöst, und da hat er sich ganz auf das Theaterbauen gelegt, was er vorher schon angefangen hatte. Das Haus und die Dekorationen macht er, und wir, meine Mutter, meine Schwester und ich, ziehen die Figuren dazu an; den kleinen niedlichen Gelenkpuppen schnitzt er die Köpfe zurecht, ordentlich nach dem Charakter, und malt sie schön an. Bei uns können Sie alles bekommen, was Sie wollen, Kaiser und Könige mit Hermelinmänteln und Dienstmänner mit roten Mützen und blauen Blusen, Naturburschen, Kommerzienräte und den reichen Onkel aus Amerika. Wir machen feine Damen mit seidenen Schleppkleidern und Kammerzofen mit Latzschürzen, Gecken mit karrierten Hosen und weißen Cylindern und den dummen Hans vom Lande. Wir haben Bonvivants und erste und zweite Liebhaber und Komiker von allen Arten auf Lager und alles, was nur auf der Bühne vorkommt. Wir haben auch Schachteln, in denen die Figuren für einzelne Stücke sortiert sind, zum Beispiel ‚Monsieur Herkules‘ oder ‚Das Fest der Handwerker‘. Die Puppen zu den Räubern, was Vaters Lieblingsstück ist, sind besonders

schön. Die Amalia geht in Atlas und Karl Moor hat wunderschöne Stulpenstiefel von Handschuhleder. Die Räuber tragen richtige kleine Säbel und niedliche Gewehre, und man kann sie alle auseinander kennen, den schuftigen Spiegelberg, den braven Schweizer und wie sie alle heißen. Und sind doch eben nur sechs Zoll lang. Der alte Moor geht ganz in Schwarz und hat einen weißen Bart aus ganz wenig Kaninchenfell. Manchmal Sonntag nachmittags, wenn schlechtes Wetter ist und wir nicht ausgehen können, spielt uns Vater die ganzen Räuber vor. Er weiß sie auswendig. Und alle Personen spricht er mit verschiedenen Stimmen und kriegt sie nie durcheinander. Sie glauben gar nicht, wie erbärmlich das klingt, wenn der alte Moor tief unten in seinem Turme sagt: ‚Bist du's, Hermann, mein Rabe?'"

Vor meinen Augen stieg ein Bild auf, das ich auf dem Lustgarten zur Zeit des letzten Weihnachtsmarktes gesehen hatte. Eine ziemlich große Eckbude hatte dort gestanden, die mir durch ihre sonderbaren Waren aufgefallen war. Dort hingen an Drähten reihenweise die mannigfachsten kleinen Menschlein in allen möglichen Kostümen, dort standen unzählige Schachteln, die, wie die obersten geöffneten zeigten, ebenfalls mit derartigen Püppchen gefüllt waren, und im Hintergrunde sah man eine Menge von Theatern mit schön bunt gemalten Dekorationen, die alle möglichen Räume und Gegenden darstellten. Diese wunderliche Liliputanerwelt hatte mich interessiert und ich hatte mir eine ganze Weile diese ganz nett gemachten Figürchen

angesehen, bis ich darauf aufmerksam wurde, daß ein ältlicher glattrasierter Mann und zwei hübsche blasse Mädchen im Innern der Bude mich mit erwartungsvollen Blicken betrachteten. Da es mir stets peinlich ist, vergebliche Hoffnungen zu erwecken, war ich weiter gegangen. Mir war nun schon immer so gewesen, als hätte ich meine Nachbarin irgendwo einmal gesehen, und darum begann ich: „Auf dem letzten Weihnachtsmarkt sah ich eine Bude ...“

Sie unterbrach mich fast freudig: „Das war unsere. Wir haben zwar das ganze Jahr durch unsere Abnehmer, aber zu Weihnachten ist doch das beste Geschäft und wir finden dann oft neue Kunden, die uns später treu bleiben. Ach, darunter sind manchmal schnurrige Leute. Einen haben wir, der schreibt alle Jahre ein paar neue Stücke, die er an die Theater verschickt; sie werden aber nie aufgeführt. Dann kommt er zu uns, und wir müssen ihm Puppen und Dekorationen dazu machen, ganz nach seiner Vorschrift. Eins von unseren besten Theatern hat er schon lange. Da ladet er denn ein paar Kinder aus der Nachbarschaft ein, die er nachher mit Schokolade und Windbeuteln traktiert, und spielt ihnen seine Stücke vor. Zuerst hat er's mit Erwachsenen versucht, die sind ihm aber meist weggelaufen, oder wer es einmal ausgehalten hatte, kam nie wieder. Er sagt: ‚Die Kinder haben heutzutage mehr Sinn für die Kunst als die Erwachsenen.‘“

Unterdes war die Zeit des Beginnes der Aufführung herangenaht, die Musiker fanden sich nach und

nach im Orchester ein und es tönte von dort her jenes verworrene musikalische Getöse, das manche ganz aus dem Theater verbannt wissen wollen, das auf mich aber gerade einen ganz besonderen Reiz ausübt. Mich erinnern diese Flöten- und Klarinettenläufe, dieses Geigenklingen, diese sanften Horntöne und dies vorsichtige Anschlagen der Kesselpauken an den Gesang der Vögel in einem reichbesetzten Park, wo auch jeder, unbekümmert um den anderen, seine Melodien flötet, pfeift, trillert, tireliert und kuckuckt. Und wie viel Erinnerung an meine Knabenzeit bringt es herauf, wo mir das Theater eine Wunder- und Zauberwelt war und dies verworrene Tönen zugleich mit dem Anblick des geheimnisvollen Vorhanges in mir die Vorahnung märchenhafter Genüsse erweckte.

Die Vorstellung nahm ihren gewohnten Verlauf. Die Besetzung der Rollen habe ich zum Teil vergessen, ich weiß nur noch, daß Krüger den Tamino und Fricke den Sarastro sang. Dieser große Bassist, groß in beiden Bedeutungen des Wortes, ist mir immer als der geborene Vertreter dieser Rolle erschienen. Die majestätische Ruhe und Würde seiner mächtigen Erscheinung, die edle Hoheit, die er sich zu geben weiß, und seine den gewaltigsten Anforderungen scheinbar ohne Mühe gehorchende Stimme, mit der er das Hohelied der Humanität: „In diesen heiligen Hallen“ vorträgt, haben mich stets aufs tiefste gerührt und ergriffen. Nachdem er jetzt schon seit Jahren in seiner vollsten Kraft von der Bühne zurückgetreten ist und sich ganz seiner stets nebenher betriebenen geliebten

Landschaftsmalerei gewidmet hat, habe ich Gelegenheit gehabt, diese wunderbare Arie noch in neuester Zeit im Freundeskreise mehrfach von ihm zu hören, und immer ist der Eindruck derselbe geblieben. Auch damals war er mir in dieser Rolle nicht neu, denn im vorhergehenden Winter hatte ich sogar, so sonderbar es auch klingen mag, in der „Zauberflöte“ mitgewirkt.

Ich sagte zu meiner Nachbarin, nachdem sich die Wogen der Begeisterung, die dem Schlusse der zweiten Abteilung folgten, etwas gelegt hatten: „Glauben Sie wohl, daß auch der große Sarastro hinter den Kulissen sich ängstigt, ehe er auftritt?“

„Nein, das denke ich nicht,“ sagte sie scheinbar etwas verwundert über meine Frage, „das kann gar nicht an ihn kommen.“

„Ich weiß aber, daß er sich ängstigt, denn ich habe es im vorigen Jahre selber gesehen.“

„Wo wollen Sie denn das gesehen haben?“

„Nun, auf der Bühne im vorigen Jahre, als ich in der Zauberflöte mitspielte.“

Sie sah mich sehr verwundert an. „Sind Sie denn Sänger?“ fragte sie.

„Durchaus nicht,“ war meine Antwort, „ich habe keinen Ton in der Kehle.“

„Nun, als was denn?“ fragte sie wieder.

„Als ägyptisches Volk,“ antwortete ich. „Ich hatte Tricots an und Sandalen, einen weißen, buntgesäumten Kittel und so eine Art Jockeymütze mit zwei Schirmen, einen hinten und einen vorn, und half in passenden Momenten den Hintergrund füllen.“

Sie sah etwas enttäuscht aus. Sie hatte offenbar mehr hinter mir vermutet, als einen bloßen Statisten. „Ach,“ sagte sie bloß.

„Ich will es Ihnen erklären,“ fuhr ich fort. „Der Mann, der für die nötigen Statisten zu sorgen hat, nimmt gern Studenten oder ähnliches junges Volk, weil diese doch eine gewisse Anstelligkeit besitzen und weil sie, was die Hauptsache ist, über die ihnen als Spielhonorar zustehenden fünf Silbergroschen quittieren, ohne sie empfangen zu haben, und somit zu einer Quelle des Wohlstandes für ihn werden. Da ich mir nun gerne das Treiben hinter der Bühne ansehen wollte, so habe ich mich auch einmal dazu anwerben lassen. Da habe ich denn gesehen, daß der große Sarastro, wie die meisten bedeutenden Sänger und Schauspieler, auch das Kulissenfieber hat, bevor er auftritt. Er stand seitwärts hinter der Scene auf seinem Löwenwagen, der hier allerdings nur mit Pferden bespannt ist, etwas vorgebeugt und wartete auf sein Stichwort; alle seine Würde und Höhe war von ihm gewichen, er atmete ängstlich und tief und glich mehr einem, der seine Hinrichtung erwartet, als dem edelsten und weisesten der Männer. Doch plötzlich kam seine Zeit und wie mit einem Zauberschlage war der ganze Mann verändert. Hoheit kam in seine Züge und edler Stolz in seine Haltung, und hinaus fuhr, jeder Zoll ein König, der große Sarastro.“

„Es ist nur gut, daß man das alles hier nicht mitsieht,“ meinte sie, und dann wurde unsere Aufmerksamkeit wieder von der beginnenden dritten Ab-

teilung in Anspruch genommen. Sie verfolgte das Stück mit außerordentlicher Spannung und Teilnahme und sprach nicht während der Handlung, auch schien sie es nicht gern zu haben, wenn ich Bemerkungen machte. Nur als Tamino und Pamina ihren Schreckensgang beendigt hatten, flüsterte sie: „Durch Feuer und Wasser und alle Gefahren — das ist die wahre Liebe."

Im nächsten Zwischenakt meinte sie: „Ich muß sehr scharf und genau aufpassen und darf mir nichts entgehen lassen, denn die Zauberflöte muß nun auf lange Zeit vorhalten. Wenn ich mit meiner Schwester sitze und wir die kleinen Puppen anziehen, da muß ich alles haarklein beichten, wie es gewesen ist, das ganze Stück und alle die einzelnen Spieler, und natürlich auch, was sie angehabt haben."

Als dann am Schluß der vierten Abteilung der große Chor der Priester im Sonnentempel und damit die Oper zu Ende war, gingen wir selbander mit dem großen Strome die Treppen hinab und es erschien mir selbstverständlich, daß ich das junge Mädchen nach Hause begleitete. Im Flur war ein ziemliches Gedränge und als wir in die nebelige Winternacht hinaustraten, wurde gerade ein paar mutiger Equipagenpferde unruhig. Die Leute drängten zurück, wir wurden auseinander gewirbelt, und als ich endlich aus dem Menschenknäuel wieder frei kam, hatte ich meine Nachbarin verloren. Vergeblich strich ich dort noch eine Weile umher, doch sie war und blieb verschwunden. Ein wenig mißmutig wandte ich mich dann dem Siechenschen Bierlokale zu, das damals noch an der

Kurfürstenbrücke lag, und träumte dort noch eine Weile bei einem der berühmten billigen Beefsteaks und einigen Gläsern Bier von der Zauberflöte und meiner schönen Nachbarin.

*

III.

In jener Zeit plagte ich mich mit meinem ersten größeren Bilde, das auf die nächste Ausstellung kommen sollte. Als Stoff hatte ich gewählt: Penelope, von den Freiern bei der Auftrennung ihres Gewebes überrascht. Auf einem stattlichen Karton hatte ich in Kohlezeichnung die Komposition so ziemlich zusammen und alles ging gut ineinander, nur mit der Hauptfigur der Penelope quälte ich mich vergeblich. Stellung und Bewegung hatte ich schon wer weiß wie oft geändert und war an dieser widerspenstigen Dame schier verzweifelt. Als ich nun am Tage nach jener Aufführung der „Zauberflöte" vor mein Bild trat, da wußte ich mit einemmal, wie durch ein Wunder, wie es sein mußte. Die Gestalt der Penelope, die sich vorher nicht aus dem Nebel hatte lösen wollen, der ich durch alles Grübeln und alle Versuche nicht hatte näher kommen können, stand vor mir in Haltung und Bewegung scharf und klar umrissen, wie sie, die Hände noch an dem verräterischen Gewebe, erschrocken und doch hoheitsvoll über die Schulter nach den eindringenden Freiern blickt. So hatte ich es gestern gesehen, als sich das junge Mädchen an der Kasse des Opern-

hauses nach mir umsah; unvergeßlich hatte sich mir dies eingeprägt. Mit einem wahren Feuereifer ging ich an die Arbeit und war nach einigen Tagen so weit im klaren, daß ich mit dem Malen beginnen konnte. Was war natürlicher, als daß auch meine Penelope die Züge der schönen Unbekannten annahm. Die edle reine Linie ihres Profils, der ich, während sie mit mir plauderte, wer weiß wie oft mit den Augen gefolgt war, das ein wenig gewellte aschblonde Haar, das sie nach antiker Art hinten in einem einfachen Knoten trug, die feine, edelgeformte Muschel ihres Ohres, die widerspenstigen Löckchen am Nacken ihres schöngebauten weißen Halses, alles kam auf mein Bild, und ich kann wohl sagen, es ward zuletzt fast ein Porträt. Hätte ich sie nur bewegen können, zu meinem Bilde zu sitzen, sie war das geborene Modell dazu. Aber ich wußte ja nicht einmal ihren Namen und hatte keine Ahnung davon, in welchem Stadtteil sie wohnte; ich sah sie in dieser menschenwimmelnden Stadt vielleicht nie wieder. Doch hatte ich noch immer die stille Hoffnung, ihr einmal wieder zu begegnen, und dehnte meine abendlichen Dämmerungsspaziergänge immer weiter und in immer andere Gegenden aus. Meine gute Kenntnis dieser Stadt und der entlegenen Straßenzüge danke ich dieser Zeit. Wie oft glaubte ich in dem ungewissen Dämmerlichte die schöne Gestalt vor mir herschweben oder mir entgegen kommen zu sehen, aber immer führte es zu neuer Enttäuschung. Es war alles vergebens, ich fand meine Penelope nicht wieder.

Aber wenigstens besaß ich eine Erinnerung an sie, das waren die zwanzig Dreier. Ich hatte sie in ein schön gesticktes kleines persisches Täschchen gethan, das ich einmal bei einem Trödler aufgefunden hatte, und zuweilen nahm ich es hervor, um mit seinem Inhalt zu klimpern oder die braunen Münzen in Reihen auf den Tisch zu zählen und mit Blicken zu betrachten wie ein Geizhals seine Dukaten. Aber einmal, muß ich zu meiner Schande gestehen, war dieser kleine Schatz doch in großer Gefahr. Meine Mittel waren damals sehr beschränkt; ich bekam zwar einen Zuschuß von Hause, doch reichte der für meinen Lebensunterhalt bei weitem nicht aus und ich mußte mir das übrige durch schlecht bezahlte Arbeiten für Buchverleger und lithographische Buntdruckanstalten verdienen, wozu ich die langen Winterabendstunden verwendete, und bei fleißiger Arbeit auch immer das Nötige zusammenbrachte. Alles mögliche habe ich gemacht damals, sogar Heiligenbilder, die, wie nicht jedem bekannt ist, vorzugsweise und massenhaft gerade in dem ketzerischen Berlin hergestellt werden. Bei meiner letzten Reise nach Tirol habe ich mit verwunderter Rührung einige davon in dortigen Bauernhäusern wiedergefunden. In der letzten Zeit nun hatte ich mehr Ausgaben als gewöhnlich gehabt; die Modelle zu meinem Bilde, die ich Tag für Tag benutzen mußte, waren sehr kostspielig, und mein Geld ging reißend zu Ende. Zwar hatte ich von einem auswärtigen Verleger eine Geldsendung zu erwarten, doch diese traf nicht ein. Mahnen mochte ich nicht, denn die Herren Verleger pflegen gegen

Leute, die ganz von ihnen abhängig sind, merkwürdig empfindlich zu sein. Wenn der Geldbriefträger die Straße entlang kam, so verfolgte ich ihn mit jenem eigentümlich gespannten Blick, den die Raubtiere im zoologischen Garten annehmen, wenn der Wärter vorbeigeht, der ihnen für gewöhnlich das Futter bringt. Aber immer ging dieser gern gesehene Mann an dem Hause vorüber, oder wenn er eintrat, kam er nicht zu mir. Schließlich war es so weit, daß ich nicht mehr mein einfaches Mittagsessen bezahlen konnte. Ich hatte gar nichts mehr, hatte auch versäumt, mir durch Versetzen oder Verkaufen von augenblicklich entbehrlichen Sachen etwas zu verschaffen, weil ich an diesem Morgen den Geldbriefträger mit Sicherheit erwartet hatte. Ich besaß allezeit einen gesunden Appetit, es war bereits vier Uhr und mich hungerte. Mich hungerte sogar mächtig.

Da fiel mir beim Herumkramen in dem kleinen Schranke, wo ich meine Wertsachen und Papiere aufbewahrte, das persische Täschchen mit den Dreiern in die Hände; das feine Geklimper dieser Geldstücke drang wohlthätig an mein Ohr und erweckte allerlei Phantasiebilder. Eine reizende Guirlande von Knackwürstchen, für die ich damals eine kleine Schwärmerei hatte, schwebte plötzlich vor meinem geistigen Auge, wurde aber alsbald verdrängt durch das Bild einer stattlichen dicken Scheibe rosigen gekochten Schinkens, die ich deutlich auf einem Teller liegen sah. Leberwurst war auch nicht übel — für fünf Groschen gab es schon ein mächtiges Ende. Oder vom Budiker unten im

Hause konnte ich mir vielleicht eine Portion Braten heraufholen, köstlichen Schweinebraten mit brauner knusperiger Kruste. Während diese Träume einer vom Hunger geschärften Phantasie mich umgaukelten, fiel mein Blick zufällig auf mein Bild, auf das schöne hoheitsvolle Antlitz meiner Penelope, und alle meine lüsternen Wünsche verflogen plötzlich wie Nebel vor der Sonne. Zugleich kam mir eine Idee, die mich lächeln machte, und die ich sogleich zur Ausführung brachte. Ich holte einen zierlichen Tisch mit eingelegter Arbeit herbei, den ich einmal billig von einem Trödler erstanden hatte, und deckte ihn mit einem schön gestickten Tuche, stellte einige Majolikaschüsseln darauf und einen fein gemalten Teller von Berliner Porzellan aus dem vorigen Jahrhundert. Gelegentlich hatte ich mir in Zeiten des Ueberflusses auch einige schöne Gläser angeschafft und daraus wählte ich einen edel geformten Römer von grünem Glase und ein wundervoll zierliches venetianisches Spitzglas. Eine köstliche Flasche mit eingeschliffenen Ornamenten füllte ich aus der Wasserleitung und stellte sie dazu. So, der Tisch war gedeckt. Nun holte ich alles, was ich an Eßwaren noch besaß, ein halbes Brot und ein wenig Butter herbei und verfertigte mir eine stattliche Anzahl von Stullen, wie der Berliner sagt, wobei ich allerdings die Butter, um damit zu reichen, erheblich quälen mußte. Diese Butterbröte verteilte ich in die verschiedenen Schüsseln und sagte mir: dies ist frischer Rheinlachs, dies köstlicher Rehbraten und dies ein herrlicher Kabinettspudding. Durch diese Vorbereitungen zu meinem opu=

letzten Mahle war ich ganz fröhlich gestimmt worden und sang trotz meines Hungers noch zuvor die schöne Strophe:

„Ça, ça, geschmauset,
Laßt uns nicht rappelköpfisch sein!
Wer nicht mit hauset,
Der bleib' daheim.
Edite, bibite, collegiales!
Post multa saecula pocula nulla!“

Dann begann ich mit dem frischen Rheinlachs. Dazu trinkt der verständige Mann, sagte ich mir, einen guten Rauenthaler und ich schenkte mir ein in den schönen grünlichen Römer, prüfte schlürfend den klaren Trunk und schätzte ihn für Fünfundsechziger. Zum folgenden Rehbraten hätte ich nun gern einen guten Chateau la Rose gewählt, traute aber der Stärke meiner Einbildungskraft nicht zu, daß sie den ungeheuren Unterschied der Farbe zu bewältigen vermöchte und blieb deshalb bei derselben Sorte. Dann ging ich zum Champagner über — Cliquot veuve war meine Wahl. Hei, wie er perlte in dem feinen venetianischen Spitzglase. Zwischendurch erfreute ich mich an dem wohlhabenden Geklimper der „Friedrichsdors“ in meinem persischen Täschchen, und so wurde ich schön satt und geriet in so fröhliche Stimmung, daß ich zum Schluß zu singen begann:

„Freude, schöner Götterfunken . . .“

Als ich aber gerade dabei war, mit gewaltiger Stimme herauszuschmettern:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt! . . .“

da klingelte es bei mir. Als ich öffnete, stand der Geldbriefträger da und hielt mir das schiefe Kreuz fünf roter Siegel auf einem stattlichen Briefe mit einem Schmunzeln vor die Augen, als wollte er sagen: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“

Ich aber vollendete im stillen die begonnene Strophe:

„Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.“

Doch alsbald gerieten meine so glücklich geretteten zwanzig Dreier in neue Gefahr, denn ich konnte ohne sie, wie ich in der ersten Bestürzung dachte, das Bestellgeld nicht bezahlen. Doch auch diese Wolke verzog sich; der Briefträger wechselte mir einen der dem Schreiben entnommenen Fünfthalerscheine, wurde fürstlich belohnt und alle Not hatte nun für eine Weile ein Ende.

Zugleich mit dem Penelopebilde, das mir so sauer wurde, malte ich damals das Porträt eines jungen mir befreundeten Bildhauers, der unten im Garten des Hauses sein Atelier hatte. Das ging mir weit leichter von der Hand, und ich legte vielleicht gerade deshalb weit weniger Wert darauf. Es war mir hauptsächlich darum zu thun, noch ein zweites Ausstellungsobjekt zu haben. Der junge Bildhauer war, als ich beide Bilder fertig hatte, anderer Meinung und sagte in seiner berlinischen Weise: „Weeste, Fritz, mit den jroßen Schinken da wirste nich ville machen. Aber det Porträt hier — det kannste. Da is Mumm drin.“

Ich lachte darüber, denn ich dachte ganz das

Gegenteil. Er sollte aber recht bekommen, denn als die Ausstellung, damals noch in den ungenügenden Räumen des alten Akademiegebäudes, eröffnet wurde, fand die Penelope kaum Beachtung, das Porträt aber ward von Ludwig Pietsch sofort entdeckt und entlockte diesem begeisterungsfähigen und wohlwollenden Kritiker so anerkennende Worte, daß auch die Berichterstatter der anderen Blätter aufmerksam wurden und ihm im Lobe nachfolgten. Man suchte das Bild auf, die Leute standen davor in vorschriftsmäßiger Bewunderung, ich bekam die silberne Medaille, erhielt Aufträge und war mit einemmal ein gemachter Mann. Das Glück kommt oft um eine ganz unvermutete Ecke.

Eines Tages im Spätsommer besuchte ich die Ausstellung und richtete meinen Schritt nach der Gegend, wo meine einsame Penelope hing. Einsam, sage ich, denn das Bild gehörte zu denen, die im Vorübergehen betrachtet werden; fast niemals hielt sich jemand davor auf. Um so mehr wunderte es mich, als ich schon von ferne eine Dame bemerkte, die scheinbar wie gebannt vor dem Bilde stand. Sie hatte offenbar im Vorübergehen den Kopf über die Schulter dorthin gewendet und war so stehen geblieben, starr mit großen Augen und etwas geöffnetem Munde, als schaue sie in ein Medusenantlitz. Dann sah sie sich scheu um, trat etwas zurück und warf noch einmal einen langen, fast feindseligen Blick auf das Bild, während sie sich auf die Unterlippe biß. Als ich mich näherte, ließ sie, ohne nach mir hinzublicken, den Schleier vor ihr Gesicht fallen und ging mit eiligen

Schritten davon. Diese Haltung, dieser Gang, diese Art sich zu bewegen — plötzlich erkannte ich sie. Es war meine Unbekannte aus der Zauberflöte. Endlich hatte ich sie wieder, und diesen Augenblick durfte ich nicht vorübergehen lassen, sonst verschwand sie mir vielleicht für immer oder doch wenigstens bis zum nächsten Weihnachtsmarkt. Ich folgte ihr also schnell. Sie ging, ohne sich weiter umzusehen, dem Uhrsaale zu und dann ins Treppenhaus. Wie damals vor mir hinauf hörte ich jetzt die leichten schnellen Schritte die alten Steinstufen vor mir hinabeilen. Vor der Thür des Akademiegebäudes angelangt, schien sie erleichtert aufzuatmen. Sie befestigte den Schleier wieder auf ihrem Hute, mäßigte ihre Schritte und ging auf das Brandenburger Thor zu. Ich hatte sie bald eingeholt und fragte, ob sie sich meiner noch erinnere. Nach dem ersten Stutzen bei meiner Anrede ging, wie es mir schien, ein freundliches Lächeln der Wiedererkennung über ihre Züge.

„Glauben Sie, ich werde meinen Retter so bald vergessen?“ sagte sie.

„Auch bei mir,“ erwiderte ich, „ist kein Tag seit-dem vergangen, daß ich nicht an Sie gedacht hätte. Und die Dreier habe ich auch noch, alle zwanzig.“

Sie antwortete nicht, sah gerade vor sich hin und ein leichtes Rot stieg in ihre Wangen. Nun aber mußte ich wissen, was sie vorhin so bewegt hatte, und sprach: „Wie gefällt Ihnen mein Bild? Sie standen vorhin lange davor und sahen es an.“

Sie sah mich ganz entsetzt an. „Das haben Sie

gemalt?" rief sie. „O das ist abscheulich! Sie haben mich gestohlen, während ich arglos nichts ahnte. Nur die Kleidung ist anders, sonst Haltung, Gesicht, Haar und alles ist von mir genommen. Ein jeder muß denken, daß ... und das will ich nicht. Wie kann man so etwas thun, wie darf man es. Das Bild hat mich in Angst gejagt und ich dachte zuletzt nur: Wär' ich doch erst glücklich heraus. Ich glaubte, sie müßten alle mit Fingern auf mich zeigen: ‚Das ist sie, das ist sie!'"

Ich war erschrocken über diesen Ausbruch, denn er überraschte mich aufs höchste. Alles andere hatte ich erwartet, nur dieses nicht. Und doch stimmte es eigentlich genau zu der fein begrenzten Zurückhaltung, die dies Mädchen trotz aller Freiheit des Benehmens immer bewiesen hatte. Ich suchte, so gut es ging, ihre Bedenken zu zerstreuen. Ich sagte ihr, daß es gar nicht in meiner Absicht gelegen habe, ihr Porträt in diesem Bilde zu geben, es sei ganz von selbst gekommen aus einem inneren Zwange heraus. Seit jenem Abend habe mir Penelope so vorgeschwebt, und ich hätte sie gar nicht anders darstellen können. Für mein starkes Formengedächtnis könne ich doch nichts, es wäre vielmehr eine Gabe, wofür ich dem Schöpfer aufs innigste zu danken hätte. Und so redete ich noch vielerlei.

Wir waren unterdes in den Tiergarten gelangt, und als wir den Goldfischteich erreicht hatten, war bereits jede Spur des Unmuts aus ihrem Gesicht entschwunden. Bei der Rousseauinsel redeten wir schon

von ganz anderen Dingen und als wir nachher die sogenannten „wilden Wege“ entlang schlenderten, da war alles vergeben und vergessen. —

Der Maler war während des letzten Teiles seiner Erzählung mehrfach in seiner Werkstatt hin und her gegangen, jetzt stand er an dem großen Fenster und sah hinaus in den Garten. Er winkte mir und ich trat hinzu. „Penelope,“ sagte er. Im Garten stand eine schöne, stattliche Frau, etwa in dem Alter, das Penelope gehabt haben muß, als ihr Gatte nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder zu der Vielumworbenen zurückkehrte. Sie war beschäftigt gewesen, einen Rosenstock anzubinden. Dabei war ihre Aufmerksamkeit nach der Seite hin abgezogen worden und sie sah über die Schulter nun dorthin, daß die edle, reine Linie ihres Profils sich schön von dem laubigen Hintergrunde abhob. Dann wendete sie sich wieder ihrer Arbeit zu.

Wir gingen hinunter, sie zu begrüßen. „Zeige mal dein Armband!“ sagte Dankwart nachher. Sie hob die schöne schlanke Hand und ich erblickte ein Armband, zusammengesetzt aus zwanzig stark vergoldeten Dreiern.

„Das war mein erstes Geschenk damals,“ sagte der Maler. „Meine Frau läßt es nie von sich und trägt es bei jeder Gelegenheit. Es ist aus Glücksgeld, sagt sie.“

„Du hast wohl wieder einmal Geschichten erzählt?“ meinte die schöne Frau.

„Ja, die beste, die ich weiß!“ war die Antwort,

und der Maler drückte die schlanke Hand zwischen den beiden seinen und schüttelte sie, daß die goldenen Dreier lieblich klimperten.

Als ich in später Nachmittagsstunde diese glücklichen Leute wieder verließ, wanderte ich denselben Weg zum Bahnhof Grunewald wieder zurück, den ich vorhin gegangen war. Ich schlenderte nachdenklich dahin. Die sinkende Sonne sandte zuweilen einen Strom von Licht durch die Lücken der einförmigen Kiefernstämme und ihr Schein lag rosig auf den regungslosen Wipfeln. In der Fontanestraße blühten die Erdbeeren.

Das alte Haus.

I.

Mitten in einem behaglichen Sommeraufenthalt auf dem Lande traf mich plötzlich die Nachricht, daß meine Tante Dorothea gestorben sei und wider alles Erwarten nicht anderweitig über ihr sehr bedeutendes Vermögen verfügt habe.

Das Haus, das meiner Tante gehörte, liegt in Berlin „am Karlsbade". Wer diese Gegend kennt, dem wird längst zwischen den reizvollen und wohlgepflegten Gärten, den prächtigen Villen und palastartigen Häusern dieser Straße ein Gebäude aufgefallen sein, das morsch und verfallen in einem gänzlich verwilderten Garten daliegt, wie ein vergessenes Ueberbleibsel aus alter Zeit. Hier hatte die alte Tante ein einsames Sonderlingsleben geführt, dessen Kernpunkt ein unbesiegliches Mißtrauen gegen alle Menschen und insbesondere gegen alle Verwandten bildete; weshalb ich kaum in meinem Leben Gelegenheit hatte, sie zu sehen, und noch weniger, sie kennen zu lernen.

Ich langte am Nachmittag in Berlin an, und nachdem ich mein Gepäck in Frederichs kleines, freund-

liches Hotel in der Potsdamer Straße gebracht hatte, machte ich mich sofort auf, das Haus „am Karlsbade“ aufzusuchen. Die mürrische, alte Haushälterin empfing mich und führte mich in das Zimmer, wo die Verstorbene in ihrem letzten Ruhebette lag. Die Vorhänge waren niedergelassen und auf einem schwarzbehangenen Postament zwischen brennenden Lichtern stand der offene Sarg. Die Alte schlürfte wieder hinaus und ließ mich allein. Ich sah die harten, scharfen Züge, in denen doch noch die Spuren früherer Schönheit bemerklich waren, nun zum letztenmal. Es war mir, als wäre ein Zug des Friedens und der Milde darin, den ich im Leben nie bemerkt hatte. Ueber den Sarg, auf die Totenkleider und auf das schwarze Postament waren Blumen gestreut und zwar von einer milden Hand, die Verständnis für dergleichen hatte. Ich wußte mit Gewißheit, daß die Haushälterin das nicht gethan haben konnte.

Die Bestattung fand nach letztwilliger Bestimmung am Abend statt und verzögerte sich so lange, daß schon die Dämmerung eintrat, als der schwarzbehangene Wagen mit dem Sarge fortfuhr. Es war ein ödes Begräbnis. Sie hatte keine Fäden ins Leben gesponnen und sich keine Herzen verknüpft, keine Teilnahme folgte ihr nach. Einsam rumpelte das schwarze Gefährt durch die Straßen, und nebenher wandelten sechs von den schwarzen Lohndienern des Todes, deren Beruf diese Beschäftigung mit sich bringt. Sie gingen zu beiden Seiten des Wagens und in ihren rötlichen Gesichtern trugen sie einen Ausdruck bezahlter Trauer, gemischt

mit einem wehmütigen Zug ewig unstillbarer Sehnsucht nach geistigen Getränken. Hinterher folgte ich in einer schwarzen Trauerkutsche.

Es war ein dunkler, wolkenverhangener Sommerabend. Unterwegs fing es an leise zu regnen, und als wir am Kirchhofe anlangten, war die Dunkelheit ganz hereingebrochen. Der Totengräber kam mit einer Laterne, die in die Kronen der Bäume gar seltsame Lichter warf und sich in dem vor Nässe glänzenden eisernen Kirchhofsthor spiegelte, und knarrend thaten sich die Thorflügel auf. Der Totengräber ging mit der Laterne voran; die sechs Träger folgten mit dem Sarge. Ein langer Weg durch Gräber, Grabkreuze und Monumente, die vom Lichte der Laterne in nassem Glanze hervorleuchteten und wieder verschwanden. Endlich aus einer weißen Kapelle gähnte uns eine dunkle Thoröffnung entgegen. Der Totengräber stellte seine Laterne auf den Sarg des verstorbenen Gatten und ging fort. Die Träger setzten ihre Bürde ab und verschwanden ebenfalls, während ich die Kränze, die ich mitgebracht hatte, niederlegte und noch einen Augenblick verweilte. Es war ganz still ringsum, denn der Kirchhof lag ziemlich weit von der Stadt, nur das unablässige Rieseln des Regens war vernehmlich. Vor meinem Geiste sah ich es fließen und gleiten wie einen stillen dunklen Strom unablässig, und wir alle treiben mit ihm, weiter und weiter hinaus bis in das große unbekannte Meer, von dessen Ufern keine Wiederkehr ist.

Ich schickte den Wagen fort und wanderte zu Fuß langsam durch den rieselnden Regen in mein Hotel zurück.

⁎

II.

Geschäftliche Angelegenheiten, die Ordnung des Nachlasses betreffend, füllten die nächste Zeit aus. Dabei war es Sommer, glühender, regenloser, staub-erfüllter Sommer, und wer solche Jahreszeit in Berlin kennen gelernt hat, der weiß, daß diese Stadt dann als ein klimatischer Kurort für Leute, die an zu großer Lebenslust leiden, von unschätzbarem Werte ist. Zuweilen rettete ich mich des Abends ins Freie und einmal sah ich das große Häuserwesen vom Kreuzberge aus vor mir liegen, eingehüllt in einen graublauen Dunst, aus dem nur die Türme wie luftschnappend hervorsahen. Das Rollen und Rauschen der Großstadt, das mir durch die Nachmittagsstille herüber drang, erschien mir wie das leise Brodeln und Schmoren eines Gerichtes, das man in seinem eigenen Dunste gar werden läßt. Der unabläßig herniederbrennende Sonnenschein heizte Steinhäuser und Steinpflaster mit solcher Glut, daß keine Nacht mehr Abkühlung brachte; und als ich eines Morgens nach einer vor Hitze schlaflosen Nacht schon um drei Uhr ins Freie strebte, schlug mir noch immer die Wärme eines Backofens entgegen. Ich besah mir alle Tage zur Abkühlung auf der Karte die nördlichen Länder und

schwelgte in der Vorstellung einer grönländischen Reise. Die Hochachtung, die ich sonst kühnen Polarfahrern entgegengetragen hatte, begann bedeutend zu sinken gegen den grenzenlosen Respekt, den mir die einzuflößen begannen, die, äquatoriale Hitze nicht scheuend, das Innerste von Afrika zu durchforschen trachteten.

In meinem Hotelzimmer hing die Darstellung einer Wassernymphe, die mit dem üblichen Kruge und dem gebräuchlichen Kleidermangel in der gewohnten Grotte am Wasser saß. Ich betrachtete sie Tag für Tag mit brennendem Neide darüber, daß ihre gesellschaftliche Sonderstellung, sowie ihr wässeriger Beruf es ihr gestatteten, so wenig anzuhaben. Die unzähligen Mengen von kühlenden Getränken, die ich in mich hineingoß und die in meinem Innern spurlos verzischten, spotten jeglicher Beschreibung. Dabei zogen sich meine Geschäfte so in die Länge, daß ich fürs erste ein Ende noch nicht abzusehen vermochte, und ich begrüßte deshalb mit Freuden den Vorschlag der alten Haushälterin, aus dem Hotel in das Haus „am Karlsbade“ zu ziehen, denn in dem alten weitläufigen Gebäude und dem großen schattigen Garten hoffte ich ein kühleres Dasein zu finden. Bisher war es für mich nicht möglich gewesen, dort zu hausen, weil alle Zimmer, die meine Tante nicht direkt bewohnt hatte, sich in einem durchaus unbrauchbaren Zustande befanden und die anderen noch nicht zweckentsprechend hergerichtet waren.

An dem Nachmittage meines Umzuges war die Hitze auf den äußersten Grad gestiegen und hatte sich bereits der Innenräume des Hauses und des Schattens

der Bäume bemächtigt. Ich verbrachte den Tag damit, mein neues Besitztum einer eingehenden Besichtigung zu unterwerfen. In den Räumen, die meine Tante bewohnt hatte, war alles in gutem Stande, und ein frischer Strauß Blumen aus dem verwilderten Garten zierte den Theetisch im Wohnzimmer. Wieder fiel mir die reizende und sinnvolle Anordnung der Blumen auf. Die übrigen Räume waren in dem Zustande des Verfalles geblieben, den meine Tante augenscheinlich begünstigt oder jedenfalls nicht gehindert hatte.

Ich durchwanderte die verstaubten und mit Spinnweben bedeckten Räume. Bis auf das Knirschen der fleißigen Holzwürmer in den alten verschnörkelten, krummbeinigen Möbeln war es totenstill dort; und alle die zahlreichen Uhren, für die meine Tante eine besondere Liebhaberei gezeigt hatte, waren abgelaufen, mit starrem Zeiger jede auf eine andre Stunde deutend. Ich öffnete die Fenster, um Luft und Licht einzulassen, allein es kam nur eine drückende Glut, und die Ströme des Sonnenlichtes erflimmerten von unzähligen Stäubchen. Ueberall lagerte jene dumpfe Schwüle unbewohnter Räume, überall war Moder und Staub. Alte künstliche Blumensträuße, die in chinesischen Vasen auf den Schränken standen, zerfielen bei der Berührung zu Pulver, und aus den Teppichen und Vorhängen erhoben sich in Scharen aufgescheuchte Motten, die dort bereits in unzähligen Generationen ungestört gehaust hatten. Ich schaute hinaus in den schweigenden, verwilderten Garten, der im Druck der Sonnenglut schmachtend dalag. Die Steige waren mit Gras be-

wachsen und auf früheren Blumenbeeten stand hohes Unkraut. Wilder Wein und Epheu waren, von keiner Menschenhand mehr gezügelt, ihre eigenen Wege gegangen und hatten sonderbare Guirlanden und Bogengänge gesponnen; die Obstbäume waren ohne Pflege ins Holz geschossen und Hecken und Sträucher, die früher unter der Schere des Gärtners gewesen waren, hatten wilde Triebe und Aeste in die Höhe gesendet und triumphierten in trotziger Ungebundenheit über die einstige Sklaverei.

Die brütende unheimliche Stille des bröckelnden Verfalls ward mir unbehaglich. Ich begann alle Uhren im ganzen Hause aufzuziehen, um nur eine Art Leben um mich zu haben.

Als ich hinaufging, um den Boden zu besichtigen, fand ich die Thüre zur Bodentreppe verschlossen. Da mir auch zugleich einleuchtete, daß unter dem Ziegeldach die Glut unerträglich sein müsse, beschloß ich, einstweilen das Extrem zu thun und mich in den Keller zu begeben. Hier ward mir eine fröhliche Ueberraschung zu teil. Aus den früheren Tagen meiner Tante lagen hier noch sehr ansehnliche Weinvorräte, und da dieser edle Stoff nicht zu den Schätzen gehört, die Motten und Rost fressen, sondern im Gegenteil Alter und behagliche Ruhe seine Güte bis zu einer gewissen Grenze vermehren, so hatte hier unten die Methode, die oben Zerstörung schuf, herrliche Vollendung gezeitigt. Ich nahm zwei Flaschen mit edlem Rheinwein hinauf, schickte die Alte nach Eis und nahm mir vor, den Akt meiner Besitzergreifung am Abend

einsam zu feiern. Es fing bereits an zu dämmern und ich beschloß, ehe es dunkel wurde, in den Garten hinab zu gehen. Dabei wurde mir in einer dämmerigen Ecke des Vorplatzes der seltsame Anblick eines gelben Gartenstrohhutes mit blauem Bande zu teil, der an einem Kleiderriegel hing. Es wäre Frevel gewesen, diese Kopfbedeckung, die einen, wenn auch nur leisen Anflug der neuesten Mode zeigte, der alten Haushälterin zuschreiben zu wollen.

In dem verwilderten Garten brütete die Schwüle und der unbarmherzig klare und wolkenlose Himmel verhieß einen ungeminderten Fortbestand dieser erfreulichen Witterung. Am Ende des dürstenden und lechzenden Raumes schien es mir plötzlich wie eine grüne Oase entgegen. Ein kleiner Fleck in der Nähe eines Pumpbrunnnes zeigte Pflege und die Spuren einer liebenden Hand. Um eine wuchernde Geißblattlaube herum waren einige wohlgepflegte, von Blumen leuchtende Beete; die Steige waren von Unkraut befreit und sauber geharkt. Dieses kleine Schmuckplätzchen machte einen seltsamen Kontrast gegen die sonstige Verwilderung. Mir fielen sofort die Blumen auf meinem Schreibtische und der geheimnisvolle gelbe Gartenstrohhut wieder ein.

Dort im Sande des geharkten Steiges, was war das? Zierliche Spuren eines Mädchenschuhes, die in die Laube hineinführten, leider aber auch wieder heraus, wie ich zugleich bemerkte. Man sah es an der Spur, wie elastisch und sicher der Schritt war, der sie hervorgebracht hatte.

Hier standen die Füßchen stärker abgedrückt, neben dem Levkojenbeet: offenbar hatte man sich zu den Blumen hinabgebeugt, dort wieder bei den Verbenen und dort zwischen den Nelken war er tief in das weiche Gartenland geprägt; das hatte offenbar den Monatsrosen gegolten, die die Mitte des Beetes zierten.

Es gibt nichts, was die Phantasie mehr anregt, als die Spuren eines zierlichen Mädchenfußes. Mich begann das Rätsel, das sich aus all diesen kleinen Anzeichen zusammensetzte, mit großer Teilnahme zu erfüllen. Ich horchte unwillkürlich in den Garten hinaus, mir war, als müsse ich ein feines silbernes Lachen oder das Rauschen eines Kleides in den Gebüschen vernehmen, allein nur das unablässige Geschwätz der Sperlinge, die in den Pappeln zur Ruhe gingen, und das Schrillen der Turmschwalben aus der hohen Luft drang an mein Ohr. Unterdes war es dunkel geworden und ich kehrte in das Haus zurück.

Ich fand mein Zimmer bereits erleuchtet und einen gedeckten Tisch meiner wartend. Wieder berührte mich anmutig die freundliche Art der Anordnung, mir war, als schwebe noch ein Hauch dieses geheimnisvollen und anmutigen Wesens in dem Zimmer. Ich stellte die Flaschen in Eis und harrte des Weiteren. Mir war, als müsse sich nun das Rätsel lösen. Endlich ward draußen ein Schritt vernehmlich, leider nur der wohlbekannte schlürfende der Alten: sie trug das Abendessen auf. Dabei keuchte sie so ausnehmend, daß ich ihr den freundschaftlichen Rat gab, sich doch eine jüngere Stütze beizulegen, da sie in ihrem Alter der Ruhe bedürftig sei.

„Das ist nur mein Asthma," sagte sie, „es geht vorüber. Frau Geheimrätin hab' ich zwanzig Jahre bedient und keine Hilfe nötig gehabt, die Frau Geheimrätin litten auch an Asthma." Dabei sah sie mich lauernd seitwärts an: mein guter Rat schien ihr Verdacht zu erregen.

„Sie pflegen so hübsche Blumen hinten im Garten, Brigitte," sagte ich mit veränderter Taktik. Sie warf mir wieder einen lauernden Blick zu: „Ein paar Blumen fürs Haus und für die Vasen, das muß schon sein," brummte sie; damit schlürfte sie wieder hinaus.

Ich entkorkte eine Flasche und bemerkte dann, daß die Alte vergessen hatte, ein Glas hinzuzusetzen. Es stand ein Schrank im Zimmer mit hundert Dingen von Porzellan und dergleichen, und es glückte mir, darin einen alten grünen Römer mit mattgeschliffenem Weinlaubkranz und hohem Fuß zu entdecken. Dabei mußte ich lächeln über die Unmasse von Tassen und Gläsern, die ich besaß. Dies bewegliche Eigentum stand allerdings in einem hervorragenden Kontrast zu dem Bierseidel mit Zinndeckel und der gemalten Tasse ohne Henkel, die früher meine einzigen Besitztümer dieser Art ausmachten.

Als ich nach dem Essen behaglich auf dem Sofa lag und eine Zigarre rauchte, spannen sich diese Gedanken weiter aus. Mir fehlte jetzt eigentlich weiter nichts als eine Frau. Alle sonstigen Dinge waren vorhanden und wenn Motten und Holzwürmer im Laufe der Zeit etwas weniger im Gebiete des Stoffwechsels gearbeitet hätten, brauchte sie nicht einmal eine Aus-

steuer. Aber in der großen Eisenkiste lagen ja unzählige Papiere, die besten Pflaster auf alle diese Wunden. Ich sah das Haus neu entstehen und freundlich und glänzend in wohlgepflegtem Garten liegen, ich sah eine anmutige Gestalt sich darin umthun, ich sah sie mit einem gelben Strohhut in den Garten gehen, wo in den frischgeharkten Steigen kleine zierliche Spuren hinter ihr zurückblieben; ich sah sie zwischen den leuchtenden Blumen stehen, den Kopf voll Anmut mir zugewendet, ich spürte den Levkojenduft — ja ich spürte ihn wirklich — er kam aus dem Blumenstrauße, der in dem zierlichen venetianischen Glase auf dem Tische vor mir stand.

Unterdes war es spät geworden, ich sah nach der Uhr, es war bereits elf Uhr vorüber. In der unbelebten Straße war es längst still, zuweilen fuhr mit fernem leisen Donner ein Zug der Potsdamer Eisenbahn über die Kanalbrücke oder einsame Schritte tönten hallend auf dem Steinpflaster vorüber. Ich beschloß zu Bette zu gehen.

Ein seltsames und ehrwürdiges Gebäude sollte mich diese Nacht aufnehmen. Ich hatte noch nie in einer solchen Pagode geschlafen, es bedrückte mich förmlich. Ein pyramidales Gerüst mit einer großen goldenen Kugel an der Spitze. Vier Löwenklauen hielten dort eine Flut von Gardinen, die sich bis auf den Boden ergossen und mit einem bunten Arabeskenwerk geziert waren, das von einer jegliche Naturwahrheit selbstschöpferisch verachtenden Phantasie des Künstlers Zeugnis ablegte. Ich schlug die Gardine zurück und

erschaute über mir auf einem Gebirge von Kissen das Hochplateau, das mir zum Nachtlager dienen sollte. Nun ward mir auch die Bedeutung einer kleinen Trittleiter klar, die in der Nähe des Bettes stand und deren Stufen mit Teppichstreifen beschlagen waren. Ohne hervorragende turnerische Befähigung wäre es sonst nicht möglich gewesen, den Gipfel dieser Schlafeinrichtung zu erreichen.

Ich befahl meine Seele den himmlischen Mächten und stieg zur Probe hinauf. Eine Flut von weichen Kissen schlug über mir zusammen, als ich mich niederlegte. Sofort sah ich ein, daß ich bei der obwaltenden Hitze in diesem Kissenmeer kein Auge zuthun würde. Kurz entschlossen nahm ich die Decke und ein Kissen mit, kehrte in das Wohnzimmer zurück und legte mich dort halb ausgekleidet auf das Sofa.

War es nun der genossene Wein oder war es die dumpfe Schwüle, die im Zimmer herrschte, meine so glückliche Fähigkeit im Einschlafen hatte mich an diesem Abend verlassen. In der Stille der Nacht wurden alle die Töne hörbar, die das Geräusch des Tages sonst übertönt, und es bemächtigte sich meiner bald jene nervöse Spannung, die auf jeden Laut achtet, der sich hervorthut. Wer da weiß, über welche Fülle von knackenden und polternden, rieselnden und raschelnden Tönen ein altes vernachlässigtes Haus gebietet, der wird es begreiflich finden, daß ich bald vollauf zu thun hatte. Ein Knacken und Dehnen ging zuweilen durch die alten Möbel, als reckten sie die von langem Stehen versteiften Glieder; und wenn ich in dem un-

gewissen Dämmerdunkel des Zimmers auf die Schränke und Lehnstühle starrte, so schienen sie sich zu regen und die alten vermorschten Kugel- und Löwenbeine zu heben. Dann wieder kam ein Geraschel die Tapeten herab und ein leises Geriesel hinterher, dann knisterte es in den Ecken mit Papier, dann tappte es im Schlafzimmer auf dem Fußboden, dann war wieder ein Gepolter in den Räumen über mir oder ein Geräusch wie von leise schlürfenden Schritten. Ich versuchte zu schlafen; allein kaum hatte sich ein leichter Nebel um meine Sinne gebreitet, so riß mich ein neues seltsames Geräusch wieder zum Lauschen empor. Manchmal war es mir, als höre ich draußen leise Schritte im Gartenkies und flüsternde Stimmen. Mir fiel meine große eiserne Kiste ein, mit den unzähligen Papieren, die vielen Wertgegenstände, die in den Zimmern zerstreut waren, und zugleich die einsame Lage des Hauses. Einmal stand ich auf und sah in den Garten hinaus, der im dunstigen Mondlichte dalag. Es war nichts zu sehen als der einsame Mondschein und die tiefschwarzen Schatten der Bäume. — Wenn ich sonst nichts vernahm, so war immer das unabläſsige Ticken der unzähligen Uhren da: ich bereute jetzt, daß ich sie alle aufgezogen hatte. Von der Diele tönte der kräftige Pendelschlag der Wanduhr und im Zimmer tickte es unentwirrbar durcheinander, wie ein Geschwätz von vielen Stimmen. Es schien mir, als habe ich schon eine ewige Zeit schlaflos gelegen, und ich ließ meine Uhr repetieren. Sie schlug zwölf. Kaum waren die feinen Klänge verhallt, so fing eine alte

ehrwürdige Uhr mit Alabastersäulen, die auf dem Sekretär stand, an zu knurren und zu murren, als halte sie dies für einen Eingriff in ihre Rechte, der Perpendikelschlag wurde ganz lautlos, als hielte sie den Atem an, dann schnurrte etwas in ihr und sie fing an, heiser und bedächtig ebenfalls zwölf zu schlagen. Aber eine andere kleine cholerische Uhr fuhr dazwischen mit hellem klingenden Schlage und ward noch eher fertig, als das alte würdevolle Gestell. Nun rief es dumpf wie aus weiter Ferne: kuckuck, kuckuck — zwölfmal. Dann fingen im Schlafzimmer zwei gleichzeitig an und liefen um die Wette, und als der Kampf noch nicht entschieden war, holte die alte Dielenuhr brummend aus und übertönte sie. Nach einer kleinen Pause kam noch eine hinterher mit scharfem, schnellem Schlage, als habe sie Versäumtes einzuholen, und dann blieb es still.

So oft ich auch früher die Geister- und Gespensterfurcht mancher Menschen belächelt hatte, in diesem Augenblicke fing ich an einzusehen, daß es Momente gibt, in denen der Mensch für das Uebernatürliche besonders empfänglich ist. Mit einem gewissen Schauder empfanden meine aufgeregten Sinne den Beginn der Geisterstunde. Ich ruhte zur Nachtzeit in den Räumen, die meine Tante täglich bewohnt hatte, und plötzlich nahmen alle Geräusche und Töne, die ich hörte, eine andere Deutung an. Im Schlafzimmer war es manchmal wie das leise Atmen eines Schlafenden; zuweilen fuhr ich im plötzlichen Schreck zusammen, denn es streifte mich ein Hauch wie von einer wandelnden Ge-

stalt. Mir kam wieder in die Erinnerung, was ich in diesen Tagen schon öfter empfunden hatte, nämlich die außerordentliche Gleichartigkeit meiner Lage mit der Alexanders in der vortrefflichen Erzählung des alten E. T. W. Hoffmann: „Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde.“ Wahrlich, es fehlte nichts, als daß die alte Tante des Nachts umginge und an ihrem Medizinschrank mit Gläsern klapperte, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen. Endlich machte doch die Uebermüdung ihre Rechte geltend und ich verfiel in einen Halbschlaf aus Traum und Wachen gemischt, der vielleicht eben zum wirklichen Schlaf werden wollte, als das leise Knarren einer Thür und ein Lichtschein, der an die Wand fiel, mich jäh wieder weckte. Mein Herz, wie von einer eisigen Kralle gepackt, zog sich krampfhaft zusammen, als ich sah, wie die Thür nach der Diele leise und vorsichtig sich öffnete und der hereinfallende Lichtschein sich verstärkte. Dann kam eine helle weibliche Gestalt in einem Nachtgewande zum Vorschein, die eine Blendlaterne in der Hand trug. Sie lehnte vorsichtig die Thür wieder an und ging mit lautlosen Schritten quer durch das Zimmer zu einem kleinen Wandschrank, der unverschlossen war. Sie stellte die Laterne auf ein Pult, öffnete den Schrank und dann hörte ich ein leises Klingen und Klappern wie von Glas. Plötzlich rutschte der Stuhl, auf den ich meine Hand gestützt hatte, aus und gab ein lautes Geräusch, ich sah die Gestalt, ein junges schönes Mädchenantlitz, von der Laterne scharf beleuchtet, mir zuwenden, dann ein Schrei, ein dumpfer Fall,

ein Gepolter der stürzenden Laterne, ein unterdrückter Seufzer hinterher und alles war dunkel und still.

Ich sprang eilend vom Sofa und machte Licht. Das junge Mädchen lag lautlos da und regte sich nicht. Ich beugte mich über sie und glaubte ein leises Atmen zu verspüren, es war also nur eine Ohnmacht. Anfangs war ich ganz ratlos und wußte nur, daß etwas geschehen mußte, aber die Verwirrung ließ mich zu nichts kommen. Endlich verfiel ich auf das Einfachste, nahm die junge Gestalt auf meine Arme und trug sie auf einen Lehnstuhl. Dann holte ich Wasser und spritzte es ihr ins Gesicht. In den Zwischenpausen riß ich so stark an der Klingel, daß der ganze Glockenzug mit Gepolter herabfiel. Die alte Haushälterin kam scheltend und hustend über die Diele; mit verzerrtem Angesicht sah sie, was vorging.

„Was ist das,“ keifte sie, „was haben Sie ihr gethan?“

„Sehen Sie denn nicht, daß das Fräulein ohnmächtig ist,“ rief ich, „hier heißt es helfen und nicht schwatzen!“

Die Alte ging zu dem Wandschrank und fingerte zwischen den Gläsern, dann brachte sie ein kleines Fläschchen herbei und rieb mit dem Inhalt die Stirn der Ohnmächtigen.

„Wie kommt das Mädchen hierher,“ fragte ich, „zur Nachtzeit?“

„Es ist meine Nichte,“ sagte die Haushälterin. „Heute nacht kam mein altes Asthma und die Frau Geheimrätin hatten ein Mittel dagegen in diesem

Schrank. Und als ich so in der Angst lag, da erbot sich das junge Ding, hinzugehen und das Mittel zu holen. Wenn ich's doch nicht gelitten hätte! Was haben Sie mit ihr gemacht, was haben Sie ihr gethan?"

„Sie muß geglaubt haben, einen Geist zu sehen," sagte ich, „sie schrie auf und fiel hin in einem Moment."

„Ja, ja," sagte die Alte, fortwährend reibend mit unheimlichem Ernste, „die Frau Geheimrätin gehen um, sie haben keine Ruhe in der alten Kapelle. Ich höre sie oft des Nachts leise einhergehen, wie früher, wenn sie nicht schlafen konnten. Ich habe sie auch schon oft gesehen, sie nickten mir zu mit dem blassen Gesicht, dort aus der Ecke vorgestern abend, aber ich fürchte mich nicht," kicherte sie, „habe die Frau Geheimrätin so lange gekannt. ... Das arme Ding, wie sie sich erschrocken hat. Margarete, mein Kind, wach auf, komm zu dir, es ist ja niemand mehr da."

Die Wangen des Mädchens röteten sich langsam, die Atemzüge verstärkten sich; und da ich fürchtete, daß mein Anblick ihr in dieser Lage peinlich sein würde, ging ich in das Schlafzimmer. Bald hörte ich die sanfte Stimme der Erwachenden, aber ohne zu verstehen, was sie sagte, dann zogen sich beide wieder in ihre Räume zurück.

Das Geheimnis des Hauses war auf eine seltsame Weise gelöst und zwar nicht zu Gunsten meiner Nachtruhe; — erst am frühen Morgen fiel ich aus einem unruhigen, oft unterbrochenen Traumschlaf in festen Schlummer.

*

III.

Als die Alte mir am Morgen den Kaffee brachte, hatte sie etwas Lauerndes; ich sah, daß sie mir etwas zu sagen hatte. Ich fragte sie nach dem Befinden ihrer Nichte.

„Sie ist schon fort, heute morgen abgereist,“ versetzte sie schnell, „es war schon vorher so bestimmt, und da ihr der Schreck nichts geschadet hat, so ließ ich sie reisen.“ Dabei spielte ein befriedigtes Lächeln um ihren alten welken Mund, und sie schielte mich von der Seite an, als wolle sie die Wirkung dieser Nachricht auf mich beobachten. Ich that ihr nicht den Gefallen, mich verwundert zu zeigen: „So?“ sagte ich gleichgültig und vertiefte mich scheinbar eifrig in meine Zeitung.

Diese Nachricht berührte mich peinlich, denn ich muß gestehen, ich brachte das Bild dieses Mädchens nicht aus meiner Phantasie. Immer wieder fühlte ich die volle anmutige Gestalt in meinen Armen ruhen, immer wieder sah ich sie vor mir liegen, blaß, schön und hilflos, die eine schwere Flechte des dunklen Haares auf dem weißen Gewande ruhend. Alle die kleinen Anzeichen, die ihre Erscheinung eingeleitet hatten, und alle Phantasien, die ich daran geknüpft hatte, vereinigten sich mit der Wirklichkeit zu einem Bilde, das einen wunderbaren Zauber für mich hatte und nicht aus meinen Gedanken wich. Ich ging aus und streifte den ganzen Morgen im Tiergarten umher, allein das Bild und die Gedanken verließen mich nicht. Nachher stand ich zu Hause lange vor dem Lehnstuhl, ich rückte ihn mir zurecht, wie er in der Nacht gestanden hatte.

Dann ging ich in den Garten und suchte die verblaßten Spuren in den Steigen wieder auf; ich kehrte ins Haus zurück und vergrub mein Angesicht in den duftenden Strauß, der auf meinem Tische stand. Darauf versank ich wieder in eine nachdenkliche Betrachtung des Lehnstuhls, als wolle ich seine verschollenen Formen und die verblaßte Farbe seines Ueberzuges für die Ewigkeit in mein Gedächtnis prägen. Ich glaube, kein Archäologe hat den Kaiserstuhl zu Goslar oder sonst eine historische Sitzgelegenheit jemals mit solchem Interesse betrachtet, als ich diesen alten wackeligen Lehnstuhl. Einmal war ich im Begriff, mich darauf zu setzen, aber ich that es nicht. Ich klingelte, denn ich empfand ein brennendes Bedürfnis, mit Brigitte über ihre Nichte zu sprechen; meine Seele sehnte sich nach Details. Die Alte mit ihrem lauernden Gesicht und ihrem schleichenden Wesen benahm mir sofort alle Lust, und meine Absicht erschien mir wie eine Profanation. Ich geriet in Verlegenheit, da ich nun gar nicht wußte, was ich ihr sagen sollte. In meiner Verzweiflung beauftragte ich sie, mir bei der nächsten Gelegenheit Zigarren zu bestellen, obgleich ich wohl wußte, daß noch gegen neunhundert Stück vorrätig waren.

Gegen diesen Zustand mußte etwas geschehen. Ich erinnerte mich, daß der Boden bis jetzt meiner Generalinspektion entgangen war, und beschloß hinaufzugehen, indem ich bei meiner Vorliebe, in altem Gerümpel zu stöbern, hiervon eine Ableitung meiner Gedanken erhoffte. Als ich hinaufging, sah ich die Alte sich im Garten zu schaffen machen.

Wem aus seiner Kindheit noch ein Stück Bodenpoesie in Erinnerung geblieben ist, der wird verstehen, welchen seltsamen Zauber alte Rumpelkammern, Invalidenanstalten für pensioniertes Hausgerät und ausgediente Mäntel auszuüben verstehen. Auf diesem Boden, unter der Glut eines von flammender Sonne bestrahlten Ziegeldaches, war das Ideal eines solchen Gerümpelheiligtums zu finden. Ich bedauerte fast schmerzlich, hier nicht meine Kindheit verlebt zu haben. Weitläufig, winkelig, verbaut und verstellt von tausend sonderbaren Gegenständen — mit dunklen, dämmerigen Ecken und kleinen plötzlichen Glasscheiben im Dach, die einen scharfen Lichtstrahl heraushoben, diese Einrichtung war märchenhaft. Meine Augen fielen auf zwei alte verstaubte Kisten mit schnörkelhaftem Eisenbeschlag, die meine Aufmerksamkeit erregten, und ich beschloß, sie näher zu untersuchen. Sie waren nicht verschlossen und der Inhalt bestand aus Büchern und Papieren. Alte vergilbte Manuskripte von der Hand meiner Tante, alte verschollene Gedichte, die sie abgeschrieben hatte, Gedichte mit kleinen niedlichen romantischen Gefühlen, die einst unsere Mütter begeisterten. Ich blätterte darin herum. Wie unersprießlich und verschimmelt erscheint die Poesie der Tagesmode nach fünfzig Jahren. Dann kamen unzählige Taschenbücher, die Vorläufer unserer illustrierten Journale, mit süßlichen Kupferstichen und mit Altären, Kränzen und Genien auf dem Titelblatt. Als ich so zwischen den Iris, Iduna, Euphrosyne und wie die Titel dieser Taschenbücher nun alle hießen, umherstöberte, hörte ich

plötzlich den Schritt der Alten auf der Bodentreppe. Ich saß hinter einem Ofenschirm außer Dienst und zwischen einigen quiescierten Lehnstühlen auf einem Kasten und konnte ungesehen durch ein großes Mottenloch hinauslugen. Sie kam die Treppe herauf und ging quer über den Boden zu der Thür eines Mansardenzimmers, die mir bis jetzt noch nicht aufgefallen war, da alte Schränke, die daneben standen, ihren Schatten auf sie warfen. Sie verschwand hinter dieser Thür und plötzlich zuckte ich zusammen, denn ich hörte eine Stimme, deren Klang mir von der letzten Nacht her nur zu wohl im Gedächtnis haftete. Das junge Mädchen war noch hier, und die Alte hatte es verleugnet. Was war für ein Grund vorhanden, dies Mädchen in so geheimnisvoller Weise zu hüten und zu verbergen wie einen Goldschatz?

„Der Zug geht morgen um sieben Uhr," hörte ich Brigitte jetzt sagen, „den Wagen habe ich schon bestellt."

Die Thür war nicht ganz geschlossen und ich konnte, wo ich saß, jedes Wort verstehen.

„Warum soll ich denn aber so plötzlich fort," sagte das Mädchen, „und warum muß ich heute hier oben eingesperrt sitzen und darf nicht hinunter? Ich bin jetzt wieder ganz wohl und es ist so öde hier, ich mag nicht immer den alten Giebel vom Nebengebäude ansehen."

„Kind, du verstehst das nicht — und dann habe ich ihm gesagt, du seiest schon fort — wenn er nun dich doch sieht, was soll er von mir denken?"

„Aber ich verstehe es gar nicht, ich verstehe es durchaus nicht, weshalb er mich nie sehen sollte. Er

hat doch so ein gutes Gesicht und so freundliche Augen" (wirklich, das sagte sie), „was sollte er mir wohl anhaben, ich glaube, der kann keinem Kinde etwas zuleide thun. Und kennst du ihn denn — du denkst dir doch nur, daß er so schlecht ist."

„Du bist ein junges, unerfahrenes Ding," schalt die Alte, „und kennst die Männer nicht. Selbst den guten soll ein junges Mädchen nicht trauen, wenn es arm ist und er reich, und wenn es umgekehrt ist, erst recht nicht. Die Armen angeln nach Gold und die Reichen nach Schönheit und Unschuld. Ich habe es gestern wohl gesehen, wie er mit den Augen dich nicht losließ, als du auf dem Lehnstuhl lagst. Heute morgen that er so gleichgültig, als er nach dir fragte ..."

„Hat er nach mir gefragt?"

„Natürlich hat er, — und that so gleichgültig; allein mir macht er nichts vor. Ich habe ihm gesagt, du wärest abgereist."

„Ich wäre so gern noch hier geblieben — es wird dir ja schon alles so schwer bei deinem Alter — und meine kleine liebe Ecke im Garten — laß mich doch bleiben, ich will mich auch nie sehen lassen, wenn er im Hause ist."

„Nun geht es doch nicht mehr, da ich ihm heute das gesagt habe. Und wenn es auch ginge, ich leide es doch nicht. Warum hat die Frau Geheimrätin so ein verlassenes Leben geführt und ist einsam gestorben? Die Männer sind daran schuld. Wenn du die gesehen hättest, die hier im Hause aus und ein gingen, als sie eine blutjunge Witwe war, du würdest nicht mehr zweifeln. Und dann kam einer, der war anders als

die übrigen, und die Frau Geheimrätin meinte das auch. Ich dachte, der könnte der Rechte sein, er hatte so etwas Gerades und Ehrliches und paßte auch von Größe, es hätte ein schmuckes Paar gegeben. Der war aber gerade der Schlimmste, er verstand nur sein Handwerk besser als die anderen. Als es herauskam, hat die Frau Geheimrätin sich's zu Herzen genommen, und so ist es gekommen, daß sie von den Menschen nichts mehr wissen wollte. — Es kann ja mal einer gut sein, wie dein Vater zum Beispiel, aber sicherer ist, man traut gar keinem."

„Ich kann es nun einmal nicht verstehen und kann nicht denken, daß du recht hast," sagte Margarete, „es mag wohl solche Menschen geben, aber daß er so ist, das kann ich nicht glauben. Wie traurig wäre es auf der Welt, wenn es nicht anders wäre, als du sagst. Mein Leben lang habe ich nicht geglaubt, daß es so viel Schlechtigkeit geben könnte — und du weißt von ihm nicht ein Beispiel zu sagen."

„Ich habe lange genug in der Welt gelebt, um die Menschen zu kennen, und ich habe meine Augen offen gehabt. Er ist auch nicht anders als sie alle. Vor einigen Tagen stand er am Fenster, als er hier gerade im Hause war, und sah auf die Straße. Da kam da so ein leichtfüßiges Ding gegangen mit einer Musikmappe und mit langen, rotblonden Haaren, die so den Nacken herunterhingen, wie es jetzt die unordentliche Mode ist, so eine, die nach allen Männern sieht und die Augen vor und hinter sich hat. Die sah ihn am Fenster stehen und lachte ihn an, denn

ein schmucker Mensch ist er, das muß man ihm lassen.“ (Danke, alter Drache!) „Und er nickte ihr zu und lachte wieder, und sie sah sich fortwährend nach ihm um, und so nickten und lachten die beiden, solange sie sich sehen konnten. Ich sah alles recht gut, denn ich stand hinter dem großen Fliederbusch im Garten. Und den Tag darauf sah ich ihn mit dem hochbeinigen Ding gehen, und sie waren so laut miteinander, daß die Leute auf der Straße sich wunderten und ihnen nachsahen!“

Hiernach entstand eine kleine Pause, in der ich Zeit hatte, nach passenden Ausdrücken der Verwünschung für die alte Brigitte mich umzusehen, die eine unschuldige Begebenheit mit meiner kleinen rotblonden Cousine Hedwig, mit der ich auf dem harmlosesten Neckfuße der Welt lebte, also zu meinen Ungunsten ausnutzte.

„Wann geht doch der Zug?“ fragte endlich Margarete mit gedrückter Stimme.

„Morgen früh um sieben Uhr,“ sagte die Alte, „ich habe an deinen Vater telegraphiert, daß er dich von Waldenburg abholen läßt, denn allein darfst du mir nicht gehen.“

Dann öffnete sich die Thür wieder, die Alte schlurrte über den Boden und ging keuchend die Treppe wieder hinab.

Meine erste Regung war, hineinzugehen zu dem jungen Mädchen und mich zu verteidigen gegen die Vorwürfe, die man mir gemacht hatte. Aber die Scham über die Lauscherrolle, welche ich soeben gespielt hatte, und die Furcht, Margarete zum zweitenmal tödlich zu erschrecken, hielt mich davon zurück. Ein

anderer Gedanke ging mir durch den Sinn. Ich stieg eilig und leise hinab in mein Wohnzimmer, indem ich unterwegs eine Thür im zweiten Stock mit Geräusch öffnete und schloß, um der Alten die Meinung beizubringen, ich habe mich dort aufgehalten. Dann holte ich das Kursbuch hervor und suchte Waldenburg auf. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß diese porzellan- und kohlenreiche Stadt Schlesiens mir damals ganz unbekannt war, dank einem wunderbaren Geographieunterricht, der mir sämtliche größere Nebenflüsse des Amazonenstroms und alle die buntscheckigen Staaten Amerikas nebst ihren bedeutenderen Städten unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt hatte. Es war eine Station der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn: der Personenzug ging um sieben Uhr morgens, und ein Expreßzug, der diesen in Sommerfeld einholte, um neun Uhr. Von Sommerfeld an Schnellzug, Ankunft in Waldenburg abends sechs Uhr fünfzig Minuten. Ich packte einige notwendige Gegenstände in einen kleinen Handkoffer und brachte diesen abends nach Dunkelwerden heimlich in einer Droschke nach dem Bahnhof, worauf ich in meine Wohnung zurückkehrte. Am anderen Morgen erwachte ich schon um fünf Uhr. Ich stand auf und vertrieb mir die Zeit so gut als möglich. Es war bereits lebendig im Hause. Ich hörte Thüren schlagen und die Alte auf der Vortreppe husten. Um sechs Uhr kam eine Droschke mit einem verschlafenen Kutscher und einem morösen Pferd angerollt und hielt vor dem Hause. Auf der Treppe ward ein leichter Schritt vernehmlich, eine wohlbekannte, an-

mutige Stimme schlug an mein Ohr, und dann trat die leichte Gestalt in einem grauen Sommermantel vor die Thür. Während der Kutscher verdrossen vom Bock kletterte und einen großen Reisekorb aus dem Hause holte, stand sie in dem verwilderten Vorgarten und ließ die Blicke wie Abschied nehmend über das Haus und die alten, morschen, mit Epheu besponnenen Mauern gleiten. Dann stieg sie ein, die Alte klappte den Schlag zu, der Kutscher schwenkte aufmunternd seine Peitsche und das alte würdige Pferd setzte sich in jenen Heucheltrab, durch den die Berliner Droschkengäule in geschickter Weise einen mäßigen Schritt zu maskieren wissen. Die Alte schaute dem Fuhrwerk befriedigt unter sanftem Reiben ihrer knöchernen Hände nach und kehrte in das Haus zurück. Um sieben Uhr brachte sie mir wie gewöhnlich den Kaffee. Ich lag auf dem Sofa, rauchte eine Zigarre und las eine Zeitung, scheinbar ohne mich weiter um sie zu bekümmern. Die alte Brigitte hatte heute etwas Wohlwollendes in ihrem Wesen, etwas übertrieben Freundliches, das ihrem Gesicht einen Ausdruck gab, als wenn die Sonne auf altes Gemäuer scheint. Sie erkundigte sich nach meiner nächtlichen Ruhe, sie zeigte ein so unnatürliches Interesse für mein Wohlbefinden und legte in ihre Worte eine so unglaubwürdige Sanftmut, daß ich wohl bemerken konnte, wie befriedigt ihre Seele von dem Ereignis des heutigen Morgens war. Ich schmunzelte innerlich und schwieg. Als sie fort war, schrieb ich eine Karte an sie des Inhalts, daß mich Verhältnisse zu einer plötzlichen Reise nach Mecklenburg be-

wogen hätten und ich wohl in den nächsten Tagen nicht zurückkehren würde. Dann gegen acht Uhr zündete ich mir eine Zigarre an und ging, harmlos ein Liedchen pfeifend, wie zu meinem gewohnten Morgenspaziergang aus dem Hause. Ich steckte die Karte in den nächsten Briefkasten an der Ecke der Potsdamer Straße, nahm eine Droschke und fuhr nach dem Niederschlesisch-Märkischen Bahnhof. Eine Stunde später saß ich in dem Expreßzuge auf dem Wege nach Schlesien.

*

IV.

Man mag Berlin verlassen, von welcher Seite man will, immer wird man die Entsagungskraft und die landschaftliche Bedürfnislosigkeit des Volkes bewundern müssen, das verstand, in einer solchen Gegend seine Hauptstadt zur Größe und machtvollen Blüte zu bringen. Aus Ursache dieses Mangels an anziehenden Außendingen ward ich um so weniger abgelenkt von den Gedanken, die mein Inneres erfüllten. Ich war allein in meinem Coupé, und konnte ihnen ungestört nachhängen. Was nun werden sollte, hatte ich mir noch wenig überlegt. Das Abenteuerliche der Sache, der Reiz, der in der Befolgung eines plötzlichen Entschlusses liegt, hatten mich bis jetzt gefangen gehalten; in der Unthätigkeit der Eisenbahnfahrt erwachten andere Gedanken. Was bewog mich, diesem Mädchen, das ich nur zweimal flüchtig gesehen, das ich weiter gar nicht kannte, nachzureisen in die weite Welt? Warum

war ihre ganze Gestalt für mich in einen so anmutigen Schein gehüllt, daß es beseligend war, nur an sie zu denken? Es war etwas wie eine sanfte Musik in der Erinnerung an sie, und diese zauberischen Töne wichen nicht von mir. Nichts von Leidenschaft, von feuriger Glut fühlte ich, es war mehr eine sanfte, eindringliche Wärme des Herzens, und wenn dies Liebe war, so war sie gekommen wie der Mond in der stillen Sommernacht. Mir fiel ein Lied ein, das ich früher oft hatte singen hören, und unaufhaltsam summten mir die Strophen durch den Kopf:

Nimmer weiß ich, wie's gekommen,
War es doch, als müßt' es sein,
Daß mein Herz du hingenommen —
Gar so heimlich schlich es ein.

So wie Blumen still erblühen,
Wie im Lenz ergrünt die Au,
Wie nach heißen Tages Glühen
Hold und labend sinkt der Tau.

Nicht bestürmt mich wild Verlangen
Glutenvoller Sehnsuchtsmacht! —
Wie der Mond kam es gegangen
In der stillen Sommernacht!

Immerfort zu dem Takte der Räder bis zur Selbstqual wiederholte ich diese Verse. Ich habe dies Gedicht nie für ein besonderes Kunstwerk gehalten, allein heute war mein Geist in der Verfassung, eine Fülle von poetischem Honig daraus zu saugen.

Trotz alledem mußte ich mich fragen, was nun werden sollte. Ich konnte die Antwort nicht finden. Jedenfalls wollte ich Margarete nicht aus den Augen

verlieren. Wüßte ich nur ihren Wohnort, dann konnte ich alles der historischen Entwickelung überlassen.

Unter solchen Gedanken und Ueberlegungen verging die Zeit. Der Zug rannte unaufhörlich durch den glühenden Sommertag, eine Wolke von Rauch und heißem Staub hinter sich lassend. Zuweilen eine Station mit kurzem Aufenthalt und einigen gelangweilten Müßiggängern, die auf dem Perron der Ankunft des Zuges entgegenbrieten; endlich, nachdem mir die Zeit schon etwas lang geworden war, kamen wir in Sommerfeld an.

Ich vermied es auszusteigen und bekam deshalb meine schöne Verfolgte nicht zu Gesicht. Die Weiterreise nach Waldenburg verlief ohne besonderen Zwischenfall. Mir pochte das Herz und eine eigene Beklommenheit bemächtigte sich meiner, als ich in den Bahnhof von Waldenburg einfuhr. Ich übergab meine Sachen einem Bediensteten des „Schwarzen Rosses“, der auf dem Perron dem Gästefang oblag, und mischte mich dann spähend unter den Strom der Aussteigenden und Empfangenden.

Es war ein auffallendes Gedränge auf dem Bahnhof, es mußte ein Sängerfest in Waldenburg stattfinden, denn buntbeschleifte Männer stiegen in Menge aus und wurden herzlich empfangen. Ich verwickelte mich in eine solche Empfangsgruppe, wurde irrtümlicherweise unter dem Ausruf: „Mein alter guter Schulze“ von einem jovialen Sangesbruder, dessen Unterscheidungsvermögen in einer gehobenen Feststimmung bereits untergegangen war, umarmt, und ehe diese Verwechslung sich aufklärte und ich von dem Verdacht, der alte gute Schulze zu sein, gereinigt war,

hatte sich ein großer Teil des Publikums schon verlaufen. Da ich Margarete auf dem Perron nicht fand, eilte ich nach dem Ort, wo die Wagen hielten, und kam gerade früh genug, um sie auf einem leichten kleinen Einspänner die Straße hinabfahren zu sehen. Neben ihr saß ein alter Mann und führte die Zügel. Ein Wagen war jetzt nicht zu haben, wegen der festlichen Ueberfüllung; ein Müßiggänger, den ich fragte, ob er nicht den Einspänner oder seinen Besitzer kenne, belehrte mich mit großstädtischer Ueberlegenheit, daß man in einer so bedeutenden Stadt wie Waldenburg nicht jeden Menschen kennen könne. Zu Fuße nachrennen konnte ich dem Wagen auch nicht, und so blieb mir nichts übrig, als mich in das festlich geschmückte Waldenburg und in das überfüllte „Schwarze Roß“ zu begeben.

⁂

V.

Die nächsten Tage vergingen mit vergeblichen Ausflügen in die Umgegend, insbesondere nach der Richtung, wohin der Wagen damals wahrscheinlich gefahren war. Es dauerte nicht lange und mein Beginnen erregte Aufsehen und erzeugte allerlei Vermutungen. Die einen hielten mich für einen Engländer, der sich zur Ausübung einer jener Schrullen, die als ein Privilegium seines Volkes angesehen werden, hier aufhielte, und ein anderer, der in mir einen Beamten der Geheimpolizei vermutete, erzählte mir unter vielem Lachen und in sichtlichem Triumphe über seine

bessere Einsicht, die Geschichte einer tollen Wette, die der Grund meines Aufenthaltes in Waldenburg und meines auffallenden Betragens sein sollte. Als er dann mit einer geschickten Wendung auf die vorzügliche Einrichtung der preußischen Geheimpolizei kam und ich mich dazu schweigend verhielt, weil der Mann anfing mich zu langweilen, lächelte er bedeutungsvoll und verständnisinnig, und brachte als ein Mann von Welt das Gespräch auf ein anderes Thema.

Ich hatte allmählich alle Dörfer in der näheren Umgegend von Waldenburg unter Hilfe einer jener vorzüglichen Karten abgestreift, die dem preußischen Generalstabe ihren Ursprung verdanken, und nirgends hatte ich eine Spur gefunden. Des Suchens herzlich müde, dachte ich zuweilen schon daran, nach Berlin zurückzukehren und einfach meine Alte zu fragen. Da sie ihre Nichte in Sicherheit vor mir dachte, hätte sie gewiß kein Hehl aus ihrem Wohnort gemacht. Aber ich scheute diesen Weg, setzte mir noch acht Tage fest und suchte weiter.

Eines Tages war ich in Friedland, einem kleinen Städtchen, zwei Meilen von Waldenburg. Ich war mit der Post hingefahren und dachte meinen Rückweg zu Fuße über den kleinen Kurort Görbersdorf zu nehmen, den ich bis jetzt noch nicht besucht hatte. Nach diesem Dorfe führt ein näherer Weg durch die Felder von Friedland und über einen kleinen waldbedeckten Hügel, von dem man das in einem schmalen windgeschützten Seitenthale liegende Görbersdorf friedlich vor sich liegen sieht. Ich beschloß dort die Nacht zu bleiben. Nachdem ich mir in dem überfüllten Gasthof

mit Mühe ein Quartier gesichert hatte, machte ich mich nach meiner Gewohnheit auf, die nähere Umgebung zu durchstreifen. Treffe ich in einem kleinen Gebirgsdorfe einen Bach, so habe ich die Methode bewährt gefunden, seinem Laufe entgegen zu gehen. Fast immer führt dieser Weg zu anmutigen oder anziehenden Punkten. Eines der letzten Häuser im Dorf fiel mir auf, als ich vorüber ging. Es gibt Dinge, die in Einfachheit und Schönheit daliegen wie ein Gedicht. Man weiß kaum den Grund anzugeben, allein ein wohlthuender Hauch berührt das Herz, es ist die Vollendung in der Beschränktheit, die uns so angenehm erscheint. Und außerdem war mir immer, als habe ich dieses kleine Schindelhaus schon einmal gesehen, als sei ich schon einmal in den sauberen Steigen zwischen den duftenden Blumen gewandelt. Selbst der alte Mann, der behaglich auf einem kleinen Bänkchen vor der Thür saß und sein Pfeifchen rauchte, erschien mir so bekannt, daß ich mich noch einigemal nach ihm umsah.

Ich kam in die Felder und schritt den sanft ansteigenden gewundenen Weg entlang. Der Lauf des Baches war mir wie ein spielendes Hündchen zur Seite. Zuerst ging er rieselnd und plätschernd zu meiner Rechten über steinigen Grund neben dem Wege her, dann schwang er sich in großem Bogen zur Seite und nur an der gewundenen Erlenreihe im ferneren Wiesengrund konnte ich seinen Lauf verfolgen. Nun kam er wieder in neckischen Windungen näher und näher, zuweilen einen funkelnden Sonnenblitz zu mir herüberwerfend, dann in herzhaftem Lauf quer durch den

Weg, wo er zur Linken eine Zeit lang sittsam im Grunde weiter rieselte. Dann verlor er sich seitwärts an den Fuß der allmählich sich verengenden Thalwand, durch dunkleres Grün seinen heimlichen Lauf bezeichnend. Das Thal geht in zwei Spitzen aus, denn ein waldiger Berg schiebt sich mit schmaler Waldzunge zwischen die Thalwände und drängt es in zwei scharf ansteigende Rinnen zusammen. Grün und geheimnisvoll wölbte sich der Wald über den Eingang des Weges. Mein Freund, der Bach, hatte sich in die Tiefe verloren und blitzte kaum hervor und rieselte verstohlen unter feuchtbemoosten Steintrümmern und dichtem Farnkraut. Doch je höher ich stieg den steinigen Pfad hinauf, je mehr näherte sich mir der plätschernde Gesell, und endlich liefen Weg und Bach friedlich in der Thalrinne nebeneinander her. Auf den Feldern hatte zuweilen ein Mensch in der Ferne gearbeitet, hier war ich mit meinem rieselnden Gefährten allein. Eine angenehme Kühle herrschte in dem waldigen Grund, das Singen der Nadeln kam aus der Höhe und mischte sich mit dem Geräusch des Wassers zu anmutiger Waldmusik. Wo die schmale Thalrinne eine kleine Biegung um einen vorgeschobenen Felsen machte und vor mir ein sonniges Plätzchen war, ruhte ich eine Weile. Der Bach, des einförmigen Laufes müde, sprudelte hier über den Weg und blitzte zwischen den zerklüfteten Steinen in vielen rieselnden Fäden hervor. Ich stand an den Felsen gelehnt und lauschte in die Einsamkeit hinaus.

Nachmittagsstille war ringsum, die Farnkräuter hielten wie Hände ihre gefingerten Blätter dem Lichte

entgegen, auf den rötlichen Fichtenstämmen standen goldklare Harztropfen und der kräftige Sonnenduft der Tannen füllte die Luft. Ein Schillerfalter kam mit hastigem Fluge und glättete seine atlasglänzenden Flügel auf einem warmen Stein, wie im stolzen Behagen über ihre schimmernde Pracht. Mein alter Schmetterlingsjagdeifer erwachte plötzlich. Die Schillerfalter waren in unserer Gegend selten und gehörten zu den größten Schätzen einer Schmetterlingssammlung. Als Knabe hatte ich nie einen erwischt. Ich nahm meinen Sommerhut und schlich mich leise näher. Aber der Schillerfalter gehört zu den scheuesten und schnellsten Schmetterlingen. Kaum hatte ich mich ihm genähert, so hob er sich auf und schwang sich mit hastigem taumelnden Fluge vor mir her. Doch dort saß er wieder auf einem sonnigen Stein mitten im Bach, der hier in breiterer Fläche langsam einherzog. Ich tappte über hervorragende Steine, allein wieder vergebens. Ein zweiter Schillerfalter war plötzlich da, und die beiden umwirbelten einander eine Weile in der Luft und ließen sich weiterhin auf einem alten Baumstamm nieder. Mir war, als hörte ich jetzt leichte Schritte den Pfad herabkommen, allein in meinem Jagdeifer achtete ich nicht darauf. Schon hatte ich meinen Hut in der Schwebe über den beiden Tierchen und wollte sie eben bedecken, da stäubten sie zu beiden Seiten auseinander, und während ich ihrem aufsteigenden Fluge mit den Augen folgte und ihnen nacheilte, rannte ich fast gegen ein junges Mädchen, das eben, um eine Felsecke biegend, den Pfad herunter kam. Ich

prallte freudig erschrocken zurück, denn in demselben Augenblick sah ich, daß es Margarete war. Sie stand erstaunt und verwirrt vor mir, eine dunkle Röte stieg in ihr reines Antlitz und ihre Augen suchten den Weg, den ich ihr versperrte.

„Margarete," sagte ich, „endlich habe ich Sie gefunden, seit vierzehn Tagen suche ich Sie!"

Sie trat zurück und wurde nun plötzlich bleich, ihre Augen spähten ängstlich an mir vorüber.

„Ich habe Sie nun gefunden," fuhr ich fort, „und lasse Sie nicht eher, als bis ich weiß, ob ich vergebens gesucht und gefunden habe oder nicht. Tag für Tag habe ich diese Gegenden durchstreift mit dem Gedanken an den Augenblick, der nun vor mir liegt, nun entfliehen Sie mir nicht, ich habe nur wenig zu sagen!"

„Was wollen Sie von mir," sagte sie zitternd, „ach, lassen Sie mich gehen, ich muß nach Hause. Sie meinen es nicht gut mit mir. Warum sind Sie mir heimlich gefolgt ... Meine Tante schrieb mir, Sie seien nach Mecklenburg gereist!"

„Ich habe nur eine kurze Frage an Sie, Margarete. Sie wissen, ich habe in Berlin ein großes, altes, einsames Haus und ich bin ganz allein darin. Mäuse, Motten und Rost verzehren es, der Garten ist eine Wildnis und Anmut und Ordnung sind längst entschwunden. Margarete, ich möchte, daß es anders würde, daß Leben und Freude wieder einzöge, daß Ordnung und Frohsinn darin walte. Doch ich allein kann das nicht vollbringen, und könnte ich manches auch, so würde die Einsamkeit doch bleiben. Ich habe

Sie nun gesucht, liebe Margarete, um Sie zu fragen, ob Sie mir dabei helfen wollen, ob Sie es versuchen wollen, mit mir vereint dies zu erreichen!"

Ein Leuchten wie im Frühling, wenn Sonnenschein und Wolkenschatten wechselnd über das Feld ziehen, zeigte sich in ihrem Antlitz. „Wie soll denn das geschehen?" fragte sie zaghaft.

„Werde mein, Margarete, werde mein!" rief ich und ergriff ihre Hand und zog sie sanft an mich, „mit dir vereint soll es gelingen, und ein Leben soll es werden, schön wie die junge Morgenröte und heiter wie ein Frühlingstag!"

Ich hatte sie allmählich an meine Brust gezogen, und sie lag dort, und ein heftiges Weinen erschütterte den jungen Leib. Plötzlich schlang sie beide Arme um meinen Hals und sah mir unter Thränen lächelnd ins Gesicht: „Nicht wahr," rief sie, „du bist gut und edel — und deine Augen können nicht lügen. Sage es mir und ich will es glauben und will dein sein — dein — dein!" Ich beugte mich zu ihr nieder, meine Lippen fanden die ihren und gaben die Antwort.

* * *

Noch liegt das Haus am Karlsbade öde und verfallen in seinem verwilderten Garten. Aber nun kommt die Zeit, wo es erstehen soll zu neuem Glanz und neuer Schönheit. Und so Gott will, soll ein neues Geschlecht aus ihm hervorgehen, das den Fluch nehmen wird von dem alten Hause und ausbreiten wird von ihm neuen Segen und neues Leben!

Der Lindenbaum.

Vor längerer Zeit hielt ich mich einige Jahre hindurch in einer kleinen Stadt auf und war dort an einen alten Herrn empfohlen, der ein Studiengenosse meines Vaters gewesen war. In dem Hause dieses Mannes ging ich aus und ein und genoß dort viel Freundlichkeit. Herr Doktor Lindow war ein stattlicher und jovialer Sechziger und ein großer Natur- und Gartenfreund, der herrliche Blumen und köstliches Obst zog, und sein Garten, der sich in glücklicher südlicher Lage in Terrassen zu einem kleinen See hinabsenkte, war im Sommer und Herbst ein wahres Füllhorn köstlicher Dinge. Als ein Wunder erschien es mir immer, was durch kluge Ausnutzung des Raumes auf einem verhältnismäßig kleinen Fleck Erde alles erzeugt werden kann. Am Ende des Gartens befand sich auf einer kleinen Erhöhung eine mächtige Lindenlaube, die auf den stillen, von Schilf und Weiden umkränzten See sich öffnete, und dort saß ich eines schönen Abends im August in heiterem Gespräche mit dem alten Herrn, der an jenem Tage besonders aufgeräumt war. Vor uns auf dem Tische stand eine mächtige Schale mit

köstlichen Pfirsichen, Reineclauden und Aprikosen, in den Gläsern schimmerte eine vorzügliche Sorte von Rheinwein, und ringsum ertönte in den stillen Abend hinein das fröhliche Getöse spielender Kinder, der Enkel und Enkelinnen meines Gastfreundes. Unter diesen war ein zwölfjähriger Junge, der sich durch große körperliche Gewandtheit auszeichnete. Plötzlich hörten wir dessen Stimme aus dem Wipfel eines Baumes, der seine Zweige wagerecht nach dem Ufer des Sees hinausstreckte. „Großvater!“ rief der Junge, „nun passe mal auf, wie ich es jetzt schon gut kann!“

Damit war er auf einen der wagerechten Zweige hinausgerutscht und hing plötzlich an den Knieen daran, mit dem Kopfe nach unten. Zu meinem Schreck ließ er sich dann los, griff aber geschickt in das Laub des unteren Zweiges, daß sein Körper sich wendete und der Kopf wieder nach oben kam, und so von Ast zu Ast rutschend und stürzend, gelangte er, indem er rechtzeitig seinen Fall durch wiederholtes Eingreifen in die Zweige milderte, glücklich unten an.

„Gut, mein Sohn,“ rief Herr Lindow, „kannst mal herkommen!“ Nachdem er den Knaben für seine Leistung reichlich mit Obst belohnt hatte, wandte er sich zu mir und sagte: „Eine alte Familienkunst, die ich schon von meinem Vater gelernt habe und die hoch in Ehren gehalten wird, seitdem sie mir einmal einen so großen Dienst geleistet hat.“

„Welcher Art war dieser Dienst?“ fragte ich etwas verwundert.

Der Doktor lehnte sich in seinen Gartenstuhl zurück

und sah sinnend vor sich hin, wie einer, der sich eine Geschichte im Geist zurechtlegt, und sagte dann: „Sie wissen doch, daß ich als Student zu zehnjähriger Festungshaft verurteilt worden bin?“

„Ja gewiß!“ antwortete ich, „damals, als auch Fritz Reuter zu dieser Strafe verdammt wurde, und aus denselben Gründen.“

„Gewiß,“ fuhr Lindow fort, „allein ich hatte es in einer Hinsicht besser als Reuter, da ich meine Zeit in der einzigen kleinen Festung meines engeren Vaterlandes absitzen durfte, wo ich es verhältnismäßig gut hatte. Diese war nun eigentlich gar keine Festung mehr, denn die Außenwerke hatte man längst geschleift, und nur ein auf einem steilen Felsen gelegenes Kastell war übrig geblieben, das zu Gefängniszwecken diente. Dort hatte ich ein ganz wohnliches Zimmer, allerdings mit schwerer, eisenbeschlagener Thür und einem tief in die dicke Mauer eingeschnittenen, stark vergitterten Fenster. Ich war der einzige Festungsgefangene dort, denn mehr dergleichen politische Verbrecher hatte das kleine Fürstentum nicht hervorgebracht, und man ließ mir am Tage ziemlich viel Freiheit, nachts allerdings wurde ich sorglich eingeschlossen. Wohin sollte ich auch entkommen, da dieser Felsen an drei Seiten wohl an die hundert Fuß steil abfiel, während er an der vierten, wo der gewundene Weg hinaufführte, durch Mauern und mächtige Thore mit Schildwachen davor genügend versperrt war. — Ueber Mangel an Aussicht konnte ich mich an diesem Orte nicht beklagen, denn der Felsen war ein letzter Ausläufer des am Horizonte däm=

mernden Gebirges und lag als einzige wesentliche Erhöhung in einer sanft gewellten Ebene. Aber nichts ist wohl geeigneter, die Sehnsucht nach der Freiheit zu verschärfen, als ihr steter ungehinderter Anblick. Zum körperlichen Schmerze fast wurde diese Sehnsucht, wenn an schönen Sommersonntagen die Menschen aus dem Städtchen wie aus einem Ameisenhaufen auf allen Wegen herauskribbelten in die freie Natur, wenn auf der Straße nach dem blau dämmernden Gebirge zu die Wagen rollten und leichtfüßige Wanderer munter dahinschritten, wenn auf den Gasthäusern vor dem Thore die Fahnen wehten, während farbige Mädchenkleider und helle Strohhüte aus dem Grün hervorschimmerten, und bald von hier, bald von dort ein dumpfes Paukenschlagen oder ein anderes musikalisches Getöse oder ein unablässiges Rollen von Kegelkugeln zu mir hinaufschallte. Dann kamen wohl auch leichtgeflügelte Schmetterlinge aus der Tiefe flatternd emporgetaucht, glätteten ihre Flügel ein wenig auf dem durchsonnten Rasen des Walles und taumelten dann sorglos weiter in die Freiheit. Die Schwalben, die sich um das alte Gemäuer des Kastells jagten, schossen dicht über mich hin und riefen wie zum Hohne: ‚Komm mit, komm mit,' und als dies alles wieder einmal an einem Sommersonntag geschah, ward es mir zu viel und ich begab mich auf die andere Seite, wo mir der Anblick auf die Stadt und das fröhliche Getümmel um sie her entzogen war. Hier wurde die eine Wand des Felsens vom Flusse bespült, und hinter diesem dehnte sich eine weite Heidefläche aus. Zu meinen Füßen aber in den

Winkel, den der herannahende Fluß mit dem Felsen machte, lief ein großer Garten aus, der zu dem Landhause eines wohhabenden Fabrikanten gehörte. Wie eine Karte lag er mit seinen sauberen Steigen, Rasenflächen und Gebüschgruppen unter mir, aber auch so öde wie eine Landkarte war er meist, denn außer einem alten Gärtner, der sich dort zu thun machte, und seiner ebenso alten Frau hatte ich dort noch niemals einen Menschen gesehen. — Als ich dort nun saß, meine Beine über den Rand des Felsens baumeln ließ und abwechselnd in die saubere grüne Einsamkeit zu meinen Füßen und dann über den Fluß hinweg auf die eintönige Heide schaute, da überkam mich mit einemmal ein Gedanke, der mein Gehirn mit einem solchen Rausche erfüllte, daß ich mich zurücklehnte und meine Hände in das Gras klammerte in der Furcht, von einem Schwindel ergriffen, plötzlich hinabzustürzen. In dem letzten Winkel des Gartens stand nämlich ein uralter Lindenbaum, so nahe am Felsen, daß seine Zweige ihn fast berührten. Seine ungeheure grüne Kuppel war gerade unter mir, die Entfernung konnte nicht mehr als etwa zwanzig Fuß betragen. Daß mir das sonst noch nie so aufgefallen war! Wenn ich dort hineinsprang, war ich ja so gut wie unten. Es hatte auch gar keine Gefahr, denn die dichtbelaubten, elastischen Zweige würden mich sanft aufnehmen und den Sturz mildern, und dann: wie oft hatte ich mich nicht als Knabe so von Zweig zu Zweig absichtlich aus Bäumen fallen lassen. Das war eine Kunst, die gefährlicher aussah, als sie war, und mir schon oftmals

den Beifall erstaunter Zuschauer eingebracht hatte. Wenn ich das hier ausführte, konnte ich ja in ein paar Sekunden unten sein. Und dann war ich frei. — Aber wie lange? Ich war ohne Mittel, denn genügendes Geld bekam ich als Gefangener natürlich nicht in die Hände, und obwohl die Grenze nicht allzuweit entfernt war, so wäre mir doch wohl nur in einem bereitstehenden Wagen mit schnellen Pferden die Flucht gelungen. Auch fehlten mir Legitimationspapiere, und diese waren höchst nötig, um sich an der Grenze auszuweisen. Woher dies alles nehmen? Doch diese Gedanken kamen mir alle erst später bei ruhiger Ueberlegung; zunächst berauschte mich der Gedanke, wie leicht ich entkommen konnte, wenn ich wollte, so, daß ich in ihm förmlich schwelgte. Im Falle ich dort hinabsprang und mich von Zweig zu Zweig stürzen ließ, war Gefahr nur dann vorhanden, wenn sich zu große Lücken zwischen den Aesten fanden oder diese in bedeutender Höhe vom Boden aufhörten. Ich suchte mir einen anderen Ort auf dem Felsen, legte mich dort auf den Bauch und betrachtete die Linde aus größerer Entfernung von der Seite. Sie war so normal gewachsen, wie dies für einen Musterbaum ihrer Art nur möglich ist, die grüne Kuppel zeigte keinerlei Unterbrechung und die untersten Zweige hingen bis auf den Boden hinab.

„Plötzlich ertönten stramme, taktmäßige Tritte und riefen mich aus meinen Gedanken zurück. Der Posten, der in dieser Gegend stand, ward abgelöst,

und es erschien mir klug, mich zu zeigen, da man sonst wohl nach mir geforscht hätte. Ich ging schnell hinter den Wällen herum und kam an einer anderen Stelle scheinbar gelangweilt wieder zum Vorschein, setzte mich auf eine alte Kanone und schaute wieder auf die Stadt und das fröhliche Treiben der Landstraßen hin. Im Geiste aber war ich bei meinem alten Lindenbaum. Ich stand am Rande des Felsens und suchte mit dem Fuße nach einem sicheren Absprung. Nun war es so weit. Los! Mich schauderte zwar ein wenig, aber es mußte sein. Wie mir das grüne Laubwerk um die Ohren sauste. Ich war gerade richtig gesprungen, der Ast gab mächtig nach, aber er brach nicht. Ich ließ ihn nicht los, bis er sich tief auf den nächsten gebeugt hatte, und dann rauschte und rutschte ich durch die knickenden kleineren Zweige tiefer und tiefer, von einem Aste zum anderen und schnell war ich unten. Jetzt hinab an den Fluß und durch die seichten Sommergewässer an das andere Ufer. Hier das kleine Kieferngehölz verbarg mich einstweilen. Aber ich mußte weiter — weiter über freie Räume, wo ich fernhin sichtbar war. Nur immer vorwärts der Grenze zu. Vielleicht bemerkte mich doch niemand. Ein Flüchtling muß Glück haben. Da: ‚Bum!‘ Was war das? Ein Alarmschuß von der Festung. Nun ging die Hetzjagd an.

„Ich hatte mich so in diese Gedanken vertieft, daß es mich wie eine Erleichterung überkam, als ich mir plötzlich klar machte, daß ich noch kein gehetztes Wild sei, sondern ganz gemächlich am Sonn-

tag nachmittag auf einer alten Kanone säße und spintisierte.

„Von nun ab ließ mich der Fluchtgedanke nicht mehr los, und so oft ich es nur ohne Aufsehen zu thun vermochte, studierte ich meinen alten Lindenbaum, so daß ich ihn zuletzt fast auswendig konnte. Den verhängnisvollen Sprung habe ich im Geiste so oft gemacht, daß es nicht zu zählen ist. Dabei zermarterte ich mich mit Grübeleien, wie ich mir Geld und alles sonst zur Flucht Nötige verschaffen möchte, verwarf einen Plan nach dem anderen und kam zu keinem Ende damit. Denn alles hing davon ab, daß ich Briefe sicher aus der Festung beförderte, und ich fand niemand, dem ich mich hätte anvertrauen mögen.

„Indes war die Zeit der Sommerferien herbeigekommen, und als ich eines Tages wieder in den sonst so verlassenen Garten des Landhauses hinabschaute, bemerkte ich dort eine wundervolle Veränderung. Was mir an weiblichen Wesen auf der Festung zu Gesicht kam, war nicht dazu angethan, mich zu verwöhnen, denn es gehörte zu der Gattung der Regimentsmegären und Scheuerdrachen; deshalb erschien mir wohl das junge, etwa siebzehnjährige Mädchen dort unten wie ein Wunder von Schönheit und lieblicher Bildung, und es überkam mich etwas wie Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der solche wohlgerundete Anmut mit leichter Meisterhand in die Welt gestellt hatte. Während das junge Mädchen, langsam alles betrachtend, durch den Garten ging, wurde sie umschwärmt von einem

ungefähr vierzehnjährigen Knaben, der mit einem Bogen von Eschenholz leichte Rohrpfeile in die Luft schoß und sich an ihrem hohen Fluge vergnügte. Durch einen Zufall stieg der eine dieser Pfeile bis zu mir empor und fiel neben mir nieder. Dadurch wurde der Knabe meiner gewahr und machte seine Schwester auf mich aufmerksam. Ich nahm meinen Hut ab und warf, indem ich grüßte, den Pfeil wieder hinunter. Mein Schicksal und meine Anwesenheit auf der Festung waren in der ganzen Stadt bekannt, und so mochten diese jungen Leute auch wohl gleich wissen, wen sie vor sich hatten. Denn sie sprachen miteinander und sahen zu mir empor, der Knabe unverhohlen und voll Neugier, das Mädchen flüchtiger, aber, wie es mir schien, mit einem Ausdruck von Mitleid in den schönen Zügen.

„Da ich nun fortwährend mit Fluchtgedanken beschäftigt war und alles gleich mit diesen mich ganz beherrschenden Ideen in Verbindung brachte, so fiel es mir gleich auf die Seele, daß ich hier eine Verbindung mit der Außenwelt zu gewinnen vermöchte. Wenn das schöne Mädchen mir vielleicht auch nicht helfen konnte, so würde sie doch gewiß nicht einen armen Gefangenen verraten, der sich vertrauensvoll in ihre Hand gab. Aber ein Zweifel fing sofort an mich zu plagen, ob ich das Mädchen wiedersehen würde. Vielleicht war sie nur zu einem kurzen Besuch in diesem Landhause und kam nie wieder. Aber dennoch arbeitete ich im Geiste schon an einem ausführlichen Briefe, in dem ich meine Lage und alles, was zu meiner Befreiung

nötig war, gründlich auseinandersetzte. Als ich gegen Abend wieder in meine Zelle eingeschlossen wurde, schrieb ich alles sorgfältig auf und setzte die Mittagsstunde von zwölf bis ein Uhr zu einer Antwort von ihrer Seite fest. Dann befand sich alles auf der Festung beim Essen und ich war am wenigsten beobachtet, zumal auch die Schildwache in meiner Nähe um diese Zeit sich einer stillen, innerlichen Beschaulichkeit hinzugeben pflegte. Ihre Antwort sollte das Mädchen auf ein Zettelchen schreiben, diesen mit ein wenig Wachs oder Pech an einen Rohrpfeil kleben und durch ihren Bruder zu mir hinaufschießen lassen.

„Mit fieberhafter Spannung wartete ich am anderen Tage darauf, daß die Schöne wieder im Garten erschiene, doch vergebens, alles blieb leer. Nur der Knabe tollte eine Weile dort herum und übte sich mit langen, schlanken Gerten, die er als Wurfspieße benutzte. Endlich am Nachmittage sah ich das helle Kleid aus dem Grün leuchten. Das Mädchen ging langsam durch den Garten und verschwand unter dem alten Lindenbaume. Es dauerte eine Ewigkeit, bis sie wieder zum Vorschein kam, nun aber wandelte sie auf dem Steige unter mir hin. Jetzt galt es. Ich räusperte mich, so laut ich konnte, und sobald sie aufblickte, zeigte ich meinen mit einem Steine beschwerten Brief. Als sie verwundert und etwas verwirrt wegsah, warf ich ihn hinab. Er fiel ihr gerade vor die Füße, und ich bemerkte, wie sie erschrack und im ersten Augenblicke weiterging, ohne ihn aufzunehmen. Dann

besann sie sich, kehrte um, hob das Papier auf und ging damit unter den Lindenbaum zurück. Nach einer Weile kam sie wieder hervor und schritt, mir den Rücken wendend, langsam auf das Haus zu. Wie im Krampfe zog sich mein Herz zusammen, als sie so, ohne ein Zeichen zu geben, davonging. Doch da, plötzlich stand sie und ließ flüchtig den Blick zu mir heraufgleiten. Dann wendete sie sich wieder ab, nickte dreimal eindringlich mit dem Kopfe und lief eilig auf das Haus zu.

„Beinahe hätte ich laut aufgejauchzt, als ich dies bemerkte, und den ganzen Abend hatte ich die größte Not, die außerordentliche Heiterkeit zu unterdrücken, die mich erfüllte.

„Am anderen Tage ging alles gut. Der Knabe kam und schoß mit seinen Rohrpfeilen wie zur Uebung an dem Felsen in die Höhe. Dann nahm er einen anderen Pfeil, zielte sorgfältig und schoß ihn zu mir empor. Es war zu kurz; ich sah den leichten Boten bis dicht an meine Hand steigen und dann wieder zurücksinken. Das zweite Mal gelang es; ich löste schnell den kleinen, schmalen Zettel ab und warf den Pfeil wieder hinunter.

„Sie schrieb: ‚Ich will alles thun, was ich kann. Mein Onkel will mir dabei helfen. Sie dürfen ihm vertrauen, wie auch meinem Bruder Paul, der alles weiß und stolz auf dies Geheimnis ist. Haben Sie guten Mut; in vierzehn Tagen kann alles bereit sein.‘

„Diesen kleinen Zettel drückte ich an meine Lippen,

las ihn wohl hundertmal und bewahrte ihn als meinen größten Schatz. Ueber die nächsten vierzehn Tage will ich kurz hinweggehen. Genug, die Stunde war da, wo alles bereit war, und zwar sollte die Flucht am hellen Mittage stattfinden. Das Glück begünstigte mich in jeder Hinsicht. Am Vormittage stieg ein Gewitter auf; über der Heide stand eine blauschwarze Wolkenwand, in der die Blitze zuckten, und der Donner lauter und lauter rollte. Einige Minuten nach Zwölf stand ich an dem Rande des Felsens und wartete auf den nächsten Donner, der das Geräusch meines Sturzes übertäuben sollte. Da zuckte ein greller Blitz auf: ‚Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht ...‘ zählte ich unwillkürlich, und dann knatterte und rollte es mächtig in den Wolken. „In Gottes Namen!‘ sagte ich innerlich und sprang zu. Wie ich hinunter gekommen bin, weiß ich noch heute nicht. Es donnerte, rauschte und sauste mir um die Ohren, Zweige schlugen mir ins Gesicht, und mit einemmal hatte ich Boden unter den Füßen. Ich eilte schnell durch Laubengänge, die mich den Blicken verbargen, dem Ausgange zu. Wie oft hatte ich diesen Weg schon im Geiste gemacht! Da, in der Nähe des geöffneten Gartenthores stand, von Buschwerk gedeckt, eine helle Gestalt. Sie war es. In überschwellender Dankbarkeit reichte ich ihr beide Hände entgegen, und da Worte unsere Empfindungen nicht ausdrücken konnten, so küßten wir uns, als könne es gar nicht anders sein. Aber sie drängte mich bald von sich. ‚Schnell, schnell,‘ rief sie, ‚und reisen Sie glücklich!‘ O Wonne und Qual, in der

Nußschale eines kurzen Augenblickes vereinigt. Aber ich mußte weiter. Auf der Straße sah ich den Knaben Paul, dem ich in einiger Entfernung folgen sollte. Er führte mich zu einem kleinen Gehölz in der Nähe, wo eine Kutsche mit zwei schönen Pferden hielt. Ein ältlicher Mann, der dabei stand, schob mich hinein und rief mir zu: ‚Im Wagenkasten ist ein neuer Anzug und was Sie sonst noch brauchen, in der Seitentasche Geld und Papiere. Reisen Sie mit Gott!‘

„Ich wollte ihm danken, allein die Pferde zogen an, und fort ging's in Sturm und Regen und rollendem Donner, was die Gäule laufen konnten. Nun, ich kam nach allerlei kleinen Abenteuern über die Grenze und weiter und war frei. Frei und doch wieder gefangen, denn den Kuß am Gartenzaun vergaß ich mein Leben lang nicht.“

Frau Lindow, die sich schon eine Weile in der Nähe bei einigen Gemüsebeeten beschäftigt hatte, kam jetzt näher und fragte: „Nun, was erzählst du da wieder für eine lange Geschichte?“

„Es ist die Geschichte von dem berühmten Kusse am Gartenthor!“ antwortete Herr Lindow.

„Ach du!“ sagte Frau Lindow, „ja, das kommt davon, wenn man sich mit Verbrechern einläßt.“

Mir ging plötzlich ein Licht auf, entzündet an dem schimmernden Glanze der Augen, mit dem die beiden alten Leute einander ansahen.

„Alte,“ rief der Doktor, „denkst du daran, daß es jetzt gerade vierzig Jahre sind seit jenem verhäng-

nisvollen Kusse? Komm, laß uns anstoßen auf ein glückliches Alter!"

Wir erhoben uns, und die Gläser klangen aneinander. Dann küßten die beiden Alten sich, und ein Abglanz wie von ewiger Jugend verklärte ihre glücklichen Gesichter.

Inhalt.

Zwei Seiten hat alles in dieser Welt —
Verzeiht, wenn mir die gute gefällt!

Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Dritter Band.

Vorstadtgeschichten. II.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Vorstadtgeschichten

von

Heinrich Seidel.

Zweiter Band.

MDCXL

Stuttgart 1900.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Das tolle Tagsgeschrei, das hört man weit im Land;
Was still im Winkel wohnt, ist Wenigen bekannt!

Der gute alte Onkel.

*

Der gute alte Onkel bin ich. Wenn man mich fragen wollte, wie es gekommen ist, so kann ich nur sagen, daß die gütige Vorsehung mich wohl dazu bestimmt hat, denn es ist ein Beruf, der mir ausnehmend gefällt. Wer es nicht erlebt hat, der glaubt es gar nicht, wie schön es ist, ein alter Onkel zu sein. Aber das muß man sagen, es gehören auch solche Brüder und Schwestern dazu, wie ich sie besitze, vier Brüder, die alle verheiratet sind, und drei Schwestern, die auch alle verheiratet sind. Alle haben sie Kinder, und von den Kindern haben manche schon wieder Kinder; da lohnt es sich denn doch, Onkel zu sein.

Ich habe mich nun eben nicht verheiratet, denn es ist mir nicht gelungen. Es war eine Zeit, da dachte ich oft daran und ich malte mir so schön aus, wie es sein würde. Da war in meiner Phantasie ein kleines Haus in der Vorstadt, das lag in einem Garten ganz heimlich und schön, wie ein Nest im Grünen. Und in dem Hause war alles so vorzüglich und anmutig eingerichtet, wie es eigentlich nur in idealen Häusern vorkommt, die es gar nicht gibt. Ich hatte dort in meiner Phantasie ein wunderbares

Studierzimmer mit einem Erkervorbau, in dem Blumen waren, und mit einem geräumigen dunkelbraunen Schreibtisch, der mit allem bedeckt war, das man nur irgend zum Schreiben nötig hat. Mächtige, schön verzierte Bücherschränke standen an den Wänden, und sie waren alle gefüllt mit sauber gebundenen Büchern, deren Inhalt das Beste war, was die Menschheit gedichtet und erdacht hatte. Mit dem Studierzimmer stand ein zweites kleineres in Verbindung, in dem sich meine Sammlungen und Instrumente befanden. Dort waren schimmernde Krystallbildungen und glänzende Erzstufen, Versteinerungen aller Arten, die Ueberbleibsel urweltlicher, untergegangener Bildungen und Schmetterlinge und Käfer, die Zeugen des neuesten und jüngsten Lebens, alles in sauberen Kästen sorgfältig geordnet. Neben dem Studierzimmer sollte dann ein Anbau sein, in dem sich ein Vogelhaus befand. Die Thür konnte geöffnet werden, und durch das leichte Drahtgitter sah ich dann von meinem Schreibtisch aus in den grünen sonnigen Raum, in dem ein Springbrunnen plätscherte und die kleinen Vögel flatterten und sangen. Wenn ich nun genug gearbeitet hätte und über den Flur ginge und die Thür öffnete, da würde ich wieder in andre Zimmer kommen, in denen man gleich das Walten einer Frauenhand bemerkt, denn alles ist zierlicher und schöner eingerichtet, und ein Hauch des Friedens und der Anmut schwebt über den Dingen. Und da würde meine Frau mir entgegenkommen, sehr schön, aber sehr einfach gekleidet, mit etwas zier-

lichem Weißen um den Hals, und sie würde ihren gelben Gartenstrohhut mit dem blauen Bande auf das helle Haar setzen und an meinem Arme in den Garten gehen. Dort würden wir die herrlichen und seltenen Blumen betrachten, die wir beide pflegen, und allerlei schöne Pläne für die Zukunft spinnen und würden sehr glücklich sein.

Ja, so war es alles in meiner Phantasie. Wie meine zukünftige Frau nun beschaffen sein sollte, das war ganz genau bestimmt. Sehr schön sollte sie sein, aber nicht eine sonnenhafte Schönheit, der sich alles beugt, sondern eine sanfte, milde, deren Antlitz der Spiegel von Güte des Herzens und Innigkeit des Gemütes ist. Sie sollte mittelgroß und von einer sanften Rundung aller Formen sein, ihre Stimme wohllautend und ihr Sinn gemäßigt heiter. Sie sollte sein wie die Sonne, wenn ich komme, und wie der Mond, wenn ich gehe.

Aber es ist ein eigenes Ding um die Phantasie gestalten. Da war nun in Wirklichkeit ein kleines Mädchen, die hatte von alledem sehr wenig, aber sie war ein fröhlicher Schmetterling und sang und trällerte den ganzen Tag. Sie hatte zwei lachende braune Augen und dunkles lockiges Haar, das sie gern um das Köpfchen schüttelte, und wenn sie ins Zimmer trat, so war mir gerade, als wenn die Sonne plötzlich hinter den Wolken hervorglänzt. Ihretwegen hatte ich bald die ganze Phantasiegestalt vergessen, aber als ich dachte, der schöne Schmetterling sei mein, da flatterte er fröhlich zu einem andern. Das war eine recht

betrübte Geschichte und mir wird noch jetzt oft ganz wehmütig, wenn ich daran denke. Doch das sind Träume und Dinge, die vergangen sind; genug, es ist mir nicht gelungen, mich zu verheiraten, und mich dünkt, in dieser schwierigen Welt da ist es so leicht auch nicht, wie es wohl manchmal den Anschein hat.

Ich habe nun tapfer mein liebebedürftiges Herz an fremdes Glück anranken lassen. Und Gott sei Dank, dazu ist mir ausbündigste Gelegenheit gegeben. Ich habe sieben Erstgeborene erlebt, die alle ausnehmende unbegreifliche Wunderkinder vor Gott und den Menschen waren. Und dann noch viele, viele Nachgeborene von nicht ganz so wunderbarer Natur, indem die Vorgänger schon zu viel davon vorweggenommen hatten, allein sie waren doch auch höchst merkwürdige Kinder, die durch ihre ungewöhnliche Vollendung in den Augen ihrer Mütter als seltene Erscheinungen dastanden. Allen diesen Kindern war ich der gute Onkel, und da nun die älteren schon erwachsen sind und einige schon selber Kinder haben, so bin ich nun allmählich der gute „alte" Onkel geworden.

Da sind nun die Mädchen, braune und blonde, kleine, die sich schmeichelnd an mein Knie drücken, größere, die mir lustig entgegenspringen, und erwachsene, die mich sittig begrüßen; da sind die Jungen vom krabbelnden Knirps bis zum ernsten Mann, alle mit dem Familienzug und doch alle verschieden, wie man es nur denken kann. Und das alles wächst vor mir auf, mich kennend und liebend, mir angehörig,

meine Freude, meine Sorge und mein Stolz, — und da soll man nicht glücklich sein?

Ei, und da hatte ich auch genug zu thun. Wie viele Beratungen habe ich nicht mitgemacht über die ersten kurzen Kleider und über die ersten Höschen und über die ersten Bilderbücher. Dann, wenn sie größer wurden, über die Schule und dergleichen. Ja, ich bin mit der Zeit eine Autorität in solchen Dingen geworden und mein Wort ist allen Müttern gewichtig. „Onkel Ludwig hat's gesagt," ist ein nicht gering anzuschlagendes Argument und gibt oft den Ausschlag, wenn Papa nicht einwilligen will.

Ich danke ferner dem Schöpfer, der mir ein gutes Gedächtnis für die Spiele meiner Kindheit gegeben hat. Kann wohl irgend jemand so exemplarische Drachen, Wind-, Wasser- und Sandmühlen bauen, als ich; weiß wohl jemand so viele lustige Spiele anzugeben, so viele Kinderspässe und Scherze, so viele Märchen und Geschichten zu erzählen? „Onkel," sagte neulich mein Großneffe Friedrich, genannt Fidde, zum Unterschiede von Friede und Fritz, die seine Vettern sind und eigentlich auch Friedrich heißen, „Onkel," sagte er mit ernster Miene, „ich glaube, es gibt gar nichts, was du nicht kannst!" Ja, so berühmt bin ich! —

Da ich gerade sieben verheiratete Geschwister habe, so brauchte ich nie in Verlegenheit zu sein, meine Abende zuzubringen, denn ich dürfte nur alle Abende zu einem andern gehen und Sonntags zum ältesten, der das Haupt der Familie ist. Allein das thue ich nun doch nicht, denn das würde Tante Veronica übel

nehmen, wenn ich so wenig häuslich wäre. Man darf aber nicht schließen, daß Tante Veronica wirklich meine Tante ist, sie ist sogar nicht einmal mit mir verwandt, sondern nur eine alte, prächtige Dame, die mir die Wirtschaft führt. Darin zeigt sich eigentlich recht mein Glück, daß ich Tante Veronica zu meiner Haushälterin erworben habe. Sie ist eine saubere, etwas rundliche Dame und hat ein rosiges Gesicht mit vielen freundlichen Fältchen und zwei Löckchen, die unter einer schneeweißen Haube hervorschauen. Sie trägt stets eine mattgraue Kleidung und hat immer ein sonntägliches Wesen, wenn sie auch alle Hände voll zu thun hat. In ihrem Zimmer sind Blumen, ein Kanarienvogel, urgroßväterliche Möbel, schimmernde Sauberkeit und ein schneeweißes Bett mit weißen Vorhängen. Wenn die Sonne in das Zimmer hineinscheint, ist es eine Sehenswürdigkeit.

Tante Veronica weiß ebenso gut in meiner Familie Bescheid als ich. Alle die Neffen und Nichten jederlei Größe, die zu mir auf die Treppen heraufgestiegen kommen mit einem Anliegen, einer Bitte, oder auch mit einem: „Ich will dich nur besuchen, lieber Onkel,“ vermag sie zu klassifizieren, nur mit den vielen Vornamen liegt sie im Zwiespalt und tappt gern in dem Urwald der verschiedenen Namen umher, ehe sie den richtigen trifft. Da kommt ein leichter zwölfjähriger Schritt die Treppe hinauf, es klingelt, und Tante Veronica geht, um zu öffnen. „Na Luise . . . Minchen . . . Frieda . . . Klara . . . na! Hedwig, was willst du denn?“ höre ich sie auf

dem Vorplatz fragen. „Tante,“ antwortet eine lustige Kinderstimme, „weißt du denn nicht, in der vorigen Woche bin ich ja zwölf Jahre alt geworden, und heute wird die ‚Zauberflöte‘ gegeben!“ Und herein kommt Nichte Hedwig gehüpft, ganz Erwartung und freudige Aufregung, denn sie wird heute zum erstenmale mit mir ins Theater gehen. Es besteht nämlich ein geheiligtes Herkommen in unsrer Familie, daß kein Kind vor seinem zwölften Jahre ins Theater gehen darf, und da das erste Stück, das der Großvater und das der Vater gesehen haben, die „Zauberflöte“ gewesen ist, so ist auch dies ehrwürdiger Gebrauch geworden. Ich habe es mir nun ein für allemal vorbehalten, mitzugehen und das Kind in die neue Wunderwelt einzuführen. Eine Quelle stets neuen Genusses gewährt es mir, die jungen unerfahrenen Gemüter zu beobachten, wie sie sich dem ersten Eindrucke gegenüber verhalten. Und alle sind sie verschieden. Da ist Adolf, der sich nie wundert, der praktische, der alles als selbstverständlich hinnimmt und bei Schlange, Feuer und Wasser nur fragt, wie es gemacht wird; Ludwig, der stumm und starr ist vor staunendem Entzücken und noch tagelang wie im Traum einhergeht; Hermann, der Naturforscher, der die Bemerkung macht: so was thäten die Schlangen gar nicht und in Afrika hätten manche Häuptlinge auch zahme Löwen; Klara, die mit zitternder Furcht und jubelnder Freude das ganze Stück begleitet, und Minchen, die sich hauptsächlich über die schönen Anzüge freut u. s. w.

Ich habe demgemäß die „Zauberflöte" siebenunddreißigmal gesehen und kann sie auswendig. In der Kinderstube ist die „Zauberflöte" ein Lieblingsgespräch, es spielt fast eine Rolle wie Weihnachten. Ja, da bin ich nun bei Weihnachten. Das ist gar eine wunderbare Zeit, und um alles in der Welt möchte ich sie nicht missen. Im Oktober fängt es schon an, und alle die süßen Reize genieße ich, alle die holden Kinderphantasien erlebe ich von neuem. Das ist dann ein Sinnen und Denken und Spintisieren und die Läden Durchmustern! Alle meine Mal-, Papp-, Tischler- und Kleisterkünste werden wieder hervorgesucht und es wird immer geheimnisvoller bei mir, so daß meine kleinen Besucher nur mit Vorsicht eingelassen werden können. Und dann nachher ist Bescherung der Reihe herum. Bei allen Familien baue ich auf in den letzten Tagen des alten Jahres, und siebenmal kehrt dieser herrliche Tag für mich wieder, der mir stets neue Genüsse bringt. Und auch mir wird beschert, an jedem Abend, in jeder Familie. Ich habe dreiundzwanzig Rückenkissen, die mir eigentlich ein Greuel sind, über die ich mich aber stets unbeschreiblich freue. Darunter sind sieben mit Katzen und vier mit Hunden und drei mit „Ruhe sanft!" Sanft ruhen sie auch, denn ich habe eine Kiste dazu, die schon halb voll ist. In dieser Kiste befinden sich auch so viele Antimacassars oder Antibaumöle, wie ich sie nenne, daß man einen ganzen Tanzsaal damit belegen könnte, und wenn ich meine Zimmer mit den Zeichnungen tapezieren wollte, die mir zu Weihnachten

gemacht worden sind, so könnte ich noch Bedürftigen davon abgeben. Unter diesen Zeichnungen sind auch viele Landschaften mit Bäumen, auf denen, wie Stifter sagt, Handschuhe wachsen. Ich habe einundzwanzig Zigarrentaschen und rauche fast gar nicht, und siebzehn Kammfutterale, obgleich mein Kopf so glatt wie eine Tenne ist. Hausschlüsseltaschen kann ich jeden Tag in der Woche eine neue nehmen, und von den gekratzten und gemalten Tassen mit „Zur Erinnerung" und „Dem guten Onkel" und den sonstigen Trinkdingen will ich gar nicht reden, denn ihre Zahl ist Legion.

Von meinen Träumen über die ideale Wohnung ist doch ein wenig in Erfüllung gegangen. Sie liegt zwar hoch in einem Hinterhause, allein sie schaut doch auf schöne grüne Gärten herab. Zwei freundliche Zimmer und eine Schlafkammer nenne ich mein, und auch manch schönes Gerät, darauf mein Auge mit Freude ruht, ist darin zu finden. Manche gute Bücher sind meine stillen Freunde, — laute hab' ich ja genug, — auch mit den geträumten Sammlungen sind einige saubere Kistchen gefüllt. Ein Vogelbauer mit zierlichen ausländischen Finken steht unter Blumen und schönen Blattgewächsen bei meinem Schreibtisch, der zwar nicht prächtig geschnitzt, doch sehr bequem und traulich ist. Der Mensch muß auch nicht zu viel verlangen. So lebe ich denn vergnügt und heiter und danke meinem Schöpfer, der es so gut mit mir gefügt hat.

Zuweilen frage ich mich wohl, wie es nun fortgehen und wie es einmal enden wird?

Nun, ich hoffe, so Gott will, soll es noch eine ganze Weile so sein und bleiben wie es ist. Aber ich werde immer älter und mein Bart wird ganz weiß werden, und dann wird endlich der Tag kommen, wo ich nicht mehr bin. — Und sie werden mich feierlich zu Grabe bringen an jene Stelle auf dem alten Kirchhofe, die ich mir schon auserwählt habe, an jene Stelle, wo es so einsam und friedlich ist und wo ich so gerne saß, um auf die Stadt hinzusehen, die trotz Gewühl und Gewirr und Getreibe, das in ihr ist, so friedlich in blauem Dämmer daliegt. — Und sie werden viele Kränze auf mein Grab legen und Rosen darauf pflanzen, weil ich die Rosen so sehr geliebt habe. — Dann werden die Kränze verwelken und das Grab wird grün werden und die Rosen in die Höhe wachsen und in jedem Frühling voll Blüten sein. — Zuweilen werden noch einige kommen und frische Kränze auf mein Grab legen, aber die Jahre vergehen und es werden immer weniger sein. — Und zuletzt wird niemand mehr kommen. — Dann werden die Rosen mächtig herangewachsen sein und breit hinranken über das Grab, daß es im Frühling wie ein blühender Rosenhügel daliegt. — Und eines Abends wird ein kleiner Vogel kommen und sich auf einen blühenden Zweig setzen und im stillen Schein des Abendrots sein Liedchen singen. — Und dann wird er vergessen sein: „der gute alte Onkel."

Die alte Gouvernante.

*

Ich kenne eine alte Dame, die mir manchmal kleine hübsche Geschichten erzählt. Sie hat nicht viel Sonnenschein genossen, ihr Leben ist aufgegangen in steter Sorge und Angst um andre, die ihr niemals Zeit ließen, an sich selbst und den eigenen kränklichen Körper zu denken, und doch hat sie niemals den Humor verloren. Sie gehört eben zu den unverwüstlichen Naturen, die sich vom Schicksal nicht unterkriegen lassen, und besitzt in hohem Maße jene wunderbare Zähigkeit des Weibes, die es in den Stand setzt, bei gebrechlichem Körper und zarter Gesundheit Leiden zu ertragen, die drei starke Männer zu Boden werfen würden.

Die alte Dame, die schon seit Jahren Großmutter ist, hat eine noch ältere Freundin, die sie stets nur „meine alte Gouvernante" nennt, denn vor langer Zeit ist diese einmal ihre Erzieherin gewesen und seitdem sind sie durch ein Band gegenseitiger Anhänglichkeit miteinander verknüpft. Ich glaube, die alte Gouvernante steht mit ihrem einstmaligen Zögling

noch immer in demselben Verhältnis wie damals vor langen Jahren, läßt ihm noch immer Belehrung zu teil werden und verweist ihm noch heute in liebevoller Weise allerlei jugendliche Thorheit. Von dieser alten Gouvernante nun erzählte meine bejahrte Freundin mir kürzlich eine kleine Geschichte, die mir so seltsam rührend erschien, daß ich sie hier wiedergeben möchte und zwar ungefähr mit den Worten, wie ich sie gehört habe.

*

Ich besuchte vor einiger Zeit, so erzählte sie, meine alte Gouvernante, denn ich wollte sie noch einmal sehen, bevor sie sich ins Krankenhaus Bethanien begab, wo ihr eine sehr schwere chirurgische Operation auf Tod und Leben bevorstand. Ich traf sie ganz gefaßt und heiter wie immer. Ich glaube, wenn mich in meinem Leben auch in schweren Zeiten die gute Laune nie ganz verlassen hat, so ist das etwas, das ich von meiner guten alten Erzieherin gelernt habe. Sie deckte gleich, als ich kam, zierlich den Tisch, setzte das schöngeblümte feine Meißner Porzellan auf, das sie nur an hohen Festtagen oder bei besonders feierlichen Gelegenheiten in Gebrauch nimmt, und kochte einen guten Kaffee. Dazu holte sie einen Teller herbei mit einer ange-

nehmen Sorte von Dauerkuchen, die sie eigenhändig nach einem alten geheimnisvollen Rezept in ihrem Ofen zu backen pflegt. Sie wußte, daß ich dafür eine Schwärmerei hatte von meiner Kindheit an. „So, Annchen,“ sagte sie, „nun wollen wir noch einmal recht vergnügt sein.“

Ich muß dazu wohl ein wenig geseufzt haben, denn sie sah mich mit den guten freundlichen Augen eine Weile an und sagte: „Ich bin ganz ruhig und heiter, Kindchen, denn alles ist fertig, und das übrige steht in Gottes Hand. Sollte es, wie mir meine Ahnung sagt, nicht glücklich ablaufen, so habe ich in den letzten acht Tagen so nach und nach, denn viel kann ich ja nicht leisten, wie du weißt, alles vorbereitet, daß niemand eine Last davon hat, und alles wie am Schnürchen gehen wird. Und als ich damit gestern fertig war, bin ich hinausgefahren zum Mathäikirchhof und habe mir das hübsche Plätzchen angesehen, das ich mir schon vor Jahren gekauft habe. Es war ein herrlicher Tag, die Sonne schien, die Vögel sangen, und rings auf dem Kirchhofe blühten die Rosen. Es war still und friedlich dort, und das Stadtgeräusch tönte nur ganz von ferne herüber. Zu beiden Seiten an meinem Plätzchen haben sie in den letzten Jahren schon welche begraben, es wartet recht auf mich. Rechts von mir liegt ein Professor, links eine Geheimrätin, da werde ich in der besten Gesellschaft sein, viel zu vornehm für mich, wie ich meine. Und, denke dir nur, auf dem einzigen Fleck Erde, der mir gehört, standen die herrlichsten Blumen und

reizendes Zittergras. Da habe ich mir denn, obwohl mir das Bücken recht schwer fällt, ein Sträußchen gebunden, — siehst du, dort in der Vase steht es — das nehme ich mit nach Bethanien: es soll neben meinem Bette stehen. Als ich dies Sträußchen pflückte, da sang in der Nähe in einem wilden Rosenbusch ein kleiner Vogel so schön, als wollte er immer sagen: ‚Wie schön ist doch die Welt, wie herrlich ist das Leben!' Und mitten in seinem Liede flog er singend in die Luft, als könne er anders seine Freude nicht bändigen. Wie schade, daß ich davon nichts verstehe, ich hätte gern gewußt, wie dieser kleine Vogel genannt wird, der zwischen Gräbern, Cypressen und Totenkreuzen so vergnügt ist. Wenn er nächstens dort wieder singt, werde ich es wohl nicht hören, obwohl ich zugegen bin."

Ich griff nach ihrer Hand und streichelte sanft die zarten welken Finger. Sprechen konnte ich nicht.

Sie aber stand auf, ging geschäftig an ihre alte gebauchte Erbkommode mit den blitzenden Messingbeschlägen und zog mühsam die oberste Schublade auf. Dort lag ein ganzer Anzug, alles sauber und glatt bei einander. Sie hob die Teile einzeln auf, zeigte sie mir, strich sie mit zarter Hand wieder glatt und bettete sie liebevoll wieder an ihren Ort. Alle diese Kleidungsstücke waren weiß und zierlich gestickt, die Wäsche jedoch ohne Namenszeichen, wie das ein alter Gebrauch ist. Gedanken, die man gar nicht haben möchte, tauchen oft so schnell auf, daß man

nicht Zeit hat, sie zu unterdrücken, und so schoß es auch mir durch den Sinn: darin muß sie reizend aussehen mit dem alten feinen Gesicht.

„Vorgestern," sagte sie dann, „habe ich mir meinen Sarg ausgesucht; ein sehr freundlicher Herr mit sympathischem Wesen führte mich in dem Magazin herum und zeigte mir alles. O, da gibt es Auswahl, daß es schwer wird, sich zu entscheiden. Da waren ganz prachtvolle Särge von Metall, die glänzten von Gold und Silber, so für Grafen und Kommerzienräte. Die reizten mich aber nicht, denn ich dachte, darin würde ich mich gar nicht wohl fühlen. Der freundliche Herr aber sagte: ‚O, gnädige Frau' — denn so nannte er mich — ‚wir werden schon etwas finden, wir sind auf jeden Geschmack eingerichtet.' Und dann zeigte er mir einen sehr schönen schwarzen, der glänzte fein und vornehm, als ob er von Ebenholz wäre. ‚Sehr hübsch,' sagte ich, ‚wenn er nur nicht schwarz wäre, das sieht so traurig aus.'

‚So würde ich zu hellgelb raten,' antwortete er, ‚wir haben dieselbe Qualität auch in hellgelb. Sehen Sie hier!'

‚Der gefällt mir,' sagte ich, ‚nur daß er mit schwarzem Krepp garniert ist, das sieht wieder so traurig aus.'

‚Diese Garnitur ist sonst sehr beliebt, gnädige Frau,' meinte er nun wieder, ‚aber ganz wie Sie befehlen. Dürfte ich mir einen Vorschlag erlauben, so möchte ich Ihnen etwas raten, was wir schon

öfter gemacht haben. Denken Sie sich hier, und hier, und so weiter — Sträußchen von zwei oder drei schönen Rosen und dazwischen immer eine hängende Guirlande von kleinen schottischen Röschen — das macht sich entzückend und sieht sehr freundlich aus.'

Mir gefiel das auch sehr, wir machten es so ab und beredeten den Preis. Dabei sagte er: ‚Haben gnädige Frau vielleicht das Maß schon genommen, oder darf ich jemanden hinschicken, daß er es thut?'

Ich antwortete: ‚Das können Sie gleich hier nehmen, der Sarg ist für mich.'

Nun sah er aber etwas verblüfft aus und schnappte ein paarmal nach Luft, bis ich ihn aufklärte und ihm sagte, wenn das Geschäft auch nicht ganz sicher wäre, so solle ihm der Auftrag doch nicht entgehen, dafür würde ich schon sorgen.

Er fand denn auch bald seine alte liebenswürdige Freundlichkeit wieder, schrieb sich alles auf, und als wir uns trennten, äußerte er unter vielen Dienern die herzlichsten Wünsche für mein Wohlergehen und wünschte mir viel Glück. Kein Diplomat hätte sich feiner benehmen können.

Dann ging ich zu Schleicher, um mir einen Grabstein auszusuchen. Dort war ich noch nie und war ganz erstaunt, was man dort alles vorrätig findet: marmorne Engel mit Flügeln und Palmzweigen, reizende kleine Geniusse mit umgekehrten Fackeln, abgebrochene Säulen, schwere Granitmonumente und Kreuze und

Denksteine natürlich von allen Arten. Einen ganzen großen Kirchhof könnte man damit ausstatten. Die bescheidene Steinplatte, die für mich passend war, fand ich bald, denn ich hatte mich schon vorher entschieden, und da dies das letzte war, was ich zu besorgen hatte, so ging ich stillvergnügt nach Hause. Ich habe dann alles aufgeschrieben und dies mit dem nötigen Gelde in einen versiegelten Umschlag gethan, so daß alles bereit liegt.

Ich könnte ja nun, liebes Annchen, beruhigt in die Zukunft sehen, wenn ich nicht eine Furcht hätte, die mich sehr peinigt. Nicht vor der Operation, denn die wird ein Meister ausführen; was menschliche Kunst vermag, das wird geschehen, und für das übrige lasse ich den lieben Gott sorgen. Nein, ich ängstige mich vor etwas ganz Abscheulichem, das zu verhindern nicht in meiner Macht steht. Du weißt doch, man wird dabei betäubt, und in der Narkose, wo man seiner Sinne nicht mächtig ist, da sagt man oft ganz häßliche Dinge. Denke nur, Annchen, ich habe es erlebt an einer Freundin, die eine so gute sanfte Seele war, von der ich sonst nie ein böses oder unschönes Wort gehört habe. Ich war auf ihren Wunsch während der Operation im Nebenzimmer, und da zufällig die Thür aufgesprungen war, hörte ich, was sie redete, als sie in der Betäubung lag. Schrecklich hat sie gescholten und ganz abscheuliche Wörter gebraucht; ich hätte gar nicht geglaubt, daß sie solche Wörter überhaupt kennte. Siehst du, das ist es, wovor ich mich ängstige. Ich würde mich tot schämen, wenn ich nach-

her erführe, daß ich auch so etwas Häßliches gesagt hätte.“

Ich versuchte natürlich, ihr das auszureden, es gelang mir aber nicht, und mit dieser sonderbaren Furcht ist sie dann nach Bethanien gegangen. Am Tage nach der Operation fuhr ich dorthin und hörte, daß alles gut gegangen, und die beste Hoffnung auf Genesung vorhanden sei, durfte sie aber nicht sehen, da sie sehr schwach und angegriffen war. Ich sprach die Schwester, die ihre Pflege übernommen hatte, und diese erzählte mir folgendes: „Das erste, das Ihre Freundin that, als sie aus der Narkose erwachte, war, daß sie meine Hand ergriff, mir flehend in die Augen sah und mich fragte: ‚Was habe ich gesagt? Sagen Sie mir ganz ehrlich, liebe Schwester, was habe ich gesagt?‘

Da konnte ich ihr der Wahrheit gemäß nur mitteilen: ‚Zuerst haben Sie mit deutlicher klarer Stimme das Vaterunser gebetet und nach einer Weile haben Sie hinzugefügt: O, was mußte unser Herr leiden! Das war alles.‘

Sie hätten sehen sollen, welch ein Freudenschein über ihr Gesicht ging, als sie das hörte.

‚O liebe Schwester,‘ rief sie, ‚wie danke ich Ihnen, wie macht mich das glücklich!‘ Und sie richtete sich trotz ihrer Schwäche auf und hätte mir die Hand geküßt, wenn ich es gelitten hätte.“

Jetzt ist meine Freundin schon seit einiger Zeit wieder in ihrer Wohnung und verhältnismäßig ganz munter und mobil. Wir haben kürzlich sehr ver-

gnügt ihre Genesung gefeiert, haben aus den schönen Meißener Tassen Kaffee getrunken und die köstlichen kleinen Kuchen dazu gegessen. Dabei erzählte sie mir: „Mein erster Gang war natürlich zu dem freundlichen Sargfabrikanten. Er erkannte mich gleich wieder, begrüßte mich sehr höflich und sagte, er freue sich außerordentlich, mich so wohl zu sehen. Das kam so aufrichtig und ehrlich heraus, daß er mein ganzes Herz gewann, um so mehr, da ich doch diesen Mann in seinen geschäftlichen Hoffnungen eigentlich etwas getäuscht hatte. Ich kam ja auch, um mich darüber mit ihm auszusprechen.

‚Aus unsrer Verabredung kann einstweilen nichts werden,‘ sagte ich, ‚aber sie bleibt bestehen, ganz fest, dafür habe ich schriftlich Sorge getragen. Sie wissen ja noch, hellgelb mit den Rosenguirlanden. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.‘

‚Jawohl, ich weiß,‘ sagte er und verbeugte sich wieder, indem er sanft die Hände umeinander rieb, ‚und es soll mir eine ganz besondere Freude sein, auf die Ausführung Ihres geschätzten Auftrages noch recht lange warten zu dürfen.‘

Nicht wahr, Annchen, das war doch recht nett gedacht und gesagt, noch dazu von seinem Standpunkt aus, wo er doch davon lebt. Die Leute schreien immer so viel jetzt, die Welt wäre so schlecht, das kann ich gar nicht finden. Wenn man nur selbst immer recht gut zu den Menschen ist, da findet man auch welche, die es wieder sind. Das ist meine Ansicht von der Sache, was denkst du, Annchen?“

So erfreut sich nun die alte Gouvernante des neu geschenkten Lebens und sieht heiter und ruhig in die Zukunft, denn der Gedanke an das schöne friedliche Plätzchen auf dem Kirchhofe und an den hübschen gelben Sarg mit den Rosenguirlanden hat keine Schrecken für sie.

Der Neunköter.

Die kleine Geschichte, die ich erzählen will, ist nach einem Vogel benannt, der leider einen sehr schlechten Ruf besitzt und mit den häßlichsten Namen bezeichnet wird. Davon sind Dorndreher und Dorngreuel noch die besseren, rotrückiger Würger und Würgengel dagegen klingen schon sehr nach Mord und Totschlag, und der Ausdruck Neuntöter nun gar hat etwas Düsteres, Blutiges und Geheimnisvolles an sich, schaurige Vorstellungen erweckend von systematisch betriebenem Massen- und Gewohnheitsmord. Leider muß nun der Wahrheit gemäß bezeugt werden, daß diese Namen wohlverdient sind und daß dieser Vogel, trotzdem er nicht viel größer ist als ein Sperling, einen bösen Räuber vorstellt und dazu die grausame Gewohnheit besitzt, seine aus Heuschrecken, Käfern, Eidechsen, kleinen Fröschen und jungen Nestvögeln bestehende Beute auf Dornen zu spießen, um sie bequemer verzehren zu können. Darum hat nun das gefährlichste Raubtier dieser Erde, der Mensch, der es als sein alleiniges Vorrecht betrachtet, alle andren Geschöpfe, die ihm schmecken, mehr oder weniger grausam zu töten und aufzuessen, mit vollem Rechte diesen kleinen hübschen Vogel mit so bösen

Namen belegt und ich bin überzeugt, die Frau Geheimrätin kann ihn nicht ohne inneren Schauder betrachten, wenn sie solche schlechte Dinge von ihm hört. Mir ist zwar nicht bekannt, ob diese Dame weiß, daß in ihrer Küche die Fische lebendig geschuppt und die Krebse mit kaltem Wasser zum Kochen aufgesetzt werden, und daß die Köchin, um den fast unsterblichen Aal zu bewältigen, diesen sich in Salz tot laufen läßt, doch hoffe ich, um ihrer schönen Menschlichkeit willen, daß ihr solche Thatsachen nicht bewußt sind. Theodor Storm sagt sehr gut:

„. . . . . . . Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche.“

— und leider hat er recht.

In vielfachen sehr ergötzlich zu lesenden Romanen sind mir nun aber schon Räuber begegnet, die sich, wenn sie nicht gerade in ihrem mühevollen Berufe thätig waren, als höchst angenehme Gesellschafter und sehr nette Leute erwiesen. Sie spielten sogar mit nicht zu verachtender Geschicklichkeit die Mandoline, sangen dazu zärtliche Lieder und trugen in ihren dunklen Augen einen Ausdruck sanfter Melancholie, der in allen fühlenden Weiberherzen die Flamme der Liebe entzündete. Sie waren bis auf das bißchen gelegentliche Morden, was nun einmal der Beruf mit sich brachte, edel, hilfreich und gut, unbeschreiblich galant gegen die Damen und nahmen niemals denen etwas fort, die nichts hatten. An diese anziehenden Charaktere erinnert mich nun immer der Neuntöter, denn er ist unter unsern einheimischen Vögeln einer der lieb-

lichsten Sänger. Zwar auf Eigenes versteht er sich nicht recht und gleicht darin unsern menschlichen Sängern, die auch meistens nicht selber was ersinnen, sondern das vortragen, was andre sich erdacht haben. Alle Singvögel, die sich in der Umgebung seines Wohnsitzes hören lassen, ahmt der Neuntöter nach, und zwar auf das lieblichste und genaueste, das trillernde Lied der Lerche sowohl als den schwerfälligen Gesang der Amsel, den schmetternden Schlag des Finken ebenso gut als das krause Geschwätz der Rauchschwalbe, kurz die mannigfachsten Gesänge hinter- und durcheinander in emsiger Abwechslung, so daß man nicht müde wird, ihm zuzuhören. Dabei ist jedoch zu beachten, daß es unter diesen Vögeln Künstler und Stümper gibt, manche können viel, manche wenig, im allgemeinen aber darf man annehmen, daß die älteren Männchen auch die besseren Sänger sind.

Seit einigen Tagen trug ich mich nun schon mit dem Gedanken, auf welche Art ich wohl meinem schwerkranken an das Zimmer gefesselten Freunde, dem Landschaftsmaler Richard Böhlau, eine dauernde Unterhaltung zu schaffen vermöge. Mit solchen Erwägungen soeben noch beschäftigt, trat ich in den Laden eines Vogelhändlers, um, wie es meine Gewohnheit war, mich nach Neuigkeiten umzusehen, denn die Frühlingszugzeit war im besten Gange und in diesen Wochen hat man öfter Gelegenheit, allerlei Seltenheiten des Vogelhandels zu Gesicht zu bekommen. Es war nun gerade eine Sendung rotrückiger Würger angelangt

und die Vögel flatterten unbändig und scheu, wie es ihre Art ist, wenn sie wild eingefangen sind, in einem Kistenbauer. Es waren meist jährige Vögel, wie ich an der matteren Färbung und dem bräunlichen Tone der Brust erkannte, aber einer war darunter, der mein Herz sofort mit stiller Begier des Besitzes erfüllte. Fürwahr, das war ein ganz alter Herr und entsprach vollständig der Schilderung, die Naumann von einem „recht sehr alten Männchen" entwirft. Insonderheit das leuchtende Rotbraun des Rückens und die schön rosenfarbig angeflogene Brust hoben ihn bedeutsam von seinen jüngeren Genossen hervor. Zugleich gingen mir die vorhin angeführten Eigenschaften durch den Sinn und die Erleuchtung kam mir, daß ich für meinen armen Freund, der ein so großer Liebhaber und Kenner der Natur war, nichts Besseres finden könne, ihm seine einsamen Stunden zu erheitern. Ich kaufte den Vogel, dazu ein großes Nachtigallenbauer, ein Quantum frischer Ameisenpuppen und einige Schock Mehlwürmer und gab die Zeit am Nachmittage an, da alles in die Wohnung meines Freundes gesendet werden sollte. Es war gerade ein Freitag und an jedem Freitagnachmittage pflegte ich mich nach Böhlau umzusehen.

*

Auf dem Platz am Kreuzungspunkte zweier bekannter Straßen im Westen von Berlin steht eine wunderschöne Platane, die den Sommer hindurch im Schmuck des dichten Laubes prangt und im Winter mit unzähligen schwärzlichen Stachelkugeln behängt ist. Verfolgt man von diesem Baume aus die eine der sich kreuzenden Straßen nach südöstlicher Richtung, so gelangt man sofort in einen der stillsten Winkel dieser Gegend, denn es zeigt sich, daß die Straße alsbald sackartig verläuft und ihr Ende durch den Zaun eines Parkes mit hohen Bäumen begrenzt wird. Auf einem der Grundstücke dieser abgelegenen Ecke hatte Richard Böhlau im Garten sein Atelier, das an den Hinterflügel des Hauses angebaut worden war. Dort hielt er sich fast ausschließlich auf, obwohl er in dem Hinterflügel noch eine durch eine finstere Wendeltreppe erreichbare kleine Wohnung besaß, wo sich die Schlaf- und Wohnräume befanden und sein wunderlicher alter Diener hauste. Zur spärlichen Erleuchtung dieser Treppe diente ein Fenster, das hoch in der Wand des Ateliers angebracht war und von diesem das Licht aus zweiter Hand erhielt. Dieses dunkle Fenster in der Wand der Malerwerkstatt hatte für mich etwas Unheimliches, und wenn ich die Augen zu ihm erhob, erwartete ich stets, daß etwas Grauliches daraus hervorschauen möchte. Man konnte von dort oben das ganze Atelier übersehen, und manchmal hatte ich Böhlau gefragt, was er wohl sagen würde, wenn er einmal, von seiner Wohnung kommend, durch das Fenster schaute und sich dann selber unten im

Atelier an der Staffelei stehen und malen sähe. Er hatte dann lachend gesagt: „Ich würde schnell hinunterspringen und dem infamen Kerl das Genick umdrehen.“ „Ja, wenn er aber dann nicht mehr da ist?“ hatte ich ihm entgegnet. Dann wurde er ganz zornig. „Ach, Sie sind ein ganz unverbesserlicher Phantast,“ sagte er, „ich fürchte, Sie glauben an Doppelgänger und dergleichen Zeug. Sie haben ja auch Sinn für Märchen, Sagen und Träume. Ich hasse das. Alles Unreelle ist mir in der Seele zuwider. — Die Zeiten sind ja, Gott sei Dank, vorüber, wo man einen Schwind und einen Steinle verehrte, und nur Träumer, wie Sie einer sind, hängen ihnen noch an. Nein, ich lobe mir die reine Natur und male, was ich sehe.“

Dann waren wir richtig wieder bei einem unerschöpflichen Streitthema angelangt — denn ich war der Meinung, daß diesen beiden Romantikern unter den Malern, zu denen ich noch den früh verstorbenen Rethel rechnete, der echteste Ausdruck deutschen Wesens gelungen ist, daß sie von allen Malern der Neuzeit am meisten Nationales hatten, während mein lebhafter ausschließlich auf das Reale gerichteter Freund in ihren Hervorbringungen nichts als krankhafte Fieberphantasien zu erblicken vermochte. Dagegen war sein Respekt vor dem, was er Natur nannte, fast abergläubisch zu nennen. Ich erinnere mich einer Zeit, als er einmal ein schön in wechselvoller Landschaft gelegenes Dorf in Mecklenburg mit uralten bemoosten Strohdächern entdeckt hatte. Er schrieb mir begeistert,

dies Dorf und seine Umgebung wimmele so von Motiven, daß es ihm auf Jahre hinaus Arbeit gebe, und ich solle ihn doch einmal besuchen. Da ich mich gerade in Warnemünde aufhielt, so fuhr ich hinüber und fand ihn mitten im Sumpf, wo er sich ein kleines Pfahlgerüst hatte bauen lassen und in einer Wolke von Mücken und Stechfliegen eifrig einen kleinen Tümpel mit spiegelndem Wasser, Schilfrohr, Weidengebüsch und Graskufen malte, der den grauen Strohdächern des Dorfes und den dämmernden Hügellinien der Ferne als Vordergrund diente.

„Ich bin hier in Wasserstiefeln so lange herumgewatet,“ sagte er, „bis sich alles richtig zusammenschob, denn von da oben gibt's kein Bild — die Natur ist rücksichtslos gegen uns Maler.“

Da ich nun keine Wasserstiefel hatte, mußten wir unsre Unterhaltung aus der Ferne führen. Bald aber packte er seine Sachen zusammen, watete ans Land und wanderte mit mir in der Gegend umher. Wir gelangten an einen Hügelhang und hier führte er mich fast geheimnisvoll an einen Dornbusch und sagte: „Hier oben gibt es zwei Punkte, von denen aus dies wundervolle Dorf zu bewältigen wäre. Dies ist der eine. Sehen Sie nur, wie die Straße sich hier in das Dorf hineinwindet, wie durch die Lücken zwischen den Häusern die Lichter auf sie fallen und wie sie allmählich zwischen den sich vorschiebenden Häusern und dem Grün der Obstbäume verdämmert. Ein reizvolles Motiv. Aber der Hintergrund taugt nicht viel; wie die Dächer dort gegen den Himmel

abschneiden, das wirkt nicht. Nun kommen Sie aber einmal mit."

Wir gingen ein tüchtiges Stück zur Seite und höher an dem Hügelhang hinauf bis zu einem alten Holunderbaum, der, aus einer Mauer hervorgewachsen, Hunderte von weißen Blütentellern dem Sonnenlichte darbot. Von hier schauten wir wieder auf das Dorf hin. Eine dämmernde Ferne mit sanft geschwungener Hügellinie war hinter ihm aufgestiegen und weithin ein zweites Dorf, das wie ein blasser Traum in nebligem Dufte lag. Zur Seite blitzte ein Stückchen See — es war ein ganz andres Bild als vorhin, denn die Landstraße war bereits hinter dem ersten Hause des Dorfes verschwunden und kam fast nicht mehr zur Wirkung.

„Sehr schön," sagte ich.

„Ja, ja," antwortete er, „aber hier taugt nun wieder der Vordergrund nichts."

„Nun, da nehmen Sie doch von beiden Ansichten das Beste und kombinieren es miteinander. Das muß ja ein prachtvolles Bild geben."

Er sah mich an, als hätte ich ihn aufgefordert, dem Kölner Dom die Fenster einzuwerfen oder sonst eine ähnliche Tempelschändung zu begehen. „Da sieht man wieder," sagte er, „daß Sie gar keinen Respekt vor der Natur haben, Sie unverbesserlicher Phantast."

Das Merkwürdigste aber war, daß trotz alledem die Landschaften von Richard Böhlau einen seltsamen poetischen Zauber ausübten, weil in diesem Manne,

der sich selbst nur für einen treuen Kopisten der Natur hielt, ein gutes Stück von einem Poeten steckte, nur daß er sich dessen selber gar nicht bewußt war.

*

Seit längerer Zeit nun aber war es für den Maler mit den Studien in der freien Natur vorbei, denn unheilbares Siechtum bannte ihn ans Zimmer und gestattete ihm höchstens, bei schöner Witterung ein wenig in dem kleinen Garten spazieren zu schleichen. Er schaffte zuweilen noch einiges, indem er vorhandene Studien ausführte, doch zuletzt gab er auch dies auf, weil er den Anstrengungen nicht mehr gewachsen war. Als ich ihn an jenem Freitag nachmittag besuchte und bald darauf die Sendung vom Vogelhändler ankam, schien er dies Geschenk, das Pflege und Wartung beanspruchte, mit etwas säuerlicher Miene aufzunehmen und hatte auf meine begeisterte Schilderung der Genüsse, die ihm dieses wild und unbändig in dem neuen ungewohnten Käfig umhertobende Tierchen bereiten würde, nur ein resigniertes Lächeln. Ich suchte für den scheinbar nur aus Höflichkeit angenommenen Zimmergenossen einen guten Platz aus, verhüllte den Käfig einstweilen durch ein grünes Tuch und überließ das weitere ruhig der historischen Entwicklung.

Als ich nach einer Woche wieder zu meinem Freunde kam, ging er mir freudig entgegen und auf

seinem Angesicht sah ich ein Leuchten, das ich dort schon lange vermißt hatte. „Sie wissen gar nicht, was Sie mir geschenkt haben," sagte er; „den Frühling, den ich so schmerzlich entbehren muß, haben Sie mir ins Haus gebracht, ich lebe wieder draußen in der schönen grünen Welt, alles durch diesen Vogel." Dabei wendete er sich und sah liebevoll auf den Neuntöter hin, der schon viel weniger wild in seinem Käfig auf und ab hüpfte. „Lassen Sie sich erzählen," fuhr er fort, als wir uns gesetzt hatten:

„Ich will nun gleich offen gestehen, daß mich Ihr Geschenk im Grunde mehr ärgerte, als erfreute. So sehr ich auch die Vögel in der Freiheit liebe und mich mit ihnen beschäftige, so oft habe ich schon meine Abneigung gegen gefangene Vögel ausgesprochen. Sie wußten dies und mir schien deshalb Ihr Verfahren unverständlich. Ich ärgerte mich über das unbändige Tier und als ich ihm am andern Morgen Futter gab und dabei sein wildes Toben mit ansehen mußte, da hätte ich ihn am liebsten fliegen lassen. Später beruhigte er sich wieder hinter seiner grünen Decke und als ich nachher lesend auf dem Sofa lag und es ganz still war, nur daß ich zuweilen ein neues Blatt umwendete, da gab er auf einmal sonderbare Töne von sich: ‚Gaak, gaak', sagte er plötzlich, und darauf folgte ein Finkenschlag, so sauber und nett wie nur möglich, er klang so, als käme er hoch aus einem Baumwipfel. Dies schien eine vorläufige Probe zu sein, denn nach einer Weile begann er wieder und zwar mit dem Wachtelruf mehrfach wiederholt. Daran

schlossen sich die verschiedensten Locktöne und dann ging er zu einem langanhaltenden Lerchengesang über von so gedämpftem Klange, als töne er hoch aus der blauen Luft hernieder. Jetzt schien die Scheu gebrochen, denn nun blieb es so bei, bald ein Stück schwerfälligen Amselgesanges wie aus entferntem Walde tönend, bald das dahinrieselnde Lied der Dorngrasmücke, bald ein Stückchen vom Baumpieper mit dem langausgezogenen hinsterbenden Zia, zia, zia, bald ein bißchen vom Gartenlaubvogel und zum Schluß ganz deutlich und täuschend ähnlich das knarrende Geschwätz des Drosselrohrsängers und zwar ganz vollständig. Ich war zugleich erheitert und entzückt, zumal der Vogel nach kurzer Pause zeigte, daß sein Reichtum noch lange nicht erschöpft sei, denn mit dem krausen Gesang der Rauchschwalbe begann er plötzlich wieder, und zwar klang dieses, als flöge sie in der Luft vorüber, so daß das Lied an Stärke abnahm und das gedehnte Zerrr am Schluß wie aus weiter Ferne klang. Daran schloß sich der scheltende Warnungsruf der Amsel und in stetem Wechsel allerlei andres, das ich zum Teil wegen mangelnder Kenntnis nicht richtig unterbringen konnte. So ging es weiter den Tag über und all die andern Tage fort, ich wurde nicht müde ihm zuzuhören. Das Seltsamste aber ist, daß aus diesen nachgeahmten Vogelgesängen in meinem Geiste sich allmählich eine Landschaft aufbaute, die ich deutlich vor mir sehe, in der ich träumend umherwandle. Denn da ich weiß, daß der Neuntöter nur die Gesänge der Vögel wiedergibt,

die sich in seiner nächsten Umgebung hören lassen, so ward meine Phantasie sofort angeregt, und nun sehe ich ganz genau den Ort vor mir, wo dieser Vogel wohnte. Zwischen Kornfeld und Wiese eingesprengt liegt ein Gebüsch von Weißdorn, Schneeball, Haseln, Weiden und wilden Rosen, einzelne Bäume ragen darüber hinaus. Ueppiges Gras und Kraut schießen an den Rändern durch die Zweige empor, Geißblatt und Hopfen durchranken es. Auf breiten Klettenblättern sonnt sich der Laubfrosch, in der Luft stehen die Schwebefliegen, tanzen die Libellen. Gegenüber wird die Wiese vom Hochwald begrenzt, zwischen den Stämmen dämmern bläuliche Schatten. Von dorther schallt aus Wipfelhöhen der Schlag unzähliger Buchfinken, der schwermütige Gesang der Amsel und das unermüdliche Lied des Baumpiepers. Zur Seite geht die Wiese in raschelnden Rohrwald über, dahinter blinkt ein See mit fernen dämmernden Uferbuchten. Von hier tönt das knarrende Geschwätz des Drosselrohrsängers, den man bei mir zu Lande so treffend Karrekiekkiek nennt. Ueber der blinkenden Feuchte des Seespiegels schweifen die Schwalben, zuweilen schießt eine jagenden Fluges herbei und schwingt sich um das Gebüsch, zugleich in der Luft ihr Liedchen singend. Und aus dem Korn schallt fern der Ruf der Wachtel, das Krähen des Rebhahnes, und über dem Korn schwebt Lerchengesang nah und ferne, während im Gebüsch eine Grasmücke leiert und im Baumwerk darüber der fleißige Gartenlaubvogel unermüdlich sein Missing, missing in den

Klang seines reichen Liedes mischt. Ach, ich rieche den Duft der Wiesenkräuter und den gewürzigen Hauch des Seeufers, den zuweilen ein Wind herüberträgt."

So kannte ich meinen Freund noch gar nicht; ich sah ihn beifällig zustimmend an und nickte. Ueber seine blassen von den Spuren unheilbaren Siechtums durchfurchten Züge ging ein liebenswürdiges Lächeln. „Nun dürfen Sie mich einen Phantasten schelten," sagte er, „thun Sie es nur, es soll mich nicht kümmern, ich hab' doch meine Freude dran."

* * *

Mit meinem Freunde ging es zu Ende, bei jedem Besuche fand ich ihn schwächer, und als ich am nächsten Freitage wiederkam, fiel mir dies ganz besonders auf. Zugleich aber bemerkte ich, daß seine Staffelei ausnahmsweise wieder ans Licht gerückt war und auf einem Stuhle daneben Malgerätschaften ausgebreitet lagen. Es stand auf der Staffelei kein Bild, sondern ein großer flacher Kasten mit verschlossenem Deckel. Mein Freund war trotz seines kranken Aussehens von einer gewissen inneren Heiterkeit erfüllt und sprach von neuen landschaftlichen Entdeckungen, die er durch die Vermittlung des Vogelgesanges gemacht hatte; fürwahr er lebte ganz in diesem Bilde seiner Phantasie. „Wenn ich erst wieder gesund bin," sagte er, „da will ich ausziehen und nicht eher ruhen, bis ich eine solche Gegend gefunden habe, wie sie mir vorschwebt, und dann male ich für Sie davon ein

Bild als Dank für diesen wunderbaren Vogel.“ Dabei schweiften seine Blicke wie unwillkürlich nach dem schwarzen Kasten auf der Staffelei hin, doch als er bemerkte, daß ich diesen Blicken gefolgt war, ward er ein wenig rot und ließ seine Blicke verwirrt über die Wände seiner Werkstatt schweifen. „Wenn ich wieder gesund bin,“ das war sein drittes Wort in dieser ganzen Zeit so oft gewesen; ich konnte es nicht anhören, ohne einen leisen Schmerz im Herzen zu fühlen.

Als ich wieder fortging, hatte mir sein alter Diener draußen aufgelauert und fragte, ob er mich eine Strecke begleiten dürfe, er habe mir etwas mitzuteilen. Dann drehte er verlegen die Hände umeinander, kraute sich ein wenig in den grauen Haaren, die verräterisch unter seiner fuchsigen Perücke hervorschauten, und begann endlich: „Es ist nur wegen meines Herrn. Herr Böhlau haben etwas vor. Sie schließen sich ein. Und ich will es nur sagen, Herr Doktor, weil Sie doch der Freund des Herrn Böhlau sind: In dem schwarzen Kasten da steckt es. Und wenn ich dann endlich schon zehnmal an die Thürklinke gefaßt habe und endlich an zu klopfen fange, dann schelten der Herr Böhlau und sagen, ich solle mich scheren und ihn in Ruhe lassen. Ich bin doch immer sonst aus und ein gegangen und der Herr Böhlau haben niemals Geheimnisse gehabt.“

„Nun, was meinen Sie denn, was Herr Böhlau vorhat?“ fragte ich. Er zuckte die Achseln. „Ich glaube, der Herr Böhlau malen,“ sagte er. „Und

der Herr Sanitätsrat haben es doch verboten. Manchmal dauert es an die zwei Stunden. Und wenn ich dann endlich die Thür wieder offen finde, dann liegen der Herr Böhlau auf dem Sofa und es ist nicht zu sagen, wie dann die Brust geht und wie matt sie aussehen, und wie sie husten. Ich habe schon oben durch das Fenster gesehen, aber der große Teppich, für den sich Herr Böhlau das Gerüst haben machen lassen, hängt davor und es ist nichts von ihnen zu sehen. Und ich wollte nur fragen, Herr Doktor, ob ich dem Herrn Sanitätsrat das sagen muß?"

„Das können Sie thun," sagte ich, „aber ich fürchte, es wird nicht viel nützen, Herr Böhlau hat seinen eigenen Kopf."

„Haben sie, haben sie," sagte der Alte wehmütig und verabschiedete sich unter vielen Entschuldigungen.

Das Geheimnis des schwarzen Kastens wurde auch während der nächsten Wochen nicht aufgeklärt. Mein Freund schwieg darüber, und ich fühlte mich nicht berechtigt, danach zu fragen. Als ich zum letztenmal da war, fand ich ihn zwar äußerst angegriffen und sein blasses Gesicht von einer zarten Wachsfarbe überhaucht, allein er schien mir von einer stillen inneren Befriedigung erfüllt zu sein und behauptete sich wohler zu fühlen wie seit lange. Es fiel mir auf, daß seine Blicke zeitweise, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mit einer gewissen Wärme auf seiner Staffelei und dem verschlossenen Kasten ruhten. Am

andern Vormittag kam der alte Diener eilig gelaufen und teilte mir mit, daß sein Herr soeben gestorben sei. Ich ging sofort mit ihm und fand meinen Freund angekleidet auf dem Sofa, halbaufgerichtet, im Rücken von Kissen unterstützt, das Gesicht seinem Vogel zugewendet. In dieser Stellung war er sanft eingeschlafen. Der Diener ließ mich eine Weile allein, und als ich nun ganz still dasaß und meinen Freund anschaute, dessen Antlitz die unwandelbare Ruhe des Todes zeigte, da begann der Neuntöter zu singen hold und lieblich wie eine Lerche aus der hohen blauen Luft. Es war das erste Mal, daß ich selbst diesen Vogel hörte.

Im Nachlasse meines Freundes fand sich ein verschlossener Brief, an mich gerichtet. Sein Inhalt war folgender:

Lieber Freund!

Diesen Brief werden Sie erhalten, wenn ich nicht mehr bin. Ich hinterlasse Ihnen zum Andenken den Inhalt des Kastens, der auf meiner Staffelei steht. Darin befindet sich mein letztes Bild, und zugleich das erste, das ich nicht nach der Natur gemalt habe. Ein solches Verfahren hat, wie Ihnen wohl bekannt ist, meinem künstlerischen Gewissen von jeher widerstrebt und diesmal bin ich nur deshalb von meinen strengen Grundsätzen abgewichen, weil ich keinen bessern Weg wußte, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen für das Geschenk, das mich in den schweren Stunden meiner Krankheit bis in die tiefste Seele erheitert und erfreut hat. In gewissem

Sinne, denke ich, ist auch diese Landschaft nach der Natur, denn ich habe nur gemalt, was der Vogel mir gesungen hat. Nehmen Sie auch das Tierchen an sich und verfügen Sie nach Gutdünken darüber. Und nun leben Sie wohl, guter Freund!

Ihr

Richard Böhlau.

*

Drei Tage später, an einem schönen Morgen am Ende des Juni ward mein Freund auf dem Mathäikirchhofe begraben. In einem kleinen verhüllten Bauer hatte ich den Neuntöter mit, und als die vielen schönen Kränze auf dem frischen Hügel geordnet waren und das Leichengefolge sich zerstreut hatte, stellte ich den Käfig auf das Grab und öffnete seine Thür. Wild und ungestüm schoß der überraschte Vogel in die Luft empor und setzte sich nach einer Weile in den Wipfel einer Traueresche. Dort erst überkam ihn das ganze Wonnegefühl der wiedererlangten Freiheit. Er wippte und drehte, wie es die Art dieser Vögel ist, heftig mit dem Schwanze und stieß mehrfach seinen Lockruf aus. Dann stürzte er sich hinab und flog schnell in hüpfenden flachen Bögen auf eine entfernte Gebüschgruppe zu, wo ich ihn aus den Augen verlor. Ich denke, er wird seine grüne Heimat bald wieder gefunden haben.

Auf der nächsten Ausstellung hing das letzte Bild meines Freundes geziert von einem Lorbeerkranz mit schwarzer Florschleife. Alle Verehrer seiner Kunst waren sich einig, daß ein Bild von tieferer Wahrheit und zugleich feiner poetischer Auffassung aus seiner Werkstatt noch niemals hervorgegangen sei.

Das letzte Geleit.

⁂

Die Begebenheit, die ich hier erzählen will, hat sich in Berlin wirklich zugetragen.

Eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Architekten hatte, durch wechselnde Gespräche vielfach angeregt, weit über die Mitternachtsstunde hinaus in einem kleinen Weinhause beisammen gesessen. Der Angesehenste unter ihnen, ein Baumeister, den ich Hubert nennen will, ein Mann von Geist und Empfindung und auf vielerlei Gebieten zu Hause, gehörte zu jener immer seltener werdenden Klasse von Architekten, die mehr Künstler als Geschäftsleute sind. Die Gabe der Rede stand ihm in hohem Grade zu Gebote, und durch anregende Einfälle wußte er immer wieder das Gespräch zu beleben, so daß schließlich, als die Gesellschaft aufbrach, die Stunde nicht mehr spät, sondern früh zu nennen war. In die heitere und angeregte Stimmung, mit der die Freunde in die warme Mainacht hinaustraten, paßte sehr wenig der finstere Anblick eines Leichenwagens, der, von sechs schwarzgekleideten Trägern begleitet, langsam auf der menschenleeren Straße dahergerumpelt kam. Verwundert darüber, daß man zu so ungewöhnlicher

Stunde jemanden zu Grabe bringe, und seltsam berührt durch den Gegensatz des eigenen schäumenden Lebens zu der finsteren Feierlichkeit des Todes, standen die jungen Männer eine Weile und ließen das düstere Gefährt herannahen. Hubert redete den einen der Träger an und erfuhr, daß man einen Selbstmörder in dieser stillen Stunde, um Aufsehen zu vermeiden, zu Grabe brächte. Wie so oft in seinem Leben, einem plötzlichen Antriebe auf der Stelle folgend, wandte sich Hubert leise, aber eindringlich fragend an seine Genossen: „Soll dieser Unglückliche seine letzte Fahrt ohne Geleit machen?“ Und hingerissen von der Wirkung des Augenblicks, schlossen sich alle stillschweigend und paarweise dem einsamen Leichenwagen als Gefolge an. Die Träger sahen sich anfangs wohl bedenklich um; doch als sie die feierliche Stille und Gemessenheit dieses unerwarteten und seltsamen Trauergeleites bemerkten, ließen sie die jungen Männer gewähren.

Es war gerade jener kurze Zeitraum eingetreten, in dem selbst eine so große Stadt, wie Berlin, wirklich zu schlafen scheint und die wenigen Menschen auf den Straßen sich in letzte Nachtschwärmer und erste Frühaufsteher einteilen, wo nur zuweilen ein einsamer Schritt durch die Nacht hallt. Der kleine Zug ging langsam die Straßen entlang und bog dann zur Seite ab, wo die Bäume eines großen Parkes ihre düsteren Zweige über die Mauer streckten und sich finster abhoben von dem nächtlichem Himmel, den die leise anbrechende Dämmerung bereits heller färbte.

Endlich hielt der Wagen vor dem Kirchhofe; die Träger schroteten den Sarg herab, und während ein Totengräber mit der Laterne voranging, begab sich der kleine Zug in das finstere Schweigen der Gräber. Hier war es ganz still, und man hörte nur die taktmäßigen Schritte der Träger, das sanfte Klirren der Laterne und das leise Knirschen der Sarggriffe. Zuweilen fiel das Licht der Laterne auf ein helles Kreuz oder eine schimmernde Marmorfigur, die sogleich wieder in den schwarzen Schatten der Cypressen versank. Dann wendete der Zug sich zur Seite, bis an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofes das harrende Grab erreicht war. Die Freunde nahmen schweigend um den Hügel der ausgeworfenen Erde ihren Stand, während der Sarg hinabgelassen ward, und schon ergriff der Totengräber den Spaten, um sein Werk zu beginnen, als er durch eine abwehrende Handbewegung Huberts unterbrochen ward und das blinkende Pflanzeisen des Todes wieder sinken ließ. Als der junge Baumeister seinen Hut abnahm, folgten die übrigen seinem Beispiele, und nun sprach er folgende Worte:

„Meine lieben Freunde und Genossen! Wir haben hier einem Manne das letzte Geleit gegeben, den wir nicht kennen, und den vielleicht keiner von uns in seinem Leben je gesehen hat. Wir waren nicht zu solchem Zwecke zusammengekommen, sondern hatten uns am gestrigen Abend vereinigt als froh ins Leben schauende Männer, um in heiterer Rede und Gegenrede fröhlicher Geselligkeit zu pflegen. Wir

haben uns unterhalten von unsern geringen Thaten und von unsern hochfliegenden Plänen, von kleinen Erfolgen und großen Hoffnungen. Wir alle sind Männer, die nicht sehnend zurückblicken in den Mondscheindämmer der Vergangenheit, wo die selige Insel der Kindheit liegt, — nein, mit festem Fuße stehen wir im klaren Sonnenlichte der Gegenwart, und frohen Mutes denken wir, die Zukunft uns zu unterwerfen. Wir sind Männer voller Hoffnungen und voller Entwürfe, wir sind erfüllt von ihnen, wie die leuchtenden Obstbäume, die dieser milde Mai mit schimmernden Blüten überdeckt hat. In solcher Stimmung und also freudigen Mutes traten wir hinaus, als uns dieser stille Wanderer begegnete auf seiner letzten Fahrt, als eine Mahnung, die lautet: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? In tausend Blüten steht der Apfelbaum, aber wie wenige wird der Herbst als reife Früchte sehen!

Ueberfluß der jungen Kräfte
Bei des Lebens holdem Drang,
Vollgefühl gesunder Säfte
Schafft der Jugend Ueberschwang.

Wollt ihr danach schon bemessen,
Wie die Frucht gerät am Ziel.
Ach, so wollet nicht vergessen:
Wurm und Sturm vernichten viel!

Wir dürfen überzeugt sein, daß einst auch Hoffnungen und Entwürfe das Herz dieses stillen Mannes bewegten. Was sie aber zerstört hat, das wissen wir nicht, ob es ein Wurm war, der in seinem Innern

nagte, ob der Sturm widriger äußerer Umstände sie hinweggerissen hat, — wir wissen nur, daß er den Sprung in den gewissen Tod vorgezogen hat einem zweifelhaften Leben voller Qual. Es steht uns nicht an, ihn zu verdammen, denn wir kennen nicht die Größe der Last, die ihn erdrückt hat; wir sind nicht berufen, ihn zu richten, denn nur Gott weiß die Stärke seiner Schuld, — aber wohl geziemt es uns, ihn zu bemitleiden, denn was er auch war, das eine ist sicher: er war ein Unglücklicher. Der Mann stand wohl einsam hier im Leben, denn weder ein Verwandter, noch ein Freund hat ihn auf seiner letzten Fahrt geleitet. Da wir nun, meine lieben Genossen, einem augenblicklichen Antriebe folgend, diese Pflicht übernommen haben, so fordere ich euch auf, diesem einsamen Toten die letzte Ehre zu erweisen, ihm eine Handvoll Erde nachzuwerfen in sein Grab und mit mir ihm den Wunsch nachzurufen: Schlafe in Frieden!"

Der Totengräber, der, zwischen Verwunderung über dieses ungewöhnliche Ereignis und zwischen Zweifeln über die Zulässigkeit dieser Handlung schwankend, erst beim Schlusse der kurzen Rede recht zur Besinnung kam, reichte unwillkürlich, dem Triebe der Gewohnheit seines Gewerbes folgend, den gefüllten Spaten dar, und alle warfen in feierlichem Schweigen drei Hände voll Erde auf den dumpf tönenden Sarg hinab. Dann, dem Beispiele ihres Anführers folgend, standen sie, den Hute vor dem Gesichte, eine Weile lautlos da.

Unterdessen war es heller geworden, eine sanfte

graue Dämmerung war rings verbreitet, und ein Atemzug des Morgens rauschte durch das junge Frühlingsgrün. Ueber dem Häusermeere der unendlichen Stadt stand das Morgenrot und hatte in dem blassen Himmel einige goldene Wölkchen angezündet; fern vom Felde her klang das Tirelieren einer frühzeitigen Lerche, die aufgestiegen war, um die Sonne als die erste zu begrüßen.

Die Freunde bedeckten ihr Haupt, drückten im Vorübergehen Hubert schweigend die Hand und kehrten, ohne viel zu reden, in die Stadt zurück. Bald wurde das Häuflein immer kleiner, denn einer nach dem andern verlor sich mit stillem Gruße in eine Seitenstraße und wanderte nachdenklich der Gegend zu, wo er zu Hause war.

Ein Brief an den Frühling.

*

Lieber alter Freund!

Ich glaube wohl, daß ich dich so nennen darf, denn wir kennen uns nun schon viele Jahre, und du darfst glauben, daß meine Hinneigung zu dir in dieser Zeit immer nur gewachsen ist. Ich muß es dir endlich einmal sagen, wie gern ich dich habe, und wie sehr ich deine unvergleichliche Kunst verehre. Insonderheit im Winter, wenn die Erde zu Stein, das Wasser zu Glas und der Regen zu weißem Pulver gefroren ist, wenn Bäume und Gesträuche mit traurigen Besenreisern dastehen, und die vertrockneten Reste einst frischgrüner Ranken trübselig im Winde rascheln, da erfüllt mich zuweilen die tiefste Verwunderung, wie du, Zauberer, es anfängst, dies alles so köstlich zu verwandeln, den kalten, harten Stein des Bodens in einen üppigen durchblümten Teppich, die Besenreiser in schimmernde Blütenzweige und den erstarrten Spiegel des Teiches in weiße fließende Wellen, auf denen sich leuchtende Wasserrosen wiegen. Wir haben unter uns Menschen ja auch Zauberer, die allerlei können, zum Beispiel Eierkuchen in Cylinderhüten backen, ohne daß es diesen was schadet, und

aus demselben Hute holen sie nachher eine ganze Ausstattung für Zwillingskinder und so viele Bälle, daß man eine ganze Schule, und so viele Becher, daß man eine Compagnie Soldaten damit versehen kann; allein das sind doch nur öde und durchsichtige Gaukelkunststücke und nicht zu vergleichen mit den deinen, über die nun schon von Anbeginn viele Tausende von gelehrten Häuptern gebrütet haben und ewig brüten werden, ohne sie jemals zu ergründen.

Du schwingst deinen Zauberstab über die öde sibirische Steppe, auf deren versteinerter Fläche bislang der eisige Winterwind einherjagte, und siehe, binnen kurzem ist sie ein blühendes, farbiges Meer von Tulpen und Iris, Tazetten und Hyazinthen, du steigst lächelnd die Berge hinauf und säumest die Ränder starrender Gletscher mit Blüten ohne Zahl, ja selbst in den Ländern der Mitternachtssonne zauberst du eine wundervolle Blumenpracht auf die erweichte Oberfläche des ewig gefrorenen Bodens, so daß deine zarten Blütenkinder gar über dem Eise wohnen.

Du lieber Frühling, ich danke dir, daß du alle Jahre aus dem warmen Süden wieder zu uns kommst, obwohl es dort, wie die Leute sagen, so viel schöner sein soll als hier. Doch muß es wohl bei uns auch nicht so übel sein, sonst würden die kleinen, klugen Vögel, die so gerne und eifrig dein Lob singen, nicht alle Jahre vorüber fliegen an der Pracht seiner Mandel- und Orangenbäume, um bei uns ihr Nest zu bauen in Weißdorn und Heckenrosen. Ja, wenn du einkehrst, lieber Frühling, und ihnen die Stätte

bereitest, indem du das zarte Laub und die schimmernden Blüten aus der Knospe lockest, da kehren sie alle treulich wieder, und wo bis dahin nichts vernehmlich war als das rauhe Geschrei der Krähen, das Zirpen der Meisen oder höchstens der zwitschernde Gesang des ewig munteren Zaunkönigs, da ist nun die Luft erfüllt zum Ueberquellen von süßem Getön. Und nicht allein besetzest du die lichten Auenwälder mit jauchzenden Nachtigallen, die jeder schätzt, und hängst die Luft voll tirelierender Lerchen, die alle kennen, nein, so mannigfach wie Form und Farbe deiner Blumen und Blätter ist auch der Gesang deines munteren Geflügels. O, wie freue ich mich, wieder die süß-melancholisch abfallende Tonfolge des Fitis zu hören aus dem Erlenbruchwald oder im Gebüsch das Gezwitscher der Dorngrasmücke, das dahinrieselt wie ein plätscherndes Bächlein. Oder das knarrende Schwatzen der Rohrsänger im Uferschilf und das eindringliche Pfeifen des Baumpiepers am Rande des Waldes. Ob sie nun viel können oder wenig, das gilt ihnen gleich, und der kleine Baumläufer zwitschert sein winziges Lied von anderthalb Tönen mit derselben Inbrunst wie die Nachtigall, und wer nicht singen kann, der trommelt wie die Spechte an einem dürren Ast oder klappert gleich dem Storch oder bläst das Bombardon wie die Dommel im Rohr. Ja, mein lieber Konzertmeister, das verstehst du einzurichten.

Allerlei haben wir doch schon zusammen erlebt, mein lieber Freund, und wenn es auch keine großen

Dinge waren, so stehen sie doch wie liebliche Blumen in dem Garten meiner Erinnerung. Gedenkst du noch jenes ersten Pfingsttages in der kleinen mecklenburgischen Stadt, als ich den ganzen Morgen umhergeschweift war zwischen den blühenden Gärten, wo die goldenen Schmetterlinge flogen und die Vögel sangen. Du weißt es gewiß noch, denn es war einer von den herrlichsten Tagen, die du je geschaffen hast, und die Mädchen, die mir begegneten, waren alle viel schöner als sonst, und aus ihren Augen leuchtete der Wiederschein deines Glanzes. Wo waren sie denn mit einmal alle hergekommen, die man den ganzen Winter fast nicht gesehen hatte, nun waren sie in ihren hellen Gewändern alle aus den finsteren Häusern hervorgeblüht wie die Hyazinthen aus dem dunklen Schoß der Erde. Und später, weißt du es wohl noch, lag ich in den Anlagen am Wall auf dem Rücken im Grase zwischen den goldenen Butterblumen, und zu meinen Häupten in der riesigen Silberpappel, die mit zarten Kätzchen über und über bedeckt war, sang eine Nachtigall ergreifend schön. Nicht ferne von mir ragte mit rötlichem Gemäuer der Dom empor in die reine Luft, und aus ihm hervor mischten sich fromme Pfingstchoräle und das feierliche Dröhnen der Orgel mit dem Jubel ringsumher. Ja, überall blühte es, und ich blühte mit, überall sang es, und mein Herz sang mit, und obwohl sich weiter gar nichts ereignete, so war es doch eine Stunde des Glücks, die ich nimmer vergessen kann. Das war dein Zauber, du wunderbarer Frühling.

Du bist mir auch ein wenig gut, das weiß ich wohl. Denn sonst hättest du wohl nicht zu jenem andern unvergeßlichen Tage im Mai, da jene Gute und Reine mein eigen ward, die ich kaum verdiene, einen so festlichen Himmel über die Erde gespannt und die ganze Welt in schimmerndes Licht getaucht. Das werde ich dir nie vergessen und dir manches andre dafür verzeihen. Denn um der Wahrheit die Ehre zu geben, manchmal beträgst du dich ein ganz klein wenig unangemessen. Erinnerst du dich wohl noch an jenen neunten Mai, da alle die jungen, frischgrünen Rosenblätter mit Reif bedeckt und alle Nachtigallen heiser waren, oder an jenen elften Juni, wo du sogar noch mit Schnee kamst? Das — nimm es mir nicht übel — sind sehr wunderliche Launen und machen es deinen Verehrern recht schwer, dich zu verteidigen; denn bedenke doch, es gibt unter den Menschen viele böswillige Gesellen und Philister mit öden Gehirnen, die nur darauf lauern, dir etwas anzuhaben und deinen uralten, wohlverdienten Ruhm zu untergraben, indem sie deine ganze Schönheit für ein müßiges Hirngespinst halbtoller Dichterlinge erklären und als verständige Leute nichts von dir wissen wollen. Darum hoffe ich, dergleichen nicht wieder zu erleben. Was ich aber noch ferner hoffe, das ist, dich noch recht oft wiederzusehen, mein guter, alter Freund. Freilich, du bleibst ewig jung und ich werde immer älter werden. Mich dünkt jetzt schon manchmal, ich stünde auf der Höhe, wo man wieder den Weg nach abwärts führen sieht. Und zuweilen ist mir,

als erblickte ich am Ende dieses Weges in fernem Dämmer jenes dunkle, von Cypressen umgebene Thor, das den Eingang bildet in jene unbekannte Welt, aus der man nicht zurückkehrt. Aber vorher, lieber Freund, hoffe ich, dein leuchtendes Antlitz noch recht oft zu begrüßen, und dann, wenn es sein muß, wünsche ich mit dir dahin zu gehen um jene Zeit, da die wilden Rosen blühen und das Heu in den Wiesen duftet. Dann, wenn du von hinnen scheidest, will ich mit dir wandern Arm in Arm in jenes bessere Land, wo dein Reich niemals endet wie auf Erden, wo du nur ein flüchtiger Gast bist.

Dein treuer Verehrer

Heinrich Seidel.

Der Leichenmaler.

⁂

Nach langjähriger Abwesenheit war ich nach Berlin zurückgekehrt und schweifte eines Tages planlos durch die Straßen, vertieft in die wehmütig heitre Beschäftigung, die Stätten vergangener Jugendfreuden wieder aufzusuchen.

Dabei war ich allmählich in unbekannte Gegenden gelangt und hielt an, um mich zu orientieren. Der Name der Straße, in der ich mich befand, war mir nicht fremd, obgleich ich noch niemals dort gewesen war, und außerdem hatte ich eine dunkle Vorstellung, daß sich mit dieser Straße für mich etwas Besonderes verknüpfe. Ich zog mein Notizbuch hervor, und richtig, dort stand eine Bemerkung: „. . . Straße Nr. 84, der Leichenmaler.“ Kurz vor meiner Abreise nach Berlin hatte mein Freund Ringwald mir diese Adresse aufgegeben und mir auf die Seele gebunden, diesen Maler, der unter seinen Freunden die sonderbare Bezeichnung führte, aufzusuchen, da er mit ihm besonders befreundet sei und dringend wünsche, auch unsre Bekanntschaft herbeizuführen.

Ich fand das Haus bald. Es war ein zweistöckiges, langweiliges Gebäude, in dem nüchternen

Stil errichtet, der zu Anfang dieses Jahrhunderts herrschte, und hob sich seltsam ab gegen die riesigen Mietkasernen mit Mansardendächern, die die neue Zeit ringsum emporgetrieben hatte.

Es war ganz einsam und tot in dieser abgelegenen Straße, kein Mensch ließ sich sehen, und das einzige im ganzen Umkreis, das sich bewegte, war in dem an dem alten Hause hängenden Schaukasten eines Zahnarztes zu sehen, nämlich ein paar rote Gummikiefer mit blendend weißen Zähnen, die, durch ein verborgenes Uhrwerk getrieben, fortwährend auf- und zuklappten und ewig an einem unsichtbaren Etwas kauten.

Ich trat in den geräumigen Thorweg und stieg eine mächtige alte Holztreppe mit gewundenem Geländer und tief ausgetretenen Stufen hinan. Ein muffiges, altes Haus; es roch darin nach aufgewärmtem Kohl und Cichorienkaffee. Auf den oberen Stufen rührte sich was und ich fand dort ein altes schlumpiges Weib, das, scheinbar ohne wesentliches Resultat, die Treppe scheuerte. Auf meine Frage nach dem Maler ward ich von ihr über den Hof in den Garten gewiesen.

Auf dem Hofe war es lebendiger, denn ein Tischler, dessen Aushängeschild mit einem unendlich langen, perspektivischen Sarg, in dem man in einer Reihe hintereinander eine ganze Familie bequem hätte unterbringen können, draußen von mir bereits bemerkt war, hatte seine Werkstatt im Hinterhause aufgeschlagen, und seine Gesellen hobelten und nagelten

in einem offenen Schuppen und sangen lustig zu ihrer Arbeit. Es roch dort nach frischem Holz und Firnis, und in einem halbfertigen Sarge lag auf Hobelspänen ein kleines rosiges Kind und schlief, während seine Geschwister daneben saßen und mit Sargnägeln und alten Florfetzen spielten.

Das Atelier befand sich in einem Gartenhause. Eine seltsame Beklommenheit hatte mich befallen und ich zögerte einen Augenblick, ehe ich den einfach mit dem Namen Morlin gezeichneten Klingelzug ergriff, worauf das heisere Gebelfer einer gesprungenen Glocke mit so geflissentlicher Ausdauer ertönte, daß es offenbar war, sie suche den Mangel an Klang durch ihre emsige Beharrlichkeit und Arbeitsamkeit zu ersetzen. Der Maler öffnete mir selbst, und ich war enttäuscht über seine Erscheinung, es war nicht das geringste Ungewöhnliche in ihr. Eine schlanke, durchaus modern gekleidete Gestalt von nachlässiger Haltung, ein blasses Gesicht mit wenig Bart an Kinn und Lippen, etwas müde blickenden grauen Augen und kurzgehaltenem, emporstrebendem dunklem Haar, so stand er vor mir und fragte nach meinem Begehren.

Als ich den Namen meines Freundes genannt hatte, ging ein freundlicher Schein über die Züge des Malers und er forderte mich auf, in seine Werkstatt zu treten. Gegenüber der Thür ragte mir der Rücken einer gewaltigen Leinwand entgegen. Morlin deutete darauf hin und sprach, indem ein feiner Zug von schalkhafter Ironie in seinen Mundwinkeln lauerte: „Sie werden das Bild sehen, das ich eben vollendet

habe. Ich störe Sie anfangs nicht dabei, ich werde mir anderweitig zu thun machen. Vielleicht brauchen Sie einige Zeit, sich an den dargestellten Gegenstand zu gewöhnen."

Damit schritt er an einen Tisch, der, mit einer Unzahl von Sachen bedeckt, dicht an dem von unten halb verhängten Atelierfenster stand, und überließ mich meinem Schicksal. Ich darf wohl sagen, daß ich mit einem Gefühl ängstlicher Spannung an die bezeichnete Leinwand trat, und ich dankte, als es geschehen war, dem Maler für seine Rücksicht, denn kaum konnte ich eine Aeußerung des Entsetzens zurückhalten. Auf dem Bilde war, wie ich sofort erkannte, das Innere des Leichenkellers der Berliner Anatomie dargestellt, jenes furchtbaren Ortes, wo die eingelieferten Körper für die Zwecke des Studiums aufbewahrt werden. Auf schrägen Pritschen hingestreckt, lagen die nackten Gestalten, aus dem ungewissen Dämmer in fahlem Scheine hervorleuchtend, Kinder, Greise und Jünglinge, wie sie ein grausames Schicksal an diesen furchtbaren Strand geworfen hatte. Sie führten keinen Namen und keinen Stand mehr, sie waren wissenschaftliche Objekte und trugen nur noch eine Nummer, die auf Papier geschrieben an eine Zehe gebunden war. Im Vordergrunde lag ein Weib mit einem nassen Tuch bedeckt, das die Form des verhüllten Leibes hervortreten ließ; unheimlicher als all das nackte Elend wirkte dieser verdeckte Jammer.

Entsetzen und Abscheu waren die Empfindungen, die mir dieses Bild einflößte, nachdem ich in kürzester

Frist die geschilderten Beobachtungen gemacht hatte. Aber zu meinem eigenen Erstaunen bemerkte ich, daß sich diese Eindrücke in geringer Zeit milderten und sich eine Art von Bewunderung einmischte, die durch die außerordentliche Kunst des Malers bei der Vorführung dieser furchtbaren Gegenstände hervorgerufen wurde. Es gibt eine Art der Darstellung, die selbst das Entsetzliche, das Häßliche und Gemeine adelt, es gibt eine liebevolle Weise der Vertiefung in die Natur, die auch über die verachtetsten Gegenstände einen Schimmer der Schönheit breitet, jener Schönheit, die ein Abglanz der ewigen Wahrheit ist. Diese armen Kinder des Todes, wie sie so starr und hilflos im bleichen Dämmerlichte ruhten, es war ein ergreifendes Bild von der Unzulänglichkeit alles Menschlichen und der Grausamkeit, mit der das Schicksal seine Lose streut.

„Nun, seien Sie aufrichtig,“ sagte Morlin plötzlich, „ich bin an starke Ausdrücke gewöhnt.“

Ich machte ihn mit dem Gange meiner Gedanken bekannt, allein es schien ihm nicht viel Eindruck zu machen.

„Es ist wohl ein Fehler in meiner Organisation,“ meinte er, „aber eine unwiderstehliche Kraft treibt mich hin auf diese Dinge. Eigentliches Grauen habe ich niemals empfunden, nur ein tiefes und starkes Interesse an diesen Gegenständen. Im vorigen Herbst besuchte ich einen befreundeten Mediziner in der Anatomie, da drängte sich mir plötzlich die Idee zu diesem Bilde auf und verließ mich nicht

wieder. Manchen Vormittag habe ich dann allein in dem Keller gesessen und Studien gemacht. Der Herbstwind brauste draußen in den Kronen der halbentblätterten Bäume und zuweilen kam ein Windstoß und warf knallend eins der stets offenen Fenster zu, oder jagte eine Wolke von welken Blättern herein, die raschelnd die schrägen Flächen der Lichtöffnungen herabkamen und flüchtig über ihre menschlichen Genossen hinwegtanzten. Sonst war dort nichts, als das stille, starre Schweigen des Todes und der stiere Blick auf ewig erloschener Augen, der unablässig auf mir ruhte. Da kam mir oft plötzlich der Gedanke, wenn nun einer von diesen hier anfinge sich zu bewegen und sich aufrichtete, um mit entsetzten Augen um sich zu schauen — was dann? Und es schien mir, als rege sich dort eine Hand oder hier ein Arm, aber ich richtete meine Augen fest darauf und sah wieder nichts, als die kalte, starre, unabänderliche Ruhe des Todes."

Unterdes waren meine Augen weiter gewandert und hatten noch andre Bilder entdeckt, teils vollendete, teils noch in den Anfangsstadien begriffene, und es befiel mich ein Staunen über die Verschiedenartigkeit dieser von dem zuerst gesehenen. Kaum begriff man, daß es derselbe Maler war, der jenes schöne, sinnende Mädchen gemalt hatte, das mit träumendem Blick und knospendem Herzen durch den blühenden Frühlingsgarten wandelt. Und doch verleugnete er seine Natur nicht, denn wenn man das Bild näher betrachtete, so war der Garten ein Kirch-

hof und die blühenden Rosen wuchsen aus einem verfallenen Grabhügel hervor.

„Ich habe draußen ein Bild für Sie gesehen," sagte ich, „in der Werkstätte des Tischlers ..."

„Ich glaube, ich weiß schon, was Sie meinen," sagte er lächelnd, indem er eine an die Wand gelehnte Leinwand umkehrte und auf eine Staffelei setzte. Wahrhaftig, da war das rosige, blühende Kind, das in dem Sarge schlief, wie ich es draußen gesehen hatte. Da waren die andern Kinder, die fröhlich mit Emblemen und Gerätschaften des Todes spielten.

Dann holte Morlin von einem Sims zwischen einem Totenkopf und dem Skelett eines seltsamen Vogels eine wunderliche, gebauchte grüne Flasche hervor, die mit einem Etikette geziert war, das ein memento mori und die rote Inschrift: „Gift!!!" zeigte, und füllte zwei altertümliche Gläschen daraus.

„Daran dürfen Sie sich nicht stoßen," sagte er, „das dient nur zur heilsamen Abschreckung für die Aufwärterinnen, die gewöhnlich viel Sympathie für einen guten Likör haben. Es wird mir übrigens sehr schwer, eine Aufwärterin zu finden, die es bei mir aushält," fuhr er fort, „sie graulen sich alle und mögen in dem Atelier nicht allein sein, besonders mit dem da hinten mögen sie nichts zu thun haben." Dabei zeigte er auf eine mannshohe Nische in der Wand, die von einem kunstreichen, altertümlichen Eisengitter verschlossen war. Hinter diesem stand auf-

wieder. Manchen Vormittag habe ich dann allein in dem Keller gesessen und Studien gemacht. Der Herbstwind brauste draußen in den Kronen der halbentblätterten Bäume und zuweilen kam ein Windstoß und warf knallend eins der stets offenen Fenster zu, oder jagte eine Wolke von welken Blättern herein, die raschelnd die schrägen Flächen der Lichtöffnungen herabkamen und flüchtig über ihre menschlichen Genossen hinwegtanzten. Sonst war dort nichts, als das stille, starre Schweigen des Todes und der stiere Blick auf ewig erloschener Augen, der unablässig auf mir ruhte. Da kam mir oft plötzlich der Gedanke, wenn nun einer von diesen hier anfinge sich zu bewegen und sich aufrichtete, um mit entsetzten Augen um sich zu schauen — was dann? Und es schien mir, als rege sich dort eine Hand oder hier ein Arm, aber ich richtete meine Augen fest darauf und sah wieder nichts, als die kalte, starre, unabänderliche Ruhe des Todes."

Unterdes waren meine Augen weiter gewandert und hatten noch andre Bilder entdeckt, teils vollendete, teils noch in den Anfangsstadien begriffene, und es befiel mich ein Staunen über die Verschiedenartigkeit dieser von dem zuerst gesehenen. Kaum begriff man, daß es derselbe Maler war, der jenes schöne, sinnende Mädchen gemalt hatte, das mit träumendem Blick und knospendem Herzen durch den blühenden Frühlingsgarten wandelt. Und doch verleugnete er seine Natur nicht, denn wenn man das Bild näher betrachtete, so war der Garten ein Kirch-

hof und die blühenden Rosen wuchsen aus einem verfallenen Grabhügel hervor.

„Ich habe draußen ein Bild für Sie gesehen," sagte ich, „in der Werkstätte des Tischlers . . ."

„Ich glaube, ich weiß schon, was Sie meinen," sagte er lächelnd, indem er eine an die Wand gelehnte Leinwand umkehrte und auf eine Staffelei setzte. Wahrhaftig, da war das rosige, blühende Kind, das in dem Sarge schlief, wie ich es draußen gesehen hatte. Da waren die andern Kinder, die fröhlich mit Emblemen und Gerätschaften des Todes spielten.

Dann holte Morlin von einem Sims zwischen einem Totenkopf und dem Skelett eines seltsamen Vogels eine wunderliche, gebauchte grüne Flasche hervor, die mit einem Etikette geziert war, das ein memento mori und die rote Inschrift: „Gift!!!" zeigte, und füllte zwei altertümliche Gläschen daraus.

„Daran dürfen Sie sich nicht stoßen," sagte er, „das dient nur zur heilsamen Abschreckung für die Aufwärterinnen, die gewöhnlich viel Sympathie für einen guten Likör haben. Es wird mir übrigens sehr schwer, eine Aufwärterin zu finden, die es bei mir aushält," fuhr er fort, „sie graulen sich alle und mögen in dem Atelier nicht allein sein, besonders mit dem da hinten mögen sie nichts zu thun haben." Dabei zeigte er auf eine mannshohe Nische in der Wand, die von einem kunstreichen, altertümlichen Eisengitter verschlossen war. Hinter diesem stand auf-

recht ein Skelett und stierte mit dem weißen Knochen-antlitz durch das eiserne Schnörkelwerk.

Wahrhaftig, ich konnte mir vorstellen, daß sich die armen, abergläubischen Weiber in diesem Atelier nicht wohl fühlten, denn es glich eher der Behausung eines mittelalterlichen Nekromanten, als der Werkstatt eines Malers. Es fehlte selbst nicht das ausgestopfte Krokodil, das von der Decke herabhing, es fehlten nicht die Hunderte von seltsamen und abenteuerlichen Dingen, die rings wie aus einem grausigen Märchen von den Wänden stierten und dem ganzen Raume etwas von dem gespenstischen Reiz eines Wachsfiguren-kabinetts oder eines Raritätenmuseums verliehen. Der Abenteuerlichkeiten, die sich hier vorfanden, hätte sich ein solches Museum nicht zu schämen gebraucht. An der Wand hing unter vielen andern Dingen eine braungedörrte Menschenhand, die mir wegen ihrer zierlichen Form besonders auffiel. Morlin nahm sie von ihrem Nagel und reichte sie mir hin. Es war offenbar eine Frauenhand, die schlanke Weichheit der Formen war noch vollständig erkennbar und an den sanft nach vorn sich verjüngenden Fingern zeigten sich die wohlgepflegten Nägel noch gänzlich unverletzt.

„Ein Geschenk eines Freundes,“ sagte Morlin. „Dieser fand während des letzten französischen Krieges die Hand in dem Park einer verlassenen Villa mitten in einem Rosengebüsch an einem Zweige hängend.“

Unterdes war die Dämmerung hereingebrochen und ich fand es an der Zeit, meinen Besuch zu be-

enden. Der Maler hatte ein großes Kirchenwachslicht angezündet, um mir über den dunklen Flur zu leuchten, jedoch als seine Blicke zufällig über die Wände schweiften, hielt er plötzlich inne und sagte: „Ach, dürfte ich Sie, bevor Sie gehen, noch um eine Gefälligkeit ersuchen?“ Dabei deutete er auf ein Bort, das in Thürhöhe an der Wand entlang lief und ganz bedeckt war mit einer Reihe von Totenmasken und Gipsabgüssen von Köpfen berühmter Verbrecher, die mit leeren Augen aus brutalen Gesichtern finster in die Welt starrten. „Wenn Sie mir nur einen Augenblick das Licht hier unten halten wollen, wie ich es Ihnen angebe. Sie glauben nicht, welche wunderbaren Effekte das gibt, wenn man diese Kerls so von unten beleuchtet.“

Ich hielt das Licht und er trat zurück.

„Ein wenig näher an die Wand!“ rief er. „So, nun noch mehr links . . . etwas höher das Licht . . . so, halt! . . . Köstlich . . . herrlich . . . wie dem da statt der Augen zwei große Finsternisse im Gesicht stehen, und diese Uebergänge, diese Reflexlichter! Sehen Sie, wie die Schlagschatten lang an der Wand in die Höhe schießen . . . Famos!“

Ich sah von meinem Standpunkte ebenfalls hinauf und muß gestehen, selten eine schauderhaftere Gesellschaft von Galgengesichtern beisammen gesehen zu haben. Das finstere Brüten in diesen stieren Augen ward durch die Beleuchtung ins Fratzenhafte verstärkt und durch das flackernde Licht kam ein unheimliches Leben in die starren Züge; es regten sich scheinbar

die knochigen Kinnladen, und um wulstig aufgeworfene Lippen zuckte es wie ein dämonisches Grinsen.

Danach verabschiedete ich mich und habe später den Maler nicht wiedergesehen. Aber unvergeßlich hat sich dieser eine Besuch in meine Seele geprägt.

Die Menschen sind ein sonderliches Geschlecht; was dem einen ein Greuel, ist dem andern ein Labsal, und kein Abgrund ist so tief und schauerlich, daß nicht jemand gefunden würde, an seinem schwindelnden Rande furchtlos Blumen pflückend, wie ein spielendes Kind.

Sonnenuntergang bei Tegel.

*

Ich war etwa eine Stunde lang durch die letzte Kunstausstellung gewandert und hatte genug. Durch die Natur kann ich den ganzen Tag schweifen, ohne satt zu werden, wenn aber einige hundert Maler mit einigen tausend meist mittelmäßigen Bildern über mich herfallen, da haben sie mich bald mürbe. Es ist ja leider ein Zeichen der Zeit, daß heutzutage bei weitem zu viel studiert, gedichtet, gebildhauert und vor allen Dingen auch gemalt wird, weit über den Bedarf hinaus und meist von Unberufenen, so daß sich die Säle unsrer Ausstellungen mit Mittelgut und Ueberflüssigem füllen. Es gibt ja immer noch einige Oasen in dieser Farbenwüste, wie zum Beispiel vor einigen Jahren „Das Spiel der Wellen" von Böcklin, aber was ist sein Schicksal gewesen. Der Kunsthändler, der es kaufte, ist damit sitzen geblieben, und wenn ich mich nicht irre, hat er es noch. Und doch ist es eins der wenigen Kunstwerke, die diesen Namen wirklich verdienen, und ragt selbst unter den Gemälden dieses wirklichen Künstlers besonders hervor. Es ist ein echter rechter Böcklin, ohne jede Nachlässigkeit in der Durchführung und jene unver-

ständliche Schrullenhaftigkeit, durch die der große Maler seinen Verehrern oft das Leben so sauer macht. Welche köstlichen Verkörperungen der Naturgewalten sind diese Nymphen, Tritonen und andern Fabelwesen, wie sie mit den Wellen steigen, sich überschlagen und hinabsinken, insonderheit der alte vergnügte Seegreis im Vordergrunde. Von Ansehen ein alter richtiger Seekapitän, mit dem man ganz gerne in einer Schifferkneipe im Hamburger Hafen schon mal ein Glas Grog getrunken haben könnte, und doch ein Fabelwesen aus einer Märchenwelt. Das sind nicht die leeren, blutlosen, antikisierenden Schemen, die einem auf andern derartigen Gemälden begegnen, nein, das sind wirkliche, ganz moderne Wesen mit Fleisch und Blut und voll von grausigem Ernst und ungeheurer Lustigkeit. Sie leben. Und wie das alles fließt und rollt und in der natürlichsten Bewegung ist. Nach meiner Meinung hat noch nie einer das Wasser so gemalt wie Böcklin, das wirkliche, lebendige, durchsichtige Wasser, durch dessen überkantende Wellen der Himmel scheint und von denen wirklicher Schaum fliegt. Wer so viele Stunden lang wie ich der Brandung zugeschaut hat, der weiß, welch ein kompliziertes Gebilde die einzelne Welle ist, wie ihre steigende Fläche zusammengesetzt ist aus lauter kleinen Wellen und diese aus noch kleineren und wie es zugleich in ihr rinnt und niederfließt, der weiß, daß jede Welle eine kleine sich in jedem Augenblick verändernde Welt für sich ist. Dieses Innenleben der Welle, wie ich es nennen möchte,

stellt Böcklin mit den einfachsten Mitteln in geradezu bewunderungswürdiger Weise dar, so daß man auch von seinen Wellen sagen darf, sie leben.

In diesem Jahre hatte ein Franzose, dessen Namen ich vergessen habe, etwas Aehnliches versucht. Er hatte auf einer ungeheuren wandgroßen Tafel durch eine Unmasse von nackt ausgezogenen Salondamen das Wellenspiel eines Waldbaches zu verkörpern gesucht. In allen möglichen Stellungen glitten und stürzten diese Mengen von gleichgültigen Weibern die Fälle hinab, wanden sich durch die Engen, klammerten sich an die Felsen oder riefen die ferneren an und winkten ihnen. Es war ein sehr fleißig und geschickt gemaltes Bild, aber es war ohne jede Spur von wirklichem Naturgefühl. Braust uns aus dem Böcklinschen Bilde die wirkliche Salzluft des Ozeans entgegen, so kam aus diesem nur ein schwaches Patschulidüftchen hervor, und ich fragte mich, wie der Maler es nur angefangen hatte, daß er nicht vor Langerweile gestorben war, als er diese ungeheure Masse von gleichgültigen rosigen Armen und Beinen und sonstigen Gliedmaßen malen mußte.

In solchen Gedanken schlenderte ich dem Ausgange zu in jenen wenig besuchten Seitenräumen an der Stadtbahn, wohin die minder bevorzugten verbannt werden; da sah ich plötzlich meinen Freund, den Schriftsteller Reinhard Flemming, in der Ferne vor einem Bilde stehen, scheinbar in die tiefste Betrachtung versunken. Ich war neugierig, was das wohl für ein Bild sein möge, das auf ihn eine so

große Anziehung auszuüben schien, da ich ihn aber nicht stören wollte, schritt ich langsam näher. Mein Freund wühlte, wie immer, wenn ihn etwas besonders ergriff, mit der Hand in seinem blonden Vollbart, trat ein wenig zurück und versank immer tiefer in die Betrachtung des Bildes. Ich sah jetzt, daß ein Lorbeerkranz mit schwarzer Schleife daran hing als ein Zeichen, daß der Maler vor kurzem gestorben sei. In dem Augenblicke, als ich ganz nahe gekommen war, schien mein Freund mit sich über das Bild ins reine gekommen zu sein, nickte einigemal wie zustimmend vor sich hin, sah auf und erblickte mich. Er schien erfreut, mich gerade jetzt zu treffen, winkte mir mit der Hand, deutete stumm auf das Bild und trat zurück, um mir Platz zu machen. Das Bild war mittelgroß und stellte einen Sonnenuntergang an einem See dar. Hinter schwarzen Waldeswipfeln war das Tagesgestirn eben versunken, und leuchtete nur noch mit einem tiefen Purpur hervor, der höher am Himmel in einen sanften rotgoldenen Schein verblaßte, in dem einige Rosenwölkchen friedlich schwammen. Mit dem tiefsten Schwarz spiegelten sich die Schatten des Waldes in dem unbewegten See und hoben sich ab gegen seine leuchtende Purpurflut, durch die ein Kahn mit einigen schwarzen Figürchen dahin zog, einen helleren Streif hinter sich lassend. Das war alles, aber man empfand die sanfte, wehmütige Stimmung dieses Abends, man fühlte den tiefen Frieden, der überall ausgebreitet war, ja man glaubte schließlich das

leise Rucksen der Ruder zu hören und den fernen Gesang:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.“

Ich sah nach dem Namen des Malers und wunderte mich. Er war mir wohl bekannt, aber ein derartiges Bild hätte ich von ihm nie erwartet. Als ich das zu meinem Freunde äußerte, sagte dieser: „Also der Meinung bist du auch. Hast du eine Stunde Zeit? Ja? Dann wollen wir in die Klause gehen, eine Flasche Rheinwein trinken, und ich will dir von diesem Bilde eine wunderliche Geschichte erzählen.“

Die kleine Künstlerkneipe in dem Stadtbahnbogen war leer; wir suchten uns eine abgelegene Ecke, setzten uns an einen der weißgescheuerten Tische und bestellten eine Flasche Rüdesheimer. Von draußen durch die geöffnete Thür schallte Konzertmusik und das unablässige Knirschen der auf dem Kies vorüberwandelnden Füße; zuweilen rollte mit dumpfem Donner ein Zug der Stadtbahn über uns hin und ließ die Gläser auf dem Büffett mit leisem Klirren erzittern, und so waren wir mitten in der strömenden hastenden Welt und doch ganz allein mit uns.

„Aus deiner Aeußerung schließe ich,“ sagte mein Freund, „daß du die Werke des verstorbenen Friemann kennst. Ich war mit ihm befreundet und habe eine große Anzahl von ihnen entstehen sehen. Sein Atelier war nicht weit von meiner Wohnung in einer stillen Straße im Garten und ich besuchte ihn zu-

weilen, um mit ihm zu plaudern. Du wirst mit mir darüber einig sein, daß er nicht zu den ersten seines Faches gehörte, aber er war sehr fleißig, lieferte ein reinliches sauberes Stück Arbeit, und so ein Waldweg mit Staffage oder Waldrand mit Durchblick in die Ferne von ihm war immerhin eine sehr erfreuliche Zimmerzierde. Was man so Poesie nennt, fehlte seinen Arbeiten, aber es war stets ein tüchtiges Stück Natur drin, wie er sie eben sah mit klaren, nüchternen Augen. Wenn ich ihn besuchte, gerieten wir gewöhnlich bald in Streit, denn da ich so meine eigenen Ansichten über die Kunst habe, die von den seinen sehr abwichen, so dauerte es nicht lange, bis wir eine sogenannte Frage hin und her zerrten wie zwei Dachshunde, die sich in denselben Knochen verbissen haben. Insbesondere wollte er mir einen Satz nie zugeben, der zu meinen Glaubensartikeln gehört, daß nämlich nur dann die Kunst wirkliches Leben haben könne, wenn sie ganz aus dem Boden der Heimat hervorgewachsen sei. Ging ich so weit, zu behaupten, daß in unserm nordischen Flachlande nur der Ziegelrohbau, als aus dem Materiale und Boden des Landes entstanden, eine künstlerische Zukunft habe und vorzugsweise auszubilden sei, oder vertrat ich die nach seiner Ansicht wahnsinnige Ansicht, daß Berliner, also märkische Maler, ausschließlich märkische Landschaften malen sollten, so geriet er ganz aus dem Häuschen. Umsonst führte ich die alten Holländer für mich an, deren Kunstgröße ganz auf eigenem Boden gewachsen ist, die ihre eignen Bauern

und ihre eignen Bettler malten und ihre stattlichen wohlbeleibten Weiber als Göttinnen und Madonnen darstellten, die ganze biblische Geschichte in das Kostüm ihrer Zeit steckten und ihre monotonen Wiesen- und Windmühlenlandschaften durch den Zauber der Beleuchtung und der silbertönigen Luft zu Kunstwerken verklärten.

„Wie wenig kümmern wir uns aber um das, was um uns ist, ja, wenn, wie jetzt gerade, holländische Waisenmädchen in blauen Kleidern mit weißen Hauben Mode sind, so reisen unsre Maler dahin und malen holländische Waisenmädchen, die uns gar nichts angehen, und statt der Berliner Grachten malen sie Amsterdamer, und den ganzen Zauber von Wasser und Wald, Heide und Hügeln, der um Berlin herum ausgebreitet liegt und landschaftlich in seiner Art ersten Ranges ist, lassen sie links liegen und nur wenige sind es, die sich drum kümmern. Charakteristisch ist, daß einer der ersten, der sich ausschließlich den märkischen Landschaften aus der Umgegend von Berlin widmete, ein Ausländer war, ein Däne Namens Söborg, dessen Sonnenuntergangsbilder von einem eigenen träumerischen Reiz sind.

„Bei einer dieser Gelegenheiten führte ich ihm den Maler Malchin, einen unsrer feinsten Landschafter, als ein Beispiel vor. Der bleibt im Lande und nährt sich redlich, sagte ich. Er ist mit seiner mecklenburgischen Heimat eng verwachsen, und seine Bilder gehen aus seiner täglichen Umgebung hervor. Im Winter lebt er in Schwerin, im Sommer verankert

er sich in irgend einem schönen Strohdach-gesegneten Dorfe. Warum machen Sie es als geborener Mecklenburger nicht ebenso? Ich frage nicht umsonst, denn obwohl Sie jedes Jahr nach Oberbayern gehen, so suchen Sie ihre Motive doch so aus, wahrscheinlich ohne daß Sie es wissen, daß Ihre Bilder ebenso gut aus Mecklenburg stammen könnten. Mit großer Kunst vermeiden Sie alles, was an das Gebirge erinnern könnte, und wollten Sie unter das Bild da auf Ihrer Staffelei schreiben statt ‚Waldweg bei Tölz', wie Sie es jetzt nennen, ‚Waldweg bei Neubrandenburg', so wird Ihnen das jeder aufs Wort glauben.

„Friemann sah etwas verwundert vor sich hin; meine letzten Bemerkungen hatten offenbar Eindruck auf ihn gemacht.

„‚Sie haben recht,' sagte er, ‚und mit dem Gedanken, den Sommer über in meine Heimat zu gehen, habe ich mich oft genug getragen, aber Sie wissen ja, daß ich leidend bin. Es ist für mich nicht möglich, dort so zu leben, wie ich leben muß. In Oberbayern ist man an Maler und Sommerfrischler gewöhnt und darauf eingerichtet. Ich finde dort unzählige Dörfer in günstiger Lage, wo es eine angemessene Verpflegung und gutes Quartier gibt; in mecklenburgischen Dörfern aber ist das nicht der Fall. Strapazen zu ertragen, ist mein Körper nicht mehr eingerichtet.'

„Das leuchtete mir nun allerdings ein, denn er war lungenkrank, und die Aerzte gaben ihm keine lange Lebenszeit mehr.

„Bei dieser selben Gelegenheit kam es heraus, daß er die Umgebung von Berlin überhaupt noch gar nicht kannte. In Wannsee war er einmal gewesen und in Potsdam hatte er einmal einen Fremdenbesuch herumgeführt und es bei dieser Gelegenheit selber zum erstenmal oberflächlich kennen gelernt. Er kannte weder die Oberspree, noch die wundervollen Havellandschaften zwischen Spandau und Heiligensee, er wußte nichts von Woltersdorfer Schleuse und Rüdersdorf, ja selbst in Tegel war er nie gewesen. Es gelang mir, ihn zu bewegen, mit mir einen Ausflug nach Tegel zu machen. Wir nahmen uns, seines leidenden Zustandes wegen, einen Wagen, und bei dieser Fahrt hatten wir das Glück, jenen Sonnenuntergang zu erleben, dessen getreues Bild Sie soeben gesehen haben. Mein Freund war von diesem Schauspiel geradezu hingerissen, doch hinderte das ihn nicht, sein Skizzenbuch hervorzunehmen und dieses wundervolle Spiel von Licht und Farbe, so gut es ging, zu notieren. Er ist später, statt nach Oberbayern zu reisen, sechs Wochen in Tegel gewesen und hat dort Studien gemacht und keinen Sonnenuntergang versäumt, allerdings ohne je wieder einen zu erleben, der diesem gleich gekommen wäre. Aber der Gedanke, diesen ihm unvergeßlichen Eindruck im Bilde festzuhalten, verließ ihn nicht wieder, und den ganzen nächsten Winter hat er mit diesem Bilde unablässig gekämpft und gerungen, so viel es ihm bei seinen stets geringer werdenden Kräften nur möglich war. Dieser Kampf im Verein mit der tückischen Krankheit

rieb seine Lebenskraft schneller auf, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Ich besuchte ihn öfter und fand ihn stets in einer Art Verzweiflung über dieses Bild. Zuweilen stellte er es zurück, weil er sich tot daran gesehen hatte, wie der Malerausdruck lautet, und fing etwas andres an, aber immer holte er es wieder hervor. ‚Noch nie,‘ sagte er einmal, ‚ist ein Bild so fest in mein Gedächtnis eingegraben gewesen wie dieses, noch nie habe ich so genau gewußt, wie es sein muß, aber auch noch nie hat meine Hand so sehr versagt wie diesmal. Es ist, als ob der Teufel sein Spiel dabei hätte. Und ich weiß: könnte ich diese Glut, diese Tiefe herausbringen, wie sie mir vorschwebt, so würde es ein Bild werden, wie ich noch nie eins gemalt habe, mein letzter, mein eigener Sonnenuntergang, denn lange mach' ich's nicht mehr. Ich würde dann einen guten Abgang haben, wie die Schauspieler sagen.‘

„Im Frühling kam ich von einer Reise, die mich längere Zeit von Berlin ferngehalten hatte, wieder zu ihm. Ich traf ihn in seinem Atelier, und als er mir langsamen Schrittes und in gebeugter Haltung entgegen kam, sah ich sogleich, daß ich einen Sterbenden vor mir hatte. Aber dennoch leuchtete mir, als er mich begrüßte, etwas wie gehobene Stimmung aus ihm entgegen, und um seine eingefallenen Mundwinkel spielte ein eigentümliches Lächeln. Er führte mich sogleich vor sein Bild und weidete sich an meinem Erstaunen, als ich es in der Vollendung vor mir sah, wie wir beide es heute gesehen haben. Die

Farben waren noch nicht ganz trocken, es konnte erst vor kurzem fertiggestellt worden sein.

„‚Triumph!‘ sagte ich. ‚Sie haben gesiegt!‘

„‚Aber fragt mich nur nicht, wie!‘ antwortete er und ein seltsam starrer Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. ‚Ich habe Ihnen eine sehr wunderliche Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, die Sie, wie ich fürchte, nicht glauben werden. Es wird mich etwas angreifen und es ist, glaube ich, besser, ich stärke mich ein wenig dazu. Auch wollen wir zugleich unser Wiedersehen feiern und die Vollendung des Bildes. Das sind drei Gründe, die schon für einen sehr edlen Wein ausreichend sind.‘ Er drückte auf einen Knopf und nach einer Weile erschien sein Diener auf einem Balkon in der Höhe der ersten Etage, von dem eine Treppe hinabführte, so daß man von der dort gelegenen Wohnung aus direkt in das zu ebener Erde gelegene Atelier gelangen konnte.

„‚Bringen Sie die Flasche la Tour blanche, die auf dem Büffett steht, und zwei Gläser!‘ rief Friemann hinauf. Als der Wein gebracht und eingeschenkt worden war, hoben wir die Gläser, richteten die Augen auf das Bild und stießen klingend miteinander an. Friemann leerte sein Glas in einem Zuge. Dann lehnte er sich zurück und erzählte mir mit leiser, heiserer Stimme und zuweilen von pfeifenden Atemzügen und Hustenanfällen unterbrochen, folgendes:

„‚Sie wissen, das Bild hat mich lange sehr gequält und aufgeregt, es peinigte mich sogar nachts

im Traum. Doch in der vorgestrigen Nacht war es anders. Mir träumte, es sei Morgen, und ich stünde schnell auf, um an die Arbeit zu gehen. Dabei war ich in einer seltsam freudigen Stimmung und konnte kaum erwarten, bis ich vor meinem Bilde stände. Wenn ich sonst vom Anziehen träume, kann ich nie etwas finden, und alles geht verkehrt, diesmal flog aber alles von selber an seine rechte Stelle, und als ich hinunter gehen wollte, fühlte ich mich so federleicht, daß ich die Treppe mit großer Geschwindigkeit hinabtrillerte, wobei ich mit den Fußspitzen nur leicht die Kanten der Stufen anschlug. Dann stand ich vor meinem Bilde und hatte mit großer Geschwindigkeit meine Palette in Ordnung, die richtigen Farben aufgesetzt, und nun sah ich ganz hell und deutlich, wie es sein mußte. Eine magische Gewalt war in mir, die die Farben mischte und den Pinsel führte, und zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich in diesem Traume die sogenannte Lust des Schaffens; ich wurde ganz übermütig. So malt man in Venedig und andern großen Bädern, sagte ich vor mich hin. Ja können muß man's, von Können kommt die Kunst. Das macht man so, und das macht man so! Und wunderbar, jeder Strich saß, und in unglaublich kurzer Zeit stand das Bild in jener Tiefe und Leuchtkraft da, wie es mir immer vorgeschwebt, und wonach ich so lange vergeblich gerungen hatte. Deswegen überkam mich ein unendliches Wohlgefühl, wie man es nur in den allerschönsten Fliegeträumen hat, so daß ich vor lauter Wonne die Augen aufschlug und

erwachte. Es war um die Zeit, wo ich gewöhnlich aufzustehen pflegte, und erheitert und ermuntert durch diesen Traum begann ich mich so schnell wie möglich anzukleiden, um an die Arbeit zu gehen und zu versuchen, ob es mir gelingen würde, dieses Spiel der Phantasie zur Wahrheit zu machen. Als ich nun ahnungslos auf den Balkon trat, um die Treppe hinabzugehen, da sah ich plötzlich, daß unten im Atelier an der Staffelei jemand stand und malte. Ich geriet in maßloses Erstaunen und einigen Zorn, denn wer durfte sich das wohl herausnehmen. Als ich aber genauer hinblickte, packte mich plötzlich das eiskalte Entsetzen, denn der da unten stand und malte, war kein andrer als ich selber. Ein Kribbeln ging über meine Kopfhaut, und meine Kinnbacken fingen an zu zittern. Ich aber ermannte mich, fuhr mir mit der Hand über die Augen und sah wieder hin. Es bot sich ganz dasselbe Bild; der Mann da unten war ich oder doch wenigstens mein Spiegelbild, ein Schemen, eine Hallucination oder was weiß ich. Wie es die Palette und den Pinsel handhabte, wie es die Farben mischte und aufsetzte, wie es zurücktrat und mit schiefgeneigtem Kopfe das Bild betrachtete, das war ich, wie ich leibte und lebte. Ich stand in einer Art von Erstarrung und wagte mich nicht zu rühren, weder zu fliehen, noch hinunter zu gehen. Da merkte ich, daß der da unten sich mit seiner Arbeit dem Ende näherte, und nun durchfuhr mich ein neuer Schreck. Wenn er nun aufblickt, sagte ich mir, und dich ansieht, bist du verloren, das er=

trägst du nicht. In diesem Augenblick mischte das Phantom auf seiner Palette einen Ton, wobei es schnell zwischen diesem und dem Bilde hin und her sah, genau in der Weise, wie ich das zu thun pflege, trat auf die Leinwand zu und that, wie ich genau wußte, den letzten Strich. Dann nickte es zurücktretend ein paarmal befriedigt vor sich hin, sah plötzlich zu mir auf und winkte mir dreimal mit dem Pinselstiel. Was weiter geschah, weiß ich nicht, denn in demselben Augenblick verlor ich die Besinnung.

„‚Als ich wieder zu mir kam, nach wie langer Zeit, weiß ich nicht, saß ich merkwürdigerweise auf dem Lehnstuhle vor meinem Bilde, der dort immer steht, damit ich mich von Zeit zu Zeit ausruhen kann, und vor mir stand mein Bild fertig, so wie ich es geträumt hatte, und wie Sie es vor sich sehen. Ich habe nicht das Kleinste mehr daran geändert und werde es auch nicht thun, denn ich habe das Gefühl, ich könnte nur was verderben, wenn ich es noch einmal anrühre.‘

„Die letzten Sätze hatte mein Freund Friemann nur mit großer Anstrengung und unter vielen Pausen zusammengebracht, jetzt brach er, durch das viele Sprechen erschöpft, fast zusammen und mußte sich durch ein zweites Glas des köstlichen Bordeauxweines wieder aufrichten.

„Ich versuchte mich in allerlei natürlichen Erklärungen für diese wunderlichen Vorgänge, allein er lächelte nur dazu. ‚So hat es sich für mich ereignet,‘ sagte er, ‚und so soll es für mich auch bleiben.

Sagen Sie selbst, aber sagen Sie ganz ehrlich: hätten Sie es für möglich gehalten, daß ich ein solches Bild malen könnte? Würden Sie darauf verfallen sein, daß es von mir wäre, wenn Sie es irgendwo ohne Namensunterschrift gesehen hätten?‘

„Ich mußte allerdings ehrlich gestehen, daß ich, wäre mir dies Bild auf irgend einer Ausstellung begegnet, nie auf ihn als den Autor verfallen wäre.

„‚Nun also!‘ sagte er. ‚Darum, wenn es nun auch eine natürliche Erklärung für diese Vorgänge geben sollte, so möchte ich sie doch gar nicht wissen, denn offen gesagt, es thut mir wohl, daß mir nach einem nüchternen und bedeutungslosen Leben auf meine alten Tage doch noch so etwas wie ein Wunder begegnet ist. Und in diesem Glauben will ich sterben.‘

„Er hat nicht mehr lange darauf zu warten brauchen. Nach vierzehn Tagen haben wir ihn auf dem Mathäikirchhofe begraben.“

* * *

Mein Freund Reinhard Flemming schenkte den Rest aus der Flasche in die Gläser, wir erhoben sie und stießen stumm miteinander an. Draußen knirschten noch immer die Schritte vorüber, die Musik spielte einen Walzer von Strauß, und mit dumpfem Donner

rollte ein Stadtbahnzug über das Gewölbe zu unsern Häupten.

Als wir diesen Ort verließen, gingen wir wie auf Verabredung noch einmal gemeinsam zu jenem Bilde und standen noch eine Weile in tiefem Schweigen davor, ehe wir uns trennten.

Lorelei.

Er hieß Heinrich Tannhäuser und war wie sein halb sagenhafter Namensvetter ein fahrender Sänger, wenigstens so ein Stück davon. Seine Wanderlust hatte ihn noch nirgends ausdauern lassen; in verschiedenen Städten Deutschlands und Italiens hatte er gelebt und gewirkt, komponiert und gedichtet, doch nirgendwo war er auf die Dauer geblieben. Zu seiner Doppelbegabung als Wort- und Tondichter kam noch, daß er eine leidliche Stimme besaß und sehr gut Klavier spielte, insonderheit auch als Improvisator seinesgleichen suchte. In den Städten, wo er bekannt war, ließ er sich denn auch zuweilen bewegen, ein Konzert zu geben zur großen Ergötzung derer, die Vergnügen am Besondern haben, das man nur selten hört und sieht. Denn einen solchen Tausendsassa, der sein ganzes Konzert als Dichter, Komponist, Sänger, Klavierspieler und Improvisator allein bestritt, fand man nicht alle Tage, zumal da alle diese Leistungen sich über das Gewöhnliche erhoben, ja zum Teil sogar sehr hohen Ranges waren. Weil er sich nun aber wohl hütete, aus diesen Künsten ein Gewerbe zu machen, vielmehr im stillen emsig weiter an

seiner Ausbildung und an großen musikdramatischen Werken arbeitete, so geschah es, daß sein Name weniger genannt wurde, als er es verdiente, und daß die großen Schafdarmstreicher, Tastenhauer und Stimmritzenvirtuosen, die eben nichts weiter gelernt hatten als ihr einseitiges Handwerk, dazu kamen, ihn über die Achsel anzusehen. Denn in diesem Zeitalter der Spezialisten ist man von vornherein geneigt, den, der mehr kann als ein Ding, für einen Dilettanten zu halten.

Dies kümmerte aber Heinrich Tannhäuser sehr wenig, und er lebte ruhig so weiter, wie es ihm behagte, im sichern Vertrauen, daß sich in Zukunft schon ausweisen werde, was an ihm sei. Bei seiner Bedürfnislosigkeit erwarb er sich mit Leichtigkeit so viel, wie er brauchte, that, was ihm behagte, und lebte, wo es ihm gefiel; und da es gerade in Berlin im Herbst nicht übel ist, so hatte er sich einmal wieder in dieser mächtigen Stadt, wo ihm viele gute Freunde wohnten, eingefunden und in der Westvorstadt sich zwei behagliche Zimmer gemietet.

Eines Tages im Oktober, da der Himmel glänzend blau und rein war, und die Luft würzig und frisch, fuhr er hinaus nach der Station Grunewald, um den schönen Herbstnachmittag im Freien zu verbringen. Im Grunewald ist es wie überall in der Welt; wenn man nicht den beliebten Bierstraßen folgt, kann man bald in der Einsamkeit und aus dem Bereiche des niedergetretenen Rasens, der Eierschalen und Butterbrotpapiere sein. Der junge Mann wußte von früher her einen grünen Fußpfad, der schließlich über die Eisenbahnbrücke nach Westend führte, und

diesen fand er auch glücklich wieder. Nachdem er eine Weile tapfer vorwärts geschritten war, umfing ihn die Stille des Waldes. Der letzte Drehorgelton war verhallt und selbst der Donner der fahrenden Eisenbahnzüge war hier nicht mehr vernehmlich. Ueberall war es einsam und grün, und zwischen den rötlichen Kiefernstämmen, deren unendliche Wiederholung sich wimmelnd in die Ferne verlor, floß das Sonnenlicht still hernieder. Nicht weit vom Wege stand ein Rudel Damwild; an zwanzig Köpfe waren aufmerksam unserm einsamen Spaziergänger zugewendet. Als dieser, scheinbar ohne sich um die bunten Tiere viel zu kümmern, weiter schritt, senkten sie wieder die Köpfe und zogen ruhig äsend weiter. Jetzt that sich zur Seite eine kleine Lichtung auf, und der junge Mann wandte seine Schritte dorthin, um in dem weichen Grase eine Weile zu ruhen. Hier schwebten noch einige späte Schmetterlinge, fliegender Sommer schwamm in der sonnigen Luft, und zwischen den Stämmen hatten Kreuzspinnen ihre Netze gebaut, deren Fäden wie Silber glänzten. Der junge Mann streckte sich nieder, und während er die Hände unter das Hinterhaupt legte, zogen gleich den silbernen Sommerfäden Melodien durch seinen Sinn. Er hatte den Tag über in Erks Volksliedern studiert, und nun kam die Nachwirkung davon. Es waren nicht die Klänge, die draußen in der Welt für das höchste gelten, sondern einfache Weisen. Der Ausspruch Storms im „Immensee“ ging ihm durch den Kopf: „Das sind Urtöne, sie schlafen in Waldesgründen; Gott

weiß, wer sie gefunden hat." Fürwahr, wie schal kam ihm in diesem Augenblicke manches vor, das er selbst mit Feuer und Begeisterung im Herzen geschrieben hatte, wie hohl vor dieser edeln Einfalt, holden Schalkhaftigkeit und verhaltenen Leidenschaft. War nicht die Kunstproduktion oft zu vergleichen einem durch Pumpwerke hoch getriebenen Springstrahl, während hier ein Quell daher rieselte, freiwillig entsprungen aus dem Herzen der Natur, weil er nicht anders konnte? So saß er lange und summte und sang vor sich hin in der Einsamkeit, während ein zartes Säuseln durch die Kiefernwipfel ging und der Tag sich langsam neigte.

Endlich erhob er sich und wanderte weiter. Er gelangte auf die Chaussee und über die Eisenbahnbrücke in den sandigen und dürftigen Kiefernwald unmittelbar vor Westend. Bald erreichte er die ersten Häuser, wo sich diese traurige Einöde durch Kunst und sorgliche Pflege unvermittelt in üppige Gärten, schwellende Rasenflächen und laubigen Schatten verwandelt, und schlenderte zwischen den zierlichen Landhäusern dahin, die mit rotem Schmuck des wilden Weins oder von dunklem Epheu umsponnen so behaglich dalagen und in ihren Fenstern den letzten Glanz der versinkenden Oktobersonne freundlich widerspiegelten.

Da schlugen aus einem Hause, das in besonders reicher Gartenumgebung schön und vornehm dalag, durch das geöffnete Fenster Töne an sein Ohr, die eine fast elektrische Wirkung auf ihn ausübten. Zur Begleitung eines Flügels sang dort eine angenehme weibliche Stimme ein leidenschaftliches Lied, ein solches,

das Sturm und Aufruhr der heftigsten Gefühle darstellte; allein sie sang es ganz falsch in einem zu langsamen Tempo und mit gänzlich unverstandenem Ausdruck. Das konnte niemand besser beurteilen als Heinrich Tannhäuser, denn das Lied war von ihm.

„O — o — o," dachte er fast laut, „müssen doch die kleinen Mädchen immer gerade solche Sachen singen und spielen, denen sie nicht gewachsen sind."

Seine träumerische Stimmung war von ihm gewichen und die gewöhnliche Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, die ihn so oft schon zu schnellem Handeln getrieben hatte, kam wieder zum Vorschein. „Rascher, rascher!" murmelte er und schlug unwillkürlich den Takt, „und dann heraus mit der Stimme! O du grundgütiger Schöpfer, es handelt sich hier nicht um kleine Pensionsmädchengefühle, sondern um Katarakte, die von Felsen niederbrausen. Aber was weiß diese sanfte Lämmerseele von den Stürmen einer Menschenbrust!"

Er hatte unter dem Fenster Halt gemacht und sah nun zufällig, daß die Thür dieses Landhauses nicht verschlossen, sondern leicht angelehnt war, und erinnerte sich zugleich, daß er kurz zuvor ein hübsches Dienstmädchen aus dem Hause hatte über die Straße huschen sehen. Den jungen Komponisten befiel ein übermütiger Gedanke. „Ich werd's ihr mal vorsingen!" sagte er vor sich hin, und fast in demselben Augenblicke war er auch schon auf dem schöngeschmückten Hausflur. Er klopfte an die Thür, hinter der der Gesang erschallte, allein da man ihn nicht hörte, trat er schnell ein. Der Gesang und das Spiel ward

plötzlich unterbrochen, und von dem Flügel erhob sich ein schönes und schlankes junges Mädchen, das aus großen, schwarzbraunen Augen mit Verwunderyng und zugleich ein wenig Schreck auf ihn hinschaute.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte Tannhäuser mit großer Schnelligkeit, „verzeihen Sie, daß ich hier so plötzlich eindringe. Ich hörte Sie ein Lied singen, das mir wohl bekannt ist. Sie haben eine schöne sympathische Stimme, aber dies Lied singen Sie grundfalsch. Erlauben Sie nur einen Augenblick, ich will Ihnen das beweisen!" Und damit schritt er ohne weiteres auf den Flügel zu.

Das junge Mädchen that im ersten Schreck ein paar Schritte und hatte schon die Hand nach dem Klingelzuge des Haustelegraphen ausgestreckt, als ihr einfiel, daß sie allein zu Hause sei und das einzige Mädchen, das zu ihrer Bedienung geblieben war, soeben auf eine Besorgung fortgeschickt habe. Und als sie zögerte, ob sie auf die Straße hinauslaufen und um Hilfe rufen sollte, denn dieser Mensch war offenbar wahnsinnig, da ertönten auch schon die ersten Accorde und Läufe und bannten sie fest, als sie schon die Thürklinke in der Hand hatte. Und nun, als das Lied begann, gesungen von einer Stimme, die zwar nicht gerade schön war, durch die Kunst und die hinreißende Wärme des Vortrages dies aber ganz vergessen ließ, als mit gewaltiger Steigerung diese kleine leidenschaftliche Tonschöpfung vor ihr aufstieg, da trat sie unwillkürlich einige Schritte näher, süße Schauer überliefen sie, und die schönen braunen Augen

verschleierten sich von Thränen. Ja, das war richtig, das Lied mußte anders gesungen werden, als es ihr noch soeben vorgekommen war. Und obwohl sie in Konzerten die berühmtesten Künstler gehört hatte, die in letzter Zeit in Berlin aufgetreten waren, so schien ihr doch, solche Musik, die so unmittelbar aus der Seele quoll, hätte sie noch nie vernommen.

Als der wunderliche Mensch dort am Flügel nun sein Lied beendet hatte, ließ er die Begleitung langsam verrauschen, die Wogen der Leidenschaft legten sich allmählich, und nur noch wie mit funkelnden Lichtern flimmerte es auf einer beruhigten See. Und während er nun leise und sanft weiter spielte, dazwischen allerlei Motive aus Volksliedern anschlug und leicht variierte, sprach er in abgerissenen Sätzen, indem er sich halb nach der jungen Dame umwandte:

„So ungefähr muß das Lied gesungen werden ... Aber für Sie ist das nichts ... Sie kriegen die Forsche nicht raus ... Uebrigens ein vorzüglicher Westermeier, Ihr Flügel ... Sind meine Lieblingsinstrumente ... Man kann darauf so pianissimo spielen, daß man es kaum noch hören kann ... Achten Sie mal auf ...“

Und nun glitten seine Finger wie ein Frühlingshauch über die Tasten, und doch zeichnete sich klar und bestimmt das zarte Tongebilde ab.

Das junge Mädchen hatte noch kein Wort gesprochen, denn so etwas Verblüffendes war ihr noch nie begegnet. In den Kreisen, wo sie sich bewegte, ging alles so wundervoll förmlich und geschniegelt

zu, und wenn sie dort einmal in Gesellschaft etwas sang, so konnte es sein, was es wollte, immer kamen die Herren Referendare und säuselten wohllautende Komplimente, die Leutnants schlugen mit hörbarem Ruck die Hacken zusammen und dankten für den hohen Genuß, und die jüngern und ältern Damen hauchten: „Entzückend!" — einen Ausdruck, den sie besonders lieben, weil er einen kleinen Mund macht. Und nun kam dieser wildfremde, unvorgestellte Mensch hier plötzlich hereingebrochen, sagte ihr Grobheiten und benahm sich ganz, als wenn er zu Hause wäre. Und doch konnte sie ihm nicht zürnen. Wie sonderbar! Es war etwas Leuchtendes und Siegreiches in seinem Wesen, das für ihn einnahm, und offenbar war er auch ein großer Künstler, das ging aus der genialen Sicherheit hervor, mit der er das Instrument und seine Stimme beherrschte. Aber sie nahm alle ihre Würde und Hoheit zusammen, suchte einen strengen Ton in ihre Stimme zu legen und sagte:

„Ich danke Ihnen aufrichtig, mein Herr, für die Belehrung, die Sie mir erteilt haben, aber . . ."

„O, bitte, bitte," fuhr der junge Mann dazwischen, „ich hätte mich ja weiter über die Sache gar nicht aufgeregt, wenn Sie nicht wirklich eine anmutige Stimme hätten. Aber Sie müssen etwas anderes singen, als solche Sachen. Sie müssen einfache, herzliche Lieder singen, Volkslieder zum Beispiel."

Es war noch hell draußen, doch begann schon die schmale silberne Sichel des Mondes siegreich aus dem Abendrot hervorzutreten.

„Was nehmen wir denn nun gleich? Jawohl die Lorelei, die kann jeder. Passen Sie auf, ich mache eine kleine Einleitung, und wenn ich Ihnen zunicke, dann legen Sie los!“ Sofort begann er zu spielen, während das Fräulein, wiederum aufs äußerste verblüfft, sich vornahm, so stumm zu bleiben wie ein Fisch. Aber das Vorspiel zog sich etwas in die Länge, und eine wunderbare Stimmung kam über sie, als sie den Tönen folgte. Sie sah ihn ruhig dahinfließen, den alten Rhein, sie hörte das sanfte Rauschen seiner Wellen, und eine süßmelancholische Abendstimmung, wie sanfte Erinnerung an alte vergangene Zeiten lag darüber hingebreitet. Allmählich trat die Melodie des Liedes hervor, immer deutlicher und dringender, und endlich, als der junge Mann mit halber Seitenwendung freundlich auffordernd nickte, da setzte das schöne Mädchen ein, halb gegen ihren Willen, aber sie mußte:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin ....

Wie sang es sich herrlich zu dieser Begleitung, die in zarten Tonbildern den Text des Liedes malerisch begleitete und auf spielenden Wellen ihre Stimme dahintrug wie einen leichten Kahn im Schimmer des Abendrots. Der Klavierspieler nickte zuweilen beistimmend und voller Wohlwollen, und als das Lied beendet war, ließ er wie traumverloren die Begleitung ausklingen, indem er die Melodie des Liedes in kunstvoller Weise variierte. Durch das Fenster schaute die leuchtende Sichel des Mondes freundlich herein.

Dann erhob er sich schnell, verbeugte sich und sprach: „Das war schön, mein Fräulein! Ich danke Ihnen. Und nun, da ich meine Mission erfüllt habe, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen.“ Er nahm eine Karte heraus und überreichte sie ihr.

„Heinrich Tannhäuser,“ las sie verwundert und ihre Augen glitten fragend zu dem Namen des Komponisten auf dem Liederhefte, aus dem sie vorhin gesungen. „Sie selbst?“

Der junge Mann verbeugte sich zustimmend. Da ging ein schalkhaftes Leuchten über das Antlitz des schönen Mädchens, sie eilte zu einem Tischchen, nahm eine kleine Tasche auf und eine Karte hervor, die sie dem Komponisten mit erwartungsvoller Miene überreichte.

„Lore Ley.“

las dieser zu seiner lächelnden Verwunderung.

„Sie selbst?“ fragte er dann launig, „fürwahr ich habe sie mir immer blond vorgestellt!“

* * *

Diese kleine Geschichte habe ich meinem Spürsinn zu verdanken, der angeregt wurde durch eine Anzeige, die ich vor kurzem in der Vossischen Zeitung las. Eine sonderbare Zusammenstellung von Namen erregte meine Neugier, und ich ruhte nicht eher, bis ich das kleine Abenteuer in Erfahrung brachte, das ich soeben erzählt habe. Die Anzeige aber lautete:

Lore Ley,
Heinrich Tannhäuser,
Verlobte.

Linaria cymbalaria.

⁂

Als Bräsig „von wegen dem zackermentschen Podagra" in die „Wasserkunst" gehen mußte, da erregte es sein höchstes Mißfallen, daß er gezwungen war, fortwährend an Orten spazieren zu gehen, wo er Gott in der Welt nichts zu thun hatte. Denn ein Landmann, wenn er auf seinem Gute das betreibt, was er Spazierengehen nennt, hat fortwährend etwas zu thun und immer Unterhaltung, und wenn es auch manchmal nur Aerger ist. Denn überall auf jedem Flecke des Landes, das er bebaut, gibt die Gegenwart ihm etwas zu betrachten, zu sinnen und zu denken, gibt es für ihn Erinnerung an die Vergangenheit und Pläne für die Zukunft. So geht denn eine solche Unternehmung meist recht langsam von statten, und der richtige Landmann „steht sich spazieren", wie man von meinem Vetter sagt, der zu einer Strecke von einem Kilometer drei Stunden braucht, an Unterhaltung dabei aber keinen Mangel leidet.

Darin hatte der alte Bräsig also ganz recht, daß er meinte, an Orten spazieren zu gehen, wo man Gott in der Welt nichts zu thun habe, sei langweilig, und

ebenso gewiß ist es, daß der, der sich allerorts etwas zu thun machen kann, vom Leben den doppelten Genuß hat. Da gibt es nun richtige Genußmenschen, die zu ihrer Unterhaltung beim Spazierengehen auf Dinge verfallen, die von den sogenannten verständigen Menschen wohl nur als nutzlos und thöricht erachtet werden können und geeignet sind, deren heftiges Kopfschütteln zu erregen. Zu dieser Spezies gehört eine Sorte von sonderbaren Käuzen, mit denen ich mich besonders beschäftigen will, das sind die sogenannten „Florafälscher“ oder „Ansalber“, das heißt Leute, die bestrebt sind, die Flora des Gebiets, in dem sie sich aufhalten, durch Aussaat oder Anpflanzung um neue Arten zu vermehren. Ich muß nun bekennen, daß auch ich mich seit einigen Jahren dieser den Botanikern verhaßten Gilde angeschlossen habe, und daß der Ausdruck „Florafälscher“ auf mich selbst von einem berühmten Berliner Professor der Botanik angewandt worden ist. Dem Laien mag es sonderbar erscheinen, daß ein Bestreben, das auf die Bereicherung der einheimischen Flora gerichtet ist, nicht den begeisterten Beifall der Botaniker hervorruft, aber das hat auch seine guten Gründe. Denn ebensowenig wie jeder andre Sterbliche, liebt es der brave Pflanzengelehrte, „hineinzufallen“. Und dieses Schicksal ist ihm in neuerer Zeit durch das Ueberhandnehmen verruchter Florafälscher oft genug bereitet worden. Man denke, bei einem Ausfluge entdeckt Herr Doktor X. die Dingsda soundsoja in einer Menge von Exemplaren. Ein unerhörter Fund. In keiner Provinzflora ist

diese Pflanze aufgezählt, ja selbst im ganzen Lande ist sie noch niemals gefunden worden. Diese Entdeckung war dem glücklichen Doktor X. vorbehalten. Er gerät in einen kleinen Rausch, sucht sich die besten Exemplare für sein Herbarium aus und hält die Stelle vorläufig geheim. In der nächsten Sitzung seines botanischen Vereins aber kommt er mit männlich verhaltenem Stolze damit zum Vorschein. Allgemeines Erstaunen und große Bewunderung, bis es sich plötzlich irgendwie unzweifelhaft herausstellt, daß ein infamer Florafälscher die Pflanze dort vor kurzem „angesalbt" hat, wodurch natürlich der eben noch so stolze und glückliche Entdecker dem spöttischen Lächeln seiner Kollegen preisgegeben wird. Ich weiß davon eine kleine wahre Geschichte, die sich in Leipzig ereignet hat. Dort gibt es in der Nähe eine botanisch berühmte Gegend, die als Fundort mancher Pflanzen, die sonst im Lande nicht vorkommen, einen gewissen Ruf besitzt. Dort an einer geeigneten Stelle säete ein lasterhafter Mann, der leider mein Freund ist, eine Alpenpflanze aus, deren Samen er sich von der Reise mitgebracht hatte. Im nächsten Jahre stand sie dort in schönen großen Polstern und in voller Blüte, woran er sich sehr erfreute. Kaum war dies so weit, so erschien eine Notiz in einer Leipziger Zeitung etwa des Inhalts, daß der berühmte Bienitz noch immer seinen alten Ruf bewahre, denn, man denke nur, die Linaria alpina stände dort jetzt in voller Blüte, eine ganz ungewöhnliche Seltenheit. Auf diese Nachricht hin wallfahrteten sofort alle Bo-

tanisierkapseln Leipzigs an diesen geheiligten Ort, und am nächsten Tage schon war die schöne Pflanze bis auf die letzte Spur wegbotanisiert. Als mein Freund hinauskam, um sich seine Schöpfung nach der Anerkennung, die sie gefunden hatte, auch einmal wieder anzusehen, war dort kein Stengelchen mehr vorhanden. Da ward in ihm die Rachsucht Herr über seine besseren Gefühle, und er veröffentlichte in derselben Zeitung die Art und Weise, wie dieser berühmte Berg zu seiner neuen Seltenheit gekommen war, was natürlich zur Folge hatte, daß die getäuschten Botaniker das vorher so hoch geschätzte Exemplar in ihrem Herbarium nur noch mit bitteren Empfindungen zu betrachten vermochten, denn „angesalbte" Pflanzen sind für sie ohne jeden sittlichen Wert.

Hieraus geht nun zur Genüge hervor, daß Botaniker und Ansalber sich als Feinde zu betrachten gewohnt sind, die einen, weil sie von den andern schon so manchesmal getäuscht worden sind, und die andern, weil ihnen von den einen oft in kurzer Zeit die seit Jahren gehegten Anpflanzungen ohne Gnade wegbotanisiert werden. Darum möge man es mir nicht verübeln, wenn ich als passionierter Ansalber mich über die Standorte der Pflanze, von der jetzt die Rede sein soll, in tiefstes Schweigen hülle.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1873, als mir bei einem Aufenthalt in Dresden ein zierliches Pflänzchen auffiel, das hier mit zarten Ranken

aus den Spalten und Ritzen der Sandsteinfelsen hervorhing, oder dort an geeigneten Orten, zum Beispiel den Vorsprüngen und Pfeilern der alten berühmten Elbbrücke, dichte blühende Polster bildete. Die niedliche Pflanze gefiel mir, und ich behielt sie im Gedächtnis, denn das bescheidene zierliche Gewächs, das mit seinen epheuartigen Blättern und seinen hellvioletten, feinen Blümchen, die mit einem blaßgelben Gaumenfleck geziert sind, aus öden Felsenritzen und altem verwittertem Mauerwerk hervorgrünte, erschien mir wie ein Stückchen Poesie. Das Pflänzchen ist unscheinbar und kann leicht übersehen werden; hat man es aber entdeckt und seine feinen Reize kennen gelernt, so wird man es vielen seiner prangenden und ins Auge fallenden Schwestern vorziehen, wie es ja auch schöne stille Mädchen gibt in Kattunkleidchen, die, wer sie kennt, bei weitem höher schätzt als jene, die in Sammet und Seide rauschen und hinter köstlich gemalten Fächern hervor berechnete Blicke schießen.

Ich erfuhr bald den Namen dieser meiner jungen Liebe. Sie hieß Linaria cymbalaria oder Cymbelkraut und war eine Cousine jenes schönen hochgelben Leinkrautes, das fälschlich so oft Löwenmaul genannt wird und auf Wiesen, Feldrainen und in Wäldern bei uns überall häufig blüht. Das Cymbelkraut ist ursprünglich in den Mittelmeerländern heimisch und langsam und allmählich nach Norden gewandert. Wie weit Ansalber dabei beteiligt gewesen sind, weiß ich nicht; jedenfalls ist das kleine Mauerblümchen oft in

Gärten angepflanzt worden und dann, wo es günstige Bedingungen fand, allmählich verwildert. So heißt es auch zum Beispiel in der „Flora des Riesen- und Isergebirges“ von W. Winkler von ihm: „Angepflanzt und verwildert.“

Als ich später meinen Freund Johannes Trojan kennen lernte, fand ich in ihm ebenfalls einen Verehrer dieses zierlichen Pflänzchens. Er hatte sich einst aus Hameln an der Weser Samen davon mitgebracht und zog es seitdem alljährlich in Töpfen. Im Hinblick auf die vielen sandsteinernen Ufermauern und Kanalböschungen, die in Berlin vorhanden sind, hatte ich nun unterdes den Gedanken gefaßt, ob es nicht möglich sein würde, diese Blume in Berlin einzubürgern, und mit etwas Samen, den ich von Trojan erhielt, machte ich den ersten Versuch, der aber mißglückte. Ich sagte mir, diese Sache muß im großen angefaßt werden, und da ich unterdes in Erfahrung gebracht hatte, woher dieser Same zu beziehen sei, ließ ich mir im nächsten Frühjahr einen tüchtigen Posten kommen. Dies war im Jahre 1890, und seit dieser Zeit ergießt sich unablässig den ganzen Frühling und Sommer hindurch ein feiner Regen von Linariasamen über Berlin und Umgegend, wie sich mein Freund Trojan gelegentlich einmal ausdrückte. Die Folgen sind nicht ausgeblieben, und ich kann wohl sagen, daß die kleine Pflanze jetzt an manchen Stellen in und bei Berlin heimisch ist. An einigen Orten ist sie schon zum drittenmale wiedergekommen. Denn so zart das Pflänzchen ist, so

hat es doch eine große Zähigkeit, sich an den Stellen zu behaupten, wo es einmal steht, und dazu tragen drei Eigenschaften bei. Erstens ist es fast bedürfnislos, begnügt sich mit der kümmerlichsten Mauerritze und nährt sich hauptsächlich aus der Luft. Zweitens schlägt es in jedem Jahre aus der Wurzel wieder aus, und drittens hat es die Gewohnheit, seinen ungemein reichlichen Samen an günstigen Orten zu verstecken. Die niedliche Blume sitzt an einem kurzen Stiele, ist sie aber abgeblüht, so wird dieser Stiel mächtig lang und dreht und wendet sich und sucht für die Samenkapsel an seinem Ende nach einer geeigneten Mauer- oder Felsenritze. Ja, manche Ranke, an der oft eine stattliche Reihe solcher langgestielten Samenkapseln hängt, kriecht mit der ganzen Gesellschaft in solche Ritze und hütet sie dort wie eine Henne ihre Kücken. So kommt es, daß möglichst wenig Samen dieser klugen Pflanze unnütz verloren gehen.

Ja, das pfiffige Cymbelkraut sorgt schon für sich und seine Zukunft, aber ich habe in Berlin mit einem andern Feinde zu kämpfen, der für meinen Liebling der Schrecken aller Schrecken ist. Das ist nämlich die hochnotpeinliche Ordnung, die in dieser vortrefflich verwalteten Stadt herrscht. Unser fürchterlichster Feind ist der Ritzenausschmierer. Ueberall, wo ich nur in Berlin diese Pflanzen zum Wachsen gebracht habe, darf ich annehmen, daß der Ritzenausschmierer bereits wie eine drohende Wolke am Horizonte schwebt. An einigen schrägen

Mauerböschungen des Humboldthafens blühten im vorigen Jahre Pflanzen, die den Winter durchgemacht hatten, und grünten unzählige neugesäete. Da waren eines Tages schreckliche Maurer da, mit Kalkkasten und Kratzinstrumenten und anderen Marterwerkzeugen, und hielten grausames Gericht, erneuerten zerbröckelte Steine und schmierten alle die grünenden Ritzen barbarisch mit Kalk aus. Aber wir, ich und mein Pflänzchen, sind zäh, an anderen Stellen in der Nähe des Humboldthafens blüht es jetzt wieder reichlich und munter.

An den Orten, wo man den Samen mit dem Finger in die Ritzen drücken oder mit etwas Lehm hineinschmieren kann, kommt die Pflanze mit fast absoluter Sicherheit, solche zugängliche Stellen aber sind selten, und in vielen Fällen kann ich nur von oben die runden Körnchen auf die Steinböschungen streuen und muß es dem Zufall überlassen, daß er sie beim Hinabrollen in eine geeignete Ritze führt. Solche Stellen kosten viel Samen, und man kann von Glück sagen, wenn von Tausenden einer Wurzel schlägt. Diese sind mir dann natürlich ganz besonders lieb — dem Ritzenausschmierer aber ist nichts heilig. In der Nähe der früheren chinesischen Gesandtschaft hatte ich auf diese Art eine kleine Kolonie an der Kanalufer=mauer zu stande gebracht, die einzige Stelle im weiten Umkreis, wo ich diesen Erfolg erzielt hatte. Da sah ich eines Tages auf derselben Uferseite sich ein plumpes kahnartiges Fahrzeug an der Böschungsmauer entlang bewegen. Darauf befanden sich einige Böcke und

Bretter, ein Kalkkasten und zwei Männer, die ich mit Henkersknechten zu vergleichen nicht umhin konnte. Der eine von ihnen trug eine Hornbrille mit großen Gläsern, durch die er in alle Ritzen stierte mit schrecklichem Mörderblick. Dann kratzte er sie aus mit fühllosem Eisen — o, wie mir dieser Ton in die Seele schnitt — und dann schmierte er. Nicht lieblich wie Werthers Lotte das Butterbrot für ihre Geschwister — nein, brutal und mit Vernichtungsfreude, wie es mir schien. Die Männer befanden sich bei der Potsdamer Brücke, also noch weit von dem Standorte meiner geliebten Pflanze, aber ihr Los war besiegelt, das war nicht mehr zu bezweifeln.

Langsam, aber sicher, wie das unerbittliche Schicksal, krochen sie alle Tage weiter an der Mauer, überall weiße Streifen und Striche zwischen dem grauen Steinwerk zurücklassend; sie verfuhren mit jener widrigen Gelassenheit und Gemütsruhe, mit der die Schlange ein gefangenes Tier hinunterschlingt. Ich vermied fortan diese Gegend. Erst in späterer Zeit, als alles längst vorüber sein mußte, richtete ich meinen Spaziergang wieder nach dem Umkreis der ehemaligen chinesischen Gesandtschaft, um trauervoll das Grab meiner kleinen Freundin, einen breiten, öden Kalkstreifen, zu betrachten. Seitdem kann ich mir das unerbittliche Schicksal nicht mehr anders vorstellen, als in Gestalt eines alten, verschrumpelten Maurers mit einer Hornbrille und einem Kratzeisen.

Von solchen kleinen Enttäuschungen wimmelt die Geschichte meiner Ansiedelung der Linaria cymbalaria in und bei Berlin, und ich kann sie nicht alle aufzählen. Nur eine will ich noch mitteilen. Auf dem Moospolster eines Brückenpfeilers meiner Nachbarschaft stand das Pflänzchen sehr üppig schon im zweiten Jahre, das Resultat von gewiß mehr als fünftausend darüber gestreuten Samen, denn ich kam täglich dort vorbei, und jedesmal regnete eine kleine Prise hinab, bis es endlich dastand. Ich betrachtete diese Blümchen stets mit liebevollem Blick, und wenn sich ihre Ranken im Winde regten, bildete ich mir ein, sie nickten mir zu. Doch eines Tages war dort alles verschwunden.

Das war keine Folge der hochnotpeinlichen Ordnung, sondern dieser Raub hatte der Pflanze selbst gegolten, denn nur genau die Stelle, wo sie gestanden hatte, war aus dem Moospolster ausgeschnitten. Wie jemand dies möglich gemacht hat, an der unzugänglichen Stelle, ist mir ein Rätsel. Seitdem ist mir die Ansiedelung dort noch nicht wieder geglückt, aber stehen soll die Pflanze dort doch wieder, so wahr ich Heinrich Friedrich Wilhelm Karl Philipp Georg Eduard heiße.

Für alle solche kleinen Enttäuschungen aber werde ich reichlich entschädigt, wenn ich auf einem gewissen Kirchhofe in Berlin stehe und an einer gewissen Stelle über das Geländer blicke auf eine alte, verwitterte Sandsteinmauer, die dem mörderischen Ritzenausschmierer schon seit vielen gesegneten Jahren ent-

gangen ist und ihn, wie ich hoffe, niemals kennen lernen soll, oder wenn ich, wie im letzten Juni, in ein schön gelegenes Dorf der Berliner Umgegend wandere, wo ich vor zwei Jahren gesäet habe und nun die breite Kalksteinmauer über und über mit blühenden Ranken bedeckt finde, oder wenn ich jetzt hier in Kolbergermünde, wo ich dieses schreibe, meine Aussaat vom vorigen Jahre an allerlei alten Festungsmauern lieblich blühen sehe. Herr Johann Nebendahl aus Groß-Pampow in Mecklenburg, der den besten Weizen in der ganzen Gegend baut, hat auch keine größere Freude, wenn er seine üppigen Felder betrachtet, als ich in solchem Augenblick.

Und nun zum Schluß noch eine Bitte an die verehrten Herren Botaniker, die dies lesen: wenn ihr diesem zierlichen Pflänzchen in und bei Berlin zufällig einmal in die hellen, freundlichen Augen schaut — laßt es stehen! Ihr wißt es nun, es ist ja doch nur angesalbt. Und der, der seinen Samen streute, möchte gern eine kleine grüne Spur hinterlassen auf dieser Erde. Zwar hat er auch allerlei Lieder und Geschichten ans Licht gestellt, allein diese entstanden aus der Zeit für die Zeit und werden schwinden mit der Zeit. Sie werden einst vergessen sein, und nur auf den höchsten Borten zurückgebliebener Leihbibliotheken in weit abgelegenen Landstädten werden einige Bände noch stehen, aber niemand mehr wird nach ihnen fragen. Dann aber wird vielleicht noch ein kleines, zierliches Pflänzchen, das aus dürren

Mauerritzen lieblich hervorgrünt, lebendige Kunde geben davon, daß der Verfasser jener vergessenen Geschichten einst über diese Erde gegangen ist, wie wir alle gehen, und wie es in Konrad Ferdinand Meyers schönem Gedichte heißt: „Als ein Pilgrim und ein Wandersmann.“

Lang, lang ist's her.

⁂

Um die Zeit, als es dort noch Leierkastenmänner gab, ging ich an einem schönen Sommerabend mit meinem Freunde, dem Musikdirektor Leonhard Brunn, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte, in den Tiergarten. Mitten im besten Gespräch näherten wir uns dem ersten der dort aufgestellten Orgeldreher, der Tag für Tag an derselben Stelle seinen musikalischen Beruf ausübte. Indem er in auffallender Weise zur Andeutung seiner Blindheit auf der schon ganz blankgetasteten Wachstuchdecke seines musikalischen Kastens umherstrich und nach etwaigen Dreiern tappte, spielte er eine jener infamen Allerweltsmelodien, die zuweilen als eine Art von musikalischer Epidemie über die Menschheit verhängt werden. Zu meiner größten Verwunderung griff mein Freund Leonhard Brunn, der sonst die Orgeldreher im allgemeinen und dieses Lied im besonderen ingrimmig haßte, in seine Tasche und reichte dem blinden Kollegen in fürstlicher Freigebigkeit einen Silbergroschen. Wir fuhren in unserem Gespräch fort und gerieten im Laufe dessen zu dem Denkmal Friedrich Wilhelms III., hinter dem der alte, freundliche Herr mit der Militärmütze bereits seit

der grauen Vorzeit jeden Nachmittag „die letzte Rose" von sich gab. Die an Verschwendung streifende Freigebigkeit meines Freundes wiederholte sich. Da er sonst ganz vernünftig sprach und mir soeben noch über die Anwendung der Posaunen im Orchester einen lehrreichen Vortrag gehalten hatte, vermochte ich mir durchaus keine Vorstellung zu machen, wie diese abnorme Handlungsweise zu erklären sei, und nachdem ich einige Zeit nachdenklich einhergeschritten war, sagte ich dies meinem Freunde. Da wir jedoch gerade in die Nähe eines melancholischen Trauergreises gekommen waren, der seine Orgel so trübselig drehte, als sei es ein Kindersarg mit einer Kurbel daran, antwortete Leonhard einstweilen nicht, sondern schmunzelte nur etwas und blinzelte ein wenig mit den Augen. Und obgleich dieser traurige Mensch die Kutschkepolka in einem Tempo spielte, als wolle er ihre Brauchbarkeit bei Begräbnißfeierlichkeiten nachweisen, erhielt auch er seinen Silbergroschen. Als nun der gerührte Leiermann auf seinem Trauerkasten ein anderes Register zog und uns dankbar „Röschen hatte einen Piepmatz" im Tempo eines Chorales nachsendete, lächelte mein Freund Leonhard wohlwollend wie ein Verklärter, der erhaben ist über die Plagen dieses irdischen Jammerthales.

„Laß uns in den zoologischen Garten gehen," sagte er dann, „dort suchen wir uns eine heimliche Bank und ich erzähle dir eine Geschichte."

Von der Lichtenstein-Brücke her, wo ein behäbiger kleiner Invalide seine musikalische Wegelagerei betrieb

und dem harmlosen Wanderer den Paß verlegte, schallte es nun von ferne herüber: „Lang, lang ist's her!“

Leonhard's Züge verklärten sich.

„Das ist das Rechte,“ sagte er, „der Mann versteht seine Zeit.“ Er griff in die Tasche und mit Schauder und Staunen sah ich ein blankes Markstück in seiner Hand blitzen.

„Leonhard!“ rief ich, „du wirst doch nicht?!“

Aber siegreich und heiter schritt er auf den Leiermann zu und vollführte den Akt wahnsinnigster Verschwendung, der mir jemals vor Augen gekommen ist.

„Ihr seid ein tüchtiger alter Kerl,“ sagte er und klopfte den fast erschrockenen Orgelmann auf die Schulter; „Ihr habt Talent.“

„Leonhard,“ sagte ich, „bedenke doch, was der Mann für einen günstigen Posten hat hier an diesem Engpaß, der ist möglicherweise reicher als du.“

„Schadet nichts,“ sagte er, „höre nur erst meine Geschichte.“

Ich kann sagen, daß ich nicht wenig gespannt war, ein Erlebnis zu erfahren, das so sonderbare und unglaubliche Erscheinungen im Gefolge hatte.

„Ich erinnere mich sehr wohl,“ sagte ich, „deiner mannigfachen und gewaltigen Zornausbrüche, die dir die Orgeldreherplage sonst entlockt hat. Du stelltest dir die musikalische Hölle vor wie eine unendlich lange Chaussee und an jeder Pappel einen teuflischen Orgeldreher in voller Arbeit, fortwährend beschäftigt, den armen Musikanten, die dort in Ewigkeit zu wandeln

verdammt waren, sämmtliche Gassenhauer der ganzen Welt zu Gehör zu bringen. Wo ist hier Uebergang und Vermittlung, wie willst du diese Dissonanz auflösen?"

„Jede Dissonanz läßt sich auflösen, teurer Freund," sagte Leonhard, „und jedes Ding hat seine nützliche und angenehme Seite. Nur bleibt sie oft dem beschränkten Sinne verborgen. Ich habe mir früher auch nie träumen lassen, daß die himmlische Vorsehung sich eines Leierkastens zur Erreichung ihrer Pläne wirkungsvoll bedienen könnte."

Wir waren im zoologischen Garten angelangt und hatten den seitlichen Gang zwischen den Büffel- und Hirschgehegen eingeschlagen. Es war ein Wochentag und der Garten nicht sehr gefüllt, so daß wir auf einer Bank am Wege ziemlich ungestört waren. Dort im Angesicht einiger friedlicher Büffel, die, bis an den Hals im schlammigen Wasser stehend, behaglich schnauften, erzählte mir Leonhard seine Geschichte.

Ich will sie in meiner Weise wieder erzählen.

* * *

Es ist eine Liebesgeschichte so gewöhnlicher Art, daß sie jeder, auch der ausgehungertste Novellist, wenn er sie so wie ein leeres, verbrauchtes Portemonnaie am Wege gefunden, einfach mit dem Fuß beiseite gestoßen hätte. Der gütige Leser, der geübt ist in solchen Dingen, und bei seinem täglichen Leihbibliothekenfutter bereits vor vielen Jahren das Jubiläum des tausendsten Bandes gefeiert hat, wird jetzt schon

den ganzen Verlauf an den Fingern hersagen können, und wenn ich die Geschichte trotzdem erzähle, so geschieht es in dem Vertrauen auf die ewige Langmut und Güte der Vorsehung und im Hinblick auf jene jungen und gläubigen Opfer, denen noch nicht die langjährige Erfahrung aus den tausend fettigen Leihbibliotheksbänden zu Gebote steht.

Es ist in Dunkel gehüllt, bei welcher Gelegenheit meinem Freunde Leonhard zuerst auffiel, daß Agnes Bolten ein merkwürdig angenehmes Mädchen sei. Diese Anschauung kam nicht plötzlich, sondern entwickelte sich so regelrecht, aus Keim und Knospe, wie man es nur wünschen kann. Aber eines Tages empfand er doch mit Ueberraschung, daß diese Angelegenheit zu einer merkwürdigen Klarheit gediehen sei, und daß er eine Neigung in sich verspüre, jedem anderen jungen Manne, der ähnliche Gefühle gegen Fräulein Agnes zu hegen wage, den Hals zu brechen. Obgleich er aus den hundert kleinen Anzeichen, mit denen eine heimliche Liebe hervorblitzt, wie ein Bach, der unter Kraut und Blumen verborgen einherrieselt, zu schließen wagte, daß seine Neigung nicht unerwidert sei, so dauerte es doch einige Zeit, bis seine überlegende und maßvolle Natur, die zwar schwer von Entschlüssen, aber hartnäckig in deren Ausführung war, sich zu einem entscheidenden Schritt entschloß.

Dieser Zeitpunkt trat jedoch endlich ein, und nachdem er sämtlichen Freunden und Verwandten die gründlichste Versicherung gegeben hatte, sich niemals zu verheiraten und als guter alter Onkel seine Tage

zu beschließen, benützte er einen der kältesten Winterabende, an dem ihm das Glück zu teil wurde, Fräulein Agnes Bolten aus einer Gesellschaft nach Hause zu führen, sie mit der Glut seines Herzens bekannt zu machen.

Wo zwei solche Flammen lange unterdrückt und heimlich genährt ineinander lohen, durchwärmen sie auch die bittere Kälte einer Winternacht, und das alte, schneebedeckte Gartenthor der Villa Bolten wurde heute abend Zeuge von Ereignissen, für die man sonst die blühende Fliederlaube oder die schattige Sommerlinde allgemein als die passendste Oertlichkeit anzusehen gewohnt ist. Küsse, Seufzer und Thränen, Thränen, die die bitterliche Dezemberkälte sofort in Eis verwandelte, so daß neue Küsse nötig waren, sie wieder aufzutauen. Sie galten einem würdigen alten Herrn, der, während diese Thatsachen an dem festgefügten Bau seiner schrullenhaften Grundsätze nagten, behaglich in seinem warmen Bette schlief, und zwar als gesunder Verstandesmensch gründlich und unbelästigt von dem unreellen Scheinwesen irgend eines Traumes.

„Wie soll es nun werden?“ sagte Agnes und sah angstvoll aus der weißen Pelzkapuze zu Leonhard auf. „Papa ist so fürchterlich, wenn etwas gegen seinen Willen geht. Gegen mich ist er so gut, aber gegen dich wird er es nicht sein. Denn er hat einen Haß auf alle Musiker — nicht auf die Musik, aber auf euch. Er ist wohl streng, aber gegen jedermann gerecht, nur gegen euch nicht. Ich habe gekämpft

dagegen, dich lieb zu haben, denn ich dachte, daß daraus nie ein Glück entstehen könne — nun ist es doch so plötzlich gekommen — wie soll es nur werden?"

„Morgen gehe ich zu deinem Vater," sagte Leonhard, „da du mir gut bist, so soll mich auch keine Macht der Erde daran hindern, dich zu gewinnen."

Sie sah ihn liebevoll, doch traurig an. „Du kennst ihn nicht," sagte sie, „aber wenn ich denke, wie du bist" — ihr Gesicht hellte sich auf — „anders als die andern, so frei und klar und wahr, ich möchte fast Hoffnung fassen."

Das Resultat dieses Abends war die Verabredung, daß Leonhard am andern Tage bei dem alten Bolten, der, nichts ahnend, dies ganze Komplott verschlief, sein Heil versuchen sollte.

* * *

Die starke Abneigung des alten Herrn gegen die Musiker läßt sich einigermaßen entschuldigen, wenn man eine gewisse Sorte von Virtuosen ins Auge faßt, die die Treibhauswärme einer unverständigen Musikliebe neuerdings in krankhafter Menge hervorgebracht hat. Wer diese blassen, nervösen Einseitlinge mit ihrem ewigen Beifallshunger und der monströsen Eitelkeit auf ihre Taschenspieler- und Jongleurkünste kennen gelernt hat, der wird um so dankbarer die sehr wenigen glänzenden Ausnahmen anerkennen, die es glücklicherweise noch gibt. Es ist ihm aber nicht zu verdenken, wenn er alles, was die Firma Musiker führt, zuerst vorsichtig von ferne betrachtet, um sich

zu überzeugen, ob auch wirklich ein Mensch dahinter steckt und kein bloßer Bogen- oder Tastenbewegungs-mechanismus. Herr Andreas Bolten mußte aber noch tiefere Gründe haben, denn seine Abneigung gegen diese Menschenklasse streifte an Haß, und obgleich er der Kunst durchaus nicht abgeneigt war, so waren doch für ihn ihre Vertreter mit einem Odium behaftet, wie es etwa im Mittelalter wandernden Musikanten anhing. Er hegte die feste Meinung, daß der ausschließlichen Beschäftigung mit der Musik ein demoralisierendes Element innewohne, geeignet, den vorzüglichsten Charakter zu untergraben, und wies man ihn hin auf manche glänzenden Beweise gegen seine Theorie, die in der Stadt zu finden waren, so pflegte er die Achseln zu zucken und die Ansicht zu äußern, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben solle. Es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, daß Mozart so leichtlebig und Beethoven so excentrisch gewesen, denn es paßte in seine Theorie, und von Paganini glaubte er die schwärzesten aller schwarzen Gerüchte, die über dieses Monstrum aller Virtuosen noch immer verbreitet sind. Richard Wagner, sein Lieblingskomponist, war ihm ein unerschöpfliches Beispiel, und natürlich glaubte er jede Entstellung und jedes alberne Märchen, das diesem großen, aber rücksichtslosen und streitbaren Mann angedichtet worden ist.

Leonhard ahnte kaum die Stärke des Bollwerkes, das er mit gutem Mute zu stürmen ging, weil er einfach keine Vorstellung hatte, daß eine solche Sinnes-

art möglich sei. Er war jung, heiter und glücklich in seinem Beruf, die Welt lag vor ihm in dem Sonnenschein, den ein aufsteigender Ruhm darüber hinbreitet, ein angenehmes kleines Vermögen machte ihn unabhängig von dem leidigen Streben nach Brot, das zwar manche stärkt und kräftigt, viele aber immer tiefer hinabzieht und den Ueberfluß von Talenten vernichtet, den die Natur auch auf diesem Boden wie überall aussät. Er war einer jener glücklichen Auserwählten, die dort finden, wo so viele ihr Leben lang mühevoll und fruchtlos gesucht haben, und am besten wird wohl seine glückliche Natur geschildert durch einige Verse, die ihm ein scheidender Freund einst zur Erinnerung aufschrieb:

Der Auserwählte.

Wem hold sind die Götter,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume!
Es mühen sich manche
Und streben vergebens,
Und nimmer erreichbar
In dämmernder Ferne
Sehen sie schimmern
Das goldene Ziel. —
Doch er kommt geschritten,
Der Auserwählte,
Mit freiem Antlitz
Und leuchtender Stirne —
Ihm schließen die Knospen
Duftend sich auf,
Ihm neiget das Schönste
Sich lächelnd entgegen,
Und siegreich und heiter

Schreitet er aufwärts
Die leuchtende Bahn! —
Wem hold sind die Götter,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume! —

Der Liebling der Götter hatte also sehr wenig Ahnung von dem Kampfe, dem er entgegenging, und doch saß ihm natürlich das beängstigende Etwas im Blut, das den wohltrainierten Examinandus schließlich selbst um das bringt, was er zu Hause noch so schön gewußt hat. Nachdem er die übliche Verschniepelung und Verschwärzung mit sich vorgenommen hatte, ohne die unsere im Punkte der Bekleidung traurig verarmte Zeit sich einen feierlichen Akt nicht vorstellen kann, machte er sich um die übliche Besuchszeit kühn auf den Weg.

Wie zwei feierliche Wächter mit Allongeperücken standen die beiden von wolligem Schnee bedeckten Gartenthorpfeiler der Boltenschen Villa da. Leonhard warf einen Blick auf einen Fleck neben dem einen Pfeiler, wo der Schnee von verschiedenen Fußpaaren, einem zarten und einem kräftigen, niedergetreten war. Er mußte lächeln. Dies war nun ein historischer Ort für ihn. Er öffnete das Thor und ging durch den sauber gefegten Steig auf die Villa zu. Die Sonne schien und blitzte in den schneebepolsterten Gebüschen, vor einem Fenster lärmten die Spatzen um hingestreutes Futter. Hinter diesem Fenster ward ein blasses, liebes, verweintes Köpfchen sichtbar, nickte ihm zu und verschwand. Agnes machte ihm selber

auf. „Ich habe ihn schon vorbereitet,“ flüsterte sie, da ein Diener in der Nähe stand, „er war schrecklich — Jakob, melde diesen Herrn, Herr Musikdirektor Leonhard Brunn, — er wollte dich gar nicht sehen, aber ich bestand darauf, er müsse dich empfangen, und schließlich gab er nach. Ich bin so voll Angst.“

Leonhard drückte sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirn. „Ich habe Mut,“ sagte er, „für uns beide.“

Der Diener ließ sich hören und sie nahmen wieder eine Stellung achtungsvoller Höflichkeit gegeneinander ein. Die Hand aufs Herz gedrückt, sah Agnes dem Geliebten nach, als er mit festem Schritt die Treppe zu dem Zimmer ihres Vaters emporstieg.

* * *

„Sie sind Herr Musikdirektor Leonhard Brunn und kommen zu mir, um die Hand meiner Tochter von mir zu begehren,“ sagte Herr Andreas Bolten, „haben Sie die Güte, Platz zu nehmen und mir mitzuteilen, was Sie sonst noch hinzuzufügen haben.“ Damit deutete er auf einen gepolsterten Lehnstuhl von braunem Leder und nahm selber in einem gleichen Sessel Platz. Es war ein hübscher Anblick, diese beiden verschiedenen und doch wieder gleichartigen Männer einander gegenüber zu sehen. Vor allem war ihnen gemeinsam, daß sie beide wirkliche Männer waren. Aber war in der äußeren Erscheinung des ältern mehr das Viereck ausgeprägt, so kamen bei dem jüngern die sanfteren Linien des Ovals zur Gel-

tung. In dem einen war mehr Charakter, in dem andern mehr Schönheit. Der Kaufmann hatte das klare, feste, graue Auge, das die Außendinge mit sicherem Blick umfaßt und bewältigt, in den blauen Augen des Künstlers war jene Klarheit, die auf eine sichere Beherrschung einer geistigen Innenwelt schließen läßt.

Leonhard war nicht überrascht durch das kurze und summarische Verfahren seines Gegners, er hatte eher Schlimmeres erwartet. „Ich habe wenig hinzuzufügen," sagte er; „da Sie von der Hauptsache bereits unterrichtet sind, so kämen nur noch meine äußeren Verhältnisse in Betracht. Die Ausübung meines Berufes sichert mir eine nicht unbedeutende Einnahme, die, wie ich mit einiger Sicherheit annehmen darf, eine fortwährende Steigerung erfahren wird, außerdem bin ich im Besitz eines Vermögens, das an und für sich zur Gründung und Unterhaltung eines Hausstandes ausreicht. Was meinen persönlichen Charakter betrifft, so steht mir darüber ein Urteil nicht zu, jedoch liegt mein Leben und öffentliches Wirken so klar da, daß es Ihnen nicht schwer fallen kann, darüber Näheres zu erfahren."

„Soweit wäre demnach alles in der besten Ordnung," sagte Herr Bolten; „wenn ich Ihnen nun dennoch die Hand meiner Tochter auf jeden Fall verweigere, so werden Sie die Ursache hiervon sicher nicht einsehen und von mir eine Darlegung meiner Gründe erwarten."

Leonhard wurde etwas verwirrt durch die Schroff-

heit des alten Herrn. „Ich fürchte, Sie werden mich nicht überzeugen,“ sagte er dann mit einem Anflug von Humor.

„Darin haben Sie vermutlich recht,“ sagte Herr Bolten, „was jedoch die Darlegung meiner Gründe betrifft, sehen Sie, ich könnte Ihnen einfach sagen, es sei gegen mein Prinzip, meine Tochter einem Musiker zu geben. Es wäre das Billigste. So ein Prinzip ist eine gute Streitaxt, sie jemanden vor den Kopf zu schlagen, der uns mit Gründen in die Enge getrieben hat. Mir fehlen die Gründe jedoch nicht, und ich will sie Ihnen nicht vorenthalten. Lebenserfahrungen unangenehmer Art haben meine Beobachtung geschärft und meine Blicke gerade auf Ihren Stand gerichtet, und ich bin dabei zu Resultaten und Ansichten gekommen, die Ihnen vielleicht unangenehm und ungerecht, mir aber als unabänderliche Wahrheit erscheinen. Die Musik ist von allen Künsten die luftigste Kunst, sie spricht zu uns in unbestimmten Tönen und Wendungen, sie haftet am wenigsten an Dingen dieser Erde, ihr Wesen ist Ahnung und Sehnsucht. In das Innerste einer Kunst einzudringen, die sich in solchen subtilen Regionen bewegt, sie selber schöpferisch und mit Genie auszuüben, erfordert ein empfindliches und reizbares Nervensystem, erfordert eine Feinfühligkeit der Seele, die in Dingen des wirklichen Lebens zur großen Gefahr werden kann. Aus diesen Gründen erklärt sich das excentrische und oft haltlose Wesen der meisten bedeutenden Musiker, und endlich verweigere ich Ihnen aus diesen Gründen die Hand

meiner Tochter, gerade weil Sie, wie ich wohl weiß, hervorragend und bedeutend in Ihrem Fache sind."

Leonhard hatte ungeduldig auf seinem Stuhle gerückt, als Herr Bolten seine krausen und seltsamen Theorien entwickelte. „Wenn ich Sie recht verstehe," fiel er jetzt ein, „so sagen Sie damit, jeder begabte Komponist ist vermöge seiner seelischen Anlagen, die große Reizbarkeit und Empfänglichkeit bedingen, ein unzuverlässiger Charakter. Sie vergessen, daß andere Eigenschaften vorhanden sein können, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Sie würden mir vielleicht eine Menge von Beispielen für Ihre Theorie aufzählen können und würden sorgfältig verschweigen, was gegen sie spricht. Und wenn Sie recht hätten, wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht auf die Welt gesendet bin als erste und einzige Ausnahme, nur um die Regel zu bestätigen?"

„Sie haben Humor," fügte Herr Bolten mit wohlwollender Strenge ein.

„Ich kann Ihre Gründe nicht würdigen und annehmen," fuhr Leonhard fort, „ich protestiere selbstverständlich gegen die Regel, aber selbst diese zugegeben, können Sie doch die Ausnahme nicht wegleugnen. Und das vernichtet all Ihre Gründe, denn da mein ganzes Vorleben gegen diese spricht, so dürfen Sie nicht im Hinblick auf das, was möglicherweise sein könnte, mir Ihre Einwilligung verweigern."

„Setze ich in die Lotterie, so bin ich ein Thor," sagte Herr Bolten, „wenn ich mit Sicherheit auf das

große Los hoffe. Uebrigens glaube ich jetzt Ihnen gegenüber meiner Pflicht genügt zu haben, ich spreche Ihnen schließlich mein Bedauern aus, daß ich in dieser Sache Ihnen nicht dienen kann, und bitte, die Angelegenheit hiermit als abgeschlossen zu betrachten."

Leonhards Blut war längst in Wallung geraten. In dem Gefühl, daß dieser eingefleischten, schrullenhaften Theorie des alten Bolten mit Gründen nicht beizukommen sei, und mit dem festen Vorsatz, den Kampf nicht aufzugeben, griff er zu andern Mitteln. „Ich will von mir nicht reden," sagte er, „aber nehmen wir an, daß Ihre Tochter mich wirklich liebt mit der ganzen Kraft ihres Herzens, wollen Sie ihr ganzes Lebensglück einer Theorie opfern? Wie wollen Sie das verantworten, was Sie jetzt thun, wenn Sie das Herz Ihrer Tochter gebrochen haben um einer Einbildung willen?"

Herr Bolten sprang auf, heftig und erregt: „Ich mag diese alte Phrase von den gebrochenen Herzen nicht hören, das ist nichts als phantastische Uebertreibung. Ich kenne das wohl, man wird blaß, man härmt sich, das Leben ist eine Last, man will daran sterben. Aber es ist eine Krankheit, und sie geht vorüber. Meine Tochter müßte wenig vom Blut ihres Vaters haben, — eine Bolten stirbt nicht an gebrochenem Herzen. Ich will nun einmal nicht, daß meine Tochter das hangende, bangende, ewig ruhelose Leben teilen soll, das Ihnen unwiderruflich verhängt ist, denn dies ist überall, wo es gilt, einen Ruhm zu steigern und zu bewahren. Wenn Sie ein Mann

wären mit einer soliden, tüchtigen, bürgerlichen Beschäftigung, ich würde Ihnen meine Tochter nicht verweigern, und wenn Sie keinen Pfennig im Vermögen hätten."

„Ich will Ihnen etwas sagen," fuhr er fort und pflanzte sich mit untergeschlagenen Armen vor Leonhard auf, „satteln Sie um, werden Sie Kaufmann. Sie haben das Zeug dazu. In einem Jahre lernen Sie unter meiner Leitung alles, was Sie brauchen. Vielleicht macht es sich dann mit der Firma Bolten und Brunn. Sie lächeln, ich wußte es wohl. Gut, ich habe meine Nachgiebigkeit bewiesen, ich bin mit dieser Angelegenheit fertig. So lange Sie Musiker sind, niemals!"

Leonhard war auf das Aeußerste gebracht und rief: „Gut, so hören Sie auch mein vorläufiges Schlußwort in dieser Angelegenheit. Sie haben mir meinen Antrag aus Gründen zurückgewiesen, die keine sind. Sie opfern zu Gunsten einer Schrulle das Glück Ihres Kindes. Sie sind hartköpfig und starr, ich bin es auch. Sie wollen mir Ihre Tochter nicht geben, ich werde sie nicht lassen. Und wahrlich, das sage ich Ihnen, Ihre Tochter wird meine Frau mit oder gegen Ihren Willen, so wahr ich Leonhard Brunn heiße!"

„Wo haben Sie Ihren Revolver, junger Mann?" rief Herr Bolten, „das wäre modern, das wäre amerikanisch. Als letztes Mittel dem zukünftigen Schwiegervater die Pistole auf die Brust gesetzt: ‚Die Tochter oder das Leben!' Den Teufel auch, mein Herr, meine

Tochter gehört mir, und Sie bekommen sie niemals, so wahr ... ich ... Andreas ..."

Vom Hofe herauf klangen plötzlich die Töne einer Drehorgel, es war die Melodie des alten schottischen Liedes: „Lang, lang ist's her."

Herr Bolten vollendete seinen Satz nicht, es war, als ob diese Töne die Worte von seinen Lippen nähmen. Ein eigentümlicher, wehmütig milder Zug verwischte den Zorn aus seinem Antlitz, er ging zu seinem Schreibpult, wickelte ein Geldstück in Papier, öffnete das Fenster und warf es hinaus. Dann fielen seine Blicke auf einen grünseidenen Vorhang an der Wand, der ein Bild zu verhüllen schien, und hafteten nachdenklich darauf.

Leonhard, der bereits an der Thür stand, sah ihm verwundert zu. Dann wollte er sich zurückziehen, denn die Sache war einstweilen doch so gut wie verloren.

Der Alte bemerkte es. „Gehen Sie noch nicht," sagte er, und ein weicherer Klang war in seiner Stimme, „ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Wollen Sie mir versprechen, während der nächsten Zeit sich meiner Tochter nicht zu nähern und keinen Versuch machen, sie zu sprechen?"

„Wir leben im Kriegszustande," sagte Leonhard, „alle Mittel gelten, ich verspreche nichts."

„Sie werden es thun," sprach Herr Bolten mit fester Stimme, „wenn ich erkläre, meine Worte von vorhin einstweilen zurückzunehmen. Ich bitte mir bis morgen Bedenkzeit aus."

„In diesem Falle, ja!“ erwiderte Leonhard.

„Ich danke Ihnen, Herr Musikdirektor, also bis morgen.“

Eine stumme Verbeugung, und Leonhard verließ den Kampfplatz.

* * *

Herr Andreas Bolten blieb eine Weile stehen und sah nachdenklich die Thür an, durch welche der junge Mann verschwunden war. „Ein verfluchter Kerl ist er doch,“ murmelte er, „ein ganz heilloser Kerl, ‚es ist Rasse drin‘, würde Baron Spornitz sagen.“

Unterdessen war der Mann auf dem Hofe noch immer beschäftigt, das empfangene Geld musikalisch abzuarbeiten, und hatte es mindestens zum zwölften Male schon „lang, lang her“ sein lassen. Er war ein ehrlicher Mann und wollte für das große Stück Geld auch ein entsprechendes Quantum von Musik liefern. Herr Bolten ging ans Fenster und winkte ihm ab.

Dann zog er den Vorhang beiseite, setzte sich in einen Lehnstuhl und sah das Bild an, das dahinter verborgen gewesen war. Es stellte seine verstorbene Frau dar in der Schönheit ihrer Jugend. Man kann nicht sagen, daß Herr Bolten sentimental war, aber er hatte eine Schwäche, wenigstens nannte er es oft vor sich selber so, das war die Erinnerung an seine verstorbene Frau. Und diese hing unwiderruflich mit dem eben gehörten Liede zusammen. Auch der festeste

Mann hat einen Punkt, den das härtende Drachenblut nicht umpanzerte, weil ein Lindenblatt der Liebe darauf fiel. Für den Alten waren diese Erinnerungen gerade in dieser Stunde von besonderer Bedeutsamkeit. Daß dies Lied in einem Augenblick ertönte, wo er schroff sein Wort gegen ein anderes Wort setzen wollte, hatte ihn wie eine geisterhafte Mahnung berührt. Er war im Begriff gewesen, ein Versprechen zu brechen, das er einst in heiliger Stunde gegeben. Es war in Vergessenheit geraten; die lange Zeit, die dahinter lag, hatte es verwischt, er hatte auch niemals daran gedacht, daß einst eine Möglichkeit kommen könne, wo er es erfüllen müsse. Nun kam zur rechten Stunde, im rechten Moment ein Lied, das wie der Auslöser in einer Uhr das Räderwerk seiner Gedanken entfesselte, bis schlagkräftig und bestimmt alles wieder vor seiner Seele stand. Seine Frau war schön und jung, als sie ihm die Hand reichte. Sie folgte nicht der eigenen Neigung, sondern dem Zwang ihrer Eltern, denn ihre Liebe gehörte einem jungen, talentvollen Musiker, der arm und ohne Stellung in der Welt war. Dieser verfiel nach ihrer Hochzeit, es ist nicht aufgeklärt, aus welchen Gründen, ob um seinen Schmerz zu betäuben, ob aus Haltlosigkeit, in ein wüstes Leben und ging darin unter. Die junge Frau schrieb alles natürlich dem ersten Grunde zu, und anstatt sich mit Abscheu von ihm zu wenden, blieben die Regungen der Liebe und des Mitleids bis an sein Ende für ihn wach. Sie unterstützte ihn und Bolten wußte es. Er wußte

aber auch, daß er seiner Frau vertrauen könne. Aber es trat eine Wendung ein, die von eigentümlicher Wirkung war, er fing an, seine Frau wirklich zu lieben. Diese Liebe steigerte sich zu einer Höhe, die ihn selber beängstigte und die ihm die unerträglichsten Qualen schuf. Zu wissen, daß dieser verkommene Mensch mehr Anspruch auf die Neigung seiner Frau habe als er, das trieb ihn oft fast zum Wahnsinn. Von dieser Zeit her schrieb sich sein ungerechter Haß gegen die Musiker. Er beschloß, seine Frau für sich zu erwerben. Mit rastloser Geduld, mit nie aufhörender Sorge diente er um ihre Neigung. Und da seine Liebe echt und treu, und vor allen Dingen, da er ein Mann war, gelang es ihm. Alle Zartheit und alle Liebe, der seine Natur fähig war, brachte er ihr entgegen und nach langem Werben ward sie sein. Wie die Sonne nach langem, regnerischem Wolkentag oft noch am Abend mit selig verklärendem Strahl hervorbricht, so ward ihm noch eine kurze und glückliche Zeit zu teil.

Ein Jahr etwa nach dem Eintritt dieser späten Herzensvereinigung starb seine Frau nach der Geburt eines Töchterleins. In der letzten Stunde nahm sie ihm das Versprechen ab, bei dieser Tochter das zu sühnen, was an der Mutter verbrochen war, und ihr einen Gemahl zu geben nach der freien Wahl des Herzens.

Dies alles rief das Lied zurück, das einst das Lieblingslied seiner Frau war. Sie hatte es oft gesungen im Schmerz ihres einsamen, verkauften Lebens, erst in dem letzten, glücklichen Jahre war es verstummt.

Herr Bolten saß lange in seinem Lehnsessel da, die Augen auf das Bild gerichtet und doch wie in sich versunken. Die Dämmerung brach herein und hüllte es in Schatten, er schien es nicht zu bemerken, denn er sah mit den Augen seines Geistes. Dann stand er auf und ging mit gesenktem Haupt einige Male im Zimmer auf und ab. Er trat ans Fenster und schaute eine Weile in das kalte Abendrot, das über den dunklen, entlaubten Wipfeln des Tiergartens stand. Der Diener kam mit Licht, setzte es schweigend auf den Schreibtisch und entfernte sich wieder. Herr Bolten sah noch einmal nach der Thüre, dann nach dem Bilde, setzte sich an den Tisch und schrieb. Als er fertig war, klingelte er: „Herrn Musikdirektor Leonhard Brunn sofort zu bestellen," sagte er, indem er dem Diener den Brief übergab.

* * *

Diese denkwürdigen Vorgänge ereigneten sich am 23. Dezember. Der Brief, den Leonhard noch an dem Abend desselben Tages erhielt, hatte folgenden Inhalt:

„Sehr geehrter Herr Musikdirektor!

Wenn Sie die Güte haben wollen, sich morgen, am 24. Dezember, abends 6 Uhr, zu mir zu bemühen, so würden Sie mich sehr verbinden, da ich Ihnen noch einige Mitteilungen zu machen habe.

Hochachtungsvoll

Ihr

Andreas Bolten."

Vor jede Oase des Glückes streckt sich eine Sahara der Entbehrung und Erwartung einher, geschmückt mit Spiegelbildern der Hoffnung und Sehnsucht. Dornenvolle Kräuter waren es, durch die Leonhards Gedanken in diesen vierundzwanzig Stunden ihren Weg nahmen.

Herr Bolten war heiter; er hatte Mühe, beim Abendessen seine große Fröhlichkeit vor seiner Tochter zu verbergen. Sie wagte nicht zu fragen und heimlich hingen ihre Augen an den strengen Zügen ihres Vaters. Zuweilen war es ihr, als lächle ein kleiner, freundlicher Kobold, der seinen bescheidenen Sitz in dem väterlichen Mundwinkel hatte, ihr aufmunternd zu.

Leonhard fand am andern Tage sich pünktlich ein. Herr Bolten stand mitten in der Stube, hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und betrachtete wohlwollend einen langen, weißen Korb, wie man ihn zum Transport von kostbaren und empfindlichen Frauenkleidern benützt.

Wie ein Blitz durchschoß Leonhard ein Gedanke, als er diesen ungeheuren Korb sah. Zu einer Komödie der schändlichsten Verhöhnung hatte ihn der Alte bestellt und hatte das schmachvolle Symbol der Ablehnung in einer seinem Haß entsprechenden Größe ausgewählt. Der Zorn stieg dem Armen purpurrot in das Antlitz. „Herr Bolten, was bedeutet dieser Korb?“ rief er.

Den Alten belustigte diese Auffassung höchlichst, dies Mißverständnis war noch eine angenehme und

humoristische Zugabe, auf die er noch gar nicht einmal gerechnet hatte.

„Der Korb ist für Sie," sagte dieser boshafte alte Sünder. Aber er kam dem Ausbruch zuvor, der sich bei Leonhard ankündigte. „Ereifern Sie sich nicht, mein Lieber, der Korb ist nicht für Sie ein symbolischer Korb, sondern ein Korb in seiner eigentlichen Bedeutung, ein Futteral, eine Emballage. Wenn Sie mir den kleinen Dienst erweisen wollen, gefälligst hineinzuspazieren, so werden Sie mit den Folgen dieser Handlung sehr zufrieden sein." Damit hatte er den Deckel geöffnet und stand mit einladender Handbewegung da.

„Wissen Sie, was ein Julklapp ist?" fragte er dann.

Leonhard bejahte es unwillig.

„Nun, ich möchte Sie meiner Tochter als Julklapp werfen. Wollen Sie nicht, dann ist es auch gut, Sie bekommen sie doch, aber ich denke, Sie werden es mir nicht abschlagen. Eine Liebe ist der andern wert."

Was sollte Leonhard machen? Liebe, Zorn, Hoffnungen und Befürchtungen hatten ihn genugsam geschüttelt und mürbe gemacht, warum sollte er am Ende nicht auch noch in einen Korb steigen?

Der Alte schloß den Deckel und klingelte. Zwei riesenhafte Rollkutscher traten ein, nahmen den Korb und trugen ihn davon.

Agnes saß in dem glänzenden Weihnachtszimmer unter dem brennenden Tannenbaum mit traurigem

Herzen. Herr Bolten trat ein, sie wischte eine heimliche Thräne fort und zwang sich, ihm mit frohem Angesicht entgegen zu gehen und ihm zu danken für so viele kostbare Geschenke. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, eine furchtbare Rollkutscherstimme rief „Julklapp“ und der bewußte Korb ward hereingeschoben. Agnes kannte schon dieses Möbel. Ihr Vater pflegte ihr an jedem Weihnachten auf dieselbe Weise ein kostbares Kleid zu schenken, allein sie fürchtete sich immer ein wenig davor, denn das Talent, die Schönheiten eines weiblichen Anzuges zu beurteilen, ging Vater Bolten ab, und es kamen bisweilen unsägliche Dinge aus diesem Korb zum Vorschein.

Herr Bolten bemerkte den ängstlichen, zögernden Ausdruck in ihrem Gesicht. „Nur Mut, Agnes,“ sagte dieser raffinierte alte Heuchler, „diesmal hab' ich's getroffen, und wenn es dir doch nicht gefällt, darfst du's nur umtauschen!“ Zögernd schlug Agnes den Deckel zurück. In blaue Seide gehüllt lag das Unbekannte vor ihr. Sie hob einen Zipfel auf. „Ein Tuchkleid!“ rief sie, denn ein Stück von Leonhards Aermel kam zum Vorschein. Ihre Neugierde ward wach, denn Weib bleibt Weib, und ehe das Interesse für ein neues Kleid aufhört, muß es arg kommen. Ein Schreck, ein Schrei, im Korb ward es lebendig und rappelte sich empor und fiel ihr um den Hals, und Vater Bolten und die ganze Welt versanken in einen blauen Nebel des Glückes und waren eine Weile so gut wie gar nicht vorhanden.

Dem Alten wurde es so sonderbar und so flimmerig vor den Augen, er ging an das Fenster und starrte in die schwarze Nacht und schließlich mußte er doch mit dem Gesicht an der Gardine einherfahren, und als das nicht völlig half, ging er leise hinaus, über den hell erleuchteten Gang in sein Zimmer. Es war dunkel dort, nur das Licht der Straßenlaterne warf einen sanften Schimmer auf die Wand, an welcher das Bild hing. Er zog den Vorhang zurück, setzte sich in den Lehnstuhl und schaute auf das sanfte Antlitz, das in ungewissem Scheine aus dem dunklen Hintergrunde hervortrat. In seinen Zügen arbeitete es seltsam und seine Lippen zuckten:

„Bist du nun zufrieden?“ sprach er zu dem Bilde, „hab' ich es recht gemacht? Sie sollen ihren Willen haben, die Kinder, und ich will glauben, daß es das Beste ist.“ — Dem festgefügten Mann rannen die Thränen über das zuckende Gesicht. „Warum gingst du so früh?“ fuhr er fort, „wir kannten uns doch kaum. Und nun, da dein liebster Wunsch erfüllt wird, bist du fern, ewig fern, in jenem Lande, dahin wir alle kommen werden und das doch niemand kennt, und ich kann dein zufriedenes Lächeln nicht sehen und den dankbaren Schein deiner sanften Augen. Du blickst auf mich herab wie immer still und friedlich und kannst mir kein Zeichen geben, daß du mir gut bist für das, was ich heute that!“

Der alte Mann hielt seine Augen fest auf das Bild geheftet und war es das Flackern des Lichtes,

oder war es Wirklichkeit, es schien einen Augenblick, als ginge ein Lächeln wie ein freundlicher Schimmer über das stille Antlitz. Lange noch saß er, die Augen auf das Bild gerichtet, die Gedanken versenkt in jene Zeiten, die nicht wiederkehren: „Lang, lang ist's her!" —

Der Nachbar der Sterne.

I.

Ich glaube, es war von Kind auf an nicht ganz richtig mit ihm. In den Augen seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, galt er für ein Genie, und seine Mutter hatte um ihn von Anfang an ein Netz wunderbarer Sagen über seine frühzeitige und unheimliche Intelligenz gesponnen. Ich schweige von den Thaten seiner ersten Kindheit, die in den Augen seiner Eltern mit einer Fülle von geheimnisvollen Genieblitzen durchwoben war, sondern fange dort an, wo meine eigene Kenntnis beginnt. Er war in meinem Alter, und als ich ihn zuerst sah, zählten wir beide zwölf Jahre. Mir ist noch genau in Erinnerung die sonderbare Art, mit der er sich seitwärts an mich heranschob, indem er dabei eifrig nach meinem Kopfe schielte. Er war es nämlich gewohnt, mit gleichalterigen Knaben fortwährend gemessen und verglichen zu werden, und so erklärt sich das merkwürdige Verfahren. Wir wurden zusammen in den Garten geschickt, allein ich vermochte nicht viel mit ihm anzufangen, da er von den Dingen, die nach meiner Ansicht für Knaben meines Alters einzig und allein würdig und angemessen waren, gar keine Ah-

nung zu haben schien. Wenn ich mich stehend schaukelte, daß ich hoch in die Aeste des Lindenbaumes flog, so sah er mir mit offenem Munde und sichtlichem Entsetzen zu; wenn ich in einen allerdings noch sehr grünen Apfel biß, so schauderte seine wohlerzogene Seele; als ich am Teich in einen Baum kletterte und mich auf einem schwanken Aste über dem Wasser wiegte, da war ihm dies wiederum ein grausiges Unternehmen, und als ich nun gar auf einem schmalen Baumstamm über den Bach balancierte, da las ich kreideweißes Entsetzen in seinen Zügen. Dies alles war mir natürlich sehr schmeichelhaft und spornte mich zu ferneren Thaten an, allein sehr mißfiel es mir doch, daß er auf alle meine Aufforderungen zur Nacheiferung immer nur antwortete: „Das darf ich nicht." Dies erschien mir äußerst kläglich und unmännlich und zudem unpraktisch, denn wenn man immer nur that, was man durfte, war doch am Ende das Leben seines schönsten Reizes beraubt. Schließlich empfand ich ein kaum abzuweisendes Bedürfnis, ihn durchzuprügeln, unterdrückte jedoch diesen Trieb mehr aus Klugheit als aus Rücksichten der Tugend, denn ich fürchtete eine allzu kräftige Verzinsung des ausgegebenen Kapitals von der starken Hand meines Vaters. Daher begnügte ich mich damit, ihn gelegentlich bloß in das Gras zu schubsen, so daß er zwei wunderschöne, grüne Kniefleck in seinen schneeweißen Hosen davontrug und sich über diese Entstellung heulend in die sicheren Arme seiner Mutter flüchtete. Ich kam dafür mit einer

Maulschelle davon und Emilchen kriegte neue Hosen an. Nun aber drehte sich der Spieß um, und als wir uns beide im Zimmer bei den Eltern der Sittsamkeit befleißigen mußten, was ihm sehr leicht wurde, mir aber mit Aufbietung meiner ganzen Verstellungskunst nur mäßig gelang, da kam er auf den Gebieten zur Geltung, die ihm geläufig waren, und es stellte sich heraus, daß er besonders in den Künsten glänzte. Vor kurzem war die Familie in Schwerin gewesen, und da hatte das wunderbare, soeben vollendete Schloß einen solchen Eindruck auf den begabten Emil gemacht, daß er seitdem bestrebt war, es immer und immer wieder zu zeichnen, so daß die glückliche Mutter schon eine ganze Reihe solcher Entwürfe hatte sammeln können. Es war immer ein mächtiger Salat von Türmen, Giebeln und ungezählten Fenstern, und obwohl keine dieser Zeichnungen eine wirkliche Aehnlichkeit mit ihrem Vorbilde aufwies, so sahen die beseligten Eltern dennoch die Spuren des Genius darin und in ihrem Söhnlein einen zukünftigen Oberbaurat. Ich dachte im stillen, ob wohl der künstlerische Emil einen solchen Kaninchenstall bauen könne, wie ich mir zu Hause einen gemacht hatte, ordentlich aus Steinen und Holz, mit einer Thür und einem kleinen Glasfenster, regendicht und windgeschützt. Oder eine solche Hütte aus Brettern und Weidengeflecht, wie ich sie mir in einem verborgenen Winkel des Gartens errichtet hatte, inwendig mit alten Bastmatten ausgeschlagen und mit einem ordentlichen Herde aus Steinen, auf dem ein wirkliches

Feuer brannte, während ich, der große Indianer „Fliegender Büffel“, heimgekehrt von gewaltigen Jagd- und Kriegszügen, auf der Bärenhaut ruhte und mit meinem Stammesgenossen, dem Inspektorssohne, der den Indianernamen „Toller Hund“ führte, eine Friedenspfeife Kartoffelkraut rauchte. Ich fürchtete, er würde alles dieses nicht können.

Aber auch der Dichtkunst frönte er und hatte schon in seinem sechsten Jahre folgendes Epigramm angefertigt:

„Unsere Scheune hat ein Dach,
Hinterm Garten fließt der Bach“,

durch welche Leistung den beglückten Eltern klar ward, daß auch der Kuß der Muse die Stirne ihres Emil berührt hatte. Seitdem war von ihm bereits ein ganzes Heft vollpoetisiert worden, das die Aufschrift trug: „Gedichte von Emil Rautenkranz, erster Band“, und der beglückte Vater konnte nicht umhin, einige Perlen aus dieser Sammlung zum besten zu geben, während der jugendliche Autor ziemlich geschwollen daneben saß. Ich ward davon nicht sehr ergriffen, denn dichten konnte ich auch, hütete mich jedoch sehr, damit heraus zu kommen, weil sich meine Verse vorzugsweise im satirischen Genre bewegten und ich mich vor dem wohlverdienten Honorar fürchtete, das mir sicher war, wenn zum Beispiel folgende, halb lateinischen, halb plattdeutschen Verse auf meinen Klassenlehrer, Herrn Hamann, der aus Hessen stammte und eine ziemlich gelbe Gesichtsfarbe zur Schau trug, ans Licht gedrungen wären:

„Unus, duo, tres,
Herr Hamann is'n Heß!
Semel, bis, ter, quater,
Gäl is he as'n Tater!“

Im ernsthaften Genre war ich allerdings nicht über einen Anfang hinausgekommen, der lautete:

„Gefolgt von zweien Mohrenknaben
Begab sich Omar auf die Jagd ....“

Weiter gedieh das Gedicht niemals, da mir durchaus nichts mehr einfallen wollte.

Die größte Prüfung stand mir aber noch bevor, denn Emil war auch musikalisch, und zwar war dies seine Glanzseite. Er wurde demnach ans Klavier beordert und fingerte eine Sonate von Clementi mit einer mir unbegreiflichen Fixigkeit herunter, während die glücklichen Eltern dabei saßen und strahlten wie Alpengipfel beim Sonnenaufgang. Dies war nun etwas, das ich wirklich anerkennen mußte, obwohl es mir ganz ungewöhnlich sauer wurde, denn wenn auch schon Lateinisch nicht schön und Griechisch gar ein Greuel war, so war das allergrößte Schrecknis doch die Klavierstunde und das dazu gehörige Ueben. Meine Mutter ergriff natürlich die Gelegenheit, mir den talentvollen, fleißigen Emil als ein glänzendes Muster vorzuhalten, wodurch sich meine Abneigung gegen diesen nur noch vermehrte, indem ich weiter nichts empfand als eine nagende Reue, ihn vorhin, als die Gelegenheit so günstig war, nicht doch durchgeprügelt zu haben. Dies Musterbeispiel hat auch bei mir keine Früchte getragen und trotz achtjährigem

Klavierunterricht bin ich musikalisch rein geblieben. Mein einziger Ersatz für diese langjährige Qual ist das erhebende Bewußtsein, drei Klavierlehrer bis an den Rand des Grabes geärgert zu haben, indem es mir gelang, in jeglicher Stunde bei jedem den brennenden Wunsch zu erwecken, an den Wänden in die Höhe zu laufen, und solche Stimmung bei ihm zu erzeugen, daß er den Tag verfluchte, an dem er geboren war. Wer will mich darum schelten? Das Recht des Angegriffenen ist die Notwehr, und ich habe mich dieses Rechtes bedient, so gut ich konnte.

Meine musikalischen Neigungen gingen vorzugsweise auf den Instrumentenbau, und da war ich fest überzeugt, daß ich mehr leistete als der brave Emil. Ob er wohl Flöten machen konnte aus Weiden oder Rohr, und Schalmeien aus spiralförmig gewickelter Baumrinde, Blasinstrumente aus Kälberkropf und Quietschen aus Kalmus? Ob er wohl auf Kuhhörnern und Gießkannen und Pustrohren blasen konnte wie ich und auf den Fingern pfeifen, daß man es durchs ganze Dorf hörte? Das war es, was ich sehr bezweifelte.

Solcher Art war meine erste Begegnung mit Emil Rautenkranz und seitdem bin ich in der Lage gewesen, seinen Lebensgang zu verfolgen. Ich kann wohl sagen, daß er mir jetzt Mitleid einflößt, wenn ich bedenke, wie seine Eltern trotz ihrer Affenliebe mit ihm umkamen. Der Vater, der auf einer wohldotierten Landpfarre nicht viel zu thun hatte und zu allerlei Versuchen und spitzfindigen Unternehmungen

hinneigte, hatte an seinem einzigen Sohne von frühester Kindheit an alle pädagogischen Systeme ausgeübt, deren er nur habhaft werden konnte, so daß der unglückliche Emil auf alle möglichen Arten erzogen wurde, nur nicht auf eine richtige. Er wurde überhaupt Tag und Nacht immer in einem fort erzogen und zu jeder Zeit ohne Unterlaß wurden Anlagen in ihm entwickelt. Zudem mußte er alle die gesundheitlichen Schrullen mitmachen, mit denen der an allerlei wirklichen und eingebildeten Krankheiten leidende Vater an sich herumexperimentierte. Einmal ergaben sie sich der naturgemäßen Lebensweise, schliefen auf Stroh, ernährten sich von rohem Fleisch und ungekochten Rüben, wobei sie so herunterkamen, daß sie beide kaum noch einen Schatten werfen konnten, ein andermal verbesserten sie ihre Säfte durch eine fürchterliche Kur, bei der sie sich ausschließlich mit trockenem Weißbrot stopften und ein wenig sauren Moselwein dazu tranken, und wieder ein andermal versuchten sie alle Ungesundheit mit Wasser aus sich herauszuspülen, indem sie ungeheure Mengen dieser reinlichen Flüssigkeit in sich hineinpumpten und jegliche Nacht in einem nassen Umschlage verbrachten. Emil Rautenkranz ist mir überhaupt immer ein glänzendes Beispiel dafür gewesen, was die menschliche Natur alles aushalten kann, denn trotz aller dieser Kuren und trotz der unglaublichen geistigen Ueberfütterung, die ihm zu teil ward, blieb er körperlich doch ganz gesund. Nur sein armer Kopf ist ihm schon auf dem Gymnasium ganz zermürbt worden, denn außer dem

Schulunterricht mußte er unablässig von einer Privatstunde in die andere rennen, von der Zeichenstunde in die Klavierstunde, von der italienischen in die spanische. Er lernte Stenographie und Mnemotechnik, und schließlich hatte die Made der Gelehrsamkeit sein bißchen Grips ganz verzehrt, so daß nur noch etwas Wurmmehl in seiner verödeten Hirnschale zu finden war. Deshalb gelang es ihm auch nicht, obwohl er endlich durch zähe Ausdauer die Prima ersessen hatte, die Abgangsprüfung hinter sich zu bringen, trotzdem er den Versuch dazu zweimal anstellte. Nur in der Musik hatte er es zu einigen wirklichen Kenntnissen und im Klavierspiel zu einer erträglichen Fertigkeit gebracht, was weiter nicht zu verwundern ist, denn wie man täglich sehen kann, erfordert die Ausübung dieser Kunst den geringsten Aufwand von Phantasie, Verstand oder geistiger Klarheit, ja selbst ein halber Idiot kann immer noch ein tüchtiger Geiger oder Klavierspieler sein, und so niedere Geschöpfe wie die Zigeuner treffliche Musik machen. Ist sie doch die einzige Kunst, die sogar von Tieren in vollendeter Weise ausgeübt wird. Darum lag es nahe, den jungen Mann diesem Berufe zu widmen, weshalb er denn nach langen elterlichen Verhandlungen und nachdem von allen Seiten Ratschläge in Menge eingeholt worden waren, nach Berlin gesendet wurde, um „sich auszubilden“.

*

II.

Ich hatte unterdes das Gymnasium bereits in Tertia verlassen, hatte als Maschinenbauer in verschiedenen Fabriken gearbeitet, war eine Weile in Hannover auf dem Polytechnikum und längere Zeit in einer größeren Maschinenbauanstalt als Konstrukteur thätig gewesen, bis ich endlich in meinem vierundzwanzigsten Jahre nach Berlin kam, um auf der Gewerbeakademie noch einige Jahre zu studieren. Ich traf dort meinen alten Freund Abendroth, der sich schon längere Zeit dort aufhielt. Eines Tages fragte mich dieser: „Hast du den Nachbar der Sterne schon besucht?“

„Wer ist das?“ fragte ich etwas verwundert über diese Bezeichnung. „Nun, unser musikalischer Emil,“ antwortete Abendroth, „er wohnt fünf Treppen hoch in der Kochstraße bei den Sternen, dem Himmel so nahe, daß er die Sphärenmusik vernimmt und in stillen kalten Winternächten den großen Bären brummen hört. Ich bin überzeugt, wenn er zum Schornstein hinausklettert, kann er in der Milchstraße spazieren gehen. Um sein Haupt bewegt sich als eine glänzende Aureole zukünftigen Ruhmes der ganze Tierkreis mit seinen funkelnden Sternbildern, und der Mond, der, wie du weißt, gerne mal raucht, bittet sich zuweilen Feuer von ihm aus. Emil kann von sich sagen wie der Knab' vom Berge:

„Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir; . . .“

denn wenn schon alle Straßen in Dämmerung versunken sind — bei ihm ist noch heller Sonnenschein; ich glaube, um Johannis geht sie dort überhaupt nicht unter."

Ich sah aus dieser Darstellung, daß mein Freund Abendroth seine alte Freude an humoristischer Uebertreibung noch nicht verloren hatte, und fragte ihn lächelnd, wo man Gelegenheit hätte, Freund Rautenkranz zu treffen.

„Nirgendswo," sagte Abendroth, „als einmal zufällig auf der Straße, im Konservatorium oder bei sich zu Hause. Sonst geht er an keinen öffentlichen Ort, nur am Sonntag nachmittag sitzt er bei Buchholz und schleckt eine Tasse Schokolade mit Schlagsahne und eine Menge süßen Kuchen. Dies ist aber seine einzige Ausschweifung. In der ersten Zeit habe ich ihn nach langer Bearbeitung in den ‚Verein der Löwenbändiger' eingeführt — wir trinken dort nämlich Löwenbräu und jeder Schoppen heißt ein ‚Löwe' — allein für das Löwenbändigen hat er weder Sinn noch Talent, und ich habe ihn nie wieder bewegen können, mitzugehen. Er hat dann stets ‚einen höchst wichtigen Brief zu schreiben' oder sonst einen anderen miserabelen Vorwand. Aber besuchen thu ich ihn manchmal, teils weil Treppensteigen gesund ist, teils weil es mir Vergnügen macht, und teils, weil die Alte, seine Mutter, eine geniale Hand für mecklenburgische Mettwurst hat. Ich glaube, alle vierzehn Tage fast kommt ein Paket mit Fressabilien für ihn an, so daß er wirklich Hilfe braucht, um

alles zu bewältigen. Erst heute morgen, als ich ihm zufällig begegnete, fragte er mich geheimnisvoll, wie lange sich wohl eine gebratene Rehkeule hielte, er hätte heute morgen eine von Hause bekommen. Ich sagte natürlich: Gar nicht, sie müßte auf der Stelle verputzt werden. Da wurde er ganz sentimental und flehte mich an, ich solle ihm doch heute abend dabei helfen. Natürlich kommst du dann mit und erneuerst die alte Bekanntschaft."

Ich fand Emil Rautenkranz fast unverändert, er sah noch ebenso aus, wie vor zwölf Jahren, nur daß er größer geworden war. Dasselbe unfertige, erdgraue und glatte Gesicht, denn ein Bart wollte durchaus auf dem Boden seines Antlitzes nicht gedeihen, nur um die Kinnbacken herum saßen einige spärliche, gelbgraue Flausen. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß er nach der ersten Begrüßung wieder wie damals seitwärts nach meinem Kopfe schielte. Als wir uns von den Strapazen des Aufstiegs erholt hatten, fuhr er seine eßbaren Schätze auf und begann mit einer ganz ungewöhnlichen Ungeschicklichkeit Thee zu kochen. Nachdem eine Ueberschwemmung von brennendem Spiritus glücklich beseitigt und der Thee endlich fertig war, goß er eine wasserklare Flüssigkeit in unsere Tassen. „Der ist aber verdammt dünn," sagte Abendroth.

„Ich weiß nicht, ich weiß wahrhaftig nicht, woran es liegt," erwiderte Rautenkranz, indem er sich verwirrt in die Haare fuhr, „aber er sieht aus wie Wasser." „Schmeckt auch wie Wasser," sagte Abend-

roth, nachdem er einen Theelöffel der verdächtigen Flüssigkeit zum Munde geführt hatte. „Ist auch Wasser!" fiel ich ein, denn einem dunklen Verdachte Raum gebend, hatte ich den Deckel der Kanne abgehoben und gefunden, daß Rautenkranz versäumt hatte, Thee hineinzuthun. Nun, dieser Fehler ließ sich schnell beseitigen, und bald waren wir eifrig beschäftigt, die gute Rehkeule am Verderben zu hindern. Emil erzählte uns derweil von seinen Arbeiten und Bestrebungen. Er war in eins der vielen Konservatorien eingetreten, die unter Leitung irgend eines Mannes, der sich als Musiker oder auch bloß durch Reklame einen Namen gemacht hat, das Bestreben an den Tag legen, so viele Menschen als möglich zur Musik abzurichten und die Zahl überflüssiger Virtuosen, unglücklicher Klavierlehrerinnen und heilloser Dilettanten aufs möglichste zu vermehren. Zuweilen gibt es der Zufall, daß aus solcher Anstalt einmal ein wirklicher Künstler hervorgeht, und dies dient ihr dann zu glänzendem Ruhme und verfehlt nicht, ihr reichlich neue Opfer zuzuführen, denn die große Herde ist immer der Ansicht, es ließe sich in der Kunst alles lernen und es käme nur auf den Lehrer an. In den „neuen Fiedelliedern" Theodor Storms heißt es:

„Am Markte bei der Kirchen
Da steht ein klingend Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt heraus."

Ach, solcher Häuser gibt es viele, viele in Berlin,

nur daß statt der Trompete das Donnern der Klaviere vorherrscht und markdurchdringende Solfeggien weiblicher Stimmen. Dort sieht man Tag für Tag große und kleine Mädchen mit Musikmappen aus- und eingehen und nervöse Jünglinge, deren einzige Aehnlichkeit mit ihrem großen Vorbilde Liszt ihre langen Haare bilden. Ich glaube, die jungen Menschen würden sich, um ihrem Idol noch näher zu kommen, Warzen stehen lassen im Gesicht, wenn sie nur wüßten, wie das zu machen wäre. In diesen Häusern werden, wenn man alles zusammenaddiert, täglich viele Pferdekräfte auf die Bewegung von Tasten und Geigenbogen verwendet und ungezählte Kubikmeter Luft verbraucht, um Stimmritzen zum Tönen zu bringen. Nur Stocktaube oder Leute mit Nerven von Gußstahl vermögen es, unter oder über einem solchen Konservatorium zu wohnen, ohne in kurzer Zeit geistig zu Grunde zu gehen.

In ein solches Institut war Emil Rautenkranz eingetreten und trieb dort nach gewohnter Weise alles, was er nur in den Tag hineinpferchen konnte, und übte außerdem zu Hause mindestens vier Stunden täglich schreckliche Etuden. Daneben plagte ihn auch die Lust, etwas zu komponieren. Aber er gestand ehrlich: „Wenn ich abends aus der Oper oder aus dem Konzert heimkomme, da habe ich immer Ideen genug, aber wenn ich zu Hause vor dem Notenpapier sitze, da fällt mir durchaus nichts ein. Ganz besonders will es mir nicht gelingen, hübsche und interessante Motive zu finden — mein Kompositionslehrer lacht

immer so schrecklich über sie und ich gebe mir doch so viel Mühe."

Mein Freund Abendroth, der sehr musikalisch war, jedenfalls mehr als Rautenkranz, saß so, daß er aus dem Fenster sehen konnte. Man blickte dort auf ein ungeheures Meer von Dächern, Giebeln, Türmen und Telephonleitungen, das sich fern in einen graublauen Dämmer verlor. Nicht weit von dem Fenster führte eine Nebenleitung von fünf Drähten vorüber, und auf diesen saßen gerade vier Schwalben, die sich ausruhten. Es zuckte Abendroth etwas um die Mundwinkel, als er jetzt sehr ernsthaft begann: „Lieber Freund, ich begreife nicht, wie du um Motive verlegen sein kannst, sieh doch nur aus dem Fenster, wie die vier Schwalben auf den Telephondrähten sitzen gleich Noten auf ihren Linien, da hast du gleich ein Motiv f, a, d, c sehr niedlich — die Schwalbe ist doch ein musikalischer Vogel."

Emil sah zuerst ziemlich dumm aus, dann blickte er auf die Schwalben und seine Züge verklärten sich allmählich: „Wahrhaftig, es stimmt," sagte er, „das ist aber höchst wunderbar." „Ja, lieber Freund," sagte Abendroth dann, „das Gute liegt auf der Straße und fliegt in der Luft, nur auf das Finden kommt es an. Du weißt, der ist der Klügste, der andere für sich arbeiten läßt, laß du die Schwalben für dich arbeiten. Ich bin überzeugt, diese so überaus musikalischen Vögel können sich vermöge eines ihnen innewohnenden, geheimnis-

vollen Gesetzes gar nicht anders auf fünf Drähte setzen, als daß sie irgend eine wohlklingende Tonfolge bilden."

Aus irgend einem Grunde veränderten jetzt drei der Schwalben aufflatternd ihren Sitz, so daß die Tonfolge c, h, g, e entstand. „Aber das ist doch nicht hübsch," sagte Rautenkranz nach einer Weile, „das klingt schlecht." „O bewahre," sagte Abendroth sehr überlegen, „die Sache geht aus F-dur und somit heißt es c, b, g, e, und das paßt außerordentlich gut zu dem Vorhergehenden; setze es nur zusammen, dann erhältst du: f, a, d, c, c, b, g, e, und das ist doch sehr hübsch. Was willst du denn mehr?"

„Wahrhaftig," sagte Rautenkranz wieder freudig verblüfft, „nein, das ist aber doch zu merkwürdig."

„Sieh mal," fuhr Abendroth nun mit fast verbrecherischer Ernsthaftigkeit fort, „da kannst du dir nun den ganzen Sommer lang von den klugen Schwalben Leitmotive arbeiten lassen, denn ohne diese geht es doch heute nicht mehr, es ist noch immer das Modernste, und wenn du genug zusammen hast, da wollte ich mal den sehen, der dich dran hindern wollte, eine mächtige, große Oper zu komponieren. Oder besser noch, gleich drei bis vier, die alle zusammenhängen. Ich kann dir einen höchst geräumigen und musikalisch noch kaum vernutzten Stoff empfehlen, das ist die Völkerwanderung. Ich glaube kaum, daß sie unter sieben Opern zu bewältigen ist. Ja,

eine Heptalogie, das ist das einzig Wahre. Gerade eine Woche muß das Ganze dauern, Sonntags die erste und am Sonnabend die letzte Oper. Von wüstenhafter Ausdehnung muß jetzt alles sein, wenn es bemerkt werden soll. Das Wilmersdorfer Unland achtet keiner, aber vor der Lüneburger Heide hat man Respekt. Gottfried Keller hat ein kleines Büchlein geschrieben, das zu dem Reizvollsten gehört, das je in deutscher Sprache gedichtet wurde, die ‚Sieben Legenden‘, aber wie wenige gibt es, die das beachten. Freytags ‚Ahnen‘ dagegen in ihrer erhabenen Ausdehnung kennt jeder.“

„Ja, mein Sohn,“ fuhr er dann fort, „wenn du dann die sieben Opern fertig hast, wirst du jedenfalls furchtbar berühmt werden und eine riesige Gemeinde um dich sammeln. Man wird in deinem geliebten Vaterlande entweder in Kriewitz oder in Teterow ein ungeheures Rautenkranz-Theater bauen, in dem sich kein mystischer Abgrund, sondern eine mystische Höhe befindet, denn du wirst das Orchester über dem Schnürboden anbringen und damit ungeahnte Wirkungen erzielen. Und alljährlich im Sommer, wenn es am heißesten ist, wird eine Völkerwanderung beginnen nach Kriewitz oder Teterow, um die ‚Völkerwanderung‘ zu hören, und alle Bierwirte und Selterswasser-Verkäufer in jener Gegend werden dich anbeten. Dein Name wird unter die Sterne versetzt werden und mit Recht wird man dich, dann im Ernste, wie jetzt im Scherze, nennen: ‚Nachbar der Sterne‘.“

Rautenkranz sah ganz ungewöhnlich verblüfft aus, als Abendroth diese lange Rede hinter sich hatte, und glotzte bald ihn, bald mich mit seinen hellgrauen, nichtssagenden Augen verständnislos an. Ich muß nun hier notgedrungen einflechten, daß, obwohl ich meinen Freund Abendroth als einen gutmütigen und wohlwollenden Menschen kannte, es mir doch an diesem Abend beinahe so vorkam, als hielte er Emil Rautenkranz fast ein wenig zum besten. Dieser aber, der von Ironie und Humor oder ähnlichen Zwittergeschöpfen des menschlichen Geistes nicht die geringste Ahnung hatte, grinste endlich doch sehr geschmeichelt und meinte, so weit wäre es doch wohl noch lange nicht.

Dann ging er ans Klavier, um uns etwas vorzuspielen, einige von den modernen, schwierigen Sachen, die in das Gebiet der Jongleur-Kunst gehören. Die turnerische Geschicklichkeit seiner Finger war durch unausgesetzte Uebung nicht unbeträchtlich, jedoch weder Herz noch Gemüt, ja nicht einmal der Verstand waren an seinem Spiel beteiligt; alles war mühsam angelernt, und was er konnte, verdankte er ausschließlich einer ungewöhnlichen Ausdauer seines Sitzfleisches. Abendroth flüsterte mir zu: „Spielt er nicht gerade so, als ob ihn der Akustiker Kaufmann in Dresden mit großer Sorgfalt gearbeitet hätte. Ich weiß, auf welche Art ein Geschäft mit ihm zu machen wäre. Er müßte einen Unternehmer finden, der mit ihm auf Reisen geht. Bei Beginn der Vorstellung würde ein Flügel und ein großer Kasten auf der Bühne

stehen. Der Unternehmer tritt auf, hält eine kleine Rede etwa folgenden Inhalts: ‚Langjährige Bemühungen . . . ungeheure Geldopfer . . . endliches Gelingen . . . höchst sinnreicher Musik-Automat . . .‘ etc. etc. Dann macht er den Kasten auf, nimmt Rautenkranz heraus, zieht ihn sorgfältig auf, trägt ihn ans Klavier, legt ihm den Fuß auf das Pedal und die Hände auf die Tasten, drückt scheinbar auf einen Knopf im Genick und dann spielt Rautenkranz los. Natürlich frenetischer Beifall, denn keine Seele wird darauf verfallen, daß da wirklich ein Mensch arbeitet.“

Als wir nun endlich auch musikalisch vollständig gesättigt waren, verabschiedeten wir uns dankend für die gewährten Genüsse, verließen den Nachbar der Sterne und begaben uns wieder auf den Abstieg in das Reich der gewöhnlichen, niederen Sterblichen, wo wir desselbigen Abends noch unterschiedliche Löwen bändigten.

* * *

Ich weiß nicht, ob sich irgend jemand dafür interessiert, zu erfahren, was aus dem Nachbar der Sterne später geworden ist. Sollte es dergleichen Neugierige geben, so diene ihnen zur Nachricht, daß er sich noch mehrere Jahre lang in Berlin immerfort ausbildete und dann in die Stadt zurückkehrte, wo er das Gymnasium besucht hatte. Seine Eltern

waren unterdes gestorben und hatten ihm ein angenehmes Vermögen hinterlassen. Er kaufte sich ein kleines Haus mit einem Garten in der Vorstadt und lebt dort mit einer Tante, die mütterlich für ihn sorgt. Er gibt einige Klavierstunden und spielt zuweilen in Wohlthätigkeitskonzerten, bei welchen Gelegenheiten die musikalisch genügsamen unter seinen Mitbürgern seine rapiden Läufe, unfehlbaren Oktaven-Gänge und reinlichen Triller höchlichst bewundern und ihn für ein musikalisches Licht halten, denn er ist ja in Berlin auf dem Konservatorium des berühmten Kullerhahn vier Jahre lang „ausgebildet" worden. Er lebt, wie er es gewohnt ist, immer so öde für sich hin und ist ganz glücklich, denn das Essen schmeckt ihm und seine Verdauung ist normal. Ob es wahr ist, daß er vor den Fenstern seines Arbeitszimmers fünf Drähte hat ziehen lassen und dort den Schwalben noch immer Motive ablauert, sowie, daß er mit den Vorarbeiten zu seiner Heptalogie „die Völkerwanderung" schon drei dicke Bände gefüllt hat, kann ich nicht mit Sicherheit verbürgen. Mein Freund Abendroth behauptete es zwar, allein mein langjähriger Umgang mit ihm hat mich die Vorsicht gelehrt, seinen Versicherungen nicht ohne ernste Prüfung Glauben zu schenken. Sein Respekt vor den Thatsachen ist leider so gering, daß er stets geneigt ist, den Gebilden seiner Phantasie gleiche Rechte einzuräumen mit den Ergebnissen einer wahrheitsgetreuen historischen Forschung. Ich glaube, wollte

ich mich kürzer ausdrücken, könnte ich fast sagen: „Er lügt manchmal ein bißchen.“ Aber in diesem Sommer werde ich selber hinreisen und Emil Rautenkranz mal besuchen — nun, da werden wir ja sehn!

Herr Omnia.

Eine Geschichte aus dem Riesengebirge.

*

I.

Von meinem Freunde Abendroth und seiner Leidenschaft, Menschen zu sammeln, werde ich später noch mehr erzählen. Diese Menschensammlung trägt er in seinem vorzüglichen Gedächtnisse mit sich herum; einige Exemplare jedoch hat er auch in Tagebuchaufzeichnungen sorgfältig eingemacht und für die Dauer aufbewahrt. In diesem Buche zu blättern gestattet mir mein Freund Abendroth manchmal zu meiner ganz besonderen Ergötzung, und da geschah es denn einst, daß ich mein Vergnügen äußerte über den dort sorgfältig abgemalten Herrn Omnia und zugleich mein Bedauern nicht verhehlte, daß diese originelle Figur nicht einem größeren Kreise von Bewunderern zugänglich gemacht werde. Denn, so sonderbar es auch erscheint in diesem ewig Bücher schmierenden und druckenden Zeitalter, mein Freund Abendroth hat eine Abneigung dagegen und ist nicht zu bewegen, irgend etwas davon zu veröffentlichen, obwohl er, wie ich denke, mit einer Beschreibung der besten Stücke seiner Sammlung ein ursprüngliches und humorvolles Buch schaffen könnte. Nun war er aber gerade an dem Tage, als ich mein Entzücken

über Herrn Omnia aussprach, in seiner Gebelaune und sagte plötzlich: „Gut, ich schenke ihn dir, den ganzen Omnia, mitsamt der Reise ins Riesengebirge, die dazu gehört. Nimm ihn und verbrauche ihn in Gesundheit."

Von Berthold Auerbach ist es bekannt, daß er weit über den eignen Bedarf Gedanken und Einfälle verfertigte und deshalb in seinen Romanen gern eine besondere Umzäunung anbrachte, wo er diese kleinen Geistreichigkeiten herdenweise einsperrte. Das Bewußtsein dieses Reichtums machte ihn verschwenderisch, und wenn er im Gespräch mit anderen Schriftstellern dergleichen kleine geistige Nippsachen hervorbrachte, war es eine ständige Redensart von ihm: „Wollen Sie es haben? Ich schenke es Ihnen." Aber ich glaube nicht, daß er ganze Originalmenschen und fast fertige Geschichten verschenkt hat, noch dazu in diesen teuren Zeiten, wo es für den wenigen Stoff so unermeßlich viele Schneider gibt, und wo mehr als je der Spruch des alten Goethe gilt:

„Jung' und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuster sein,
Jedermann ein Dichter."

Um so höher war meine Dankbarkeit für dies wertvolle Geschenk, und nichts Eiligeres hatte ich zu thun, als mir Herrn Omnia mit sämtlichem Zubehör sorgfältig aus dem Tagebuche auszulösen, ihn und die Erlebnisse seines Reisegefährten, meines Freundes Abendroth, sauber zurechtzustutzen und sie also dem

geneigten Leser darzubieten. Dieser möge aber nicht vergessen, daß nicht ich es bin, der hier erzählt, sondern mein Freund, und daß ich es mache wie mein kleiner Junge, wenn er sich gravitätisch auf meinen Stuhl setzt, meine Feder in seine Hand nimmt und sagt: „Nun bin ich Vater.“ Also ich bin nun mein Freund Abendroth. Doch bevor ich aus meiner Haut in die meines Freundes fahre, möchte ich noch erklären, wie jener Mann zu dem wunderlichen Namen Omnia gelangte. Er hieß nämlich gar nicht so, sondern Adalbert Schermäusel. Da er aber die sonderbare Eigenschaft besaß, alle möglichen und unmöglichen Dinge bei sich zu tragen, so hatte man ihn gelegentlich „Omnia secum portans“ getauft, wie den Wandsbecker Boten seligen Angedenkens, und dies hatte sich, weil zu lang für den Gebrauch, alsbald auf Omnia abgeschliffen. Und nicht wahr, es klingt auch besser als Schermäusel?

*

II.

Es war bei den böhmischen Dörfern Adersbach und Weckelsdorf, wo ich zuerst Herrn Omnia kennen lernte. Diese Orte sollten für mich nicht länger böhmische Dörfer sein, und ich hatte beschlossen, auf meiner Reise ins Riesengebirge sie und die Wunder ihrer Umgebung zu besichtigen. Man hat dort die weitausgedehnten, wunderlichen Felsbildungen durch

Thüren verschlossen und besichtigt sie gegen Eintrittsgeld unter Leitung eines Führers, der sein Auswendiggelerntes wie ein Papagei herleiert, gerade wie man in Castans Panoptikum die grausigen Verbrecher und sonstigen Wachspuppen betrachtet. Unter der kleinen Schar von Besuchern, der ich mich anschloß, war mir ein langer Herr von etwa fünfunddreißig Jahren aufgefallen durch die besondere Art seiner Kleidung und durch die ungeheuer vielen Taschen, die sein staubgrauer Anzug beherbergte. Zudem war er mit Stock und Schirm, einer geräumigen Wandertasche, einem gerollten Plaid und allen möglichen anderen Dingen ausgerüstet, deren Bedeutung mir nicht gleich klar wurde. Der Mann hatte etwas Gemessenes und Pedantisches in seinem Wesen und sprach wie ein Buch. In unserer Gesellschaft befand sich ein schönes junges Mädchen, das unter dem Schutze einer behaglichen Tante reiste, und da man auf Reisen leicht Bekanntschaft macht, so hatten wir beide als zwei Schmetterlinge uns dieser anmutigen Blume angeschlossen, suchten ihr um die Wette kleine Dienste zu leisten und verfertigten dazu die angenehmsten Redensarten. Doch sah ich bald, obwohl ich der jüngere war, daß ich in beiden Dingen den kürzeren ziehen mußte, sowohl was die Dienste als die Redensarten betraf, denn unser Reisegenosse war nicht allein mit einer Fülle von angenehmen Dingen und Gegenständen ausgerüstet, sondern verstand es auch in hohem Grade, die weitschweifigsten und schnörkelhaftesten Reden zu halten, deren Strom sich durch

kein Zwischenwort und keinen Einwurf unterbrechen ließ. Er beglückte uns denn auch zunächst durch einen lehrreichen Vortrag über die Kreideformation und den Quadersandstein, aus dem sowohl die sächsische Schweiz als diese sonderbaren Felsen gebildet werden, und erläuterte seine Rede durch allerlei Versteinerungen, die er zur rechten Zeit mit großer Geschicklichkeit aus irgend einer unvermuteten Tasche hervorzog. Denn er hatte, wie schon bemerkt, so viele Taschen in seiner Kleidung wie eine Honigwabe Zellen. Nachdem nun der Führer endlich zu Worte gekommen war und uns auf einige höchst merkwürdige „Bilder", wie er die sonderbaren Felsgestalten nannte, aufmerksam gemacht hatte und wir den „Bürgermeister", den „Mönch", den „Jäger und das „Rebhuhn", den „verhungerten Ritter" und dergleichen Albernheiten genugsam bewundert hatten, gelangten wir an einen Platz, wo sich die geräuschvolle und kostspielige Einrichtung des Echos befand. Aus diesem zogen zwei rotnasige Blechmusikanten und ein etwas schwarz angeblakter Böllerbesitzer ihre kümmerliche Nahrung, so daß sie im buchstäblichen Sinne des Wortes von der Luft lebten. Herr Omnia hatte bereits einen Revolver herausgeholt, um das Echo anzuschießen, als ihm bemerkt wurde, daß zu diesem Zwecke einzig und allein die drei k. k. privilegierten Böller zu benutzen seien, die dies Geschäft in drei Preisabstufungen besorgten. Da es uns nun die tiefste Verachtung dieser Leute zugezogen hätte, wenn wir solchen Mangel an Sinn für die Erhabenheiten

der Natur gezeigt hätten, uns dieser Einrichtung nicht zu bedienen, so erstanden wir uns für eine Mark den teuersten Knall, den sie vorrätig hatten. Die behäbige Tante war im Gespräch mit einem dicken Herrn aus Mecklenburg etwas zurückgeblieben und deshalb auf dieses Attentat nicht vorbereitet. Als nun plötzlich das größte der drei Schießgeräte zu fürchterlichem Geballer seinen Mund aufthat, erschrak die gute Dame so, daß sie, der überhaupt jegliches Schießen ein Greuel war, auf der Stelle in Ohnmacht fiel und ihrem Begleiter in die Arme sank. Sofort war Herr Omnia zur Stelle, hatte mit zauberhafter Geschwindigkeit ein Riechfläschchen irgendwo hervorgezogen und hielt es der Tante unter die Nase, worauf die brave Matrone auch sogleich wieder zu sich kam und die berühmte Frage that: „Wo bin ich?“ wie es für eine gerechte Ohnmacht angemessen und stilvoll ist. Kaum war diese Wirkung erreicht, als auch Herr Omnia schon ein zweites Fläschchen mit köstlichem Liqueur bei der Hand hatte, ein Gläschen davon einschenkte und es zugleich mit einer kleinen Tafel Schokolade der alten Dame zur Stärkung ihrer erschütterten Geisteskräfte anbot. Dies zauberte hellen Sonnenschein auf ihr geräumiges Antlitz, und die schöne Nichte, der Omnia ebenfalls von diesen guten Dingen anbot, lächelte lieblich dazu wie der Mond in einer schönen Juninacht. Um nun noch mehr Oel in die aufgeregten Wogen der Tantengefühle zu gießen, wurden die zwei rotnasigen Blechmusikanten beauftragt, das Echo mit etwas Salbungsvollem an-

zublasen. Durch diesen Beweis unsers Kunstsinnes hocherfreut, entlockten sie ihren verbeulten Instrumenten in kurzen Absätzen herzzerreißende Accorde, die das Echo mit großer Pünktlichkeit wohl an die sieben Male wiedergab. Das letzte Mal kam es erst nach großer Pause wie von ganz fern hinter den Bergen. Doch verließen wir endlich die braven Künstler, deren Gemüter ein reicher Ehrensold harmonischer stimmte als ihre Instrumente, und wandten uns der nicht allzu entfernten Aussicht zu. Von dieser ernährte sich ein kleiner, weißhaariger Mann dadurch schlecht und recht, daß er sie vermittelst eines langen Fernrohres groschenweise an Bedürftige abließ. Ich muß nun offen gestehen, daß ich im Allgemeinen wenig für Aussichten eingenommen bin, wenn ich auch nicht gerade meinem guten, dicken Onkel recht geben will, der solche Natureinrichtungen geradezu haßt, zumal man ihrer meistens nur durch verwerfliches Klettern auf unfruchtbare Berge habhaft werden kann. „Was hat man schließlich davon,“ sagte er einst, als wir hinter seinem Landhause in der Gartenveranda saßen und Kaffee tranken, „die Welt liegt vor einem wie eine große Schüssel voll Salat, das ist alles.“ Dann hob er die Hand und deutete auf seinen Garten, wo die Erbsen- und Bohnenbeete gleich grünen Mauern standen, die Gurken üppig rankten, die Kohlköpfe strotzend grünten, die Obstbäume von reichen Früchten beladen ihre Zweige senkten und durch eine Lücke zwischen den Zweigen ein goldenes Weizenfeld weithin sichtbar ward, Weizen, wie ihn in der ganzen Umgegend nur mein Onkel

baute — auf alle diese guten Dinge deutete er hin und sagte mit dem Ausdruck tiefster Ueberzeugung: „Siehst du, mein Junge, das nenn' ich Aussicht!"

Aber was half es, die Aussicht war nun einmal da, sie mußte verbraucht werden, und uns allen ward es nicht erspart, durch das Fernrohr einen aufrechten schattenhaften Strich bewundern zu müssen, der aussah wie das Gespenst eines Zahnstochers und den Kirchturm irgend einer gleichgültigen Stadt vorstellte, deren Hauptverdienst durch ihre ungeheure Entfernung von diesem Orte begründet war. Natürlich holte Herr Omnia ebenfalls ein Fernrohr hervor und graste auf seine eigene Hand den Horizont ab, was ihm einen giftigen Seitenblick von dem Aussichtspächter eintrug. Der alte, dicke Herr aus Mecklenburg meinte, wenn alle Fremden so verführen, dann müsse der Mann wohl nächstens eine Hypothek auf sein Fernrohr aufnehmen, und lachte dann selber über diesen Scherz so, daß ihm die Backen zitterten und sein Bauch wogte wie der Ozean im Sturm. Manche Menschen sind furchtbar billig zu erheitern. Es half aber Herrn Omnia nichts, denn da sein Taschenperspektiv so weit nicht reichte, mußte er doch an das große Fernrohr heran, um seinen Anschauungskreis zu erweitern. Dann aber zog er aus seinen unerschöpflichen Taschen farbige Touristenbrillen hervor und erntete wiederum den Beifall der Tante und der Nichte, deren Augen sich an dem Anblicke einer feuerroten, goldenen und lasurblauen Welt weidlich ergötzten.

Wir stiegen nun wieder abwärts, um das erhabene Schauspiel des Wasserfalles zu genießen. Die Sachsen und die Schlesier bilden unter den Deutschen bekanntlich die sparsamsten und betriebsamsten Völker, und dieses System haben sie auch auf ihre Wasserfälle angewendet; ebenso geschieht es in Böhmen. „Spare in der Not, so hast du bei der Zeit," sagen sie, und so besitzt jeder Wasserfall im Sommer seine Sparbüchse in Gestalt eines kleinen Teiches, der durch eine Schleuse gegen angemessene Bezahlung geöffnet werden kann und also das gewünschte Naturschauspiel verabreicht. Schlimm ist es, wenn im heißen Sommer zu viele Reisende diesen erhabenen Anblick zu genießen trachten, denn es kann dann vorkommen, daß alles Wasser fortgelaufen ist und der Wasserfall nicht mehr geht. Reinick sagt sehr schön:

„Was nützt mir denn, wenn er nicht speit,
Der ganze Berg Vesuv?!"

Jedoch ein Wasserfall ohne Wasser bietet einen noch weit dürftigeren Anblick dar, ohngefähr wie das berühmte Lichtenbergsche Messer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Längst schon hat es mich wunder genommen, warum der Berliner, um solche Schauspiele zu betrachten, nach Sachsen, Schlesien und Böhmen reisen muß. Warum findet sich nicht ein pfiffiger Unternehmer, der im Humboldthain, am Kreuzberge, im Tiergarten oder sonstwo automatische Wasserfälle aufstellt, die dadurch, daß man etwa eine Mark in einen Spalt steckt, auf eine Weile losgelassen werden. Bei der unerschöpflichen Wasserleitung, die

hier zu Gebote steht, könnte die Sommerkalamität des Versagens niemals eintreten, und das schöne Geld käme der heimischen Industrie zu gute.

So ganz automatisch sind die schlesischen und böhmischen Wasserfälle allerdings noch nicht eingerichtet; sie machen ihre Künste aber auch nur gegen eine entsprechende Vergütung. Ueberhaupt das Verblüffendste für den harmlosen Wanderer bei Besichtigung dieser Felsenstädte ist die Entdeckung, daß mit dem Eintrittsgelde weiter nichts als das Recht des Aufenthaltes erkauft ist, jegliche weitere Sehenswürdigkeit aber nach dem System des Extrakabinetts oder der Schreckenskammer besonders honoriert werden muß.

Wir stiegen nun einige Stufen empor, um die Sparbüchse dieses Wasserfalles, den geheimnisvollen, zwischen den Felsen gelegenen Teich zu besichtigen. Wahrscheinlich, weil dieser Schwindel zu durchsichtig ist, nehmen Wasserfallpächter und Führer eine besonders feierliche Miene an, wenn sie diesen lächerlichen Tümpel vorzeigen und dazu mit eiserner Stirne behaupten, seine Merkwürdigkeit sei ohnegleichen. Es gehört zum guten Ton, auf diesem steinernen Barbierbecken eine Kahnfahrt zu unternehmen, und wir alle beteiligten uns daran bis auf den dicken Herrn aus dem wasser- und seenreichen Lande Mecklenburg, dessen Billigung diese Natureinrichtung nicht fand. „So'n Pol," sagte er, „das nennt man bei mir zu Hause 'n Wasserloch, und auf jedem anständigen Gut gibt's wenigstens 'n Dutzend. Und geheimnisvolle sind da auch bei. Auf

meinem Gute habe ich eins, das ‚schwarze Soll‘, wo sich damals die schöne Trina in versäuft hat — da wagt sich's abends in der Schummerstunde kein Mensch vorbei.“ Somit blieb er grollend am Ufer, während wir uns einschifften. Da zeigte sich, daß der Wanderstab des Herrn Omnia kein gewöhnlicher Stock, sondern eine verkleidete Klarinette war, denn nach einer kleinen Vorbereitung setzte er den Knopf an den Mund und spielte mit großer Geschicklichkeit, während wir auf den Fluten dieses Badenapfes dahinschwammen, das schöne Lied: „Von Hamburg geht's nach Ritzebüttel,“ und dann das noch schönere: „Fischerin du kleine, fahr nicht so alleine!“ Nach einer Minute war die schneckenlangsame Fahrt beendet, wir entrichteten den üblichen Tribut und genossen sodann den merkwürdigerweise ganz kostenlosen Anblick einer Quelle, von der der Führer schwor, daß sie über alle Begriffe sagenhaft und ihr Wasser das reinste der Welt sei. Es war Stil, aus dieser Quelle zu trinken, und eine tiefe Rührung überkam uns alle, als wir erfuhren, daß auch dies nicht mit den geringsten Kosten verknüpft sei. Herr Omnia hatte sofort einen silbernen Becher bei der Hand und bot den Damen von der klaren Flut. Der dicke Herr aus Mecklenburg trank und prüfte mit Sorgfalt. „Hm,“ sagte er, „nicht übel, mit einem tüchtigen Schuß Kognak und etwas Zucker würde diese Flüssigkeit sich trinken lassen.“ Dann lachte er wieder, daß die Felsen hallten. Die Gabe der Selbsterheiterung war ihm in hohem Grade verliehen.

Als wir nun dem Abflusse des Wasserfalles weiter folgten, gelangten wir an den Eingang einer engen Felsenschlucht, welcher günstige Punkt von der Bude eines Wegelagerers besetzt war, der dem Wanderer mit Holzwaren und sogenannten Andenken auflauerte. Hinter dieser Bude bemerkten wir ein niedliches Mädchen mit nackten Füßen, das wie eine Art Quellnixe am rieselnden Bächlein saß und kleine Sträuße aus Feldblumen wand. Aufs angenehmste wurden wir wieder durch den Umstand berührt, daß auch dieser Anblick gar nichts kostete und daß weder das kleine Mädchen, noch der Holzwarenhändler den geringsten Versuch machten, uns etwas zu verkaufen. Ach, wir wußten nicht, daß wir an diesem Orte wieder auf dem Rückwege vorbeikommen würden und daß diese Leute für jenen günstigeren Augenblick ihre Kräfte sparten.

Mit der Beschreibung der verschiedenen Merkwürdigkeiten, die wir noch zu besichtigen hatten, und aller jener Tagediebe und bettelhaften Gesellen, die unter irgend einem Vorwande die Hand nach Bakschisch ausstreckten, will ich mich aber weiter nicht aufhalten, sondern nur noch berichten, was im Laufe dieser Zeit alles noch aus den unerschöpflichen Taschen des Herrn Omnia hervorkam. In der ungemein kalten und dunklen Höhle, die Totengruft genannt, ein Thermometer, um die Temperatur zu messen, nebst einer Taschenlaterne. Ferner ein Schrittzähler und ein Aneroidbarometer, dann englisches Pflaster, als sich die schöne Nichte an einem scharfen Gras-

halme geschnitten hatte, und Nähzeug für die Tante, als ihr ein Dorn das Kleid zerriß. Sein Portemonnaie war ein labyrinthisches Wunderwerk mit unzähligen Taschen und Geheimfächern, und sein Messer hatte so viele Klingen zu jedem möglichen Gebrauche, wie ein Stachelschwein Stacheln. Dem alten, dicken Herrn half er mit Hirschtalg aus, und als der Führer über Zahnweh klagte, brachte Herr Omnia eine vollständige Taschenapotheke zum Vorschein und zauberte mit einigen wunderthätigen Streukügelchen das Zahnweh fort. Ich bin fest überzeugt, wäre Herr Omnia unter den Zuhörern jenes Chemieprofessors gewesen, der in der Zerstreuung seine Studenten fragte: „Ach, hat vielleicht einer der Herren etwas nassen Lehm bei sich?“ Herr Omnia hätte geantwortet: „Jawohl, Herr Professor, bitte, bedienen Sie sich!“

Als dann in der großen Höhle, „der Dom“ genannt, der Führer seine gewohnte Predigt halten wollte, und die Tante über Müdigkeit klagte, da entsetzte ich mich fast, denn Herr Omnia nestelte nur ein wenig an seiner Reisetasche und zog einen länglichen Gegenstand hervor, der sich alsbald in einen bequemen Feldstuhl verwandelte. Beim Styx, das war ja der leibhaftige graue Mann aus dem Peter Schlemihl, und ich hätte mich wahrhaftig nicht gewundert, wenn Herr Omnia gerade wie jener nun auch noch einen türkischen Teppich, ein Lustzelt und drei Reitpferde aus seinen Taschen hervorgeholt hätte. Mir war so, als hätte er schon manchmal heimlich

nach meinem wohlgebauten Schatten geschielt, und ich hatte das Gefühl, ich müßte meine unsterbliche Seele ein Loch fester schnallen.

Als wir uns nach den Strapazen der Besichtigung der Felsenstädte in dem Gasthause zu Weckelsdorf mit Wein und Backhühnern stärkten, stellte sich heraus, daß uns unsere verschiedenen Reisepläne auseinander führten, daß wir aber alle vorhatten, uns fast zu derselben Zeit zu Schreiberhau in Schlesien aufzuhalten und längere Zeit dort zu verweilen. Mit dem Gruße „Auf Wiedersehen“ trennte ich mich also von meinen Reisegefährten und wanderte allein nach Friedland weiter.

*

III.

Als ich nach einigen Tagen auf einem holprigen Einspänner von Hirschberg nach Schreiberhau fuhr und mich in der Geographie zu belehren trachtete, indem ich den Kutscher nach den Namen eines mir besonders auffallenden Berges fragte, da ward mir die Antwort: „Der hat keinen Namen, — hier hat's viele solche Berge.“ Da er nun aber merkte, daß ihm so eine handgreifliche Lüge zur Bemäntelung seiner bodenlosen Unwissenheit nichts half, so schlug er eine andere Taktik ein, nannte auf fernere Fragen irgend einen Namen, der ihm gerade einfiel, und

brachte so das ganze Riesengebirge wie Kohl und Rüben durcheinander. Dazu ward sein sonderbares Pferd zuweilen von den Gedanken an eine glücklicher verlebte Jugend und kriegerischen Erinnerungen an seine fern entlegene Soldatenzeit übermannt und legte sich dann ohne allen ersichtlichen Grund mit scharfem Ruck in die Sielen, so daß wir beide rückwärts gegen die Lehnen geschleudert wurden. Alsbald aber gewannen wieder sanftere Gefühle in ihm die Oberhand, und dann schläferte es durch träumerisches Dahinländern meine Vorsicht ein, bis mich ein neuer, ganz plötzlicher Vorwärtssprung wiederum in Schrecken setzte. Ein so wahnsinniger alter Gaul ist mir sonst niemals vorgekommen.

In Schreiberhau fand ich noch keinen meiner Reisegefährten vor und hatte einige Tage Gelegenheit, mich dem Studium dieses merkwürdigen Dorfes zu widmen. Schreiberhau ist nach London der größte Ort in Europa, denn seine Länge beträgt 20,8 Kilometer, seine Breite 9,3. Berlin kann sich nicht entfernt mit ihm messen, denn schlägt man um diese Stadt einen Kreis von 9 Kilometern Durchmesser, so sitzt man schon überall in den Vororten. In der Höhe übertrifft es das auf einen Präsentierteller gebaute Berlin noch bedeutender, denn das höchste Haus liegt mehr als tausend Meter über dem niedrigsten. Nur in der Einwohnerzahl ist Berlin Schreiberhau ein wenig überlegen, etwa um anderthalb Millionen, denn dieser Ort besitzt nur an viertausend. Schreiberhau erstreckt sich durch ungezählte Thäler, von zahl-

losen Flüssen und Bächen ist es durchrauscht. Es umschließt Wälder und Einöden, Wiesen und Felder, und die Anzahl der Hügel und Felsen in seinem Bereiche kennt nur Gott allein. Du wanderst immer innerhalb dieses Dorfes durch die Einsamkeit des Waldes stundenlang, wo du nichts vernimmst als das Klopfen der Spechte und den Schrei eines Raubvogels, endlich taucht wieder ein einsames Gehöft vor dir auf. Du fragst: „Wo bin ich?“ „In Schreiberhau!“ ist die Antwort. Du willst mit Gewalt diesem endlosen Orte entrinnen und keuchst schwitzend weiter die Berge hinan bis dahin, wo die Fichten verkrüppeln und das wunderliche Krummholz sein zähes Zweiggeflecht ausbreitet. Dort auf der Hochgebirgswiese liegt eine Baude, bläulicher Rauch steigt aus ihrem Schornstein. Wenn du an dem gebräunten Holztische hinter deinem Eierkuchen und deinem Ungarwein sitzest, fragst du die freundliche Wirtin, zu welchem Orte diese Baude gehört. „Zu Schreiberhau!“ antwortet sie gleichmütig. Dann wanderst du weiter auf die benachbarte Höhe, den Pferdekopf, um die Aussicht zu betrachten, und siehe da, sie besteht fast ausschließlich aus Schreiberhau. Alle diese Thäler mit winzigen Häuschen punktiert bis in die dämmernde Ferne und alles, was auf dem gegenüberliegenden Iserkamm an Menschenwohnungen hervorschimmert, alles gehört zu Schreiberhau, denn dieser sonderbare Ort ist bis auf die Kämme zweier Hauptgebirge Deutschlands, des Iser- und des Riesengebirges, geklettert und füllt die Thäler zwischen ihnen.

Da, wo sich die Häuser dieses weitschweifigen Dorfes am dichtesten scharen, liegt an der Chaussee Königs Hotel, in dessen Nähe ich mich einquartiert hatte. Von dort aus machte ich meine Entdeckungsreisen und fand bald wiederum bestätigt, daß Schlesien eines der billigsten Länder der Welt ist. An einem kleinen Materialwarenladen fand ich nämlich eine Inschrift, die mir schon mehrfach in der Gegend vorgekommen war. Sie lautete: „Echte Upmann, 5 Pfg. das Stück.“ Ich glaube, sonst nirgendwo in der Welt wird einem Gelegenheit geboten, so köstliche und wertvolle Zigarren zu ähnlich geringem Preise zu erwerben. Die Scheu jedoch, den Verkäufer, der offenbar den hohen Wert seiner Ware gar nicht kannte, zu übervorteilen, hielt mich ab, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten.

Als ich mich einige Tage in Schreiberhau aufgehalten hatte, trat dort das große Ereignis ein, das sich nur mit den merkwürdigen Zügen der Heringe an den Küsten der Nord- und Ostsee vergleichen läßt, nämlich die Berliner und die anderen Großstädter rückten ein, um den Eingebornen zur willkommenen Beute zu dienen. Diese Opfer des Kulturfortschrittes folgten alle dem seltsamen Zuge unserer Zeit, der die Menschen antreibt, für einige Wochen des Jahres aller gewohnten Bequemlichkeit zu entsagen und sich einem gewissen freiwilligen Märtyrertum hinzugeben, während dessen sie enger wohnen, schlechter speisen und härter schlafen, als sie es sonst gewohnt sind. In unzähligen Wagen, beladen mit Koffern, Körben,

Ammen, Bonnen, Kindern, Doktoren, Geheimräten, Kanzleiregistratoren und den dazu gehörigen Frauen, oder auch nur mit ganz gewöhnlichen Menschen ohne jeden Titel kamen sie an um die gewohnte Laichzeit und füllten alle Wohnungen und Wege. Darunter befanden sich auch viele von den jungen Gelehrten, die in Sexta, Quinta und Quarta an den Krippen der Wissenschaft das dürre Heu der Gelehrsamkeit kauen, und unter diesen fand sich keiner, der nicht mit einem Schmetterlingsnetze ausgerüstet war. Sie mußten Schreiberhau für ein Dorado der Schmetterlinge angesehen haben und kamen nun, um fürchterliche Musterung zu halten. Aber ihre Enttäuschung war wohl sehr groß, denn in dieser Gegend waren heuer die Schmetterlinge nicht geraten, und soviel ich weiß, gab es dort nur zwei, die ich beide persönlich kannte. Den einen traf ich am Abend des ersten Jagdtages, wie er düster brütend hinter einem Felsblocke im letzten Scheine der Abendsonne saß. Der farbige Staub, der ihn schmückte, war entschwunden, seine Flügel waren seltsam ausgezackt, und ich sah ihm deutlich an, daß er geneigt war, die Welt für ein Jammerthal zu halten. Den andern habe ich niemals wieder gesehen. Er wird wohl noch desselben Tages hinübergegangen sein in die ewigen Blumengründe, wo die Rosen niemals welken. Daß sein Schicksal düster war, ist mir nicht zweifelhaft.

Die Wirtstafel in Königs Hotel füllte sich, so daß die beiden fetten Kellner genug zu thun bekamen. Diese waren nämlich trotz der vielen Bewegung, die

ihr Geschäft mit sich bringt, zu einer merkwürdigen Fülle gediehen, obwohl sie beide von ganz verschiedener Gemütsart waren. Der eine war ein Optimist und konnte seine Gäste mit der freundlichsten Miene von der Welt und mit dienstbereitem Lächeln ewig auf das Bestellte warten lassen, während der andere, dessen Gemütsart dem Pessimismus zuneigte, dasselbe Geschäft unter fortwährendem Hadern gegen das Schicksal und Selbstgesprächen über das jammervolle Los eines Kellners vollführte.

Um diese Zeit geschah es auch, daß glänzend wie die Sonne und leuchtend wie der Mond die behagliche Tante und die schöne Nichte anlangten, um der Mittagstafel zu nicht geringer Zierde zu dienen. Die Tante hatte wirklich etwas Sonnenhaftes in der strahlenden Gutmütigkeit ihres runden Antlitzes, und man sah nie Schatten auf ihren Zügen, außer wenn die Nichte, wie es zuweilen geschah, ihrer Mutter erwähnte. Dies fiel mir schon am ersten Tage auf, als die Nichte aus einem Briefe heraus, den sie las, sagte: „Vielleicht kommt Mama auch noch auf ein paar Tage.“ Wie durch einen Zauberschlag wurden die fast ewig lächelnden Züge der guten Frau in Erstarrung versetzt, und mit weitgeöffneten Augen blickte sie angstvoll auf das weiterlesende Mädchen hin. Es war ordentlich hübsch zu sehen, wie sich diese seltsame Spannung legte und alsbald der gewohnte Sonnenschein zurückkehrte, als die Nichte endlich sagte: „Sie hat sich's überlegt und meint, sie könne doch nicht abkommen.“ Ein langer Seufzer

der Erleichterung, und die guten Augen lachten schon wieder.

Am nächsten Tage war auch Herr Omnia da und erfreute die lauschende Gesellschaft durch einen längeren Vortrag über die einstige Vergletscherung des Zackenthales, nebst sinnreichen Bemerkungen über Gletscher überhaupt und Gletscherschliffe im besonderen. Als er dann in die Tasche griff, erwartete ich schon, er würde irgend einen gekritzten Felsblock zur Probe herausziehen, allein dieser verteufelte Mensch brachte unsere Photographieen zum Vorschein, die er vermittelst eines verborgenen Taschenapparates in Adersbach und Weckelsdorf heimlich aufgenommen hatte. Durch eine Lupe betrachtet, erschienen die kleinen Bilderchen sehr wohl getroffen, nur das meinige war jammervoll und zeigte ein geradezu blödsinniges Lächeln, ein Umstand, der die Damen sehr erheiterte und Herrn Omnia ganz besonders zu erfreuen schien, indem er mit großer Hartnäckigkeit schwor, so etwas von Aehnlichkeit sei ihm noch nie vorgekommen. Ueberhaupt standen wir uns nicht zum besten miteinander, und nur die Gegenwart von Nichte und Tante verhinderte, daß es zu stärkeren Reibungen unter uns kam. Im übrigen suchten wir uns aus dem Wege zu gehen, allein da uns beide in gleicher Weise das schöne Mädchen anzog, wurden wir doch täglich sehr oft zusammengeführt. Herr Omnia hatte eine unangenehme Art, mich in jeder Hinsicht zu übertrumpfen, und scheute dazu keine Mühe, wußte auch seine Verdienste dabei ins gehörige Licht zu setzen.

Als ich eines Abends den Damen zwei Sträuße wohlriechender Orchideen von einer zarten Fliederfarbe überreicht hatte, trat er am nächsten Vormittage schon ziemlich früh mit zwei schönen Büscheln jener Anemone an, die eine Hochgebirgspflanze ist und auf dem Harze Brockenblume, auf dem Riesengebirge aber wegen ihrer zottigen Früchte Teufelsbart genannt wird.

„Mit einem schönen Gruß vom Eisbären," sagte er, als er die beiden Sträuße überreichte. „Was," fragte die Nichte verwundert, „dort waren Sie heute schon?" Den „Eisbären" nannten wir wegen seiner sonderbaren Form einen Fleck alten Winterschnees oberhalb der alten schlesischen Baude, der, allmählich kleiner werdend, zu uns ins Thal hinabschimmerte.

„Um vier Uhr früh brach ich auf," sagte Herr Omnia, „und in fünf Stunden war die Sache gemacht. Ich dachte den Damen etwas Besonderes zu bringen, und nicht Blumen, die hier überall in den bequemen Wiesenthälern wachsen."

Mit dieser letzten Wendung zielte das Scheusal auf mich. Die schöne Nichte betrachtete liebevoll die schönen Blumen, ordnete mit rosigen Fingern an dem Strauße und vertiefte das feine Näschen in den weißen Blütenschimmer.

„Anemone alpina", säuselte Herr Omnia mit honigsüßer Stimme.

Mich plagte ein böser Geist, so daß ich plötzlich herausfuhr: „Teufelsbart, nennt man diese Blumen hier zu Lande, sie duften nicht und sind giftig."

Sie sah mich ganz erschrocken an, und selbst

die Tante blickte vorwurfsvoll auf mich hin. „Ein häßlicher Name für so schöne Blumen,“ sagte die Nichte, „Anemone alpina aber klingt wie Musik.“

Was sollte ich nun machen, ich war wieder gänzlich aus dem Felde geschlagen. Der lange, dürre Omnia war ein gewaltiger Bergsteiger und Meilenfresser, ich aber war wie Hamlet ein wenig fett und kurz von Atem und sah mir die Berge am liebsten von unten an. Sonst hätte ich wohl gewußt, was zu thun war. Bei den Schneegruben, die in vier Stunden zu erreichen waren, wuchs das berühmte Blümchen „Hab mich lieb“ oder „Primula minima“, und in einem scharfen Tagesmarsche konnte ich seiner habhaft werden. Jedoch bei der herrschenden Julihitze hätte ich mich bei dieser Hochgebirgsfahrt, glaube ich, in Atome aufgelöst und zog es deshalb vor, diesen Kampf beizeiten aufzugeben.

Im Laufe der Zeit gestaltete sich mein Verhältnis zu Herrn Omnia immer unleidlicher. Dieser war auf den taktischen Kunstgriff verfallen, meine Anwesenheit gänzlich zu ignorieren und alles, was ich sagte, als eine gleichgültige Erschütterung der Luft gar nicht zu beachten. Er hielt seine gewohnten langen, gedrechselten Reden, und gelang es mir, in einer Zwischenpause irgend eine, wie ich meinte, treffende Bemerkung einzufügen, so unterbrach er mich mit seiner schnarrenden Stimme, als wäre es das gleichgültige Gackern eines Huhnes, das er soeben vernommen, und fuhr ganz unbeirrt in seinen Erläuterungen fort.

Ich ertappte mich jetzt zuweilen auf dem inhumanen und eines wohlerzogenen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft gänzlich unwürdigen Gedanken, welch einen unsäglichen Genuß es mir bereiten würde, den Herrn Omnia mitten in einer seiner langweiligen und selbstbewußten Reden beim Genick zu ergreifen und mit der Nase auf den Tisch zu stauchen. Dieser Gedanke war gemein, aber er schwellte meine Seele mit Wollust und spannte meine Muskeln zur Kraft eines Berserkers. Das Beleidigende und Aufreizende in den Reden des Herrn Omnia bestand nämlich hauptsächlich darin, daß er mit seiner oberflächlichen, aus Zeitungen herausgelesenen Halbbildung jeglichen zu belehren trachtete und dabei nicht die geringste Rücksicht nahm, wen er vor sich hatte. Ein riesiges Gedächtnis befähigte diesen Schwätzer nämlich, soeben gelesene Dinge fast wörtlich zu wiederholen und seine Zuhörer mit halbverdauten vor kurzem erst erworbenen Kenntnissen aus dem Kropfe zu füttern. Da ihm alles andere gleichgültig war, wenn er nur reden konnte, so richtete er sich an irgend einen Beliebigen, belehrte Philologen über Sprachwissenschaft, Mediziner über die Anfangsgründe ihrer Kunst, Afrikareisende über die Gewohnheiten der Neger und gab Redakteuren Anleitung, wie man eine Zeitung mit der Schere herstellt. Als er einem sehr behaglichen und netten Buchdruckereibesitzer, der neben mir saß, einmal ohne Gnade das ganze Verfahren des Setzens, Korrigierens und Druckens weitläufig beschrieben hatte,

ohne Zwischenreden und Einwände zu beachten und ohne sich darum zu bekümmern, daß dieser in seiner Not und um sich zu retten mit mir ein Gespräch über die künstliche Hühnerzucht anfing, da zeigte dieser gute alte Mann mir, nachdem Omnia endlich von ihm abgelassen und begonnen hatte, einen Gutsbesitzer aus der Magdeburger Gegend über den Rübenbau und die Zuckerfabrikation zu belehren, da zeigte mir diese Seele von einem Buchdruckereibesitzer ein Messer unter dem Tische, seine Züge verzerrten sich, und er gab mir pantomimisch zu verstehen, daß Herrn Omnia den Hals abzuschneiden zur Zeit das einzige sei, was seiner gequälten Seele Befriedigung zu bringen vermöchte. Also beleidigend wirkte die Manier dieses Schwätzers auf die meisten Tischgenossen, und nur Tante und Nichte schienen stets in Bewunderung versunken; auf diese beiden guten und sanften Kaninchen wirkte er sichtlich mit dem Zauber der Schlange.

*

IV.

Eines Abends beschloß ich, am nächsten Tage eine kleine Gebirgsfahrt über die neue und alte schlesische Baude zu machen, eine nicht zu anstrengende Tagestour. Ich erzählte davon, und als Omnia dies hörte, sah ich, wie er mit den Augen klappte. In der Frühe machte ich mich auf und hielt meine erste

Einkehr im Wirtshause zum Zackelfall. Ich saß dort in dem kühlen Gastzimmer und führte mit dem Wirt das Gespräch über seinen riesengroßen, ausgestopften Auerhahn in dem viel zu kleinen Glaskasten, ein Gespräch, das der brave Wirt schon neuntausendneunhundertneunundneunzigmal mit neuntausendneunhundertneunundneunzig Riesengebirgsbesuchern geführt hatte und das immer etwa so lautet:

„Sieh da, ein schöner Auerhahn!“

„O ja.“

„Haben Sie den selbst geschossen?“

„O ja.“

„Hier gibt's wohl noch viele Auerhähne?“

„O ja.“

„Der Glaskasten ist aber ein bißchen klein!“

„O ja.“

„Ein hohes Vergnügen, die Auerhahnjagd?“

„O ja.“

Da ich nun also gerade der zehntausendste war, der dies denkwürdige Gespräch führte, so feierte ich dies Jubiläum durch ein Extraglas Ungarwein und wanderte weiter. Der Weg zur neuen schlesischen Baude ist nun nicht gerade allzu steil, aber für einen etwas völlig angelegten Menschen ganz genügend, um seine Dampfspannung zum Ueberdruck zu bringen. Windig gebaute Leute von 140 Pfund und weniger mögen solche Berge hinauftänzeln wie die Zicklein, dies sollte ihnen aber wohl vergehen, müßten sie wie ich außerdem noch 70 Pfund Menschenschmalz mit sich schleppen. Ich möchte wohl sehen, wie bürgermeister-

haft sie sich dann bewegen würden, denn Fett gibt Würde.

Als ich nun so stetig und unverdrossen den Weg zwischen die Beine nahm und reichliche Destillationsprodukte von meinen Augenbrauen und dem Rande meines Hutes tröpfeln ließ, kam mir ein braver Berliner entgegen, der von Schmiedeberg aus den Weg über die Koppe und den Kamm gemacht hatte, aber kaum einmal auf der ganzen Strecke aus dem Nebel herausgekommen war und somit fast gar nichts gesehen hatte. Um sich nun mit der Natur in Einklang zu bringen, hatte er die vielen Wirtshausgelegenheiten fleißig benutzt und auch seinen inneren Menschen stetig in Nebel gehüllt. Er war infolgedessen in einer mißvergnügten, aber mitteilsamen Stimmung.

„Wat nützt mir det janze Jebirge," sagte er, „wenn sie keine Wolkenschieber bei anstellen und man immer rumdusselt, wie Lessing sagt: ‚Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.' Oder war et Schiller? Na, mir is et schnuppe. Wenn ick in Berlin bei Nebel meinen Freund Lehmann fünf Treppen hoch in de Kochstraße besuche und kieke da aus't Fenster, da hab' ick janz detselbe. Und denn det ewige nutzlose Klettern. Wenn man denkt, man is ruff, muß man wieder runn, und denn wieder ruff!

‚Da fragt man sich doch allemal,
Warum die Welt so unejal?'

wie Scheffel sagt oder Wilhelm Busch oder sonst eener von die Brüder. Die janzen Berge sind 'n

Unsinn. Nee, da lobe ick mir Berlin. Allens jlatt und sauber mit Asphalt und Koppsteene. Und wenn da mal 'n Berg is, is et 'n jemütlicher Berg. Kennen Sie 'n Pfefferberg?*) Wat? Oder 'n Schinderberg?*) Wat? Da liegt doch wat drin. Wat? — Na, verjnügten Nebel," schloß er dann und duselte weiter den Berg hinab, um wahrscheinlich nach kurzer Zeit mit dem Wirt am Zackelfall das zehntausend und erste Gespräch über den Auerhahn zu führen.

Als ich die neue schlesische Baude erreichte, schien es mir, daß ich mehr Glück haben würde, als dieser Berliner, denn die Luft war ziemlich klar, und nur über die Ferne ein leichter Dunst gebreitet. Ich bestellte mir dort den gebräuchlichen Eierkuchen, während zwei Megären im Nebenzimmer die Harfe schlugen und auf einer Guitarre trommelten, und ein männliches Wesen mit dem Aeußeren eines Gewohnheitstagediebes die Zither dazu wimmern ließ, so daß die Göttin der Musik weinend ihr Haupt verhüllt hätte, wäre sie zugegen gewesen. Aber dazu war sie viel zu klug — sie befand sich zur Zeit in Pegli am Ufer des Mittelmeeres und gab meinem Freunde August Bungert herrliche Melodien ein.

Nach genügender Stärkung machte ich mich wieder auf, um den kleinen, schon vorhin erwähnten Seitenabstecher nach dem Pferdekopfe zu machen und das ungeheure Schreiberhau in seiner ganzen Ausdehnung

---

*) Zwei bekannte Restaurationslokale in Berlin, die ihre Namen tragen von der winzigen Erhöhung, auf der sie liegen.

zu genießen. Die Aussicht war ziemlich verschleiert; aus dem weißlichen Grün der Thäler schimmerten die Häuser wie verschwommene Punkte hervor, der Hochstein war in Dunst gehüllt und das ferne Hirschberger Thal ein unkenntlicher Dämmer. Um den Gipfel des Reifträgers hatten sich Wolken gelagert. Auf dem Rückmarsche nach dem eigentlichen Kammwege verfiel ich einem Irrtume, dessen Opfer wohl schon mancher gewesen ist. Man konnte so eine beträchtliche Ecke abschneiden, wenn man quer über das wiesenartige, mit einzelnen Steinblöcken und Gruppen von Krummholzkiefern bedeckte Land ging. Zuerst machte es sich auch ganz gut, aber bald ward der Boden sumpfiger, zwischen den einzelnen mit Krummholz bewachsenen Kufen stand das Wasser und leises Quellgeriesel tönte überall. Ringsherum machten sich die Wasserpieper vernehmlich, jene angenehmen Singvögel, die erst von der Region des Krummholzes ab die Gebirge bewohnen. Es klang, als machten sie sich über mich lustig.

Plötzlich war die Sonne fort, und leise und geisterhaft schwebte ein sanfter Nebel herbei, im Nu die Welt in Schleier hüllend. Ich machte, daß ich zurückkam auf den ebenen, kenntlichen Weg. Als ich die eigentliche Kammstraße wieder erreicht hatte, zauderte ich, ob ich weiter gehen sollte. Rings war alles in Nebel getaucht und keine Ferne mehr kenntlich. Ganz in der Nähe lag die soeben verlassene Baude; fröhliches Getöse, Gläserklingen und Harfengesumme klang von dort her. Sollte ich in diese

unbekannte Nebelwelt hineintauchen, wo ich doch nichts vom Gebirge sah und mich zudem gar leicht verirren konnte? Aber der Weg streckte sich so sauber, vertrauenerweckend und kenntlich vor mir her, und kurz entschlossen schritt ich vorwärts. Es lag ein eigner geheimnisvoller Reiz über dieser Wanderung. Ringsum der stille Nebel zwischen dem niederen Krummholz, und nur einige Vogelstimmen oder zuweilen ein sanftes Rieseln und Plätschern fließenden Wassers waren vernehmlich. Dann wurden in der Ferne Stimmen laut und tönten näher und näher. Blasse Gestalten, scheinbar riesengroß, tauchten in dem Nebel auf, kamen näher, verkleinerten sich zu gewöhnlicher Menschengröße, nahmen bestimmte Umrisse, Formen und Farben an, und unter Leitung eines hochbepackten Führers zog mit lustigen Scherzen und galgenhumoristischen Bemerkungen über den Nebel eine Wandergesellschaft an mir vorüber. Ich blickte mich um, sah die Leute wieder im Nebel verschwimmen und lauschte im Weiterschreiten auf die allmählich verhallenden Stimmen, bis es wieder ganz still war. Ich hörte nun keinen Vogel mehr und kein Wassergeriesel, nur das Geräusch meiner eigenen Schritte und das leise Rauschen meiner Bekleidung. So ging ich eine lange Strecke in scheinbar unendlicher Einsamkeit, bis ich plötzlich mit einem Schreck zusammenfuhr, der mir gleich hinterher komisch erschien. Mitten im dicksten Nebel setzte plötzlich eine Drehorgel ein und verpestete das heilige Schweigen der Natur mit dem Schunkelwalzer. Ich war heute mild gestimmt

durch die neblige Einsamkeit, und als ich dem emsig kurbelnden Greise nahekam, opferte ich ihm mehr als gewöhnlich. Noch lange verfolgte mich, allmählich in der Ferne ersterbend, die reichlich bemessene Anzahl von Tönen, die mir der gewissenhafte Orgeldreher als Gegengabe schuldig zu sein glaubte. Dann wieder Einsamkeit, Nebel und Schweigen. Manchmal fanden meine Schritte stärkeren Wiederhall. Dann tauchten in der weißlichen Dunstflut ragende Schatten auf, deren Formen allmählich bestimmter wurden und sich als seltsam zerklüftete, übereinander getürmte Felsblöcke darstellten. Sie warfen den Schall meiner Schritte mit metallischem Klange zurück und versanken dann wieder hinter mir in Dunst. So war ich lange gewandert, ohne jemandem zu begegnen, darum begrüßte ich mit Freuden den Schritt eines mir entgegenkommenden Wanderers, den ich nach dem Wege befragen konnte. „Immer geradeaus," war die Antwort, „nachher geht's links ab." Die Sache schien ja sehr einfach zu sein, und ich wanderte sorglos weiter, ohne allzuviel auf den Weg Achtung zu geben.

Ich mochte wohl schon seit zwei Stunden die neue schlesische Baude verlassen haben, da schien es mir, als ob der Weg zu meinen Füßen minder kenntlich sei als vorher, und als ich noch eine Strecke weitergeschritten war, konnte ich einen eigentlichen Pfad nicht mehr mit Bestimmtheit erkennen. Sollte ich von der Hauptstraße, ohne es zu merken, abgekommen sein? Ich folgte einer Richtung, die mir am meisten begangen zu sein schien, allein bald geriet

ich in wüstes Steingeröll, und der Boden senkte sich sehr merklich. Mir schien es nun das sicherste, auf den alten, gut kenntlichen Weg zurückzukehren und dort mein Heil zu versuchen. Aber ich fand ihn nicht wieder und geriet anstatt dessen in ein Dickicht von Krummholzkiefern, das undurchdringlich war; nur ein schmaler Gang zog sich pfadartig dadurch hin. Diesem folgte ich und geriet in quelliges Terrain; bald schimmerte blankes Wasser in kleinen Lachen vor meinen Füßen. Ich mußte wieder zurück, hatte mittlerweile die Richtung ganz und gar verloren und suchte planlos nach einem Ausweg aus dieser Wüste von Krummholzkiefern, quelligem Boden, Sumpf und Steingeröll. So ging es nicht weiter. Ich erhob meine Stimme zu lautem Rufe, in der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

Wie dünn erklang mein Schrei in dem weiten Nebelmeer; er schien auf der Stelle darin zu versinken, und es kam keine Antwort. Fast zwei Stunden hatte ich nun schon nach dem Wege gesucht und nichts erreicht, ich war müde und hungrig, denn fünf und eine halbe Stunde war ich bereits gegangen, außer einem Eierkuchen hatte ich noch nichts Wesentliches an dem Tage genossen, und die Mittagszeit war längst vorüber. Unwillkürlich kamen mir einige Verse aus dem Gedichte eines Freundes in die Erinnerung, die also lauten:

„Was thut in solchem Fall ein Mann?
Er brennt sich eine Pfeife an,
Daß tröstlich ziehn um seine Nase
Die bläulichen Verbrennungsgase.“

Eine Pfeife hatte ich zwar nicht, wohl aber eine Zigarre. Ich setzte mich auf einen Stein, um eine Weile zu ruhen, und blies gedankenvoll bläuliche Wolken von mir, die alsbald in dem Meere des Nebels verschwammen. Nachdem ich unter Grübeln über meine verdrießliche Lage die Zigarre ausgeraucht hatte, blieb mir weiter nichts übrig, als aufs neue nach dem Wege zu suchen. Endlich mußte ich ihn doch finden, und dann wollte ich besser auf ihn achtgeben. Es gelang mir jetzt wenigstens, auf dem Trocknen zu bleiben und etwas zu entdecken, das einem Wege ähnlich sah, doch kam ich nur langsam vorwärts, weil ich immer auf der Hut sein mußte. Nach einer weiteren Stunde, als ich gerade auf einer weichen Moosdecke dahinschritt und mein Geist mit der Vorstellung eines üppigen Beefsteaks erfüllt war, geziert mit krausen Zwiebellöckchen, während ich zugleich den löblichen Vorsatz in mir ausreifen ließ, in der ersten Baude, die ich träfe, drei Glas Bier hintereinander hinabzugießen, um diesen Berserkerdurst einigermaßen zu dämpfen, da wehte plötzlich ein leiser Luftzug deutlich den Duft von etwas Gebratenem zu mir her. Ich hielt dies zuerst für eine Halluzination der aufgeregten Sinne, gewissermaßen für eine Fata Morgana der Nase, bestimmt, den hungrigen Wanderer in dieser Nebelwüste grausam zu täuschen, allein als ich stehen blieb und eifrig windete, merkte ich bald, es konnte keine Täuschung sein.

„Hallo!“ rief ich in den Nebel hinaus.

„Hallo, hier!“ antwortete eine bekannte Stimme

ganz in der Nähe, und als ich hinzuschritt, erblickte ich Herrn Omnia, der höchst komfortabel im Schutze eines Felsens auf seinem Feldstuhle saß und zwischen den Steinen auf seinem Spiritusschnellkocher etwas schmorte, das den schönsten Duft verbreitete. Ich schätzte diesen Herrn ja sonst nicht sehr hoch, allein in diesem Augenblicke war er mir ein lieblicher Anblick, zumal ich allerlei angenehme Eßwaren, Blechbüchsen mit konserviertem Braten und dergleichen vor ihm aufgebaut sah. Auch eine vierkantige Glasflache mit einer rotbraunen Flüssigkeit fiel mir wohlthätig auf, denn ich hegte den entzückenden Verdacht, daß sie mit Portwein gefüllt sei. Ein Täßchen Bouillon aus Fleischextrakt, gewürzt mit Suppenkrautelixier, dampfte schon neben Herrn Omnia, und von Zeit zu Zeit schlürfte er behaglich davon. So saß er mitten im Nebel und in der Wildnis, umgeben von allen Schätzen des Delikatessenladens, und pflegte sich.

„Ich habe mich verlaufen," sagte ich, „und sehne mich sehr nach einem Wirtshaus, denn Hunger und Durst sind groß. Können Sie mir vielleicht den Weg oder die Richtung angeben zur alten schlesischen Baude?"

„Ich weiß ebenfalls nicht, wo ich mich befinde," sagte Omnia, „obwohl ich von der alten schlesischen Baude herkomme, um den umgekehrten Weg zu machen wie Sie. Im Nebel hat sich schon mancher verirrt. Ich könnte Ihnen viele Beispiele davon erzählen. Jedoch will ich es heute unterlassen. Ich kann aber

nicht umhin, Sie aufmerksam zu machen, wie übel Sie daran thaten, sich nicht mit einigem Mundvorrat zu versehen. Ich begebe mich nie auf eine Fußtour, ohne auf alle Fälle gerüstet zu sein. Denn erstens kann es so gehen wie heute, zweitens sind die Wirtshäuser oft miserabel, drittens ist man unabhängig, und viertens weiß man, was man hat."

Der Braten, köstlicher Rehrücken, war jetzt warm, Herr Omnia trank seine Bouillon aus, nahm das Fleisch von der Flamme und setzte eine zweite Dose mit konservierten Champignons aufs Feuer, nachdem er reichlich Butter hinzugethan hatte. Sodann, um den Appetit zu reizen, nahm er aus einer verschraubbaren Büchse zwei Oelsardinen und verzehrte sie behaglich; „Philippe & Canaud," sagte er dabei, „die beste Marke!"

Wahrhaftig, diesem verhärteten Scheusal fiel es nicht im Traume ein, mich einzuladen, und doch sah ich noch zwei geschlossene Blechbüchsen dastehen. Auf der einen stand Beefsteak, auf der andern Hasenbraten.

Omnia verzehrte seinen Rehrücken, rührte zwischendurch in den schmorenden Champignons und trank ein Schlückchen Portwein, es war herzbrechend anzusehen. Wahrhaftig, nun verstand ich Esau und seinen dummen Handel mit dem Linsengericht. Ich war auch ein Erstgeborener, und wie gern hätte ich alle damit verbundenen Rechte heute für eine Portion Beefsteak verkauft! Aber leider war meine Erstgeburt nicht mehr wert als eine abgestempelte Groschenmarke.

„Dergleichen versteht man jetzt merkwürdig," sagte Herr Omnia, „dieser Rehbraten ist fast wie frischer."

Ich faßte mir ein Herz. „Herr Omnia," sagte ich, „würden Sie sich bereitfinden lassen, mir gegen entsprechende Vergütung einiges von Ihren Vorräten abzulassen?"

„Ich treibe keinen Handel," sagte dieser und machte sich über die lecker duftenden Champignons her. Es bereitete ihm sichtbar ein teufliches Vergnügen, mich, den er haßte und auf den er wahrscheinlich auch eifersüchtig war, auf diese Weise zu elenden. Ich fühlte etwas von der Wut eines Werwolfes in mir aufsteigen, und kurz entschlossen wendete ich mich und rannte ziellos in den Nebel hinaus, ohne viel auf den Weg zu achten.

„Ha," dachte ich, „wenn ich ein Tyrann wäre mit despotischer Macht, dann wüßte ich, was ich thäte. Ein Schloß wollte ich bauen in der schönsten Gegend des Landes, ausgerüstet mit allen Bequemlichkeiten, mit herrlichen Kunstschätzen, schwellenden Polstern, himmlischen Betten, Springbrunnen von Rosenwasser und durchflutet von allen Wohlgerüchen Arabiens. Ueberall sanfte verborgene Musik, tanzende schöne Mädchen in leichten Flor gehüllt, schnäbelnde Tauben und singende Nachtigallen. In dieses Schloß würde ich Herrn Omnia setzen, wohlbewacht, daß er nicht entrinnen könnte, jedoch zu essen und zu trinken bekäme er weiter nichts als Gurkensalat und Weißbier. Ausschließlich morgens, mittags, abends, und des

Sonntags zur Abwechslung vielleicht manchmal etwas Honigkuchen und Pflaumenkompot."

Trotzdem ich in solche scheusälige Gedanken ganz vertieft war, bemerkte ich doch, daß ich plötzlich wieder einen ganz ordentlichen Weg unter den Füßen hatte; und kaum war mir das klar geworden, als der Nebel vor mir dünner wurde, gleich als würde er von der Luft eingesogen, und mit einemmal lagen wie ein Land seliger Verheißung sonnbeglänzte Thäler und waldige Abhänge vor mir. Ich stand ganz nahe an der ziemlich steil abfallenden Almwiese, an deren unterem Ende die alte schlesische Baude gelegen ist, und dort lief ja auch der neuangelegte Zickzackweg, der zu ihr hinführte. Mut und Feuer kamen wieder über mich, und mit schnellen Schritten stieg ich eilfertig hinab, um alsbald bei Rührei mit Schinken und einer bauchigen Flasche vortrefflichen Ungarweins die ausgestandenen Strapazen zu vergessen. Ein Blick, den ich vorher noch zur Höhe sendete, zeigte mir, daß noch immer der ganze Gebirgskamm in ein brauendes Geschiebe dichter Wolken gehüllt war und sich wohl nur durch einen glücklichen Zufall diese Lücke für mich geöffnet hatte.

Ueber die Kuckuckseine kam ich nachher in anderthalbstündiger Wanderung noch vor Eintritt der Dunkelheit in Schreiberhau wieder an. Tante und Nichte saßen im Hotelgarten, und Entsetzen zeigten ihre Züge, als sie erfuhren, daß ich Herrn Omnia im Nebel dort zurückgelassen hatte. Die Gründe, weshalb ich, Hunger im Magen und Groll im Herzen,

von ihm geflohen war, erschienen jetzt so lächerlich für mich, denn in der Erzählung wirkt dergleichen gewöhnlich ausschließlich komisch, daß ich sie gar nicht mitteilen mochte. In den Augen der beiden Damen stand ich darum nun da als ein kalter, grausamer Egoist. Die Nichte sah mich feindselig an, und die Tante fand mein Benehmen in dieser Angelegenheit mindestens nicht schön. Es ward mir nicht geglaubt, als ich sagte, daß Herrn Omnia gar nichts an meiner Teilnahme gelegen gewesen sei und ich mich ihm doch nicht hätte aufdringen können, und als ich dann schilderte, wie höchst behaglich und üppig er dort zu Mittag gespeist habe, erregte das nur Bewunderung für diesen Herrn und die unerschöpflichen Hilfsmittel, die ihm in seiner unvergleichlichen Reiseausrüstung zu Gebote standen, mir aber brachte es nicht den geringsten Nutzen, und es kam mir fast vor, als ob meine Rolle bei diesen beiden guten Leuten jetzt ausgespielt sei. So hatte mich dieser elende Schwätzer und Egoist außer seiner schlechten Behandlung auch noch anderweitig zu Schaden gebracht, und eine teuflische Freude würde es ihm gewährt haben, wenn er das gewußt hätte.

Am andern Tage war Herr Omnia ganz frisch und munter wieder da. Er hatte, wenn auch einige Stunden später als ich, ebenfalls den Ausweg aus dem Nebel gefunden, und da sich schon der Tag neigte, war er in die alte schlesische Baude zurückgekehrt und hatte dort die Nacht zugebracht. Er übersah sofort die günstige Lage, in die ihn dies

Erlebnis gebracht hatte, und benutzte die Zeit, so gut er konnte, indem er noch am selben Tage um die Hand der Nichte, die eine Erbin war, anhielt. Augenblicklich wartete man scheinbar in ziemlich ängstlicher Stimmung auf die Entscheidung der Mutter, der sofort die ganze Angelegenheit brieflich mitgeteilt worden war. Dies erfuhr ich am folgenden Tage von einem andern Tischgast, den man in die Sache eingeweiht hatte. Schreiberhau war plötzlich ohne Reiz für mich. Ich packte meine Sachen, nahm mir einen Wagen und fuhr über die Grenzen nach Böhmen, um dort den Rest meines Urlaubes zu verbringen und meinen Gram mit Backhühnern und rotem Ofener zu bekämpfen.

*

V.

Ich hatte Herrn Omnia schon fast vergessen, wenigstens lange Zeit nicht an ihn gedacht, als mir etwa nach fünf Jahren meine Wirtin eine Karte überreichte, die ein Versicherungsagent, der mich einzufangen gedachte, zurückgelassen hatte. Der Name dieses Agenten war Adalbert Schermäusel, und man wird sich erinnern, daß dies der eigentliche Name des Herrn Omnia war. Mein Groll war unterdessen verflogen, und mich plagte die Neugier ganz außerordentlich, zu sehen, was aus ihm geworden und wie es mit seiner Heirat ausgeschlagen sei, und ich be=

schloß, ehe er seinen Besuch wiederholen konnte, ihn in seiner Häuslichkeit aufzusuchen, denn seine Adresse war auf der Karte angegeben. Er wohnte in einer der neuen Straßen in der Nähe des zoologischen Gartens.

Als ich mit der Pferdebahn dort hinfuhr, saß mir gegenüber eine alte Dame, die sofort anfing, einen geradezu dämonischen Reiz auf mich auszuüben. Niemals in meinem Leben hatte ich den Ausdruck des absolut Bösen in einem Gesichte so ausgesprochen gefunden. Zwei harte, braungelbe Augen schauten unruhig aus tiefliegenden Höhlen hervor wie spähende Wölfe, und um den schlaffen, etwas großen Mund zuckte es fortwährend wie von unterdrückter Tollwut. Sie saß da, als erwarte sie von allen Seiten Angriff und Beleidigung und sei bereit, diese aus ihrem reichen Vorrat von Gift mit Zinsen zurückzugeben. Wenn die Augen ein Spiegel der Seele sind, so sagten diese Augen, daß in dieser Seele keine Gnade wohne, und wenn in den Adern dieses Weibes nicht Rattengift floß, so ahne ich nicht, was es sonst hätte sein können. Ich wußte nun mit einemmal haarscharf und ganz genau, wie des Teufels Großmutter aussieht, wenn sie auf Erden kleine Besorgungen zu machen hat.

Es stieg ein Ehepaar aus dem Handwerkerstande ein mit einem kleinen hübschen Mädchen von etwa drei Jahren. Das Kind und die bescheiden und nett aussehende Frau kamen neben der Dame zu sitzen, der Mann ihnen gegenüber. Alsbald musterte das

furchtbare Weib das niedliche kleine Mädchen von der Seite mit einem wahren Menschenfresserblick, als dächte sie darüber nach, mit welcher Sauce es wohl am besten zu verzehren wäre, und als das Geschöpfchen nach Kinderart schüchtern und neugierig zu seiner Nachbarin emporsah, erschrak es so über diesen Blick, daß es sich ängstlich an seine Mutter schmiegte. Dabei kamen aber seine Füßchen mit dem Kleide der alten Dame in Berührung, und nun hätte man sehen müssen, mit welch einer Gebärde wütenden Abscheues diese die Falten des Kleides zusammenraffte, um es vor dieser Berührung zu retten. Alsbald sagte sie mit einer widrigen, durchdringenden Stimme, ohne jemand dabei anzusehen: „Wenn unerzogene Kinder mit schmutzigen Füßen in die Pferdebahn mitgenommen werden, so hat die Person, die sie zu beaufsichtigen hat, darauf zu achten, daß solche Geschöpfe nicht absichtlich ihre unreinlichen Stiefeln an den teuren Kleidern anderer Leute abwischen.“

Wie sie das Wort „Person“ aussprach, war wirklich hörenswert. In dem Munde dieser Frau ward das Wort zu einem Gefäß, bis zum Rande gefüllt mit Gift und tödlicher Beleidigung. Die arme kleine Frau ward ganz bleich vor Schreck, zog ihr Kind an sich, nahm es auf den Schoß und umschlang es schützend mit den Armen. Nebenbei waren seine kleinen unschuldigen Stiefelchen so blank und so rein wie poliertes Ebenholz. Der Mann ward ebenfalls zuerst bleich, dann aber dunkelrot, schnappte ein wenig nach Luft und blickte zornig auf die alte Dame hin,

die in stiller Bosheit vor sich hinstierte. Dann kam es zum Ausbruch. „Wie können Sie sich unterstehen, hier von Person zu reden?!“ sagte er mit einer Stimme, die vor Zorn bebte. „Wenn Sie nicht eine alte, kümmerliche Frau wären, dann würde ich Sie anders antworten. Verstehn Sie mir?“

Damit hielt er eine schöne, breite, ausgearbeitete Grobschmiedsfaust empor und bewegte sie in bezeichnender Weise hin und her.

„Kondukteur! Kondukteur!“ schrie jetzt die alte Dame mit kreischender Stimme, „setzen Sie diesen Mann aus dem Wagen, er droht mir mit Schlägen. Ich bin eine unbeschützte Frau und wehrlos gegen solche Roheit!“

Der Schaffner, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, zuckte mit den Achseln.

„Ich kenne Ihren Direktor!“ kreischte die Alte. „Sie werden nicht lange mehr Kondukteur sein. Ihre Nummer habe ich mir schon gemerkt. Betrunkene Leute haben Sie aus dem Wagen zu setzen!“ Der brave Handwerker war kaum noch zu halten, obwohl ihm seine Frau in die Arme fiel. Doch zum Glück kam jetzt der Wagen an eine Haltestelle, wo die wütige Dame aussteigen mußte, was unter Segenswünschen der übrigen Insassen des Wagens geschah, die ich hier nicht wiederholen will, denn aus Albertis Komplimentierbuch waren sie nicht entnommen. Ich mußte hier ebenfalls den Wagen verlassen und sah die Alte vor sich hin schnaubend wie eine Dampf ablasende Lokomotive auf einen Materialwarenladen

zusteuern, dessen Inhaber gerade behaglich in der Thüre stand und die Hände umeinander reibend ins Wetter guckte. Es war merkwürdig zu sehen, wie er blaß wurde und seine Hände an ihm herabsanken, als er die alte Dame zu Gesicht bekam und inne ward, daß sie seinen Laden mit ihrer Gegenwart beehren wollte. Herr Theophil Birkenstock, denn so hieß dieser Mann nach seinem Schilde, schien auch schon seine Erfahrungen gemacht zu haben.

Ich traf Herrn Adalbert Schermäusel, der ein paar Häuser von dieser Haltestelle wohnte, zu Hause und er war sichtlich erfreut, mich wiederzusehen, wahrscheinlich aber nur, weil er mich als leichtes Opfer für seine Ueberredungskünste betrachtete, der Lebensversicherungsgesellschaft beizutreten, deren Agent er war. Denn alsbald begann er mit großer Zungengeläufigkeit, mir die ungeheuren Vorteile auseinanderzusetzen, die diese Gesellschaft gewähre. Ein Punkt, auf den er immer wieder zurückkam und den er als eine glanzvolle Neuerung und als einen Vorteil pries, den keine andere Gesellschaft biete, war der, daß es mir, wenn ich einige wenige Jahre die Prämie bezahlt habe, freistehe, mich auf jede mir beliebige Art umzubringen, ohne daß dies ein Grund sei, meinen Erben die bedungene Versicherungssumme vorzuenthalten. „Sie sind doch verheiratet?“ fragte er dann. — „Nein,“ sagte ich, „aber Sie doch wohl?“ — „Nun ja, Sie wissen ja,“ erwiderte er dann, und ein leichter Schatten flog über seine Züge. — „Wie geht es Ihrer werten Frau?“ fragte ich. — „Gut, gut,“ war die

etwas abwehrende Antwort, „sie ist augenblicklich bei ihrer Tante, die Sie ja auch kennen, und ihre Mutter, die bei uns lebt, hat die Güte, mir so lange die Wirtschaft zu führen."

Ich hörte jetzt draußen einen Schlüssel in der Korridorthüre drehen und sah, wie Schermäusel erblaßte. Gleich darauf öffnete sich seine Thür und zu meinem tödlichen Schrecken trat mein Gegenüber aus dem Pferdebahnwagen ein, schnaubend vor Wut.

„Bei Birkenstock wird nie wieder etwas gekauft," schrie die alte Dame, „er wurde unverschämt gegen mich, als ich seine Butter probierte und ihm auf den Kopf zusagte, es sei alles Margarine. Die Kaufleute sind alle Betrüger. Wer ist der Herr?"

Schermäusel stellte mich vor: „Herr Abendroth, ein alter Bekannter aus Schreiberhau."

„Was haben Sie für ein Geschäft?" fragte die Alte, barsch wie ein Thorschreiber aus alter Zeit.

„Ich bin ein Journalist," sagte ich.

„So'n Zeitungsschreiber," sagte sie, „verdienen Sie gut in dieser Branche?"

„Soviel ich brauche!" war meine Antwort.

„Ist kein reelles Geschäft, sie sind alle Lügner. Ich kannte auch früher mal einen, der war verheiratet und hatte fünf Kinder, war ein Hungerleider und Lump und lebte von Schulden."

Das war ja eine nette alte Dame. Schermäusel wand sich wie ein Wurm, ward blaß und rot, aber schwieg.

„Ich denke, Adalbert," sagte sie dann, „es ist

hohe Zeit, daß du wieder an dein Geschäft gehst. Der Herr kann dich ja bis an die Pferdebahn begleiten."

So was Deutliches war mir noch nicht vorgekommen. Ich schützte eine dringende Verabredung vor und empfahl mich schleunigst. Adalbert Schermäusel begleitete mich bis an die Thür, schaute sich scheu um, hob die Augen zum Himmel, zog die Schultern hoch und seufzte tief. Es lag die ganze Qual eines bis auf den Tod gepeinigten Sklaven darin, der aus seinen Ketten keine Rettung sieht.

Ich hatte Mitleid mit ihm. Armer Adalbert Schermäusel! Armer Omnia, was für ein Nihil bist du geworden!

Der Luftballon.

*

I.

Johannes Fingerling war ein junger Mann von litterarischen Neigungen. Er gehörte aber zu denen, die den starken Trank der Poesie am liebsten in jener flauen Verdünnung einnehmen, in den ihn die Mittelmäßigkeit verwässert. Seine Dichter waren die Poeten dritten und vierten Ranges, von denen Bernhard von Lepel in seinem Ghasel sagt:

„den Kuchen, den die Leute wollen, backen sie.“

Er war einer der fleißigsten Kunden der Leihbibliothek des Herrn Rosenberg in der Leipzigerstraße und konnte sich, wenn er die Nase versenkte in den eigentümlichen Wanderduft dieser vielerfahrenen Bücher, zurückträumen in eine lange Reihe von genußreichen Abenden, die er mit ihresgleichen zugebracht hatte. Diese Lesestunden kamen dem Ideal irdischer Behaglichkeit, das er in seiner Brust trug, am nächsten. Hinter ihm lag die prosaische Arbeit des Tages, vor ihm die Welt der Phantasie. Nachdem er handlich und bequem auf dem Tisch alles geordnet, was er etwa im Laufe des Abends nötig haben möchte, streckte er sich in behaglichem Hausrock, der die Glieder wohlthuend umgab, auf das Sofa, wohl vorbereitet

für den geistigen Opiumgenuß. Zur Seite summte der heimliche Theekessel, und von Zeit zu Zeit füllte er die kleine chinesische Tasse mit der goldklaren, dampfenden Flüssigkeit, der er zu mehrerer Vergeistigung aus blanker Krystallflasche etwelchen Arrak zuzusetzen pflegte. Dazu erfüllten die blauen Wölkchen der Zigarre das Zimmer, und alles dies, im Vereine mit dem Gelesenen, erzeugte in seinem Gehirne den angenehmen, nebelhaften Dunst, der einem geistigen Rausche vergleichbar ist. So mäßig Herr Johannes sonst in leiblichen Dingen sich zeigte, in geistiger Beziehung war er ein Trunkenbold und übernahm sich in Phantasie oft so sehr, daß die nicht ausbleibende Entnüchterung um so unangenehmere Wirkung ausüben mußte.

Diese stete Beschäftigung mit den Hirngespinsten seiner Lieblingspoeten, deren Erfindungen in einem so scharfen Gegensatz standen zu den wenig romantischen Ereignissen des Alltagslebens und dem papierenen Einerlei seiner Bureauarbeiten, hatte einen Zwiespalt in seiner Seele erzeugt und sein Gehirn mit vagen Hoffnungen und grundlosen Träumereien erfüllt, so daß er, ohne sich selber recht klar darüber zu sein, sein jetziges Leben als einen provisorischen Zustand empfand, aus dem ein seltsames Glück oder ein sonderbares Ereignis ihn plötzlich hervorheben werde. Er gefiel sich darin, diesen Zustand der Erhebung in brennenden Farben auszumalen und schwelgte mit Vorliebe in der Erfindung vornehm herablassender Redewendungen, durch die er seine jetzigen Vorge-

setzten und Gleichgestellten auszuzeichnen gedachte, als seine Rache dafür, daß sie in gänzlicher Verkennung seiner höheren Fähigkeiten sich nicht entblödeten, ihn zuweilen für ein „verschrobenes Huhn" zu erklären.

Seltsamerweise war das Schicksal ihm gegenüber mit außergewöhnlichen Ereignissen von der unbegreiflichsten Sparsamkeit. Die schreckliche Natürlichkeit aller seiner Erlebnisse hatte etwas Niederschlagendes an sich, und da er nicht wußte, daß das Talent, wunderbare Dinge zu erleben, nur wenigen Menschen gegeben ist, und daß dazu vor allen Dingen eine seltene Naivität oder eine Gabe schneller Entschließung gehört, von welchen beiden Eigenschaften ihm keine Spur zu teil geworden war, so mußte sich unsere Zeit, in der doch die wunderbarsten Dinge geschehen, von ihm gefallen lassen, prosaisch und jeglicher Romantik abgeneigt gescholten zu werden. Armer Johannes Fingerling, er verfiel in den gewöhnlichen Fehler derer, die es nicht ertragen können, daß die Welt ihren eigenen gewaltigen, unbeirrten Gang geht, unbekümmert um die fadenscheinigen Hirngespinste blöder Träumer, die ohne Verständnis für das Ganze mit einfältiger Kennermiene an den unwesentlichen kleinen Teilen herumknabbern.

⁂

II.

An einem schönen Sommernachmittage des Jahres 1875 hatte sich Herr Fingerling bei Rosenberg wieder mit einem angenehmen Dreibänder versorgt, der ihm bereits von einem Gesinnungsgenossen empfohlen worden war. Um diese Zeit grassierte in diesen romantischen Erzeugnissen der junge Professor oder sonstige hochgebildete Mann, der, seine Zivilstellung verlassend, gegen Frankreich ins Feld zieht und dort nach mancherlei Abenteuern, die ihn anfangs unbillig hassende, junge und schöne Französin heimführt. Die ganze Geschichte verbrämt mit einer erschrecklichen Menge von faustdickem Patriotismus und einer lächerlichen Glorifizierung deutschen Wesens, wohl geeignet, jeden biertrinkenden groben Lümmel mit blähendem Stolze auf sein echtes Deutschtum zu erfüllen.

Dann besuchte er, da es gerade Sonnabend war, die Konditorei von Spargnapani unter den Linden, um dort unter den neuen Wochenjournalen Umschau zu halten und sein Gemüt mit dem neuesten litterarischen Klatsch zu füttern. Mit besonderem Behagen verspeiste er zu einer Tasse Schokolade mit Eierschnee das pikante Dessert, das einige dieser Blätter in Gestalt von Briefkastennotizen verabreichen, schnoberte ein wenig in den illustrierten Journalen umher, naschte hier ein Stückchen Feuilleton, dort ein wenig „populäre Wissenschaft" und machte sich dann auf, um durch den Tiergarten nach seiner in der Potsdamer Vorstadt gelegenen Wohnung zurückzukehren.

Inniglich betrüben konnte es Johannes zuweilen, daß ihm auf dem Gebiete der Liebe so geringe Erfolge zu teil werden wollten. Einmal hatte er schon ein schönes Inserat für die „Vossische Zeitung“ ausgearbeitet, ein gleichgestimmtes weibliches Wesen aufzufordern, mit ihm in eine Korrespondenz zu treten, allein in Befürchtung des zweifelhaften Erfolges und in Anbetracht der mangelhaften Originalität dieses Schrittes hatte er es nicht abgeschickt. Er schwelgte zuweilen in dem Gedanken, angebetet zu werden von einem selbstlosen Wesen, das ihn vergötterte, er gefiel sich auch in der Ausmalung eines gefahrvollen und leidenschaftlichen Liebesverhältnisses, das erfüllt war mit allen Reizen des Geheimnisvollen. Alle diese Gedanken erwachten wieder in ihm durch den Anblick einiger anmutiger und reizender Mädchengestalten, die ihm auf seinem Wege durch den Tiergarten begegneten. Es ward ihm immer klarer, daß in dieser Angelegenheit etwas geschehen müsse. Unter diesen Erwägungen gelangte er an die Siegesallee, wo sich ihm ein Anblick darbot, der seinen Gedanken eine verhängnisvolle Richtung erteilen sollte. Ein lustwandelndes Ehepaar hatte ihrem kleinen, ganz weißgekleideten Sprößling einen roten Gummiluftballon gekauft. Der Junge mit den Augen in der Höhe bei seinem schwebenden Spielzeug achtete nicht auf seine Füße, stolperte und fiel in eine Vertiefung des Weges, die von einem kürzlichen Regen her ziemlich mit Wasser gefüllt war. Dabei entflog ihm sein Luftballon, und der Schmerz über diesen Verlust,

der Schreck über den Fall und die unfreundliche Einwirkung der feuchten Kühle veranlaßten ihn zu einem so entsetzlichen Gebrüll, daß die voranwandelnden Eltern sich mit jähem Entsetzen gleichzeitig umwendeten. Der Vater war zuerst bei der Hand, dem gefährdeten Erben seines Namens beizuspringen, allein indem er niederhockte, um ihm die Hand zu reichen, war auch die Mutter zu gleichem Rettungswerke herbeigeeilt und zwar mit solcher Vehemenz mütterlicher Angst, daß sie mit dem teuren Gatten zusammenprallte, ihn, bei der labilen Unterstützung seines Schwerpunktes, ins Wanken brachte und ihn veranlaßte, die Beine gen Himmel zu richten. Jedoch die Rückwirkung dieses Stoßes brachte auch sie zu Fall, und ließ die arme Mutter mit ohnmächtig zur Rettung des Kindes ausgestreckten Armen nach der andern Seite sinken. Unterdes hatte der Vater den Boden wieder unter seine Füße gewonnen und war eilfertig im Begriff, den Arm des Knaben zu ergreifen, als blind vor Schreck und Angst die Mutter wieder dazwischen fuhr, so daß es vor lauter Eifer und Arbeit eine ganze Weile dauerte, bis sie gemeinschaftlich, jeder an einem Arme, den Jungen, der während dieser ganzen Prozedur ruhig auf seinem Rücken lag und übermenschlich brüllte, aus dem Schmutze hervorzogen. Unterdes war die Veranlassung des ganzen Wirrwarrs, der kleine Ballon, hoch emporgestiegen und verstrahlte allmählich in der sonnigen Luft wie ein roter Stern. Johannes war ihm mit den Augen gefolgt, so lange er ihn sehen konnte, ein eigentüm-

licher Gedanke bewegte sein Gemüt. Er ging zu dem Händler, der auf der anderen Seite der Allee seine Riesentraube von Ballons feilhielt, erstand sich den größten, den er bekommen konnte, und eilte mit geflügelten Schritten seiner Wohnung zu.

*

III.

Milliarden Aepfel waren im Lauf der Welt schon von den Bäumen gefallen, allein jenem einen gesegneten blieb es vorbehalten, in Newtons Gehirn den Anstoß hervorzubringen, dessen fortgesetzte Schwingungen zur Entdeckung des Gesetzes der Schwere führten. Herr Fingerling verdankte diesem Luftballon eine ähnliche Anregung. Er hatte kaum sein bescheidenes Zimmer erreicht, als er sich sofort niedersetzte und emsig zu schreiben begann. Er stand offenbar unter dem Hochdruck einer Idee, die Feder vermochte kaum seinen Gedanken zu folgen. Dann durchlas er das Geschriebene, besserte mit Sorgfalt und Liebe daran und wiederholte die schönsten Stellen laut mit dem wohlbehaglichen Ausdruck jener Schöpferwonne, die in dem alten Bibelwort enthalten ist: „Und er sahe, daß es gut war.“ Hiernach schnitt er ein Stückchen Briefpapier zurecht und verfertigte darauf eine saubere Abschrift, die also lautete:

„Wie soll Seele sich zu Seele finden im wilden Getriebe der Menschen? Ewig ferne bleiben sich oft,

die füreinander bestimmt waren, und verzehren sich in vergeblicher Sehnsucht. Den Lüften will ich mein Glück vertrauen. Einen leichten Boten will ich aussenden mit der schweren Last meiner Hoffnung und meiner Sehnsucht. Ja, ich weiß es — eine innere Stimme sagt es mir — der Gott der Liebe selber wird ihn lenken in die Hände jenes zarten und liebevollen Wesens, das meine Träume mir malen; auf diesem Wege soll mein Herz die Blume seiner Sehnsucht finden. O, sollte in Erfüllung gehen, was meine Seele wünscht, so hoffe ich auf eine Antwort, auf einige Zeilen nur. Vielleicht würden sich die zarten Fäden brieflichen Verkehrs im Lauf der Zeit zu festeren Banden verknüpfen. Postlagernd Amandus."

Dann faltete er das Papier zu einem feinen Streifchen zusammen und band es an den Luftballon. Solange hatte er unter dem Feuer eines raschen Entschlusses gearbeitet, jetzt, als es zur unwiderruflichen That kommen sollte, zögerte er. Doch was konnte geschehen, wenn die Sendung in unrechte Hände kam? Ihn deckte der Schleier der Namenlosigkeit, hinter dem schon so mancher Autor von zweifelhaftem Verdienste seine berechtigte Schamröte glücklich verbarg. Er öffnete das Fenster und ließ den Ballon hinaus. Zu spät sah er, daß er ihn bis nahe an die Grenze seiner Tragfähigkeit belastet hatte. Langsam, fast unmerklich, erhob sich seine rote Kugel und schwebte in dem leisen Luftzug davon. Schräge gegenüber lag ein einzelnes hohes Haus; an den Mansardenfenstern waren einige Kinder mit der Herstellung von

Seifenblasen beschäftigt. Sie erblickten kaum den Ballon, der mit einer Sicherheit, als sei ihm dies ein streng vorgeschriebener Weg, auf das Fenster zuhielt, als sie ihre Beschäftigung aufgaben und mit begieriger Spannung der Ankunft des luftigen Gastes entgegenharrten. Johannes Fingerling geriet in eine verzweifelte Aufregung. Nach dem Beispiele fanatischer Kegelschieber fing er an unter der Idee zu leiden, er vermöge durch eine inbrünstige Hebebewegung der Hände einen magischen Einfluß auf den falschgeleiteten Träger seiner Gefühle auszuüben, allein unerbittlich verfolgte dieser seinen Weg. Schon angelte die räuberische Brut mit einem langen Spazierstock nach ihm, da endlich griff ein Luftzug aus der Tiefe rettend ein, trieb den Ballon rascher in die Höhe und entführte ihn dem Bereiche der Gefahr. Langsam flog er gegen das Hausdach, tänzelte an der schrägen Fläche anmutig in die Höhe und gewann endlich zu Fingerlings unendlicher Erleichterung den Bereich der unbegrenzten Luft. Mit still bewegtem Gemüt sah er ihn in der Richtung nach Schöneberg zu langsam verschwinden.

⁂

IV.

Der Postbeamte lächelte mit einer widerwärtigen Verschmitztheit seinem Genossen am andern Schalter zu, als Fingerling bereits zum viertenmal im Lauf der Tage, die dieser Begebenheit folgten, nach einer

Lagersendung für Amandus fragte. Er griff in das Fach A und blätterte ein zartes, rosiges Briefchen heraus: „Für Amandus,“ sagte er mit boshaft erhobener Stimme. Der Empfänger bemerkte kaum, daß alle Gesichter mit einem Ausdruck fröhlichen Spottes auf ihn gerichtet waren; er ergriff das unschätzbare Papier und eilte davon. Das Briefchen hatte eine Hoffnung erweckende Außenseite. Die Schriftzüge waren von jener unentschiedenen, spitzigen Zierlichkeit, wie sie den meisten Frauenhandschriften eigentümlich ist, und dem Papier entströmte ein schwacher Duft, der sich gerne in den Behältern ansiedelt, die von jungen Mädchen zur Aufbewahrung von allerlei Tand und Kram benutzt werden. Bei der Eröffnung zeigte sich folgender Inhalt. „Gestern, als ich im Park in der Rosenlaube saß und in ‚Amaranth‘ las, begann mein Seidenspitz so sehr zu bellen, daß ich endlich aufmerksam wurde. ‚Finette,‘ rief ich, ‚was hast du, mein Hündchen?‘ Aber Finette bellte immer in die Luft hinaus und lief immer weiter fort, und zuletzt wurde er so heftig, daß ich hinging, um nachzusehen. Da kam er auf mich zugelaufen und sprang mit seinen kleinen Pfötchen an mir in die Höhe und dann lief er wieder voraus und bellte. Da sah ich eine rote Kugel dicht vor mir her den Steig entlang hüpfen und erschrak sehr, denn ich konnte mir das nicht erklären. Und Finette fürchtete sich auch, denn nahe heran ging er nicht und stand nur immer und war sehr ärgerlich und bellte furchtbar. Ich habe ihn noch nie so furchtbar

bellen hören! Da kam unser Gärtner und griff das Ding und brachte es mir, und ich sah, daß es ein kleiner Luftballon war. Nachher, als ich wieder in der Laube saß, da fand ich auch den wunderschönen Brief, der daranhing. Ich habe ihn immer wieder gelesen und trage ihn stets bei mir. Ich habe auch oft so große Sehnsucht, und das kommt wohl daher, weil ich nie hinauskomme aus unserem Hause und aus unserem großen Garten. Und in den Büchern lese ich doch, wie schön draußen die Welt ist. Aber Onkel glaubt es nicht und Tante auch nicht, denn sie sagen, die Welt ist schlecht, und ich darf nur manchmal mit ihnen in der Glaskutsche ausfahren und sehe dann nicht viel. Sonst bin ich immer allein mit Finette, und oft wünsche ich mir, ich könnte auf die Mauer steigen, die rings um den ganzen Garten geht, und ein wenig hinaussehen. Aber das geht doch nicht, denn sie ist wirklich sehr hoch.

Ich gebe Ihnen sehr gerne Antwort auf Ihren Brief, doch Onkel und Tante dürfen es nicht wissen. Es ist wunderschön, ein Geheimnis zu haben. Der kleine Gärtnerbursche besorgt den Brief auf die Post, er hat mir heilig geschworen, mich nicht zu verraten. Sie haben mir so leid gethan, als ich den Brief las. Er war so poetisch und so rührend, ich habe gedacht, so schön stände es nur in den Büchern. Ich bin kürzlich sechzehn Jahre alt geworden, aber ich habe schon viel gelesen. Ich verstehe alles, was Sie so schön gesagt haben. Wenn Sie noch einmal schreiben wollen, so wird der Gärtnerbursche es abholen

von der Poststation zu Schöneberg unter der Adresse ‚Veronika‘.“

Der gute Johannes war entzückt. Diese unberührte Naivität hatte er nicht erwartet. Welch eine angenehme Reihe von Nebenvorstellungen erweckte dieser Brief. Dies einsame kindliche Wesen ward zur Märchenprinzessin eines Zauberschlosses. Er sah alles vor sich: den großen Garten mit der hohen Mauer, die Glaskutsche, den kleinen Seidenspitz und die beiden alten Leute. Er dachte sich ein verfallenes Rokokoschlößchen, ganz überkrochen mit sonderbar geschnörkeltem Steinrankenwerk, aus dem pausbäckige Engel hervorpurzelten, er dachte sich einen verwilderten Garten mit grauen, bemoosten Wasserkünsten ohne Wasser, und mit jenen verdrehten Sandsteingöttinnen, die einzig nur darauf bedacht scheinen, ihr übertrieben entwickeltes Hinterteil in das gehörige Licht zu setzen. Er sah keine Möglichkeit, den alten Onkel sich anders vorzustellen, als mit der Puderperrücke und dreieckigem Hut, gesticktem Rock und geblümter Weste, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. So saßen die beiden Alten auf der Veranda an einem Tisch mit buntem Porzellan, und die Tante schlürfte den Kaffee mit verjährter Zierlichkeit, während der Onkel mit längst untergegangener Grandezza aus goldener Tabatiere eine Prise nahm. Draußen aber aus dem sonnigen Garten klang es zuweilen wie Lerchenlaut, dort flatterte das frischeste junge Leben durch die Steige, das Herz voll Sehnsucht und kleiner halbverstandener Gefühlchen.

Das lang ersehnte Wunderbare war nun endlich eingetreten. Johannes schrieb einen zweiten Brief, bis an den Rand voller Gefühle und schöner Phrasen, und schickte ihn sofort ab. Da er sich aber der fatalen Gesichter der Postbeamten erinnerte, so wählte er dieses Mal statt der verdächtigen Bezeichnung „Amandus“ ein farbloses A. B. 16.

Die Klugheit riet ihm, über diese Angelegenheit gegen jedermann zu schweigen. Dies war der einzige Tropfen Bitternis in seiner Seligkeit, denn wie gerne hätte er den Abglanz seines außerordentlichen Erlebnisses aus der Verwunderung und dem Neide seiner Bekannten zurückstrahlen sehen. Im Laufe der Zeit, als dieses Verhältnis immer weiter fortschritt, und in den beiderseitigen Briefen der Wunsch nach näherer Bekanntschaft immer lauter wurde, hatte er oft schon die Hand in der Brusttasche, wo er die bewußten Schriftstücke trug, und war im Begriff, das Geheimnis einem Freunde unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu opfern, allein stets wußte er sich noch zu bezwingen und vermochte es über sich, die Last seines Glückes allein zu tragen. Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang nach allen Regeln, die in solchen Dingen gültig sind. Fingerlings Sprache ward kühner, und jeder neuen Epistel ward ein größeres Quantum Leidenschaft beigemischt. Die geheimnisvolle Veronika erwiderte in vollem Maße seine Gefühle; hatten die ersten Briefe nur einen milden Schein verbreitet, so sprühten die letzten schon Funken, und die Neigung der beiderseitigen Flammen,

ineinander zu lodern, vermehrte sich von Tag zu Tag.

„Wie gerne,“ schrieb Veronika, „hätte ich mit Ihnen eine Zusammenkunft, denn ich fühle, daß ich niemals jemand anders lieben kann, als Sie. Aber ich weiß nicht, wie es möglich zu machen wäre. Ich fürchte den Onkel, er ist mißtrauisch und wachsam. Er war vormals Pflanzer in Amerika und hat viele Sklaven gehabt, und darum muß alles strenge nach seinem Willen gehen, sonst wird er furchtbar zornig. Er schläft in einem Zimmer, das ganz mit Revolvern, Flinten und Säbeln austapeziert ist, und der Gärtnerbursche sagt, sie seien alle geladen und der Onkel könne hundert und einen Schuß hintereinander abfeuern. Tante ist eine Kreolin, sie erzählt mir den ganzen Tag von ihrem Sohn, den ich heiraten soll, wenn ich zwanzig Jahre alt bin. Dann kommt er aus Amerika und holt mich ab; ich will ihn aber nicht. Meine frühere Kammerjungfer hat mir gesagt, weil ich viel Geld von meinen Eltern geerbt habe, darum soll ich den Vetter heiraten und darum bewacht mich der Onkel so, daß ich nicht auf andere Gedanken kommen soll. Das hat er wohl nicht geahnt, daß die anderen Gedanken durch die Luft geflogen kommen können.

In unser Haus kommen gar keine jungen Leute und die Lehrer, die ich gehabt habe, waren alle weißhaarig oder hatten gar keine Haare mehr. Besonders mein Klavierlehrer, der hatte einen so blanken Kopf, daß Finette immer bellte, wenn er kam, weil er

dachte, der Mond sei aufgegangen. Sie sind der erste junge Mann, den ich kennen lerne, und auch Sie habe ich noch nie erblickt. Aber in meinem Geiste sehe ich Sie vor mir und des Nachts im Traum.“ . . .

Fingerling hatte längst seine anfänglichen, mit der neuen Zeit doch zu wenig übereinstimmenden Vorstellungen über den Onkel und die Tante aufgegeben; was er jetzt erfuhr, rückte sein Abenteuer in den Bereich der modernsten Romantik. Außerdem ward, was er längst geahnt, durch diesen Brief bestätigt, daß die liebenswerte Veronika reich war. Dieser Umstand gab der ganzen Angelegenheit einen angenehmen, goldenen Hintergrund, auf dem sich alles noch einmal so schön ausnahm. Er fühlte seinen Mut, die so scharf bewachte Schöne zu erringen und zu befreien, sich verdoppeln und ward in seinem Briefe dringender und feuriger als je. Veronikas nächster Brief lautete folgendermaßen:

„Die ganze vorige Nacht habe ich gedacht, wie ich es anfangen könne, daß wir uns sehen und sprechen, heute morgen habe ich es gefunden. In dem kleinen unbewohnten Gartenhause an der Mauer ist eine Thür, die gleich ins Freie führt, aber sie war stets verschlossen. Ich lief heute morgen sofort hin, und als ich an der Thür rüttelte, fand ich, daß das Schloß schon sehr alt und verrostet war, und mit einem Male sprang sie auf, so daß ich sehr erschrak, denn mit einem Schritt hätte ich nun im Freien sein können. Ich habe dem Gärtnerjungen mehrere Thaler

versprochen und morgen abend wird er Sie herführen. Er wird Sie an der Ecke bei dem botanischen Garten erwarten um acht Uhr, wenn es dunkel geworden ist. Ich bin schon öfter um diese Zeit im Garten gewesen, und der Onkel denkt sich nichts dabei. Aber um neun Uhr müssen Sie wieder fort, denn dann macht er mit zwei Drehpistolen und einem Säbel die Runde durch den Garten und das ganze Haus und schießt auf alles Verdächtige. Der Gärtnerjunge sagt, eine Schwalbe im Fluge zu schießen, wäre dem Onkel eine Kleinigkeit. Daraus werden Sie sich jedoch wenig machen, denn wie ich immer gelesen habe, erhöht die Gefahr dem Manne den Reiz jedes Abenteuers. Ich kann die Zeit nicht erwarten — o, wäre jene Stunde endlich da. Der Gärtnerjunge wird morgen abend eine weiße Aster an seiner Mütze tragen, damit Sie ihn erkennen."

*

V.

Der verhängnisvolle Abend war gekommen.

Fingerling hatte einen kleinen Taschenpuffer, der mit zwei langen Studentenpfeifen, einer Guitarre und zwei Rappieren lange Zeit an der Wand seines Zimmers ein friedliches Dasein geführt hatte, sorgfältig geladen und zu sich gesteckt. Für sein langes, schlichtes Haar, das in unbewachten Augenblicken zur Bildung einzelner Spieße starke Neigung zeigte, war

die kräuselnde Kunst des Friseurs in Anspruch genommen, und seiner Kravatte hatte er den Schwung zu verleihen gesucht, den er seinem kühnen Zweck entsprechend hielt. Aber bänglich war ihm zu Mut bis an den Hals hinan. Er verhehlte sich nicht, daß er ein gefährliches Ding unternahm, und daß im Hintergrunde dieses Abenteuers ein furchtbarer und rücksichtsloser westindischer Pflanzer lauerte, dem hundertundein Schüsse zu Gebote standen, ohne daß er ein einziges Mal zu laden brauchte, der vielen krummen Säbel gar nicht zu gedenken.

Als er kurze Zeit vor acht Uhr an der Ecke des botanischen Gartens anlangte, sah er beim Scheine einer Straßenlaterne an eine Pappel gelehnt einen Jungen stehen, der eine weiße Aster an der Mütze trug und sich die Langeweile mit Pfeifen vertrieb. Johannes trat zu ihm, rührte ihn an und sprach:

„Ich bin es.“

Der Junge sah ihn mit einem pfiffigen Blick von der Seite an.

„'T is jut!“ sagte er und trollte ohne weiteres vor ihm her. Fingerling trachtete an seine Seite zu kommen.

„Ist alles in Ordnung?“ fragte er mit forcierter Gleichgültigkeit.

„'T is allens parat!“ sagte der Junge.

Sie bogen aus der Hauptstraße von Schöneberg bald in einen ungepflasterten Seitenweg ein, der zwischen Gärten und einzelnen Häusern dahinführte. Das städtische Geräusch verstummte, die Gasbeleuchtung

hörte auf — hier hatten Dunkelheit und Stille ihr Reich. Von Zeit zu Zeit glimmte seitwärts ein erleuchtetes Fenster und verschwand wieder hinter schwarzen Baummassen. Der Weg bestand aus lautlosem, pulvrigem Sand — kaum die eigenen Schritte waren vernehmlich, man konnte die Aepfel zählen, die in dem Umkreise einer Viertelstunde von den Bäumen fielen.

Jetzt tauchte zur Linken eine hohe, matt schimmernde Mauer auf — gewaltige schwarze Baummassen erhoben sich dahinter und ragten mit mächtigen Zweigen bis über den Weg hinaus. An der Ecke dieser Mauer räusperte sich der Junge plötzlich so heftig, daß Johannes erschrak. Zugleich war ihm, als höre er ein Geräusch auf der andern Seite der Mauer und leise Schritte, die sich eilig entfernten.

„Was ist das, was war das?" fragte er.

„Nischt!" sagte der Junge lakonisch.

„Da lief doch etwas!"

„Ih wo!" war die Antwort.

Kurz darauf standen sie vor einer dunklen Thür, die ohne weitere Vermittelung in der Mauer angebracht war.

„Nu sind wir da," sagte der Junge.

Fingerling fühlte, wie ihm ein Etwas das Herz zusammenpreßte und an seinen Knieen schüttelte.

„Gleich, gleich!" stotterte er, indem er mit zitternder Hand nach seinem Taschenpistölchen griff und zugleich mit der andern zart den kunstvollen Bau seiner Locken befingerte.

Der Junge hatte die widerwärtig laut knarrende Thür geöffnet und wartete auf ihn.

„Es ist sehr dunkel hier," sagte Fingerling, als er in den schwarzen Raum hineingetappt war und der Junge die Thür geschlossen hatte.

„Det kommt, weil et Nacht is," sagte der Junge, „und nu," fuhr er fort, „fassen Sie mir man hinten an den Jackenzippel, sonst finden Sie nich hin."

Johannes folgte diesem Ratschlag mit Herzklopfen.

„Halten Sie sich rechts," sagte der Junge, „links is die offene Kellerluke."

Der Arme hielt sich so rechts wie möglich. Endlich, nachdem sie eine Weile langsam vorangetappt waren, hörte er vor sich eine Thür klinken.

„Hier is et," flüsterte der Führer und schob Fingerling hinein. Ein paar weiche Arme umschlangen ihn kräftiger, als er vermutet hatte, ein Kuß brannte auf seinen Lippen und eine Stimme, tiefer als sonst jungen Mädchen eigen, flüsterte: „O, mein Johannes!" Die Wogen dieses Ereignisses schlugen über ihm zusammen. Er fühlte sich geleitet, geführt, niedergedrückt auf schwellende Kissen und wiederum kräftig umschlungen; ein Haupt ruhte an seiner Brust, er küßte es auf die Stirn und seufzte: „Veronika." „O mein Johannes," klang es zurück, „endlich, endlich ist der holde Augenblick gekommen."

Johannes hatte den unwiderstehlichen, jedoch am Ende nicht ungerechtfertigten Trieb, etwas zu sehen in dieser Angelegenheit, er gab diesem Verlangen schüchtern Ausdruck.

„O nein, nein,“ sprach Veronika — „kein Licht, es würde uns sicher verraten, der Onkel ist furchtbar und kennt keine Gnade in seinem Zorn.“

Plötzlich ertönte draußen vor dem Fenster eine rauhe, blutgierige Stimme:

„Infamer Junge, was treibst du dich hier bei Nacht umher, was hast du hier vor?“

Kläglich antwortete der Gärtnerjunge:

„Ach Herr, jar nischt, ick jehe hier doch man so.“

„Keine Ausflüchte! Du gestehst, oder ich schieße dir sechs Kugeln durch den Kopf.“

„Eene langt schon,“ gab der impertinente Bengel mit mutvoll humoristischer Frechheit zur Antwort. Man hörte das Knacken eines Hahnes und die rauhe Stimme sprach:

„An solche Späße bin ich nicht gewöhnt, ich zähle drei, gibst du nicht vorher Antwort, so schieße ich, du bist der erste nicht! Eins . . . zwei, . . .“

„Nehmen Sie doch det Ding weg, ick will ja allens gestehen, det is wegen det Fräulein . . .“

„Was? Ha! — komm hier vor in den Mondschein, daß ich dein Gesicht sehen kann.“ Die Stimmen klangen ferner und wurden unverständlich.

Johannes hatte während dieser ganzen Scene gezittert, daß seine Zähne aneinander klapperten.

„Wir sind verraten,“ flüsterte Veronika, „sind Sie bewaffnet?“

„Ja, aber nur wenig,“ gab Fingerling zur Antwort, „und ob es losgehen wird?“ Er wußte ja aus

früherer Erfahrung, daß dies Geschütz nur losging, wenn es bei Laune war.

„Wo ist es? Zeigen Sie her!“ sprach Veronika.

„Wir müssen uns durchschlagen, wir müssen fliehen.“

Sie nahm ihm das Terzerol aus der Hand, es fiel zu Boden.

„Wir können uns im Dunkeln mit Suchen nicht aufhalten,“ sprach sie, „im Fliehen liegt unser einziges Heil.“ Sie zog den Willenlosen mit sich fort, schob ihn vor sich her — eine Thür öffnete sich — blendender Lichtglanz drang daraus hervor — Gläserklingen und ein jubelnder Chor von Männerstimmen brauste ihnen entgegen:

„Heil Johannes! Heil Veronika! Heil, Heil, dreimal Heil!“

Der unglückliche Fingerling war betäubt. Er sah eine gedeckte Tafel, in deren Mitte eine prächtige Bowle prangte, er sah eine Menge lachender Männer mit erhobenen Gläsern sich zugewendet, er sah über der Bowle schweben ein rundes, rotes, bekanntes Etwas; eine innere Stimme sagte ihm, daß es *sein* Luftballon sei. In verwirrtem Drange nach einem Ausweg schaute er sich um. Ein Mann in Frauenkleidern mit glattrasiertem Gesicht lächelte ihm entgegen:

„O mein Johannes.“ Er wollte entweichen, allein man hielt ihn. Plötzlich ward eine Thür aufgerissen, ein wildbärtiger von oben bis unten mit Waffen besteckter Kerl in gelbem Nanking mit brutalem Burgundergesicht stürzte herein, in der

einen Hand einen Revolver, in der anderen einen Säbel.

„Wo ist der Hund,“ rief er, „wo ist der Verführer? Sein Blut muß ich haben!“

Fingerling sank ohne weiteres auf seine Kniee.

„Gnade, Gnade, Gnade für ihn!“ sang die ganze Gesellschaft unisono. Man wand dem Wütenden die Waffen aus der Hand, nahm ihm den mächtigen Panamahut ab, trocknete ihm begütigend mit einem ungeheuren, rotseidenen Schnupftuch die Stirn und reichte ihm dann ein riesenhaftes Glas Bowle dar.

Er pustete ein wenig und goß es dann, ohne abzusetzen, hinunter.

„Gut, dies besänftigt mich,“ brummte er dann, „dies glättet meinen Zorn, ihr sollt euch haben! Ich habe nichts mehr dagegen.“ Dann hielt er sein Glas aufs neue hin.

Man hatte Fingerling aufgehoben. Das männliche Wesen in Frauenkleidern fiel ihm wieder um den Hals und seufzte: „O mein Johannes!“

Seine Betäubung hatte sich allmählich verloren; er fing an einzusehen, daß sein Luftballon in falsche Hände geraten sei, daß man sich mit ihm selbst einen ungeheuren, freventlichen Scherz erlaubt habe, daß er das lächerliche Opfer einer sorglich vorbereiteten Komödie geworden sei. Er schob das Zwitterprodukt aus seinen Armen, und da er sah, daß keine Gefahr vorhanden war, wuchs plötzlich sein Mut auf außerordentliche Weise.

„Meine Herren!“ rief er, „ich verlange Auf-

klärung, ein sonderbares Mißverständnis scheint hier obzuwalten ..."

„Alles in Ordnung!" rief der rotnasige Wüterich, „du sollst sie ja haben, komm zu dir, mein Sohn, du bist ja ganz blaß vor Glück — da trink mal, gieße Oel auf deine Seele, beruhige den Sturm deiner Gefühle! ..."

Unterdes hatte die Pseudo-Veronika sich ihm wiederum genähert mit schmachtender Miene. Allein wütend stieß er sie von sich. „Ich will hinaus aus diesem Tollhaus," rief er.

„Was, du verschmähst meine Nichte!" rief der Wüterich. „Du stößt sie von dir, das fordert Blut!" damit riß er zwei Revolver aus dem Gürtel und hielt sie Fingerling entgegen. Nichts war diesem unangenehmer, als Schießgewehre auf sich gerichtet zu sehen, auch wenn er wußte, daß sie nicht geladen waren. Er retirierte unwillkürlich gegen eine Thür. Diese öffnete sich plötzlich, er stolperte rückwärts über den Vorplatz gegen eine zweite Thür, die aufsprang und ihn in die Nacht hinausspie. Im weichen Staub der Straße fand er sich wieder. Er richtete sich auf und starrte umher. Bald erkannte er die Mauer und den Eingang, der ihn vorhin zu seinem vermeintlichen Glücke geführt hatte. Ihm war es nun ganz klar, daß er das Opfer einer schmählichen und raffinierten Täuschung gewesen sei, und er erkannte seinen Einfall mit dem Luftballon als fluchwürdig und verhängnisvoll. Geknickt, aufgelöst und im Innersten vernichtet, trat er seinen Heimweg an. Als er an

der Mauerecke vorbeikam, tönte die wohlbekannte Stimme des Gärtnerjungen von oben: „Jut'n Nacht Herr Fingerling — kommen Sie jut nach Hause!" Es machte keinen Eindruck auf ihn, lautlos schwankte er vorüber.

Wie man sagt, soll der Einfluß dieses Abenteuers heilsam für ihn gewesen sein. Herr Rosenberg in der Leipziger Straße verlor einen Abonnenten und die Bureaugenossen waren höchlichst erstaunt über einen ungeahnten Arbeitseifer, von dem, wie der Witzbold des Bureaus sich ausdrückte, Fingerling bis zur Unkenntlichkeit entstellt ward. Von oben ward diese Aenderung nicht mißfällig bemerkt — man will wissen, daß seine Ernennung zum Geheimen Kanzlei-Sekretär bereits in das Stadium der näheren Erwägung getreten ist. Nun, wir gratulieren, Herr Fingerling!

Der Gartendieb.

⁂

Herr Doktor Barten war ein behaglicher, vermögender Herr und lebte in meiner Vaterstadt in einem alten, aber wohnlichen Hause, darin schon viele Geschlechter der Bartens geboren und gestorben waren. Diese, seine Vorfahren, pflegten die Störche, die ebenfalls in vielen Generationen seit Menschengedenken auf einem alten Turm der früheren Stadtmauer, der an den großen Garten des Hauses angrenzte, genistet hatten, als ihre Familienstörche zu betrachten, und diese auf die Fortpflanzung der Menschheit so eifrig und liebenswürdig bedachten Vögel hatten auch stets ihre Pflicht erfüllt bis auf den jetzt lebenden Vertreter der Familie, der kinderlos geblieben war. Seine Frau war ihm nach mehrjähriger Ehe gestorben, seine medizinische Praxis, die niemals bedeutend gewesen war, hatte er längst aufgegeben und so lebte er einzig seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien, seinen physikalischen und chemischen Studien und vorzugsweise seinem großen und wohlgepflegten Garten, in dem er die herrlichsten Blumen und Früchte erzog.

Wenn man Herrn Barten begegnete, wie er in sauberen und schönen Kleidern, einen Stock mit blankem Goldknopf in der Hand, mit freundlicher Würde seinen Abendspaziergang machte, und wenn

man ihm dann in das rosige, wohlwollende Antlitz sah, so konnte man nicht begreifen, daß, besonders bei dem niederen Volke, eine furchtsame Scheu vor diesem Manne herrschte, daß, wenn er vorbei war, die alten Mütterchen die zitternden Köpfe zusammensteckten und sich dunkle und unheimliche Dinge ins Ohr flüsterten, und daß in der Stadt bei allen geistig Armen das Gerücht ging, der Doktor Barten sei ein zweiter Doktor Faust und brüte in seinen Phiolen und sonderbaren Glastöpfen allerlei schnöde Entsetzlichkeiten aus. Wodurch diese Gerüchte entstanden waren und bestärkt wurden, das soll hier erzählt werden.

Herr Doktor Barten hatte einen Kummer, der ihm schon manche schlaflose Nacht bereitet hatte, nämlich die besten Früchte seines Gartens, gerade die, die er mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt und deren Heranreifen er mit stiller Gärtnerfreude beobachtet hatte, wurden ihm meistens in einer schönen Nacht gestohlen. Er hatte mancherlei Mittel angewendet, allein sie waren erfolglos geblieben. Einmal hatte er einen Hund gekauft, der als der bissigste Köter des ganzen Umkreises bekannt war, und dachte an ihm einen fleißigen Diebswächter zu gewinnen. Dieses struppige Tier rannte nun auch die ganzen Nächte mit glühenden Augen in dem Garten umher und bellte jedes fallende Laub an. Da sein Thatendrang jedoch hierdurch nur mäßig befriedigt wurde, so vergnügte es sich nach dem Gebrauch aller frommen Hunde, die bekanntlich den Mond als ein göttliches Wesen verehren, damit, diesem glanzvollen

Gestirn in langanhaltenden Hymnen seine Ehrfurcht zu beweisen und dadurch die nächtliche Ruhe der ganzen Nachbarschaft gründlich zu vernichten. Eines Tages erhielt Herr Barten folgenden anonymen Zettel:

Geehrter Herr Docter!

Wenn sie als eine geleerte Person nicht mehr einsicht von Ihren Hundegebell haben, das meine Frau mit Ihren drei Kindern am meisten des Abends dadurch beunrugt werden, so sehe ich mir genöthigt, das ich mit dem Besenstiel komme und Letzten das Gebell für immer ablerne. Ein Nachtbar.

Der Doktor beachtete diese Zuschrift nicht weiter, denn er war entzückt über den Hund. Die Spalierkirschen waren seit drei Jahren zum erstenmal vollständig eingeerntet worden, überhaupt, es war, seit dieser grimmige Wächter in dem Garten hauste, noch kein Krautstengel daraus entfremdet worden. Er hatte diesem Köter freilich auch noch manches andre nachzusehen. Nicht immer schien der Mond und auch wenn er geschienen hätte, so kann man es doch selbst von dem frömmsten Hunde nicht verlangen, daß er unablässig seiner Gottheit Hymnen singt. In solchen Zeiten erfreute sich Rauhbein, so war der Name dieses Tieres, an dem Vergnügen der Jagd, und spürte den unterirdischen Gartendieben, den Mäusen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel und Familienwohnungen nach. Der Tod einer solchen Maus ward sehr teuer, denn eine Anzahl von ausgekratzten seltenen Pflanzen und Kräutern lag gewöhnlich als kostbarer Grabschmuck um den kleinen Leichnam. Auch Christian Bohmhamel,

der alte Gärtner des Doktors, kam eines Sonntags abends wehklagend zu seinem Herrn: „Dieser Hund is ja ein Undiert von eine Karnalje. Ich darf mir 's abends spät ja gar nich mehr in den Garten sehen lassen. Geh ich eben den großen Steig lang, indem daß ich meine Pfeif' hätt' in die Schasminlaube liegen gelassen, da jagt der infamigte Töl durch den grünen Kohl und springt über die Rabatten un beißt mir in die Waden, daß ich denk', ich soll an die Wand in die Höh laufen und dreimal Kopfheister schießen. Na ich hau ihm ja nu eins rüber und da merkt er ja, daß ich das bin und läßt mir los un klemmt den Swanz mang die Beine und jault sich in die Gebüsche. Un das mit die Waden is ja nich slimm un heilt woll wieder, aber in meine neue sonndagsche Hose, die der Herr Doktor erst fünf Jahre getragen hat, da hat mich das Biest ein dreikantiges Loch gerissen, as 'ne Hand groß."

Herr Barten legte ein Pflaster auf diese Wunde in Gestalt eines Sechzehnschillingstückes und freute sich im stillen über seinen wachsamen Hund. Diese Freude sollte nicht lange dauern. Zwar machte der zornige Nachbar seine Drohung nicht zur Wahrheit, aber als die Pfirsiche reif wurden, lag eines Morgens Rauhbein mit dem letzten Zipfel einer vergifteten Wurst im Maule tot an der Gartenmauer und die Pfirsiche waren bis auf einen unbedeutenden Rest verschwunden.

Später machte Herr Barten einmal den Versuch, zur Zeit als die Melonen in den Glasbeeten heranreiften, den alten Gärtner selber des Nachts wachen zu lassen. Er ward mit einer blind geladenen Flinte

ausgerüstet und setzte sich in die „Schasminlaube“, von der aus man einen ungehinderten Blick auf die hintere, an einen Feldweg stoßende Begrenzungsmauer des Gartens hatte. Einige Nächte gingen ohne jegliche Störung vorüber, aber dann trat ein Ereignis ein, das dem Nachtwächterdienst des guten Bohmhamel auf immer ein Ende machte.

Der alte Gärtner war ein Talent in seinem Fache, und Bäume, Kräuter und Blumen gediehen unter seiner Hand wie von selber, allein er hatte eine Schwäche, das war die Neigung zu Kaufmann Schwuppdichs Doppelkümmel, welche Leidenschaft ihn veranlaßte, seinen inneren Menschen ebenso fleißig zu begießen als seine Pflanzen. Dieser emsige Kultus war denn auch im Laufe der Zeit von Erfolg gekrönt worden und hatte in seinem verwitterten Antlitz die Nase wie eine Purpurrose aufblühen lassen, ein gärtnerischer Erfolg, der allerdings nicht von ihm beabsichtigt worden war, und der ihm bei der gottlosen Straßenjugend den Beinamen „Bohmhamel mit 'n Brandgiebel“ eintrug. Infolge dieser Kümmelneigung war der Alte des Abends gewöhnlich in einer versöhnlich heiteren, schlafseligen Stimmung und vielleicht für den Posten eines Nachtwächters nicht gerade vorzugsweise geeignet. Er hat übrigens die Geschichte dieser vorhin erwähnten Nachtwache selber sehr oft erzählt, und sie möge mit seinen eigenen Worten hier folgen.

„Ich setz' mir also wieder mit meine Flint' in die Schasminlaube un hatt' mich von wegen die Langeweile, un indem es doch Nachtens kühl wäre,

ne Buddel von Schwuppdichen seinen dopfelten Kähm bei mich hingesetzt. Un sitz da un simelier', un denk', ob mich woll heute so 'n infamigter Spitzbube in die Mangel käme. Un war ganz still in den Garten, bloß daß mannigmal ein Appel von 'n Baum fiel, oder daß hinter mich in das Gebüsch was ruschelte. Aber das hört' ich woll, das war ein Sweinigel un fung sich Mäus'. Wie ich nu so sitz un kuck die swarze Mauer an, da wird es da so hell hinter, un ich wunder mir un denk' das brennt wo, un wie ich nu immer so kuck un kuck, da kömmt was Rotes hinter die Mauer raus, un es is bloß die Mond. Wie es nu so hell wird, seh ich auch die Adebor auf den ollen Stadtturm, un steht auf einen Bein un hat den Snabel unter die Flüchten gestochen un släft, un ich denk', for mir wäre es doch man 'n slechtes Plesir, wenn ich da baben auf 'n Stadtturm auf einen Bein stehen sollt' un slafen, da säß' ich doch lieberſten in die Schasminlaub' un wacht'. So kuckt' ich nu immer umschichtig die Mond un die Adebor an un mang durch nähm ich auch woll 'n kleinen Kähm, denn die Luft kam kühl von die Wischen. Un nu weiß ich nich, darüber muß ich woll so 'n Bischen eingedrust sein, denn mit 'n Mal wach ich auf, weil mir immer was an meinen Fuß zuppt. Ich verfehre mir ja nu ganz mordsbannig, denn bei meinen Fuß ist nichts nich zu sehen un doch zuppt es immer, daß der Fuß immer orndtlich hoch geht. Ich werd' nu aufspringen un nach meine Flint' greifen, ja da is aber oben in den Lauf sowas wie 'n Fedderbusch. Ich faſſ' es

an un zieh' es raus — hat mich da einer ne gäle Wöttel reingestochen. Da krieg ich es aber mit die Wut un kuck mir ganz fühnsch um, un krieg' denn auch richtig einen swarzen Kerl zu sehen, der grad unter die Mond auf die Mauer sitzt. Ich denk': „Täuw, dir will ich aber mal glupsch verfehren!" un leg' meine Flint' an, und da sagt es „plarr", as wenn einer Wasser auf die Erd' gießt, un mit 'n Mal reißt es mich die Beine untern Leib weg, und in 'n Fallen drück ich ab, aber die Flint' geht nich los, bloß der Zündhütchen macht „Knack", un ich fall auf mein Hintergestell un wunder mir un rallög. Der swarze Kerl springt aber von die Mauer runter, un nu fung es hinter die Mauer so deubelmäßig an zu lachen, daß mich ganz gräsig zu Mut wurd', denn ich dacht', so deubelmäßig lachen könnt' bloß der Deubel selbsten. Un dann hört' ich, wie es wegluf. Als ich nu meine Flint' wieder anfieß, da war ihr ganz naß, un ich riech da an un es riecht wie Kähm un ich lick' da an un es smeckt wie Kähm, un es war auch Kähm, denn diese hinterlistige Deubelsbrut hatte mich allens, was noch in die Buddel war, in die Flint' gegossen un da as Propfen eine gäle Wöttel aufgesteckt. Wie ich nu aufsteh' un will mit sweren Herzen nach meine Melonen sehn, da sleppt mich immer was an meinen Fuß un zieht mir, un as ich zuseh', hat mich dieser dopfelt distillierte Spitzbube ne lange Sacksband am Fuße gebunden un mir damit umgezuppt. Als ich aber hinkomm' nach meine Melonen, ach du meine Zeit, da hätte da eine Eule gesessen, un sie wären alle futsch, un wären doch noch kein Jahr so schön geraten."

Bohmhamel wurde, wie gesagt, von dieser Zeit ab mit Nachtwächterdiensten nicht weiter belästigt, und die Gartendiebstähle wurden ungestört fortgesetzt. Herr Barten wälzte allerlei sonderbare Pläne in seinen Gedanken, jedoch konnte er zu keinem Resultat kommen. An einem schönen Herbstmorgen machte er einen einsamen Spaziergang ins Freie und grübelte über seiner Lieblingsidee, ob es nicht möglich sei, die Gartendiebe auf dieselbe Weise zu fangen, wie er sich einst Adi Piepenbrinks bemächtigt hatte. Adi Piepenbrink war ein Häuptling der Straßenjungen des benachbarten Viertels und genoß bei seinem Stamme großes Ansehen. Er war von dem dieser ganzen Korporation gemeinsamen Haß gegen alles Blanke, Polierte, Frischgestrichene, Unbeschmierte und Anständige erfüllt und verachtete unbeschreiblich jene wohlgekleideten jungen Altersgenossen, die in den untern Klassen des Gymnasiums Humaniora studierten. Es bereitete ihm eine diabolische Genugthuung, wenn sich einer dieser wohlgesitteten jungen Männer in seine Straße verirrte, wo er ihn allein hatte. Er überfiel diesen jungen Patrizier dann plötzlich, indem er das Kriegsgeheul seines Stammes ausstieß, aus dem Hinterhalt und zwang ihn zu einer entehrenden und demütigenden Zeremonie, die darin bestand, daß er den Eindringling dreimal an seinen Holzpantoffel riechen ließ. Wollte der Fremde diese Bedingung nicht erfüllen, so suchte er ihn durch eindringliche posteriore Bearbeitung mit demselben Holzpantoffel seinen Wünschen geneigt zu machen. Dieser Adi Piepenbrink hatte nun eine zärt-

liche Besorgnis für die mit einem blankpolierten Messinggriff versehene Hausthürglocke des Doktors, indem er wahrscheinlich der Meinung war, diese Vorrichtung möchte, da der Doktor so wenig Besuch erhielt, durch Mangel an Gebrauch einrosten und unbrauchbar werden. Er hielt es deshalb für seine Pflicht, jedesmal, wenn er vorbeikam, einen kräftigen Zug an dieser Klingel zu thun, und war dann, wie man wohl bemerken konnte, sichtlich erfreut, wenn er die bellende, langsam aushallende Stimme der Glocke durch das Haus schallen hörte. Da er nach Art aller echten Wohlthäter unbekannt zu bleiben wünschte, so hatte er bei diesem Akt bereits die Holzpantoffel in der Hand und jagte nach der That barfüßig und schnellbeinig um die Ecke. Man hatte ihn jedoch eines Tages entdeckt und da man seine Wohlthaten mißverstand, stellte sich Bohmhamel mit einem schwanken Röhrlein im Thorweg auf die Lauer. Aber er sollte beim erstenmal schon einsehen, daß er mit seinen zittrigen Kümmelbeinen der Schnelligkeit dieses jungen Helden nicht gewachsen war.

„Herr Doktor," sagte er, „dieser langschinkigte Bengel is mich zu fix, er könnte ja doller rönnen as eine Lakemetive un ich könnte mich die Zunge aus dem Halse jappen, wenn ich ihm faßt kriegen wollte. Aber das sag' ich Sie, Herr Doktor, kriegte ich ihm mal, dann wollte ich ihm seine Schinkens gehörig ins Salz legen."

Herr Barten verfiel, als dieser Unfug kein Ende nahm, auf eine geniale Idee. Er setzte seine galvanische Batterie mit dem nötigen Zubehör in Gang, brachte den einen Pol durch eine isolierte Drahtleitung mit

dem Klingelzug, den andern ebenso mit der darunter liegenden eisernen Platte in Verbindung, postierte Bohmhamel mit dem bekannten Röhrchen hinter den Thorweg und wartete des Erfolges seiner Fangvorrichtung. Es ist bekannt, daß, wenn man die beiden Handgriffe eines solchen galvano-elektrischen Apparates erfaßt, so daß der Strom durch den Körper geleitet wird, es unmöglich ist, die Griffe loszulassen, weil die Hände durch die Wirkung der Elektrizität gezwungen werden, sich zu schließen und immer fester anzukrampfen.

Nach einer Zeit vergeblichen Wartens scholl plötzlich ein wahnsinniges, zeterndes Klingeln durch das Haus. Herr Barten sah aus dem Fenster und, siehe, der Fisch saß an der Angel und zappelte erbärmlich, sich wieder zu befreien. Zugleich erfüllte ihn das grauenhaft Geheimnisvolle dieses Vorganges und das erschütternde Gefühl, das der elektrische Strom in seinem Körper hervorbrachte, mit entsetzlicher Angst, die er durch ein erbärmliches Geheul zur Genüge kundgab.

„Warte nur," sagte Herr Barten, „Bohmhamel kommt gleich." Und Bohmhamel kam mit dem Röhrchen und legte dem Jüngling die Schinken ins Salz, wie er versprochen hatte, und seine Nase strahlte doppelt im Widerschein innerer Genugthuung, denn eine alte Rechnung ward ausgeglichen. Adi Piepenbrink war nämlich der Erfinder des „Brandgiebels", was der Alte wohl wußte. Nachdem sich bereits einige vor Entsetzen starre alte Weiber rings gesammelt hatten, unterbrach der Doktor die Leitung, und wie ein Pfeil flog der befreite und heulende Adi

um die Ecke. Von jetzt ab ging er stets nur auf der andern Seite der Straße und wagte kaum einen scheuen Blick auf den verhängnisvollen Klingelzug.

An diese Geschichte dachte Herr Barten bei seinem Herbstmorgenspaziergang, denn er hoffte noch immer einen Ausweg zu finden, bei seiner Gartenmauer eine ähnlich wirkende Einrichtung anzubringen. Aber bei der großen Ausdehnung der Mauer und wegen sonstiger in der Natur der Sache liegender Hindernisse war die Erfüllung dieser Hoffnung wohl ziemlich unwahrscheinlich. „Wenn ich nur ein einziges Mal einen Kerl auf der Mauer festmachen könnte und ein paar alte Weiber es mit ansähen, so wäre mir geholfen,“ dachte er. In diesem Moment ward ein Heuhaufen, der an seinem Wege lag, lebendig, ein junger Mensch, der dort übernachtet hatte, wühlte sich hervor, strich sich die Heuhalme aus dem Gesicht und starrte ziemlich verschlafen in die Welt. Wie ein Blitz ging Herrn Barten ein Gedanke durch den Sinn. Er ließ sich mit diesem jungen Landfahrer in ein Gespräch ein und vernahm, daß es ihm zu Hause nicht mehr gefalle und er sich nun nach Hamburg durchfechte, um dort eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Amerika zu gewinnen. Geld habe er nicht, er wolle aber in Amerika Gold graben und reich werden und wiederkommen und seine Verwandten ärgern, daß sie schwarz würden. Dies waren seine Vorsätze. Herr Barten fragte ihn, ob er wohl lieber mit der Eisenbahn nach Hamburg fahren möge, als sich durchfechten. Dagegen hätte er gar nichts, war die

Antwort. Ob ihm wohl mit einer Empfehlung gedient sei, die ihm freie Ueberfahrt nach Amerika verschaffe? Der junge Mensch meinte, zum Narren halten ließe er sich nicht, und alte Leute sollten solche Witze nicht mehr machen. Ob er wohl auch ein wenig Reisegeld nicht ausschlagen würde? Nun wurde der Jüngling aber wirklich böse und machte allerlei anzügliche Bemerkungen. Herr Barten aber sprach: „Dies alles sollen Sie haben, wenn Sie mir einen Gefallen thun."

Der Landstreicher meinte, darauf sei er neugierig.

„Es gibt aber Prügel dabei," sagte Herr Barten, „Sie müssen sich von meinem Gärtner durchprügeln lassen!"

Der Fremdling kraute sich hinter den Ohren und machte ein bedenkliches Gesicht, er fing an, den alten Herrn für verrückt zu halten.

„Sie können sich ja etwas unterstopfen!" meinte Herr Barten pfiffig."

„In der Schule nahmen wir einen Atlas," sagte der Fremde schnell, „aber der Lehrer merkte es am Klappen!"

„Mein Gärtner merkt nichts," tröstete der Doktor, „und je mehr es klappt, desto besser ist es. Der Atlas ist gut; mein kleiner Stieler wird gerade das Format haben. Bleiben wir bei dieser Idee."

Dann entwickelte er dem jungen Menschen seinen Plan. Nachdem dieser eingewilligt hatte, schritt der Doktor langsam und würdevoll wie gewöhnlich der Stadt zu.

Der Fremde blieb eine Weile stehen und lachte kopfschüttelnd in sich hinein. Dann schwenkte er seinen

Stock um sein verwegenes Haupt und folgte der Spur des Doktors in gemessener Entfernung.

Am Abend desselben Tages zur späten Dämmerungszeit hatten einige alte Mütterchen, die in den Gräben Gras für ihre Ziegen geschnitten hatten und nun mit ihrer Last den Feldweg, der am Garten des Doktors vorüberführte, entlang kamen, einen seltsamen Anblick. Auf der Gartenmauer ritt ein junger Mensch, der einen Sack mit Obst vor sich liegen hatte, und ganz erbärmlich schrie und wimmerte, und sich mit sichtlicher Anstrengung von der Mauer, die jedoch seine Sitzgelegenheit vermöge einer geheimnisvollen Kraft unwandelbar festhielt, zu befreien suchte. Die alten Mütterchen, die hörten wie er klagte, er sei gebannt und könne nicht los von der Mauer, wendeten wie auf Kommando die Gesichter einander zu und nickten so heftig, als wollten sie sich die Köpfe abwackeln, denn vor Entsetzen war ihnen die Sprache vergangen. Das Geschrei des Gebannten lockte noch mehr Menschen aus der Umgegend herbei und alle standen sie und folgten mit zitternden Knieen und geöffneten Mäulern dem entsetzlichen Verlauf der Dinge.

Plötzlich ward eine Leiter auf der andern Seite angelegt und Bohmhamels Antlitz tauchte rot wie der aufgehende Mond neben dem Fremden hervor.

„Szü, szü, da haben wir ja den Appeldieb,“ rief er, „das glaub' ich woll — Goldpepängs — da lickmündt woll mannigein nach. Nu kommt abersten die Sosse zu die Appels!“ Schwabb! klappte

sein Röhrchen auf den Stielerschen Atlas und der Fremde heulte wie ein homerischer Held.

„Ihr Bambusenvolk ihr. Was ich hier in Wochen un Monats — schwabb — mit meinen sauren Switz großgesogen hab — schwabb — das stiehlt mich so 'n dreidrähtigen Spitzbuben — schwabb! schwabb! — in einen einzigten Abend! Ja, wenn mein Herr Doktor nich wär'. Meint ihr denn, ihr Dämelacks, daß mein Herr Doktor nich ebensogut einen an 'ne Mauer festmachen kann, as an 'n Klingelzug?"

Die tiefe Stimme des Doktors erklang plötzlich hinter der Mauer und eine Totenstille entstand, selbst der Delinquent hörte auf zu winseln.

„Es ist genug, Bohmhamel," sagte er, „er wird's nicht wiederthun. Ich will ihn losmachen."

„Abrakadabra! Sei los und frei!"

In demselben Moment schnellte der Fremde wie durch eine Sprungfeder getrieben von der Mauer empor, sprang mit einem mächtigen Satz auf den Weg und verschwand eilends in der Dunkelheit. Daß aber desselben Abends Bohmhamel mit großer Geschicklichkeit den Fremden auf den Bahnhof spedierte und ihn mit einem Billet nach Hamburg in den Zug setzte, ist von niemand weiter bemerkt worden.

Von dieser Zeit ab aber war Herrn Bartens Garten wie gefeit und kein Kohlstrunk ward jemals aus ihm entfremdet. Denn die Dummen glaubten an Zauberei, und die Klügeren fürchteten eine geheimnisvolle physikalische Vorrichtung, wie sie einst Adi Piepenbrink so jämmerlich zu Fall gebracht hatte.

Die Versetzung.

*

Herr Oberlehrer Doktor Theophil Rungholt stand mit seiner langen Pfeife in einem ziemlichen „Hecht“ an seinem Stehpult und stutzte das schandbare Latein seiner Quartaner zurecht, da ward ihm eine Dame gemeldet, die ihn zu sprechen wünsche.

„Gewiß wieder eine Mutter,“ murmelte er, teils mit Ingrimm, teils mit Ergebung, schlachtete mit bluttriefender Feder noch schnell einige besonders fette Böcke und wandte sich dann mit einem Ausdruck strenger, erwartungsvoller Erhabenheit der Thür zu. Er glich in diesem Augenblick mit seinem lockig gesträubten Haare, den hochgezogenen Augenbrauen und dem etwas verwilderten Vollbarte ganz „dem Herrscher im Donnergewölk“, Zeus, und die lange Pfeife trug er in der Faust wie einen Blitz, der bereit war, jeden Augenblick auf das Haupt eines unglücklichen Widersachers niederzufahren.

Nun öffnete sich die Thür, und herein kam unter ziemlichem Schnaufen eine sehr wohlbeleibte Dame in mittleren Jahren, die, ohne eine Aufforderung abzuwarten, auf den nächsten Stuhl sank und sich

mit dem Muff Kühlung zufächelte. Dabei stieß sie in kurzen Absätzen heraus: „Verzeihen Sie, Herr Doktor ... mein Herz ... mein Asthma ... drei Treppen ... wir wohnen parterre ... und dann die Aufregung!“

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Oberlehrer sehr kühl, indem er in seiner abwehrenden Position verharrte.

„Ich bin eine Mutter!“ sagte die Frau mit Nachdruck, „ich bin die unglückliche Mutter von dem Emil Schnäpel, der in Ihre Klasse geht. Ich habe gehört, er soll nicht versetzt werden. Das schneidet tief in mein Herz, noch dazu, wo sonst schon so viel Elend im Hause ist. Mein Mann ist Zahnarzt und hat zu thun, aber der Rheumatismus! Er verdient sein Brot mit Schmerzen. Und dann ich mit meinem Asthma, wo ich dann oft gar keine Luft kriegen kann ...“

Herr Doktor Rungholt hatte die Empfindung, daß diese allerdings traurigen Umstände sehr wenig zur Sache gehörten, und da die Frau eine Pause machte, um nach Luft zu schnappen, fügte er ein: „Ja, das ist alles recht schön, aber —“

Die Frau fuhr zusammen, als würde sie von einem Dolchstich getroffen und rief: „Schön? Schön — sagen Sie, Herr Doktor? Schrecklich ist es! Wenn Sie es einmal mit anhören könnten, wie wir nachts auf unserm Schmerzenslager liegen und wimmern, mein Mann, weil er das Reißen hat, und ich, weil ich keine Luft kriegen kann, da würden Sie das nicht

sagen. Denken Sie sich nur, die ganze Welt ist voll Luft, nur für mich ist keine da. Und dazu die Sorge um das Kind. O Herr Doktor, wie können Sie da ‚schön' sagen!"

Der Oberlehrer wand sich ein wenig und sagte dann: „Geehrte Frau, ich wollte nur sagen: Das ist alles recht gut, aber —"

„Gut? Aber Herr Doktor, wie kann das gut sein? Das sind jammervolle Schicksale, das sind Leiden, die einen zur Verzweiflung bringen können. Wie kann das gut sein?"

Rungholt wurde ungeduldig. „Darf ich noch einmal fragen," sagte er, „womit ich Ihnen dienen kann? Meine Zeit ist beschränkt."

Die Frau aber fuhr unbeirrt fort: „Mein Mann ist ein energischer Mann, er ist ein talentvoller Mann. Wie oft habe ich schon zu ihm gesagt: ‚Karl, ich muß dich bewundern! Wenn du auch das Reißen hast, du leistest doch mehr als andre.' Wenn Sie vielleicht mal 'n Gebiß brauchen oder Ihre Frau Gemahlin? Prima sage ich Ihnen. Und außerdem hat er ja das Zahnpulver erfunden, wo wir so gut mit verdienen. Und wie muß es nun kommen? Mein Mann ist doch Zahnarzt, und Herr Kuhlhase uns gegenüber bloß Zahnkünstler. Aber August Kuhlhase, der mit unserm Sohn in eine Klasse geht, der soll versetzt werden und unser Emil nicht. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?"

Der Oberlehrer war nicht ohne Sinn für Humor, und allmählich kam ihm diese Sache doch ziemlich

lustig vor. Er lächelte ein wenig und sagte dann: „Geehrte Frau, wenn Ihr Mann auch das Zahnpulver erfunden hat und in seinem Berufe Tüchtiges leistet, so muß man doch von Ihrem Sohne sagen, daß er ein sehr mäßiger Schüler ist, August Kuhlhase dagegen einer der besten in der Klasse. Ich glaube nicht, daß wir Ihren Sohn versetzen können. So viel ich weiß, leistet er nur im Turnen Besonderes."

„Ja, Turnen," sagte die Frau, und ein Freudenschimmer ging über ihr Gesicht, da sie doch ein Lob hörte, „das hat er von meinem Bruder. Sehn Sie, als der in dem Alter von meinem Emil war, da ging er mehr auf den Händen rum als auf den Füßen, und den großen Totensprung machte er, daß einem das Herz still stand und die Luft weg blieb. Er wollte ja damals auch so eine Spezialität werden, wie in den Reichshallen und im Wintergarten auftreten, aber da ist Gott sei Dank nichts von geworden. Jetzt hat er ja die schöne Destillation in der Neuen Grünstraße, wo er so gut mit verdient, und Hausbesitzer ist er ja auch schon. Und was mein Emil ist, da haben Sie noch vergessen: Geographie. In der Geographie weiß er Bescheid. Zum Beispiel von Afrika, wo ja nun unsre Kolonien sind, von Kamerun und Klein= . . . na, Sie wissen ja, was ich meine . . . Wie kann man bloß anständigen Ländern, und wenn da auch nur Schwarze wohnen, solche Namen geben."

Rungholt lachte laut auf.

„Sie lachen, Herr Doktor? Das ist ein gutes

Zeichen. Ich wußte es ja gleich, als ich Sie sah, Sie würden nicht so sein. Nicht wahr, Sie werden eine von Kummer und Elend geplagte Familie nicht noch tiefer niederdrücken. Sie werden meinen Emil versetzen. Denken Sie doch an Kuhlhases, die uns gerade gegenüber wohnen, und der Mann ist noch dazu Konkurrent. Ich könnte nie wieder aus dem Fenster gucken, wenn Emil sitzen bleibt."

„Ich kann Ihnen wenig Hoffnung machen," sagte Rungholt, „aber einen Rat kann ich Ihnen geben. Schicken Sie Ihren Sohn auf die Realschule, auf dem Gymnasium wird er schwerlich weiter kommen."

Da schoß Frau Schnäpel auf von ihrem Stuhl und gab ihrer runden, kugeligen Gestalt alle Würde, die sie auftreiben konnte: „Herr Doktor," rief sie, „das sagen Sie mir? Wo mein Mann doch Zahnarzt ist und studiert hat, und wir zu den gebildeten Ständen gehören. Herr Doktor, Sie mögen ein sehr gelehrter Mann sein, aber wenn Sie auch noch so viel Vokabeln wissen, und alle unregelmäßigen Verba, die meinem Emil so sauer werden, vor- und rückwärts können, und wenn Sie auch Lateinisch und Griechisch und Hebräisch und meinetwegen auch Chinesisch gelernt haben, eins fehlt Ihnen doch, Herr Doktor — ein Herz haben Sie nicht!"

Und damit rauschte sie plötzlich zur Thür hinaus.

* * *

Als die Zeit der Versetzung herangekommen war, geschah das Unerwartete, daß Emil Schnäpel als der Letzte gerade noch mit durchrutschte und zur unbeschreiblichen Freude seiner Mutter und zur nicht geringeren seines Vaters als ein wohlbestallter Tertianer nach Hause kam. Bei der sorgfältigen Abwägung seiner Fähigkeiten hatte sich das Jünglein um „ne lütte Idee von 'n Gedanken von 'ne Papierdickte", wie die Maschinenbauer in Mecklenburg sagen, auf die gute Seite gestellt, was er aber weniger seinen wissenschaftlichen Verdiensten als dem Umstande zu verdanken hatte, daß er unter den vielen rauhen Schafen in seiner Klasse noch das glatteste gewesen war.

Am nächsten Tage schon ließ sich bei Herrn Oberlehrer Rungholt eine Dame melden, und herein trat zwar atemlos, aber strahlend, wie ein nach Westen gelegenes Fenster bei untergehender Sonne, Frau Schnäpel.

„O, Herr Doktor!" rief sie, „ich habe Sie verkannt. Ich nehme alles zurück. Sie sind ein guter Mann, Sie sind ein edler Mann."

Rungholt wehrte alles ab und meinte, wenn es allein nach ihm gegangen wäre, so würde Emil Schnäpel gewiß heute noch ein Senior und Häuptling der Quarta sein.

„Das sagen Sie nur so in Ihrer edlen Bescheidenheit!" rief sie, und dabei machte sie mit einem kleinen Päckchen, das sie zwischen beiden Händen trug, einige vergebliche Vorstöße, die aber

nicht gelangen, weil der Doktor seine beiden Hände krampfhaft auf dem Rücken gefaltet hielt. In diesem Augenblicke bemerkte sie durch die halb geöffnete Thür des Nebenzimmers die Frau des Doktors, die dort mit ihrem zweijährigen Kinde beschäftigt war. Diese sehen und zu ihr hineinstürzen, war das Werk eines Augenblicks, wie sich denn überhaupt Frau Schnäpel trotz ihrer rundlichen Fülle nicht allein eines lebhaften Gemütes, sondern auch einer merkwürdigen Beweglichkeit erfreute.

„O nun weiß ich," rief sie, „wem ich all mein Glück zu verdanken habe. Diese schönen Augen, diese Züge voll Sanftmut und Güte sagen mir alles. Sie sind eine Mutter, Sie können einem Mutterherzen nachfühlen. O nehmen Sie dies hier als ein Zeichen meiner ewigen, unendlichen Dankbarkeit!"

Damit drückte sie der jungen Frau das Päckchen in die Hand und war verschwunden, ehe das überraschte Paar nur recht zur Besinnung gekommen war. Sie standen beide und sahen sich recht verblüfft an.

„Ich habe eine schreckliche Angst," sagte die Frau Doktorin endlich, „daß Geld drin ist."

„Das schicke ich natürlich sofort zurück!" rief der Doktor, „und schreibe einen furchtbar groben Brief dabei! — Hahnebüchen!" fügte er mit grimmigem Nachdruck hinzu.

Zaghaft und langsam wickelte die junge Frau

das Paketchen aus. Als sie endlich den Inhalt in der Hand hielt, brachen beide Gatten zugleich in ein unauslöschliches Gelächter aus, denn was sich ihren Augen zeigte, war eine Schachtel von Karl Schnäpels weltberühmtem Zahnpulver.

Radau!

*

Radau! Radau, Radau, dau, dau!
Ein feines Lied wird jetzt gemacht,
Drum spitzt die Ohren, gebet acht,
Und habt ihr's euch gemerkt genau,
Stimmt herzhaft ein: Radau!

Fritz Sick.
(Fliegende Blätter.)

Die „Fliegenden Blätter“, die stets eine feine Empfindung für die Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse des deutschen Volkes gezeigt haben, sind schon vor Jahren mit einem Radauliede hervorgetreten, von dessen fünfzehn Strophen die obenstehende die erste und zugleich die zahmste ist. Denn das Lied ist von einer, seinem Stoffe entsprechenden, fröhlichen Urkraft und nicht für die Kinderstube geeignet, obwohl man sagen muß, daß an diesem gesegneten Orte die ersten Vorstudien für das, was man Radau nennt, gemacht werden, und man dort in kinderreichen Häusern mit schwacher Regierung schon recht respektablen Leistungen begegnen kann.

Am meisten, scheint es mir, ist das Bedürfnis zum Radaumachen in den großen Städten und ganz besonders in Berlin bei gewissen Menschenklassen vorhanden, und zwar tritt es nicht so sehr in der Stadt selbst auf, sondern es regt sich in seiner ganzen

Stärke erst bei Landpartien oder bei Ausflügen in den Wald. Es ist, als könnten diese Leute den städtischen Lärm der verkehrsreichen Straßen, der Werkstätten und Bahnhöfe auch in der freien Natur nicht entbehren, und da der Wald ihn nicht hervorbringt, so erzeugen sie ihn künstlich durch sogenannte Radauinstrumente. Ich will die Industrie, die sich mit Hervorbringung solcher Instrumente befaßt, nicht ganz verdammen, denn mancher brave Mann ißt sein Brot davon, aber ich glaube doch, daß sie eine Erfindung des Teufels ist. Nicht des alten Lucifers selber, der sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgibt, sondern jener seiner Subalternbeamten, denen die Bestrafung sündhafter Musikanten anvertraut worden ist, die selbstverständlich an ihren empfindlichsten Teilen, den Ohren, gepeinigt werden. Es gibt Kaufläden in Berlin, wo man diese Marterinstrumente in großer Auswahl und in allen möglichen Formen vorrätig finden kann, und es werden im Sommer gute Geschäfte damit gemacht. Sie werden aus Pappe und Blech in Form von Bombardons, Tuben, Flöten, Gießkannen, Tabakspfeifen und Tuthörnern hergestellt, und allen ist gemeinsam, daß sich mit möglichst geringer Anstrengung ein möglichst fürchterlicher Ton auf ihnen hervorbringen läßt. Sie bergen in ihrer unscheinbaren Hülle das Gebrüll des Löwen, das Trompeten des Elefanten, den Schwanengesang des Schweines, das Kreischen der Lokomotive, das Heulen verliebter Kater und das Geheul hungriger Wölfe und Hyänen. Wie oft sieht man

im Sommer sogenannte Kremser hinausfahren ins Grüne, deren Insassen reichlich mit solchen furchtbaren Instrumenten bewehrt sind, wie oft hört man nicht ihre herzzerreißende Musik durch die Stille des Waldes oder über den flimmernden See hinschallen. Ich muß gestehen, für mich hat dies thörichte Verfahren etwas Rätselhaftes. Die Katzenmusik der Studenten als ein Zeichen negativer Hochachtung kann ich verstehen, der ohrenbetäubende Lärm des Haberfeldtreibens als eine Mahnung zur Besserung ist mir begreiflich, aber warum man der unschuldigen Natur eine Katzenmusik bringt, das gibt zu denken. Noch dazu bei uns in Norddeutschland, wo sie doch nicht durch abscheuliche Töne, wie in den Tropen vielleicht, dazu herausfordert. Denn das bißchen Krächzen der Krähen, das Kläffen der Dohlen und der häßliche Schrei des Hähers spielt doch am Ende keine Rolle; im allgemeinen sind die Stimmen der Natur lieblich wie im Liede der Vögel, dem Gesäusel der Blätter, dem zarten Gesang der Tannennadeln, oder erhaben, wie im Brausen des Sturmwindes und im Rollen des Donners.

Ich kann mir nur denken, daß es Leute gibt, die in dieser hastigen, zerrissenen Welt so unganz geworden sind, daß sie die erhabene, in sich selbst versunkene Einheit der Natur als einen stillen Vorwurf empfinden, den sie durch möglichstes Getöse zu übertäuben suchen. Sie sind nicht mehr die Kinder, sondern die verlorenen Söhne der Natur und fühlen sich nicht wohl bei dem stillen Blick der gemeinsamen

Mutter. Und darum macht es ihnen ein wüstes Vergnügen, das heilige Schweigen des Waldes mit greulichem Getöse zu durchbrechen und die zarten Stimmen der Natur mit abscheulichem Lärm zu übertönen. Sie machen Radau!

„Radau! Radau, Radau, dau, dau!
Bis alles sich im Wirbel dreht,
Bis alles auf dem Kopfe steht,
Die ganze Welt in Fransen geht,
So lange wird gekräht!"

Gewissermaßen ein veredeltes Bedürfnis zum Radaumachen hat in Berlin zur Bildung verschiedener Trommlervereine geführt. Diese bestehen aus einer Anzahl von meist halbwüchsigen Burschen in Turnkleidung, und ihr einziger Zweck ist, möglichst viel und oft zu trommeln und zu pfeifen. Sie durchziehen des Sonntags in Trupps von wenigen bis zu zwanzig Mann und mehr die Wälder der Umgegend und trommeln unausgesetzt fürs Vaterland. Wenn sich dann an besonders beliebten Stellen des Grunewaldes zu dem Kreischen der spielenden Gesellschaften und dem Tuten der Radaubrüder noch der „Trommeln und Pfeifen kriegerischer Klang" mischt, dann entsteht ein Salat von Tönen, der nichts zu wünschen übrig läßt, ein Ohrenschmaus, zu dem eine gute Verdauung gehört.

Das Komischte, was mir aber an solchen geräuschvollen Vereinigungen jemals begegnet ist, habe ich im vorigen Jahre in dem nahe an Charlottenburg gelegenen Teile der Jungfernheide mehrfach zu be-

obachten Gelegenheit gehabt, nämlich den „Bombardonverein“, wie ich diese Gesellschaft genannt habe. Sie bestand aus vier halbwüchsigen Bengeln, deren einer ein mächtiges Bombardon, der andere eine Posaune, und der dritte ein Waldhorn führte. Der vierte hatte kein Instrument und mußte sich mit einer Stellung begnügen, gemischt aus Musikfreund und Notenpult. Sie hatten nämlich nur ein Notenbuch, und dies hielt er seinen Genossen vor, wenn der Drang nach Musik in ihnen erwachte.

Ach, leider schlummerte dieser immer nur kurze Zeit, während sie einige Schritte weiter durch den Wald wanderten, um wieder einen anderen schattigen Ort zum Zeugen ihrer Orgien zu machen. Sie bliesen mit einer so furchtbaren Inbrunst und einer so tiefen Andacht falsch, daß es erhaben zu sehen und zu hören war. Da sie sich bei ihrem Spiel weniger auf ihre Kunst als auf den lieben Gott verließen, und dieser ihnen offenbar gar nicht zu Hilfe kam, so war der Erfolg unbeschreiblich. Insonderheit das Bombardon, das durch des Basses Grundgewalt doch die ganze Geschichte zusammenhalten sollte, machte die unvermutetsten Sprünge, gleich einem Pferde, das, anstatt auf dem Wege zu bleiben, mit seinem Reiter fortwährend über die Seitengräben setzt. Da nun auch der Posaunist seine Züge entweder zu lang oder zu kurz einrichtete, und das Horn seine eigenen verbotenen Wege wandelte, so ergab das eine Zusammenwirkung, die wahrscheinlich nicht beabsichtigt, dafür aber desto origineller war. Zu Anfang konnte man

immer noch erkennen, wo sie hinauswollten und welchem Stücke sie zu Leibe gingen, doch da im Verlauf der Sache ein jeder an seinem eigenen Takte festhielt, so waren sie bald weit auseinander, wie drei verirrte Hammel, die im Walde schmerzlich nach einander blöken. An dieses Schicksal schon gewöhnt und durch manche Erfahrung belehrt, daß sie sich nun doch nicht wiederfinden würden, hörten sie auf und fingen unverdrossen wieder von vorne an.

Ich habe den Bombardonverein an verschiedenen Sonntagen des vorigen Jahres beobachtet, und obwohl dann der ganze Wald im Umkreis einer halben Stunde durch diese grausigen Töne akustisch verseucht war, so konnte ich diesen jungen Menschen doch nicht zürnen. Der dämonische Reiz, den jede ehrliche Tollheit auf mich ausübt, zwang mich jedesmal, den Tönen nachzugehen und die vier Musenjünger aufzusuchen. Die respektvolle Aufmerksamkeit, mit der ich aus einiger Entfernung ihren Vorträgen folgte, schien ihren Beifall zu finden und feuerte sie zu immer höheren Leistungen an. Sie kamen allerdings dadurch nur noch schneller auseinander. Wie erfüllt von der Wichtigkeit seines Postens und wie stolz auf diese Leistungen seiner Freunde war der Musikfreund, der als Notenpult diente! Was hätten sie ohne ihn auch wohl anfangen wollen? Wie bliesen die andern drei die hageren Backen auf bei ihren schwierigen Instrumenten, die alle viel Puste erfordern. Die Augen traten ihnen aus dem Kopfe, und die Gesichter sahen ganz knollig aus. Ich dachte mir, für die

Ausbildung ihrer Lungenflügel dürften diese Uebungen nur heilsam sein, und ich konnte ihnen nicht zürnen, weil ich sah, daß sie glücklich waren.

Ich dachte mir, diese Sonntagnachmittagsstunden seien am Ende die Licht- und Glanzpunkte ihres Lebens. An den Wochentagen hockten sie vielleicht in dumpfen Werkstätten an sonnenlosen Höfen, aber am Schluß der Woche stand es, wie wenn man am Ende eines düsteren und feuchten Kellerganges auf leuchtendes Grün und nickende Blumen sieht, dort war der Sonntag, wo man hinauszog in den Wald und unter grünen Bäumen die edle Kunst der Musik pflegte. Und wenn sie dies auch in scheußlicher Weise betrieben, darf man sich doch nicht wundern, daß sie daran Vergnügen hatten. Denn die allgütige Gerechtigkeit hat es also eingerichtet, daß sie dem ohnmächtigen Dilettanten als Ersatz das uneingeschränkte Vergnügen an der Ausübung seiner Kunst beschert, während diese dem Meister, der sich nie genug thut, nur ewige Arbeit und rastloses Ringen bedeutet. Und also ist es gut.

Ich dachte mir, wenn einer dieser jungen Menschen am Abend nach vollbrachter Arbeit dem andern auf der Straße begegnet, dann reden sie vom letzten Sonntag, wo sie mit dem „Hohenfriedberger" so fein abgeschnitten haben nach ihrer Meinung, und wie „duse" es geklungen hat: „das Meer erglänzte weit hinaus." Und sie trennen sich mit dem Ausspruch: „Na, also uff nächsten Sonntag — da woll'n wir aber mal feste wieder Musike machen!"

In diesem Jahre bin ich noch nicht wieder in jenem Walde gewesen und weiß daher nicht, ob der Bombardonverein dort noch sein Wesen treibt. Aber am nächsten Sonntag will ich mich aufmachen und mich nach ihm umsehen. Sollte ich ihn nicht wiederfinden, würde es mir leid thun!

Hans Hinderlich.

⁂

Es gibt allerlei Arten von Sammlungen und unter den Sammlern mancherlei Sonderlinge. Zu diesen gehört mein Freund Abendroth, denn er hat die ganz besondere Leidenschaft, Menschen zu sammeln. Es würde ihn mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt bringen, wollte er sich einen anthropologischen Garten anlegen und die merkwürdigen Exemplare seiner Sammlung hinter soliden Eisengittern aufbewahren, auch würde es den humanen Anschauungen unsrer Zeit nicht entsprechen, wollte er sie in Spiritus setzen oder mit Wickersheimerscher Flüssigkeit durchtränkt dauerhaft konservieren, deshalb betreibt er die Sache mehr auf eine ideelle Weise und trägt die ganze Sammlung in einem kleinen Kasten stets mit sich herum, in seinem Hirnkasten nämlich, wo er sie durch ein scharfes und untrügliches Gedächtnis gleichsam geistig einbalsamiert hat. Es gewährt ihm das größte Vergnügen, einem Menschen, an dem er einen eigentümlichen oder komischen Zug entdeckt hat, nachzusetzen wie ein Knabe einem seltenen Schmetterling, seine Bekanntschaft zu suchen und dem Kenner gleich, der einen neuen trefflichen Jahrgang behaglich schlürft, den ganzen geistigen Inhalt seines Opfers in sich hineinzusaugen, bis an dem vollständigen Charakterbilde nichts mehr fehlt

und jede kleine Absonderlichkeit sauber festgestellt ist. Dann wird es klassifiziert, rubriziert und in das betreffende Gedächtnisfach eingereiht. Die behaglichsten Stunden meines Freundes Abendroth sind die, wo er nach des Tages Arbeit gemächlich auf dem Sofa liegend, seine Pfeife raucht und dazu seine Sammlung revidiert. Bei einer solchen Gelegenheit kam eines Tages die Frau, bei der er wohnte, ins Zimmer und sagte, als sie ihn allein fand, ganz verwundert: „Du liebe Zeit, Herr Abendroth, ich glaubte, Sie hätten Besuch, weil Sie fortwährend so laut gelacht haben."

„O nein, Verehrteste," sagte dieser, „ich revidierte nur meine Sammlung, und da kam mir der alte Major in die Quere, der immer die Geschichten ohne Pointe erzählt."

Da die Frau diese dunkle Rede gar nicht verstand, so ward ihr dadurch wenig Aufklärung und sie mußte sich ohne Befriedigung ihrer Neugier mit innerlichem Kopfschütteln wieder entfernen. Sie soll übrigens ihrer intimsten Freundin, der geheimen Kanzleisekretärswitwe Kägebein, einmal im Vertrauen mitgeteilt haben, sie glaube, bei ihrem Mictsmann rappele es zuweilen ein wenig.

Die Neigung meines Freundes Abendroth, Menschen zu sammeln, ist nun auf mich übergegangen, und wenn ich darin auch weniger Gewandtheit und Spürkraft besitze, als mein Vorbild, so habe ich doch im Laufe der Zeiten auch ein recht nettes Sortiment zusammengetragen. Zuweilen besuche ich meinen Freund deswegen; wir vergleichen und bestimmen dann unsre Exemplare, tauschen Dubletten aus und erfreuen uns gemeinschaftlich an besonders seltenen und guterhal-

tenen Musterstücken. Dabei stellte es sich kürzlich heraus, daß wir zufällig beide ein und dasselbe Objekt gesammelt hatten, aber während er es sozusagen im Jugendkleide besaß, hatte ich Gelegenheit gehabt, das ausgefärbte Männchen zu beobachten, woraus sich dann eine sehr anregende und genußreiche Vergleichung ergab, aus der wir beide Gewinn und Belehrung zogen.

Es war dies ein Mensch, Namens Hans Hinderlich, einer der größten Lügner, die mir in meinem Leben begegnet sind, und da ich bereits früher schon aus meiner Sammlung einige bemerkenswerte Exemplare beschrieben und diese Beschreibungen in Druck gegeben habe, so sei es mir gestattet, auch dieser Spezies einige wenige Worte zu widmen.

Lügen und Lügen ist am Ende ein Unterschied. Mein Freund Abendroth versteht sich zum Beispiel ebenfalls wundervoll auf diese Kunst. Er ist ein vortrefflicher Geschichtenerzähler und wendet bei dieser Gelegenheit, um der Sache mehr Lebendigkeit zu geben, gern das Kunstmittel an, alles als eigenes Erlebnis vorzutragen, wodurch der Reichtum an sonderbaren Begebenheiten, der sich in sein kurzes Leben zusammendrängt, wahrhaft staunenswert erscheint. Jedoch hat er meines Wissens niemals Nutzen daraus gezogen und niemals die Naivität besessen, wirklichen Glauben für seine Geschichten zu erwarten. Dies wäre auch zu viel verlangt gewesen für die unglaublichen Erzählungen von den Thaten seines verstorbenen Hundes Polly, dem er alle die bekannten Geschichten aufhalste, die aufschneiderische Jägererfindung je in glücklichen Augenblicken ausgeheckt hat, von dem

er behauptet, er habe die warme Stelle auf dem Sofa, die den verbotenen Lagerplatz verriet, vor der Ankunft seines Herrn mit dem Schweife wieder kühl gewedelt und habe einmal, als man ihm mittags sein gewohntes Futter nicht gegeben habe, als Erinnerungszeichen aus dem Garten ein Vergißmeinnicht überbracht. Wie sollte mein Freund auch Glauben erwarten für die geniale Methode, durch die er sein einstmals beim Baden verlorenes Gebiß wieder erhielt, indem er, da alles Tauchen vergeblich war, ein wenig von seinem Lieblingsgericht Thüringische Kartoffelklöße an eine Angel band, worauf es sofort anbiß und emporgezogen werden konnte — wie sollte er dafür Glauben erwarten, zumal er keinen einzigen falschen Zahn besaß und mit seinem gesunden Gebiß Tische aufheben konnte. Auch verlangte er wohl niemals, daß jemand das als historische Thatsache betrachte, was er von dem großen Orkan erzählte, den er in Berlin im Jahre 1869 erlebt haben wollte. Er hatte sich unter den Linden vor der Gewalt des Sturmes an einen Laternenpfahl geklammert, allein die ungestüme Windsbraut riß ihm die Beine unter dem Leibe weg, so daß er eine Weile horizontal wie eine Windfahne an dem Laternenpfahl in der Luft hing, während gleichzeitig eine Droschke in den benachbarten Baum geweht wurde, wo sich das Pferd in den Zweigen verwickelte, indes der Kutscher angstvoll auf der flatternden Droschke saß und voll Entsetzen auf die fliegenden Geheimräte und Schneidermamsellen hinstierte, die die Luft erfüllten. Der Kutscher hatte Glück, denn der Ast brach, Pferd und Droschke fielen herab und er fuhr in einer

Atempause des Sturmes nach Hause. Mein armer Freund jedoch, der den schützenden Laternenpfahl nicht zu verlassen wagte, geriet kurz darauf in einen Wirbelsturm, der ihn nötigte, um den Pfahl herum eine Minute lang in horizontaler Lage die große Riesenwelle auszuüben.

Wie gesagt, mein Freund verlangte für diese Dinge keinen unbedingten Glauben und würde von dem Verstande dessen, der ihm solchen geschenkt hätte, am Ende keine allzuhohe Meinung gehabt haben. Hans Hinderlich dagegen, das gemeinschaftliche Exemplar unsrer Sammlungen, betrieb das Geschäft des Lügens in ganz andrer Weise. Er gehörte zu den Menschen, denen die Wahrheit als so etwas Alltägliches, Gewöhnliches und Reizloses erscheint, daß es ihnen förmlich widerlich und gemein vorkommt, von ihr Gebrauch zu machen, da es ihnen doch so leicht wird, durch ihren allzeit erfinderischen Geist das einförmige Leben zu bereichern und zu erweitern. Er log nicht allein, wenn er sich Nutzen davon versprach, wie wir es am Ende ja alle thun, nein er log aus Bedürfnis, aus Liebhaberei, er log, weil er nicht anders konnte. Diese Erscheinung, der man nicht allzu selten im Leben begegnet, scheint mir ein mißgeleiteter Dichtungstrieb zu sein; vielleicht wäre unser Mann bei seiner stets regen Erfindungsgabe durch eine andre und bessere Erziehung ein großer Poet geworden und hätte auf dem Gebiet der schönen Lüge, die wieder zur Wahrheit wird, Beträchtliches geleistet. Jedenfalls verschwendete er auf die Aufrechterhaltung seiner mannigfachen Lügengespinste eine solche Summe geistiger

Arbeit und Nachdenkens, daß er, wenn er diese auf etwas Nützliches gewendet hätte, damit sicher erfreuliche Resultate erreicht haben würde. So aber ward seine geistige Kraft durch diese lügnerischen Erfindungen vollständig aufgezehrt, so daß ihm für andres nichts übrig blieb, und er es auch nicht weiter gebracht hatte, als zu einem jener untergeordneten Bauzeichner, die der Bureauwitz, weil sie sich vorzugsweise mit dem mechanischen Durchpausen von Zeichnungen zu beschäftigen haben, mit dem klassischen Namen Pausanias zu bezeichnen pflegt. Wegen seiner allgemeinen Unbrauchbarkeit und einiger andrer Eigenschaften, die bald erwähnt werden sollen, hatte er selten irgendwo auf längere Zeit eine bleibende Stätte. Nur bei einer besonders nachsichtigen und langmütigen Behörde — und dies ist der Ort, wo er meinem Freunde Abendroth ins Netz lief — hat er sich einmal länger als einige Monate gehalten.

Hans Hinderlich betrachtete seine Anstellung bei irgend einer Bahn vor allen Dingen als eine Gelegenheit, Urlaub zu bekommen, womit in diesem Falle freie Fahrt auf allen Eisenbahnen Deutschlands verknüpft war. Da dringende Familienangelegenheiten bekanntlich der beste Grund sind, den man bei Urlaubsgesuchen vorschützen kann, so war er um dergleichen nicht im geringsten verlegen. Er brachte zunächst seinen Vater um, dann seine Mutter und schonte schließlich auch seine Geschwister nicht. Da er seinen Vater in Breslau, seine Mutter in Königsberg, seinen Bruder in Hamburg und seine Schwester in Stuttgart draufgehen ließ, so bekam er durch diese auffallende Familiensterblichkeit ein

schönes Stück von Deutschland zu sehen. Als er bemerkte, daß die Sache anfing, eintönig zu werden, schien er in Besorgnisse zu geraten über den Fortbestand seines Geschlechtes und nahm, so bald es anging, Urlaub, um sich zu verheiraten. Er beantragte dafür acht Tage, allein, da ihm die Antwort ward, fünf Tage seien für diesen Zweck vollkommen ausreichend, so begnügte er sich auch damit, und nachdem er auf dem Bureau eine ausschweifende Schilderung von der Schönheit, den Tugenden und dem Reichtum seiner Zukünftigen entworfen hatte, reiste er ab, diesmal nach Halberstadt. Nach Ablauf des Urlaubes kehrte er ziemlich niedergeschlagen wieder zurück und erzählte eine romanhafte Geschichte von unliebsamen Entdeckungen, die er gemacht hätte. Er schmückte sie mit reichlichen Tiraden über die Falschheit der Weiber aus und gestand, daß aus der Sache nichts geworden sei. Jedoch schien ihn dies nicht abgeschreckt zu haben, denn nach einer Weile begehrte und erhielt er wiederum Urlaub zum Zweck seiner Verheiratung mit einer Braut, die er sich — auf welche geheimnisvolle Weise, ist nie aufgeklärt worden — unterdes in dem entfernten Prag angeschafft haben wollte. Da auch dies nicht zum Ziele führte und er nach einiger Zeit zum drittenmale ein Gesuch einreichte, für denselben Zweck, der diesmal in Hildesheim erfüllt werden sollte, riß auch seiner langmütigen Oberbehörde die Geduld und er bekam das Gesuch zwar genehmigt zurück, jedoch mit der Randbemerkung, es sei im höchsten Grade wünschenswert, daß diesmal aus der Sache etwas werde. Aber siehe da, es gelang ihm wiederum nicht.

Genaue Nachforschungen, die wir späterhin anstellten, haben ergeben, daß er innerhalb des an den verschiedensten Anstellungen reichen Zeitraums von zehn Jahren zum Zweck der Erlangung von Urlaub seinen Vater siebenmal, seine Mutter viermal, seinen Bruder und seine Schwester je dreimal umgebracht hatte, und daß trotzdem diese ganze Verwandtschaft frisch und munter war und sich einer zufriedenstellenden Gesundheit erfreute. Den Versuch, eine Lebensgefährtin zu gewinnen, hatte er in dieser Zeit achtmal angestellt.

Als ich ihn kennen lernte, war ihm dies bereits gelungen und zwar hatte sich, was er so oft in der Ferne gesucht hatte, in nächster Nähe erfüllt. Jedoch schien er mit ihr nicht sehr nett umzugehen, denn ich erinnere mich, daß er, um einen Tag Urlaub zu erhalten, ihr einmal plötzlich ein Bein brach. Die Heilkraft, die dem Blute dieser Frau innewohnte, mußte aber grenzenlos sein, denn am andern Tage sah man sie schon wieder ganz munter auf der Straße an seinem Arme wandeln.

In dieser Zeit sprach er gerne von seinen Erlebnissen im französischen Kriege, wozu ich gleich bemerken muß, daß er ganz kriegsuntüchtig war und niemals gedient hatte. Nur mit Mühe konnte er zuweilen verhindert werden, die vernarbte Schußwunde zu zeigen, die er an seinem rechten Schenkel tragen wollte, obgleich seine Beine zu jenen gehörten, von denen die Sage geht, daß sie niemals von einer Kugel getroffen werden, da sie vermöge ihrer krummen Beschaffenheit sich stets an einem Orte befinden, wo man sie nicht vermutet. Die Andeutungen über die Verwüstungen,

die er in Frankreich in den Reihen der Männer und den Herzen der Weiber angerichtet hatte, ließen es als ein unsagbares Glück für dieses Land erscheinen, daß dergleichen gefährliche Charaktere unter der Invasionsarmee doch nur verhältnismäßig selten gewesen sind.

Schon lange hatte er sich bitter beklagt über die Ungerechtigkeit in der Verteilung der Ehrenzeichen, bis er eines Tages freudestrahlend hereingestürzt kam und verkündigte, man habe ihm nachträglich doch noch das eiserne Kreuz zuerteilt. Man hat es später freilich niemals an ihm gesehen, und er hatte es auch nicht gern, wenn man sich danach erkundigte.

In Augenblicken, wo eine Ueberraschung durch den Bureauchef nicht zu befürchten war, arbeitete er an einer abscheulich getuschten Fassade einer kleinen unmöglichen Villa, die er weder im Grundriß noch in irgend einem Schnitt dargestellt hatte, und deren Inneres ihm wahrscheinlich selber ein düsteres Geheimnis war. Er erzählte dazu mit großer Wichtigkeit, daß dieses rätselhafte Wohngehäuse bereits auf seinem Grundstück in Lichterfelde im Bau begriffen sei und er seine Frau damit überraschen wolle. Daran knüpfte er weise Belehrungen über die Spekulation mit Grundstücken und rühmte seine reiche Erfahrung in diesem Fache, während er doch in seinem Leben nie mehr Grund und Boden besessen hatte, als den, der sich bei feuchtem Wetter an seine Stiefel hing.

Zuweilen ward er von einem meiner Kollegen in einer abgelegenen Kneipe entdeckt, wo ihn die Leute mit Herr Oberingenieur oder Baurat anredeten

und ihn mit Ehrfurcht behandelten. Solche Zusammenkünfte fielen dann meist recht beschämend für ihn aus, und er pflegte diese Kneipe später zu vermeiden.

Zuletzt ereilte ihn sein gewohntes Schicksal und er ward entlassen. Als er fort war, kam noch ein Nachspiel in Gestalt einer fetten, atemlosen Frau, die sich nach dem „Oberingenieur" Hinderlich erkundigte. Als man ihr klar gemacht hatte, daß es einen solchen nicht gebe, sondern nur einen Zeichner dieses Namens, der wegen Unbrauchbarkeit entlassen sei, schnappte sie nach Luft und fiel in Ohnmacht. Als sie sehr bald wieder zu sich kam, verkündigte sie unter kläglichem Gejammer, er sei ja nun doch Oberingenieur geworden und hätte die schöne Dienstwohnung und zwölftausend Mark Gehalt und er hätte doch die Möbel von ihr darauf hin bekommen und hätte doch noch keinen Pfennig bezahlt, und nun sei das alles nicht wahr und sie sei eine geschlagene Frau.

Es muß hierzu bemerkt werden, daß eine Ernennung Hans Hinderlichs zum Oberingenieur ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt haben würde und ebenso außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, wie die Beförderung des Portiers im Parlamentsgebäude zum Reichskanzler, ja daß dieser sein Amt in solchem Falle vielleicht viel besser ausgefüllt haben würde, als jener.

Ich habe seitdem nichts wieder von ihm gehört. Nur einmal ging die Sage, seine Familie habe ihn auf gemeinschaftliche Kosten nach Amerika spediert, und er sei dort Methodistenprediger geworden. Da aber diese Nachricht wahrscheinlich von ihm selber ausgeht, so ist sie mit Vorsicht aufzunehmen.

Wie mein Freund Bornemann „schweningerte“.

*

Daß mein Freund Bornemann ziemlich wohlbeleibt ist, weiß die Welt, und der geringe Teil, dem diese Thatsache noch unbekannt ist, erfährt sie hierdurch. Aber wie der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht, so geht der Mensch so lange zu Biere, bis er zu stark wird.

Eines Abends erwartete man meinen Freund in dem Weihenstephanausschanke an der Potsdamer Brücke vergeblich, und da er sich auch am nächsten Abend nicht einstellte, so gab das allgemein zu bedenklichem Kopfschütteln Veranlassung, denn mein Freund Bornemann war ein Gewohnheitsmensch, und von ihm galt, wie von kaum einem andern, das Wort des Kommersbuches: „So pünktlich zur Sekunde trifft keine Uhr wohl ein, als ich zur Abendstunde beim edlen Gerstenwein."

Als er sich auch am dritten und vierten Abend nicht einstellte, beschloß ich, ihn aufzusuchen; allein ganz zufällig traf ich ihn am andern Nachmittage im Tiergarten, wo er trotz der warmen Witterung mit großer Emsigkeit, und wie es mir schien, in einer gewissen fabrikmäßigen Weise spazieren ging. Dies war ebenfalls gegen seine Gewohnheit, denn den Tiergarten haßte er, wie alle Parks; sie waren ihm zu geleckt, und

wenn er spazieren gehen wollte, so fuhr er in den Grunewald und wurzelte dort zwischen den Kiefern umher.

„Sage mal, Bornemann, was ist dir?“ fragte ich. Er machte ein tragisches Gesicht, und zwischen seinen Augenbrauen bemerkte ich zwei finstere Falten. „Er hat angeklopft,“ sagte er mit dumpfer Stimme.

„Wer?“ fragte ich.

„Der alte Hans Mors eigenhändig,“ antwortete er. „Im wahren Sinne des Wortes angeklopft.“

„Na, na,“ sagte ich.

„Sehr einfach,“ fuhr er fort. „Am Tage vorher war ein kleiner Herrenabend bei meinem Freunde Mosenthin. Krebse wie die Hummer, junge Hamburger Hühner, Erdbeerbowle, — gute Erdbeerbowle — viel Erdbeerbowle. Am andern Morgen war ich ganz munter, aber gegen zwölf Uhr, als ich am Schreibtische sitze, sonderbare Gefühle. Dicke Schläfenadern, Ziehen im Nacken. Plötzlich Angst, schwarz vor den Augen, tief Atem holen, ich fühle unwillkürlich nach dem Pulse, läuft wie so 'n abschnurrendes Uhrwerk, — schöne Geschichte, — Herzklopfen! Ich machte die Bekanntschaft solcher verdammten Gefühle zum erstenmal in meinem Leben, denn du kennst mich ja: Gesundheit eichenhaft, Magen, um Schuhsohlen zu verdauen, als erwachsener Mensch nie krank gewesen. Dies war mir außer allem Spaße, und ich ging zum Arzte. ‚Nun ja, ein bißchen Herzverfettung,‘ sagte dieser. ‚Da werden wir wohl ein wenig schweningern müssen.‘ Und dazu macht er ein Gesicht, als ob es sich um Hühneraugenschmerzen handelte. Nun, ich wußte es ja, der Schuft hatte gar kein Mitleid mit

mir, und innerlich lachte er; denn bei dieser Sorte herrscht mehr Freude über einen Gesunden, der endlich zu Kreuze kriecht, als über hundert Kränkliche, die ihnen sicher sind. Nun spannte er mich denn auch gleich in eine Zwangsjacke von ganz abscheulichen Vorschriften, nach dem Grundsatze, den Bräsig einmal ähnlich entwickelt, daß alles dem Menschen Angenehme ungesund ist, alles Widerwärtige und Eklige aber ausnehmend gut für ihn. Auf alle Dinge, die mir dies irdische Jammerthal erträglich machen, muß ich verzichten, eingesperrt in ein System von eisernen Gesetzesparagraphen. Wenn ich esse, darf ich nicht trinken, und wenn ich trinke, darf ich nicht essen. Eine neue Art von Faust siehst du in mir, dem zwei Seelen in seiner Brust wohnen, deren eine immer trinken will, wenn sie essen soll und deren andre stets essen möchte, wenn sie trinken darf. Und in meiner freien Zeit gebrauche ich im Tiergarten meine natürlichen Fortbewegungsmittel zu öden Spaziergängen und hänge trübseligen Gedanken nach über die Vergänglichkeit alles Irdischen, oder sitze des Abends, ausgestoßen aus der Gesellschaft der Glücklichen, in einer einsamen Weinhandlung bei einem Schöpplein säuerlichen Mosels und lese das öde Gewäsch der Herren Leitartikelschreiber, anstatt wie sonst dem anregenden Gespräche guter, verständiger Freunde zu lauschen. Aber ich kann ja nicht verlangen, daß sie mir in diese Höhle des Grames nachfolgen, wo ich mein Fett züchtige ..."

Bornemann führte mit einer Konsequenz, die ihm niemand zugetraut hatte, seine Kur durch und verschwand nach einiger Zeit gänzlich, um mit Zuhilfenahme des

Riesengebirges an der Verminderung seines Aeußeren zu arbeiten. Als ich hörte, daß er wieder da sei, besuchte ich ihn, denn ich wußte, daß sein Geburtstag war.

Ich fand ihn auffallend verändert und abgemagert; sein Rock hing weitläufig um seine Glieder, und seine Züge hatten etwas Schlaffes bekommen, als sei ihm seine Haut ebenfalls zu weit geworden.

Er war aber ganz vergnügt und zufrieden mit der Wirkung des Gebirges.

„Du weißt ja," sagte er, „daß ich die Berge für einen Unsinn halte. Dies ewige zwecklose Aufundnieder, diese blödsinnigen Felsenwände, auf denen nichts wächst, und der mangelnde Umblick, wenn man in den Thälern eingesperrt ist, wie in einem Gefängnisse, alles dies halte ich für eine Verirrung der Natur. Aber gegen Fett sind sie gut, ohne die Berge hätte ich nie so rasch dieses Resultat erreicht." Und damit deutete er auf sechs mit Blumen bekränzte Zigarrenkasten, die, zu einem Würfel aufgebaut, seinen Geburtstagstisch schmückten.

Ich verstand den Zusammenhang seiner Rede nicht und fragte: „Nun, wer hat dich denn so reich mit Zigarren beschenkt?"

Er klappte den Deckel der einen Kiste auf, zeigte, daß sie leer war, und sah unendlich pfiffig aus. „Warst du auf der letzten großen Ausstellung?" fragte er dann. Als ich nickte, fuhr er fort: „Da hast du gewiß die glänzenden Würfel gesehen, die die jährliche Silber- und Goldproduktion darstellen. Nicht wahr, das gab ein hübsches Bild. Man sah es körperlich vor sich und konnte sich eine Vorstellung machen. Nun, sieh mal,

diese Zigarrenkisten sind auch so ein plastisches Hilfs-
mittel, sie stellen nämlich meinen Fettverlust dar, den
ich in angestrengter Mühe und Arbeit erzielt habe. Jede
dieser Zigarrenkisten hat fast genau einen Inhalt von
zwei Kubikdecimetern und entspricht darum einem Ge-
wichte von etwa vier Pfund. Sechs sind es, — vier-
mal sechs sind vierundzwanzig, und so viel Pfunde habe
ich mir glücklich ‚vom Leibe geschmorgt'. Das habe ich
mir gestern genau ausgerechnet und mir dieses Resul-
tat heute morgen als mein bestes Geburtstagsgeschenk
selber aufgebaut. Es ist doch eine merkwürdige Sache,
wenn man es so körperlich vor sich sieht." Und er be-
trachtete seinen Aufbau mit schwärmerischen Blicken.

„Nun, nach solchen Erfolgen," sagte ich, „wirst
du doch gewiß auf deinen Lorbeeren ruhen?"

„Nimmermehr!" antwortete er mit einer gewissen
Größe und einer erhabenen Handbewegung. „Sieh mal,
jetzt empfinde ich schon eine gewisse Wonne an der Ent-
haltsamkeit und bin, so zu sagen, ein Fanatiker der Ent-
behrung geworden. An glühenden Sommerabenden,
nach heißen, stillen Tagen, wie wir sie in diesem Jahre
so viele hatten, da versetze ich mich gern in die Lage eines
Forschungsreisenden in der afrikanischen Wüste, eines
solchen, zu dessen lieblichen Gewohnheiten es in der
Heimat gehörte, allabendlich in ein kühles Bräu einzu-
kehren und unterschiedliche Maß zu trinken. Denke nur,
mit welcher Inbrunst er sich nach heißer Wanderung
am Abend in der schatten- und bierlosen Gegend in den
Gedanken vertiefen wird, Doktor Fausts Mantel zu be-
sitzen, damit er sich schnellen Fluges in ein kühles Bräu-

haus zu begeben vermöchte, um seinen erhabenen Wüstendurst nicht nutzlos zu Grunde gehen zu lassen. Ich dagegen, wenn ich am heißen, glühenden Abend nach beendigter Schmorkur von meinem Spaziergange zurückkehre, brauche Fausts Mantel nicht. Es liegen an meinem Wege zahllose der herrlichsten Biertempel in allen Stilarten, und in jedem fließt ein andrer köstlicher Stoff zur beliebigen Auswahl; allein stolz schreite ich vorüber, die Hand in den Busen gesteckt, und lasse mir genügen an dem Hochgefühle, unwandelbaren Grundsätzen zu gehorchen."

Nun, ich bewunderte meinen Freund Bornemann wegen seiner gewaltigen Grundsätze, hegte aber einen leichten Zweifel an ihrer Dauer in meinem Herzen, denn diese Tugend erschien mir ein wenig zu wortreich und mit allerlei verzweifelten Schnörkeln geziert.

Jedoch einstweilen blieb es beim alten, und er schien seiner Widerstandskraft schon manches zuzutrauen, denn er kam wieder in die Sitzungen des „Allgemeinen deutschen Reimvereins", dessen Mitglieder sich damals an jedem Freitag abend in der Jägerstraße beim Münchener Biere versammelten. Sein dünnes, halbes Fläschchen Moselwein nahm sich dürftig aus zwischen all den breitspurigen und behäbigen Maßkrügen, allein er ließ sich das nicht anfechten, hielt die schönsten Reden über den Nutzen der Enthaltsamkeit und Tugend und zuckte mit keiner Wimper, wenn ringsum der herrliche Stoff mit begeisterten Worten gelobt wurde.

„Meine lieben Freunde," pflegte er gern zu sagen, „das deutsche Volk steht wieder auf der Höhe und hat vielleicht den äußersten Gipfel seiner Macht noch nicht

einmal erklommen. Aber zwei tückische Dämonen nagen bereits an seinen Wurzeln, zwei böse B, und sie nennen sich Bier und Bildung. Am Bierdusel und am Bildungsdusel wird unser Volk schließlich wieder zu Grunde gehen. Durch den Zwang zu ewigem, ödem Gelerne und thörichter Examensmacherei wird die Thatkraft seiner Jugend gelähmt, und das Wenige, was dann noch übrig bleibt, wird in dem großen Biersee untergehen, dessen Fluten immer höher anschwellen. Wie sinnreich ist es nicht, daß diese beiden Wörter alliterierend aneinanderklingen. Denn daß sie auch in Wirklichkeit zusammengehören, das beweisen unsre höchsten Bildungsstätten, die Universitäten, wohl schlagend genug."

Mit solchen kuriosen Gedankenspielen beschäftigte er sich gern und liebte es, die Richtigkeit seiner Ansicht mit großem Wortschwalle und dem Aufwande seines ganzen Scharfsinnes zu verfechten. Jedoch im Laufe des Herbstes bemerkte ich, daß er laxer wurde in seinen Gesinnungen und nicht mehr so genau nach der asketischen Strenge seiner ärztlichen Vorschriften lebte. Er hatte immer wundervolle Entschuldigungen bei der Hand und wußte der Sache stets ein schimmerndes Mäntelchen umzuhängen. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal traf, wie er eine ungeheure Portion Spickgans verzehrte und zwar mit sämtlichem Fett. „Nun, ist denn das kurgemäß?" fragte ich.

„Geflügel hat der Arzt mir erlaubt!" sagte er mit dem unverschämtesten Ernste, indem er die Augen ein wenig zusammenkniff, und zugleich um seine Mundwinkel ein leises, tückisches Lächeln zu spüren war.

Dann bemerkte ich mit Entsetzen, daß er unmittelbar auf dieses Gericht ein tüchtiges Glas Mosel setzte, eine der größten Sünden gegen diese Kur, die Essen und Trinken durch angemessene Zeiträume voneinander trennt. „Nanu!“ rief ich verwundert. Er sagte mit derselben eisernen Stirne wie vorhin: „Bei Schwimmvögeln gestattet man sich eine Ausnahme.“

Als wir nach einiger Zeit einmal wieder im „Allgemeinen deutschen Reimverein“ zusammenkamen, gab es desselben Abends graue Erbsen mit Speck, genau nach ostpreußischer Weise zubereitet, eine Speise, die bei Leuten, die eine Entfettungskur brauchen, auf dem Index steht und so viel bedeutet wie Gift. Bornemann war ein Ostpreuße, und man muß wissen, daß diese für solches Gericht denselben Fanatismus haben, wie die Thüringer für Kartoffelklöße und die Hamburger für Aalsuppe. Ich saß ihm gerade gegenüber und konnte gut beobachten, mit welchen Blicken er das Gericht betrachtete, das seinem Nachbar soeben aufgetragen wurde. Er sah von der Seite darauf hin, und es zuckte lüstern um seinen Mund. „Sieht gut aus!“ sagte er dann. Sein Nachbar, ebenfalls ein Ostpreuße, nickte nur und machte sich an seine Arbeit. Eine Wolke von köstlichem Dufte stieg Bornemann in die Nase; er schnupperte ein wenig und sagte dann: „Riecht gut!“

„Schmeckt auch gut!“ erwiderte der Nachbar, gefühllos und grausam.

Bornemann grunzte etwas Unverständliches, wendete sich ab und trommelte mit den Fingern auf dem Tische. Doch nicht lange dauerte es, so drehte er

wieder den Kopf und schielte eine Weile auf das verlockende Gericht.

„Ist es wirklich gut?“ fragte er dann.

„I—de—al!“ sagte sein Nachbar.

Bornemann sah wieder von seitwärts auf den Teller hin und bewegte die Finger, ähnlich wie ein Laubfrosch, wenn er die leckere Fliege ins Auge gefaßt hat. Noch einmal riß er sich zusammen, wandte sich kurz ab und versuchte ein Gespräch mit seinem andern Nachbar anzuknüpfen. Allein es gelang ihm nicht, denn seine Seele war nicht bei der Sache. Mit magischer Gewalt zog es ihn wieder herum, und sehr eindringlich fragte er dann: „Nun sagen Sie mir aber mal ehrlich: ist es wirklich gut? Ist es gerade so, wie bei uns zu Hause?“

Der andre machte ein verklärtes Gesicht und rief: „Gewiß, Mannchen, genau so! Mit einem Worte: ideal!“

Ein fürchterlicher Kampf wogte in Bornemanns Innerem. Seine Züge veränderten sich, sein Atem ging schwer, er ballte seine Faust, und ich sah deutlich, wie ein ungeheurer Entschluß in ihm reifte.

„Kellner!“ sagte er plötzlich, und seine Stimme bebte vor verhaltener Erregung, „bringen Sie mir auch graue Erbsen, aber,“ — so fügte er mit gedämpfter Stimme, jedoch sehr eindringlich hinzu, — „mit zweimal Speck.“

„Wenn schon, — denn schon!“ murmelte er dann für sich und ließ seine Augen scheu über die Tafelrunde gleiten. Aber niemand hatte darauf geachtet, und ich hatte beizeiten meine Blicke diskret abgewandt.

Soll ich nun ausmalen, wie das Verderben weiter fortschritt und von dem stolzen Baue seiner erhabenen Grundsätze ein Stein nach dem andern abbröckelte? O nein, ich glaube, das ist ein Schauspiel, an dem sich nur böse Menschen zu erfreuen vermögen, und solche habe ich nicht unter meinen Lesern. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ihn um diese Zeit ein andrer Freund in der „Stadt Athen" antraf, wo er vor drei geleerten halben Litern badischen Weines saß und eben mit dem vierten beschäftigt war. „Was machen Sie hier?" fragte der Freund, verwundert über die Leistung.

„Ich enthalte mich des Bieres, wie Sie sehen!" knurrte Bornemann ingrimmig.

Und ebenfalls darf ich nicht verschweigen, daß ich ihn sechs Wochen später in einem Bierlokale, wo niemand von uns sonst zu verkehren pflegte, vor einem mächtigen Maßkruge fand. Er wurde sichtlich rot, geriet in Verlegenheit, stotterte einen Satz, von dem ich nur die Wörter „ausnahmsweise mal" verstand und kam sich sichtlich höchst entlarvt vor. Den Akt der Bezahlung suchte er augenscheinlich in einen geheimnisvollen Schleier zu hüllen, indem er das Geld unter dem Tische abzählte und es dem Kellner, der ihn zu meiner Verwunderung wie einen täglichen Stammgast behandelte, stillschweigend in die Hand drückte. Dieser ließ seinen Blick darüber hingleiten und sprach die schrecklichen Worte: „Also fünf Liter, wie gewöhnlich. Danke schön, Herr Doktor!"

Das war das Ende der Entfettungskur meines Freundes Bornemann.

Thüringische Kartoffelklöße.

*

Das Leben jedes echten Thüringers ist gleichsam mit einer Perlenschnur von Kartoffelklößen durchflochten, und seine Augen leuchten, wenn er nur den Namen dieses für ihn so köstlichen Gerichts aussprechen hört.

Ganz besonders in der Fremde nimmt der Kartoffelkloß für ihn einen geradezu symbolischen Charakter an, er bedeutet ihm die Heimat mit all dem Lieblichen, Holden und Trauten, das für den trotzdem so wanderlustigen Deutschen mit diesem Worte verknüpft ist, und haben sich irgendwo in der weiten Welt Thüringer um dies köstliche Gericht zusammengefunden, so verzehren sie es mit lyrischen Empfindungen, und den weicheren unter ihnen werden die Augen feucht. Angehörige des kräftigen und ausdauernden Volksstammes der Thüringer sind über die ganze Welt verbreitet, und überall, wohin sie gelangen, vermögen sie zu gedeihen, sofern das Land Kartoffeln hervorbringt. Denn die grünen Berge, die rauschenden Wälder, die lieblichen Thäler, die rieselnden Bäche seines Heimatlandes vermag der Thüringer zu entbehren, nicht aber das köstliche Gericht, an dem die

holdesten Erinnerungen seiner Jugend haften. Davon hat mein Freund, der Afrikareisende Doktor Elgersburg, selbst ein geborner Thüringer, ein höchst sonderbares Beispiel berichtet. Als dieser vor einigen Jahren den Kongo hinauffuhr, gelangte er an eine Station, wo man ihn mit Freuden begrüßte, als man hörte, daß er ein Arzt sei, denn einer der dort angestellten Europäer, der, wie sich bald zeigte, ebenfalls von Geburt ein Thüringer war, lag schwer krank darnieder, und keines der in der Stationsapotheke vorhandenen Mittel wollte ihm helfen. Man führte den Doktor Elgersburg zu dem Kranken, und dieser erfahrene Arzt wußte auf den ersten Blick, was seinem Landsmann fehle. Als die wohlbekannten Laute des heimischen Dialektes an das Ohr des Patienten schlugen, ging ein schwaches Lächeln über seine schlaffen Züge, und in seinen Augen leuchtete etwas wie Hoffnung auf. Doch dies matte Licht erlosch bald wieder, und mit müder Stimme sprach er dann: „Sie können mir doch nicht helfen, Herr Doktor, es geht zu Ende. O, wär' ich doch nie in dies infame Land gekommen!"

„Nur Mut, lieber Landsmann!" sagte der Arzt, „so schlimm steht die Sache denn doch nicht. Passen Sie nur auf, die Geschichte wollen wir bald haben."

Dann ging er hinaus zum Chef der Station und sprach zu dem: „Ganz einfache Diagnose. Der Mann hat Heimweh. Der Mann ist Thüringer. Sind Kartoffeln am Ort?"

Es zeigte sich, daß von der letzten europäischen Proviantsendung noch deren 50 Liter vorhanden ge-

wesen waren, allein diese hatte man zur Aussaat bestimmt, und gerade am Tage vorher waren sie in die Erde gekommen.

„Hier handelt es sich um ein Menschenleben!“ rief der Arzt, „da müssen unbedingt ein paar Liter wieder ausgekratzt werden! Anders kann ich den Mann nicht retten.“

Kopfschüttelnd schickte der Stationschef auf das energische Drängen des Doktors ein Negerweib hin, und binnen kurzem kam dieses mit einem Korbe voll Kartoffeln zurück. Als nun diese geschält wurden und solch wohlbekanntes Geräusch, sowie das taktmäßige Plumbsen der fertig geschälten Knollenfrüchte in den Kücheneimer hörbar ward, da war es merkwürdig zu sehen, wie eine sanfte Röte über das Gesicht des Kranken im Nebenzimmer zog, und wie sich seine Ohren spitzten gleich denen eines Schlachtrosses, das den Klang der Kriegstrompete vernimmt. Und als nun gar eine Reibe herbeigeschafft und die Kartoffeln gerieben wurden, da richtete er sich ein wenig auf einem Arm empor und strich sich wie träumend mit der Hand über die Stirn. „Nun, wie ist Ihnen?“ fragte der Arzt, der soeben in die Thür getreten war.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ sprach der Kranke. „Mir ist, als träumte ich. Als wär's Sonntagvormittag, und ich zu Hause bei meiner Mutter in Ilmenau ‚unter den Linden‘, wo der Brunnen vor der Thüre steht.“

„Ja, ja,“ rief der Arzt, „es kommt noch besser, warten Sie nur!“

Da sonst ein geeignetes Instrument am Orte nicht vorhanden war, so hatte doch der Arzt eine Kartenpresse entdeckt und diese sogleich für seine Zwecke in Anspruch genommen. Er schlug die Masse der geriebenen Kartoffeln in eine Serviette, spannte sie ein und hieß das Negerweib die Schrauben anziehen. Als der Kranke das Knarren der Schrauben vernahm und das girrende Rieseln des ausgepreßten Saftes, da richtete er sich ganz auf von seinem Lager und sah mit glänzenden Augen vor sich hin: „Ich weiß nicht, wie mir ist," flüsterte er vor sich hin, „mir wird so wohl; ich glaube, ich kann noch wieder gesund werden."

Ein wenig Weißbrot war vorhanden; es ward nach der Anweisung des Arztes in Würfelchen geschnitten und geröstet. Dann formte er selber kunstgerecht aus der vorbereiteten Masse die stattlichen Klöße und verteilte die Semmelbrocken sachgemäß. Während das Gericht nun kochte, kehrte der Doktor zu seinem Kranken zurück und saß in fröhlicher Erwartung zukünftiger Ereignisse an dessen Lager. Doch dieser war wieder ganz in sich zusammengesunken, der Glanz seiner Augen ausgelöscht und jeder Hoffnungsschimmer von seinen Wangen verschwunden. „Nur Mut, nur Mut!" sagte der Arzt, „die Medizin ist bald fertig."

Nach einer Weile entstand draußen ein Geräusch, der Doktor eilte hinaus und kam mit einer mächtigen Schüssel dampfender Kartoffelklöße wieder zurück. Der Kranke lag abgewendet und rührte sich nicht.

Doch plötzlich stieg ihm der liebliche Duft in die Nase. Das riß ihn empor. Er saß aufrecht, starrte mit wirren Blicken, wie wenn er einen Geist schaue, auf die Schüssel hin und ward rot und bleich innerhalb einer Sekunde. Dann schien ihn ein Gefühl unsäglichen Glückes zu überkommen. „O, du mein Herrgott!“ sagte er.

Die Schüssel ward vor ihn hingesetzt, man stopfte ein Kissen hinter seinen Rücken, und nun begann der Kranke fast zaghaft und seinem Glücke noch nicht recht trauend einen der Klöße kunstgerecht auseinander zu reißen. Nun sah er wohl, es war kein Traum. Dann probierte er den Kloß, und alsbald liefen ihm die Thränen über die eingefallenen Wangen. „Alles richtig,“ murmelte er, „gerade so wie meine Mutter sie macht in Ilmenau ‚unter den Linden‘, wo der Brunnen vor der Thüre steht.“ Alsdann verzehrte er im Schweiße seines Angesichts elf Kartoffelklöße wie eine Faust groß, sank darauf mit paradiesischen Empfindungen zurück in die Kissen und schlief vierundzwanzig Stunden hintereinander weg. Er wachte auf mit einem Gefühle, als wenn seine Glieder von Stahl und seine Gelenke Sprungfedern wären, stand auf, kleidete sich an und ging noch desselbigen Tages auf die Elefantenjagd.

Als ich dieses merkwürdige Erlebnis meines Freundes, des Afrikareisenden Doktors Elgersburg, eines Sonntagvormittags am runden Tische der Weinhandlung von Knoop in der Potsdamerstraße erzählte, fand ich statt des ironischen Zweifels, den

ich eigentlich erwartet hatte, einen Beifall, der mich überraschte, besonders von zwei Zuhörern, die mit strahlender Aufmerksamkeit der Geschichte gefolgt waren. Von diesen beiden Männern, die ebenfalls Thüringer waren, hatte sich besonders der eine meiner Freunde, Doktor Wendebach, durch die große Lebhaftigkeit seiner Teilnahme ausgezeichnet. Dieser Doktor Wendebach, der ein ungeheuer gelehrtes Werk kulturhistorischen Inhaltes herausgab, war in seiner Art ein merkwürdiger Mensch, denn er verband den emsigen Fleiß mühseliger Forschung mit der heitersten Lebenslust des Weltmannes, er verstand es, wenn man so sagen darf, Biene und Schmetterling in einer Person zu sein. Dazu besaß er die Gabe, die wunderlichsten Einfälle und paradoxesten Ideen mit dem größten Aufwand von Scharfsinn und Lebendigkeit vorzutragen, ihnen die glänzendsten Mäntelchen umzuhängen und sie durch blitzartige Einfälle auf eine geistvolle Art zu beleuchten. In diesen dialektischen Fechterkünsten war er so gewandt, daß jemand, der sich mit ihm in dergleichen scherzhaften Streit einließ, fast immer den kürzeren zog.

Doktor Wendebach hatte also diese Geschichte mit großer Aufmerksamkeit und Teilnahme angehört und sagte nun mit Befriedigung: „Sehr gut! Die Geschichte glaub' ich! Sie ist mir wieder ein Beweis für die ungeheure Bedeutung der Kartoffel in unserm Kulturleben."

Einige in der Gesellschaft wagten zu lachen über diese Bemerkung. Da geriet er aber sofort in Feuer.

„Ja, meine Herren, Sie lachen!“ rief er. „Es gab auch Leute, die über Kopernikus lachten, als er behauptete, die Erde drehe sich um die Sonne. Die Leute haben längst ausgelacht. Für mich, meine Herren, beginnt die neuere Geschichte überhaupt erst mit der Einführung der Kartoffel. Eine ältere Kultur war hingesiecht, der Dreißigjährige Krieg bedeutete ihren letzten fürchterlichen Todeskampf, dann japste sie noch ein paarmal und war hin. Der Rest war Schweigen. Aber jedermann ist bekannt, daß sich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Anbau der Kartoffel überallhin verbreitete. Die Zeit trug ihr Heilmittel in sich; wie ein Phönix aus der Asche sollte eine neue mächtige Kultur emporsteigen und zwar aus jener Asche, in der die erste Kartoffel in Deutschland gebraten wurde. Der Siegeszug der Kartoffel ist der Siegeszug Deutschlands zur neuen Macht und Größe. Die folgenreichste That Friedrichs des Großen ist nicht, daß er Schlesien eroberte, sondern daß er Tausende von neuen Ansiedlern ins Land rief und den Anbau der Kartoffel zwangsweise beförderte. Und so ward später die sandige verachtete Mark und ein großer Teil Preußens zu dem reichsten Kartoffellande der Welt. Meine Herren, es ist kein Zufall, daß aus diesem Boden das neue Deutschland emporwuchs und daß ein Kartoffelbauer im großen, unser mächtiger Bismarck, die vielen deutschen Vaterländer zu langersehnter Einigkeit zusammenschweißte.

„Ich bemerke schon wieder, daß einige lachen. Meine Herren, die Sache ist gar nicht lächerlich.

Hören Sie nur weiter! In einer anderen Gegend Deutschlands, in dem gesegneten Thüringen, war man schon im vorigen Jahrhundert bemüht, den Kartoffelgenuß zu veredeln, zu erhöhen, ihm eine vornehmere Form zu geben, und dies Bestreben führte zu der epochemachenden Erfindung des Kartoffelkloßes. Dieser ist gewissermaßen die Kartoffel mit sich selbst multipliziert, die vergeistigte Kartoffel. Er ist kugelförmig, weil die Kugel die Form der Vollendung bedeutet, kugelförmig wie der Tautropfen, der den Diamanten an Glanz überstrahlt, wie das Geschoß, das den Tod, und die Pille, die Genesung bringt, kugelförmig wie der Reichsapfel, das Symbol der höchsten Macht, kugelförmig wie Sonne, Mond und alle Sterne. Und nun frage ich wieder, war es ein Zufall, daß die unmittelbare Folge dieser merkwürdigen Erfindung in dem kleinen Weimar eine Blüte der Litteratur war, wie sie die Welt nicht glanzvoller zum zweitenmal gesehen hat, daß wie Sonne und Mond Goethe und Schiller dort aufstrahlten, umgeben von anderen Sternen unvergänglichen Glanzes? Was?"

Ich muß gestehen, daß trotz aller Verwarnung die Tafelrunde wieder unbeschreiblich lachte. Es saß aber ein Württemberger am Tisch, der diese Pause benutzte, um einzufügen: „Sie waren doch beide Süddeutsche, Schiller war ein Schwabe und Goethe ein Frankfurter."

Großartig war der Ausdruck erhabener Ueberlegenheit, mit dem Doktor Wendebach jetzt auf den unglücklichen Schwaben hinblickte. Noch höher zogen

sich seine Augenbrauen, und noch mehr als gewöhnlich krauste sich seine Stirn, und seine dichten, kurz geschnittenen Haare starrten gen Himmel wie die Mähne eines gereizten Löwen. Sein Gefühl für die Schwäche dieses Einwandes war so stark, daß er sich zuvor in einem kleinen hysterischen Gelächter Luft machen mußte. Dann schleuderte er einen vernichtenden Blick auf seinen Gegner und begann in ganz hoher Stimmlage, allmählich jedoch, je mehr er in Feuer geriet, zu einem tieferen Tone herabsinkend: „Sehr gut, sehr gut! Schiller war ein Schwabe, das läßt sich nicht leugnen. Jetzt sind natürlich alle Schwaben stolz auf ihn, nachdem er bei uns im Weimarschen was geworden ist. Natürlich! Aber wie war es damals? Bei Nacht und Nebel mußte er fliehen aus seinem Vaterlande, weil man seinen Pegasus ins Joch spannen wollte, weil man ihm das Dichten verbot. Natürlich lief er davon und irrte lange in Deutschland herum, bis er endlich ins Weimarsche kam und nun wußte, wo er hingehörte, da konnt' er die Schwingen seines Genies entfalten! Da schrieb er den Wallenstein, die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, den Tell, und was er sonst mochte. Na, und Goethe! Er war 'n kleiner Advokat in Frankfurt mit wenig Praxis und eben im Begriff, in 'ne Bankiersfamilie hineinzuheiraten. Da kam unser Fürst, unser Karl August, und holte ihn sich und rettete diesen ungeheuren Genius, der gerade daran war, ein kleiner Reichsstadtphilister zu werden. Bei uns ist er Minister geworden, ja, und bei uns hat er seinen

Faust, Egmont, Tasso und andere unsterbliche Werke geschrieben. Natürlich jetzt, wenn mal was von Goethe in Frankfurt gegeben wird und der Donner des Beifalls durch das Haus braust, da sitzt der richtige Eingeborene ganz geschwollen da und sagt: „Ja, die Kumedi is scheen, se is awer aach von eme Hiesige." Als wenn die Frankfurter etwas dafür könnten, daß Goethe der größte Dichter der Neuzeit geworden ist. Ich für mein Teil glaube mehr an den Kartoffelkloß."

Der zweite Thüringer in unsrer Gesellschaft, Herr Doktor Dammann, der im Gegenteile zu seinem hitzköpfigen Landsmanne stets eine etwas phlegmatische Ruhe zu bewahren pflegte, sagte nun in behäbigem Tone: „Lassen wir das dahingestellt, was mein phantasiereicher Freund über die politische Bedeutung der Kartoffel und die litterarische des Kartoffelkloßes mit großem Feuer entwickelt hat, so viel steht fest, daß unsere heimischen Kartoffelklöße eines der wunderbarsten Gerichte vorstellen, das die Welt kennt, und daß jeder zu bedauern ist, der diesen Genuß entbehren muß oder gar am Ende nicht achtet. Denn auch solche Banausen gibt es. Natürlich müssen die Klöße richtig zubereitet werden. Gegen das Rezept des Afrikareisenden Doktor Elgersburg habe ich nichts einzuwenden, nur ein Punkt blieb mir zweifelhaft. Es hieß, er verteilte die gerösteten Semmelbrocken sachgemäß. Was ist sachgemäß? Darüber gibt es bei uns in Thüringen zwei Auffassungen. Die eine davon ist unbeschreiblich thöricht ...." „Kolossal thöricht!" fügte Doktor Wendebach hier ein, und der

andre fuhr in ruhig dozierendem Tone fort: „Ich will sie deshalb hier weiter gar nicht erwähnen, sondern Ihnen nur die einzig richtige Methode angeben, die darin besteht ...." „Achtung, sehr wichtig," fügte Wendebach hier ein, „... die darin besteht, daß um einen Kern von gerösteten Semmelbrocken herum die lockere Kartoffelmasse angeordnet wird, gleichsam wie sich ein Ei um den Dotter herum aufbaut. Dies ist die einzig richtige Methode, und alles andre ist falsch!"

Dieser Ausspruch wirkte scheinbar wie ein Blitzschlag auf Doktor Wendebach, und er schnappte sichtlich nach Luft.

„Zunächst bin ich sprachlos!" rief er dann. „Entarteter Sohn deiner Heimat, bekennst du dich zu dieser geistlosen Theorie. O was nützen die ganzen Errungenschaften von 1870, was nützt es, daß wir wieder ein einiges und großes Volk geworden sind, wenn im Innern das Zerwürfnis lauert und das Dilemma um sich frißt. Wir sind die beiden einzigen Thüringer hier am Tisch und haben über das herrlichste und großartigste Produkt unsres Landes verschiedene Meinung. Was sage ich: Meinung, wo in dem einen Falle Ketzerei die einzig richtige Bezeichnung ist. Unglücklicher, im Finstern tappender Mensch, dir ist niemals die Idee des Kartoffelkloßes aufgegangen! Man sieht, du bist aus Blankenhain. In Blankenhain hat man nie etwas von Klößen verstanden. Kenner zucken die Achseln, wenn von Blankenhainer Klößen die Rede ist. Denn jeder Verständige weiß es, daß die gerösteten Semmelbrocken zur Auflockerung dienen, daß

man sie nicht in öder mechanischer Weise in die Mitte kleckst — das Herz im Leibe dreht sich mir um über die Roheit dieser Anschauung —, sondern sie sorgfältig und gleichmäßig verteilt, also, daß der Querschnitt des Kloßes ein liebliches Ansehen bekommt, gleich hellem Porphyr, der von eingesprengten bräunlichen Krystallen durchsetzt ist."

„Auf welcher Seite die Roheit der Anschauung liegt, möchte unschwer zu entscheiden sein," sagte Doktor Dammann nun, „denn dein Kloß gleicht einer Kugel, geformt aus einer regellosen Masse, während der meine gewissermaßen nach krystallinischen Gesetzen gebildet ist, und dadurch ein jeder für sich ein geschlossenes Individuum darstellt. Dein Kloß ist die Anarchie, die Willkür, meiner die Ordnung, das Gesetz, deiner ein Plebejer, meiner ein Aristokrat. Der meinige ist zu vergleichen jenen Achatkugeln von anmutiger und regelmäßiger Form, die im Innern eine köstliche Krystalldruse tragen und jegliches Auge erfreuen durch sinnvolle und gesetzmäßige Bildung."

Nun aber brauste Wendebach wieder empor wie ein Sprühteufel, und auch Dammann geriet bei dem fortdauernden Streite immer mehr ins Feuer, während die Tafelrunde sich über diese komische Kloßfehde vor Lachen ausschütten wollte. Die beiden Leute gingen wie die Kampfhähne gegeneinander. Sie zogen Plato, Kant und Schopenhauer zur Unterstützung ihrer Meinungen herbei, citierten Schiller, Goethe und Shakespeare zu ihren Gunsten und gerieten zuletzt in eine solche Kampfeswut, daß die Stöße von beiden

Seiten hageldicht fielen und sich schließlich sogar zu Beleidigungen zuspitzten. Denn Wendebach rief zuletzt, erbittert durch die zähe Hartnäckigkeit seines Gegners, indem er sich an die belustigten Zuhörer dieses Kampfes wandte: „Sie müssen sich nicht wundern, meine Herren, wenn man in Blankenhain so unglaubliche Ansichten über Klöße hegt. An diesem Orte befindet sich nämlich das Landesirrenhaus. Wenn die Mauern solcher Anstalt auch noch so dick sind, etwas sickert doch immer durch. Da erklärt sich vieles!" schloß er triumphierend. Sein Gegner aber antwortete mit ruhiger Schlagfertigkeit: „Bei uns sperrt man die Unglücklichen doch ein, damit sie keinen Schaden thun können, bei euch in Neustadt aber, da laufen sie frei herum, das ist der Unterschied."

„Unglaublich!" murmelte Wendebach und verstummte plötzlich. Das Gespräch wandte sich nun auf andre Dinge; zwischen den beiden Thüringern aber herrschte Mißstimmung, und sie gingen bald grollend und getrennt ihres Weges.

Am nächsten Sonntag vermißte man sie am runden Tische. Das fiel weiter nicht auf, denn sie konnten beide durch Zufall verhindert sein. Jedoch, als sich auch am nächsten Sonntag keiner von beiden einfand, wunderte man sich darüber und stellte Mutmaßungen an, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen, wie sich bald zeigen wird. Denn ich begegnete in der nächsten Woche dem Doktor Wendebach auf der Straße und als ich ihn fragte, warum er sich nicht sehen ließe, machte er ein mißmutiges Gesicht und

sagte: „Ja, wenn der andre nicht dorthin käme. Mit einem Menschen an einem Tische zu sitzen, der so blödsinnige Ansichten über Klöße hat und dabei vernünftigen Gründen durchaus unzugänglich ist, das alteriert mich, das macht mich nervös, das halte ich nicht aus."

Zufällig traf ich bald darauf auch den Doktor Dammann, und ich stellte an ihn dieselbe Frage. „Das dürfen Sie nicht verlangen," sagte er. „Mit einem Menschen, der, wenn man seine irrige Meinung über Klöße durch vernünftige Gründe bekämpft, gleich mit dem Irrenhause kommt, kann ich nicht verkehren. Das sehen Sie wohl ein."

Auf meinen Bericht am nächsten Sonntag faßte der runde Tisch einen Beschluß, der den beiden Gegnern unterbreitet ward und glücklicherweise deren Zustimmung fand. Jeder von ihnen sollte bei sich zu Hause ein Kloßessen veranstalten, bei dem das berühmte Gericht nach der von jedem verfochtenen Art zubereitet werden sollte. Die Tafelrunde sollte daran teilnehmen und schließlich durch Abstimmung entscheiden, welcher Methode der Vorzug zu geben sei. Besonders Wendebach, bei dem die erste Sitzung stattfinden sollte, faßte den Plan mit besonderem Feuer auf und war äußerst siegesgewiß. Das ist eine herrliche Idee," sagte er, „das bedeutet die Zerschmetterung meines Gegners. Denn die Wahrheit behält doch immer den Sieg!"

Der erste dieser entscheidenden Abende kam heran, und wir fanden uns vollzählig bei unserm Freunde ein. Wendebach ging siegesgewiß zwischen uns herum, rieb sich in der Vorfreude seines vermeintlichen

Triumphes die Hände und schoß halb mitleidige Blicke auf seinen Gegner. „Seht doch nur, wie blaß er ist," sagte er. „Aeußerlich benimmt er sich zwar gefaßt, aber innerlich zittert er wie Espenlaub!"

Dann wurden die Flügelthüren geöffnet und wir begaben uns erwartungsvoll an die wohl geschmückte Tafel. Als nun nach der Suppe eine gewaltige Schüssel der mächtigen Klöße nebst einem stattlichen Sauerbraten erschien, verbreitete sich die feierliche Stille der Erwartung. Die Gerichte wurden herumgereicht, und der erste, der in verzeihlicher Neugier und Spannung einen der Klöße zerlegte, war Doktor Dammann. Doch kaum hatte er einen Blick auf das Innere dieses Nationalgerichtes geworfen, als er, auf seinen Teller schauend, in ein stilles, schütterndes Lachen ausbrach.

„Was hat denn der Kerl?" fragte Wendebach halblaut. „Sollte sich ein Ausbruch bei ihm vorbereiten?"

Allein jeder, der dem ersten Beispiele Dammanns gefolgt war, folgte auch dem zweiten, und zuletzt saßen alle Mitglieder der Tafelrunde da und starrten mit demselben innerlichen schütternden Lachen auf ihre halbierten Klöße.

Wendebach sah ratlos von einem zum andern. Dann, von einer dunkeln Ahnung ergriffen, zerriß auch er schnell und kunstreich eine der grauweißlichen Kugeln in zwei Hälften und ward in demselben Augenblicke purpurrot bis unter die Spitzen seines buschigen emporstrebenden Haares. Er richtete sich hoch auf und warf einen Blick voll erhabenen Zornes

auf seine Gattin. So denke ich mir etwa Jupiter an der Göttertafel, wenn er bemerkte, daß die Ambrosia angebrannt und der Nektar sauer war. „Weib!“ rief er mit donnernder Stimme, „Schlange, die ich an meinem Busen genährt habe, was ist das!?“

Die arme Frau, die schon mit blasser Miene und ängstlichem Ausdruck das ihr unerklärliche Gebahren der Tischgesellschaft beobachtet hatte, sagte nun ganz verschüchtert: „Aber ich bitte dich, Karl, was hast du denn? Was ist geschehen?“

„Was geschehen ist?“ rief Wendebach. „Unerhörtes ist geschehen! Ich bin zerschmettert! Ich bin vernichtet! Ich bin dem Hohne der Menschheit ausgeliefert! Bei diesen Klößen sind die Semmeln in der Mitte angeordnet! Das ist mehr als entsetzlich, das ist Verrat!“

„Aber ich bitte dich, teuerster Karl,“ sagte die Frau. „Wir essen dieses dein Lieblingsgericht sehr oft und schon seit Jahren, und niemals war es anders zubereitet. Du warst doch sonst immer zufrieden. Und wenigstens sechsmal hast du es mir wiederholt, wir sollten es genau so machen wie immer, denn das wäre wichtig.“

Der Donner des Gelächters, der sich nun erhob, war unbeschreiblich, und inmitten dieser wogenden Lustigkeit saß Doktor Wendebach bleich und ratlos und murmelte unverständliche Worte. Doch die Wellen der allgemeinen Fröhlichkeit stiegen höher und höher, und in ihren schäumenden Fluten ward der berühmte Streit um die Struktur des thüringischen Kartoffelkloßes für immer begraben.

Hundegeschichten.

*

Geschichten von Hunden sind das Entzücken unserer Kindheit gewesen und wir alle erinnern uns wohl noch des unendlichen Vergnügens, das wir über Erzählungen empfanden, wie jene von dem klugen Hunde, der den verlorenen Thaler seines Herrn in der Tasche des Handwerksburschen witterte, worauf das Tier mit schmeichlerischer List die Freundschaft dieses Wanderers suchte, der hochbeglückt über die gleichzeitige Erwerbung eines Thalers und eines kostbaren Hundes mit diesem in ein Wirtshaus einkehrte. Als jedoch der Handwerksbursche im Bette lag und sich in seligen Träumen von Glück und Reichtum wiegte, stahl der kluge Hund die Hose, in der der Thaler steckte und brachte beides hocherfreut seinem Herrn. Aehnliche Geschichten gibt es unzählige und sie finden immer ein dankbares Publikum, denn unter allen Tieren ist keins, nicht einmal das Pferd, in ein näheres Freundschaftsverhältnis zu dem Menschen getreten, als der Hund. Dieser intime Umgang hat denn auch eine Mannigfaltigkeit der Formen und Fähigkeiten bei diesen Tieren erzeugt, die in der Natur ihresgleichen nicht hat, so daß es Hunde von

allen Größen und von allen Spezialitäten gibt, löwenartige Bestien von der Kraft eines Riesen und winzige Tierchen, die in dem zierlichen Morgenschuh ihrer Herrin übernachten, Hunde, „die klüger sind als ein Mensch“ und wieder solche, „dümmer als ein Stück Holz“. Und zwischen diesen Grenzen, welche Mannigfaltigkeit! Da sind vornehme, blasierte Hunde, die Winterüberzieher mit Goldstickerei besitzen, die ein Dejeuner, ein Diner und ein Souper einnehmen und ihre zarten Glieder auf Kissen von echtem Sammet zur Ruhe strecken, und wiederum rauhe, hungrige Proletarier, die gesenkten Schwanzes die Müllhaufen durchstöbern und ihren Durst aus dem Rinnstein löschen. Da sind Hunde, die wie die Spinnen auf langen, ätherischen Beinen einherwirbeln, und solche, die sich diese, wie der selige Münchhausen erzählt, offenbar bis auf die Stumpfe weggelaufen haben, kuglige, gedrungene Wollknäuelhunde und wiederum solche, die so lang sind, wie „Boonder“, von dem Bret Harte meint, die Natur habe anfangs für dies Tier noch ein paar Extrabeine in der Mitte projektiert, sich diesen Vorsatz aber unklugerweise ausreden lassen. Da gibt es kluge Jagdhunde, von denen ergraute Förster, wenn ihnen das Herz aufgeht, Dinge vermelden, denen selbst der Hinblick auf das ehrwürdige Alter der Erzähler nur eine geringe Wahrscheinlichkeit zu verleihen vermag, Dinge, die selbst die gläubigsten Gemüter nur zur Hälfte zu verschlucken im stande sind. Da gibt es Hunde, die Schach, Domino und Sechsundsechzig spielen, Hunde, die Zigarren

rauchen und sich jeden Abend betrinken, kurz sich ganz und gar wie ein Mensch benehmen.

Meine eigenen Erlebnisse mit Hunden sind geringfügiger Art. Ich habe nur einmal versucht, mir einen solchen vierbeinigen Freund von klein auf zu erziehen. Allein unser Verhältnis ward nicht besonders, da er meine Ansichten über Erziehung durchaus nicht teilte, und wir fortwährend wegen unserer verschiedenen Anschauungen über die Behandlung der Zimmerfußböden in Mißhelligkeiten gerieten. Außerdem hatte ich versäumt, mich nach seiner Herkunft zu erkundigen, und hatte mich deshalb über seine endgültigen Abmessungen einer traurigen Täuschung hingegeben, denn er wuchs mit großer Geschwindigkeit zu einer wahren Bestie von der dreifachen erwarteten Größe empor, und das Ende war gar nicht abzusehen.

Es gibt nun zwar Hunde, deren ganze Schönheit auf ihrer ungewöhnlichen Häßlichkeit beruht, da er es aber auch in diesem Fache nur zu einer ganz gemeinen Rüpelhaftigkeit brachte, so begann ich die Spekulation für verfehlt zu halten und entledigte mich seiner.

Später bin ich noch einmal wieder beinahe in den Besitz eines Hundes gelangt, und ich denke an diesen Fall mit einer gewissen Wehmut zurück, denn ich bin mir bewußt, bei dieser Gelegenheit ein erwachendes Vertrauen schmählich getäuscht zu haben.

Ich ging die Wilhelmstraße hinab und bemerkte ein kleines, kümmerliches Hündchen, das ebenmäßig

vor mir hertrottete und nur zuweilen auf dem öden Bürgersteig, ohne seinen Lauf zu unterbrechen, nach Eßbarem schnüffelte. Ich erkannte sofort wie durch Eingebung, daß dieser Hund keine Stellung hatte, daß er ohne Ziel „doch man so“ die Straße entlang lief, vielleicht in dem dumpfen Gefühl, durch fortgesetzte Ortsveränderung einem glücklichen Zufall, der ihn wieder in Lohn und Brot bringen konnte, mehr Gelegenheit zu bieten.

Jene böse Neigung des menschlichen Herzens, den Armen und Verachteten noch tiefer hinabzudrücken, veranlaßte mich, plötzlich stark mit dem Fuße aufzuschlagen. Das arme Tierchen schrak zusammen, fuhr ein wenig beiseite und sah mich mit einem demütig vorwurfsvollen Blick über die Schulter an. Dann ließ er seinen Schwanz noch einen Centimeter tiefer sinken und trottete weiter. Ich bereute meine That und suchte sie durch freundliches Schnalzen mit der Zunge und Schnippen mit den Fingern wieder gut zu machen. Sogleich blieb der kleine Hund stehen und blickte mit einer trüben Aufmerksamkeit nach meinen Augen, wozu er einen schüchternen Versuch machte, mit dem Schwanze zu wedeln. Meine Züge schienen ihm Vertrauen einzuflößen, denn er ließ mich vorüber und schloß sich, als sei die Sache nun abgemacht, ohne weiteres meiner Spur an. Er dachte wohl: „Vielleicht wird's was, vielleicht wird's nichts — versuchen muß man alles.“

Ich bog probeweise quer über die Straße, der Hund hoppelte über den Rinnstein und folgte mir;

ich ging wieder zurück und er hinter mir her ohne einen Ausdruck der Verwunderung und mit einer Miene, die zu sagen schien, daß es ihm nicht zukomme, Kritik auszuüben, auch wenn ihm die Handlungen seines erwählten Herrn seltsam erscheinen mochten.

Es war etwas in dem Betragen dieses dürftigen Tierchens, das mich rührte und mich ihm wohlgesinnt machte. Ich beschloß, mich seiner anzunehmen und ihn emporzuziehen aus Niedrigkeit und Verachtung. Sein rauhes, beschmutztes Fell sollte wieder glatt und seiden werden, sein trübseliges, gedrücktes Wesen sich in heiteres Selbstvertrauen verwandeln. Ich wollte ihn des Umgangs mit den Besseren seines Geschlechtes wieder teilhaftig machen, ich wollte das Niveau seiner Bildung erhöhen und ihn Künste lehren, die ihn über die Menge hinaushoben, ich wollte ihn zu einer Zierde des Hundegeschlechtes erziehen.

Er sollte ein Gefährte meiner Einsamkeit werden. Ich stellte mir vor, wie ich, abends am Schreibtisch sitzend, durch den Stoß einer zutraulichen Hundenase gegen mein Bein erinnert werde, daß ich nicht allein bin. Wie ich ihm dann den Nacken kraule und er mit dem Schwanz dazu wedelt. Wie er sich dann bedächtig an sein Ofenplätzchen begibt, dreimal um sich selbst herumgeht, sich niederstreckt, einen großen Seufzer ausstößt und eingeschlafen ist. Wie er dann zuweilen im Traume mit dem Schwanze wedelt und den Fußboden dabei klopft, und ich mir einbilde, er träume von mir.

Aber durch eine natürliche Gedankenverbindung

fiel mir Frau Schüddebold ein. Diese Frau war meine Wirtin und sorgte mütterlich für mich, allein ich fürchtete, sie würde meine hundefreundlichen Ansichten nicht teilen. Ich wußte es sogar, denn Hunde waren Geschöpfe, die sich Frau Schüddebold nur in Verbindung mit andern kleinen, sehr lebhaften und beweglichen Tieren zu denken vermochte, die besonders nach dem Blute des weiblichen Geschlechtes dürsten. Hunde waren ihr Wesen, die sie so lange für toll hielt, bis sie den gerichtlich-medizinischen Gegenbeweis geliefert hatten. Ich wußte, daß solche Abneigungen unüberwindlich sind. Sollte ich mich, der ich den häuslichen Frieden über alles liebte und stets bereit war, ihm Opfer zu bringen, wegen dieses unschönen Tieres in ein Zerwürfnis begeben? Ich muß gestehen, daß meine guten Vorsätze wankend wurden, wie kaum gepflanzte Bäume, die ein Sturmwind überfällt.

In diesem Augenblick kam ein kleiner, vornehmer und wohlgenährter Hund vorüber und tauschte mit meinem Begleiter jene Begrüßungszeremonien aus, die gute Hundesitte, auch bei dem niedrigsten ihres Geschlechts, nicht zu vernachlässigen vorschreibt. Dabei fiel mir ein weiterer Mangel auf, denn am Halsband des Fremdlings klapperte etwas wohlhabend und gesetzesfroh, das bei meinem Schützling gänzlich fehlte. Es war die Steuermarke. Wie eine Last fiel es auf mein Gemüt, daß dies kleine, trübselige Tier eine Ausgabe von zwanzig Mark alljährlich erforderte, nur um einer blutigen Gesetzesvorschrift Genüge zu leisten. Werfe niemand einen Stein auf mich, der sich nicht

einmal in einer ähnlichen Lage befunden hat, — ja, als Buße will ich es hier selbst öffentlich bekennen — Feigheit und Eigennutz gewannen die Oberhand über die anfänglich edleren Gefühle meines Herzens, und ich begann mit Hinterlist danach zu trachten, mich meines Begleiters zu entledigen.

Das arme Opfer merkte natürlich nichts von meinen veränderten Gesinnungen. Der kleine Köter blickte vertrauensvoll zu mir auf, wenn ich mich nach ihm umsah, und fächelte ein wenig mit seinem matt behaarten Wedel. Er träumte jedenfalls von einem guten Abendessen und von einem langen, erquickungsreichen Schlaf auf dem Fußteppich.

Ich war jetzt zum Halleschen Thor gelangt und fand diesen Ort zur Ausführung meines verräterischen Planes günstig und geeignet. Der kleine Hund war etwas zurückgeblieben und schnüffelte an einem gänzlich abgenagten Knochen; da benützte ich die Gelegenheit, schlüpfte schnell hinter einen vorüberfahrenden Pferdebahnwagen und mischte mich unter eine Menschenmenge, die mit jenem noch nicht aufgeklärten Interesse, das dieses Schauspiel dem Berliner stets einflößt, auf der Brücke die Durchfahrt eines großen Holzkahnes beobachtete. Nach einer Weile erschien der kleine Hund in der Richtung, von der ich abgesprungen war, indem er hin und her schnüffelte und offenbar meine Spur suchte. Dann lief er an eine Stelle, wo er eine freiere Aussicht hatte, und hielt eine vergebliche Umschau. Aber nicht lange. Bald senkte er mit einer Miene, als füge er einer langen Reihe ver-

geblicher Hoffnungen eine neue Täuschung hinzu, den Kopf, setzte sich wieder in seinen geduldigen Trott und hielt auf die Pionierstraße zu.

Noch immer sehe ich es vor mir, das kleine, dürftige Tier, wie es in seiner müden, hoffnungslosen Weise weiter strebt und allmählich in der ab- und zuströmenden Menge und in dem Brausen der großen Stadt verschwindet.

Eine Sperlingsgeschichte.

*

Mein Freund Richard Almenau, Professor der Kunstgeschichte, wohnt in einem Hinterhause der Königgrätzer Straße, drei Treppen hoch, und zwar sind es infame steile und glatte Steinwendeltreppen von so kurzer Windung, daß man das Gefühl hat, in das Haus hinaufgeschraubt zu werden, allein man wird dafür belohnt, indem sie zu so behaglichen, wohnlichen Räumen führen, daß man sich schwer entschließt, diese wieder zu verlassen. Die Zimmer sind angefüllt mit kleinen Kunstwerken und hundert Erinnerungsdingen eines reichen Lebens, es ist kein Gegenstand dort, an dem nicht eine Geschichte hängt, und alles ist aufgestellt mit einem freundlichen Sinn für Schönheit und Ordnung, so daß sich ein stilles Behagen in diesen Räumen von selber einfindet. Man trifft Herrn Almenau, je nach der Arbeit, die er vorhat, an einem andern Orte seiner Zimmer beschäftigt. Seine Briefschaften und Geldangelegenheiten erledigt er an einem großen Tisch am Fenster, kunstgeschichtliche Vorträge dagegen werden an einem mit grünem Tuche behangenen Tische mitten in der Stube entworfen, und in besonderen Weihestunden

arbeitet er vor einem Stehpulte an der Lebens-
geschichte eines berühmten Bildhauers.

Da ihm auch die Gabe des Gesanges verliehen
ist, so gibt es noch einen vierten Ort, der zum Schreiben
eingerichtet ist, und zwar an einem behaglichen Sofa-
platz, wo er den Kaffee einzunehmen pflegt, da er
diesem Getränke besondere, den Fluß der Verse be-
günstigende Eigenschaften zuschreibt.

Kürzlich, als ich ihn besuchte, fand ich ihn an
keinem von diesen Orten, sondern er stand mit einer
Stange in der Hand in der geöffneten Balkonthür,
sein Gesicht war gerötet und er sah zornig aus. Mit
dem Pathos eines Trauerspielhelden rief er mir ent-
gegen:

„Laß mich Gefahren bestehen groß und gewaltig,
mutvoll will ich ihnen ins Auge sehen, mit Löwen
will ich streiten, aber dem Kampfe mit Sperlingen
bin ich nicht gewachsen!"

Ich kannte diesen alten Schmerz schon. Es ge-
hörte zu seinen Eigentümlichkeiten, plötzlich von der
Arbeit aufzuspringen, die stets bereite Stange zu er-
greifen und die Sperlinge zu verjagen, die sich auf
dem Balkon breit machten. Er stellte seine Waffe in
die Ecke, bot mir eine Zigarre an und setzte sich mit
leidender Miene in einen Lehnstuhl.

„Die Sperlinge sind noch mein Tod," sagte er
in humoristischer Verzweiflung. „Kennst du das Volks-
märchen: ‚Der Hund und der Sperling'? Wie der
Sperling, um den Mord seines Freundes, des Hun-
des, zu rächen, den Fuhrmann arm macht und schließ-

lich ums Leben bringt. Wahrlich, das Volk in seiner kindlichen Weisheit hat die dämonische Natur dieses Vogels längst erkannt, aber der überkluge Berliner füttert sich diese Zuchtrute zu Millionen auf. Ist dir noch nicht aufgefallen, daß Berlin die Stadt der Sperlinge ist, daß zehnmal mehr Sperlinge hier wohnen als Menschen? Sind sie nicht in den Biergärten von unverständigen Leuten, die nur ihr eigenes Vergnügen und nicht das Wohl der Gesamtheit im Auge haben, durch fortwährendes Füttern auf Kosten der bejammernswerten Gastwirte so frech gemacht, daß sie einem zwischen den Beinen herumhüpfen? Werden sie nicht nächstens den armen Schulkindern das Butterbrot aus der Tasche fressen? — Dieses Tier hat in Berlin sogar seine Natur verändert und ist ein Waldvogel geworden. Du magst dich in die tiefsten Wildnisse des Tiergartens zurückziehen, die nur der menschenscheue Hypochonder und der unglücklich Verliebte einsam durchstreifen — niemals wirst du diesem Vogel entgehen. Du wirst an dem verlassensten Punkte immer noch einen trübseligen Menschenhasser finden, der seinem Grame nachhängt und dazu die Sperlinge füttert. Der Charaktervogel des zoologischen Gartens ist der Sperling. Dieses berühmte Institut enthält eine ungeheure Sammlung **Fringilla domestica**, wogegen das andere vornehmere und teure Viehzeug nur als eine bescheidene Zugabe erscheint, bestimmt, sich das Futter vor der Nase wegfressen zu lassen. Wir wollen einmal rechnen, was die Stadt Berlin alljährlich für Sperlinge ausgibt.

Schätzen wir ihre Anzahl auf zehn Millionen und nehmen wir bescheiden an, daß ein jeglicher zu seinem Lebensunterhalt eine Mark jährlich gebraucht, so erhalten wir als Resultat, daß Berlin alljährlich zehn Millionen Mark für Sperlinge verkläckert."

Er schwieg eine Weile und schaute nachdenklich aus dem Fenster. „Ich hasse diese Tiere," fuhr er fort, „ihr ewiges Schilp, Jilp, Schilp, Jilp, ist ein Laut, an den sich mein Ohr niemals gewöhnen wird. Mit ihrem widerlichen Gassengeschwätz verwirren sie mir meine heiligsten Gedanken, ihre Schnäbel sind grausame Scheren, die meine kunstreichsten Perioden mitten entzwei schneiden, daß mir der Faden unwiederbringlich verloren geht, und gerade wenn in stillem Sinnen aus der Tiefe der Anschauung die Blume der Erkenntnis aufblühen will, fährt eine zankende und schreiende Rotte dieser höllischen Vögel dazwischen und bringt mich um alles. Wenn nicht die stillen Stunden der Nacht mich trösteten, ich wäre ein geschlagener Mann!"

Dann beugte er sich zu mir herüber, legte die Hand auf meinen Arm und sprach mit rauher, gedämpfter Stimme, wie man jemandem ein furchtbar blutiges Geheimnis anvertraut: „Aber auch dies ist vorbei! Entsetzliches habe ich dir mitzuteilen. Hast du den Mut, das Grausige zu hören? Vermagst du ohne Wimperzucken in einen Abgrund voller Qual zu schauen? — So höre! Du kennst ja ein Wetterrouleau, jene segensreiche Vorrichtung, die des Wintersturmes Eishauch wie der Sommersonne Gluten in

gleicher Weise zu mildern geeignet ist. Es war in diesem Frühling, und da die Tage mild und gemäßigt in schöner Mitte zwischen Frost und Hitze dahinglitten, war die eben erwähnte Schutzvorrichtung meines Schlafzimmers zusammengerafft am oberen Teile des Fensters Tag und Nacht außer Thätigkeit. Plötzlich tritt nun, veranlaßt durch irgend eine Laune des unberechenbaren Zeus, vorzeitige Sommersonnenglut ein. Ich rufe meine vortreffliche Wirtschafterin Rosalie Nudelbaum. „Rosalie," sage ich, „das Wetterrouleau! Ich habe diese Nacht Qualen der Hölle ausgestanden."

„Jawohl, Herr Professor," sagt sie. Nach einiger Zeit kommt sie zurück und sagt, ohne eine Miene ihres versteinerten Antlitzes zu verziehen:

„Ja, Herr Professor, es geht nich!"

„Was geht nicht?" frage ich.

„Na, mit das Wetterrouleau!" antwortet sie.

„Sofort reparieren lassen!" ist mein Befehl. Rosalie Nudelbaum zuckt die Achseln und sagt in einem Tone, der Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal ausdrückt:

„Reparieren hilft da nichts nich, Herr Professor!"

„Nun, was ist denn geschehen?" rufe ich.

„Es ist ein Sperlingsnest drin."

Stelle dir vor, wie dieser Donnerschlag auf mich wirkte. Als ich wieder zu mir kam, fuhr ich empor und that einen grausamen Schwur der Vernichtung. Allein die Nudelbaum blieb ruhig wie eine Sphinx und sagte bloß:

„Es sind schon Eier drin, Herr Professor!“

Ich sank gebrochen in einen Lehnstuhl. Rosalie fuhr fort:

„Fünf Stück, Herr Professor, sie waren ganz warm, die Sperlings-Sie war eben abgeflogen.“

„Lieber Freund, was sollte ich machen? Ich muß gestehen, daß die düsteren Gefühle blutgierigen Hasses gegen meine langjährigen Peiniger die Oberhand hatten, und daß es ein schwerer Kampf zwischen Mordsucht und Menschlichkeit war, den ich kämpfte, allein mildere Regungen siegten allmählich. Durfte ich mit rauher, zerstörender Hand hineingreifen in den trauten Verband einer Familie? Durfte ich die Hoffnungen einer Mutter vernichten und Vaterfreuden im Keim ersticken? Sollte ich das Vertrauen, das diese kleinen, wenn auch verhaßten Tiere in mich setzen, grausam täuschen und die Heiligkeit des Gastrechts schnöde verletzen? — Nein, nimmermehr! Das sei ferne von mir. Aber schwer habe ich gelitten für meine Menschlichkeit. Den ganzen Tag brannte eine unerbittliche Sonne in mein unbeschütztes Schlafzimmer, und des Nachts wälzte ich mich schlaflos vor Hitze in meinen Kissen. Solange es nur Eier waren, da ging es noch, aber als Junge daraus kamen, verdoppelten sich meine Leiden, denn kaum, daß die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg, fing diese ewig hungrige Brut an nach Futter zu schreien und scheuchte „den leisen Schlaf, der mich gelind umfing“. Ich war so gut durch den Winter gekommen, mein Bauch war durch den Nullpunkt gegangen und fing an positiv

zu werden, so daß ich ihn zuweilen in dem angenehmen Gefühl meiner behäbigen Fülle wohlwollend streichelte, aber wie ist es jetzt? Dahingeschwunden ist seine Pracht, ins Negative ist er zurückgesunken und sieht aus — wie man in meinem engeren Vaterlande zu sagen pflegt — „as de Binnensiet von'n Backtrog!" Und er klopfte voller Wehmut auf den unteren Teil seiner Weste.

„Natürlich," fuhr er fort, „konnte ich diese Nächte nur ertragen, wenn ich bei geöffnetem Fenster schlief. Nun hängt aber die Nudelbaum noch an der alten Cachetheorie und jeder Luftzug ist ihr ein Greuel. Somit plagte mich dieses Weib tagtäglich mit Warnungen und Tadel über diesen sträflichen Leichtsinn, bis mir einmal die Geduld reißt und ich herausplatze: „Ach, hol' Sie der Deubel!" Und was antwortet mir dieses Geschöpf, natürlich ohne eine Miene dabei zu verziehen: „Herr Professor, mir holt er nich!" Sieh mal, lieber Freund, gegen eine gute Antwort bin ich wehrlos und somit brate ich jetzt bei geschlossenem Fenster. Aber bald wird die Qual ein Ende haben. In diesen Tagen müssen die Jungen ausfliegen und ich habe strengen Befehl gegeben, daß dann sofort die Wohnung geräumt wird. — Beim Himmel, da fällt mir ein, daß ich schon einige Zeit ihr hungriges Geschrei des Morgens nicht mehr gehört habe!" Er griff hastig nach einer Glocke, schellte und rief: „Rosalie!"

Die Alte erschien in der Thür und er rief ihr entgegen: „Sehen Sie doch sofort einmal nach,

meine Teure, ob die Sperlinge schon ausgeflogen sind."

„Eben vor 'n Augenblick hab' ich nachgesehen, Herr Professor," sagte sie.

„Nun, sind sie fort?"

„Ja, ausgeflogen sind sie, Herr Professor!"

„Laßt uns den Göttern ein Dankopfer bringen!" rief er, „Rosalie Nudelbaum, stellen Sie zwei Flaschen Rheinwein kalt!"

„Ja, aber . . ." sagte diese, indem sie die Worte so lang dehnte, daß sie den Bedarf des Ausdruckes: Konstantinopolitanische Dudelsackpfeifenmachergesellenherberge damit hätte decken können.

„Was soll das unheilsschwangere Aber bedeuten?!"

„Sie haben schon wieder Eier, Herr Professor!"

Die weißen Ratten.

Eine wahre Geschichte aus dem Tiergarten.

⁕

Der Berliner Tiergarten enthält und bietet viele Merkwürdigkeiten. Vor allem ist er selber eine, die man nicht allerorten findet. Denn einen Wald von dieser Größe, er ist etwa 210 Hektar oder 820 preußische Morgen groß, der vollständig innerhalb einer Stadt liegt, wird man kaum irgend wo anders entdecken. Ich betone das Wort Wald, denn der Tiergarten ist kein Park, wie z. B. die Londoner, sondern ein wirklicher Wald mit nur geringen parkartigen Teilen, und das ist gut, obwohl die Tante Voß es gern anders haben mochte. Darum druckte sie auch mit besonderem Behagen die Aeußerungen eines Indiers ab, der sich über die gräßlichen Dschungeln des Tiergartens baß entsetzt hatte. Auch auf einen andern Lieblingsplan kommt sie ständig zurück. Sie möchte nämlich für ihr Leben gern mitten in diesem Walde eine Restauration haben, wo sie mit ihrem Strickstrumpfe sitzen und Kaffee trinken kann, allein auch die Erfüllung dieses Wunsches scheint glücklicherweise noch in weiter Ferne zu liegen.

Eine weitere Merkwürdigkeit des Tiergartens besteht in einem Mangel, der ihn vorteilhaft vor

andern öffentlichen Anlagen dieser Art in Deutschland auszeichnet. Man mag diesen Wald durchstreifen in jeder Richtung, niemals wird man eine Warnungstafel finden. Selbst das beliebte: „Diese Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen!" fehlt, und von drakonischen Strafandrohungen ist keine Rede, sowie ebenfalls nicht von Spekulationen auf die Habgier tückischer Angeber, wie jenes berühmte: „Die, die die, die die Anlagen beschädigen, zur Anzeige bringen, erhalten fünf Thaler Belohnung!" Und diesem Vertrauen entspricht der Berliner in vollem Maße, denn sein Tiergarten ist ihm heilig, und die gelangweilten Schutzleute, die dort so sparsam herumwandeln, daß man stundenlang gehen kann, ehe man einen zu sehen bekommt, führen ein beschauliches Dasein.

Das ist um so merkwürdiger, als der Tiergarten zuweilen, besonders um die Herbstzeit, von zahlreichen Indianerbanden durchstreift wird, die sich sämtlich auf dem Kriegspfade befinden und mit ihren Federkronen, Tomahawks, Lassos, Bogen und Lanzen, sowie durch greuliche Kriegsbemalung einen schreckhaften Anblick darbieten. Zumal nach jenem Sommer, als Carver mit seiner „Wild-West-Truppe" in der Nähe des Bahnhofs „Zoologischer Garten" seine Vorstellungen gegeben hatte, war zwischen allen anwohnenden Stämmen das Kriegsbeil ausgegraben worden, und in den einsameren Teilen des Waldes hallte überall Kriegsgeschrei. Die Lieblingswaffe war der Lasso, und welche Verwüstungen in dieser Zeit unter den mütterlichen Wäscheleinen angerichtet wurden, ist ein-

fach unglaublich. Als ich damals einst in die Gegend des sogenannten „Charlottenburger Hippodroms" kam, sah ich über einen Busch hinweg über jenem freien Platze ein sonderbar schwirrendes Gewimmel in der Luft, das ich mir anfangs gar nicht zu erklären vermochte. Beim Nähertreten bemerkte ich, daß dies von Hunderten von Lassos herrührte, die von ebensovielen jugendlichen Cowboys und Indianern mit und ohne Kriegsbemalung geschwungen wurden. Solche fürchterliche Wirkung hatte „Wild-West" auf die Berlinische Jugend ausgeübt. Später sah ich auf einem der sandigen Reitwege in derselben Gegend ein andres Bild. Dort wurde der „Pferdedieb" aufgeführt. Zuerst ein heftiger Streit um die beliebte Titelrolle, aus der ein stämmiger kleiner Stöpsel als Sieger hervorging. Dieser markierte nun den Pferdediebstahl, wurde dann von den andern mit den geschwungenen Lassos verfolgt und nicht ohne Geschicklichkeit eingefangen. Nach dem Beispiel der Cowboys in „Wild-West" warfen sie ihn auf den Rücken und schleiften ihn dann im Galopp an den Lassos durch den Sand, während die andern nebenhersprengten und mit eingebildeten Revolvern auf ihn schossen, wozu sie kräftig „Puh!" machten. Und das bedauernswerte Opfer dieser Lynchjustiz pflügte durch den Sand, daß ihm der feine graue Staub in den Halskragen hinein und bei den Hosenbeinen wieder hinauslief, und war glücklich. Ein wohlwollender Spaziergänger, der ebenfalls dieser Scene voll Teilnahme zuschaute, sagte zu mir mit behaglichem Schmunzeln und wahrscheinlich in liebevoller

Erinnerung an die eigene glückliche Jugendzeit: „Na, die Senge, wenn der heute abend nach Hause kommt.“

Doch eigentlich bin ich auf die Tiere aus, die dieser Wald beherbergt, denn auch davon läßt sich merkwürdiges mitteilen. Vor allem sind da die wilden Enten, die sich dort vor Jahren ansiedelten und nun alle Gewässer in Scharen bedecken und sich so zutraulich benehmen, daß sie zum Teil aus der Hand fressen. Es ist in neuerer Zeit ein merkwürdiger Zug in der Vogelwelt zum Vorschein gekommen, der die scheusten Wald- und Wasserbewohner, wie z. B. die Amsel, die Ringeltaube und die Stockente, antreibt, sich geradezu in den Schutz des Menschen zu stellen und sich sozusagen vor seiner Nase anzusiedeln. Das älteste und allgemein bekannte Beispiel dieses Verfahrens bietet der Storch. Sein nächster Verwandter, der schwarze Storch, ist dagegen ein einsamer und scheuer Waldvogel geblieben.

Die oben genannten Vögel haben dies schlaue Verfahren erst in diesem Jahrhundert eingeschlagen und stehen sich gut dabei, insonderheit die Enten im Tiergarten, die von allen Menschen gefüttert werden und die der Berliner mit Stolz jedem Fremden zeigt, als ein neues Beispiel, wie gut es innerhalb seiner Stadt zu wohnen ist.

Mitunter kommen im Tiergarten aber auch höchst merkwürdige Geschöpfe vor, die man dort zu suchen gar keine Berechtigung hat, und solches Beispiel habe ich einmal erlebt, als ich an einem schönen Frühlingstage mit zwei von meinen Knaben spazieren ging. An einem schmalen Wege, der von der Berlin-Char-

lottenburger Chaussee nach dem Bellevuepark führt, sah ich plötzlich an einem Baumstamm zwei schneeweiße Ratten sitzen, die offenbar durchaus nicht wußten, was sie mit sich anfangen sollten. Wir traten ganz nahe hinzu, doch das beängstigte sie nicht im geringsten, sondern sie schnüffelten mit den rosigen Schnäuzchen wie suchend umher, richteten sich zuweilen mit den Pfötchen an dem Baumstamme auf und benahmen sich wie zwei ausgesetzte Königskinder, die nicht wissen, was sie in der weiten, unbekannten Welt beginnen sollen. Ja, ausgesetzt waren sie unbedingt, denn rings um sie war eine Menge Brot gestreut, doch als ich mich unwillkürlich umsah, ob nicht in der Ferne jemand laure, der sich von dem Schicksal der Verlassenen zu überzeugen strebe, sah ich niemand; es war ganz einsam und menschenleer in der Gegend. Es stand fest, daß wir die Tierchen nicht ihrem Schicksal überlassen durften, denn es war nicht unwahrscheinlich, daß dieses dann furchtbar oder grausam sein würde. Es konnten sich herzlose Barbaren ihrer bemächtigen und sie in den benachbarten Kanal werfen, sie konnten Tierquälern oder einem Vivisektor in die Hände fallen, es konnte ein Mann kommen mit einem Rattenbeißer, welcher Köter sie im Umsehen in die Ewigkeit befördert haben würde, es konnten mit einem Wort haarsträubende Dinge mit ihnen geschehen. Die harmlosen und ganz zahmen Tiere hatten etwas Rührendes in ihrer unbeholfenen Verlassenheit, und wir beschlossen, uns ihrer anzunehmen. Ich ergriff sie, die sich nicht im geringsten sträubten, steckte sie in

die Tasche meines Sommerüberziehers und ging mit meinen Knaben, die natürlich eine unbändige Freude an diesem Abenteuer hatten, weiter. Wer weiß wie oft hieß es nun auf dem Nachhausewege: „Ach, Vater, laß uns noch mal die Ratten sehen!“ Ich schlug dann die Klappe zurück und hielt die Tasche ein wenig geöffnet. Die beiden Knaben standen gebückt und sahen mit großer Teilnahme zu, wie die Tiere, auf den Hinterbeinen stehend, mit den Pfoten an den Wänden der Tasche fingerten und die rosigen Schnäuzchen schnüffelnd hervorstreckten. Wir setzten sie, zu Hause angelangt, in ein Vogelbauer mit Heu, sie tranken mit Behagen Milch, aßen dazu Weißbrot, das sie zierlich zwischen den Pfoten drehten, und waren überaus zahm, wie es solche Tiere werden, wenn sie in der Gefangenschaft aufwachsen und niemals den Gebrauch der Freiheit kennen gelernt haben. An Flucht dachten sie nie — „sie ahnten keine Möglichkeit, kein Wort von so verwegnen Dingen“.

In den nächsten Tagen schon stiegen mir gewichtige Bedenken auf. Ihr zärtliches Benehmen gegeneinander ließ mich schließen, daß wir in Eduard und Kunigunde — so waren sie getauft worden — ein Paar vor uns hatten. Ich schlug im Brehm nach, und durch eine leicht auszuführende Rechnung eröffnete sich mir die fürchterliche Perspektive, daß wir, wenn alles gut ging, bereits im Laufe eines halben Jahres im Besitz von über hundert Nachkömmlingen, Kindern und Enkeln dieses holden Paares sein konnten. Mich schauderte. Wo sollten wir mit all den Ratten hin? Ich konnte Eduard und Kunigunde von nun ab nur noch mit

finsterem Nachdenken betrachten und sah trübe in die Zukunft. Mir ward klar, daß hier rechtzeitig etwas zu geschehen habe. Die Tiere mußten wieder aus dem Hause, ehe es zu spät war, und da ergab sich nach weislicher Ueberlegung kein besseres Mittel, als sie wiederum auszusetzen. Es erschien uns zwar ein wenig grausam, aber die Pflicht der Selbsterhaltung zwang uns dazu, denn was sollten wir wohl mit über hundert Ratten anfangen? Die hätten uns ja die Haare vom Kopfe gefressen. Und nun gar nach einem Jahre, da würden es viele Tausende geworden sein. Hier galt es, schnell zu handeln.

Wir wollten aber, den Geboten der Menschlichkeit folgend, die guten Tiere der ungewohnten Freiheit unter günstigeren Bedingungen aussetzen, als unser unbekannter Vorgänger. Wir wollten ihnen die Möglichkeit gewähren, sich in sicherem Schutze aus zahmen Stubentieren in wilde, freie Ratten umzuwandeln, die dem Kampfe ums Dasein gewachsen sind. Zu diesem Zwecke barg ich sie eines Tages wieder in meiner Tasche und trug sie in Begleitung meiner beiden Knaben hinaus zum Tiergarten. Dort hatte ich mir bereits vorher einen jener großen Reisighaufen ausersehen, die sich überall in abgelegenen Gegenden finden und dazu bestimmt sind, die Abfälle des Waldes aufzunehmen. An einer Stelle hatte sich durch übereinander geworfenes dürres Ast- und Buschwerk eine Art Höhle gebildet, die sich, allmählich verlaufend, in den Haufen hineinzog und einen natürlichen Eingang in dieses Zweiglabyrinth bildete. Dort, dachte ich, seien sie gut aufgehoben, dort

fanden sie Schutz und Wohnungsgelegenheit die Menge und konnten sich allmählich in die ungewohnte Freiheit einleben. Nachdem wir genügenden Proviant in das Innere der Höhle geworfen hatten, setzten wir die Ratten hinein und sahen, daß die schneeweißen Tiere, einer angeborenen Neigung, sich in Löcher und Winkel zu verkriechen, folgend, lustig zwischen dem verwirrten Gezweige umherkletterten und binnen kurzem unsern Blicken entschwanden. Mit den herzlichsten Wünschen für ihr ferneres Wohlergehen verabschiedeten wir uns und setzten den begonnenen Spaziergang fort.

Nichts war natürlicher, als daß wir uns gegen Abend des nächsten Tages wieder zu dem Reisighaufen begaben, um uns nach den Ausgesetzten umzusehen. Schon von ferne bemerkten wir dort einen weißen Schimmer, und als wir leise näher schlichen, sahen wir, daß das Pärchen in seiner Höhle behaglich vor der Hausthür saß und sich des schönen Frühlingsabends erfreute. Es war ein niedliches Bild, wie sich die schneeweißen Tiere von dem dunklen Hintergrunde abhoben. Eines aber mißfiel mir sehr, nämlich, daß wir ganz nahe hinzutreten konnten, ohne daß sich die Ratten viel um uns kümmerten. Im eigenen Interesse der Tiere mußte dies schöne Vertrauen in die Menschheit beseitigt werden, und eine grausame Pflicht gebot mir, mit rauher Hand dies liebliche Idyll zu stören. Ich sprang schnell vor, schlug mit dem Stock heftig auf die Büsche und hatte die Freude, daß die Ratten mit ziemlicher Geschwindigkeit im Innern des Reisighaufens verschwanden. Indem ich dies Verfahren einige Abende

wiederholte, hatte ich sie bald so weit, daß sie zuletzt bei dem geringsten Geräusch wie der Blitz davonhuschten.

Der Grund, weshalb die Ratten von uns so regelmäßig an ein und derselben Stelle vorgefunden wurden, war der, daß wir Futter dort ausstreuten, jedoch nach einigen Tagen fiel es uns auf, daß wir immer nur eine dort bemerkten. Ich stellte die Vermutung auf, daß dies Eduard sei, und Kunigunde wahrscheinlich durch häusliche, oder sagen wir es gerade heraus, mütterliche Pflichten im Innern der großen Wohnung zurückgehalten werde. Welche Aussichten thaten sich uns auf. Sollten durch uns die Merkwürdigkeiten des Tiergartens um eine weitere vermehrt werden, so daß im Laufe der Jahre alle Reisighaufen von weißen Ratten bewohnt waren?

Eins hatte ich leider bei der Auswahl dieser Wohnung außer acht gelassen, und das fiel mir schwer auf die Seele, als heiße, trockene Tage eintraten — es war nämlich kein Wasser in der Nähe. Wir warfen den Ratten zwar Aepfel hin, die sie auch verzehrten, allein konnte dies auf die Dauer genügen? Ich erinnere mich, daß ich einst nach einem sehr heißen Tage in der Nacht aufwachte und hörte, wie der Regen in den Blättern der Gartenbäume rauschte und auf dem Fensterbleche trommelte. „Wie gut,“ dachte ich, „nun haben sie was zu trinken,“ und schlief sehr befriedigt wieder ein.

Jedoch, wie das so zu gehen pflegt, im Laufe der Zeit kamen wir immer seltener dazu, die Ratten aufzusuchen, und schließlich vergingen Monate darüber, ohne daß wir uns dort hatten sehen lassen.

Ich wußte ja auch, daß sie nun so weit waren, sich allein durchbringen zu können, und daß eine richtige Ratte wie Unkraut nicht so leicht zu Grunde geht.

An einem schönen, sonnigen Tage im Herbst aber erinnerten wir uns zufällig wieder unsrer früheren Schützlinge und beschlossen, unsern Spaziergang dorthin zu lenken, um uns nach ihnen umzusehen, obwohl ich eigentlich nicht die Hoffnung hegte, sie dort noch vorzufinden. Unterwegs begegneten wir einigen Weibern, die dort die Steige fegten. Sie schwatzten miteinander, und ich fing ein Bruchstück ihres Gespräches auf, das mir nachher wieder einfiel, als ich mir den Zusammenhang erklären konnte. „Jräßlich sah et aus," sagte die eine, „det janze Jesicht voll Blut." Als wir dann in die Nähe des großen Reisighaufens kamen, bemerkten wir eine Anzahl von Leuten, die sich auf dem Wege angesammelt hatten, dort hinüberstarrten und ihre Unterhaltung mit gedämpften Stimmen führten. In demselben Augenblick sah ich, daß dort, gerade an der Stelle, wo wir die Ratten ausgesetzt hatten, steif aufgerichtet zwei Schutzleute standen, die etwas zu bewachen schienen. Zu ihren Füßen lag gerade quer vor dem Eingang der uns so wohl bekannten Höhle eine längliche, dunkle Masse ausgestreckt. Ein Selbstmörder war es, den man vor kurzem dort erschossen gefunden hatte, nachdem der Knall des Schusses einige Spaziergänger aufmerksam gemacht hatte.

Seitdem haben wir uns nie wieder nach den weißen Ratten umgesehen, und was aus ihnen geworden ist, kann ich nicht sagen.

Poeta laureatus.

*

Der junge Doktor Anton Brandeis saß in einer stillen Straße der Westvorstadt von Berlin am Fenster und las. Es war ein schöner, stiller Sommer=abend; auf den Stirnseiten der Häuser lag ein zartes, rosiges Licht, die Turmschwalben jagten sich schreiend an den Giebeln entlang, die Kinder spielten Zeck und Anschlag, und zuweilen rollte schläfrig eine einsame Droschke vorüber. Auf alle diese Dinge achtete aber Brandeis gar nicht, denn er war ausschließlich in sein Buch vertieft und zwar in einer Weise, die wohl der stille Traum manches Poeten ist. Wie sonderbar, daß er, dem schon von Kindheit an ein starkes Inter=esse für die Poesie innewohnte, diesen Dichter erst jetzt gefunden hatte. Das war doch nur möglich bei dieser fürchterlichen, breiten Bettelsuppe der Litteratur unsrer Tage, in deren trüber Flut die paar guten Brocken kaum zu entdecken sind. Nicht, daß sich heut=zutage etwa so viel weniger Gutes fände als früher, nein, nur das Mittelmäßige, Ueberflüssige und Elende hat sich in einer Weise vermehrt, daß es jammervoll ist. Und alle diese Mittelmäßigen, Ueberflüssigen und Elenden stehen zusammen und rühren die Pauken und

die Schellen für einander, wie Quacksalber auf dem Jahrmarkte, die uns Brotkügelchen als heilkräftige Pillen und verdorbenes Pflaumenmus als Latwergen verkaufen. Wie oft war Brandeis schon durch solche oft wiederholten Anpreisungen bewogen worden, ein Buch irgend eines sogenannten neueren Dichters in die Hand zu nehmen, und wie oft hatte er dies verdrießlich wieder aus der Hand geschleudert, weil er fand, daß es immer derselbe saure Buchbinderkleister war, den er schon aus vielen Beispielen kannte! Aber jetzt hatte er so ganz durch Zufall einen Poeten gefunden, der ihn glücklich machte. Unter den Kolonnaden der Leipziger Straße entdeckte er ein unscheinbares Büchlein, das der brave Herr Danz mit fünfzig Pfennigen ausgezeichnet hatte. Der Name des Dichters, Walter Kolin, war ihm bekannt, er hatte manches Gute über ihn, aber noch nichts von ihm gelesen, und so meinte er, fünfzig Pfennige an diese neue Enttäuschung wenden zu dürfen. Er brachte das Buch nach Hause und las es noch am selben Abend zu Ende unter Lachen und Weinen und mit stillem Entzücken. Das war der Poet, den er immer gesucht hatte, hier fand er ausgesprochen, was er selber in der tiefsten Seele trug. Gedanken und Empfindungen, die schon lange in ihm nach Worten rangen, hier fand er sie klar und deutlich vorgetragen; wahrhaftig, er selber wäre dieser Dichter geworden, hätte ihm die Natur zu einem begeisterungsfähigen und nachfühlenden Herzen auch die Gabe verliehen, zu sagen, was er liebte und was er litt. Wie schön und durch-

sichtig war die Sprache dieses Poeten! Bald rieselte sie dahin gleich einem Bächlein, das über Kiesel plätschert und zugleich hundert neckische Lichter wirft, bald brauste sie ungestüm und mächtig daher, bald buchtete sie sich zu sanfter Klarheit, die sowohl den gewaltigen Himmel als das feinste Zweiglein widerspiegelte. Nirgends fand er leere Worte, sondern alles war aus Anschauung und aus der Tiefe geschöpft; mit ein paar unscheinbaren, aber richtig gewählten Ausdrücken ward eine ganze Landschaft vor das geistige Auge gezaubert, durch eine feine Wendung das verschlungene Gedankengewebe der handelnden Personen blitzartig erleuchtet. Der tiefste Ernst wie der heiterste Scherz stand diesem Dichter zu Gebote, und beides wußte er so zu mischen, daß er bei dem Leser die wunderliche Seligkeit des Lachens unter Thränen erzeugte.

Am nächsten Tage ging Brandeis zu Gsellius und kaufte sich alles, was von diesem Poeten erschienen war, und ruhte nicht, bis er alles in sich aufgenommen hatte, um, als er fertig war, mit behaglicherem Genusse wieder von vorne anzufangen. Er mußte sich gestehen, daß er sehr geneigt war, von allen lebenden Dichtern diesem den Lorbeer zu reichen. Zwar sein Verstand machte Einwendungen dagegen, aber sein Herz entschied nun einmal so. Es war eben sein Poeta laureatus, und für sich im stillen nannte er ihn auch so. Nur konnte er kaum begreifen, daß der Name dieses Mannes nicht in aller Munde und seine Bücher nicht in jeder guten Hausbibliothek waren. Aber dazu war Walter Kolin den guten Deutschen wohl noch lange nicht tot genug.

Herr Doktor Anton Brandeis hatte einige Freunde und Gesinnungsgenossen, und das erste, was er that, war, daß er hinging und eine kleine Kolingemeinde stiftete, wobei er in den meisten Fällen zu seiner Freude das eigene Urteil bestätigt fand. Er begann sich natürlich auch für die näheren Lebensumstände dieses Mannes zu interessieren, konnte aber weiter nichts in Erfahrung bringen, als daß der Dichter schon seit langer Zeit in Berlin lebe. Als er nun an dem schönen Sommerabend seine Lektüre beendet hatte und mit sinnendem Nachgenusse in den rosigen Abendschein starrte, da fiel ihm dieser Umstand wieder ein; er holte schnell das Adreßbuch herbei und schlug nach. Mit freudigem Schreck durchfuhr es ihn, als er fand: Walter Kolin, Schriftsteller, Wiesenstraße 22. Das war ja die Straße, in der er wohnte, und die Nummer 22 führte das kleine, zweistöckige Haus gerade gegenüber. Wie wunderlich erschien solches Zusammentreffen. Dieser Mann, den er seit kurzem so überaus verehrte, hatte ihm seit lange gegenüber gewohnt, und gewiß hatte er ihn schon oft, wenn nicht täglich, gesehen. Wer wohnte denn dort außerdem noch? August Hahnke, Schuhmacher — das war der Portier des Hauses, dessen Frau stets auf Latschen ging und die gewandteste Zunge in der ganzen Straße führte, — und dann nur noch: Ferdinand Lehmann, Rentier. Das war natürlich der dicke Herr mit der Stumpfnase, dem ausrasierten Kinn, den kleinen Augen und der Glatze, derselbe Herr, der dort eine Treppe hoch wohnte, lange Pfeifen rauchte und aussah, wie ein pensionierter Bäckermeister,

was er auch wohl war. E. stand dabei, — dem gehörte natürlich das Haus. In diesem Augenblicke öffnete sich gegenüber die Thür, und der Bewohner des Erdgeschosses trat heraus. Dieser ihm von Ansehen ebenfalls längst wohl bekannte Mann war also Walter Kolin. Eine vornehme Erscheinung von etwas über Mittelgröße wie Goethe, von gerader Haltung wie dieser und sehr sauber, fast elegant gekleidet. Natürlich, wer so sorgfältig in seinen schriftstellerischen Arbeiten verfuhr und einen so geläuterten Stil schrieb, so viel Wert legte auf das Kleid der Sprache, der gab selbstverständlich auch etwas auf sein Aeußeres. Und welch einen echten Dichterkopf hatte der Mann! Dunkles, ein wenig natürlich gelocktes, aber kurz gehaltenes Haar, braune Augen von schwarzen Brauen überschattet, eine kräftige, wohlgebildete Nase, darunter ein schöner Schnurrbart. Der ganze Kopf mit seiner bräunlichen Gesichtsfarbe hatte etwas Markiges, und seine Züge schienen aus lauter kleinen Flächen zusammengesetzt in der Weise, wie es Franz Hals zu malen liebte. Fürwahr, an diesem Manne befand sich alles in Harmonie.

Anton Brandeis konnte sich ihn in aller Ruhe betrachten, denn er stand eine Weile vor seiner Thür, einen Stock mit goldenem Knopfe unter dem Arme tragend, nestelte an seinen Handschuhen und ließ dabei seinen Blick über den hellen Abendhimmel gleiten. Dann wandte er sich und ging langsam und gemessen dem nahen Tiergarten zu. Einige Verse von Uhland schossen Brandeis unwillkürlich durch den Sinn. Er murmelte vor sich hin:

„Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —“

und machte sich ebenfalls für seinen gewohnten Abend-spaziergang bereit. Es war ziemlich hell draußen, denn die Sonne stand noch am Himmel, in rosigen Dunst gehüllt. In den Straßen brütete die Schwüle des heißen Tages, der die Häuser wie Oefen geheizt hatte, doch von den Gärten wehte zuweilen ein kühlerer Hauch und ein betäubender Levkojenduft herüber. An dem blankgefegten Himmel war kein Wölkchen, nur ein Luftballon schwebte dort in der Gegend von Charlottenburg. Der Luftschiffer schien den stillen Abend benutzen zu wollen, um möglichst hoch zu steigen; er öffnete sichtlich die Sandsäcke, die ihm als Ballast dienten, denn von Zeit zu Zeit fuhr aus der Gondel, die wie ein Pünktchen erschien, ein schmaler Silber-streif hernieder, der sich allmählich verbreiterte und in der stillen Luft verschwamm.

Im Tiergarten war es ein wenig kühler, die Hauptsteige wimmelten von Spaziergängern, und des-halb schlug Brandeis die Pfade ein nach den soge-nannten wilden Wegen, wo es einsamer war. Dort kamen ihm nur vereinzelte Leute entgegen; die Däm-merungsfalter begannen zu fliegen, vom Zoologischen Garten her tönte Musik, und zwischen den Stämmen stand das Abendrot. An einer etwas freieren Stelle schaute er unwillkürlich zum Himmel empor und sah nun wieder den Luftballon, der, allein noch von der schon versunkenen Sonne beleuchtet, in der gewaltigen Höhe schwebte wie ein rosiges Traumgebilde. Darüber

hatte der junge Doktor versäumt, auf die Begegnenden zu achten, und als er nun weiter schritt, sah er plötzlich den Mann vor sich, der ihm so große Teilnahme einflößte. Dieser beachtete ihn nicht, er ging mit den Händen auf dem Rücken und gesenkten Hauptes, scheinbar in sich selbst vertieft, an ihm vorüber. Brandeis hätte viel darum gegeben, hätte er gewußt, welche Gedanken sich jetzt in dieser so edel geformten Stirn bewegten. Sie schwebten gewiß so hoch über dem staubigen Gewimmel auf dieser Erde, wie jener Luftballon in reinen Aetherhöhen. Er empfand es als ein Glück, daß er nun den Mann kannte, der sein Herz so tief zu erregen und sein Gemüt so hoch zu erheitern wußte.

Jedoch, es war ein heißer Tag gewesen und der Abend warm, so daß Brandeis sich nach einem Trunke sehnte. Die „schaale Kreatur Dünnbier“ kam ihm in den Sinn, denn an solchen Tagen voll Sommersglut ist das kühle, säuerliche und von Kohlensäure prickelnde Weißbier durchaus nicht zu verachten, insonderheit, wenn man einen Ort weiß, wo es gut behandelt wird. Solchen kannte Brandeis sehr wohl und lenkte seine Schritte zu einem kleinen Weißbiergarten, wo eine Anzahl von festen Biedermännern aus der Gegend allabendlich ihre ungeheuren Glasbottiche leerten und dazu Puff, Solo, Sechsundsechzig oder den allmählich alles andere verschlingenden Skat zu spielen pflegten. Als der junge Doktor in den kleinen Garten eintrat, sah er dort den andern Bewohner des ihm gegenüberliegenden Hauses mit einigen

Herren an einem Tische sitzen, und als er vorüberging, hörte er ihn sagen: „Erbsen, Sauerkohl und Pökelfleisch sind durchaus nicht zu verachten, — das einzige Gericht, bei dem mir in Wirklichkeit das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn es auf den Tisch kommt."

Brandeis setzte sich an einen entfernten Tisch, denn es gelüstete ihn nicht, noch mehr von den Gesprächen dieses Urphilisters aufzufangen; er trank gedankenvoll seine Weiße und grübelte darüber nach, wie seltsam doch das Schicksal die Menschen zusammenwürfelt, so daß diese beiden Männer in einem Hause wohnten, der eine, dem das Haupt erfüllt war von lichten Phantasien und heiteren Wundern, und der andre, dessen Hirn nur die niedrigsten Gedanken zu bewohnen schienen.

Als er dann nach einiger Zeit wieder fortging, waren die Männer scheinbar noch immer mit Gesprächen über Essen beschäftigt, denn im Vorbeigehen hörte er den dicken Herrn wieder sagen: „Ja, Spickaal, den muß man an der Ostsee essen!"

„Scheußlicher Kerl!" dachte Anton Brandeis. Als er nach Hause kam, fand er eine Karte vor, folgenden Inhaltes:

„Lieber Doktor! Wollen Sie morgen abend um acht Uhr zu uns kommen, so habe ich eine hübsche, kleine Ueberraschung für Sie. Ich erwarte Sie bestimmt! Ihre Marie Bürgers."

Brandeis war erfreut über diese Einladung, denn er besuchte gern jene Familie, und die Hausfrau war seine mütterliche Freundin. Man traf dort

immer angenehme und unterrichtete Leute, und der Verkehr war zwangslos und behaglich. Am nächsten Abend machte er sich beizeiten auf den Weg. Der wohlhabende Herr Bürgers hatte ein hübsches, kleines Haus in dem sogenannten Kielganschen Villenviertel, und als Brandeis dort ankam, ward er von dem Mädchen in den Garten gewiesen. Frau Bürgers kam ihm mit leuchtendem Angesicht entgegen: „Ich habe ganz etwas Wundervolles für Sie," sagte sie freudig, „die Bekanntschaft hat sich ganz schnell und zufällig gemacht. Kommen Sie!"

Als Brandeis gleich darauf um eine Gebüschecke bog, fuhr ihm der Schreck in alle Glieder, denn dort, vor einem herrlich blühenden Rosenstrauche, stand im Gespräch mit dem Hausherrn der dicke Herr aus dem Hause gegenüber. „Wie kommt das Ungetüm hierher?" dachte er unwillkürlich, aber schon hatte ihn Frau Bürgers dorthin geführt und stellte ihn vor: „Herr Doktor Anton Brandeis, — einer Ihrer größten Verehrer, — Herr Walter Kolin!" und dann sah sie den Doktor triumphierend an. Dieser aber war wie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, und seine Verwirrung unbeschreiblich. Dieser dicke Mann mit der Stumpfnase, dem ausrasierten Kinn, den kleinen Augen und der Glatze, dieser pensionierte Bäckermeister, dieser Weißbierphilister war sein Poeta laureatus Walter Kolin!

„Sehr erfreut!" stotterte er mechanisch, allein eigentlich war er zerschmettert. Frau Bürgers, die seine Verwirrung sah und sie der freudigen Ueber-

raschung zuschrieb, legte sich ins Mittel und brachte das Gespräch bald in einen besseren Fluß, so daß Brandeis den ersten Schreck überwand, und es ihm gelang, seine Begeisterung an den Mann zu bringen und das Gesicht des Poeten mit einem freundlichen Schimmer zu verklären.

„Ein recht verständiger junger Mensch!" sagte Kolin später gelegentlich zu Herrn Bürgers, denn er glich in dieser Hinsicht, wie wohl alle Künstler und Poeten, ein wenig dem Herrn Piepenbrink aus den „Journalisten", der von den Leuten, die seine Weine loben, sagt: „Die Kerls haben keinen slechten Gesmack!"

Als Anton Brandeis aber in angeregtem Gespräch mit Herrn Walter Kolin durch die laue Sommernacht nach Hause gewandert war und sich wieder in seinem stillen Zimmer befand, da schwor er, niemals wieder voreilig von dem Aeußeren des Menschen auf sein Inneres zu schließen, und er hat von jener Zeit ab die Physiognomik für die trüglichste aller Wissenschaften gehalten.

Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Vierter Band.

Heimatgeschichten. I.

MDCXL

Stuttgart 1900.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Heimatgeschichten

von

Heinrich Seidel.

Erster Band.

MDCXL

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Odysseus.

Eine Vogel- und Menschengeschichte.

1. Der Teichrohrsänger.

. . . ., o laßt mich hören,
Was Schilf und Welle sich erzählt.
Reinick.

Ein junger Naturforscher, Namens Hermann Werder, befand sich auf einer Fußreise in jenem schönen und noch viel zu wenig gekannten Teile unsers deutschen Vaterlandes, der durch die bewaldete Hügelkette des uralisch-baltischen Höhenzuges und durch eine große Anzahl buchtenreicher Seen so eigentümliche und seltene Reize erhält. Die Schönheit dieser Gegenden wird hervorgebracht durch eine anmutige Abwechselung von Wiese, Feld und bewaldeten Hügeln und vor allem durch den Reichtum an Wasser, das sich sowohl in großen blauen Seen mit fern dämmernden Ufern ausbreitet, als auch in kleinen Weihern überall in der Landschaft aufblitzt, das sich in gewundenem Laufe durch weite grüne Wiesenthäler in die Ferne verliert, aber auch rauschend und fröhlich durch buchenbewachsene Waldthäler dahinströmt. Freilich, von diesen Reizen war an dem Orte, wo sich der junge Wanderer eben befand, wenig zu spüren, denn er

marschierte auf der Chaussee nach Golnow, die sich in der Richtung von Süden nach Norden schnurgerade durch einen ausgedehnten Buchenwald erstreckte. Es war zur Mittagszeit, der Weg schattenlos und die Sonne meinte es gut. Allein dies schien den jungen Mann wenig zu kümmern, sein Gepäck war leicht und sein Sinn heiter, und er gehörte zu jenen Naturfreunden, denen die Anstrengung das Vergnügen nur erhöht. Er marschierte rüstig weiter und ließ seine Augen munter umhergehen. Ihm entging nichts von dem, das sich um ihn regte und bewegte oder sich in Farbe und Form hervorthat. Sein scharfer Blick folgte dem Vogel, der sich in der Ferne vorüberschwang, und erkannte ihn an der Art seines Fluges. Jedes schwankende Flattern eines Schmetterlings erregte seine Aufmerksamkeit, ein andersfarbiger Fleck an der hellen Rinde eines Buchenstammes war im stande, ihn vom Wege abzulenken, und dann wieder, wenn sein Fuß durch das Gras des Chausseegrabens streifte, folgten seine Augen dem kleinen Getier, das allerseits aufgescheucht das Weite suchte. Er war auf der Höhe eines Hügels angelangt und schaute, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete, die schnurgerade, staubige Chaussee entlang. Schattenlos, von der Sonne durchglüht und einsam lag sie vor ihm; nur in der Ferne kroch langsam ein Lastwagen die Anhöhe hinauf; man hörte in der Mittagsstille das Knallen der Fuhrmannspeitsche und das klingende Rasseln der Eisenteile. Sonst war alles leer, denn die Straße, auf der einst ungezählte Frachtwagen und Gefährte

verkehrt hatten, war durch die Anlage einer Eisenbahn vereinsamt und glich den Altwassern eines Flusses, dem man ein neues Bett angewiesen hat. Von dem Ziel des jungen Reisenden, der guten alten Stadt Golnow, war in der weiten Ferne nichts zu bemerken, und sehnsüchtig schweiften seine Augen einen grünen Waldweg entlang, der sich von der Landstraße in das kühle Schattengebiet der Buchen verlor. Vor ihm auf dem staubigen Chausseebaum sang unermüdlich eine Goldammer ihr fadendünnes Lied: Wenn du zwei Flügel hätt'st, könnt'st du mit flieeeg'n!" aber fern aus den grünen Wipfeln rief so lockend der Pirol, und ehe sich Hermann Werder noch recht besinnen konnte, war er in den schattigen Waldweg eingebogen. Er gedachte dort ein schönes Plätzchen aufzusuchen und von seinen Reisevorräten eine Mittagsmahlzeit zu halten. Eine Weile war er fortgeschritten, als der Weg eine Biegung machte, um auf der Höhe zu bleiben, denn ein sanft abfallender Grund senkte sich hinab und in der Ferne schimmerte es hell zwischen den Stämmen in jenem bläulichen Duft, der im Sommer über größeren Gewässern zu liegen pflegt. Hermann stieg durch das raschelnde Laub, dessen weiche Decke viele Herbste hier aufgehäuft hatten, den Abhang hinab und erblickte bald durch eine Lücke der Ufergebüsche den glatten Wasserspiegel und ein Stück des gegenüberliegenden waldigen Ufers. Dann trat er aus dem Walde hervor und sah die weite, blanke Fläche vor sich liegen. Zu seiner Rechten ging eine kleine, bewaldete Halbinsel in den See hervor und

versperrte ihm die Aussicht, zur Linken aber überschaute er die ganze Ausdehnung und bemerkte an der entferntesten Bucht aus Baumwipfeln hervorragend ein weißes Gebäude, aus dessen Schornstein ein blasser Rauchfaden in die stille, sonnige Luft emporstieg.

Er legte sein Gepäck ab und lagerte sich an einer etwas erhöhten Stelle des Ufers dicht am Wasser in das weiche Gras. Ein leichter Nachmittagswind hatte sich aufgemacht; er brachte ein leises Flüstern in die Blätter und ließ das junge Rohr am Strande mit leisem Wispern ertönen. Dazu erschallte von allen Teilen des Ufers fortwährend das laute, knarrende Geschwätz der Drosselrohrsänger.

„Ah," murmelte er, „Calamoherpe turdoides macht sich sehr bemerklich, Calamoherpe arundinacea wird auch wohl nicht weit sein." Wie zur Bestätigung rührte es sich jetzt vor ihm in dem Rohrdickicht und ging mit leisem Rascheln von Halm zu Halm; man konnte daran die Bewegung des Verborgenen verfolgen. Dann hörte die fortschreitende Bewegung auf, nur der letzte Halm wiegte sich und raschelte stärker, bis plötzlich an derselben Stelle ein wunderlicher, schwätzender Gesang entstand, der gewissermaßen das Flüstern und Wispern des Rohres musikalisch zum Ausdruck brachte. Endlich kam es auf dem Rohrhalme immer höher emporgestiegen und zuletzt tauchte ein Teichrohrsänger an die Oberfläche hervor, ein kleines, bräunliches Vögelchen, das sein singendes Geschwätz unter aufgeblasenem Gefieder mit der größten Anstrengung hervorzubringen schien. Hermann war

unwillkürlich aufgestanden und trat näher, aber das aufmerksame Tierchen bemerkte ihn, tauchte wieder in das Dickicht, und man sah an dem Zucken der Rohrhalme, wie es sich entfernte. Weiterhin kam es noch einmal hervorgestiegen, schaute sich neugierig um und verschwand wieder zwischen den Halmen, wo es sogleich in seinem sonderbaren Gesange fortfuhr. Den Naturforscher wandelte die Lust an, das Nest zu suchen, das in dem kleinen Rohrdickicht stehen mußte. Kurz entschlossen legte er seine Fußbekleidung ab und fing an, in dem seichten Wasser zwischen dem Röhricht herumzuwaten. Die scharfkantigen Blätter schnitten ihn in die Finger und das tausendfältige Insektenvolk, das dort seinen Wohnsitz hat, umschwirrte und belästigte ihn, allein so viel er auch suchte, er fand nichts. Zuweilen stand er und horchte und vernahm dann das knarrende Gesinge der übrigen Rohrsänger und das Springen der Fische im Wasser. Die Sonne brannte und zog große Tropfen auf seine Stirn, allein das Wasser spielte verlockend kühl um seine Füße, und so wandelte ihn die Lust an, ein Bad zu nehmen. Er ging wieder ans Land, entkleidete sich und watete durch eine freie Stelle des Röhrichts ins Wasser. Wo das Schilf aufhörte, ging der Grund sehr schnell in die Tiefe, so daß Hermann bald schwimmen mußte. Zuerst trieb er sich in der Nähe des Ufers umher und schlug mit Armen und Beinen das Wasser, daß es in tausend Tropfen über ihn hinwegspritzte. Dann schwamm er weiter hinaus, denn er war neugierig zu sehen, wie weit sich wohl der See auf der andern

Seite der Halbinsel erstrecken möchte. Er war ganz übermütig gestimmt im Gefühle seiner Kraft und der Frische, die das kühle Element durch seine Glieder goß, und rief zuweilen mit lauter Stimme das Echo an, das ihm von allen Ecken und Vorsprüngen aus allmählich verhallend antwortete. So langte er gegenüber dem äußersten Ende der Landzunge an und sah nun, wie nach dieser Richtung der See weithin ging und sich in ferne waldbesäumte, blau dämmernde Buchten verlor.

Auf der anderen Seite der Halbinsel in der Nähe des Fußweges, der dem Ufer des Sees folgte, wurde durch das laute Plätschern und die Rufe Hermanns ein Mann aufgestört, der dort schon seit einer Stunde im kühlen Schatten ruhig schlief. Bei dem ersten Blicke mochte man wohl erkennen, daß dieser Mann seine Gründe hatte, die Stille und Abgeschiedenheit einsamer Fußwege und Waldpfade der belebten Landstraße vorzuziehen, denn er gehörte offenbar zu jenen Vagabunden, deren schweifendes Zigeunerleben nur unterbrochen wird, wenn eine fürsorgliche Behörde ihnen Gelegenheit gibt, in öffentlichen Staatsanstalten bei der nützlichen Beschäftigung des Wollespinnens von den Strapazen ihrer abenteuerlichen Wanderschaften auszuruhen. Dieser Mann also fuhr aus dem Schlafe empor und horchte eine Weile. Dann hängte er sein schmieriges Bündel um, stülpte den durchlöcherten Hut auf das struppige Haar, in dem noch einige Heuhalme als die Spuren seines letzten Nachtquartiers hingen, nahm seine Stiefel in

die Hand und schlich vorsichtig auf eine kleine Anhöhe, die ihm den Ausblick nach jener Seite gestattete, wo sich Hermann befand. Als der Vagabund diesen bemerkte, der weit im See wassertretend und die Augen mit der Hand beschattend in die Ferne blickte, ging ein pfiffiges Grinsen über seine von Luft, Sonne und Schnapsgenuß braunrot gefärbten Züge, und die kleinen, schwarzen Aeuglein funkelten lüstern. Sodann, indem er sorgfältig spähte, ob niemand weiter zugegen sei, schlich er vorsichtig näher, bis er an den Ort kam, wo Hermann sich vorhin gelagert hatte. Ohne weiteres fuhr er sofort mit seinen nackten Füßen in dessen Stiefel, die zu seiner großen Genugthuung sehr gut paßten, stülpte sich den kostbaren Panamahut auf, raffte eilfertig Gepäck und Kleidungsstücke zusammen und verschwand damit im Dämmer des Waldes. Seinen durchlöcherten Filzhut und seine zwei Stiefelruinen ließ er, froh des guten Tausches, als Ersatz an dem Orte zurück.

Nach kurzer Zeit kam Hermann nichts ahnend ans Land getrieft und suchte vergeblich den Platz, wo er sich entkleidet hatte. Endlich fand er den Hut und die Stiefel, und mit Blitzesschnelle durchzuckte ihn plötzlich eine Vorstellung dessen, was sich ereignet hatte. Im ersten Augenblicke überwältigte ihn fast diese niederschmetternde Thatsache und wie betäubt sank er ins Gras, saß dort eine Weile und stierte vor sich hin. Dann sprang er plötzlich wieder auf, lief auf eine kleine Anhöhe und blickte wild nach dem verschwundenen Uebelthäter aus. Aber bei dieser

vergeblichen Bemühung verlor sich der erste Schreck, der Humor dieser Begebenheit kam Hermann zum Bewußtsein und ließ ihn laut auflachen. Er setzte sich in den warmen Sonnenschein und bedachte seine Lage. Fürwahr in einem Nu war er zu einem unmöglichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft geworden und nicht viel besser als ein wildes Tier. Ohne Kleidung, ohne Geld, ohne jegliches Hilfsmittel saß er hier in der unbekannten Gegend eines fremden Landes, nur im Besitze eines fürchterlichen Hutes, zweier diesem ebenbürtiger Stiefel und eines nicht unbeträchtlichen Hungers. Niemals in seinem Leben war es ihm so einschneidend zum Bewußtsein gekommen, was es bedeutet ein Kulturmensch zu sein, ein Kulturmensch mit Ober- und Unterzeug, Taschenuhr, Bürste, Kamm, Zahnstocher, Portemonnaie und Cigarrentasche. Aber was half es, mit den vorhandenen Thatsachen mußte gerechnet werden, und er machte sich allmählich seinen Plan. Es erschien ihm am richtigsten, die Dunkelheit abzuwarten und in ihrem Schutze am Ufer des Sees entlang bis zu jenem Hause zu gehen, das er an der äußersten Bucht aus den Bäumen hervorschimmern sah. Dort, im Gebüsch verborgen, wollte er durch Rufe die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen suchen. Nach diesem Entschluß ward er etwas ruhiger, die aufgeregten Wogen seines Gemütes legten sich, und er sah nach dem Stande der Sonne. Danach mußte es gegen drei Uhr sein. Dann begann er sich für die Dauer der Zeit häuslich einzurichten. Er brach viele belaubte Zweige ab und bedeckte sich damit,

so daß er ganz verborgen und vor den direkten Sonnenstrahlen geschützt war.

Wie langsam spann sich die Zeit hin! Allerlei ferne Töne drangen an sein Ohr, zuweilen ein Rauschen im welken Laub oder ein Klang wie von fernen Stimmen, aber alles verlor sich wieder. Einmal hörte er das dumpfe Rollen eines Wagens auf der fernen Chaussee. Er rief laut: „Hierher! Hilfe!" Das Echo trug den Ruf von Bucht zu Bucht, ersterbend klang er noch einmal in der Weite und versank dann in fernen Blättermassen. Auch das Rollen des Wagens verlor sich allmählich. Dann war wieder eine Zeitlang nichts um ihn als das stille, sonnige Weben des Waldes, ein zartes Flüstern im Schilf und das unablässige Geschwätz der Rohrsänger. Der See lag vor ihm im Schutz der Halbinsel glatt wie Glas, nur in der Ferne, wo der leichte Wind Zugang hatte, ging es wie ein mattgeschliffener Streifen über ihn hin. Dort schwamm ein Kragentaucher und neben ihm wie vier kleine Pünktchen seine Jungen. Unwillkürlich wollte Hermann nach seinem Fernrohr greifen, das er wie jeder gute Ornithologe bei sich führte, allein wo war das jetzt? Vielleicht befand sich sein jetziger Besitzer schon auf der andern Seite des Sees und betrachtete ihn hohnlachend aus sicherer Ferne. Einige Beschäftigung gaben ihm die Mücken, die abzuwehren bei der großen Fläche, die er ihren Angriffen darbot, einige Kunst erforderte. Mit ihrem feinen, geduldigen Singen waren sie unablässig um ihn beschäftigt. Der Sport, sie ihren durchsichtigen Hinter-

leib ganz voll Blut saugen zu lassen und sie dann in der Blüte ihrer Sünden hinzumorden, erheiterte ihn eine Zeitlang.

Dann fielen seine Augen auf die Stiefel des räuberischen Unbekannten, die einen ebenso sonderbaren als bemerkenswerten Anblick darboten. Der eine lag wie wegemüde auf der Seite und hatte seine halb-ausgerissenen Ohren lang vor sich gestreckt, es war ersichtlich, daß er schlief. Der andre dagegen stand aufrecht, nur seinen lappigen Schaft hatte er zur Seite gesenkt und stierte Hermann mit plebejischer Gemeinheit unverwandt an. In seiner aufgesprungenen Schnauze standen die Zwecken wie eine Reihe von Haifischzähnen und um dies rötliche, abgescheuerte Maul lag ein teuflischer Zug höhnischen Grinsens, der Hermann, so lächerlich es auch war, allmählich in Zorn versetzte, denn es erschien ihm fast, als ob ihn dieser Lump von einem Stiefel in Vertretung seines Herrn mit schadenfroher Gemeinheit verspotte. Voller Zorn ergriff er die beiden Scheusäler und schleuderte sie ins Wasser.

Die Sonne näherte sich mehr und mehr den Wald-wipfeln und es fing an, allmählich kühler zu werden. Hermann schauerte zuweilen zusammen und häufte mehr Zweige und Blätter um sich her. Seine Augen schweiften ungeduldig spähend bald nach dem Stande der Sonne, bald musterten sie jeden Vorsprung und jede Bucht des Seeufers, allein nirgends wollte sich eine Aussicht auf Hilfe und Rettung zeigen. Von der Stelle, wo er lag, zog sich das Ufer in einem

großen Bogen bis zu jenem Hause hin, das er gleich zu Anfang bemerkt hatte, er konnte deshalb diese ganze Partie in einzelnen Teilen übersehen und sogar zuweilen den Fußweg unterscheiden, der auch an seinem Lagerplatz vorüberführte.

Da, als er wohl zum zwanzigstenmal diesem Zuge des Ufers mit seinen Augen folgte, bemerkte er plötzlich in ziemlicher Entfernung auf dem Fußwege eine helle menschliche Gestalt, die sich langsam näherte. Jetzt ward sie wieder vom Buschwerk verdeckt, und eine Zeit der peinlichsten Spannung trat ein, weil sie gar nicht wieder zum Vorschein kommen wollte. Konnte sie nicht einen andern Weg eingeschlagen haben oder umgekehrt sein? Schon wollte er seine Stimme zu lautem Hilferuf erheben, da endlich tauchte die helle Gestalt wieder aus den Büschen hervor und zwar diesmal um vieles näher. Es schien ein junges Mädchen zu sein, sie trug ein helles Sommerkleid und hatte einen Strohhut am Arme hängen, ein kleines Hündchen begleitete sie, und zuweilen hörte Hermann dessen kläffende Stimme. Ein neuer Schreck überfiel ihn, als er bemerkte, daß es wirklich ein junges Mädchen war; der älteste Zittergreis wäre ihm in diesem Falle lieber gewesen. Er raffte das Laubwerk, das ihn umgab, dichter zusammen und beobachtete gespannt die Nahende. Jetzt stand sie und blickte ruhig über den See hinaus, eine anmutige, schlanke Gestalt mit reichem, dunklen Haar und einem schönen, stillen Antlitz. Unterdessen kam es mit hastigen Sprüngen durch das hohe Gras ge-

arbeitet; es war der kleine Hund, der schnüffelnd auf Hermann zukam. Plötzlich erblickte das Tierchen diesen, prallte zurück, und fing an, mit Beharrlichkeit und großem Kraftaufwand zu bellen, wobei es ihn mit den großen, von weißem Hängehaar fast verdeckten Augen zornig anblickte. Das Mädchen wandte sich zu dem Hunde und rief: „Zerline, was hast du da? Komm, wir wollen nach Hause gehen!“

Aber Zerline wedelte nur sehr wenig mit dem Stummelschwänzchen und fuhr fort, ihre Entrüstung mit lautem Kläffen auszudrücken. Das Mädchen kam näher, um zu sehen, was den Hund so in Aufregung bringe; sie dachte, es würde wie gewöhnlich ein Igel sein, ein Tier, das bekanntlich den Zorn aller Hunde in hohem Maße zu erregen pflegt. Jetzt war für Hermann der Augenblick zum Handeln gekommen:

„Mein Fräulein,“ sprach er hinter seinem Busch mit lauter Stimme, „erschrecken Sie nicht, fliehen Sie nicht, sondern hören Sie mich an.“

Die Wirkung dieser Ansprache war, daß das Fräulein erstens ziemlich erschrak, zweitens sich zur Flucht wandte, drittens aber sich besann und stehen blieb, um das weitere zu hören. Zerline bellte unglaublich.

Hermann fuhr fort: „Mich zwingt die Not, Hilfe bei Ihnen zu suchen. Ich bin, als ich in diesem See badete, meiner sämtlichen Habseligkeiten beraubt und in einen ganz hilflosen Zustand versetzt worden;“ — hier wandte das Mädchen sich ab und blickte über den See hinaus — „ich bitte Sie inständigst, mir

Hilfe senden zu wollen. Ich heiße Doktor Hermann Werder. Eine Karte habe ich aus einleuchtenden Gründen nicht mehr bei mir, sonst würde ich sie Ihnen durch gegenwärtiges liebenswürdiges Hündlein apportieren lassen, im Falle es diese nützliche Kunst gelernt hat!"

Das Mädchen lächelte fast unmerklich bei den letzten Worten und sprach: „Ich werde sofort nach Hause eilen; in einer Stunde kann die Hilfe hier sein."

Damit ging sie schnell auf dem Fußsteige zurück in der Richtung, woher sie gekommen war. Zerline bellte noch eine Weile, dann lief sie eilig ihrer Herrin nach, kehrte noch einmal zurück, stieß ein hastiges Gekläff aus und sprang dann in langen Sätzen durch das hohe Gras davon.

Eine große Beruhigung kam über Hermann. Er fühlte sich im Gegensatz zu seinem früheren kritischen Zustande so sicher und geborgen, daß er zum Schlusse noch zu einem ganz behaglichen Gefühl des Humoristischen in seiner Lage gelangte und einmal über das andre über diese seltsame Fügung des Geschickes still vor sich hin lachte.

*

2. Die Nachtigall.

Doch süsser noch erklinget
Ein sonders Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bey Mon vnd Sonnenschein.
Friedrich von Spee.

Nach einiger Zeit bemerkte Hermann Werder, daß sich aus der entfernten Bucht in der Nähe des weißen Hauses ein Kahn ablöste und in den See hinausfuhr. Bald erkannte er zwei Männer darin, deren einer mit kräftigen Ruderschlägen das Fahrzeug fortbewegte, während der andre am Vorderteil saß und über den See hinausblickte. Dieser Mann erhob sich, als der Kahn in die Nähe der Bucht kam, und zeigte sich als ein großer, wohlbeleibter Herr mit einem rosigen, jovialen Antlitz. Indem er spähend seine Augen umhergleiten ließ, rief er: „Nun, wo weilt er, der herrliche Dulder Odysseus?"

Hermann nahm auf diese lustige Anrede einen grünen Zweig und schwenkte ihn kräftig. Der Kahn ward ans Land getrieben, der Mann stieg aus und ließ sich von dem Ruderer ein Bündel reichen, mit dem er sich Hermanns Lagerstatt nahte. „Beim Erderschütterer Zeus!" rief er, „wunderbar ist dein Schicksal, o Fremdling! Doch ehe ich unnütze Worte verschwende, nimm hier dies Bündel, es enthält die nötige Gewandung. Piepmeyer, der kunstvollste Schneider in der turmreichen Stadt Golnow, entwarf sie vor Jahren aus schlesischem Tuch."

Während Hermann sich ankleidete, zog der Mann

eine Flasche hervor, hielt sie gegen das Licht und sprach dann: „Nimm auch dies, würdiger Fremdling, denn ich sehe, du schudderst trotz Helios' wärmenden Strahlen. Kunstreiche gallische Mönche brauten diesen Trank aus mystischen Kräutern des Gebirges und köstlichem Cognac. Wie liebliches Feuer durchrinnt er die Adern, ist morgens nicht übel, des Mittags vorzüglich, des Abends heilsam und nicht schädlich um Mitternacht."

Nachdem Hermann getrunken und sich vollends angekleidet hatte, sprach der Mann weiter:

„Nun da Sie wieder als Kulturmensch, wenn auch in etwas beutliger Gewandung — denn für meine behäbige Fülle, nicht Ihre jugendliche Schlankheit, entwarf Piepmeyer dies Kunstwerk — vor mir stehen, erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Konrad Bastian und ich bin der Besitzer des Gutes Goldensee. Und nun lassen Sie uns das schönge-schnäbelte Schiff besteigen und nach Hause fahren, Herr Doktor, und den Göttern ein Dankopfer bringen für Ihre glückliche Errettung." Während sie über den See fuhren, setzte der joviale Herr in seiner bur-lesken Weise die Unterhaltung fort, und bald lande-ten sie in einer kleinen Bucht, von der aus sich ein schöner wohlgepflegter Garten in Terrassen zu dem weißen Hause hinaufzog. Was Hermann, als sie diesen durchschritten, besonders auffiel, war der ungewöhn-liche Reichtum an singenden Vögeln, die alle Sträucher und Bäume besetzten und die Luft mit süßen Klängen erfüllten. Sein geübtes Ohr unterschied sofort den

flötenden Gesang des Mönches und der Gartengrasmücke, das laute Schwatzen des Gartenlaubvogels, das Schmettern der Finken und das liebliche Lied des Rotkehlchens. Dazwischen schwirrte der Waldlaubvogel, und aus den Wipfeln klang die sonderbare, abfallende Tonfolge des Fitis. Aber alles übertönten die Nachtigallen, die in den Gebüschen wetteifernd gegeneinander jauchzten und jubelten, daß man fast davon betäubt wurde. Hermann sprach seine Verwunderung darüber aus, und Herr Bastian erwiderte: „Mein Bruder hat dies zu stande gebracht, er ist der Gebieter alles dessen, was da fleucht und kreucht, und die Vögel des Himmels gehorchen seinen Winken."

Sie gelangten jetzt an eine von Rosen umrankte Veranda vor dem Hause, wo zwei Damen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, saßen. Die ältere, eine behäbige, rosige Erscheinung, war die Frau des Herrn Bastian, und in der Tochter erkannte Hermann seine gütige Retterin wieder. Beide Damen lächelten, als sie ihn in seinem sonderbaren Aufzuge erblickten, und bei der jüngeren mischte sich zugleich ein sanftes Erröten hinein. „Wie Rosen in einer silbernen Schüssel," würde Herr Bastian vielleicht gesagt haben, wenn er es bemerkt hätte, da dies aber nicht der Fall war, so rief er: „Teuerste Gattin, ich hoffe, das Vesperbrot steht bereit, denn ich fürchte, unser herrlicher Dulder Odysseus hat einen wahnsinnigen Hunger!" Da die Frau dazu nickte, so fuhr er fort: „Gut, so laßt uns hineingehen und die Hände erheben zum lecker bereiteten Mahle!"

Im anstoßenden Gartensaale war ein Tisch gedeckt, der nach der Sitte des Landes gar reichlich mit allerlei kalten Gerichten bedeckt war.

„Nun, mein lieber Freund,“ sagte Herr Bastian, als man sich gesetzt hatte, „wovon wünschen Sie, vom geräucherten Rücken des schwerhinwandelnden Stiers, von der bräunlichen Ente, oder vom Schinken des Schweins, deſſ' purpurrosigen Querschnitt köstlicher Speck umkränzt mit rötlich schimmerndem Anhauch. Ist Ihnen Mettwurst genehm, kunstvoll in Därme gestopft, von einer Meisterin Hand? Rosalie Rütebusch heißt sie und führt uns die Wirtschaft.“

„Aber lieber Konrad,“ sagte lächelnd die Frau, „was soll der Herr Doktor von dir denken?“ dann wandte sie sich an diesen und fuhr fort: „So geht es oft den ganzen Tag und kein vernünftiges Wort kommt aus seinem Munde. Zuweilen versteht kein Mensch, was er eigentlich will.“

„Weib, störe nicht den erhabenen Flug meiner Gedanken!“ sagte Herr Bastian, indem er ein mächtiges Stück Rauchfleisch heruntersäbelte.

Das Gespräch kam nun wieder auf Hermanns Abenteuer und es ward die bestimmte Vermutung ausgesprochen, daß der schwarze Jochen, ein bekannter Vagabund, der sich während der letzten Zeit in der Gegend herumgetrieben hatte, wahrscheinlich der Thäter gewesen sei. Zugleich kam auch die Rede auf die ornithologischen Studien des jungen Doktors und nun bedauerte man, daß Onkel Ludwig gerade heute auf einem Ausflug begriffen sei. — „Mein Bruder Lud-

wig, das ist Ihr Mann," sagte Herr Bastian. „Heute ist er fort und sitzt in einem entfernten Moor, wo er es auf irgend einen besonderen Vogel abgesehen hat, der eine außergewöhnliche Art zu piepen an sich trägt. Aber morgen ist er wieder hier und da müssen Sie ihn gleich besuchen. Ja, das ist Ihr Mann. Wenn Sie den nehmen und setzen ihn mitten in den unbekanntesten Teil von Afrika, wo die Karte noch ganz weiß ist, mitten in den Urwald, und es hockt da auf einem Kokusnußölsodaseifenbaum ein ganz unmöglicher Vogel, wie Sie ihn in Ihren kühnsten Träumen nicht zu denken wagen, da bemerkt er Ihnen ganz kaltblütig: ‚Aha, Gallipago officinalis,' oder wie das Biest sonst auf lateinisch heißt, und sagt Ihnen, was für Eier er legt und wie seine Familienverhältnisse sind. Oder Sie setzen ihn in die indischen Dschungeln, wo es von Tigern wimmelt, wie hier in guten Jahren von Feldmäusen, was wird er thun? Vogelnester wird er suchen im Angesicht des sicheren Todes und noch im Rachen des Tigers sein Taschenbuch mit Notizen bereichern.

Sie haben schon selber bemerkt, wie er den Garten und seine Umgebung in raffinierter Weise mit Singvögeln bevölkert hat, so daß man an schönen Frühlingsabenden wie heute, wenn die ganze Bande unisono loslegt, sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie bemerkten vorhin, daß Sie Ihren Koffer nach Golnow vorausgeschickt haben ins Hotel zur goldnen Sonne. Morgen mit dem Frühesten schicke ich Friedrich mit

den beiden Ponies hin und lasse ihn abholen, und Sie bleiben hier, solange Sie wollen. Ornithologische Studien können Sie hier machen, daß Ihnen die Augen übergehen. Auch die Flora ist in hiesiger Umgebung, wie Rektor Baumüller aus Golnow sagt, „ungemein interessant". Es wachsen hier Sorten von Unkraut, von denen sonst die ganze Provinz verschont geblieben ist. Nicht wahr, mein teuerster Odysseus, Sie erweisen mir diese Freundlichkeit? Wahrlich ich sage Ihnen, brächte man mir alle Schätze Indiens auf einem Präsentierteller und flehte mich an: ‚Bitte, bedienen Sie sich!' es würde mich nicht so glücklich machen, als wenn Sie jetzt ja antworten!"

Was sollte Hermann auf eine so freundliche Aufforderung wohl anders thun, als sie annehmen, zumal da ihm kein Hindernis im Wege lag und da sich der eigentliche Zweck seiner Fußreise scheinbar hier am besten erfüllen ließ?

Nach dem Essen saß er noch eine Weile mit Herrn Bastian bei einer guten Flasche französischen Weißweins und ging dann hinauf in sein Zimmer, da sich doch nach dem starken Fußmarsch und den übrigen Ereignissen des Tages eine frühzeitige Ermüdung bei ihm einstellte. Das Zimmer lag in einem Giebel nach dem Garten hinaus, und Hermann saß noch eine Weile am Fenster und blickte in die Junimondnacht. Mit hellen Steigen und düstern Gebüschgruppen zog sich der Garten hinunter an den See, der sich in dämmernde Buchten und in den silbernen Mondscheindunst der Ferne verlor. Schimmernde Blumen-

angesichter blickten still aus den Schatten, und ein süßer Duft von jungen Rosen stieg zu ihm empor. In der Ferne, in der Nähe, überall schlugen die Nachtigallen; eine saß nahe am Fenster in dem zierlichen Gezweige eines Baumes, er sah den schlanken, dunklen Körper des Tierchens sich gegen den hellen Abendhimmel abheben und bemerkte deutlich, wie es mit Leib und Seele jauchzte und jubelte. Wenn in der Nähe einmal eine kurze Stille eintrat, so kamen aus der traumhaften Ferne hold verworren die Töne der andern herüber, so daß keine Sekunde ohne die lieblichen Klänge war. Derweil er so saß, ward unten im Hause, wo noch ein sanfter Lichtschimmer in die Nacht hinausging und das Blattwerk grün durchleuchtete, ein Klavier angeschlagen, und nach einem kurzen Vorspiel ertönte der Gesang einer schönen, vollen Mädchenstimme zum Preise der schönen Rosenzeit:

Wenn die wilden Rosen blühn
An des Feldes Rand,
Frischgemähtes Wiesengrün
Duftet durch das Land,
Wenn in stillen Waldesgründen
Sich die roten Beeren künden
Und die Sommerszeit verkünden,
Wenn der Himmel blaut so weit:
O du schöne Rosenzeit!

Hell und warm ist nun die Nacht,
Länger wird der Tag,
Daß er all der Schönheit Pracht
In sich fassen mag.

Frühling ist noch nicht gegangen,
Sommer hat schon angefangen,
Beide hold vereinigt prangen,
Herbst und Winter sind noch weit:
O du schöne Rosenzeit!

Ja, in Rosen steht die Welt,
Aber ahnungsbang
Rauschet durch das Aehrenfeld
Schon ein fremder Klang.
Bald ertönt der Erntereigen,
Und die Rose wird sich neigen,
Und die Vögel werden schweigen!
Ach wie bald, dann liegst du weit,
O du schöne Rosenzeit!

Dann war es still und nur das unendliche Singen der Nachtigallen blieb zurück. Hermann wartete noch eine Weile, dann schloß er leise das Fenster, legte sich zu Bett und ließ sich in den Schlaf singen.

*

3. Der Zaunkönig.

Genügsamkeit,
Wie dünkt der kleinste Kreis dich weit!
J. Trojan.

Am nächsten Morgen wurde Hermann durch den Knall eines Schusses dicht unter seinem Fenster aus dem Schlaf geweckt. Als er schnell ans Fenster eilte, sah er einen älteren, hochgewachsenen Mann, der eine Vogelflinte unter dem Arme trug und sich

in der Richtung nach dem See zu entfernte. Nun bückte er sich und nahm eine tote Elster auf, betrachtete sie eine Weile wohlgefällig und verlor sich dann hinter das Buschwerk. „Aha,“ dachte Hermann, „wieder ein Nesträuber weniger. Hier wird strenge Justiz geübt.“ Dann kleidete er sich schnell an und ging hinunter. Dort traf er Herrn Bastian, der ihn in gewohnter Weise begrüßte, allein am Kaffeetisch.

„Liebster Odysseus,“ rief er dann, „das köstliche arabische Getränk wartet bereits Ihrer. Sobald Sie sich dieses einverleibt haben, bringe ich Sie zu meinem Bruder, dem Zaunkönig. Er hat reiche Erfahrungen und nasse Füße von seinem gestrigen Ausfluge zurückgebracht.“

Sie gingen dann durch den Garten, bis sie an einen mächtigen Reisigzaun kamen, der einen zweiten Garten umschloß. Als sie durch ein kleines Pförtchen dort eingetreten waren, bot sich Hermann ein freundlicher Anblick dar. Man konnte es eine künstliche Wildnis nennen, was sich dort den Blicken zeigte, denn trotz aller scheinbaren Unregelmäßigkeit war doch die ordnende Menschenhand nicht zu verkennen. Aus einem üppigen, von tausend Blumen durchwirkten Rasen erhoben sich die mannigfachsten Gebüschgruppen und einzelne weithinschattende Bäume. Was den Anblick aber gerade jetzt zauberhaft machte, waren die unzähligen wilden Rosensträuche, die, überall in Mengen zwischen dem andern Grün verteilt, im zarten Schmuck ihrer blaßroten Blüten standen. Das Jauchzen und Jubilieren der kleinen gefiederten

Musikanten in diesem Teile des Gartens aber war geradezu betäubend. Weiterhin war ein größerer Rasenplatz, aus dessen Mitte sich eine mächtige Linde erhob, die, wie es die Art dieser Bäume ist, wenn man sie ihrem Willen überläßt, ihre Zweige bis an den Boden niederhängen ließ und somit gleich einer gewaltigen grünen Kuppel dastand. Dahinter lag von Epheu und Rosen überrankt ein kleines, freundliches Gartenhaus, das dem Schöpfer dieses anmutigen Paradieses, dem Herrn Ludwig Bastian, zur Wohnung diente. Als sie eintraten, fanden sie diesen in seinem Wohnzimmer am Tische sitzen, wie er gerade fünf junge halbflügge Zaunkönige, deren ihm auf jedem Finger der linken Hand einer saß, vermittelst einer Federpose mit frischen Ameiseneiern fütterte.

„Entschuldigen Sie," sagte er, nachdem der Gutsbesitzer ihm den fremden jungen Mann vorgestellt und sich dann entfernt hatte, „wenn ich erst das Geschäft erledige. Ich halte keine Vögel in der Gefangenschaft außer Troglodytes parvulus, für den ich eine alte Vorliebe besitze. Aber sie leben bei mir so gut wie in der Freiheit." Damit deutete er rückwärts auf eine Seitenwand seines Zimmers, die vom Fußboden bis zur Decke in einen großen Reisigzaun verwandelt war, von Epheu und rankenden Pflanzen umsponnen. Unterdessen waren auch die Bewohner dieser Einrichtung, einige ältere Zaunkönige, aus ihren Schlupfwinkeln, die sie nach Art dieser Tiere sofort bei dem Anblick eines Fremden aufgesucht hatten, wieder her-

vorgekommen und schlüpften keck und mutig zwischen den Zweigen umher.

„Sie haben Naturwissenschaften studiert?" fragte Herr Ludwig Bastian dann. Als Hermann dies bejahte, sagte er: „Nun, da können Sie hier manches sehen, es ist eine gute Gegend, besonders was Ornithologie betrifft." Sodann that er seine fünf kleinen Pfleglinge wieder an ihren Ort, nahm eine Vogelflinte vom Nagel und forderte Hermann auf, mitzukommen. Sie gingen in den Garten hinaus, um dessen mannigfache Anlagen, die ausschließlich dem Schutze und der Beobachtung der Vögel gewidmet waren, zu betrachten. Alle Gebüsche waren ringsum und in ihrem Innern mit Dornsträuchern bewehrt und durchflochten, um das vierfüßige Raubgesindel abzuhalten, und außerdem waren sie zusammengesetzt sowohl aus solchen Sträuchern, die den kleinen Singvögeln angenehme Nistgelegenheit bieten, als auch aus solchen, deren Beeren und Früchte ihnen zur Nahrung dienen. Diese Anlagen hatten sich reichlich belohnt, und alle Augenblicke bog Herr Ludwig Bastian einige Zweige beiseite und ließ Hermann in ein zierliches Nest mit Jungen oder Eiern blicken. Nach einer Weile gelangten sie an einen kreisförmigen, von lauter Dorngestrüpp hergestellten Zaun von großem Umfange, aus dessen Mittelpunkt eine mächtige Fichte, deren untere Zweige entfernt waren, emporragte. „Dies ist mein Panorama," sagte Herr Bastian, und ehe sich noch Hermann die Erklärung dieser sonderbaren Bezeichnung ausbitten konnte, hatte der alte Herr eine

Pforte aufgeschlossen und führte ihn in das Innere. Dort war alles von dichtem Gebüsch erfüllt, nur daß rings am Zaun herum ein enger Gang frei blieb. Gegenüber der Pforte befand sich der Eingang eines schmalen, aus Pfosten und Brettern gezimmerten Tunnels von Mannshöhe, der in das Gebüsch hineinführte und von ihm berankt und überwachsen war. Als Hermann seinem Führer in diesen Gang hinein folgte, bemerkte er, daß der mit Sägemehl bestreute Fußboden die Schritte lautlos machte, und daß eine Menge von kleinen, runden Löchern in die Seitenwände gebohrt waren, durch die man in das Gebüsch hineinblicken konnte. Dann gelangten sie in die Mitte der Anlage, wo die Fichte stand, auf einen kreisrunden Platz, der mit einer Bretterwand eingefaßt war, und nun bemerkte Hermann, daß im ganzen acht Gänge von hier aus sternförmig ausstrahlten.

„An diesem Ort," sagte Herr Bastian, „habe ich am meisten gelernt. Ich bin stolz auf diese Anlage, denn sie ist meine eigenste Erfindung und hat sich auf das schönste bewährt. Folgen Sie mir, aber machen Sie kein Geräusch."

Sie schlichen nun beide einen der andern Gänge entlang, bis Herr Ludwig stillstand und Hermann bedeutete, durch eines der Löcher in den Seitenwänden zu blicken, während er leise flüsterte: „Sylvia hypolais." Der junge Naturforscher sah, als er diese Weisung befolgte und in das sonniggrüne Gebüsch blickte, gerade hinein in das zierlich gebaute Nest eines Gartenlaubvogels, dessen Junge soeben ausgekrochen waren

und, die häßlichen, nackten Köpfe nebeneinander geschichtet, schlafend dalagen. Plötzlich huschte es durch das Blätterwerk, und einer der alten Vögel saß auf dem Rande des Nestes mit einem Schnabel voll kleiner Insekten, während gleichzeitig die vier aufgesperrten Mäuler der Jungen emporfuhren und mit zitternden Hälsen nach dem ersehnten Futter angelten. Hermann war, wie man sich denken kann, entzückt über diese Einrichtung, die einen ungestörten Einblick in das Leben und Treiben dieser kleinen Welt gestattete, und sie wanderten eine ganze Weile dort umher, noch in manches Nest und manchen grünen Winkel blickend, wo die kleinen, zierlichen Tierchen ohne Furcht und ahnungslos ihren Verrichtungen nachgingen. Zuletzt, als sie sich wieder einmal in dem Mittelkreis befanden, sagte Herr Ludwig Bastian geheimnisvoll: „Nun zeige ich Ihnen noch etwas, das sich als ein besonderes Glück zum erstenmal in dieser Anlage ereignet hat, nachdem seit lange mein sehnlichster Wunsch darauf gerichtet gewesen war."

Darauf führte er Hermann in einen der Gänge, hieß ihn niederknieen und durch ein ziemlich tief liegendes Loch sehen. Durch ein Zwitschern aufmerksam gemacht, fand er bald das Nest einer Zaungrasmücke, das nahebei in einem Strauche stand, und erschrak fast, denn es befand sich nur ein einziger, für das kleine Nest ungemein großer Vogel darin, der den orangeroten Rachen weit aufriß und unter fortwährendem Zirpen unausgesetzt nach Futter schnappte, obwohl die kleinen, weißgrauen Pflegeeltern alle Augen-

blicke mit einem Schnabel voll Räupchen geflogen kamen, um die unersättliche Gier dieses Ungetüms zu befriedigen. Zwar hatte Hermann solches noch niemals in der Natur gesehen, doch wußte er gleich, daß dies ein junger Kuckuck war. Er sandte nur schnell einen dankbaren Blick und ein Kopfnicken zu seinem Führer empor, der mit einer Art von lächelndem Vaterstolz daneben stand, und vertiefte sich dann sofort wieder in einen Anblick, der seinem ornithologischen Herzen so ungemein wohl that.

Sie verließen dann diesen Ort und gingen ferner in dem Garten umher. Dieser erstreckte sich bis an eine flache Seebucht, die weit hinaus von einem großen Rohrwalde erfüllt war. Dieser war von schmalen Bretterstegen durchzogen und an einzelnen Stellen lagen kleine Reisighütten mit Gucklöchern darin, durch welche Einrichtung es möglich ward, das Leben und Treiben der Vögel, die das Rohr bewohnen oder als Nachtquartier benutzen, zu beobachten. „Hier," sagte Herr Bastian, „habe ich schon im Herbst, wenn sich die Staare zur Abendzeit ins Rohr zur Ruhe begeben, mitten unter ihnen gehockt, fast betäubt von dem unendlichem Lärm und Geschwätz, das diese Tiere vollführen, bis sie endlich zur Ruhe kommen und zu dreien und mehreren auf einem niedergebogenen Rohrstengel sitzend in Schlaf versinken."

Plötzlich beugte sich Herr Bastian lauschend vor, während er mit den Augen in die Ferne spähte; dann ergriff er seine Vogelflinte und schlich vorsichtig durch das Gebüsch vorwärts, während Hermann ihm in

gleicher Weise folgte. Plötzlich erhob er sein Gewehr, zielte und schoß. Danach lachte er kaum hörbar in sich hinein und ging rasch voran. Bald hob er einen rotrückigen Würger von der Erde auf und hielt ihn am Flügel empor. „Dem habe ich schon lange nachgetrachtet," sagte er schmunzelnd, „neulich, als wir einige trübe, kalte Tage hatten, wo sich der Insektenfang nicht lohnt, hat er mir mindestens sechs Nester mit jungen Vögeln ausgeraubt. Ich fand hinter meinem Garten auf dem Felde einen Dornbusch, wo er ein ganzes Geheck der hier so seltenen Sperbergrasmücke an die Dornen gespießt hatte, um sie bequemlich zu verspeisen."

Unterdes waren sie wieder aufwärts geschritten und gelangten nun zu einem kleinen, freien Platze, der rings von Gebüschen umgeben war. Hier stand ein niedriges, mit Borke bekleidetes Häuschen, dessen Innenraum weiter nichts als einen Schrank, einen Tisch, zwei Stühle und einige Kisten enthielt. Diese waren inwendig mit Blech beschlagen und hatten Deckel von engem Fliegengitter. Herr Bastian öffnete eine davon, und nun zeigte sich, daß diese Kisten ungeheure Mehlwurmzuchten enthielten. Er nahm eine Handvoll der krabbelnden Tiere heraus, füllte eine Schale damit, und sammelte in eine zweite verschiedene Sämereien, die in den Schiebladen des Schrankes enthalten waren. Sodann hieß er Hermann innen bleiben und durch ein in der Thür befindliches Fenster blicken, während er selbst mit den Schalen hinaustrat, fortwährend ein lautes, lockendes Pfeifen ver-

nehmen ließ und dazu von dem Futter auf die Erde streute. Kaum war dies geschehen, als es sich in den Gebüschen regte und flatternd herzugeflogen kam. Anfangs waren die kleinen Tierchen zaghaft, saßen auf den äußersten Spitzen der Zweige und äugten verlangend auf den Boden, allein bald faßten die kühnsten Mut, nahmen schnell einen Wurm oder ein paar Körnchen auf und entflohen damit, aber nicht lange dauerte es, da hatten sie alle Scheu verloren, und nun kribbelte und pickte es auf dem Boden gar vielfach durcheinander. Da gab es Nachtigallen, Grasmücken, Laubvögel, Rotschwänze, Meisen und allerlei Finkenarten. Manche hatten ihre schon ausgeflogenen Jungen herzugeführt und ätzten sie eifrig, andre sah man eilig den Schnabel voll zappelnder Mehlwürmer sammeln und hastig davonfliegen, um ihre Nestlinge damit zu speisen, und einige gab es sogar, die so dreist waren, daß sie sich auf die Ränder der Schüsseln setzten und die Nahrung von der Quelle holten. Hermann sah mit Vergnügen diesem anmutigen Schauspiel zu und bewunderte im stillen die liebevolle Ausdauer und Geduld, die so scheuen Tierchen ein so großes Maß von Zutraulichkeit beigebracht hatte.

Als sie hernach dem Hause wieder zugingen, sprach Herr Ludwig Bastian: „Hier, innerhalb dieses Reisigzaunes, bin ich ein König, zwar nur ein Zaunkönig, aber doch ein unbeschränkter Herrscher, und ich glaube, daß ich auch ein guter bin, denn ich fordere keine andern Abgaben und Zölle von meinen Unterthanen, als ein wenig Gesang und heiteres

Wesen. Sie leben unter meinem mächtigen Schutze frei und ungehindert, und über Räuber und Mörder halte ich strenges Gericht. Dies ist meine eigene Welt, die ich mir geschaffen habe, und wenn ich auch nur ein Zaunkönig bin, so möchte ich doch nicht tauschen mit irgend einem andern wirklichen König."

*

4. Die Blaumeise.

Liebe flößest du ein und Begier; ich fühl' es und brenne,
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein! Goethe.

Der schwarze Jochen war wirklich der Dieb gewesen. Er hatte sich durch die Pracht seines Anzuges und starke Schnapsankäufe in Golnow sehr verdächtig gemacht, man hatte ihn gefaßt und ihm die Sachen, sowie den größten Teil des Geldes wieder abgenommen. Hermann jedoch, dem es widerstand, die Kleider, die dem Leibe dieses kühnen Landfahrers einmal zum Futteral gedient hatten, wieder zu benutzen, belohnte den Gendarmen damit, dem der Fang gelungen war, und ließ sich von Herrn Piepmeyer in Golnow einen neuen Anzug fertigen, der diesem, da er seine ganze Kunst daran setzte, den fremden Herrn aus Berlin zu befriedigen, auch sehr wohl gelang. Unterdes führte er in diesem behaglichen Landaufenthalt ein Leben, das ihm sehr wohl gefiel. Er durchstreifte mit Herrn

Ludwig Bastian die Gegend nach allen Richtungen, und da durch ein glückliches Zusammentreffen im Umkreise dieser großen Seefläche alle Bodenarten zu finden waren, sowohl sandige Kiefernheide wie üppiger Buchenwald, weite Wiesenflächen, große Torfmoore und fruchtbarer, von mächtigen Hecken durchzogener Ackerboden, aus dem einsame, mit Gebüsch und Schilf umwachsene Teiche zum Himmel emporblickten, so bot sich ein reichlicher Anlaß zu vergnüglichem Studium dar. In der Entfernung einer Meile fand sich auf einer von mächtigen Buchen bewachsenen und mit zahlreichen bemoosten Findlingsblöcken besäeten Halbinsel eine Reiherkolonie und wieder in einer andern Gegend in einem isolierten Feldgehölz von alten Kiefern eine Ansiedelung von Saatkrähen. Die beiden Naturfreunde fuhren tagelang auf dem See umher oder saßen in stillen, baumüberragten Buchten verborgen im Rohr, mit dem Fernrohr nach Wasservögeln spähend. Weder Mücken noch Stechfliegen vermochten sie zu vertreiben, wenn sie zwischen krüppligem Weidengestrüpp und hartem Seggengras die scheuen Moorvögel belauschten, und oft fand sie die mondhelle Mitternacht noch im Walde, wo sie dem Treiben des Ziegenmelkers und andrer Nachtvögel nachspürten oder auf den seltsamen, dem Schwirren der großen grünen Heuschrecke ähnlichen Gesang des Buschrohrsängers horchten.

Aber es sollte bald ein seltener und schöner Vogel auftauchen, der Hermann im Laufe der Zeit doch zuweilen ein wenig von diesen Lieblingsbeschäfti-

gungen abzog. Es kam Besuch aus Golnow, die Tochter des Amtsgerichtsrates dieser guten Stadt, Fräulein Veronika Brandt, ein sehr bewegliches, schönes Mädchen, das ebenso blond als lebhaft war und einen seltsamen Kontrast bildete gegen Agnes, die Tochter des Hauses, die eine sanfte Schönheit mit stillen dunklen Augen und schwarzbraunem, ein wenig gewelltem Haare war. Dieser junge Springinsfeld machte das ganze Haus lebendig und auch Hermann ward in diese Zauberkreise gezogen und ihm viel Gelegenheit geboten, seine Ritterpflichten gegen beide junge Damen auszuüben. Die schöne Umgegend gab mannigfache Veranlassung zu verschiedenartigen Ausflügen; es war eine Höhe in der Nähe, die einen weiten Umblick in die Ferne gestattete auf ein bachdurchwundenes Wiesenthal und die weite schimmernde Ebene, darin freundliche Dörfer verstreut lagen, auf blaue Seen von dämmernden Wäldern umgrenzt, und die sanften verschwimmenden Hügelzüge am Horizont. Der See bot stille, durch Hochwald umsäumte Buchten von einsamer Schönheit, in denen die Wasserrosen blühten, und umschloß bewaldete Inseln, die mit blühenden Gebüschen über die Flut geneigt, auf dem klaren Spiegel zu schwimmen schienen. Da gab es lustige Entdeckungsreisen zu Kahn, von denen die schönen Mädchen mit seltenen Waldblumen geschmückt oder mit Wasserrosen bekränzt heimkehrten. Zuweilen auch ruderte Hermann sie im Mondschein weit hinaus auf die geheimnisvolle Fläche. Von den Rudern tropfte flüssiges Silber, ein langer, schim-

mernder Streif bezeichnete die Spur des Fahrzeuges und die Inseln lagen im Mondesnebel wie verzauberte Eilande. Wenn dann die Mädchen schöne zweistimmige Lieder in die Nacht hinaussangen, so mochte jemand, der vom Ufer aus so zauberische Klänge hörte, deren Ursprung ihm verborgen blieb, wohl an allerlei Nixenmärchen erinnert werden.

Onkel Ludwig brummte zuweilen, wenn ihm der Umgang des für seine Liebhabereien und Studien so verständnisvollen jungen Mannes durch die Mädchen auf längere Zeit entzogen wurde; er betrachtete überhaupt Veronika stets mit seltsam kritischen Blicken, und als er sie einst mit Schilf und Wasserrosen anmutig geschmückt von einem solchen Ausflug heimkehren sah, murmelte er, ungerührt durch den reizvollen Anblick, doch so, daß es nur Hermann verstand:

„Vor Nixen soll man sich in acht nehmen, sie taugen nichts."

Der junge Naturforscher genoß, was ihm das Schicksal Liebliches bot, und noch war sein Herz frei und ruhig. Es gibt schöne, glänzende Zeiten im Leben, die man hinnimmt, als könnte es nicht anders sein, und erst aus der Ferne und in der Erinnerung, wenn sie wie selige Inseln in einem Meer von trüben oder gleichgültigen Tagen ruhen, erkennt man, daß sie ein Glück waren. Zu beiden Mädchen fühlte er sich hingezogen, zu Veronika, wenn sie zugegen war, zu Agnes, wenn er sie nicht sah, die eine glänzte in dem wechselnden Lichte eines geschliffenen Steines, die andre hatte in ihrem Wesen etwas, das dem

sanften Schimmer der edlen Perle zu vergleichen war. Wohl durchrieselte es ihn seltsam, wenn er bei gemeinsamem Blumenpflücken Veronikas Hand berührte oder wenn er die zarten Geheimnisse einer Pflanze erklärte, und dabei ihre Schulter scheinbar unbewußt an der seinen lag, so daß er die sanften Atemzüge des schönen Mädchens fühlte, oder wenn sie sich bei einem plötzlichen Schreck durch eine davonraschelnde Schlange oder dergleichen mit einem kleinen zierlichen Schrei Hilfe suchend an ihn drängte, oder wenn ihn bei passendem Anlaß ein seltsam verheißungsvoller Blick aus ihren blauen Nixenaugen traf, allein er suchte diese Gelegenheiten nicht, und es fiel ihm auch nicht auf, wie leicht und häufig sie sich darboten. Es war so leicht und bequem, mit diesem Mädchen zu scherzen, die Rede floß wie von selber hin und wider, und lustige Bemerkungen spielten dazwischen wie Schmetterlinge über Blumen. Vor Agnes dagegen hegte er eine stille Scheu, er wagte kaum sie zu berühren, es war, als sei sie von einem unsichtbaren Nebel der Reinheit umgeben, der die Annäherung verbot. Sie sprach wenig und doch fühlte er, daß sie bei allem tiefer beteiligt war, als ihre lebhafte Freundin, bei der alles mit schillerndem Glanz an der Oberfläche blieb.

Eines Tages, als Herr Ludwig Bastian verreist war, beschäftigte sich Hermann in dessen Garten mit seinen Studien. Er hatte eine Weile im Panorama gesessen und ein Zaunkönigpärchen bei dem Bau seines überaus künstlichen Nestes für die zweite Brut be-

obachtet, dann hatte er durch eine Zaunlücke auf einem Teiche hinter dem Garten die niedlichen grünfüßigen Wasserhühner belauscht, wie sie mit einer Schar von zierlichen Jungen ihr munteres Wesen trieben, dann hatte er am Bach die ihm bereits bekannten Standplätze eines Eisvogels revidiert und diesem sonderbaren und glänzenden Gesellen aus sicherem Versteck beim Fischen zugesehen, und schließlich war er auf den großen Rasenplatz gelangt, wo ihn eine Blaumeisenfamilie anzog, die sich mit der bekannten Aengstlichkeit und Raubvogelfurcht dieser Tierchen nicht entschließen konnte, von dem letzten Baum des Gebüsches über den freien Raum zu der großen Linde als einem neuen Jagdplatz zu fliegen. Da war ihm, als höre er ein feines Mädchenlachen, obwohl in der ganzen Gegend niemand zu sehen war. Als er sich noch danach umschaute, faßte die Blaumeisengesellschaft plötzlich Mut und flog in schnellem, hüpfenden Fluge auf die große Lindenkuppel zu. Hermann folgte langsam, und als er die bis zum Boden niederhängenden Zweige des Baumes beiseite zog, tönte ihm dasselbe silberne Gelächter entgegen, denn in diesem grünen, schattigen Dom waren um den Stamm herum ein Tisch und einige Stühle und dort saßen die beiden Mädchen mit Handarbeiten beschäftigt.

„Wir haben den Herrn Naturforscher schon längere Zeit beobachtet," sagte Veronika, „und haben uns an der Würde erfreut, mit der er sein Geschäft betreibt. Als wenn Weltereignisse vor seinen Augen vorgingen. Wir haben uns auch ein wenig gestritten,

denn Agnes meinte, sie könnte das wohl begreifen, aber ich habe mir erlaubt, es ein ganz klein wenig komisch zu finden.“ — „Oho!“ sagte Hermann.

„Vielleicht fasse ich es auch noch,“ fuhr Veronika fort, „wenn es mir ordentlich erklärt wird, aber einstweilen bin ich noch zu dumm. Ich kann es begreifen, daß jemand Afrikareisender wird, obwohl es dort bei den Schwarzen ziemlich scheußlich sein soll, ich kann es fassen, daß ein Mann zur See geht, obwohl ich das schöne sichere feste Land über alles liebe, und besonders finde ich es erklärlich, wenn ein Mann Soldat wird, obwohl ich so ein Hase bin, daß ich nicht gern ein Gewehr in meiner Nähe knallen höre, aber wie man ein Naturforscher für die Blumen, Mücken, Schmetterlinge, Käfer und Piepvögel werden kann — nehmen Sie es nicht übel, gestrenger Herr Doktor — das ist mir nicht klar. Es kommt mir für einen Mann ein bißchen zu klein vor.“

Hermann lachte. „Ich werde mich von nun an, verehrtes Fräulein,“ sagte er, „nur noch um Löwen, Tiger, Elefanten, Rhinocerosse, Walfische, Strauße und Kondors bekümmern und die Kleinigkeiten ganz beiseite lassen. Ich werde morgen meine Reserveleutnantsuniform anziehen, mich sofort auf dem weitesten Seewege nach Afrika begeben und mich in das Innere stürzen, wo es auf der Karte am weißesten ist, wo jedoch die schwärzesten Menschenfresser wohnen, und wo der finstere Magen eines Negerkönigs schließlich mein einsames Grab sein wird.“

„O, glauben Sie nicht," sagte Veronika, „daß Sie sich mit so fürchterlichen Scherzen herauswinden, wie es die Männer lieben, wenn sie uns nicht Rede stehen wollen."

Hermann war unterdes, wie es seine Lieblingsbeschäftigung mit sich brachte, aufmerksam geworden auf die kleine Blaumeisenschar, die jetzt mit feinem Gezwitscher in den sonnigen Zweigen der Linde ihr Wesen trieb. Eines dieser schöngefärbten Tierchen trieb sich gerade in nächster Nähe umher, daß man seine feine Zeichnung mit Himmelblau, Weiß und Mattgelb und sein zierliches behendes Wesen sehr deutlich erkennen konnte. „Kennen Sie diesen kleinen Vogel?" fragte er Veronika.

„Nein," antwortete diese, „aber er ist sehr niedlich und sehr geschmackvoll gekleidet, wirklich wunderhübsch."

„Er trägt deine Farben!" sagte Agnes mit stillem Lächeln.

Hermann verglich. „Wirklich!" sagte er. Das schöne Mädchen, das stets ein Geschick bewies, sich wirkungsvoll zu schmücken, war in ein Gewand aus mattgelben und hellblauen Stoffen und zarten weißen Spitzen gekleidet, das ihm zu der rosigen Gesichtsfarbe und dem goldblonden Haar sehr wohl stand. Die Hand an das Kinn gelegt, daß der weite Aermel von dem weißen, wohlgerundeten Arme weit zurückfiel, betrachtete sie jetzt den kleinen Vogel mit einer ganz neuen Teilnahme, bis er sich mit fröhlichem Gezwitscher in das dichtere Laubwerk schwang und nicht mehr sichtbar war.

„Sehen Sie," sagte Hermann jetzt, „dieser so häufige Vogel war Ihnen unbekannt, obwohl er schön und anmutig ist wie selten einer und wegen seiner Zutraulichkeit leicht zu beobachten. Denken Sie sich nun eine Fülle ähnlicher Tierchen, aber alle unter sich wieder von der größten Verschiedenheit, ist es nicht reizvoll, diese kleinen, gefiederten Gesellen zu beobachten und ihnen ihre Geheimnisse abzulauschen? Ich will, weil Ihnen dies wohl am nächsten liegt, diese Sache einstweilen nur vom Standpunkte der Schönheit und der Poesie betrachten und Sie fragen, ob es wohl in der Natur etwas Feineres und Poetischeres gibt als einen Singvogel, ein Tierchen, das, obwohl es in einer Westentasche Platz hat, doch eins der größten Wunderdinge der Welt ist. Denken Sie an sein feines, zierliches Aussehen und dabei an seine für den kleinen Körper ungeheure Kraft, die es befähigt, durch die Luft nach dem fernen Afrika zu fliegen, denken Sie an die wunderbare Fertigkeit, die es ihm möglich macht, mit so unvollkommenen Werkzeugen wie Schnabel und Füßchen die zierlichsten Kunstwerke des Nesterbaus zu vollbringen, denken Sie an die hohe musikalische Begabung einzelner Arten, die die der meisten Menschen übertrifft und in der Tierwelt ohnegleichen dasteht. Nun tritt hinzu die unendliche Mannigfaltigkeit der Arten im Gefieder, im Flugvermögen, in der Weise des Nesterbaus, in der Form und Farbe der Eier, die Verschiedenheit der Lockrufe, der Gesänge und der Gewohnheiten. Dazu gesellt sich bei sehr vielen die Verborgenheit

der Lebensweise, und dieser nachzuspüren, bedeutet mit der Natur in den innigsten Verkehr zu treten und ihre anmutigsten Geheimnisse zu belauschen. Gibt es wohl etwas Poetischeres als ein Vogelnest, diese niedliche Kinderwiege in einen blühenden Strauch gebaut, an schwanken Rohrhalmen aufgehängt oder im duftenden Grase versteckt. Ich will nur einige der allbekannten Vögel nennen, die untrennbar mit der Poesie verknüpft sind, und ohne die unser Leben eines Reizes entbehren würde. Ist eine grüne Frühlingssaatenflur denkbar ohne den Himmel voll singender Lerchen darüber, ein sonniger, frischbelaubter Buchenwald ohne schmetternde Finken, ein milder Maiabend ohne Nachtigall, ein Sommertag ohne Schwalben? Wer wollte wohl den prophetischen Kuckuck vermissen oder den Märchenvogel Storch, was sollte die Welt nun gar ohne Adler anfangen, der ein- und zweiköpfig in tausend Wappen nistet und ein Ornamentvogel ersten Ranges ist."

Hermann, von seinem Gegenstand ergriffen, sah eine Weile vor sich hin und fuhr dann fort: „Und abgesehen von der Poesie; welche unendliche Mannigfaltigkeit bietet die Natur. Je tiefer man eindringt, um so weitere Gebiete thun sich auf, die Natur ist ebenso unendlich im kleinen wie im großen. Es hat Männer gegeben, die ihr Leben lang nichts weiter studierten als die Ameisen. Sie benutzten das Wissen vieler Vorgänger und mußten sich doch am Ende ihres Lebens sagen, daß, so viel Neues sie auch dazu entdeckten, doch noch Unendliches zu thun übrig blieb.

Um ein schlagendes Beispiel zu nennen, wie unermeßlich reich die Natur ist, will ich Ihnen nur ein scheinbar einfaches Thema nennen, es heißt: „Die Eiche." Aber man müßte schon ein sehr dickes Buch schreiben, um diesem Thema auch nur annähernd gerecht zu werden. Ich will dabei sogar absehen von den vielen Arten dieses Baumes, die in allen Ländern zu finden sind, und nur unsre gewöhnliche deutsche Eiche betrachten. Ein vielhundertjähriger alter Eichbaum ist eine Welt für sich und bietet unerschöpflichen Stoff zur Beobachtung. Er kann als ein Wirtshaus betrachtet werden, in dem viele Tausende von Gästen, große und kleine, verkehren und zehren. Mächtige Raubvögel, sowie Reiher und schwarze Störche nisten in seinen Zweigen, die vielen kleineren Vögel gar nicht gerechnet. Seine Höhlen werden von unzähligem Getier bewohnt. Eulen, Spechte, Wiedehopfe, Dohlen, Stare, Meisen, Baumläufer und viele andre Vögel finden dort willkommene Schlupfwinkel. Von Insekten kennt man weit über tausend Arten, die aus der Eiche ihre Nahrung ziehen. Sie hausen zwischen Stamm und Borke, sie bohren im Holzwerk, saugen an Zweigen und Wurzeln, fressen an den Blättern, wühlen im Mulme, oder naschen am ausgeschwitzten Safte. Ueber hundert Arten von Gallwespen legen ihre Eier an die Blätter oder die Rinde, um ihrer Nachkommenschaft eine gedeihliche Nahrung zuzuwenden. Ameisenkarawanen wandern tagaus tagein hinauf und hinab ihre Straßen, sie finden ihre Zehrung und kennen keine andre Welt. Unter den

Hunderten von Käfern ernährt die Eiche die mächtigsten, die in Deutschland vorkommen, den gewaltigen Hirschkäfer, den stolzen Eichenbock und den vornehmen Nashornkäfer, drei stattliche Gesellen. Unzählige Pflanzen schmarotzen auf diesem gastfreien Baum, voran die sagenreiche und märchenhafte Mistel, die unsern Vorfahren heilig war; ja, so eine alte Eiche ist eine Vegetationswelt für sich, bedeckt mit Wäldern und Wiesen der verschiedenartigsten Moose und Flechten, in denen sich allerlei zierliches Getier lustig macht, und alles saugt und zehrt an ihr vom mächtigen schüsselgroßen Feuerschwamm bis zum mikroskopischen Pilzchen. Und dennoch schüttelt sie alljährlich den mächtigen Segen von Eicheln ins Gras, einer Menge von anderm Getier zu freudiger Nahrung, und dennoch blüht und grünt sie die Jahrhunderte hindurch und trägt ihr stolzes Haupt ungebeugt durch Sturm und Ungewitter. Sehen Sie, das ist nur ein Baum und dennoch ein unerschöpfliches Gebiet. An so einer alten Eiche könnte man sich ruhig für sein Leben verankern und hätte genug zu thun, auch wenn man hundert Jahre alt würde."

Veronika erwiderte, als Hermann schwieg: „Ein wenig haben Sie mich bekehrt, jedoch nicht ganz. Es mag wohl sein, daß ich für diese Sache verloren bin. Mich interessieren immer nur die Menschen und was die Menschen angeht. Und so oft ich von nun an eine alte Eiche sehe, werde ich immer an Sie denken."

„Ein stattliches Vergißmeinnicht!" sagte Hermann lächelnd.

Agnes sagte nichts, allein als Veronika so sprach, betrachtete sie diese mit einem seltsamen, fast feindlichen Blick. Zufällig trafen sich darauf ihre Augen mit denen Hermanns auf eine kurze Weile und es lag etwas wie Dankbarkeit und Zustimmung in ihrem dunklen Grunde. Ein merkwürdiger Blick, der den jungen Naturforscher warm durchrieselte und den er niemals vergaß.

*

5. Der Wasserstar.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengesang!
Wilhelm Müller.

Drei Meilen von Goldensee floß ein Bach durch eine hügelige Buchenwaldung, der insofern eine Merkwürdigkeit für die Gegend war, als er mit krystallklarem Wasser über steinigen Grund ziemlich reißend einherschoß und über bemooste Findlingsblöcke, die vielfach in seinem Bette verstreut lagen, mancherlei rauschende kleine Fälle bildete. Ein solcher Bach ist selbst in den Höhenzügen des nordischen Flachlandes, dessen Wasserläufe sich gern mit trägem Gang durch flache Wiesengründe dahinwinden, eine seltene Erscheinung, und es kam dazu, daß dieses ziemlich steile Hügelland einige Pflanzen und Tiere beherbergte, die sonst nur im Gebirge gefunden werden. Dieser raschfließende klare Waldbach enthielt Forellen, und wie Herr Ludwig Bastian eines Tages mit großer

Wichtigkeit seinem jungen Freunde mitteilte, kam dort der Wasserschwätzer oder Wasserstar vor.

„Denken Sie nur," sagte er, „Cinclus aquaticus findet sich dort in mehreren Paaren, eine große Seltenheit für unsre Gegend und das einzige Vorkommen dieses Vogels im ganzen Lande."

Daß die beiden Freunde dort eines Tages hinwandern mußten, war natürlich keine Frage, und als nach einigen Regentagen am Ende des Juni wieder schönes, sonniges Wetter eintrat, machten sie sich auf den Weg. Sie hatten zwei Tage für diese Reise bestimmt und beschlossen, in einer am Ausgang des Waldes an der Landstraße gelegenen Wassermühle, deren Besitzer zugleich eine in der ganzen Gegend berühmte Gastwirtschaft führte, zu übernachten. Als sie am frühen Morgen fortwanderten, kamen sie bald an einen Ort, wo sie weithin die Landschaft überblickten und in der Ferne das hügelige Waldland in blauem Dämmer liegen sahen. Doch obwohl dem Aelteren die Gegend ringsum auf das genaueste bekannt war und sie deshalb im stande waren, die Fußwege und Richtsteige der Eingebornen mit Vorteil zu benutzen, so brauchten sie doch eine geraume Zeit, sich dem Ziele ihrer Wanderschaft zu nähern, denn beide waren wie jeder wirkliche Naturfreund keine Meilenfresser, sondern sinnige und nachdenkliche Schlenderer, die überall etwas zu beobachten und zu genießen fanden und die Gegend in aller Behaglichkeit abgrasten. Sie machten auch unterwegs eine Pause, um sich an mitgenommenen Vorräten zu

stärken, und erreichten so die Wassermühle am Fuße des Hügellandes erst am Nachmittage. Als Herr Ludwig Bastian hier eine kleine Besprechung mit der Wirtin über die Abendmahlzeit gehabt hatte, wanderten sie weiter. Der Bach, der diese Wassermühle trieb, war derselbe, den sie sich zum Ziel der Wanderschaft erwählt hatten, aber hier war er still und gebändigt in einen Mühlenteich eingefangen, auf dessen klarem, von mächtigen Weidenbäumen umsäumtem Spiegel die weißen Wasserrosen blühten. Aber bald, nachdem sie in den hügelreichen Buchenwald eingedrungen waren, kamen sie in die Gegenden, wo das glasklare Gewässer munter über steinigen Grund dahinrauschte oder sich zwischen bemoosten Felsblöcken sprudelnd hindurchdrängte, während durch die Wipfel mächtiger Buchen wechselnde Sonnenlichter auf seinen Wellen tanzten. Die beiden Naturfreunde waren jetzt ganz Auge und Ohr und verfolgten aufmerksam spähend wohl eine Stunde lang den Bach in allen seinen Krümmungen, allein der gesuchte Vogel wollte sich nicht zeigen, obwohl sie, wo das Buschwerk sichere Verstecke gab, oft eine längere Weile geduldig lauschend den Bach im Auge behielten. Sie verfolgten das eilfertige Wasser noch eine längere Zeit nach aufwärts und fanden dann einen anmutigen Platz, auf dem sie sich niederließen, um geduldig wartend der Gunst des Zufalls zu vertrauen, daß er eins der scheuen Tiere in ihre Nähe brächte. Ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden, denn aus dem Rauschen und Klingen und Plätschern des Baches heraus erschallte

nach einer Weile ein geschwätziges Lied, das gleichsam alle die Töne des fließenden Wassers in Musik übertrug und selber wie ein munteres Quellgeriesel erklang. Beide Freunde wandten vorsichtig ihren Kopf nach jener Richtung und erblickten nun zu ihrer Freude den gesuchten Vogel keck und munter auf einem Stein im Bache sitzend. Plötzlich, mitten aus dem Gesange heraus, stürzte er kopfüber in das Wasser, lief eine Weile auf dem Grunde entlang, kam dann oberhalb wieder hervor, wo er auf einem andern Steine seine erhaschte Beute verzehrte, indem er fortwährend einige Strophen seines lustigen Gesanges dazwischen warf. Dann, bis an die Brust im flachen Wasser dahinrennend, haschte er hier und dort nach kleinem Geziefer und war so munter und frisch und geschwätzig wie die fließende Welle selber. Die beiden Naturfreunde verwandten kaum ein Auge von diesem Schauspiel, und geschah es, so war es nur, um sich mit freudigem Ausdruck flüchtig zuzunicken. Dabei mochten sie sich wohl einmal zu bemerklich gemacht haben, denn plötzlich schreckte der Wasserschwätzer auf und flog mit lautem „Zerb, zerb" in reißendem Fluge dicht über dem Wasser, dem Bach in allen seinen Krümmungen folgend, davon. Der Abend nahte schon, und die beiden Wandersleute kehrten nun, da sie doch ihren Zweck erreicht hatten, langsam nach der Wassermühle zurück, indem sie sich unterwegs mit dem Behagen eines Feinschmeckers ihre gegenseitigen Beobachtungen wiederholten.

Ziemlich müde und sehr hungrig erblickten sie

endlich das gastliche Haus des Wassermüllers mit vielem Vergnügen, denn es sah dort sehr freundlich und verheißungsvoll aus. Auf dem Teiche schwamm und schnabberte eine Schar von fetten Enten, und um das Haus herum gingen viele stattliche Hühner würdevoll ihrer Nahrung nach, während sich auf den Dächern gurrende Tauben sonnten und ein freundlicher Rauch aus dem Schornstein in die stille Sommerluft emporstieg. Nach solch einer frischen Tageswanderung gibt es Stimmungen, wo man alle Dinge nur vom Standpunkte der Eßbarkeit betrachtet und für die Schönheit der Welt wenig mehr übrig hat. Darum erfüllte es die Freunde auch mit nicht geringem Behagen, daß sie an einen Ort gelangten, wo sie in dieser Hinsicht wohl aufgehoben waren, denn dieses Wirtshaus wurde oftmals von den Gutsbesitzern und Pächtern der Umgegend zu Zusammenkünften benutzt und war deshalb mit allen guten Dingen wohl versehen.

Die rundliche Wirtin stand lächelnd in der Thür und verkündete, daß in der Laube am Wasser, „wo der Herr Bastian immer so gerne sitzt", der Tisch bereits gedeckt sei. Die beiden Gäste folgten ihr durch den großen Gemüse- und Obstgarten hinter der Mühle bis in den äußersten Winkel, wo ihnen aus einer wohlgezogenen Hainbuchenlaube am Bach die schimmernde Leinwand verheißungsvoll entgegenleuchtete, streckten ihre Beine behaglich unter den Tisch und empfanden mit dem süßen Bewußtsein redlich vollbrachter Arbeit das wohlthätige warme

Sieden in den Füßen, das sich bei der Ruhe nach langen Märschen so gerne einstellt. Es war ein angenehmes Plätzchen, wo sie sich befanden. Das Brausen des Mühlrades kam gedämpft von fern, doch neben ihnen floß der beruhigte Bach nur noch mit sanftem Gurgeln dahin. Durch die Lücken der Laube sah man lauter gute Dinge, man blickte in den üppigen Garten, auf dessen Rabatten nicht Modeblumen prunkten, sondern alte, gute Würzpflanzen dufteten, die schon seit über tausend Jahren in deutschen Gärten heimisch waren, als da sind Salbei, Majoran, Lavendel in großen, blauen, duftenden Polstern, und der bräunliche Goldlack, das Gelbveigelein des Volksliedes. Auch das kleinere Stiefmütterchen, das durch seine prunkenden, breitgesichtigen, modernen Schwestern fast verdrängt ist, fand man dort, sowie die zierliche „Braut in Haaren", Goldknöpfe und Akelei und dergleichen hübsche Bauernblumen. An den Garten schloß sich ein wogendes Weizenfeld an, das am Rande gar anmutig mit leuchtenden Blumen geziert war; und blickte man über den Bach hinaus, so sah man durch Weidengebüsch eine schöne Wiese, auf der rotbunte Kühe behaglich grasten und ihre Zufriedenheit mit dem Dasein zuweilen durch ein aus tiefster Seele hervorgebrummtes „Muh" bezeugten.

Nach einer Weile kam den großen Gartensteig herab ein sauberes Mädchen, das noch in die mehr und mehr verschwindende alte Tracht des Landes gekleidet war, einen dunkeln, faltigen Rock mit vielen farbigen Streifen, eine kurze, niedliche Jacke und

endlich das gastliche Haus des Wassermüllers mit vielem Vergnügen, denn es sah dort sehr freundlich und verheißungsvoll aus. Auf dem Teiche schwamm und schnabberte eine Schar von fetten Enten, und um das Haus herum gingen viele stattliche Hühner würdevoll ihrer Nahrung nach, während sich auf den Dächern gurrende Tauben sonnten und ein freundlicher Rauch aus dem Schornstein in die stille Sommerluft emporstieg. Nach solch einer frischen Tageswanderung gibt es Stimmungen, wo man alle Dinge nur vom Standpunkte der Eßbarkeit betrachtet und für die Schönheit der Welt wenig mehr übrig hat. Darum erfüllte es die Freunde auch mit nicht geringem Behagen, daß sie an einen Ort gelangten, wo sie in dieser Hinsicht wohl aufgehoben waren, denn dieses Wirtshaus wurde oftmals von den Gutsbesitzern und Pächtern der Umgegend zu Zusammenkünften benutzt und war deshalb mit allen guten Dingen wohl versehen.

Die rundliche Wirtin stand lächelnd in der Thür und verkündete, daß in der Laube am Wasser, „wo der Herr Bastian immer so gerne sitzt", der Tisch bereits gedeckt sei. Die beiden Gäste folgten ihr durch den großen Gemüse- und Obstgarten hinter der Mühle bis in den äußersten Winkel, wo ihnen aus einer wohlgezogenen Hainbuchenlaube am Bach die schimmernde Leinwand verheißungsvoll entgegenleuchtete, streckten ihre Beine behaglich unter den Tisch und empfanden mit dem süßen Bewußtsein redlich vollbrachter Arbeit das wohlthätige warme

Sieden in den Füßen, das sich bei der Ruhe nach langen Märschen so gerne einstellt. Es war ein angenehmes Plätzchen, wo sie sich befanden. Das Brausen des Mühlrades kam gedämpft von fern, doch neben ihnen floß der beruhigte Bach nur noch mit sanftem Gurgeln dahin. Durch die Lücken der Laube sah man lauter gute Dinge, man blickte in den üppigen Garten, auf dessen Rabatten nicht Modeblumen prunkten, sondern alte, gute Würzpflanzen dufteten, die schon seit über tausend Jahren in deutschen Gärten heimisch waren, als da sind Salbei, Majoran, Lavendel in großen, blauen, duftenden Polstern, und der bräunliche Goldlack, das Gelbveigelein des Volksliedes. Auch das kleinere Stiefmütterchen, das durch seine prunkenden, breitgesichtigen, modernen Schwestern fast verdrängt ist, fand man dort, sowie die zierliche „Braut in Haaren“, Goldknöpfe und Akelei und dergleichen hübsche Bauernblumen. An den Garten schloß sich ein wogendes Weizenfeld an, das am Rande gar anmutig mit leuchtenden Blumen geziert war; und blickte man über den Bach hinaus, so sah man durch Weidengebüsch eine schöne Wiese, auf der rotbunte Kühe behaglich grasten und ihre Zufriedenheit mit dem Dasein zuweilen durch ein aus tiefster Seele hervorgebrummtes „Muh“ bezeugten.

Nach einer Weile kam den großen Gartensteig herab ein sauberes Mädchen, das noch in die mehr und mehr verschwindende alte Tracht des Landes gekleidet war, einen dunkeln, faltigen Rock mit vielen farbigen Streifen, eine kurze, niedliche Jacke und

ein goldgesticktes Käppchen, das nur den Hinterkopf bedeckte. Sie trug ein Brett mit dampfenden Gerichten darauf, und nun mußte man Herrn Ludwig Bastian sehen, wie er mit strahlendem Triumph seinen Gast anblickte, als das Mädchen eine Schüssel mit bläulichen Forellen, die schön gekrümmt in einem Kranz von Petersilie lagen, auf den Tisch stellte. „Wir sind heute bei unserm Bache zu Gast," sagte er, „er vermag es, uns eine der größten Seltenheiten des Landes zu bieten. Wir wollen sie in dem guten Rheinwein schwimmen lassen, den er uns dazu liefern wird." Damit stieg er an das Ufer des Baches hinab und zog aus dem Wasser, wo sie vorher sorgsam zur Kühlung eingelagert war, eine gelbgesiegelte Flasche hervor und entkorkte sie. Die Gläser klangen und bald schmausten beide mit dem Behagen, das nur Jäger und Fußwanderer oder sonst Leute, die stark in freier Luft arbeiten, kennen lernen. Nachdem sie später noch einigen zarten Tauben mit jungen Erbsen dazu alle Ehre angethan hatten und eine zweite Gelbgesiegelte aus den Schätze bergenden Fluten des Baches hervorgeholt war, erschien als Ueberraschung eine Extragabe der Wirtin und wiederum des freundlichen Gewässers, nämlich eine Schüssel ausgesuchter Riesenkrebse.

„Ich fürchte, wir schlampampen," sagte Herr Ludwig Bastian schmunzelnd und fügte sich mit sichtlichem Behagen in das Unvermeidliche.

Nachdem dann alles abgeräumt und die Zigarren entzündet waren, plauderten die beiden Freunde, be-

haglich in ihre Sessel zurückgelehnt, von den Ereignissen des Tages. Es dämmerte, und hinter den Obstbäumen des Gartens brannte das Abendrot. Die kleinen Singvögel waren nach und nach verstummt, nur eine Mönchgrasmücke flötete noch einsam in einem Apfelbaum, und aus den Kornfeldern tönte unablässig das Schlagen der Wachteln und fern aus taufeuchten Gründen das seltsame Schnarren der Wiesenralle. In der größeren Stille hörte man deutlicher das ferne Rauschen des Mühlrades und das klingende Tönen und Gurgeln des Baches. Die Stimmen der Nacht wurden allmählich laut, und aus dem feuchten Dunst der Wiese stieg groß und rot der Halbmond hervor.

*

6. Der Sumpfrohrsänger.

Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe.

Mörike.

Das Mädchen brachte ein Licht in einer Glasglocke, allein dies war kaum nötig, denn es war eine der schönen Juninächte, wie sie nur der Norden kennt, wo selbst noch in der Mitte zwischen Abend und Morgen am Horizonte etwas wie Sonnenahnung träumt. Zudem stieg der Halbmond höher ins Blaue empor und sandte breite Ströme seines Lichtes, so daß eine weiche, graue Dämmerung überall verbreitet war und nur im tiefsten Schatten der Bäume und Gebüsche ein wenig Finsternis aufkommen konnte.

In der Nähe stand eine große, blühende Linde, die zuweilen, wenn ein sanftes Atmen durch die Nacht ging, einen dufterfüllten Hauch herübersendete. In ihren weißschimmernden Blütenzweigen webten und summten die Nachtschmetterlinge und berauschten sich am süßen Honigsaft, und zuweilen, angezogen von dem Glanze des Lichtes, kam einer dieser Schwärmer angeschossen, brummte mit sonorem Ton hastigen und schwankenden Fluges um die leuchtende Glasglocke und schoß dann wieder in den Mondesdämmer hinaus. Die beiden Freunde saßen noch immer schweigend zurückgelehnt, gleichsam gebannt vom Zauber der Sommermondnacht, da that sich in den Uferweiden der andern Seite ein liebliches Getön hervor, der anmutige Gesang eines kleinen Vögelchens; bald war es ein zierliches Geschwätz, bald ein flötendes Lullen, bald ein seltsames Gemisch fremder Vogelstimmen, aber stets von reizvoller Abwechselung und trotz der Zartheit des ganzen von einer weithin vernehmlichen Stärke. Es war, als hätte die dämmernde Mondnacht eine Stimme erhalten, ihre eigene Schönheit zu singen.

Hermanns Augen leuchteten auf. „Der Sumpfrohrsänger,“ flüsterte er, „wir haben Glück heute.“

Herr Ludwig Bastian nickte nur schweigend, ließ den Kopf sinken und schien dann eine Weile in tiefes Sinnen verloren.

„Sie gleicht ganz ihrer Mutter, trauen Sie ihr nicht,“ sprach er plötzlich mitten aus seinen Gedanken heraus.

Hermann blickte ihn verwundert an.

„Veronika, meine ich," sagte Herr Bastian. „Ihre Mutter war sehr schön, sie war nicht so rundlich, sondern schlanker und so biegsam wie eine Schlange, aber sonst glich sie ganz ihrer Tochter. Mein Herz erschrickt noch immer, wenn ich diese unvermutet erblicke. Diese Art Schönheit ist selten, bei einer zarten rosigen Haut und reichem Haar von der Farbe des reifenden Weizens das funkelnde Feuer dunkelblauer Augen — aber um so dämonischer ist ihre Wirkung. Sie hieß Elfriede, ein Name, der wenig zu ihr paßte, allein für mich umschloß er doch eine Zeit meines Lebens allen Wohlklang und alle Süßigkeit der Welt. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie mir in Golnow, wo ich damals wohnte, zum erstenmal auf der Straße begegnete. Ich war so betroffen über diese Erscheinung, daß ich sie wie ein Wunder aus der Märchenwelt unverwandt anstarrte. Sie bemerkte dies wohl, allein es mißfiel ihr nicht, denn sie lächelte ein ganz klein wenig. Weiter geschah nichts und doch war mir, als hätte ich ein großes Glück erlebt, und eine stille Dankbarkeit erfüllte mich, daß so viel Anmut möglich war auf dieser Welt. Ich war damals jung und sehr wenig kühn dem weiblichen Geschlechte gegenüber und dachte kaum daran, mich ihr zu nähern; es erschien mir schon als ein hohes Glück, sie recht oft zu sehen. Golnow ist nicht groß, und bald hatte ich ergründet, wie sie hieß und wo sie wohnte. Sie lebte mit ihrer Mutter in dem letzten Hause einer freundlichen Straße, die ins freie Feld führte. Hinter dem Hause, von

einer lebendigen Hecke umzäunt, lag ein ziemlich großer Garten, an den sich eine Wiese anschloß, und an Wiese und Garten vorüber lief ein schmaler, selten benutzter Feldweg, der neben dem Hause in die Straße einmündete. Ich will nicht lange beschreiben, wie die Sache langsam weiter ging, sondern nur sagen, daß Elfriede bald bemerkte, wie oft ich in der Gegend zu sehen war, und daß sie ebenso bald den Grund davon begriff. Zu diesem Feldweg konnte man von einer andern Seite der Stadt auf einem Fußpfad gelangen, der sich verborgen zwischen Hecken und Gärten hinzog, und auf diesem willkommenen und selten benutzten Schleichwege war ich jeden Abend um die Dämmerungszeit zu treffen. Dann kam es bald, daß die Schöne jedesmal um diese Stunde im Garten war. Mein Herz klopfte wie das eines Einbrechers, wenn ich schon von ferne die helle Gestalt zwischen dem jungen Frühlingsgrün des sprossenden Gartens erblickte, und gern wäre ich dann oft wieder umgekehrt, wenn es nicht so lächerlich ausgesehen hätte. Aber eine dämonische Macht trieb mich vorwärts, doch zu Anfang lief ich oft, kaum daß ich hinsah, vorüber und fluchte dann später auf mich selber und kam mir ungemein albern und eselhaft vor. Später ward ich dann etwas kühner, ich ging langsam vorüber und wir sahen uns an, doch als Elfriede einmal wie unwillkürlich einige Schritte näher trat, erschrak ich sehr und eilte schneller. Aber dies blieb in meiner Erinnerung mit einer seligen Flammenschrift verzeichnet, und wie ein schönes Morgenrot der Wonne stieg in

mir der Gedanke auf, es sei doch nicht unmöglich, daß sich dies Mädchen, das mir als der Inbegriff der Schönheit und Anmut erschien, in Liebe zu mir neigen möchte. Es ist vielleicht lächerlich, lieber junger Freund, und ich war wohl trotz meiner vierundzwanzig Jahre noch ein dummer Junge, allein dieses Glück erschien mir so hoch und unvergleichlich, daß ich mich kaum dessen würdig erachten konnte.

Es kam dann ein schöner, lauer Aprilabend, erfüllt von dem würzigen Hauche des jungen Grüns, dem süßen Dufte früher Blüten und den ersten Klängen der eben vom Süden zurückgekehrten Nachtigall. Es war an einem Sonntag, auf den Spazierwegen schwärmte es, und in den Gärten der Wirtshäuser saßen unternehmende Leute schon im Freien, als ich wieder aus der frischgrünen Einsamkeit meines geheimen Weges hervortauchte. In einem hellen Frühlingskleide, das sie heute zum erstenmal trug, stand Elfriede in der Nähe der Hecke und bückte sich zuweilen nach einer Blume. Ich war heute von einer sonderbaren Kühnheit erfüllt, und als ich ihr gegenüber war, blieb ich stehen und wir blickten uns eine Weile an. Ich sehe sie noch vor mir, die schlanke und doch volle Gestalt, ein wenig vom Widerschein des Abendrotes angeleuchtet. Dann, indem sich unsre Augen gleichsam gebannt hielten, näherten wir uns einander, bis wir beide an der Hecke standen, die hier eine kleine Lücke darbot. Unwillkürlich reichte ich ihr die Hand entgegen, sie erfaßte diese, und als ich zögerte hineinzutreten, kam sie heraus. Da mir nun

das Herz bis an den Hals hinauf schlug und ich auch im geringsten nicht wußte, was ich sagen sollte, so legte ich schüchtern den Arm um ihre schöne Gestalt und küßte sie auf den Mund. Dann gingen wir unwillkürlich einige Schritte weiter, während ich sie etwas kühner an mich zog und einige Worte hervorbrachte, die ich vergessen habe, weil sie wahrscheinlich Unsinn enthielten. Da ich bemerkte, daß es mit dieser Sprache nicht ging, so küßte ich sie noch einigemal, indessen sie einen Arm sanft um meinen Nacken schlang und den blonden Kopf genießend zurücksinken ließ. In diesem Augenblick wurden in der Ferne nahende Schritte vernehmlich. Wir schreckten auseinander, sie huschte wieder in den Garten, und ich eilte davon mit dem Bewußtsein, fliegen zu können, wenn ich es nur ernsthaft gewollt hätte.

Wir trafen uns seitdem fast jeden Abend um neun Uhr. Ein wenig vorher schlich ich mich gewöhnlich durch die Hecke und saß dann im Schatten einer Laube und wartete auf sie. Es war dann oft ganz still in der einsamen Gegend und nur ein wenig Geflüster der Blätter vernehmlich. In der Ferne, wo die Stadt lag, glimmte hie und da ein Licht, manchmal bellte ein Hund oder schrie eine Eule, die auf Raub ausflog, oder es kam ein Tönen herüber, das nicht zu erkennen war. Ich aber lauschte mit geschärftem Ohr auf andre Geräusche, die mir lieblicher deuchten. Dann schlug es langsam neun Uhr von der Pfarrkirche und hinterher kam ein kurzes Läuten, das man die Diebesglocke nannte — ein

alter Gebrauch, der sich ins Sagenhafte verlor. Dieses Läuten bezog ich immer ein wenig auf mich, der sich wie ein Dieb in einen fremden Garten einschlich, um süße Dinge zu stehlen. Endlich vernahm ich das leise, metallene Klinken einer Thür, dann rauschte es eilend durch den langen Steig an der Hecke, ein wohlbekannter Schatten erschien am Eingang der Laube, eine schlanke, elastische Gestalt sank hingebend in meine Arme, und in das leise Flattern der Blätter über uns mischte sich lieblich thörichtes Geflüster.

So verging eine Zeit und ich hatte nur eine Qual, daß ich diese ganze Seligkeit für mich behalten mußte. Ich hätte sie oft gern wie schön Rohtrauts Page laut hinaussingen mögen in die Welt. Dürftig, arm und schal erschien mir oftmals das Leben meiner Genossen, ja ich ertappte mich, daß ich mit einer Ueberhebung auf sie niedersah wie ein Halbgott auf gewöhnliche Sterbliche. Ich war trotz meiner vierundzwanzig Jahre noch sehr unerfahren dem weiblichen Geschlechte gegenüber, ich hatte noch niemals geliebt und hatte eine hohe und reine Meinung vom weiblichen Geschlechte überhaupt; wie berauschend war es deshalb, mich geliebt zu wissen von einem Wesen, das ich für das schönste und edelste seines Geschlechts hielt, und das dennoch vertrauensvoll und hingebend in meinen Armen lag! Nach einiger Zeit teilte Elfriede mir mit, wir dürften uns jetzt seltener sehen und sie könne dann nicht so lange bei mir bleiben, weil sie fürchte, Verdacht zu erregen. Es ist mir dann, besonders erst später, aufgefallen, daß sie

fortan kühler gegen mich war und oft wie abwesend in ihren Gedanken erschien. Einmal gegen Ende des Juni hatten wir uns fast eine ganze Woche nicht getroffen, und als ich mich dann zu dem zuletzt verabredeten Abend in der Laube einfand und zwar, weil mich ein Zufall aufgehalten hatte, erst etwas nach neun Uhr, war sie noch nicht da. Es war eine Mondnacht wie heute und alles in einen weichen, silbernen Dunst getaucht. Wir hatten oft gescherzt über den Mond und ihn nicht für einen Freund der Liebenden erachtet, sondern als einen Verräter angeklagt, der ihr heimliches Thun gar neugierig belauscht und ans Licht stellt. Heute nun im Verein mit der kaum versunkenen Sonne erschien er mir doppelt gefährlich und ich glaubte sogar ein schadenfrohes Grinsen auf seinem breiten Antlitz zu bemerken. Mir fiel ein Lied ein, das ich auswendig behalten hatte, weil es mir aus der Seele geschrieben war:

„Der Mond, das ist ein heimlicher Geselle
Mit seinem naseweisen Licht.
Wie hass' ich dieses bleiche, helle,
Fatale Lauscherangesicht!

Wenn leise ich zum holden Liebchen schleiche,
Ist der Verräter oben wach,
Und immer lauert mir das bleiche,
Verschmitzte Mondenantlitz nach.

Geh schlafen doch in deine Silberwolke,
Bis ich den holden Gang vollbracht,
Und scheine dann dem andern Volke,
So viel du willst — die ganze Nacht!"

Während ich nun saß und mit geschärftem Ohr auf alle Geräusche ringsum horchte, kam aus dem Weidengebüsch, das den Garten von der Wiese trennte, der liebliche Gesang eines Sumpfrohrsängers. Obwohl ich mich schon damals ein wenig für unsre kleinen Sänger interessierte, hatte ich doch nur geringe Kenntnisse und wußte nichts von diesem Vogel; es war mir auch nicht bekannt, daß außer der Nachtigall noch andre dieser Tierchen in der Nacht singen. Darum erschien mir dies als ein besonders liebliches Märchen und ich lauschte mit solchem Entzücken diesen zauberischen Klängen, daß ich eine kleine Weile ganz den Zweck meiner Anwesenheit vergaß. Es muß wohl schon damals, ohne daß ich es wußte, das echte Blut eines Liebhabers solcher Dinge in meinen Adern gerollt haben. Der entzückende Gesang hörte nicht auf, sondern entstand immer neu in der reizvollsten Abwechselung, aber endlich fiel es mir doch auf, daß Elfriede noch immer nicht kam. Als ich wieder angestrengt horchte, vermeinte ich vom Hause her Gläserklingen und fröhliches Stimmgewirr zu hören, und nun fiel mir ein, daß sie vielleicht durch eine Gesellschaft verhindert sein könne. Ich wartete noch bis zehn Uhr, indem ich hoffte, sie vermöchte sich auf einen Augenblick frei zu machen, um mir Nachricht zu bringen, aber der kleine Vogel sang unablässig seinen zierlichen Gesang, und niemand kam.

Am andern Morgen sah ich in der Zeitung die Verlobung des Fräuleins Elfriede Mühlfeld mit dem Assessor Brandt angezeigt. Die erste Wirkung dieser

Nachricht vermag ich nicht zu beschreiben; sie schlug mich ganz zu Boden. Es war, als wenn ein Orkan mit einem Wolkenbruch über eine blühende Gegend voll singender Nachtigallen hinweggeht und nichts zurückläßt als häßlichen Schlamm und Vernichtung. Wenn auch nur eine Ahnung solcher Dinge in mir gewesen wäre, wenn ich nur einen Begriff hätte gewinnen können, wie das möglich sei. Dann kam es über mich wie ein unsagbarer Abscheu und ich erinnere mich, daß ich zuweilen, um mein Herz nur etwas zu erleichtern, vor mich hin sagte: ‚Du Tier! du Tier!‘ Ich habe später in ruhigeren Zeiten oftmals gedacht, ob nicht die gekränkte Eigenliebe einen großen Anteil hatte an der Verschärfung dieser Empfindungen. Ich kam mir so arm, so hündisch und so klein vor, daß ich blind vertraute und anbetete, wo man nur mit mir spielte, um einige müßige Stunden auszufüllen. Noch monate- und jahrelang hielt diese widrige Empfindung gleich einem giftigen Krötentier mein Herz mit dumpfem Druck umklammert und nagte daran. Ja noch jetzt, wenn ich zuweilen plötzlich in der Nacht aufwache, fühle ich einen leisen, dumpfen Nachhall dieser grausamen Zeit. Mein älterer Bruder Konrad hatte sich damals, nachdem er mehrere Jahre studiert und eine ausgedehnte Reise durch Europa gemacht hatte, verheiratet und das bisher noch vormundschaftlich verwaltete Gut Goldensee übernommen. Dorthin begab ich mich und zog schon damals in meine jetzige Einsiedelei ein, allerdings nicht mit der Absicht, für immer dort zu bleiben. Allein ich bin nicht wieder fortge-

kommen. Seltsamerweise war mir eine liebliche Erinnerung zurückgeblieben an jenen letzten Abend, wo ich allein in der Laube saß und den kleinen Vogel singen hörte. In der Bibliothek meines verstorbenen Vaters fand sich Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, jenes Buch der Bücher für jeden deutschen Ornithologen, und anfangs nur, um zu ergründen, welch ein Vogel das wohl gewesen sein könnte, fing ich an, in diesem ausgezeichneten Werke zu blättern und zu lesen. Bald war ich ganz erfaßt und hingerissen, beschäftigte mich fast ausschließlich mit dem Studium dieses Buches und suchte mit allem Eifer in unsrer so wohl geeigneten Gegend meine erworbenen Kenntnisse durch Beobachtung im Freien zu befestigen und zu erweitern. In dieser Arbeit und in dem steten Umgange mit der Natur fand ich endlich die Ruhe meines Gemütes wieder. Nach und nach entstanden alle diese Einrichtungen, die Sie gesehen haben, und so bin ich endlich der alte Zaunkönig geworden, den Sie kennen, und muß nun wohl so verbraucht werden."

Ludwig Bastian schwieg und sah still vor sich hin. Hermann tastete nach seiner Hand und drückte sie sanft. Der kleine Vogel sang unermüdlich; der Mond war noch höher in das silberne Blau des Himmels emporgestiegen und schimmerte auf dem weißen Nebelsee, der die Wiese allmählich bedeckt hatte. Aus dem Walde war eine Nachtschwalbe herüber gekommen und schoß in ihrer Jagd auf die schwärmenden Falter unablässig taumelnden Fluges um die blühende Linde.

Die beiden Freunde sahen diesem nächtlichen Vogel eine Weile schweigend zu, dann erhoben sie sich und begaben sich in ihr Nachtquartier, wo das Rauschen des Baches und das dumpfe Schüttern des Mühlwerkes sie bald in Schlaf sang.

✳

7. Die Rauchschwalbe.

Ich lieb' eine Blume,
Doch weiß ich nicht welche.
Heine.

Am Morgen des 5. Juli erwachte Hermann in der Frühe durch den Gesang einer Rauchschwalbe vor seinem Fenster. Die unablässige Wiederholung dieser zierlichen, krausen Weise klang so mahnend und lockend, daß er alsbald aus dem Bette sprang, sich ankleidete und zugleich einen prüfenden Blick auf das Wetter richtete. Es war klar, sonnig und schön, und dies war wichtig, denn an diesem Tage hatte Herr Konrad Bastian seinen Geburtstag, der nach Familiensitte immer mit einer Art von Sommerfest begangen wurde. Eine Menge Einladungen waren ergangen und allerlei Vorbereitungen hatten schon mehrere Tage lang die Hausbewohner in Thätigkeit gehalten, denn diesmal sollte es sich ganz besonders festlich gestalten, und es ging die Sage von allerlei Ueberraschungen, die dem erfinderischen Kopfe des Herrn Konrad Bastian ihren Urspung verdankten. Hermann traf diesen Herrn vor dem Hause im Garten und brachte seinen Glückwunsch dar.

„Ich danke Ihnen, teuerster Naturforscher," sagte dieser, „aber verzeihen Sie, wenn ich Sie sofort verlasse, denn mehr noch als die neuvermehrte Last der Jahre drückt mich die Wucht hausväterlicher Geschäfte. Mein armes, angehendes Greisenhaupt ist ein Bienenstock schwärmender Gedanken. Wollen Sie jedoch menschlichen Umgang in dieser frühen Morgenstunde nicht ganz entbehren, so finden Sie meine Tochter in der Laube am See." Damit ging er eilig fort.

Hermann folgte der erhaltenen Anweisung und fand Agnes vor einem gewaltigen Gebirge abgeschnittener Feld- und Gartenblumen beschäftigt, kleine Sträuße zu binden, die, wie sie sagte, für einen geheimnisvollen Zweck bestimmt seien. Hermann erbot sich zu helfen, und nun saßen beide in der frischen Morgenkühle in fleißiger Arbeit. Nach einer Weile sagte Agnes, nachdem sie mit Verwunderung zugesehen hatte, wie dieses Geschäft, das sonst gewöhnlich nicht als Männerarbeit betrachtet wird, dem jungen Naturforscher von der Hand ging, und wie kleine Kunstwerke unter seinen Fingern entstanden: „Wie sonderbar, Sie greifen nur nach den Feldblumen, noch haben Sie keine einzige aus unserm Garten verbraucht."

„Es mag wohl sein," erwiderte Hermann, „daß sie mich mehr anziehen, weil sie der Natur näher stehen und ganz ohne unser Zuthun aufwachsen. Sie sind die wirklichen Kinder unsrer Heimat, während fast allen Gartenblumen etwas Prunkendes und Künstliches anhaftet. Ich schätze wohl die Centifolien mit

ihrem weichen Blätterrund und wunderbaren Geruch, allein meinem Herzen näher steht die wilde Heckenrose, die am Feldrand blüht."

„Wo haben Sie denn die Kunst gelernt, Sträuße zu winden?" fragte Agnes weiter, „Sie verstehen es gut, man kann von Ihnen lernen."

„Ich glaube nicht, daß ich technisch viel davon verstehe," sagte Hermann lächelnd, „aber ich vermute, daß ich eine richtige Theorie habe. Ein jeder Blumenstrauß muß ein kleines lyrisches Gedicht sein, harmonisch in Form und Farbe und doch scheinbar zwanglos entstanden, daß man glaubt, es könne gar nicht anders sein. Und wo ich es gelernt habe? Auf meinen tausend Streifereien in Wald und Feld hat es mir oft Vergnügen gemacht, unsre Blumen nicht als Botaniker im gewöhnlichen Sinne, sondern auch auf ihre Schönheit hin zu betrachten. Ich suchte sie dann zuweilen in Sträuße zu vereinigen, die den Charakter ihres Standortes, war es nun Wiese, Heide, Wald oder Feldrain, zum Ausdruck brachten. Oft gerade von den ödesten Stellen trägt man das Lieblichste nach Hause, Seltsames kann man zusammenstellen im wüsten, unheimlichen Moor und Zierliches mitnehmen von öden Dünenhügeln. Das Niedlichste aber und Anmutigste findet sich gar auf dem scheinbar so trübseligen Stoppelfeld, Stiefmütterchen mit kleinen, winzigen Gesichtern, zarte Vergißmeinnicht, zierliche Hungerblümchen und vieles andre, alles so niedlich, wie aus einem Puppengarten."

„Ich hätte nie geglaubt," sagte Agnes, „daß

ein Botaniker so reden könnte. Als wir in Golnow bei dem alten Rektor Zyprian Pflanzenkunde hatten, da hat er uns so viel mit Staubfädenzählen und den verschiedenen Klassen und den schrecklichen lateinischen Namen geängstigt, daß wir ein rechtes Grauen davor bekamen. Bei Ihnen hätte ich vielleicht mehr gelernt."

„Ich glaube wohl," erwiderte Hermann, „daß mit diesem trockenen Schematismus im Jugendunterricht mehr Unheil als Nutzen gestiftet wird. Heine teilte die Pflanzen ein in solche, die man essen kann und solche, die man nicht essen kann, und ich halte dies allereinfachste System für die Kinder schon immer noch besser als jedes wissenschaftliche. Ich meine, der Unterricht in der Botanik sollte für die Jugend auf volkstümliche Grundlagen gestellt werden, sie sollten vorzugsweise von den praktischen Eigenschaften der Pflanzen erfahren und als Gegengewicht von den sagenhaften oder poetischen Vorstellungen, die sich an sie knüpfen, anstatt dessen ihnen, wie es jetzt meistens geschieht, mühselig ein wenig Stubengelehrsamkeit in die widerwilligen Köpfchen gepreßt wird."

Hermann nahm einen Zweig des Wegwarts mit den schönen, hellblauen Tellerblüten aus dem Haufen hervor, und indem er ihn mit andern Blumen zu einem Strauße vereinigte, fuhr er fort: „Wenn die Kinder erfahren, daß aus den Wurzeln dieser schönen Pflanze, die in Gegenden mit gutem Boden an allen Wegrainen zu finden ist, der so nützliche Zichorien-

kaffee bereitet wird, und ferner, daß sie in der Sage ein verzaubertes Mädchen bedeutet, das am Wegrand nach dem verschollenen Geliebten ausschaut, so sind das Dinge, bei denen man sich etwas denken kann, und die sie behalten werden, und nachdem sie solche Teilnahme gewonnen haben, dürfte es ihnen auch weit leichter werden, sich zu merken, in welche Klasse diese Pflanze gehört. Aber so wie die Sache heute betrieben wird, nehmen die meisten Menschen nur die Ueberzeugung mit in ihre späteren Jahre, daß die Botanik so ziemlich das Langweiligste sei, was sich urgrundlederne Professoren in verstaubten Studierstuben austiftelten. — Doch mich dünkt, wir verderben uns den schönen Sommermorgen durch solche Gespräche."

„Wir hoffen sehr, daß der Tag halten soll, was der Morgen verspricht," sagte Agnes.

„Goldensee wimmelt heute von Geheimnissen," erwiderte Hermann. „Was bedeutet zum Beispiel die Flotte von Fischerkähnen, die an der Landungsbrücke in der Seebucht liegen, was bedeutet der ständige Schiffahrtsverkehr mit der Insel Goldenburg, was bedeuten diese unermeßlichen Blumensträuße? Meine Seele lechzt nach Aufklärung."

Agnes lachte ein wenig und sagte: „Warten Sie nur, bis sich die Zeit erfüllt hat, und sorgen Sie, daß es gutes Wetter bleibt. Sie behaupten ja immer, daß Ihnen der Himmel bei allen Unternehmungen günstig ist, und so soll es heute Ihre Aufgabe sein, die Wolken im Zaume zu halten, daß sie uns keine Streiche spielen."

Da nun die Sträuße fertig waren, so trennten sich die jungen Leute, weil Agnes von andern Pflichten abgerufen ward, und Hermann versprach ihr, sogleich seinen stärksten Zauber in Thätigkeit zu setzen, damit die Hoffnungen von Goldensee auf einen schönen beständigen Sommertag nicht zu schanden würden.

Bald nach der Mittagsstunde ward es auf den Straßen, die nach Goldensee führten, lebendig von ländlichen und städtischen Gefährten, und ein Wagen nach dem andern rollte unter die breiten Kronen der Linden vor dem Wohnhause, so daß sich der alte Kettenhund Wasser und die beiden Haushunde Purzel und Prempel fast um Verstand und Besinnung kläfften. Behäbige Gutsbesitzer entstiegen den Gefährten mit stattlichen Frauen, rosigen Töchtern und gebräunten Söhnen. Manche kamen auch in zwei Wagen, weil einer für die Fülle der Nachkommenschaft nicht ausgereicht hatte. Die Väter begrüßten den Gutsherrn mit mächtigen Stimmen, denen man die Gewohnheit anmerkte, über weitläuftige Wirtschaftshöfe hinweg Befehle zu erteilen. Wenn sich zwei von ihnen unterhielten, so war es immer, als stünde der andere auf einem gegenüberliegenden Berge, aber dafür konnte man auch schön deutlich verstehen, was sie sagten.

Die Wagen, in denen diese Leute kamen, waren stattlich und die Pferde glänzend, mutig nnd schön; die Kutscher fuhren in scharfem Trabe vor und hielten mit plötzlichem Ruck vor der Hausthür. Dies alles konnte man von den Gefährten, die aus der

Stadt Golnow kamen, nicht behaupten, denn obwohl sie würdige Stadthonoratioren, feierliche Matronen in seidenen Staatskleidern, zarte Stadtfräulein in hellen Gewändern und gebildete Söhne mit Nasenzwickern enthielten, so waren es doch nur klapprige Mietskutschen, und die Pferde, die davor gespannt waren, befleißigten sich einer Gangart, die zwar von einbildungskräftigen Leuten für Trab gehalten wurde, sich jedoch weniger förderſam erwies, als ein behaglicher Schritt. Die Lieblingsbeschäftigung dieser Tiere war es, mit etwas nach vorn gebogenen Knieen und hängenden Ohren dazustehen und von einer bewegten Vergangenheit und von vollen Krippen zu träumen. Besonders zwei alte, gelbe, zottige Schimmel genossen großen Ruhm, denn es ging von ihnen die Sage, sie hätten die Freiheitskriege mitgemacht, ja ruchlose Spötter gingen so weit zu behaupten, das Handpferd habe den alten Fritz noch persönlich gekannt.

Zwischendurch kamen auch die sämtlichen Stadtmusikanten von Golnow mächtig tutend auf einem vierspännigen Leiterwagen vorgefahren, und die Sache wurde immer festlicher. Im Garten hinter dem Hause war ein großer, runder Rasenplatz von Gebüschen umgeben, in denen mancherlei geräumige Lauben angebracht waren, die angenehme Sitzplätze für die Gesellschaft darboten. Da sich nun in Norddeutschland bei solcherlei Gesellschaften das männliche und weibliche Geschlecht wie Wasser und Oel voneinander zu sondern pflegt, so geschah dies auch hier. Die

älteren Damen fanden sich in der Veranda vor dem Hause zusammen und gaben ihre Anwesenheit schon von Ferne durch ein Geräusch lebhafter Unterhaltung gleich dem Getöse eines kleinen Wasserfalles kund. Die älteren Herren hatten sich gegenüber in einer Fliederlaube angesiedelt, wo der Donner ihres Gespräches bald anschwoll, bald leiser grollte. Die Unterhaltung drehte sich natürlich, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, um den Ertrag der Wiesen und die zukünftige Ernte, und auch die Herren aus Golnow nahmen an diesen Gesprächen eifrig teil, denn in den kleinen Landstädten versteht fast jeder etwas von diesen Dingen. Obwohl das Jahr nun außergewöhnlich gesegnet und hoffnungsreich war, so trat doch die seltsame Erscheinung zu Tage, daß sich niemand zufrieden zeigte. Der eine, der von seinen tiefgelegenen Wiesen in diesem warmen Jahre unermeßliches Heu eingefahren hatte, meinte achselzuckend, als man ihn darauf anredete, im Jahre 1843 habe sein Vater von derselben Fläche noch neunzehn Fuder mehr eingefahren, verschwieg aber wohlweislich, daß in demselben Jahre wegen unendlicher Dürre alles übrige mißraten war. Herr Kolbig von Ziersdorf, auf seinen ungewöhnlichen Hafer angeredet, lehnte alle Komplimente ab mit der Bemerkung, es sei alles nur Blendwerk, denn dem Hafer fehle das dritte Korn, obgleich er sehr wohl wußte, daß von den zu dreien zusammensitzenden Haferkörnern fast ohne Ausnahme das mittlere verkümmert und nur in den seltensten Fällen zur Ausbildung gelangt. Herr Podewils von

Bergedorf nun wieder schmunzelte zwar, als man begeistert den Stand seines Weizens rühmte, der in der Gegend nicht seinesgleichen hatte, suchte aber sofort diese Begeisterung zu dämpfen, indem er behauptete, in mehreren Aehren einen ihm bis jetzt unbekannten Wurm vorgefunden zu haben, dem durchaus nicht zu trauen sei, da er wohl für einige tausend Thaler wegfressen werde. Ja, der liebe Gott hat es nicht leicht mit den Herren Landleuten und wohl längst verlernt, auf ihren Dank zu rechnen.

In einer Jasminlaube zur Seite des Rasenplatzes hatten die jüngeren Stadt- und Landherren sich zusammen gefunden. Von hier aus flogen häufige Blicke hinüber auf die andere Seite zu einer duftenden Rankrosenlaube, aus der helle Kleider hervorleuchteten und fröhliches Mädchengezwitscher ertönte. Einige angenehme Schwerenöter hatten sich sogar hinüber begeben, wo sie sich wie schwarze Krähen von den hellen Gewändern abhoben und alle Wasser ihrer Unterhaltungsgabe spielen ließen. Andre wieder, die ebenfalls in ihren Herzen einen starken Zug zum weiblichen Geschlechte verspürten, zugleich aber ihren geselligen Künsten nicht genügend trauten, flüsterten sich pikante Bemerkungen über die einzelnen Schönen zu. Sie empfanden für ihre kühneren Genossen eine ziemliche Verachtung, die auf der Rückseite mit Neid gefüttert war, und ziehen sie der Seichtheit, indem sie zugleich ihre Verwunderung aussprachen über die Rätselhaftigkeit weiblicher Gemüter, die an dergleichen Fanten sichtlich Gefallen zu finden schienen.

Unterdessen gingen Diener und Dienstmädchen im Sonntagsputz ab und zu, leichte Erfrischungen anzubieten, während Herr Konrad Bastian in seiner besten Laune den Rasenplatz umkreiste und überall eine Weile im Gespräch verweilte, welches Ereignis sich bei jeder Gruppe durch ein verschieden abgetöntes, aber unausgesetztes Gelächter kundgab. Besonders der alte dicke Herr Holtfreter von Bummshagen war stets von der komischen Wirkung dessen, was Herr Bastian sagen würde, so überzeugt, daß er schon pränumerando lachte, ehe dieser noch den Mund aufgethan hatte. Schließlich konnte er dann nur dadurch, daß man ihn schüttelte und ihm auf den Rücken klopfte, wieder zu Atem und Besinnung gebracht werden.

Unter den Mädchen waren auch einige, die sich, kaum dem Backfischalter entwachsen, unter den bereits heiratsfähigen jungen Damen nicht genügend beachtet fühlten. Sie flatterten zu zweien davon, wandelten dann, sich mit den Armen umschlungen haltend, in den abgelegenen Steigen, rochen gemeinschaftlich an den Blumen, teilten sich Geheimnisse mit, schwärmten von ihren Lieblingsdichtern und pflegten die süßen Gefühle der Freundschaft, die so lange in diesen kleinen Herzen zu wohnen pflegen, bis sie von stärkeren verdrängt werden.

Hermann, der den meisten dieser Gäste noch unbekannt war, bildete für alle einen Gegenstand der Neugierde, denn das sonderbare Abenteuer, durch das er nach Goldensee gekommen war, hatte natürlich in der ganzen Umgegend großes Aufsehen und will-

kommene Erheiterung bewirkt. Besonders waren die älteren Herren unerschöpflich in Fragen und Anspielungen und nur durch eine genaue Schilderung aller Einzelheiten zu befriedigen, während den Damen natürlich durch die besonderen Umstände dieses Abenteuers ein Zwang aufgelegt war, der ihnen verbot, sich nach Wunsch in diese Geschehnisse zu vertiefen, was übrigens ihrer Teilnahme an der Sache keinen Eintrag that.

Nach einer Weile geschah vom See her ein Kanonenschlag, und zugleich begannen in derselben Gegend die Golnower Stadtmusikanten gar mächtig einen Marsch zu tuten. Die Gesellschaft brach nun auf, und alle zogen durch die Gänge des Gartens an den See hinab, neugierig auf die weitere Entwickelung der Dinge. Sie fanden dort die Musikanten in einem Boote auf dem See schwimmend, und an der Landungsbrücke lagen acht starke Fischerkähne mit Fahnen und Blumengewinden geschmückt. Von diesen waren immer je zwei nebeneinander mit Balken und Stricken durch eine geschickte Anordnung fest unter sich verbunden, durch welche Einrichtung jedes Schaukeln und die Möglichkeit des Umschlagens vermieden ward, so daß sich auch das allerängstlichste Frauengemüt diesen Fahrzeugen ohne Bedenken anvertrauen konnte. Ja selbst der dicke Herr Holtfreter, dem Wasser in allen seinen Erscheinungsformen eine unsympathische Flüssigkeit war, sowohl innerlich als äußerlich als unter sich, ward durch diese Vorsichtsmaßregeln so beruhigt, daß er seine kostbaren, mit Delikatessen und edlen Getränken

aller Art herangemästeten drei Zentner, von denen die Sage ging, daß ihm das Pfund bereits auf tausend Thaler zu stehen komme, ohne weiteres hineinbugsierte.

Nachdem in den ersten Kähnen die Jugend, in den folgenden das Alter, nach getrennten Geschlechtern Platz genommen hatte, setzte sich die Flotte mit der Musik an der Spitze in Bewegung und zwar so, daß die vier Doppelfahrzeuge in zwei Reihen nebeneinander schwammen. Nun zeigte sich auch, daß die Bedeutung der zahllosen kleinen Blumensträuße kriegerischer Natur war, und daß sie nichts weiter vorstellten, als eine Art von Munition, die in Körben überall verteilt war. Herr Konrad Bastian eröffnete das Gefecht durch einen wohlgezielten Wurf auf seine Frau, die das Geschoß mit großer Geschicklichkeit aus der Luft auffing, und dieses Beispiel fand alsbald bei der Jugend begeisterte Nachahmung, zumal da sich dies kleine Bombardement als ein schickliches Mittel erwies, allerlei Zu- und Abneigung unverfänglich auszudrücken. Dann wurden auch die Alten hingerissen von der Kampfeswut, und bald entbrannte das Gefecht so stark, und so unausgesetzt flogen die anmutigen Geschosse hin und her, daß zuweilen zwischen den Kähnen ein förmliches Bogendach von Blumen in der Luft stand. Dazu die lustige Musik, Jauchzen und Gelächter, helle Gewänder, liebliche Mädchengesichter und wehende Locken, Sonnenschein und blinkendes Wasser, fürwahr eine lustige Sache.

Die Jugend hatte sich zuerst verschossen; auch war ein Teil der Sträuße außer Gefecht gesetzt und

steckte, vermehrt durch unsichtbare Blüten zarter Beziehung, an Mädchenbusen oder in Männerknopflöchern. Die Alten setzten im zweiten Treffen das Gefecht noch eine Weile fort, doch als die Flotte auf der Höhe der Insel Goldenburg anlangte, ging auch ihnen die Munition aus, und nur eine lange Straße schwimmender Blumen bezeichnete weithin das Fahrwasser der Kähne und den Ort des Kampfes.

*

8. Die schwarzköpfige Grasmücke.

Und ein kleines Vögelein, Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.
Walter von der Vogelweide.

In diesem Augenblick knallten auf Goldenburg die Begrüßungsböller. Onkel Ludwig, der zeitweilig als Gouverneur dieser Insel fungierte, hißte die Landesflagge auf, und die Kähne schwammen in großem Bogen der Landungsbrücke zu. Als Hermann den jungen Mädchen beim Aussteigen behilflich war, sah er zufällig den Strauß mit dem Wegwart, den er am Morgen gebunden hatte, an Agnes' Busen stecken. „Den kenne ich," sagte er unwillkürlich. Agnes erwiderte nichts, nur eine leichte Röte stieg ihr in das schöne Antlitz.

Auf der Höhe dieser Insel hatte vor Jahren ein festes Schloß gestanden, die Goldenburg, allein seit langer Zeit schon war dies zerstört worden und nur

einige wenige von Buschwerk überwucherte Mauerreste gaben Kunde davon. Auch die Spuren einstiger Befestigungen waren noch kenntlich, obwohl die einst tiefen Gräben halb verschüttet waren und die Wälle sich im Lauf der Zeiten abgerundet und verflacht hatten. Vor den Ruinen auf einer ebenen Fläche standen drei uralte Linden, die, wie man glaubte, das Schloß noch in seinem Glanze gesehen hatten. Unter ihrem wohligen Schatten ruhte es sich gut zur Sommerszeit, indem man durch die Lücken des Waldes auf den silbernen See und seine dämmernden Buchten hinschaute. Wo sich dann der mit Gras und niederem Buschwerk bewachsene Abhang zum Wasserspiegel niedersenkte, stand zur Seite auf der Höhe ein geräumiges Borkenhäuschen, mit Sitzen und Tischen versehen, und hier in dessen Umkreis lagerte sich einstweilen die Gesellschaft in Erwartung des Rufes zur Tafel, die, mit blendendem Linnen, Silberzeug, blinkenden Gläsern und schönen Blumensträußen geziert, gar verlockend unter dem dichten Blätterdach der drei Linden hervorschimmerte. Weiterhin, wo der hochstämmige Wald in engem Kreise diesen freundlichen Platz umschloß, sah man Feuer flackern, und hellblauer Rauch stieg in die sonnigen Kronen der Buchen. Dort hantierte ein schneeweiß gekleideter Koch mit einigen sauberen Mädchen, dort drehten sich die Bratspieße, brodelte es in den Pfannen, dampften die Kessel, und zuweilen trug ein leiser Lufthauch süße, ahnungsvolle Düfte künftiger Genüsse zu der Gesellschaft herüber. Diese Einrichtung hatte für den alten, dicken Herrn

Holtfreter eine mächtige Anziehungskraft, denn er war ein so starker Esser, daß man ihm in der Gegend die bekannte Redensart in den Mund legte: „Die Gans ist ein schnurriger Vogel; ißt man eine zum Frühstück, so hat man nicht genug, und ißt man zwei, so verdirbt man sich den Appetit zum Mittagessen.“ Unwiderstehlich wie den Sancho Pansa bei der Hochzeit des Camacho zog es ihn an diesen Ort, und dann stand er würdevoll da, die Hände auf den Rücken gelegt, alles mit der tiefsten Teilnahme betrachtend, während köstliche Gerüche die bereits erwachte Riesenbestie seines Hungers zur Wut aufstachelten. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, bat sich ein Weißbrötchen aus, ließ es vom köstlichen Safte eines Spießbratens beträufeln und verzehrte es schmunzelnd und kopfnickend.

Dann ertönte das allgemein ersehnte Trompetensignal, das die Gesellschaft zu Tische rief. Hermann fand seinen Platz zwischen Agnes und Veronika und konnte mit dieser Veranstaltung wohl zufrieden sein, denn schönere und anmutigere Mädchen waren an dieser Tafel nicht vorhanden. Besonders Veronika, die heute zum letztenmal in Goldensee war — denn sie sollte am Abend mit den Eltern nach Golnow zurückkehren — überstrahlte alle und sah in einem blaßblauen Kleide, das mit zarten, gelblichen Spitzen geziert war, und mit einem Haarschmuck von natürlichen Theerosen und Vergißmeinnicht sehr verführerisch aus. Es war wie immer eine anziehende Mischung von Zartheit und blühender Kraft an ihr bemerklich, ge-

hoben durch die in Deutschland so seltene Kunst, stets in Schmuck und Kleidung das Richtige zu treffen und jede, auch die ungünstige Mode so zu wenden und unmerklich zu verändern, daß sie der Erscheinung zum Vorteil gereichte.

Das Essen nahm den gewohnten Verlauf solcher Veranstaltungen. Bald ertönte das betriebsame Geräusch der Messer und Gabeln und das Klappern der Teller, bald wieder der gleichmäßige Strom fröhlicher Unterhaltung. Zuweilen kam dann auf ein scharfes Anklingen eines Weinglases eine kurze Stille und darauf eine Rede, die, manchmal unterbrochen von kurzen Salven fröhlichen Gelächters, zuletzt in ein mächtiges Getöse von Hochrufen und klingenden Gläsern auslief. Wenn eine solche Stille eintrat, dann hörte man das Singen der Vögel im Umkreis und das Zwitschern der Schwalben, die über die Gesellschaft hinwegschossen, und andre zarte Stimmen der Natur, wie das emsige Summen der Bienen in den verblühenden Lindenbäumen und das zarte Gesäusel der Blätter. Die Sonne stahl sich durch die Lücken der Zweige, malte hier flimmernde rote Schatten gefüllter Weingläser auf das blendende Tischtuch und blitzte dort auf blankem Silbergeschirr; bald hob sie ein glänzendes Antlitz eines schmausenden Biedermannes, bald ein zartes Mädchenköpfchen hervor, und zu alledem schauerte zuweilen der laue Sommerwind stärker durch die Zweige und streute einen Regen zarter, gelblicher Lindenblütenblätter über die ganze Tafel hin.

Dann knallten die Champagnerkorke und fuhren in das Laubwerk empor; die Stimmung ward brausender, und häufiger schwebte über dem allgemeinen Donner des Gespräches silbernes Mädchengelächter wie Schaum auf der Brandung. Der beruhigende Kaffee am Schluß dämpfte die Wogen wieder ein wenig, und dann brach alles auf, die Jugend zu gesellschaftlichen Spielen, während sich die ältere Generation zu behaglichen Verdauungsgesprächen in der Umgegend des Birkenhäuschens zusammenthat. Nur Herr Holtfreter, nachdem er eine Weile mannhaft gekämpft hatte, konnte nicht länger seiner süßen Gewohnheit widerstehen, er zog sich an eine schattige Stelle zurück, streckte sich dort ins weiche Gras, deckte sich ein rotseidenes Taschentuch über sein geräumiges Antlitz und schnarchte bald wie ein Menschenfresser.

Auf einem ebenen, mit kurzem Rasen bedeckten Platze, der zuerst von dichten Gebüschgruppen, dann von ragendem Hochwalde umgrenzt war, hatten die jungen Leute bald ihre Spiele in Gang gebracht. Zuerst: „Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht 'rum", dann „Blindekuh", dann „Verwunderungsstuhl" und nachher „eins, zwei, drei, das letzte Paar herbei".

Ob einem Mädchen Anmut und Grazie wirklich beschieden ist, das zeigt sich am besten, wenn es läuft, denn im Laufe die Linie der Schönheit innezuhalten, ist sehr schwer. Auch hierin that es Veronika allen andern zuvor, und es war ein Wunder zu sehen, wie sie auf eiligen, elastischen Füßen gleich einem Vogel

dahinflog und die jauchzende Hast der schnellsten Bewegung ihre Anmut nur erhöhte. Agnes war auf dem Spielplatze noch nicht anwesend, weil wirtschaftliche Verrichtungen sie noch eine Weile bei der Abräumung der Tafeln zurückhielten. Während des Spieles traf es sich nun bald, daß Hermann voran war und das letzte Paar aus Veronika und dem jungen Gutsbesitzer Herrn Hornbostel bestand.

Als Hermann durch Händeklatschen das Zeichen zum Ablauf gab, schoß Veronika wie ein Pfeil seitwärts davon, und unser junger Freund merkte wohl, daß er alles aufbieten müsse, ihrer habhaft zu werden. Herr Hornbostel, der sich bereits eines kleinen Bäuchleins und eines Paares zwar stämmiger, aber ziemlich kurzer Beine erfreute, gab bald die aussichtslose Verfolgung auf, obwohl er anfangs nach Kräften dahingewurzelt war, um sich seiner Dame wieder zu bemächtigen. Veronika spürte ihren Verfolger bald dicht hinter sich und flüchtete hinter ein breites, rundes Buschwerk. Hier tänzelten nun die beiden jungen Leute eine Weile hin und her, nach günstigen Gelegenheiten spähend, und Herr Hornbostel, der wieder Mut und Atem geschöpft hatte, trabte langsam näher, als Veronika plötzlich seitwärts im schnellsten Laufe in den dichten Gebüschgruppen, die nur schmale Gänge zwischen sich ließen, verschwand. Hermann, der geringe und kleinere Büsche in mächtigen Sätzen übersprang, hatte sie eine Weile aus den Augen verloren, sah aber dann bald das helle Kleid aufleuchten, verfolgte sie nun mit der größten Schnelligkeit und

holte sie, die wie eine Schlange durch die Lücken des Buschwerkes glitt, trotzdem bald ein. Als Veronika sich verloren geben mußte, wendete sie sich, blieb plötzlich stehen und ehe Hermann es sich versah, hielt er die schöne, tiefatmende Gestalt in seinem Arme. Sie waren hier ganz aus dem Gesichtskreis der Gesellschaft entschwunden, allein zwischen blühenden Büschen. In ihren Adern glühte das Blut, aufgeregt von der Nachwirkung des Champagners und des schnellen Laufes, und als Hermann das verführerische Mädchen, das seltsam und wie in einem Bann zu ihm empor sah, in den Armen hielt, kam es wie ein Rausch von Jugend und Wonne und Schönheit über ihn, er beugte sich nieder und küßte Veronika mehreremal auf den Mund. Diese hielt nicht allein still wie ein Lämmchen, sondern drängte halb nachgebend, halb erwidernd ihre schwellenden Lippen an die seinen. Das Ganze war nur ein Augenblick, dann fuhren sie auseinander. War da nicht ein Rauschen von Kleidern vernehmlich gewesen, wie wenn sich jemand eilend entfernte? Sie blickten sich um und lauschten, aber nichts war zu sehen als die grüne Einsamkeit und nichts zu hören als das leise Flüstern der Blätter und der unablässige Gesang einer schwarzköpfigen Grasmücke, die in einer benachbarten Silberpappel saß und von nichts als lauter Liebe flötete. Sie gingen langsam zu der Gesellschaft zurück und thaten, als wäre nichts geschehen.

Unterdes hatte sich auch Agnes dort eingefunden, und Herr Konrad Bastian hatte die Musikanten, die sich derweil an den Resten der Mittagstafel kräftig

verpflegt hatten, dorthin geschickt. Sie saßen im Schatten unter einem Baume und begannen alsbald einen lustigen Walzer zu blasen, und obwohl nun einige von ihnen in der Stärkung durch den reichlich gespendeten Wein ein wenig zu viel gethan hatten, so daß sie aus reinem Kraftüberschuß recht häufig an den wichtigsten Tönen vorbeituteten, so störte das die jungen Leute doch nicht, sich mit Begeisterung in den Tanz zu stürzen. Agnes sah seltsam blaß und starr aus, und als Hermann sie aufforderte und mit ihr tanzte, war er verwundert über ihr abwehrendes, fremdartiges Wesen, und obwohl er sie im Arme hielt, war es ihm, als sei die eigentliche Agnes weit fort und dies nur eine mechanische Puppe, die ihr ähnlich sah. Sie, die sonst so gleichmäßig freundlich und unbefangen gegen ihn war, trug eine feierliche Gemessenheit zur Schau, die, zwar für andre nicht im gleichen Maße erkennbar, von ihm desto tiefer gefühlt wurde und um so erkältender und verwirrender auf ihn einwirkte, als er sich den Grund dieser plötzlichen Umwandlung nicht zu erklären vermochte. Es war, als sei in diesem Mädchen plötzlich etwas gestorben oder ein Reif über ihr blühendes Gemüt gegangen. Hermann fühlte jetzt zum erstenmal an dem Eindruck, den diese Veränderung auf ihn machte, welche stille Zuneigung zu diesem Mädchen er bereits im Herzen trug, und erschrak fast darüber. Er konnte kaum begreifen, daß er vor kurzem noch, hingerissen von dem Rausch eines günstigen Augenblicks und verlockenden Entgegenkommens, einer andern scheinbare

Beweise von Zuneigung zu geben vermocht hatte. Sollte sie dies gesehen haben? Aber das war ja unmöglich, denn als er mit Veronika zurückkehrte, hatte er bemerkt, wie Agnes von einer andern Richtung her zu der Gesellschaft trat.

Mittlerweile sank die Sonne hinter den Waldmassen am gegenüberliegenden Ufer und entzündete ein gewaltiges Feuermeer, in dem einige rosige Wolken schwammen wie selige Inseln, indes über den See hinweg eine goldene, flimmernde Straße zu dieser schimmernden Herrlichkeit hinführte. Ein Böllerschuß, dessen Knall an dem stillen Abend von jeder Bucht und jedem Vorsprung des Waldes zurückschallte und am Ende in fernen, dämmernden Winkeln grollend zur Ruhe ging, rief die Gesellschaft wieder zu den Kähnen, und man fuhr über den stillen, im letzten Schimmer des Abendrotes glänzenden See nach Hause. Ich brauche wohl kaum erst zu bemerken, daß unterwegs: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten", „In einem kühlen Grunde" und noch einige ähnlich schwermütige Lieder von der Gesellschaft gesungen wurden, denn dies erscheint ja selbstverständlich, wo eine fröhliche Gesellschaft von Deutschen zur Abendstunde auf dem Wasser beisammen ist. Selbst Herr Holtfreter wurde ein wenig sentimental, wozu aber vielleicht beitragen mochte, daß er nach der Art des Sonnenunterganges für morgen Regen erwartete, den er in der Wirtschaft nicht brauchen konnte, weil Rübsen ausgeritten werden sollte. Er stimmte zuweilen an Stellen, wo sich zufällig ein Stück des Textes in

seinem Gedächtnis vorfand, mit einer furchtbaren Berserkerstimme in den Gesang ein.

Im Hause fand man eine ungeheure kühle Erdbeerbowle vor, die der vorausgeeilte Onkel Ludwig mit unfehlbarer Kunst angesetzt hatte, und sonstige Erfrischungen, den erneuten Hunger zu dämpfen. Während sich die älteren Herren um die vorbereiteten Spieltische zu einem vergnüglichen Whist oder Boston gruppierten, fanden sich die Damen und die Jugend in dem großen Gartensaal zusammen, wo sich ein sehr schöner Flügel befand, und es ward nun nach besten Kräften ein wenig Musik gemacht, bei welcher Gelegenheit besonders die städtischen jungen Damen und Herren sich hervorthaten, um ihre mehr oder weniger gute Dressur auf musikalische Dinge in das beste Licht zu setzen. Nachdem nun schon mehrere dieser Leutchen an großen und leidenschaftlichen Schöpfungen unsrer Tonkünstler ihre Unfähigkeit bewiesen hatten, denn es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß unsre lieben Dilettanten sich niemals mit Dingen abgeben, denen sie gewachsen sind, sondern ausschließlich mit solchen, die den Mangel ihres musikalischen Ausdrucksvermögens ins glänzendste Licht zu setzen geeignet erscheinen, nachdem also ein rundliches, kleines Fräulein mit einem Stumpfnäschen vermittelst einer kleinen Piepstimme mehrfach ausdrücklich versichert hatte: „Ich grolle nicht,“ was ihr übrigens auch jeder ohne besondere musikalische Beteuerung geglaubt hätte, nachdem ferner ein junger, sehr gesunder Mann mit einem schadhaften Bariton die unglaubwürdige Behauptung

in die Welt hinausgeschleudert hatte, ihn habe „das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen“, nachdem eine schon etwas ältliche junge Dame von säuerlichem Aussehen eine Chopinsche Polonaise unkenntlich gemacht hatte, trat endlich Agnes in den Saal und ward sofort von allen Seiten bestürmt zu singen.

Als nun alle sie umdrängten, und die Aufmerksamkeit dorthin gelenkt war, fühlte Hermann plötzlich einen leisen Druck auf seinem Arm und sah dann Veronika an sich vorüberstreifen. Sie warf ihm einen verheißungsvollen Blick zu, der ihm das Blut schneller durch die Adern trieb, und glitt dann, von allen andern nicht beachtet, der offenen Gartenthür zu. Dort sah sie sich noch einmal nach ihm um, warf fast unmerklich den Kopf zurück und verschwand im Dunkel des Gartens. Wieder fühlte Hermann, daß es ihn wie ein Rausch ergriff, und ehe er es sich versah, stand er draußen und blickte in die Finsternis hinaus. Sobald sich sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er bei dem Dämmerlichte, das von dem halb erhellten Mittsommerhimmel ausging, die helle Gestalt in der Ferne vor der schwarzen Oeffnung eines aus dem hohen Gebüsch einmündenden Seitensteiges. Dort stand sie eine Weile und tauchte dann langsam in das Dunkel. Die weiche Luft der Sommernacht fächelte um seine Wangen und brachte süße Düfte von Jasmin und Rosen, ihm war als schöben und drängten ihn sanfte Hände zu holdem Glücke hin. Ein wunderbares, liebliches Klingen war in der

Luft — war es ein traumhaftes Spiel seiner Phantasie, oder war es Wirklichkeit — es schien ihm derselbe Gesang wie an jenem Abend im Mühlengarten — halb verloren wie aus weiter Ferne kamen die kaum vernehmlichen Töne aus den dämmernden Tiefen der Nacht.

Agnes, die zwar nicht aufgelegt war zum Singen, sich aber dem dringenden Wunsche der Gesellschaft nicht entziehen wollte, nahm ein Heft neuer Lieder, die sie vor kurzem eingeübt hatte, schlug ohne Wahl das erste auf, präludierte und begann zu singen. Bei den ersten Tönen ihrer schönen, vollen Stimme, die draußen ebenso deutlich zu vernehmen war wie im Saale, kam es wie eine Erlösung über Hermann, er wandte dem Garten plötzlich den Rücken, flüsterte fast heftig vor sich hin: „Nein, nein!“ und lauschte gebeugten Hauptes auf das Lied. Agnes aber sang:

„Ich zog mir Hoffnung, eine schöne Blume
Und hegte sie gleich einem Heiligtume,
Versäumte nichts zu köstlichem Gedeihn
Durch Licht und Luft und goldnen Sonnenschein.

Sie wuchs empor in freudig grüner Fülle,
Und Blatt um Blatt entrollend aus der Hülle,
Trieb schwellend sie hervor in stolzer Kraft
Aus ihrem Kern den schlanken Blütenschaft.

Und leise schwillt's in knospendem Verkünden,
Von Tag zu Tag sich lieblicher zu ründen —
Schon rötet sich der Knospen zartes Grün —
In Freuden stand mein Herz: bald soll sie blühn.

Da kam zur Nacht — des muß ich ewig klagen,
Ein blinder Wurm, sie gierig zu zernagen!
Nun ist es öde, und ein Ort der Schmerzen,
Was mir so lieblich war in meinem Herzen!

Agnes, die das Lied fast teilnahmlos begonnen hatte, ward bald von tieferer Empfindung bewegt, es schien, als ob sie in seinen Worten einen Ausdruck dessen fände, was ihr eigenes Herz im tiefsten Innersten barg, und bald fühlte sie selbst, daß sie noch nie so gesungen hatte, wie an diesem Abend. Als dann ein rauschender, geschwätziger Beifall ausbrach, dem sie tiefatmend und seltsam erregt, fast dem Weinen nahe, sich eilig zu entziehen suchte, mischte Hermann sich unbemerkt wieder unter die Gesellschaft.

*

9. Der Buschrohrsänger.

Nachtigall, Nachtigall,
Wie sangst du so schön, sangst du so schön,
Wohl um die Sommerszeit.
Volkslied.

Das Haus war stiller geworden nach Veronikas Abreise und alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Die beiden Naturfreunde durchstreiften die Umgegend und waren doppelt emsig, weil die Glanzzeit ihrer Lieblinge nun schnell zu Ende ging und jene sich nahte, von der am Ende des zweiten Kapitels dieser Erzählung gesungen wurde:

„Bald ertönt der Erntereigen,
Und die Rose wird sich neigen,
Und die Vögel werden schweigen!
Ach wie bald, dann liegst du weit,
O du schöne Rosenzeit!"

Die eigentliche Rosenzeit, das bedeutet die, in der die wilden Rosen blühen, war ja schon vorüber, auch die Nachtigall war schon verstummt, und so entschwand eine Stimme nach der andern aus dem großen Vogelkonzert, das einen der Hauptreize des Frühlings ausmacht. Die Vögel singen mit wenigen Ausnahmen nur zur Zeit ihrer Fortpflanzung, und so waren jetzt nur die noch als Musikanten thätig, die eine zweite Brut machen. In der Vogelwelt war gewissermaßen jene Periode eingetreten, die man in der Litteratur die Epigonenzeit nennt, es waren im Gesange keine weltberückenden Genies mehr, aber doch noch höchst achtbare Kräfte thätig, und da die Großen schwiegen, kamen die Kleinen mehr zur Geltung.

Ja, es war stiller geworden im Hause und in der Natur, und nur in das Herz des jungen Naturforschers war eine Unruhe eingekehrt, die er vorher nicht gekannt hatte. Nach dem großen Menschenkenner Zacharias Bräsig ist es um die Liebe ein seltsames Ding und sie kann dadurch entstehen, daß sich zwei Menschen nach demselben Knäuel Garn bücken und dabei mit den Köpfen zusammenstoßen, oder was sonst dergleichen unwesentliche Veranlassungen mehr sind. Sie schlummert oft schon verborgen in einem Herzen, und ein fallendes Rosenblatt genügt, um sie zu er-

wecken, der Hauch eines Seufzers reicht hin, sie zur glühenden Flamme anzufachen. So häufig sie nun aber auch mit der elementaren Gewalt des Feuers verglichen wird, so wenig hat sie oft wieder damit gemein, denn die Flamme braucht Nahrung, das Feuer der Liebe lodert aber dort oft gerade am stärksten, wo ihr diese verweigert wird. An demselben Tage, wo sich Hermann, hingerissen von dem Rausche einer verführerischen Stunde, scheinbar einer andern zuneigte, empfand er zum erstenmal, daß seine wirkliche Zuneigung Agnes gehörte, und zwar in dem Augenblicke, als diese zum erstenmal im Leben ihm fremd und wie abwesend gegenübertrat. Jetzt dachte er kaum noch an Veronika und sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, über die befremdliche Veränderung nachzugrübeln, die Agnes ihm zeigte.

Jedes freundliche Lächeln, jeden Blick, den sie ihm einst geschenkt hatte, rief er sich in die Erinnerung zurück, und wo er ging oder weilte auf seinen einsamen Streifereien, umschwebte ihn ihre sanfte Gestalt, tönte der Wohllaut ihrer Stimme in sein Ohr. Dann war sie ihm nahe; wenn er aber bei den täglichen Mahlzeiten oder sonstigen Gelegenheiten in ihrer Gesellschaft war, dann fühlte er, wie unendlich fern sie ihm blieb. Er suchte Ruhe vor den Gedanken und Empfindungen, die sein Innerstes aufrührten, in der Arbeit, und trieb seine Studien mit vermehrtem Eifer, allein es half ihm nichts, immer tauchten die mühsam verbannten Vorstellungen aus dem Grunde seiner Seele wieder hervor, und Herr Ludwig Bastian war

zuweilen aufs äußerste überrascht, seinen jungen Freund und Genossen auf der größesten Unaufmerksamkeit zu überraschen, wo es sich gerade um die für einen Forscher seiner Art wichtigsten Dinge und seltensten Gelegenheiten handelte.

Am äußersten Ende der Feldmark Goldensee lag von einer Niederung umgrenzt dicht am See ein sogenannter Horst, wie man in jener Gegend solche inselgleich aus Wiesengrund sich erhebende sanfte Hügelrücken zu benennen pflegt. Der Haselhorst war, wie schon sein Name andeutet, mit Nußbüschen und außerdem allerlei Gesträuch bewachsen, in den Gründen mit Weiden und höher hinauf mit Weißdorn, Spindelbaum und Heckenrosen. Zwischen diesen Büschen waren größere und kleinere Grasflächen zu finden, und einen besonderen Charakter gewann die Gegend noch dadurch, daß dort ungemein viele Findlingsfelsblöcke mit Moos bewachsen und von Brombeersträuchern überrankt aus dem Boden hervorragten, zum Teil in so großer Mächtigkeit, daß dadurch dieser Gegend ein wenig vom Gebirgscharakter verliehen wurde. Einen Teil dieser ziemlich ausgedehnten Fläche hatte Herr Konrad Bastian für seine Füllen eingezäunt, die dort während der schönen Jahreszeit in voller Einsamkeit und Freiheit ihre Jugend genossen. Er verfehlte nie, wenn ihn seine ländlichen Beschäftigungen in diese Gegend führten, sich mit einem Vorrat von Brot zu versehen und seine Lieblinge mit diesem Leckerbissen zu füttern, und sah es auch stets gern, wenn sich seine Hausgenossen diesen anmutigen Ort

als Ziel von Spaziergängen setzten, um ein Gleiches zu thun. Dadurch waren diese schönen Tiere so zutraulich geworden, daß sie jedem Menschen, der sich innerhalb des Geheges sehen ließ, wie die Hunde folgten und sich ruhig die schönen, glatten Hälse klopfen ließen.

Für Hermann war dieser Ort auch aus andern Ursachen von Anziehungskraft, denn außerdem, daß dort in den feuchten Gründen und zwischen den moosigen Steinblöcken mancherlei seltene Pflanzen zu finden waren, hatte sich auch die Vogelwelt diesen so günstig zwischen Wiesen und am See gelegenen buschreichen Rücken zu einem Lieblingswohnsitz erlesen. Insbesondere nisteten dort zwei Pärchen des seltsamen Buschrohrsängers, dessen eigentümlicher, langanhaltender Gesang fast genau dem Schwirren der großen grünen Heuschrecke gleicht und oft in schönen Frühlings- und Sommernächten fast unaufhörlich ertönt. Da in der letzten Zeit wieder Mondschein eingetreten war, so hatte Hermann die letzte schöne Nacht benutzt, um die Tierchen zu verhören, denn da ihm daran gelegen war, das ungemein schwierig zu entdeckende Nest dieses Vogels aufzufinden und aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so hatte er den Weg eingeschlagen, der am sichersten zu diesem Ziele führt, nämlich den Ort festzustellen, an dem das Männchen zur Nachtzeit seine sonderbaren Töne erschallen läßt. Es singt um diese Zeit immer in der unmittelbaren Nähe des Nestes, während es am Tage dabei oft weit umherschweift und seinen Gesang zuweilen etwa fünfzig

Schritte von dem Orte entfernt beendet, wo es ihn begonnen hat. Hermann war dies auch bei dem einen Pärchen aufs beste geglückt, er hatte sogar das Vergnügen genossen, das zierliche Vögelchen zu sehen, wie es sich frei auf einem trockenen Zweige sitzend als ein niedliches Schattenbild gegen den hellen Mondhimmel abhob.

Hermann hatte sich die Stelle genau bezeichnet und ging nun am nächsten Nachmittag hin, um das Nest zu suchen. Es war ein heißer Tag um die Mitte des Juli und am Horizont türmten sich weißliche Wolkengebirge empor. Die Natur hielt noch ihren Mittagsschlaf und fast alle Vögel schwiegen, nur daß die Ammern ihren einförmigen Gesang spannen gleich silbernen Fäden und im nahen Hochwald einige Tauben gurrten. Als Hermann den Ort seiner nächtlichen Erforschung festgestellt hatte, begann er planmäßig die Gegend abzuspüren und ließ auch nicht die kleinste Stelle unbeobachtet. Allein ob er auch mit der Geduld und Ausdauer eines Fanatikers arbeitete und seine Kreise immer weiter ausdehnte, so hatte er nach einer Stunde noch immer nichts gefunden. Dann stand er eine Weile, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und besann sich, ob er die Arbeit aufgeben solle. Rings um ihn webte die Einsamkeit und das sonnenfrohe Volk der Insekten. Schmetterlinge schwankten scheinbar planlos dahin, Libellen und glänzende Fliegen standen in der Luft, plötzlich an einen andern Ort davonschießend, und in Gras und Kraut schwirrte und wetzte es unablässig. Die nieder-

getretenen Halme richteten sich mit leisem Knistern wieder auf, und zuweilen schnellte ein verbogenes Zweiglein mit zitterndem Schwanken in seine vorige Lage zurück.

Von dem abgezäunten Teile des Haselhorstes, wo sich die Füllen befanden, tönte jetzt der dumpfe Ton von trabenden Pferdehufen, und als Hermann nach jener Richtung blickte, sah er die braunen Köpfe der schönen Tiere sich über dem Strauchwerk eilig nach einer bestimmten Richtung hin bewegen, und dann schrak er zusammen, denn plötzlich ward in einer Lücke zwischen den Büschen Agnes sichtbar. Bald war sie von den Füllen umringt, und Hermann sah, wie sie die einzelnen Tiere auf den Hals klopfte und sie aus einem Korbe, den sie am Arme trug, mit Brot fütterte.

Ihm erschien dies zufällige Zusammentreffen plötzlich wie ein Fingerzeig des Himmels. Hier konnte sie ihm nicht ausweichen, hier war kein unberufener Lauscher in der Nähe, hier konnte er jene Frage an sie stellen, die seit Tagen schon sein Herz in quälender Unruhe erhielt. Er schritt vom Buschwerk verborgen eilig auf das kleine Pförtchen zu, das überschattet von einer gewaltigen einsamen Eiche in die Füllenkoppel hineinführte. Als er dort eintrat, kam ihm Agnes, die ihre Vorräte bald losgeworden war, von sämtlichen Füllen begleitet, schon entgegen, denn sie hatte sich mit der Fütterung beeilt, weil die Wolkenwand immer finsterer am Himmel aufstieg und, obwohl noch die Sonne schien, zuweilen in der Ferne ein leises, grollendes Rumoren vernehmlich war. Sie

schien zu erschrecken, als sie Hermann erblickte, erwiderte förmlich seinen Gruß und wollte an ihm vorübereilen. Er aber hielt sie an, indem er sagte: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich möchte Sie um ein kurzes Gehör bitten.“

Sie blieb zögernd stehen und blickte zum Himmel auf, wo soeben ein Vortrab weißer Wolken den Sonnenschein hinwegnahm. Zugleich murrte es lauter und grollender in der Ferne. Das Wetter kam herauf und trieb Hermann zur Eile und Kürze an; vielleicht wäre ohne diesen äußeren Zwang die Angelegenheit nicht so schnell erledigt worden. Er sprach: „Liebes Fräulein Agnes, Sie haben in der letzten Zeit Ihr Benehmen gegen mich verändert, Sie meiden mich, Sie weichen mir aus und sind kalt und förmlich gegen mich. Dies bekümmert mich, denn ich kann mir nicht erklären, was ich Ihnen gethan habe. Ich kann dies nicht ertragen, gerade von Ihnen kann ich dies nicht ertragen, denn . . . denn . . . denn ich liebe Sie!“

Versteinert wie in einem starren Schreck blickte Agnes ihn an; alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen und mit großen Augen sah sie regungslos auf ihn hin. Endlich fand sie Worte, glühende Röte kehrte in ihr Antlitz zurück und mit zitternden Lippen antwortete sie: „Ich verstehe nicht, mein Herr, wie Sie es wagen können, mir solches ins Gesicht zu sagen nach dem, was ich auf der Insel Goldenburg mit meinen eigenen Augen gesehen habe!“

Dann schlug sie beide Hände vor das Angesicht,

rief mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes: „O, schrecklich, schrecklich!“ und eilte schnell davon.

Regungslos blieb Hermann stehen und wie in einem Bann befangen sah er ihr nach. Er fühlte einen Druck auf seinem Herzen, den er als körperlichen Schmerz empfand, und konnte nichts andres denken, als immerfort: „Vernichtet, leichtsinnig vernichtet!“

Ringsum herrschte bange Schwüle, alle Blätter standen regungslos, als horchten sie, und dem nahen Hochwald, aus dem unablässig der Pirol rief, zogen in eiligem Fluge schutzsuchende Vögel zu. Die Luft war hellhörig und trug allerlei Getön aus weiter Ferne herbei; man vernahm deutlich das Rollen und Rasseln der Erntewagen, die auf der entgegengesetzten Seite der Feldmark mit dem Einfahren des Roggens beschäftigt waren. Häufiger und stärker rollten dann die Donner, und aus der finstern, blauschwarzen Wand, die hinter dem Hochwald emporragte, jagte weißliches, zerblasenes Gewölk hervor. Ein Sausen und Brausen kam heran und wühlte schon in fernen Wipfeln, indessen auf den Wegen zwischen den Feldern lange staubige Wolken herbeieilten. Dann fielen die ersten schweren Tropfen und nun stürzte die Wut des Windes in die Wipfel, beugte das niedere Buschwerk zu Boden und verwirrte die Kornfelder zu tobenden Meeren, indes über alles hin der Donner krachte wie ein Siegesgeheul der entfesselten Naturmächte, und der vor dem Winde einher rauschende Regenstrom Nähe und Ferne in seine grauen Schleier hüllte.

Bis jetzt hatte Hermann noch immer regungslos dagestanden. Nun begab er sich langsam, gesenkten Hauptes, auf den Rückweg. Der Regen, der seinen leichten Sommeranzug bald durchnäßte, that ihm wohl, das krachende Rollen des Donners, das Toben der Elemente war wie Musik in seinen Ohren — was war dies alles gegen den häßlichen, dumpfen Schmerz, der wie ein ekles Tier in seiner Brust saß und an seinem Herzen nagte.

*

10. Die Turteltaube.

Ach, hätt' ich deine Liebe nicht,
Ich wüßt' nicht, was mir frommt.
Friedrich Eggers.

Am andern Tage teilte Hermann Herrn Ludwig Bastian mit, daß er abzureisen gedenke. Dieser fragte verwundert nach dem Grunde, da noch kurz vorher Pläne zu längeren Ausflügen gesponnen worden waren, und als der junge Mann sich dabei in Widersprüche verwickelte und ein wenig verlegen ward, sagte der Alte: „Ich habe es wohl gemerkt, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Seit dem Fest auf der Insel Goldenburg sind Sie nicht mehr derselbe und ich habe so etwas von Ahnung. Mein lieber junger Freund, ich erinnere Sie an jenen Abend in dem Müllersgarten. Ein Vertrauen ist des andren wert, und darum kommen Sie mit. Ich habe uns eine Flasche guten Rhein-

wein unter die große Linde bringen lassen und da wollen wir die Sache besprechen."

Als sie nun dort saßen und Onkel Ludwig dem jungen Manne liebreich zuredete, da ward diesem das Herz weich und er beichtete alles herunter, „wie es so gekommen war". Er entschuldigte sich nicht, sondern klagte sich auch an, daß er vielleicht bei der andren Hoffnungen erweckt habe, die er nicht erfüllen könne.

„Darum machen Sie sich keine Sorgen," sagte Onkel Ludwig, „die Art macht sich nichts daraus. Ich dachte mir doch gleich, daß die Wassernixe da wieder was angerichtet hat. Nun, verfitzt ist die Sache ziemlich, denn ich kenne meine Agnes, aber deshalb wollen wir den Mut nicht verlieren. Nur nicht gleich davonlaufen. Sehr gut ist schon, daß Sie dem zweiten Sirenenruf nicht gefolgt sind, denn einmal läßt man sich wohl vom Augenblick überraschen, das zweitemal aber ist man gewarnt. Nun gut, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Bleiben Sie noch drei Tage hier, so will ich in dieser Zeit sehen, was sich thun läßt. Oder besser vielmehr — gehen Sie heute schon fort, machen Sie den Ausflug in das große Kelpiner Moor schon heute ohne mich. Da haben Sie zu marschieren und zu beobachten und das wird Sie zerstreuen. Uebermorgen abend können Sie wieder hier sein."

Hermann nahm diesen Vorschlag an, packte seine Wandertasche und machte sich auf die Reise. Onkel Ludwig hatte an demselben Tage eine lange Unterredung mit seiner Nichte. Sie verließ ihn nachher mit verweintem Antlitz, und er ging sorgenvoll umher,

zuweilen mit dem Kopfe schüttelnd. War es Zufall, daß Agnes am folgenden Tage schon in der Frühe dem Onkel in seinem Zaunkönigreich begegnete zu einer Zeit, wo sie sich dort sonst niemals sehen ließ? Dies ist nie aufgeklärt worden, allein man hat seine Vermutungen. Sie gingen dort eine lange Weile in der Morgenfrische umher, und als sie sich trennten, lag es wie eine freundliche Morgenröte auf dem Antlitz des jungen Mädchens, und sobald es außer Sicht war, soll Onkel Ludwig einen ziemlichen kleinen Bocksprung gemacht und nachher ganz laut und deutlich gepfiffen haben: „Wir winden dir den Jungfernkranz." Dann ist er zu seinem kleinen Futterhäuschen gegangen und hat an seine Unterthanen doppelte Extrarationen Mehlwürmer ausgeteilt. Am Morgen des dritten Tages haben sie dort wieder eine Zusammenkunft gehabt, und nach verbürgten Nachrichten soll Agnes bei dieser Gelegenheit sogar gelacht haben wie ein silbernes Glöckchen. Beim Auseinandergehen haben sie sich eine Weile an beiden Händen gehalten, zuletzt hat der Onkel seine schöne Nichte sanft auf die Stirn geküßt, und auf beiden Gesichtern hat es nachher gelegen wie heller Sonnenschein an einem Frühlingsmorgen.

Als Hermann am späten Abende dieses Tages zurückkehrte und sofort den Onkel aufsuchte, da drückte ihm dieser die Hand und sagte: „Mein lieber, junger Freund, ich glaube, es steht recht gut um unsre Sache, schlafen Sie diese Nacht ohne Sorgen und besuchen Sie mich morgen früh um sieben Uhr, dann, hoffe

ich, soll sich alles entscheiden. Also noch einmal: schlafen Sie wohl, Sie dürfen es."

Daß Hermann trotz aller Wandermüdigkeit diesem Rate nicht folgte, sondern erst nahe dem Aufgang der Sonne in einen unruhigen Schlummer versank, darf man wohl glauben. Aus diesem Schlafe fuhr er schon um sechs Uhr wieder mit einem Schreck empor, denn er glaubte die Zeit bereits versäumt zu haben. Er kleidete sich an und wartete unruhig. Als die Hofuhr mit hellen Tönen sieben schlug, trat er durch die kleine Pforte in den Reisigzaun und fand Herrn Ludwig Bastian, der bedächtig in dem Hauptsteige seines Reiches auf und ab ging. Schweigend ergriff dieser den jungen Mann bei der Hand, führte ihn zu der großen Lindenkuppel und schob ihn hinein. Als sich die Zweige hinter Hermann geschlossen hatten, entfernte sich der Alte und ging wohl eine Viertelstunde lang nachdenklich den Kopf gesenkt in der Gegend seines Panoramas spazieren. Sodann näherte er sich geräuschlos wieder dem Lindenbaume, bog vorsichtig die Zweige auseinander und schaute eine kurze Weile hinein. Mit dem Ausdruck hoher Befriedigung und strahlenden Augen trat er dann leise zurück und wanderte auf den Grasplatz hinaus, wo ein anmutiger Vorgang ihn ganz in Anspruch zu nehmen schien. In einem dichten Gebüsch an seiner Grenze hatte ein Turteltaubenpärchen sein Nest, und die zierlichen Täubchen saßen jetzt gerade auf den oberen Zweigen einer jungen Fichte und kosten gar zuthunlich miteinander. Scheinbar ganz vertieft in diesen an=

mutigen Anblick stand er eine Zeitlang, indes er die Hände auf den Rücken gelegt hatte und zuweilen beifällig nickte. Nach einer Weile ward er aufmerksam durch ein Rauschen hinter sich, und als er sich wendete, kamen die beiden jungen Leute Hand in Hand aus der Lindenlaube hervor. Sie eilten auf ihn zu, umfaßten ihn beide, dankten ihm sehr und gingen dann weiter Hand in Hand zu den Eltern. Als nun Herr Ludwig Bastian ihnen nachsah, wie sie dahinschritten, so voller Glück und so paßlich zu einander an Größe und Schönheit, da ward ihm so seltsamlich ums Herz, er zwinkerte sehr mit den Augen und das Blut stieg ihm in das blasse Antlitz. Er grub aus einer Hintertasche ein rotseidenes Taschentuch hervor, und indem er sich wendete, tupfte er sich damit abwehrend ins Gesicht und murmelte einige Worte, die er selbst nicht verstand. Sodann wanderte er langsam zurück in sein altes Junggesellenheim zu den Zaunkönigen.

* * *

Als nun alles erledigt und das Haus voller Glück war, brachte Hermann den Plan vor, den er für das spätere Leben gemacht hatte. Seine Vermögensverhältnisse gestatteten ihm, einige Zeit ohne größere Einnahmen zu leben, und so wollte er sich an der Berliner Universität, wo er günstige Verbindungen hatte, als Privatdozent niederlassen und zugleich einige Arbeiten vollenden, die ihn in der wissenschaftlichen Welt bekannt machen sollten. Er hoffte dann, bald Agnes heimführen zu können. Mit diesem Plane stieß er aber

auf allseitigen Widerstand, und Onkel Ludwig ward es aufgetragen, ihm andre Vorschläge zu unterbreiten.

„Lieber junger Freund," sagte dieser, „Universitäten und Professoren haben wir mehr als zuviel, und Leute, die vor lauter Wissenschaftlichkeit und Stubengelehrsamkeit den Blick für das Ganze verloren haben, übergenug. Solche Männer aber, die mit Ihrer Vorbildung ausgerüstet in fortwährendem innigen Verkehr mit der Natur bleiben und vorzugsweise dieses Buch mit seinem ewig unerschöpften Inhalt studieren, die können wir immer gebrauchen, und Sie haben ganz das Zeug für diese Art der Thätigkeit. Darum sage ich, bleiben Sie hier. Mein Bruder will Ihnen auf Goldenburg ein Haus bauen, ganz nach Ihren Wünschen eingerichtet. Sie haben mir einmal mitgeteilt, es sei Ihr Lieblingstraum von Kindheit auf, eine Insel zu bewohnen in einem unsrer schönen norddeutschen Seen und diese Insel ähnlich so zu bebauen und einzurichten, wie ich es im kleinen innerhalb meines Zaunes versucht habe. Sie brauchen jetzt nur die Hand auszustrecken, und der Traum geht in Erfüllung. Ich hoffe, Sie werden nicht den ziemlich unnötigen Stolz besitzen, der bei tugendsamen Romanhelden eine so große Rolle spielt, und sagen, Sie möchten Ihre äußere Existenz und Stellung im Leben nur der eigenen Kraft verdanken. Bedenken Sie auch, wir haben nur dies eine Kind, und wenn es fort ist, sind wir alte und einsame Leute. Was Sie entscheiden werden, dem fügen wir uns, aber Sie können auch verstehen, daß wir dieses Kind, das

unser Sonnenschein war und ist, gern in unsrer Nähe behalten. Als letzten und stärksten Grund führe ich aber meine Ueberzeugung an, daß diese Art naturwissenschaftlicher Thätigkeit, der Sie sich unter den dargelegten Verhältnissen zu widmen in der Lage wären, Ihren Fähigkeiten entspricht und am meisten geeignet ist, die Keime zu entwickeln, die die Natur in Ihre Seele gelegt hat." — Nach einigem Widerstande hat sich Hermann diesen Gründen gefügt. Im nächsten Frühjahr ward mit großer Fröhlichkeit die Hochzeit gefeiert. Veronika hat am eifrigsten dabei getanzt und die gute Gelegenheit benutzt, sich mit einem der blindesten ihrer vielen Verehrer ebenfalls zu verloben. Als im Herbst die jungen Leute von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten, war ihnen ein anmutiges Nest auf Goldenburg bereitet, und wer sie nun, da einige Jahre verflossen sind und bereits muntere Kinder um sie herumspringen, besucht, der dürfte es nicht bereuen, denn er wird ein kleines Paradies finden.

Zwischen Goldensee und Goldenburg herrscht stets ein reger Verkehr, so daß Herr Konrad Bastian bereits im halben Ernste erwogen hat, ob er sich nicht einen kleinen Dampfer anschaffen solle, der zugleich zu Lustfahrten auf dem See benutzt werden könnte. Auch Onkel Ludwig befindet sich oft mehr auf der Insel als in seinem Heim, denn die beiden Freunde arbeiten zusammen an einer Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, die auf Grundlage des unvergleichlichen Werkes von Naumann alle neuen Erfahrungen und

Fortschritte enthalten soll. Die Vollendung dieses großen Werkes liegt aber noch in weiter Ferne trotz aller rüstigen und fröhlichen Arbeit, denn vieles ist noch zu sichten und zu forschen. Wer aber teilnimmt an solcherlei Arbeit, der mag ihr ein fröhliches Glückauf wünschen!

Die goldene Zeit.

Ein Strandidyll.

*

I. Der Einsiedler.

Martin Wedeking war ein wenig, was man einen Einsiedler nennt. Solche gedeihen bekanntlich am besten in den Wüsten und Wildnissen oder in den ganz großen Städten, wo sich niemand viel um seinen Nebenmenschen bekümmert. Es ereignet sich nun öfter, als manche kluge Leute annehmen, daß solche zum träumerischen Vorsichhinleben geneigte Menschen in der von ihnen gewählten praktischen Thätigkeit voll ihren Beruf erfüllen und zwar in einer nüchternen und tüchtigen Weise, die niemanden ahnen läßt, welche bunte Gedankenwelt noch außerdem in diesem Kopfe wohnt. Das Leben solcher Sonderlinge ist scharf in zwei Teile geschieden, und der Mensch der Geschäftsstunden ist so sehr von dem Menschen der Freistunden verschieden, daß es kaum glaublich ist, beide könnten in einem Rocke stecken. Martin Wedeking war Oberingenieur in einer der großen Maschinenfabriken vor dem Oranienburger Thore in Berlin; dort war er kurz, scharf und klar in allen seinen Aeußerungen, sein Denken war mathematisch und einzig auf sein Fach gerichtet, so daß er unter den

Genossen für einen der tüchtigsten Ingenieure galt. Wenn er aber zu Hause saß in seiner behaglichen kleinen Wohnung, die an dem sogenannten „Kessel" lag, jenem stillen, friedlichen Platz mit Blumenanlagen und Springbrunnen, der sich von der Kesselstraße abzweigt, da war jene Welt mit ihrem hastigen Getriebe, schnurrenden Riemscheiben, klappernden Rädern und schütternden Dampfhämmern gänzlich versunken, und Martin Wedeking war ein friedlicher Träumer, der Blumen zog, seltene einheimische Singvögel fütterte, Ameisen beobachtete, die er in glasbedeckten, mit Erde gefüllten Kästen hielt, und sich mit Werken der Dichtkunst beschäftigte. Daraus wird nun wohl jeder, der sich einige Klugheit zutraut, schließen, daß er selber ein heimlicher Dichter war und seine Mußestunden auch dazu verwandte, schönes, weißes Papier höchst unökonomisch nur in der Mitte zu beschreiben, wie Scheffel sagt; allein dies war nicht der Fall, sondern er gehörte zu den heutzutage so seltenen platonischen Liebhabern dieser Kunst. Ihm erschien es wie Wunder und Geheimnis, daß durch den bloßen Zauber der Sprache solche Wirkungen erzielt werden konnten, und mit gewissen Lieblingsgedichten vermochte er sich jederzeit in Rührung zu versetzen. Denn er gehörte zu den Naturen, die, wenn sie der Schönheit und Vollendung begegnen, davon bis zu Thränen ergriffen werden. Da Martin Wedeking ein großer Naturfreund war, so gehörten Stifter und Storm zu seinen Lieblingen, andrerseits aber auch zog ihn im vollen Gegensatze zu seinem scharf verstandesmäßigen Beruf-

das Märchenhaft-Phantastische an, und an manchem stillen Winterabend ergötzte er sich höchlich an Hoffmann, Edgar Poe und Gullivers Reisen von Swift, welches Buch er immer und immer wieder lesen konnte, wobei ihn weniger die grausame Satire auf das Menschengeschlecht als vielmehr die ungewöhnliche Kunst zu fabulieren anzog, durch die dieser außerordentliche Schriftsteller auch das Wunderbarste anschaulich zu machen versteht.

So lebte Martin Wedeking in seinen zwei Welten behaglich vor sich hin mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes, und nur alljährlich im Sommer durchbrach er diese Einförmigkeit seines Daseins dadurch, daß er sich auf vier Wochen frei machte, um aus der Einsamkeit der großen Menschenwüste in die wirkliche Einsamkeit des Gebirges, des Waldes, der Heide oder des Seestrandes zu verschwinden. Dies waren die stillen Freuden- und Glanzpunkte seines Lebens, von denen er das ganze Jahr hindurch in der Erinnerung zehrte. Nachdem er nun dergleichen Sommervergnügen schon in den einsamsten Teilen des Harzes und Thüringer Waldes, ja einmal sogar in Ausführung eines langgehegten Planes in der Lüneburger Heide genossen hatte, war die Sehnsucht nach der See und nach dem Strandwalde in ihm erwacht, und als wieder der Sommer kam, war er fest entschlossen, seinen Urlaub diesmal in seiner mecklenburgischen Heimat an der Ostsee zu verbringen. Er wußte dort einen Ort, im Walde gelegen und nicht weit vom Strande, der nur aus den Gehöften von zwei kleinen

Bauern und dem Anwesen eines Forstwärters bestand. Wenn er dort unterkommen konnte, was er nicht bezweifelte, war er nach seinen Begriffen wohl aufgehoben, und dachte er daran, so hörte er schon im Geiste das eintönige Singen der Tannenwipfel, vernahm das taktmäßige Rauschen der Wellen, die unablässig ans Ufer schlagen, fühlte den wunderbar frischen Anhauch des Seewindes, und jene Sehnsucht nach grüner Waldeinsamkeit stieg in ihm empor, deren zwingende Kraft nur der Naturfreund kennen lernt, den sein Geschick jahraus jahrein in der Häuserwüste einer riesigen Stadt festhält. So machte er sich denn rechtzeitig frei, begab sich an einem schönen Junitage auf den Stettiner Bahnhof und bald versank hinter ihm der aus ungezählten Schornsteinen dampfende geräuschvolle Norden Berlins mit seinen rauchgeschwärzten Fabrikgebäuden. Einem andern Norden rollte er zu, wo er nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen zu Hause war.

*

II. Baumgartenheide.

Wedeking war wirklich bei dem Forstwärter von Baumgartenheide untergekommen, obwohl sich dieser und seine Frau anfangs sehr gesträubt hatten, weil sie auf die Unterbringung von Gästen garnicht eingerichtet seien. Da sich aber der Fremde mit allem

zufrieden erklärte, hatte sich eine kleine Kammer gefunden, in der gerade ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl stehen konnten, und man hatte sich schließlich geeinigt. Nachdem er dann die nächste Umgebung bis an die nicht weit entfernte See hin durchstreift und sich mit der unvergleichlichen Wonne eines in dem einförmigen Berufs- und Stadtleben vollständig ausgehungerten Naturfreundes an dem Dufte des Waldes, dem einsamen Säuseln der Wipfel und dem frischen Rauschen der unbegrenzten See erfreut hatte, saß er in der Dämmerung behaglich in einem kleinen Vorbau des Hauses vor einem weißgedeckten Tisch und verzehrte sein Abendbrot. Auch dies erschien ihm unvergleichlich und voller Poesie, obwohl es nur aus Rührei mit Schinken, Butter, Schwarzbrot und ein wenig Kuhkäse bestand, nachdem er zuvor eine kleine Satte dicker Milch mit geriebenem Brot und Zucker ausgelöffelt hatte. Das war alles so ursprünglich, so einfach und so frei von Künstelei. Solche Gerichte aß er niemals in der Stadt, weil sie ihm dort garnicht schmeckten, aber hier in dem strohgedeckten Landhause, das rings umgeben war von der schweigsamen Majestät des dämmernden Waldes, in dessen Wipfeln noch ein wenig Abendschein träumte, hier in dieser stillen Ländlichkeit, da erschien ihm dies wie eine köstliche Sache, und unwillkürlich summten ihm die Goetheschen Verse durch den Kopf:

Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält.

Die Thür nach der Vordiele war geöffnet, und hinter dieser lag gleich die Küche. Dort befand sich das hübsche Mädchen, das ihm das Essen aufgetragen hatte, die jüngere Schwester des Forstwärters. Er war fast verwundert gewesen über die schlanke Schönheit mit der feinen, gebogenen Nase und den blauen Augen, über die lange, dunkle Wimpern schatteten. Sie war fein und doch kräftig gebaut und ihre Gesichtsfarbe nicht zu blühend, aber auch nicht zu blaß, durchleuchtet von jenem unvergleichlichen Rosenschimmer der Gesundheit. Es gibt vielleicht keinen besseren Ausdruck für das äußere Ansehen dieses Mädchens, als wenn man sagt, sie besaß das, was man bei schönen Pferden Rasse nennt. Sie hatte sehr schnell und geschickt, aber fein ernsthaft und mit niedergeschlagenen Augen ihr Werk verrichtet, und nun war sie in der Küche mit dem Dienstmädchen, das eine kleine, flinke, rundliche Büdnerstochter aus der Umgegend war, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Dabei unter dem Schüsselgeklapper und dem Platschen des Wassers, das Wedeking vernahm, zwitscherten die frischen Kinder zusammen wie zwei Vögelchen, und ab und zu trällerte die eine oder die andre eine Strophe aus einem Volksliede. Der junge Mann saß nach beendeter Mahlzeit behaglich zurückgelehnt, während sich draußen die Dämmerung immer weiter verbreitete, und indem er diesem freundlichen Geplauder, dessen Worte er nicht verstand, lauschte, wie man auf ein Bächlein horcht, das über Kiesel lieblich klingend dahinplätschert, fühlte er sich innerlich glück-

lich und voller Frieden, und weit versunken hinter ihm war die große Stadt mit ihren Tausenden von Schornsteinen, ihrem Dampf, Rauch und Getöse. Das Leben dort kam ihm vor wie ein breiter und trüber Strom, verunreinigt durch allerlei Schlamm und Fabrikgewässer, aber hier war ihm, als sähe er seinen unberührten, klaren Quell aus verborgener Tiefe sprudeln.

Dann kam der Forstwärter aus dem Walde nach Hause, und die beiden Männer saßen im Wohnzimmer und rauchten und plauderten miteinander. Dort waren die Wände geziert mit einer großen Anzahl von Gehörnen und Geweihen, deren Träger der Forstwärter in andern Gegenden der großen Heide, wo er früher als Jäger thätig gewesen war, alle selber erlegt hatte. Jede dieser Trophäen hatte natürlich ihre kleine Geschichte, und dergleichen hörte Wedeking für sein Leben gern. Zudem hatte sich der Forstwärter durch Anregung seines früheren Lehrherrn ein wenig mit Botanik befaßt und wußte über die seltenen Pflanzen der Umgegend gute Auskunft zu geben. Es wuchs dort mancherlei, das nicht überall vorkam, so die große über mannshoch werdende Saudistel, deren Blätter wie gezackte Hellebardenspitzen aussehen, die strauchartige Sumpfwolfsmilch mit den leuchtend roten Zweigen, das stattliche und schöne Königsfarnkraut und im Moor die schöne Andromeda mit blaß violetten Glöckchen, sowie auf den mit dunkelbraunem Wasser erfüllten Tümpeln die seltsame Utricularia, die nicht im Boden wurzelt, sondern auf ihrer feinver-

zweigten, mit kleinen Bläschen besetzten Wurzelverzweigung schwimmt, aus denen sie zur Blütezeit über die Wasseroberfläche einen Stengel mit Blüten vom herrlichsten Goldgelb emportreibt, und was dergleichen kleine, freundliche Naturwunder mehr sind. So saßen sie und plauderten, indes sich draußen die Finsternis der Nacht verbreitete und eine große Stille herrschte, so daß Wedeking mitunter in den Pausen des Gespräches eine Leere in seinem Ohre fühlte, weil er das gewohnte Rollen der Wagen vermißte. Nur eine Eule flog zuweilen mit klagendem Schrei draußen vorüber oder ein Nachtfalter mit leichtem Stoß gegen das erleuchtete Fenster. Aus dem entfernten Schlafzimmer tönte der summende Gesang der Frau, die ihre unruhige Jüngste in Schlaf wiegte, und in der Küche plauderten und sangen die beiden Mädchen, bis auch sie still wurden. Dann kam die Frau, um dem Manne gute Nacht zu sagen, denn es war zehn Uhr, bald darauf fing auch der Forstwärter an, heimlich zu gähnen, denn morgens war er früh auf und den ganzen Tag thätig. So nahm Wedeking sein Licht und suchte sein kleines Schlafkämmerchen auf. Das Fenster war geöffnet und der ganze Raum erfüllt von frischem Waldgeruch. Er kramte seine Sachen zurecht und schloß dann die unteren Flügel, während er die oberen geöffnet ließ. Als er in seinem Bette lag, herrschte das tiefste Schweigen im Hause, nur der Holzwurm pickte im Gebälk und ein Mäuschen raschelte behutsam vor der Thür seiner Kammer. Da vernahm er wie aus weiter Ferne durch diese große

Stille hindurch ein leises, taktmäßiges Rauschen wie den Pulsschlag der schlafenden Natur. Es war die Ostsee, die, von einem längst entschlafenen Wind aufgeregt, unablässig an ihre Ufer brandete.

Eine ungewohnte Musik erweckte Wedeking am andern Morgen in der Frühe aus dem Schlafe. Das unablässige Gezwitscher einer Rauchschwalbe, das Flöten eines Rotschwanzes vom Dachgiebel, der kecke Gesang eines Zaunkönigs in der Gartenhecke und das Schmettern der Finken im nahen Walde hatte sich schon unbemerkt in seine Träume gesponnen; er saß in der Philharmonie zu Berlin und hörte mit verwundertem Behagen eine feine Musik von Geigen, Klarinetten und Flöten, aber plötzlich fuhr es mit Glockenläuten, Kontrabaß und Bombardon dazwischen, was einen so seltsamen Eindruck machte, daß er sogleich aufwachte und nun vernahm, daß es die mit Kupferglocken behangenen Kühe des Forstwärters waren, die fröhlich brüllend auf die Weide zogen. Vergnügt kleidete er sich an, um ebenfalls auf die Weide zu gehen, auf die Augen-, Ohren- und Herzensweide, die ihm die freundliche Natur in Gestalt von Wald und Wasser und Wiese draußen aufgebaut hatte. Mit unendlichem Behagen durchstreifte er jetzt und in den folgenden Tagen die waldige Einsamkeit nach allen Richtungen.

Am stärksten aber zog es ihn immer zum Strande und seiner Umgebung, wo sich in das gleichmäßige Sausen und Singen der Wipfel das taktmäßige Rauschen der ans Ufer schlagenden See mischte, denn an den meisten Stellen trat der Wald nahe an den

Strand, indem er entweder von steil abfallendem hohem Ufer auf die See hinblickte oder hinter schützenden Sanddünen, aus verkrüppeltem Strauch- und Buschwerk und kriechendem Geäst allmählich in seinem eigenen Schutze sich kräftigend, zur vollen Größe aufstrebte. Dort war er zu vergleichen einer Rotte von Soldaten, die hinter einem Erdwall den Angriff feindlicher Reiterscharen erwartet, wobei die erste Reihe auf dem Bauche liegt, die zweite kniet, die dritte gebückt und erst die vierte aufrecht steht. Ja, dieser Kampf dauerte schon lange und ward in dieser Gegend nicht zum Vorteil des Waldes entschieden, der an besonders ausgesetzten Punkten trotz tapferer Gegenwehr Schritt um Schritt zurückwich. Dies war besonders an einer Stelle der Fall, die sich Wedeking bald als einen Lieblingsplatz erkoren hatte. Nachdem der Wald, gleichsam um neue Kräfte zu sammeln, weit zurückgewichen war, einer Strandwiese Platz zu machen, an deren entferntem Rande seine tapferen Baumscharen, von blauem Dämmer und tieferem Schatten durchsetzt, in der Nachhut standen, ging er mutvoll in dichten Reihen zu neuem Kampfe vor und erreichte seinen ruhelosen Feind bei einem Landvorsprung, der den Schiffern als Wahrzeichen diente und bei ihnen den Namen Rosenort führte. Hier sah man es deutlich, daß die See in siegreichem Fortschreiten begriffen war, denn einzelne alte, krüpplige Bäume standen nahe dem Strande zum Teil schon im Sande vergraben, während sich ihre verdorrten Aeste von der See abgewendet ausdehnten, so daß sie Menschen

glichen, die sich mit vorgestreckten Armen zur Flucht wenden. Weiterhin, wo die Bäume noch ein wenig flatterndes Laub zu ernähren im stande waren, zeigte sich immer derselbe Anblick einer Flucht vor dem Winde und vor der See, und nur allmählich stiegen die Bäume nach allen Graden der Verkrüppelung zu ihrer natürlichen Pracht und Größe wieder auf. Auch der Name Rosenort deutete auf etwas Entschwundenes hin, denn zur Zeit war dort kaum eine Spur von wilden Rosen zu erblicken, während doch sonst dieser genügsame Strauch die Nähe des Strandes liebt, an geschützteren Orten hoch in die Bäume emporsteigt und im Juni mit einer Fülle blaßroter Blüten aus dem dunklen Eichenlaube hervorleuchtet.

Dort auf dem kleinen Dünenhügel unter einigen verkrüppelten und zur Flucht gewendeten Eichen saß Wedeking gern, denn von diesem kleinen Landvorsprung aus übersah man weithin die langgestreckten Buchten des Ufers. Zur Linken eine unendliche Kette von weißen Dünen mit breitem, schimmerndem Strande, von dem sich der ausgeworfene Tang in dunklen, wellenförmigen Reihen abhob, zur Rechten aber ward der Boden besser und lehmhaltiger und stieg zu den Bolderaa genannten, mit stolzen Buchen bewachsenen Höhen empor. Auch hier an diesem hohen Ufer fraß die See immer weiter, so daß es, von sturmbewegten Wellen angenagt, steil, ja zuweilen überhängend abfiel und weithin in sanftgeschwungenen Linien wie mit einer gelblichen Mauer den stellenweise nur sehr schmalen Vorstrand einsäumte.

Kehrte er dann am Abend in die friedliche Forstwärterwohnung zurück, so ließ er sich gern erzählen, wie es sich im Winter in dieser Einsamkeit lebte, wo sich der Strand mit einer unglaublichen Pracht phantastischer Eisbildungen bedeckte und durch unendlichen Schneefall oft jeder Verkehr auf Wochen unterbrochen wurde. Gern erzählte auch der Forstwärter von der großen Sturmflut und von dem furchtbaren Eindruck, den es macht, wenn die See durch den Wald angewandert kommt. Ja, von zwei Seiten sogar war dies geschehen, denn auch von dem in der Nähe befindlichen Binnenhaff aus war sie durchgebrochen, und man hatte sich auf den Boden flüchten müssen. In den Rosenbüschen des Gartens hatte sie zum Wahrzeichen ihres Besuches Tang und Seegras aufgehängt und als Andenken zurückgelassen. Dies erschien alles in dieser schönen, friedlichen Sommerszeit, wo schon seit Wochen ein ständiger Nordost wehte und die klarsten, sonnigsten Tage mit sich führte, wie ein wunderliches und grausiges Märchen, dem es sich mit behaglichem Gruseln lauschen ließ. Zuweilen auch stieg ein Bild auf vor seiner Seele von wimmelnden und hastenden Rädern und Riemscheiben, er hörte im Geiste das Knattern der Nietkolonnen, den dumpfen Schlag der Dampfhämmer und das Zischen und Fauchen abströmenden Dampfes; ja, er glaubte sogar den Geruch von Schmieröl und Kohlenrauch zu spüren, der allen Maschinenfabriken eigentümlich ist; aber alsbald versank dieses Bild wieder und erschien ihm ebenfalls wie ein Märchen, von dem es heißt: „Es war einmal.“

Aber die schönen Sommertage flossen unerbittlich dahin, und mit Schrecken dachte Wedeking zuweilen daran, daß jenes Bild nur zu bald Wirklichkeit und kein Märchen mehr sein würde. Und noch eins kam dazu, ihm den gewählten Aufenthalt lieb und wert zu machen, denn es dünkte ihm nichts Geringes, alle Tage ein so schönes Mädchen freundlich um sich thätig zu sehen wie die Schwester des Forstwärters. Jeder Mann trägt oft ihm selber halb unbewußt das Traumbild eines Weibes in seinem Herzen, und wenn solches ihm dann in der Wirklichkeit begegnet, so berührt es ihn wie ein liebliches Wunder, daß diese Träume leben, und andre kluge Leute erstaunen dann, wenn in solchem Falle die Liebe so plötzlich kommt wie bei Romeo und Julia. Aber sie kommt gar nicht plötzlich, sie war schon längst da, es fehlte nur der Gegenstand. Wedeking wußte kaum, daß er schon vom ersten Anblick gefangen war, und hielt das tiefe Wohlwollen, mit dem er jede Lebensäußerung des anmutigen Kindes verfolgte, für ein selbstloses Gefallen an der Schönheit an und für sich, wie man es herrlichen Kunstschöpfungen entgegenbringt. Sein seit der ersten Knabenliebe wohlgeschontes Herz war noch recht unerfahren in diesen Dingen. Aber das schöne Bild wanderte alltäglich mit ihm, und aus dem Flüstern der Blätter und dem Rauschen der See klang es ihm wie abgerissene Strophen ihres ungeschulten, aber lieblichen Gesanges, dem er so gern lauschte, wenn er aus der Küche, aus dem Nebenzimmer oder aus dem Garten her schallte, denn in

seiner Gegenwart sang sie nie. Er konnte sich nicht erinnern, daß jemals von der Bühne aus oder im Konzertsaal Gesang so auf ihn gewirkt hatte, als nur einmal, da er die große Niemann-Seebach in ihrer besten Zeit als Gretchen sah, wie sie bei der Verrichtung häuslicher, kleiner Arbeiten den König von Thule sang, kunstlos und in Gedanken vertieft, wobei sie zuweilen mitten in der Strophe sinnend aufhörte und nach einer Weile mit einem kleinen Seufzer den Schluß hinzufügte, während die Tausende von Zuschauern in dem großen Hause den Atem anhielten und das Pochen ihrer Herzen dämpften, um keinen Hauch zu verlieren.

Insbesondere die Melodie eines Liedes, das er öfter von dem Mädchen gehört hatte, ohne genau den Text zu verstehen, — er wußte nur, daß darin von Heckenrosen, von der Nachtigall, von Mädchen in blühenden Jahren und von der goldenen Zeit die Rede war — hatte sich so fest seinem Gedächtnis eingeprägt, daß sie ihn Tag und Nacht nicht verließ und ihn fast ein wenig quälte, denn immer mußte er sie summen oder leise vor sich hinpfeifen, eine jener anspruchslosen und ein bißchen wehmütigen Volksmelodien, wie sie im deutschen Vaterlande so mannigfach vernommen werden.

Wie war er deshalb verwundert, als er eines heißen, sonnigen Nachmittags, da er tief im Walde nachdenklich auf einem Fußwege, der sich durch hohes Adlerfarnkraut hinzog, einherschlenderte, dies Lied vernahm, gesungen von jener ihm so angenehmen

Stimme. Er bahnte sich einen Weg durch das Dickicht der gefiederten Zweige, sah alsbald den Himmel durch die lichteren Stämme schimmern, und als das Lied eben verklang, trat er auf eine Waldwiese hinaus, wo der Forstwärter mit seiner Schwester und dem Dienstmädchen beschäftigt waren, Heu zu wenden. Er trat hinzu und sprach mit dem Manne, nicht ohne daß seine Blicke zu dem schönen Mädchen hinschweiften, das in einiger Entfernung mit elastischen Schritten und anmutigen Bewegungen ihre Arbeit verrichtete. „Heiße Zeit," sagte der Forstwärter, „alles heuet jetzt in der ganzen Gegend, und Arbeiter sind schwer zu kriegen, da müssen wir alle mit heran, zumal da ich so einen Animus habe, daß es mit dem schönen Wetter die längste Zeit gedauert hat. Morgen wollen wir einfahren, und ich denke, wir bringen dann unser Gut ein so schön wie nie, denn bei dem trockenen Ostwind und der Hitze, da heuet es barbarisch. Aber wir müssen uns dazuhalten, daß wir heute fertig werden, denn eine Frau, auf die wir rechneten, ist nicht gekommen, und mein Knecht hat sich recht zur Unzeit den Fuß verstaucht."

„O, da helfe ich mit," sagte Wedeking.

Der Forstwärter sah ihn verwundert an, das rundliche Dienstmädchen kicherte vernehmlich über dieses Ungewöhnliche, dessen sich der feine Stadtmensch unterfangen wollte, und die Schwester des Forstwärters unterbrach ihre Arbeit und schaute, auf ihre Harke gestützt, belustigt auf ihn hin. Sie trug einen jener unschönen, aber den besten Schutz vor der

Sonne gewährenden Helgoländer Hüte, aus dessen Tiefe das feine Antlitz mit zartem, rosigem Dämmer hervorschaute.

„Eine Harke ist noch vorhanden," sagte der Forstwärter lächelnd, „wenn Sie mit Gewalt wollen — aber es ist heiße Arbeit."

Statt jeder Antwort ging Wedeking an den Ort, wo er die Harke an einem Busche lehnen sah, holte das Arbeitsgerät herbei und schwenkte es voller Thatenlust.

„Nun, dann wollen wir uns aber die Arbeit einteilen," sagte der Forstwärter vergnügt, „Sie nehmen mit meiner Schwester hier diesen Kabel bis zu dem großen Saalweidenbusch und ich mit dem Mädchen den andern. Wer zuerst fertig wird, kann nach Hause gehen."

Die nötigen Handgriffe lernte Wedeking durch Unterweisung und Beispiel seiner schönen Gefährtin bald, und dann herrschte großer Fleiß und Wetteifer auf der sonnigen Waldwiese. Die beiden Paare schritten in steter Bewegung hin und wieder und arbeiteten bald nah, bald fern voneinander. Das frische und schnell getrocknete Heu duftete balsamisch und sandte Wolken von Wohlgeruch empor, wenn es gewendet ward. Zugleich sprühte nach allen Seiten hüpfendes Insektenvolk davon. Für diese war nun auch der große Wendepunkt ihres Lebens eingetreten, sie waren mit einemmal aus Grashüpfern zu Heuspringern geworden. In der Ferne spazierte ein Storch mit stelzendem Gange und nickendem Kopfe,

indes er zuweilen den Schnabel zu Boden stieß, um wohlgefällig etwas aufzunehmen. Als die beiden jungen Leute einmal standen und ein wenig ruhten, machte Wedeking das Mädchen auf diesen fleißigen Mitarbeiter aufmerksam.

„Er kommt mir immer vor," sagte diese, „wie der lange Herr Professor, der im vorigen Jahre oft von dem Badeorte herüberkam und auch so auf den Wiesen umherstelzte, wo er alle Augenblicke etwas aufnahm."

„O," sagte Wedeking, „der Storch ist kein Botaniker, er verachtet sogar die Pflanzenkunde; nein, der Storch ist ausschließlich Zoologe, er studiert besonders die Insekten, Amphibien, Eidechsen und Schlangen und ist einer der größten Kenner aller unsrer Kleintiere."

Dem braven Professor Stelzenbein war die Aufmerksamkeit, die man ihm zuwendete, lästig geworden, er nahm plötzlich einen Anlauf, entfaltete die mächtigen Flügel und erhob sich schwerfällig bis über die Höhe der Baumkronen, worauf er in schnellem Fluge nach Osten zu abstrich.

„Ach, das ist unser Storch aus Petershagen," rief das Mädchen, denn dorthin liegt kein andres Dorf! Er wohnt auf der Scheune unsres Nachbars in einem uralten Nest, das schon beinahe mannshoch ist. Als kleines Kind hab ich ihn immer angesungen:

Adebor, du Roder,
Bring mi 'n lütten Broder!

„Hat er's denn gethan?" fragte Wedeking.

„Nein, aber eine Schwester hat er mir noch gebracht,“ sagte lächelnd das Mädchen, „die ist unser Nestküken und noch zu Hause bei der Mutter.“

„Ist die Schwester auch so hübsch wie Sie?“ fragte Wedeking plötzlich und fast ohne es zu wollen. Das Mädchen sah ihn eine kurze Weile überrascht an und errötete tief. Sie wandte dann den Kopf ab und fing so emsig an zu arbeiten, daß Wedeking genug zu thun hatte, um mitzukommen. Das Wenden war jetzt beendigt, und da der Abend nahte, ward das fast trockene Heu in große Haufen zusammengeschoben, um es vor der Einwirkung des nächtlichen Taues zu schützen. Wenn nun die beiden das ausgebreitete Heu zusammenholten, um es dann in gemeinsamer Arbeit mit den Harken zu einem Hügel aufzutürmen, da suchte Wedeking einen Blick auf das rosige Antlitz zu gewinnen; allein dies gelang ihm nicht, denn mit großer Geschicklichkeit vermied sie es, wirksam von dem weit vorstehenden Hute unterstützt, ihm das Gesicht zuzuwenden. Ein nachdenkliches Wesen war über sie gekommen, das sich erst allmählich wieder verlor. Unterdes brannte schon die Abendsonne in den Wipfeln der Bäume; der Forstwärter und das Mädchen hatten ihre Arbeit beendet, schulterten die Harken und zogen, aus der Ferne mit fröhlichem Lachen herübergrüßend, davon. Nach zehn Minuten angestrengter Arbeit hatten auch die beiden Nachzügler ihren Teil vollendet, standen nun am Waldrande und sahen mit Befriedigung auf die dunklen Reihen wohlgebauter Hügel, die die glatte Wiese gleichmäßig be-

deckten. Die Sonne streifte nur noch die Wipfel und ließ die Stämme und Aeste der Kiefern rot aus dem dunklen Grün der Nadeln hervorleuchten; ein kühler Dunst stieg aus dem Boden hervor, das Heu duftete stärker und in den Büschen des Waldrandes sang mit unablässigem Geschwätz eine Dorngrasmücke.

Beide wandelten nun durch den stillen Wald nach Hause. Nur ein fernes Taubengurren oder zuweilen der Ruf eines Pirols waren vernehmlich. Selbst die so selten schweigsamen Wipfel der Kiefern und Fichten sangen nicht mehr, sie standen mit all ihren feinen Nadeln regungslos im Schein der sinkenden Sonne und strömten einen sanften, balsamischen Hauch aus. Zuweilen kam aus den kleinen Lichtungen, wo am Tage die Sonne gebrütet hatte, ein würziger Duft von wildem Erdbeerkraut. Dies erinnerte Wedeking an eine Entdeckung, die er an demselben Tage gemacht hatte. Er sagte: „Hier ganz nahebei habe ich heute einen vorzüglichen Erdbeerhorst gefunden, eigentlich eine Seltenheit in dieser Heide, sie stehen kaum fünfzig Schritte von hier.“ Damit bog er vom Wege ab zu einem Orte hin, wo es licht durch die Stämme schimmerte, und das Mädchen folgte ihm. Am Rande einer jungen Fichtenschonung auf etwas ansteigendem Boden unter mächtigen Kiefern hatte sich das freundliche Beerenkraut weithin angesiedelt, die schönen Früchte waren dort ungestört zur Reife gelangt und prangten zum Teil schon in jenem tiefen Purpur der letzten Vollendung. In einer fernen Waldlücke stand niedrig die glühende Abendsonne

und warf einen letzten Schein auf die aus feinem Grase und rötlichem Kraut hervorleuchtenden Beeren. Bald war das Körbchen des Mädchens in gemeinschaftlichem Wetteifer bis zur Hälfte gefüllt, indes die Sonne allmählich in ihrem eigenen Feuer verglühend versank und sich ein feiner Dunst der Dämmerung zwischen den Stämmen ausbreitete. Während sich nun die Schatten in den Gründen vertieften und ein sanfter rötlicher Schein in den Lüften war, gingen sie am Rande der Schonung weiter, bis sie an einen prächtigen Busch von wilden Rosen gelangten, der, in eine junge Eiche hoch emporsteigend, mit Hunderten von zart gefärbten Blüten den Schein des Abendrotes zurückgab. Das Mädchen hatte jetzt den häßlichen Hut, dessen sie zum Schutze gegen die Sonne nicht mehr bedurfte, abgenommen, und als sie nun neben dem blühenden Strauche stand, ebenfalls angeleuchtet von den rötlichen Strahlen, da sah Wedeking es deutlich, daß ihr Antlitz an Farbe jenen schönen Blumen gleichkam; ja noch edler und reiner schimmerte diese liebliche Blüte des Menschengeschlechtes. Ringsum war es nun ganz still, nur ein Rotkehlchen sang, wie es dieser Vögel Art ist, in einem rotbeglänzten Wipfel sein süß melancholisches Abendlied. Zugleich durch eine unwillkürliche Gedankenverbindung ging Wedeking jenes andre Lied durch den Kopf, das er so oft gehört, doch niemals ganz verstanden hatte, und er bat sie, es ihm zu singen. Sie waren jetzt in einen schmalen Fußsteig eingebogen, wo das Mädchen schlank und schön vor ihm her schritt, während von

seitwärts durch die lichten Stämme das Abendrot in die Dämmerung des Waldes hineinglühte. Sie verstand ihn gleich, als er sie ersuchte um das Lied von der goldenen Zeit, und ob nun Ort und Stunde auch ihr angemessen erschienen — genug, sie weigerte sich nicht und sang mit anmutiger Stimme das kleine Lied einfach und kunstlos, wie es sich für diese Verse und die anspruchslose, ein wenig melancholische Melodie gebührte:

Ihr Blumen auf Wiesen und Weiden,
Ihr Rosen in Hecken und Heiden,
Blühet und glühet, es naht schon die Zeit,
Daß ihr vom sonn'gen Tag müßt scheiden!

Du Nachtigall dort auf der Halde,
Ihr Vögel im Feld und im Walde,
Singet und klinget, so lang es noch Zeit —
Verstummt zum Süden müßt ihr balde!

Du Jüngling in lockigen Haaren,
Du Mädchen in blühenden Jahren,
Nutzet die Jugend, die goldene Zeit!
Wie bald wird sie von dannen fahren!

Dann schritten sie eine Weile schweigend weiter, während die Dämmerung zunahm und das Abendrot verblaßte.

„Wo haben Sie das Lied her?“ fragte Wedeking endlich.

„Ich habe es so gehört,“ antwortete sie, „in unserm Dorfe wird es gesungen.“

Sie traten dann aus dem Walde auf die kleine Lichtung, wo das Forstwärterhaus gelegen war. Mit

seinem schwarzen Strohdach hob es sich dunkel ab von dem blassen Rot, das noch als letzte Sonnenspur am Abendhimmel träumte, aus einem seiner kleinen Fenster schimmerte freundlich ein Lichtschein, eine feine Säule bläulichen Rauches stieg schnurgerade aus dem Schornstein in die helle Luft empor und ringsum war Frieden und süße Abendstille.

*

III. Die Bolderaa.

Der „Animus“ des Forstwärters ging in Erfüllung. Das Heu wurde noch glücklich eingebracht, aber an demselben Abend stieg im Nordwesten aus der See ein riesiger Wetterbaum auf, der seine mächtigen Wolkenäste über den ganzen Himmel verbreitete, und in der Nacht kam ein Gewittersturm, daß die Wipfel heulend brausten und das Rauschen der aufgeregten See deutlich vernehmbar war. Am Morgen aber war alles vorüber, und die Sonne glänzte, als wäre nichts geschehen, vom unbewölkten Himmel. Als Wedeking aufgestanden war, brachte die Frau des Forstwärters ihm den Kaffee, und er vernahm von ihr, daß die Schwester ihres Mannes schon in aller Frühe nach Petershagen zu ihrer Mutter gegangen sei und erst am Nachmittage zurückerwartet werde. Das Haus erschien ihm merkwürdig öde und leer an diesem Tage. Wie gewöhnlich machte er sich für

seinen täglichen Ausflug bereit, denn er pflegte selten vor dem späten Nachmittag zurückzukehren und nahm seine Hauptmahlzeit immer erst am Abend ein. Er packte Mundvorrat und etwas Wein in seine Wandertasche; außerdem war er stets ausgerüstet mit einem jener leichten Regenmäntel, die sich auf einen kleinen Raum zusammenrollen lassen, mit einem wollenen Plaid und einem sogenannten Touristenschirm, der ihm zugleich als Wanderstab diente. So war er auf alle Wechselfälle der Witterung vorbereitet und konnte sogar mit einer gewissen Behaglichkeit im Walde übernachten, im Falle er sich verirrt hätte. Dann machte er sich rüstig auf, und bald war er wieder in dem von dem nächtlichen Gewitterguß erfrischten und balsamisch duftenden Walde verschwunden. Planlos und in Gedanken vertieft trieb er sich heute umher, und ein gewisses Wehmutsgefühl ward seiner Herr, wenn er dachte, daß diese Zeit der goldenen Freiheit nun bald ein Ende nehmen und er in das gewohnte Joch zurückkehren sollte. Und dann konnte er jenes Lied nicht loswerden, immer und immer summte es ihm durch den Kopf wie eine süße Mahnung:

Du Jüngling in lockigen Haaren,
Du Mädchen in blühenden Jahren,
Nutzet die Jugend, die goldene Zeit!
Wie bald wird sie von dannen fahren!

Da er bei allen diesen Gedanken wenig auf den Weg geachtet hatte, so geschah es um Mittag, daß er nicht genau wußte, wo er sich befand. An der

einen Seite des Weges standen wie eine Mauer junge, schwarzgrüne Fichten, an der andern hochstämmiger Buchenwald. Um diese Mittagszeit, wo alle Vögel schwiegen und der Wind eingeschlafen war, herrschte rings die Stille der Einsamkeit bis auf das Summen der Fliegen im Sonnenschein und das Knistern der Libellenflügel, wenn diese Tierchen, die wie kleine Raubvögel in der Luft standen, plötzlich ihren Ort veränderten. Das erste, was Wedeking that, wenn er in diesem Strandwalde die Kenntnis des Ortes verloren hatte, war, daß er auf die See horchte, deren Rauschen in solcher Einsamkeit weithin vernommen wird. Aber er hörte nichts, als er lauschte, nur einmal lachte ein Wiedehopf weit in der Ferne und dann war wieder alles still. Aber es war noch früh am Tage und Zeit hatte er genug, darum wandte er sich nach jener Richtung, wo dem Stande der Sonne nach die See zu suchen war, und schlenderte gedankenvoll in den Buchenwald hinein. Nach einer Viertelstunde hielt er wieder an und horchte. Da noch eben seine Füße in dem welken Laube gerauscht hatten, war nun wieder eine große Mittagsstille um ihn her und anfangs vernahm er nichts. Es war, als horchten alle die regungslosen Blätter der Buchen mit ihm. Dann tönte es ganz fern aus der grünen Waldestiefe kaum vernehmbar, aber taktmäßig, und als sich das Ohr erst zur Aufmerksamkeit gewöhnt hatte, auch deutlicher; ja, was dort so klang wie das leise Atmen eines schlafenden Kindes, das war die See. Zugleich trat zu seiner

Rechten ein andres Geräusch an sein Ohr, ein traumhaft verschlafenes Rieseln wie von fließendem Wasser; er blickte dorthin und sah es zwischen den Stämmen in lichterem Grün schimmern, und mit einemmal ging in seinem Kopfe jenes sonderbare Drehen vor sich, das uns befällt, wenn wir glauben, uns in unbekannter Gegend zu befinden, und sich nun plötzlich alles zurechtrückt.

Dort ging ja die Bolderaa durch die selbstgegrabene Schlucht, jener kleine Bach, der dieser ganzen Gegend den Namen gegeben hatte; nun war ihm mit einemmal alles wohlbekannt. Er schritt auf den Bach zu und folgte, an dem hohen Ufer entlangschreitend, der Richtung seines Laufes. Drunten im Grunde floß das grünliche, glasklare Gewässer und rieselte und plätscherte so kühl durch die vielfach zerstreuten Steine, daß die Schwüle, mit der die brütende Sonne die breite, von mächtigen Buchen umstandene Schlucht erfüllte, noch drückender erschien, und es Wedeking forttrieb an die Kühlung verheißende See, deren Rauschen schon immer deutlicher ward. Plötzlich bei einer Biegung der Schlucht lag sie vor ihm, und zugleich wehte ein etwas frischerer Hauch an seine erhitzte Stirn. Von hier ab verbreiterte sich die Schlucht nach der See zu ganz außerordentlich, und ein süßer Duft stieg aus diesem Grunde empor, denn an den lehmigen Seitenufern wuchs in über mannshohen kleinen Wäldern der mit unzähligen weißen Blümchen übersäete Honigklee. Wedeking stieg an die See hinunter und wandte sich zurück,

wo sich das steile, von Buchen gekrönte Lehmufer zur Linken bis zu dem kleinen Landvorsprunge Rosenort hinzog, während überall nur ein schmaler Strand zwischen der steil abfallenden Wand und der See vorhanden war. Ja, zuweilen fehlte dieser ganz, so daß man durchs Wasser seinen Weg nehmen mußte. Auch Wedeking gelangte jetzt an eine solche Stelle, vermochte sie aber, da sie nicht sehr breit und das Wasser nicht tief war, bei einer zurückkehrenden Welle laufend zu überschreiten. Bei starken, andauernden Stürmen war überhaupt dieses schmale Vorland nicht gangbar, da die See alles überflutete, an der etwa sechzig Fuß hohen Uferwand hoch emporschlug und Schaum und Tang in die Sträuche des Waldes warf.

Nun befand sich Wedeking wieder an einem Orte, den er besonders liebte, denn hier war er ganz aus der Welt. An der einen Seite hatte er die steile Mauer der Uferwand und an der andern die unendliche See, mit deren Rauschen und Wogen er mutterseelenallein war. Er schritt über den feuchten rötlichen Uferkies, aus dem mit gelbem Bernsteinglanze zuweilen ein Donnerkeil hervorleuchtete, bis an den Ort, wo die See in jahrhundertlanger Arbeit einen Vorsprung des hohen Landes abgetragen hatte, dessen einstmalige Ausdehnung noch genau durch die ausgespülten, weit in die See hineinreichenden Felsblöcke bezeichnet war. Auf dem Strande lagen ebenfalls solche, zum Teil halb im Sande begraben, zum Teil frisch herabgestürzt und seltsam durcheinander ge-

worfen; auch aus der steilen Lehmwand ragten andre, von dem letzten Sturm freigespült, hervor wie ungeheure Rosinen aus einem Kuchen, während sich dort wieder leere, glatte Höhlungen zeigten, wo solche Blöcke gesessen hatten. An einem Orte, wo diese zum Teil sehr mächtigen Steine am häufigsten lagen, waren drei davon dicht an der steilen Wand so seltsam übereinander gestürzt, daß eine Höhlung entstanden war, in der sich bequem ein Mensch verbergen konnte. Wedeking hatte früher, als er diese Einrichtung entdeckt hatte, mit großer Mühe einen vierten Stein herzugewälzt, der nun innerhalb dieser steinernen Laube einen Sitz bildete. Dort hatte er schon oft und gern gesessen, um träumend auf die See hinauszublicken, und auch heute nahm er wieder diesen vor der glühenden Sonne geschützten Platz ein. Es war an der See fast ebenso schwül als im Walde, denn es ging kein Wind, und der wenige Luftzug, der zuweilen entstand, kam vom Lande her. Der Horizont war in leichten Dunst gehüllt, so daß Wasser und Himmel ineinander schwammen, und außer dem eintönigen Rauschen der Wellen, die die Uferkiesel knirschend hin und her schoben, war nichts vernehmlich als das Zwitschern der Erdschwalben, die den obersten Rand der steilen Lehmwand siebartig mit ihren Nisthöhlen durchlöchert hatten und dort gleich emsigen Bienen unablässig ab und zu flogen. Obwohl Wedeking diese Vögel selber nicht zu sehen vermochte, so wurden ihm deren Bewegungen doch an den leichten Schatten kund, die vor ihm auf

dem weißen Sandboden unablässig durch einander glitten.

Als er nun so träumend saß, da fing es im Rauschen der Wellen wieder an zu singen von der goldenen Zeit, und vor seinen Augen schwebte wieder die schöne schlanke Gestalt. Er war doch recht thöricht, schon über dreißig Jahre alt und noch immer so schüchtern wie ein Knabe. „Nutzet die Jugend, die goldene Zeit, wie bald wird sie von dannen fahren!“ Das hatte sie kürzlich gesungen in der abendlichen Waldesdämmerung und war dabei vor ihm her gewandelt wie ein holder Arm voll Glück, aber er hatte die Stunde versäumt. Ja, und wenn er sie an sich gezogen hätte, da Zeit und Gelegenheit günstig waren, was wäre die Folge gewesen? Die wilde Rose ist die schönste Blume des Waldes, aber sie hat auch scharfe Dornen, und er wußte nicht, ob sie sich ihm glühend neigen oder ob sie ihn zornig abwehren würde. Nun begann er Orakel darum zu fragen. Dort in der Weite lag ein Steinblock in der See, an dem die Wellen emporschlugen, während zuweilen eine angerollt kam, größer als ihre Schwestern, und einen Regen von weißem Schaum über das dunkle Felsenhaupt emporspritzte. Wenn unter den nächsten dreien eine solche war, dann sollte es ein gutes Zeichen sein. Da kam schon die erste und wogte machtlos an dem Steine empor, die zweite folgte und sank wieder zurück, und dann rollte die dritte herbei, die gar nicht besonders aussah; aber plötzlich, klatsch, sprühte ein mächtiger Schaumregen über den schwarzen

Felsen hin. Dies stimmte Wedeking fröhlich, allein es genügte ihm noch nicht. Dicht vor ihm war zwischen den von der See ausgeworfenen Kieseln ein besonders weißer Sandfleck. Wenn in dem Verlaufe der Zeit, da drei Wellen hintereinander den Strand erreichten und ehe die vierte sich überschlug, über diesen Fleck ein Schwalbenschatten hinhuschen würde, dann wollte er dies für ein Hoffnung weckendes Ereignis ansehen. Die erste kam, überschlug sich und glitt mit singendem Zischen wieder zurück, die zweite und dritte folgten, allein der Fleck blieb leer; doch kurz bevor die vierte eben ihr schaumgekröntes Haupt vorüberneigen wollte, huschten wie der Blitz zwei Schatten nebeneinander über die weiße Stelle dahin. Nun fürchtete sich Wedeking fast, sein Glück noch einmal zu probieren; allein aller guten Dinge sind drei, und er begann nach einem weiteren Orakel zu suchen.

*

IV. Nach Rosenort.

In diese wunderlichen Spielereien war er so vertieft gewesen, daß er auf gar nichts weiter geachtet hatte, und so erschrak er fast, als er schon ganz in der Nähe an dem sonst so einsamen Strande eine weibliche Gestalt bemerkte, die, von einem breiten Strohhut beschattet, in der brennenden Sonne eben-

mäßig dahinschritt. In demselben Augenblicke aber schlug ihm auch mächtig das Herz, weil er sofort die schöne Wanderin erkannte. Als sie ganz nahe herangekommen war, ohne ihn bemerkt zu haben, trat er aus seiner Steinlaube hervor und redete sie an. Sie hatte den Weg am Strande gewählt, wie sie sagte, weil sie dort mehr Kühlung zu finden hoffte als in dem schwülen Walde; allein dies war fehlgeschlagen, und nun war sie heiß und ermüdet von dem Wege im Sande und in der glühenden Sonne. Wedeking bot ihr seinen schattigen Sitz an, und als er dann auf einem andern Steine vor ihr in der Sonne seinen Platz genommen hatte, unterhielten sie sich von allerlei Dingen, von Petershagen, von ihrer Mutter und Schwester, von dem kleinen Garten dort, in dem so schöne Rosen blühten, von dem Fliegenschnäpper, der in dem größten Rosenbäumchen sein Nest hatte und gar nicht scheu war, sondern mit blanken, braunen Augen jedermann furchtlos anschaute, wenn er auf seinen Eiern saß, und wie es dem alten Haushund Nero ging, der nun schon fünfzehn Jahre alt war und einen beständigen Husten hatte, gegen den er Malzbonbons einnahm, die ihm sehr wohl schmeckten, aber nichts halfen, und wie sich die rotbunte Kuh gefreut hätte, als sie ihr Haustöchterchen wiedersah, und das Lied von der goldenen Zeit, das habe die Pastorstochter einmal mitgebracht von einer Reise, und von der habe es die Pastorsköchin abgehört, und nun könnten sie es alle im Dorf, die überhaupt sängen.

An seine Frage hatte sie doch noch gedacht und sich um eine Antwort bemüht; das freute den jungen Mann so, daß er es nicht sagen konnte. Als nach einer kleinen Weile dieser Gesprächsstoff erschöpft und er im Besitze aller Neuigkeiten von Petershagen war, entstand eine kleine Stille, während das Mädchen nachdenklich auf den fernen Horizont und Wedeking nach den schwärmenden Schwalbenschatten auf dem besonnten Sande schaute. Aber mit einemmal ließ dieser blendende Schimmer nach, und alle Schatten waren hinweggelöscht, indes zugleich durch das eintönige Rauschen der See ein fernes, grollendes Murmeln hörbar ward. Wedeking sah sich hastig um und bemerkte nun eine blauschwarze Wolkenwand im Westen, halb über der See und halb über dem Lande, deren weißliche Ränder bereits die Sonne erreicht und verdeckt hatten. Nun war Eile geboten, denn überraschte sie hier ein anhaltender Gewittersturm, so konnte ihnen, da das Vorland an manchen Stellen so überaus schmal, ja kaum vorhanden war, durch die anstürmenden Wogen der Weg vollkommen abgeschnitten werden. Nach kurzer Ueberlegung erschien es Wedeking richtiger, anstatt den nächsten Weg nach Hause über Rosenort einzuschlagen, wieder zurück nach der Bolderaa zu eilen, denn dort befand sich eine sogenannte Heringshütte, die Schutz vor dem Unwetter zu gewähren vermochte. Auch war dieser Weg bedeutend kürzer, um aus diesem Gefängnis zwischen der steilen Uferwand und der tückischen und unberechenbaren See zu entfliehen. Sie machten sich eilig auf; allein der Sturm

war schneller als sie. In der aufrückenden Wand zuckten die Blitze, der Donner rollte mächtiger, dann kam ein breiter, weißer Schaumstreifen über die schwärzliche See gejagt, und plötzlich stürzte sich der mit zerstäubtem Wasser gefüllte Sturmwind an die steile Uferwand und darüber in die aufbrausenden Kronen der mächtigen Buchen. Die anfangs kochende und krause See war bald mit stetig anschwellenden Wogen erfüllt, die sich überschlagend immer höher und gieriger am Ufer emporleckten und flockigen Schaum weit von sich sprühten. Nun war es schon zu spät, denn dort, an der Stelle, die beide zuvor noch bei einer zurückfließenden Welle laufend passiert hatten, war weithin nichts als ein wogendes Schäumen von Gewässern, die sich überschlugen und hoch an der Uferwand emporspritzten, während der Streif, wo sie standen und eine Weile auf dieses Schauspiel hinstarrten, ebenfalls immer schmaler wurde. Nun mußten sie wieder zurück und eilten, so schnell sie konnten, bei dem furchtbaren Knattern und Rollen des Donners und dem unsäglichen Rauschen und Brausen ringsumher. Als sie bei der Steinlaube wieder angelangt waren, fielen die ersten schweren Regentropfen, und nun blieb nichts andres übrig, als Schutz zu suchen, so gut es ging, zumal da höchst wahrscheinlich weiterhin, wo das Ufer wieder sehr schmal wurde, ebenfalls schon eine Ueberflutung eingetreten war. Hier war der Strand am breitesten, die vielen großen Steinblöcke gewährten als Wellenbrecher einigen Schutz, und es war nicht wahrscheinlich, daß während der kurzen Dauer eines

Gewittersturmes die See auch hier bis an die steile Uferwand vordringen würde. Das träumerische Wesen Wedekings hatte sich plötzlich verloren, nun war er wieder ganz der Mann, als der er in seinem Berufe bekannt war. Schleunigst öffnete er das Bündel, das sein Plaid und den Regenmantel umschloß, und ehe das Mädchen es sich recht versah, war es mit diesem bekleidet. Dann mußte sie sich in die Höhlung zwischen den Steinen setzen, deren vordere Oeffnung Wedeking durch das Plaid wie mit einer Zeltwand schloß, indem er es oben auf den Felsblöcken und am Boden durch daraufgelegte Steine befestigte. Als er dann seitlich den Kopf hineinsteckte und nun seinen Schützling dort in behaglicher Sicherheit sah, während sich draußen die Tropfen mehrten und die schäumende See schon in dichtem Regenschauer lag, da beschwor ihn das Mädchen, hineinzukommen. Sie wolle sich ganz schmal machen, dann sei neben ihr noch gerade genug Platz, und als sich der junge Mann beharrlich weigerte, drohte sie, ebenfalls herauszukommen. Nun blieb ihm wohl nichts andres übrig, und bald saßen die beiden jungen Menschenkinder dicht aneinander gedrängt in dem dämmerigen Raume wie in einem Vogelnest, während draußen Himmel und See ineinander tobten und der Regen stromweise herniederrauschte. Der Wind blähte den wollenen Stoff wie ein Segel nach innen und sendete sprühenden Wasserstaub durch sein Gewebe. Wedeking spannte den Schirm auf und drängte damit das Plaid nach außen, und so war es ganz behaglich in dem engen Raume, wenn auch an einigen

Stellen das durch die Fugen eindringende Wasser an den Felsblöcken niederrieselte. Allmählich ward das Getöse des Donners gelinder und seltener und der Wind sanfter, nur das Rauschen der aufgeregten See blieb sich gleich. Die Dämmerung in dem eingeschlossenen Raume erhellte sich mehr und mehr, und nun ward Wedeking wieder erinnert, daß ihm das dritte Orakel noch fehle. Wenn während der nächsten zehn Wellenschläge die Sonne durch die Wolken brechen würde, das sollte das letzte Zeichen sein.

O du sonderbarer Ingenieur, der du alle Tage mit unwandelbaren Naturgesetzen und erbarmungslosen mathematischen Formeln zu thun hast, welch ein wunderlicher Geist ist in dich gefahren! Du, der in seinem Kopfe Maschinen ersinnt, die auf einen Fingerdruck hin Tausende von Zentnern spielend bewegen, der du schwindelnde Abgründe kaltblütig überspinnst mit eisernen Geweben, was bist du für ein zaghafter Träumer und Hasenfuß und hast nicht den Mut, ein schönes Mädchen, das eng an dich geschmiegt an deiner Seite sitzt, auf den Mund zu küssen und zu sagen: „Ich liebe dich!“

Aber die Sonne meinte es gut, schon nach dem siebenten Wellenschlage war rings alles von hellem Glanze erfüllt, von dem die letzten schimmernden Regentropfen gleichsam aufgesogen wurden. Das Schicksal hatte dreimal ja gesagt, nun war es wahrlich an der Zeit. In diesem Augenblicke erhob sich das Mädchen rasch, schob das Plaid beiseite, sprach: „Der Regen hat aufgehört,“ und trat dann hinaus. Das Gewitter

war abgezogen und stand mit grauem Gewölk und niederhängenden Regenschleiern in der Ferne; doch hier unter der lachenden Sonne war es, als sei gar nichts geschehen.

Als die beiden am Strande in der Richtung nach Rosenort weiter gingen, bemerkten sie ein sonderbares Ding in der Ferne. Der Sturm hatte eine Buche am obersten Rande des steilen Ufers, deren Fuß schon zum Teil durch den Anprall früherer Sturmwogen freigestellt war, umgerissen, und während sie sich noch oben mit einigen Wurzelarmen festhielt, war die stattliche Krone kopfüber auf den schmalen Strand gestürzt, so daß die ans Ufer prallenden Wogen in die grünen Aeste hineinschlugen und sie mit Schaum bewarfen. Obwohl an einigen Stellen der gangbare Streifen durch das Anwachsen der Wellen sehr geschmälert war, so konnten sie doch überall vorwärts kommen und gelangten bald zu jenem Orte hin, wo sie sahen, daß hier durch das Gewirr halb zersplitterter Aeste der Weg vollständig versperrt war, und daß sie richtig in einer Mausefalle saßen, denn an dem steilen Ufer hinauf gab es nirgends einen gangbaren Weg. Jedoch so schlimm, als sie anfangs aussah, war die Sache doch nicht, und als Wedeking den Berg grünen Gezweiges, der vor ihm lag, prüfend musterte, merkte er, daß man mit einiger Gewandtheit wohl auf seinen Gipfel gelangen könnte. Nachdem er sich hinaufgeschwungen hatte, fand er, daß auf der andern Seite auch der Abstieg nicht mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft war. Er warf die Sachen, die er trug,

hinüber auf den Sand, stieg wieder zurück und sagte: „Nun müssen wir klettern, da gibt's nichts andres."

Als er nun dem jungen Mädchen behilflich war, sie zu sich hinaufzog, sie leitete und stützte, begann er, diesen gestürzten Baum für eine äußerst segensreiche Einrichtung zu halten, da er ihm zu so einer lieblichen Arbeit verhalf, und war es nun eine zu große Aengstlichkeit des Mädchens oder eine zu übertriebene Vorsicht des jungen Mannes, kurz, diese Uebersteigung wurde durchaus nicht überhastet, sondern mit einer merkwürdigen Gründlichkeit ausgeführt. Endlich waren sie oben und mußten nun doch ein wenig rasten, den Aufstieg überschauend und den Abstieg prüfend, und bei dieser gefährlichen Lage auf der Höhe war es ganz unumgänglich notwendig, daß er das Mädchen stützte, indem er den Arm um sie schlang und sie ein wenig an sich zog; wie leicht hätte sie doch sonst fallen können. Beide bemühten sich aber, dazu möglichst gleichgültige Gesichter zu machen und zu thun, als ob sie von alledem gar nichts bemerkten. Das Hinabsteigen schien noch mehr Schwierigkeiten zu bereiten und ging noch langsamer; aber es half alles nicht, ein Ende nahm es doch zuletzt. Der letzte Ast war ziemlich hoch über der Erde, und als Wedeking nun beide Hände emporstreckte, um ihr behilflich zu sein, da waren beide recht ungeschickt, denn sie glitt plötzlich aus und ihm in die Arme, langsam an ihm niedersinkend. Als er sie nun so umschlossen hielt und sich zu ihrem Köpfchen niederbeugte, wahr=

scheinlich um zu sehen, ob sie auch gar zu sehr erschrocken sei, fand er dort einen rosenschönen Mund, den er in einem Anfall von Begriffsverwirrung einigemal küßte, wozu das Mädchen sänftlich stille hielt, als ob es so sein müsse. Dann aber drängte sie ihn mit einer Hand ein wenig zurück und schaute mit dem in zarte Glut getauchten Antlitz seitwärts über die schäumende See hinaus. Er aber sagte ganz leise: „Ich bin Ihnen sehr gut, was sagen Sie dazu?"

Sie sagte gar nichts dazu, aber sie nickte, ohne sich zu wenden, mehrmals eindringlich mit dem schönen Köpfchen. Dann, als sie fühlte, daß seine Blicke fortwährend auf ihr ruhten, wandte sie langsam das Haupt und ließ ihn die Antwort in ihren Augen lesen. Und als er gesehen, was dort geschrieben stand, schloß sie diese wie überwältigt und bot ihm freiwillig den schönen Mund dar.

O Gott, wie war das alles leicht gegangen und wie wunderschön war die Welt! Ja, noch war die goldene Zeit und er hatte sie nicht versäumt, und das Glück hielt er in den Armen. Sie wanderten nun einträchtig weiter, bis sie nach Rosenort kamen. Die Sonne und der Wind hatten die Oberfläche des weißen Dünensandes schon wieder getrocknet, und dort saßen sie nun auf dem reinlichen Hügel unter den verkrüppelten alten Eichen, sich erzählend, wie alles so gekommen war, und für kurze Zeit führte dieser Ort seinen Namen wieder einmal mit vollem Recht, denn eine schönere Rose hatte dort niemals geblüht.

Und ringsum die See und die rauschenden Wipfel des Waldes und die flüsternden Halme des Strandhafers und die Vögel im Buschwerk, alles in der Runde sang das Lied von der goldenen Zeit, aber es klang nicht mehr wehmütig, sondern wie Jauchzen der Wonne.

Drei Rosen an einem Zweig.

*

I. Konrad Dannenberg.

Der Bibliothekar Doktor Konrad Dannenberg war ein behäbiger Junggeselle im Anfange der Vierziger, ein Mann in den besten Jahren, wie man so sagt. Er hatte in der Bendlerstraße zu Berlin in einem alten, merkwürdig kleinen Hause eine sehr behagliche Wohnung inne, und dazu das Glück gehabt, daß ihm der Himmel in Frau Randow eine Wirtschafterin beschert hatte, die über alles Lob erhaben war. Die alte Dame kochte bewunderungswürdig; alles, was mit ihrer Hand in Berührung kam, glänzte von Ordnung und Sauberkeit, und an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, wäre offenbar Tempelschändung gewesen. Ja, auf die Gefahr hin, an Glaubwürdigkeit einzubüßen, muß ich sagen, daß sie es verstand, eine ganze Bibliothek abzustäuben, ohne auch nur ein einziges Buch aus seiner geheiligten Ordnung zu rücken oder auf den Kopf zu stellen; ja, noch mehr, sie vermochte sogar einen mit Notizen bedeckten Schreibtisch aufzuräumen, ohne dessen Besitzer an den Rand der Verzweiflung zu bringen. Wer da weiß, daß dies

Tugenden sind, die der Himmel nur in seiner Gebelaune austeilt, der wird zugestehen, daß Herr Konrad Dannenberg ein Glückskind war.

Auch sonst hatten ihn die Natur und das Schicksal nicht vernachlässigt. Er war ein gutgewachsener Mann von einer angenehmen Körperfülle; sein von einem vollen Barte umrahmtes Gesicht trug hübsche, wohlwollende Züge zur Schau, und war ihm auch schon das Haar ein wenig nach hinten gerückt, so trug dies nur dazu bei, eine schön geformte Stirn ins rechte Licht zu setzen. Er war, obwohl im Grunde eine zurückhaltende Natur, in Kreisen, wo er sich zu Hause fühlte, ein angenehmer Gesellschafter, dessen behaglicher Humor etwas wie stillen Sonnenschein um sich verbreitete, und er verstand es, in leichter und spielender Art seine mannigfachen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten ohne Aufdringlichkeit leuchten zu lassen. Von einer freundlichen poetischen Begabung legte ein Bändchen „Gedichte von Konrad Dannenberg“ Zeugnis ab, das, schon vor Jahren erschienen, ein besseres Los verdiente, als nur von wenigen gekannt zu sein. Vor allem gewandt in der Form, zeichneten sie sich durch eine gewisse saubere Gediegenheit der Arbeit und eine gewinnende Liebenswürdigkeit des Inhaltes vor den meisten ähnlichen Veröffentlichungen aus, die alljährlich zu Hunderten in dem großen Makulaturstrome auftauchen und wieder verschwinden.

Bei einer maßvollen und wohlwollenden Gesinnung, die jedem das Seine gönnte, war sein

Fehler vielleicht ein allzu großer Hang zur Bequemlichkeit und zu behaglichem Genuß; er war ein wenig Feinschmecker auf allen Gebieten und genoß ein köstlich bereitetes Gericht oder einen vorzüglichen Wein mit demselben Behagen, wie eine Novelle von Storm oder Keller oder ein Joachimsches Quartett oder eine gute Theatervorstellung. Da er nun ein solcher Lebenskünstler war und alles besaß, was dazu gehört, — einen guten Magen, ein hübsches Vermögen, ein heiteres Gemüt, die Gabe, das Häßliche und Unschöne von sich auszuschließen, und vor allem die so seltene Fähigkeit, sich zu beschränken und sich mit dem Erreichbaren zu begnügen, so hätte er eigentlich glücklich sein müssen, soweit dies für einen Menschen überhaupt möglich ist. Allein zuweilen empfand er doch, daß ihm etwas fehle, insbesondere, wenn er in einer befreundeten Familie zu Gaste war, wo hübsche, fröhliche Kinder, die Abbilder ihrer Eltern, um den Tisch saßen; dann fühlte er, daß sein behagliches Junggesellenleben doch öde und einsam war, und daß nur der wirklich im Leben steht, der alle seine Sorgen und Pflichten ganz und gar auf sich nimmt. Solches hatte er schon vielfach in seinem Geiste erwogen; allein niemals hatte es sich fügen wollen, daß er die Rechte fand, obwohl es ihm an Entgegenkommenden niemals gefehlt hatte. So hatte er sich allmählich in das Schicksal, als ein alter, einsamer Junggeselle sein Leben zu beschließen, fast gefunden, und um so leichter gelang ihm dies, als ihm durch Frau Randow die sämtlichen Schrecken des ehelosen Standes erspart blieben.

So war er vierundvierzig Jahre alt geworden, hatte an seinem Geburtstage einige gute Freunde mit köstlichen Rebhühnern und auserlesenen Weinen bewirtet, und sie hatten das Lob der Frau Randow in allen Tonarten gesungen, was sowohl diese, als ihr Herr mit befriedigtem Schmunzeln aufnahmen.

Unter diesen guten Freunden befand sich ein alter Studiengenosse, Otto Brüning, ein Gutsbesitzer aus Mecklenburg, der zufällig in Berlin anwesend war, um sich unter dem Vorwande eines geringfügigen Geschäftes, das in der Hauptstadt zu erledigen war, einmal ein recht tüchtiges Vergnügen zu bereiten. Dieser zeigte sich besonders begeistert von Frau Randows Kochkunst und rief: „Donnerwetter, das kann ja kaum meine Martha, und die ist doch ein Genie im Kochen; das darf ich wohl sagen, obwohl ich der Vater bin. Meine Aelteste nämlich, der ist es angeboren; sie hat es, wie Uhland sagt, in den Fingerspitzen. Ja, das sind Gaben, — aber die Randow kann's auch."

Man war nun verwundert, daß ein verhältnismäßig so junger Mann schon erwachsene Kinder habe, und der Gutsbesitzer erklärte dies: „Ich mußte schon mit zweiundzwanzig Jahren das väterliche Gut übernehmen, und mit dreiundzwanzig habe ich mich verheiratet. Das habe ich nie bereut, denn das alte Sprichwort hat sein Wahres. Leider ist mir meine Frau vor einem Jahre gestorben; aber ich habe drei Töchter, von zwanzig, achzehn und sechzehn Jahren, und einen Jungen von dreizehn; der ist in Rostock auf dem Gymnasium und kriegt mal das Gut. Was

nun meine Töchter betrifft, so hat Martha die Wirtschaft übernommen, und das geht alles, wie am Schnürchen. Meine zweite Tochter Marie ist mehr für die Bücher und die Musik, und Lene, meine Jüngste, ist noch ein bißchen unbedarwt und sagt nicht viel; aber sie hat's hinter den Ohren und wird noch mal die Hübschseste von allen."

Als sich die andern Freunde entfernt hatten und Dannenberg mit Brüning, der bei ihm wohnte, noch eine Weile bei einer Flasche Rauenthaler saß, sprach dieser: „Höre mal, mein lieber Freund, diesmal lasse ich dich nicht los; diesmal mußt du mit. Zweiundzwanzig Jahre sind es nun her, daß du nicht bei uns warst, und alle diese Jahre hast du mich mit Versprechungen genarrt. Und jetzt ist es gerade schön in Rolandshagen. Das Gut hatte schon früher immer etwas Wald, und ich habe im Laufe der Zeit alle die Stellen mit geringerem Boden, wo doch nichts Ordentliches wuchs, wieder angeschont, so daß die älteren Bestände schon zwanzigjährig und recht stattlich sind. Darum, und weil wir sowohl im Sommer als im Winter hinter den infamen Füchsen und dem übrigen Raubzeuge her sind, hat sich der Wildstand mächtig vermehrt, und besonders Rehe haben wir viel, da auch die Nachbarn in verständiger Weise schonen und nur Böcke oder ganz alte Ricken abschießen.

„Hühner wurden in diesem Jahre einunddreißig Völker gezählt, denn seit ich ihnen in alten Mergelgruben und an andern passenden Orten dichte Remisen

von allerlei Dornsträuchern und Wacholder habe anlegen lassen, wo sie im Winter Schutz und Nahrung finden, sind sie viel häufiger geworden, als früher. Sieh mal, da kannst du am Tage auf die Hühnerjagd gehen und am Abend auf den Anstand und einen Rehbock schießen; oder, wenn du magst, kannst du auch den Dohnensteig abgehen und in Ordnung halten; er liegt sehr günstig, und wir haben im Herbst oft so viele Krammetsvögel, daß wir manches Schock verschenken können. Na, und für die langen Abende, oder wenn schlechtes Wetter ist, habe ich, wie du weißt, eine ganz nette Bibliothek; denn ich habe mir stets alles angeschafft, was du mir in deinem jährlichen Weihnachtsbrief empfohlen hast, und gelte bei meinen Nachbarn für einen Bücherwurm, obgleich ich wenig genug zum Lesen komme. Ferner — und auf das freue ich mich besonders — habe ich so ein paar alte Jahrgänge im Keller, von denen keiner in der Umgegend etwas versteht; das ist so etwas für abends nach Tische, mein alter Junge. Schon deshalb mußt du kommen, denn solche Weine trinkt man nicht allein, sondern dazu gehören ein oder zwei mitfühlende Herzen."

Nachdem nun Brüning diese lange Rede hinter sich hatte, erhob er sein Glas, ließ es an das seines Genossen anklingen, schlürfte behaglich den köstlichen Inhalt und sagte dann: „Also abgemacht, übermorgen mit dem Schnellzuge geht die Reise vor sich!"

Dannenberg sträubte sich noch eine Weile, allein vergeblich; der Freund ließ keinen seiner Gründe gelten

und gab sich nicht eher zufrieden, als bis er im Besitze eines festen Versprechens war.

*

II. Alle Drei.

Die Dunkelheit war schon längst hereingebrochen, als der Wagen, der den Gutsbesitzer und seinen Frennd von der Bahnstation abgeholt hatte, mit scharfem Ruck vor der Thür des freundlichen Herrenhauses zu Rolandshagen hielt, während der Kettenhund am Viehhause unter wahnsinnigem Gebell an seiner Kette rasselte und ein Jagdhund und ein Teckel mit ausgelassener Freude an dem Wagen in die Höhe sprangen. Eilfertig kam ein schmuckes, in die Landestracht gekleidetes Stubenmädchen die kleine Freitreppe herab, um den Schlag zu öffnen, und dieser folgten drei anmutige Mädchengestalten, den zurückgekehrten Vater freudig zu begrüßen. Man begab sich auf die große Vordiele, wo bereits ein gedeckter Tisch der Ankömmlinge harrte, und hier, bei der hellen Beleuchtung, sah sich Konrad Dannenberg mit Behagen drei rosigen Schönheiten gegenüber, die, obwohl unter sich ziemlich verschieden, doch alle einen gemeinsamen Familienzug trugen, der ihn an seinen Freund erinnerte, dessen blühende Frische sich ebenfalls in den Gesichtern seiner Töchter widerspiegelte.

„Na, Dirns,“ sagte Brüning, „ich sehe, daß mein

Brief zur rechten Zeit angekommen ist. Das blaue Zimmer also, Martha; ich werde den Herrn Doktor selber hinaufbringen."

Als nach einer Viertelstunde Konrad Dannenberg wieder herunterkam, setzte man sich mit großem Behagen zu Tische, und beide Reisenden thaten den guten Dingen und dem trefflichen Rotwein alle Ehre an. Als nach der Suppe und einem köstlichen Fischgericht die dritte Schüssel aufgetragen wurde, verklärten sich die Züge des Gutsbesitzers, und er rief in beistimmendem Tone, der sichtlich aus tiefstem Herzen kam: „Bravo, Martha, das hast du gut gemacht: Krammetsvögel à la Oberstleutnant! Nun bin ich doch neugierig, was der Doktor sagen wird."

Mit etwas bänglichen Gefühlen bediente sich Dannenberg von dem gepriesenen Gerichte; denn er wußte, nun mußte er es loben, ob er Grund dazu hatte oder nicht, und dies war für sein wahrheitsliebendes Gemüt immer eine häßliche Aufgabe. Aber nachdem er gekostet hatte, verklärten sich seine Züge sanft, und er leerte den Teller mit stiller Andacht. Dann lehnte er sich in den Stuhl zurück und sprach mit dem tiefsten Ausdruck innerster Ueberzeugung: „Ich weiß nicht, ob die Randow das kann!"

„Höchstes Lob, Martha," sagte der Gutsbesitzer, „Nummer Eins mit Auszeichnung, roter Strich im Kalender."

Eine sanfte Röte der Befriedigung verbreitete sich über das Antlitz der also Gelobten, als sich nun Dannenberg in zierlicher Rede und mit merkwürdiger

Sachkenntnis über die Vorzüge dieser ihm neuen Zubereitung der geschätzten Vögel ausließ und für Frau Randow um das Rezept bat. Die zweite Tochter, Marie, dagegen sah mit einiger Verwunderung auf ihn hin, und um ihre Lippen kräuselte sich etwas, wie leise Verachtung, als halte sie es eines gebildeten Mannes für unwürdig, sich bei so viel Aufwand von Geist und Wärme mit so niederen Dingen zu beschäftigen.

Dannenberg stammte selbst aus einer Gutsbesitzersfamilie und seine Mutter war eine berühmte Hauswirtin gewesen. Ein gewisser angeborener Sinn für die Bethätigungen des Hauswesens war durch die Erziehung in ihm befestigt und ausgebildet worden, und er sah mit Behagen und Vergnügen auf das junge Mädchen, das mit ruhiger Sicherheit ein so großes Hauswesen zu leiten schien. Sie hatte sich den ganzen Abend nicht vom Platze gerührt; man hatte kaum einen Augenwink von ihr an das bedienende Mädchen bemerkt, und doch ging alles ohne Hast und Geräusch, wie von selber. Es gibt Hausfrauen, — und zwar sind unter diesen auch solche, die für tüchtig gelten, — die, auch wenn nur ein einziger fremder Gast vorhanden ist, arbeiten wie eine schlecht gebaute Dampfmaschine, deren Getriebe unter Stoßen und Schüttern, gewaltigem Gezische und mächtigem Rädergerassel vor sich geht, während ein wohlkonstruiertes Bauwerk dieser Art sanft und fast lautlos hin und her gleitet und doch das Doppelte leistet. Und während die eine Hausfrau, die mit rotem Kopfe aus und ein fährt, mit hastigen Augen überall umherspäht und

Befehle erteilt, um sie im nächsten Augenblicke schon zu widerrufen, dem ganzen Hause dieselbe Unruhe mitteilt, so strömt von der andern ein wohliges Behagen und eine schöne Sicherheit aus, die der ganzen Umgebung zu gute kommen.

Nach Tische saß Dannenberg mit seinem Freunde noch eine Weile in dessen Zimmer bei einer guten Zigarre und einem behaglichen Gespräche, das durch eine Flasche köstlichen Haut-Sauternes befördert und in Fluß gehalten wurde, und suchte dann nach guter ländlicher Sitte beizeiten sein Schlafzimmer auf.

Als er die Lampe auf den Sofatisch stellte, entdeckte er eine freundliche Sache, die er bei dem ersten Besuche des Zimmers übersehen hatte. Dort stand nämlich ein altes, geschliffenes Spitzglas, und in ihm befand sich ein Zweig blühender Rosen, wie sie oft noch der Oktober als eine verspätete Sommergabe und einen Gruß aus längst entschwundenen schönen Zeiten freundlich bietet. Sie waren von jener zarten, blaßroten Art, die an Farbe der Apfelblüte gleicht, und es standen drei Blumen an dem Zweige nahe bei einander: eine voll aufgeblühte, eine halberschlossene und eine, deren Knospe sich eben öffnen wollte. Man hatte wohl die herbstliche Seltenheit, die in dem stillen Scheine der Lampe wie ein zartes Wunder dastand, nicht besser zu verwenden gewußt, als damit dem gern gesehenen Gaste und Freunde des Vaters das Zimmer zu schmücken. Dannenberg setzte sich auf das Sofa und betrachtete den schönen Zweig mit einer gewissen Andacht, und er

hätte kein Poet sein müssen, wenn ihm nicht gleich die Schwestern dabei eingefallen wären: das waren ja auch drei Rosen an einem Zweig, — eine voll aufgeblühte, eine halb erschlossene und eine, deren Knospe sich eben öffnen wollte. Ja, welche war nun die Schönste? Eigentlich gefielen sie ihm alle drei, aber am liebsten dachte er doch an Martha. Es dünkte ihn: wer die zur Hausfrau erhielte, der sei wohl beraten. Dann verfiel er in ein tiefes Sinnen, während immer seine Blicke auf dem vollen Runde der aufgeblühten Rose hafteten. Plötzlich schrak er auf, und zwar vor dem Laute seiner eigenen Stimme, die seltsam das tiefe Schweigen der Nacht unterbrach, denn unwillkürlich hatte er das Resultat seiner Gedanken ausgesprochen: „Vierundzwanzig Jahre Unterschied!“ hatte er gesagt. Er nahm die Lampe, ging an den Spiegel und betrachtete sich prüfend, während er zugleich mit der Hand über das noch ziemlich volle Haar leise hinstrich. Die Besichtigung schien zu seiner Zufriedenheit auszufallen, denn er kehrte zum Sofa zurück und versank bei dem Anblick des schönen Rosenzweiges in neue Träumereien.

Er stellte sich vor, wie er, müde und hungrig von der Bibliothek zurückkehrend, im Hause alles so behaglich und heiter finden würde, wie es niemals eine Wirtschafterin, sondern nur eine Frau zuwege bringt, eine sorgsame und immer thätige Hausfrau, auf deren Wangen die Gesundheit blüht. Aber sie würden nicht allein bleiben; es würden Kinder kommen, aber keine mit klugen, blassen Gesichtchen und dünnen

Beinchen, deren er so viele in Berlin kannte, nein, solche mit apfelrunden Köpfen und derben Waden, — ja, die würden schön auf den Fußböden herumtrampeln und bei den darunter Wohnenden allerlei unliebsame Vorstellungen von Erdbeben, Gewitter und andern geräuschvollen Naturerscheinungen erwecken. Aber sollten sie denn als Etagenkinder aufwachsen, die die Natur und die Freiheit nur vom Hörensagen oder auf einer kümmerlichen Sommerreise kennen lernen? O nein, er würde ja dann gar nicht in der Stadt wohnen, sondern er würde sich in Steglitz oder Friedenau oder Wilmersdorf ein Haus bauen, so recht nach dem eigenen Geschmack, mit einem schönen Garten rings herum; da wollte er Obstbäume ziehen und Wein und Spalierobst, und er stellte sich eine schöne, kräftige Frauengestalt vor, wie sie im hellen Frühlingskleide, mit dem großen Gartenstrohhut auf dem Kopfe, allerlei köstliches Gemüse säet und pflanzt und auch der zierenden Blumen nicht vergißt, während sich blühende Kinder, jauchzend vor Frühlingslust, in den Steigen und auf dem neubegrünten, mit gelben Butterblumen gestickten Rasen umhertollen. Das Haus sollte von außen einfach und schmucklos, aber im Innern desto hübscher eingerichtet werden, mit behaglichen Wohnstuben und riesigen, luftigen Schlafzimmern, nach Südost gelegen, und bequemen und geräumigen Wirtschaftseinrichtungen. Ja, darauf freute er sich, wenn er die junge Frau zum erstenmal in die Küche führen würde, einen hellen, schönen Raum, an den Wänden tapeziert mit blaugemusterten Majolikafliesen

und ausgestattet mit der besten Kochmaschine, die zu finden war, mit dem hübschesten Porzellan und Steingut und mit den solidesten Geräten von Kupfer, Messing, Zinn und Holz, und ganz ohne das infame Weißblech. Ja, er sah schon die erstaunten, großen Augen, die sie machen würde. . . .

Aus diesen Träumereien weckte ihn der Klang der alten englischen Standuhr auf der Diele, die schnurrend aushob und mit hell tönender Glocke zwölf schlug. Er fuhr empor, besann sich, strich sich über die Stirn, lächelte dann ein wenig und schickte sich an, zu Bette zu gehen. Kurze Zeit darauf erlosch das letzte Licht in Rolandshagen, und das einzig leuchtende in weitem Umkreise blieben der Mond und die unzähligen Sterne.

III. Die Eine.

Der Mond glitt langsam zum Horizont nieder und versank groß und rot in dem herbstlichen Nebeldunst, der über den Wiesen und Feldern schwebte. Aber noch lange, bevor die Sterne erblaßten und die Hähne den Morgengesang anstimmten, ward es auf dem Gutshofe von Rolandshagen wieder lebendig. Verschlafenen Schrittes ging der Wirtschaftslehrling mit einer Laterne zum Kornboden, um den Knechten, die mit schweren Stiefeln die Treppe auf und ab polterten, den Hafer abzumessen. Aber auch im Hause

rührte es sich schon, und bald schwankten mit wiegendem Schritt und mit klappernden Eimern die Mädchen zum Viehhause wegen der Morgenmilch, und dazwischen quiekte das Gestänge mangelhaft geschmierter Pumpen, aus denen Vieh und Menschen mit Wasser versorgt wurden. Danach ward das Getrappel der auf die Arbeit ziehenden Pferde und das Rollen von Wagen vernehmlich, und da nun die nahende Sonne den schwimmenden Herbstnebel zu röten begann, so ward auch das kleine Vieh mit Gackern, Schnattern und Gurren lebendig, um seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen; und als das glänzende Gestirn endlich rot hervorgetaucht war und sieghaft den Nebel zerstreut hatte, da fand es auf dem ganzen Gute niemanden mehr zu wecken, als den behaglichen Langschläfer aus der Stadt, den noch allerlei wunderliche Zukunftsträume umgaukelten. Als dieser dann endlich nach acht Uhr hinunterkam, fand er nur die drei Töchter dort, denn Brüning war bereits auf das Feld geritten, um sich nach seiner längeren Abwesenheit die Arbeiten und Fortschritte anzusehen.

Wieder weilten die Augen des Doktors mit Behagen auf Marthas voller und doch elastischer Gestalt, die durch ein einfaches, hellgraues Kleid und eine tüchtige, weiße Schürze sehr vorteilhaft hervorgehoben wurde, und als er sah, daß sie den Hut aufsetzte, um nach der Meierei zu gehen, bat er, sie begleiten zu dürfen; denn mit einemmal war wieder in seiner Seele eine höchst merkwürdige Teilnahme für die verschiedensten Zweige der Landwirtschaft erwacht. Er

ließ sich dort alles zeigen, betrachtete es sorgfältig und fand, daß es gut war, sowohl der kühle Milchkeller, in dem alles von Frische und Sauberkeit strahlte, der blank gescheuerte Steinfußboden, die schimmernden Wände und die unzähligen flachen, mit Milch gefüllten Satten, in denen sich der Rahm absetzte, als auch die schneeweiß gescheuerten Eimer und sonstigen Holzgegenstände, an denen die Eisenteile wie Silber glänzten. Es ward gerade gebuttert, und hier ließ er sich genau die Neuerungen an der Maschine erklären und nahm sogar an der Butterliese, einem alten erblindeten und pensionierten Pferde, das nur noch benutzt wurde, den Göpel zu treiben, tiefen Anteil.

In dem Raume, wo die Butter fertig gemacht wurde, war die Meierin, ein hübsches, kräftiges Mädchen, mit Kneten beschäftigt, eine Arbeit, die sehr wichtig ist und Geschicklichkeit, Ausdauer und Kraft verlangt. Martha streifte das Kleid an den weißen und schönen Armen bis über die Ellenbogen in die Höhe, nahm an derselben Arbeit teil, und Dannenberg sah nun mit Bewunderung, wie ihr dieses Geschäft von der Hand ging, wie sich der anfangs krümliche, zarte, weißgelbe Stoff unter ihren Fingern ballte und die feinen Perlen überflüssigen Wassers aus ihm hervorschwitzten, wie sie den erhaltenen Klumpen mächtig warf und emsig knetete, bis jene schöne, ebene Gleichmäßigkeit erzielt war, die der Zweck dieser Bearbeitung ist. Er, der sich so lange Zeit ohne große Abwechslung in einem künstlichen Stadtleben, fern von den Quellen der Natur, bewegt

hatte, ward ganz ergriffen von dem Zauber der Frische und Ursprünglichkeit, der allen solchen Urbeschäftigungen der Menschheit innewohnt, zumal da er sie ausüben sah von einem schönen und blühenden Mädchen, das anfing, ihm nicht gleichgültig zu sein. Zugleich hatte er Gelegenheit, die klare Bestimmtheit zu bewundern, mit der Martha ihre Anordnungen traf und den Mägden, die dort beschäftigt waren, ihre Befehle erteilte. Diese aber warfen heimlich Seitenblicke auf den stattlichen Fremden und ihre junge Herrin, und wenn sie nachher außer Beobachtungsweite waren, ergingen sie sich in geheimnisvollen Bemerkungen, die sie so heiter stimmten, daß ihr lustiges Gelächter weithin schallte.

Nach einer Weile begleitete Martha den fremden Gast in das Viehhaus, das einige neunzig stattliche Kühe und eine Anzahl von Mastkälbern enthielt. Das war aber nicht mehr der veraltete, dunkle und niedrige Stall von früher, als man noch keine Stallfütterung, sondern nur Weidegang kannte, nein, die Kühe befanden sich in einem hohen, saalartigen Raume, dessen Decke nur von einzelnen starken Holzsäulen getragen ward, und durch große Fenster kam eine genügende Helligkeit. Die breiten Krippen hingen an eisernen Stangen von der Decke herab, wo sie auf Rädern liefen und in der Längsrichtung des Gebäudes verschiebbar waren. Auch konnte man sie mit Schrauben und Handrädern höher und tiefer stellen, je mehr sich durch das häufig frisch geschüttete Stroh der Fußboden erhöhte. An jede dieser beweglichen Krippen waren

zwei Reihen Kühe nur lose mit Ketten angebunden und erfreuten sich, gemächlich kauend, an dem aufgeschütteten, köstlichen Grünfutter, so daß ein behaglich mahlendes Knirschen von über neunzig Mäulern den ganzen Raum erfüllte. Martha kannte sie alle beim Namen und zeigte dem Gaste ihre Lieblinge, die sich durch besondere Schönheit und den höchsten Milchertrag auszeichneten. Kapitän, Nachtigall, Heister (Elster), die natürlich schwarz und weiß war, Bismarck, Putschenelle und Hüppup'nbülten wurden am meisten gerühmt. Auch Kamerun, eine ganz schwarze Kuh, fast ohne Abzeichen, ward lobend erwähnt und aufmunternd gestreichelt. Dann kamen die Mastkälber an die Reihe. Sie standen in kleinen, ganz engen Verschlägen, in die man von oben hineinblicken konnte, wo sie sich fast keine Bewegung machen und sich nur eben hinlegen konnten. Dannenberg kannte diese Methode noch nicht und fand solche Art von Einsperrung für Geschöpfe von natürlicher Munterkeit ein wenig grausam. Martha, die von dergleichen Sentimentalität vollständig frei war, sah ihn ganz verwundert an und sagte: „Aber, Herr Doktor, die Tiere wissen es ja gar nicht besser und werden gerade noch mal so schnell fett, als wenn sie frei herumspringen. Die sind ganz vergnügt und kriegen so viel zu saufen als sie mögen. Seh'n Sie die nur mal an, ob sie traurig aussehen!"

Und wirklich, sie trugen auf ihren Angesichtern den Ausdruck wohlgenährter Behaglichkeit zur Schau, und ihre Augen strahlten von innerster Zufriedenheit.

Martha wurde auf einen Augenblick abgerufen, und der in der Nähe stehende Futterknecht übernahm einstweilen die Führung. Er brachte Dannenberg zu zwei Kälbern von besonders glänzender und rundlicher Schönheit: „Dei seihn Sei sick man mal an, Herr," sagte er; „das sünd Staatskalwer; dei sünd mit idel säut Melk upbörmt."

Der Doktor meinte, da würden sie im Verkauf auch wohl bedeutend höhere Preise erzielen. Da grinste der Brave und erwiderte: „Ja, dei, wat Sei woll glöben! Dei warden gor nich verköfft, dei frett uns' Herr sülwst!"

Der Doktor mußte laut auflachen über diese drollige Auskunft und teilte Martha, die soeben wieder herzutrat, den Grund seiner Heiterkeit mit. Sie stimmte fröhlich in sein Gelächter ein und sagte dann: „Ja, recht hat er; für guten Kalbsbraten hat Papa eine Schwäche, und er sorgt immer dafür, daß ein neuer heranwächst."

Mittlerweile war die Zeit für das Frühstück herangekommen, zu dem sich Brüning wieder eingestellt hatte, und nun nahm dieser seinen Freund für den übrigen Teil des Tages in Anspruch, um ihm das Gut zu zeigen, besonders sein Steckenpferd, die neu angepflanzten Waldungen, Feldgehölze und vor allem die lebendigen Hecken an allen Wegen und zwischen den einzelnen Schlägen, die sämtlich erst in der Zeit entstanden waren, da ihm das Gut gehörte. „Sieh mal, früher," sagte er, „vor langer Zeit, da war ganz Norddeutschland von solchen Hecken

durchzogen. Jetzt findet man sie fast nur noch im westlichen Mecklenburg, im Lauenburgischen und in Schleswig-Holstein, wo man sie Knicke nennt. Unsre Vorfahren wußten ganz genau, was sie thaten, und waren überhaupt nicht so dumm, wie manche Leute heutzutage, die sich klug dünken. Denn diese Hecken mit den kleinen Wällen, auf denen sie stehen, sind Windbrecher und Wärmefänger und geben Schutz vor unserm bösesten Feinde, dem scheußlichen kalten und trockenen Nordost. Aber da kamen die klugen Leute und rechneten, so und so viel Morgen könnten sie für den Kornbau gewinnen, wenn sie den Boden urbar machten, wo die nach ihrem Urteile nutzlosen Hecken ständen. Das thaten sie denn auch, und einer hat's dem andern nachgemacht, so daß der mörderische Wind stellenweise viele Meilen weit über die kahle und völlig unbeschützte Fläche dahinbrausen kann. Meine Nachbarn haben sehr gelacht und gespottet, als ich anfing, mit großer Mühe und vielen Kosten überall wieder Hecken anzupflanzen; aber jetzt machen sie schon sehr nachdenkliche Gesichter bei der Sache und lachen nicht mehr. Denn in dem trockenen, kalten und sonnigen März vor drei Jahren, als ewig dieser böse Wind wehte, da sind ihnen ganze Schläge ausgewintert, während ich auf meinen geschützten Feldern kaum nennenswerte Verluste hatte. Und, sieh mal, so viel Poet bin ich auch, um mich über einige andre Dinge zu freuen; denn du kannst dir denken, wie hübsch es aussieht, wenn im Frühjahr in den Hecken der Weißdorn blüht, oder im Juni die wilden Rosen,

oder, wie jetzt, aus dem gelben Laube die roten Hagebutten und das andre Beerenzeug hervorleuchten. Und von der Singerei im Frühling kannst du dir kaum eine Vorstellung machen; denn da wimmelt es hier von Heckenbraunellen, Hänflingen, Grasmücken und Ammern, die alle höchst willkommene Nistgelegenheiten finden und außerdem lauter nützliche Tierchen sind, die sich von schädlichen Insekten und Unkrautsamen ernähren."

Unter dergleichen weisen Gesprächen und Belehrungen verging bei der Besichtigung aller dieser verschiedenen Anlagen der Tag, und erst als Dannenberg am Abend spät allein auf seinem Zimmer war, gewann er die Zeit, ganz den freundlichen Gedanken nachzuhängen, die den Tag über alle Augenblicke, wie Sonnenblicke aus wolkigem Himmel, in ihm aufgetaucht waren. Er versenkte sich wieder in den Anblick der einen Rose, die, nun voll aufgeblüht, schon die äußeren Blätter zurückbog und sich in jener Vollendung zeigte, die den Anfang vom Ende bedeutet. Er wagte nicht sie zu berühren, aus Furcht, die Blüte zu zerstören, und sank dann bald aus den bewußten Träumen des Wachens in die unbewußten des Schlafes.

*

IV. Die Andere.

Herr Brüning mußte am andern Tage in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Rostock, und Dannenberg blieb für den ganzen Tag auf die Gesellschaft der drei Schwestern angewiesen, womit er schon zufrieden war. Doch hatte jede dieser ihre häuslichen Geschäfte, und so kam denn bald ein Augenblick, wo er in dem behaglichen Wohnzimmer allein war. Draußen ging ein feiner Staubregen hernieder, so daß ein Ausflug in Feld und Wald nichts Verlockendes hatte, und so beschloß er denn, sich einmal in der Bibliothek seines Freundes umzusehen. Als er in dessen Zimmer eintrat, fand er dort ein Tohuwabohu, denn Martha benutzte die Abwesenheit des Vaters, um eine gründliche Herbstreinigung vorzunehmen, und war unter Beihilfe des Stubenmädchens gerade mit dem Abstäuben der Bücher beschäftigt. Wieder erfreute ihn die flinke Tüchtigkeit und die fröhliche Arbeitslust, mit der das schöne, frische Mädchen auch dieses Geschäft betrieb. Mit dem einen Büchergestell waren sie bereits fertig, und als nun Dannenberg dort herangging, um aus dem Vorrate Passendes auszuwählen, da fuhr ihm mit einemmal ein Schreck in die Glieder, denn er sah etwas, das seinem bibliothekarischen Herzen tiefen Schmerz bereitete; denn nicht allein, daß die Bücher einfach nach der Größe wieder eingeordnet waren, fehlte auch bei den mehrbändigen Werken jede richtige Reihenfolge, ja einzelne Bände waren in fremde Gesellschaft geraten und schienen

in tiefe Trauer versunken über die Trennung von ihren Angehörigen, während andre wieder, die Sohlen gen Himmel gerichtet, voll stillen Grames auf dem Kopfe standen. Dannenberg fühlte, daß in seinem Innern etwas zerriß, allein er wollte doch noch einen Versuch machen und stellte Martha mit leichtem Scherz über ihre Unthaten zur Rede. Diese aber sah mit einem Blicke voll feindlichen Hasses auf das Gestell hin und sagte: „Ach, die alten dummen Bücher! Sie kosten eine Masse Geld, und man hat nichts als Arbeit und Aerger davon. Es ist nur, daß sie dastehen und Staub fangen. Der einzige, der noch manchmal kommt und sich einen Band leiht, ist unser Schulmeister, — na, und daß der schon halb tickerig ist, weiß ja jeder."

Dabei zeigte sie mit dem Finger auf ihre weiße Stirn und lachte spöttisch.

Dannenberg war zerknirscht; er zog aufs Geratewohl ein Buch heraus, und während er sich dann die Treppe hinauf zu seinem Zimmer begab, summten alle die freundlichen Träume davon, die sich in seinem Kopfe schon so behaglich eingenistet hatten: die schöne Villa in Steglitz, die hübsche, sorgliche Hausfrau, der prächtige Garten, die lustigen Kinder, der Rasenplatz mit den Butterblumen, und alles.

Als er dann in seinem Zimmer auf dem Sofa saß, fiel ihm wieder das Glas mit den Rosen in die Augen, und unwillkürlich holte er es zu sich heran. Jedoch die kleine Erschütterung, die dadurch bewirkt wurde, war für die eine überblühte Rose schon zu viel,

und mit einemmal lagen sämtliche Blätter auf dem Tischtuche, als ein zartes, rosiges Häufchen. Dannenberg lächelte ein bißchen wehmütig über dies symbolische Ereignis und richtete seine Augen auf die folgende Rose, die nun voll aufgeblüht war und die vergangene an Schönheit fast übertraf. Es war merkwürdig, wie schnell jeder Gedanke an die wirtschaftliche Martha in seinem Innern vertilgt war durch das eine kleine Ereignis, wobei er plötzlich die Kluft gähnen sah, die sich zwischen ihm und ihr aufthat. Es war eine jener flüchtigen Zuneigungen des menschlichen Herzens, die gleichsam auf eine Schiefertafel geschrieben sind, so daß ein Strich mit dem Schwamm genügt, sie hinwegzulöschen; und als der Doktor mit den drei Mädchen zu Mittag aß, da war die Ruhe seines Gemütes schon so weit wieder hergestellt, daß er bereits fröhlich zu scherzen vermochte.

Einige Zeit nach Tische gelangte er durch Zufall in das kleine, grüne, nach dem Garten hinaus gelegene Eckzimmer, wo er sich schon öfter lesend aufgehalten hatte, weil es so still und abgelegen war. Dort fand er die zweite Tochter, Marie, vor, in ein Buch vertieft, und mit dem Falkenblicke des Autors bemerkte er sofort, daß dieses Buch die „Gedichte von Konrad Dannenberg" waren. Ein zweiter Blick sagte ihm, daß die Schöne trotz der nachmittäglichen Stunde nicht dabei eingeschlafen war, sondern daß sie sich mit von Teilnahme geröteten Wangen wirklich in das Buch vertieft hatte. Da dies nun mehr ist, als ein gelegentlicher lyrischer Dichter in Deutschland

heutzutage billigerweise verlangen kann, so that es seinem Herzen gut, und ein freundliches Wohlwollen gegen das junge Mädchen regte sich in ihm. Schon wollte er sich mit einer leichten Entschuldigung wieder entfernen, um die Leserin nicht zu stören, da blickte Marie zu ihm auf und sagte:

„Ich wußte gar nicht, Herr Doktor, daß Sie ein Dichter sind, — da hat mir Papa gestern Ihr Buch gegeben. Ich muß nun gestehen, daß ich ganz verwundert bin; denn seit Sie sich am ersten Abend mit so großer Teilnahme und Kenntnis über Kochkunst und Essen und Trinken unterhielten, glaubte ich nicht, daß Sie überhaupt an idealen Dingen Anteil nehmen könnten."

Dannenberg setzte sich, schaute behaglich vor sich hin und sagte: „Ja, mein Fräulein, was sind ideale Dinge? Zu essen sind sie jedenfalls nicht, wie Sie anzunehmen scheinen. Zunächst muß ich vorausschicken, daß ich einen vielleicht ungerechtfertigten Haß gegen die Bezeichnungen ideal und Idealismus hege. Ich bin der Meinung, diese Ausdrücke haben die Philister erfunden, um damit eine Art von hohler, optimistischer Rhetorik zu bezeichnen, die ihnen imponiert, und die sie wegen ihrer tönenden Gemeinplätze für Poesie halten. Diese Art Idealismus fängt genau dort an, wo die Kenntnis der Wirklichkeit aufhört, und solche Art von Poesie ist sehr bequem auszuüben, weil sie nur ein wenig formale Begabung und eine möglichst große Unkenntnis der Welt erfordert. Alle wirkliche Kunst aber ist realer Natur

und gleicht einem Baume, der seine Wurzeln tief in die wohlgegründete Erde streckt und aus ihr die Kraft saugt, seine Krone weit auszubreiten und schimmernde Blüten und schwellende Früchte zu zeitigen. Und wenn ihr das gelingt, das heißt, wenn sie es vermag, die Dinge dieser Welt, die Gedanken, Meinungen und Handlungen wirklicher Menschen in ihrem Kerne darzustellen, befreit von allen Zufälligkeiten, so kann man sagen, daß das Ideal erreicht ist. Aber der Mechanismus dieser Welt und des menschlichen Herzens ist sehr verwickelt und wenigen gelingt es, dies Getriebe zu überschauen, — weshalb es wohl viele Poesiebeflissene, aber nur wenige Dichter gibt. Doch entschuldigen Sie diese Abschweifung; ich wollte Ihnen eigentlich antworten auf das, was Sie vom Essen und Trinken sagten. Der wahre Dichter, dessen ideales Bild dem braven deutschen Philister tief ins Herze gegraben ist, legt allerdings auf Essen und Trinken keinen Wert. Er lebt in einer Dachstube, trägt etwas zu langes Haar, vernachlässigt seine Kleidung und ist bei Bouletten und Bratkartoffeln und einem Glase Dünnbier froh wie ein König, denn in seinem Haupte hegt er ja das Ideal, und er weiß, daß er nach seinem Tode ein schönes Denkmal bekommt, oder auch nicht.

Im Grunde liegt die Sache nun wohl nicht ganz so; denn der Dichter ist doch eben ein Mensch, wie andre auch, und unterscheidet sich nur dadurch von der großen Menge, daß es ihm gegeben ward, die Dinge dieser Welt mit neuen Augen anzusehen;

denn nicht, was man sieht, sondern wie man sieht, darauf kommt es an. Und da sollte es ihm entgehen, welcher Schatz von Poesie im Essen und Trinken liegt, den allernotwendigsten Beschäftigungen der ganzen Menschheit? Dem wahren Dichter soll nichts Menschliches fremd sein und nichts zu gering, daß er nicht versuche, es mit liebendem Blick zu durchdringen, um seine Eigenart oder Schönheit zu Tage zu fördern. Ich spreche nicht von mir, Fräulein Marie; ich bin ein kleines Poetlein und laufe so mit im großen Haufen; ich spreche von meinem Ideale. Und da muß ich sagen, eine gewisse Ausbildung des Geschmackssinnes gehört zur Bildung. Barbarisch nenne ich jenen, und sei er der gelehrteste Professor, der stumpfsinnig in einer sich widerwillig abgerungenen Arbeitspause sein Essen in sich hineinschlingt, ohne zu wissen, was er verzehrt, und eine leise Verachtung hege ich vor jenen, die es als eine Tugend hinstellen, daß sie für Tafelgenüsse keinerlei Sinn haben, während sie sich doch eigentlich dieses Mangels ein wenig schämen sollten. Verächtlich sind mir aber auch die Gegenbilder: der gewöhnliche Fresser, dem es auf die Masse ankommt, und der protzenhafte Schlemmer, dem nur die Kosten Genuß bereiten. Und schließlich mache ich Sie darauf aufmerksam, daß man niemals von einem Kochhandwerk, sondern von einer Kochkunst spricht, daß also unsre sinnreiche Sprache auch hier fein und richtig unterscheidet, und außerdem steht fest, daß niemand den Gipfel dieser Kunst erreicht, der nicht zugleich ein

Stück Poet ist, denn kochen im höchsten Sinne heißt dichten!"

Hier ward Dannenberg von Marie Brüning durch ein lustiges Gelächter unterbrochen. Dann sprach sie: „Wahrhaftig, Sie verstehen es, eine Sache zu verteidigen. Man bekommt ja ordentlich Ehrfurcht vor einem solchen Dichter-Koch oder Koch-Dichter. Ich stelle ihn mir vor in seiner hohen, geräumigen, mit dem herrlichsten Geschirr angefüllten Küchenhalle, wie er, umgeben von andächtigen Schülern, vor dem Herde gleichwie vor einem Altare waltet und, angethan mit einem schneeweißen Talar und einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, weihevoll eine Schnepfenpastete dichtet."

„Sehr gut," sagte Dannenberg belustigt, „ich sehe, wir verstehen uns." Es gefiel ihm ausnehmend, daß das junge Mädchen es vermochte, sogleich auf den humoristischen Ton einzugehen, den er angeschlagen hatte. Als sie sich dann im weiteren Verlaufe des Gespräches von seinen Dichtungen unterhielten, bemerkte er mit Wohlgefallen — denn welcher Poet wäre dagegen unempfindlich? — daß sie diese mit Sorgfalt gelesen hatte; auch schienen ihm die Fragen, die sie stellte, wo ihr etwas dunkel geblieben war, sehr verständig. Er fing an, sie für eine recht angenehme junge Dame zu halten. Es reizte ihn dann, zu erfahren, wie sie über seine beiden Lieblinge unter den lebenden Dichtern dächte, über Gottfried Keller und Theodor Storm, zwei Poeten, deren einer an der äußersten Südgrenze, der andre an der äußersten

Nordgrenze deutschen Sprachtums seine Heimat hat. Da stellte sich allerdings heraus, daß sie von dem ersten nichts wußte, kaum seinen Namen; der zweite aber war ihr wohlbekannt, allerdings auch nur durch die weitverbreitete Erzählung „Immensee“, und dies führte auf die Besichtigung ihrer niedlichen kleinen Bibliothek, die auf einem zierlichen Hängebrette an der Wand desselben Zimmers untergebracht war. Es war die richtige Backfischbibliothek, und zwar so normal, daß sie dem Bücherkenner Dannenberg unwillkürlich ein Lächeln entlockte. Da waren, als am stattlichsten in der äußeren Erscheinung, Stifters „Studien“, da war „Waldmeisters Brautfahrt“ von Roquette, Kinkels „Otto der Schütz“ und Fouqués „Undine“. Dort befand sich „Frau Holde“ von Baumbach, Leanders „Träumereien an französischen Kaminen“ und Andersens „Bilderbuch ohne Bilder“. Natürlich fehlten nicht „Die Irrlichter“ von der Peterssen, „Das Wort der Frau“ von Heyden, „Was sich der Wald erzählt“ von Putlitz, und was dergleichen poetische Nippsachen mehr sind. Das war nun zwar nicht viel, aber doch etwas; es war wenigstens ein litterarisches Interesse vorhanden, und das that Dannenberg nach seiner trübseligen Erfahrung von demselben Morgen doppelt wohl. Zudem war Marie eine sehr angenehme Erscheinung. Sie war nicht von der derben, blühenden Schönheit ihrer älteren Schwester, sondern alles an ihr war zarter und sanfter, und ein gewisser verschleiert träumerischer Ausdruck stand den dunkelgrauen Augen sehr

gut. So kam es denn, daß Dannenberg, als er an demselben Abend auf seinem Zimmer saß und sinnend die zweite Rose betrachtete, die sich nun voll erschlossen hatte, wiederum in höchst merkwürdige Träumereien verfiel. Es mußte doch köstlich sein, ein sanftes, weibliches Wesen um sich zu haben, das Anteil nimmt an allem, was Geist und Gemüt des Mannes bewegt. Wie schön, mit ihr gemeinsam zu genießen, was Poeten, Musiker und Künstler Herrliches geschaffen haben; wie schön, sie einzuführen in diese Wunderwelt und das Alte, längst Bekannte in dem träumerischen Spiegel ihrer Augen neu zu genießen! Wie schön, — ja, Herr Doktor Konrad Dannenberg war ein sonderbarer und gründlicher Träumer.

*

V. Die Dritte.

Der nächste Tag war ein Sonntag; es hatte sich abgeregnet und der morgendliche Nebel war von dem klarsten Herbstsonnenschein zerstreut worden, so daß bei stiller Luft und blauem Himmel draußen einer jener milden Oktobertage glänzte, die das Herz berühren, als sei die Welt in träumerische Erinnerung verloren an die erste junge Frühlingszeit. Der Gutsbesitzer war in der Nacht von seiner Ausfahrt zurückgekehrt und stattete beim Frühstück sehr aufgeräumt Bericht ab über seine Erlebnisse in der Stadt

und über die Erledigung mannigfacher Aufträge, die seine Töchter dem Kutscher und ihm erteilt hatten.

„Euch, Dirns,“ sagte er, „habe ich auch das Gewünschte mitgebracht; für Martha die neuen Butterformen und den Stoff zu Küchenschürzen, für Mike die Bücher aus der Leihbibliothek, — hör' mal, Frauenzimmer, es ist wieder ein ganzer Packen; du liest mir zu viel solches Zeug, — und für mein Lening was zum Naschen, Magenmorsellen aus der Apotheke, — ich weiß, die mag der Süßschnabel. Und dann hab' ich noch was mitgebracht, nämlich dem Pastor seinen Kandidaten, der nun ja in Rostock vor dem Examen liegt und sich mal wieder des Sonntags bei Mutter verpusten will.“

Hier bückte sich Lene, denn ihre Serviette war hingefallen; und als sie sich wieder erhob, war sie von der Anstrengung ganz rot im Gesicht, — oder kam es davon, daß der Vater sie vor dem fremden Gaste einen Süßschnabel genannt hatte?

Nach dem Frühstück begab sich Dannenberg in das kleine grüne Zimmer; und obwohl er es sich nicht recht gestehen wollte, hatte er doch die stille Hoffnung, dort wieder mit Marie zusammenzutreffen. Er fand auf dem Tische den stattlichen Haufen Bücher aus der Leihbibliothek, die Brüning mitgebracht hatte, und nun plagte ihn die Neugier, zu sehen, welche Lektüre das junge Mädchen bevorzuge. Das Aussehen dieser Schmöker, die er zunächst prüfte, gefiel ihm allerdings wenig. Sie waren alle etwas fettig und klebrig und trugen auf dem Rücken einen

schmutzigen, gelben Zettel, der eine mit Tinte geschmierte Zahl zeigte. Auch im Innern sahen sie nichts weniger als appetitlich aus; die Blattecke unten rechts hatte bei allen Büchern durch das viele Umblättern von unzähligen, nicht immer sauberen Fingern eine schmutzig gelbe Färbung angenommen, und bei näherer Durchsicht gewährten allerlei Flecke von Kaffee, Oel, Tinte, Bratensauce und andern nicht mehr festzustellenden Flüssigkeiten dem Auge eine reiche Abwechselung. Auch strömten alle diese Bände jenen muffigen, undefinierbaren Duft aus, der allen Leihbibliotheken gemeinsam ist, gleichwie auch alle Apotheken in der ganzen Welt denselben Geruch von sich geben. Die Nase des Bibliothekars kräuste sich ein wenig, als er diese Wahrnehmungen machte; doch noch ganz anders wurde ihm zu Mut, als er die Titel betrachtete und dadurch bei seiner großen Litteraturkenntnis einen Begriff von dem Inhalte dieser Bücher erhielt. Das waren also die Geisteswerke, denen Fräulein Marie Brüning ihre Teilnahme zuwendete! Es waren lauter Hervorbringungen jener fleißigen Handarbeiter männlichen oder weiblichen Geschlechtes, die Tag für Tag am Webstuhle der Litteratur sitzen und Romane von bestellter Länge „auf Stück" arbeiten, in solcher Weise, wie es gerade die Tagesmode verlangt. Ein elendes Geschlecht hungriger Pfuscher, — man könnte es fast bemitleiden, wenn sein Thun nicht so widrig wäre. Wie abgestumpft mußte der Geschmack derer sein, die an solchen breiten Bettelsuppen Gefallen fanden! Ein ab-

gegriffener Katalog der Leihbibliothek lag bei den Büchern, und in diesem waren alle Werke bezeichnet, die bereits gelesen waren oder zu lesen gewünscht wurden. Es war immer dieselbe Gattung, und nur höchst selten lief ein Buch von besserer Art mit unter. Dannenberg huddelte sich ein wenig, als er sich von diesen Thatsachen hinreichend überzeugt hatte, und begab sich still hinweg in den herbstlichen Garten, alle schönen Träume, die ihn am Abend vorher so schmeichlerisch umsponnen hatten, hinter sich lassend. Merkwürdig, die Beschäftigung mit Büchern war sein Beruf, und mit Büchern hatte er hier nun schon zum zweitenmal Unglück gehabt.

Nach dem Mittagessen sagte Brüning zu Dannenberg: „Lieber Freund, ich kenne nun schon deine wunderliche Passion, nach Tische, wo jeder verständige Mensch, also auch ich, ein Schläfchen macht, spazieren zu gehen. Heute könntest du mir einmal einen Gefallen thun und das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Mein Jäger hat heute Urlaub, und deshalb ist der Dohnensteig noch nicht begangen. Wie wäre es nun, wenn du ihn dir jetzt einmal ansähest, die gefangenen Vögel auslöstest und die Dohnen wieder in Ordnung brächtest? Ich weiß, früher machte dir das Vergnügen; das ist nun allerdings schon über zwanzig Jahre her. Ich geb' dir Lene mit; die Dirn weiß Bescheid und kann die Quitschbeeren tragen. Du nimmst meine große Jagdtasche, und ich denke, du wirst dich an dem, was sich seit gestern gefangen hat, nicht gerade tot schleppen."

Dieser Vorschlag sagte Dannenberg zu; Lene ward gerufen, zog zwar ein wenig mit den Schultern, als ob sie keine rechte Lust hätte zu dem Geschäfte, nahm aber doch das Körbchen mit Ebereschenbeeren über den Arm und fügte sich in ihr Schicksal.

Der Herbsttag draußen war so träumerisch still, sonnig und warm, wie ihn der Oktober nur bietet, wenn er in der besten Laune ist. Sie gingen durch den Garten, wo Sonnenblumen und Astern blühten und ein herbstlicher Duft von welkem Laub und Reseda wehte. Farbige Herbstschmetterlinge gaukelten über die Beete, setzten sich an die dunklen Stämme, ihre schimmernden Flügel zu glätten, und alles rings, alles, was noch blühte oder Blätter hatte, schien einzig darin versunken, so viel von dem milden Sonnenschein zu trinken, als nur möglich war. Sie gingen durch das Pförtchen hinaus, den Fußsteig entlang, der durch die Felder führte, und als sie auf die Höhe kamen, sahen sie rings die Waldungen und Gehölze liegen, teils in der finsteren Tracht der Nadelhölzer, teils in dem farbigen Glanze des Herbstes; vom dunklen Purpurbraun bis zum hellsten Gelb, während dazwischen das freudige Grün der jungen Saaten als eine Verheißung fröhlicher Zukunft leuchtete.

Der Fußweg war schmal, so daß nicht zwei Personen nebeneinander gehen konnten; und als nun Lene schlank und ebenmäßig vor ihm herschritt, betrachtete Dannenberg mit Wohlgefallen ihre feine und

doch kräftige Gestalt und sah mit Vergnügen, wie zierlich und schön sie auf den Füßen ging. Wenn sie bei dem spärlich fließenden Gespräch den Kopf ein wenig wendete, um ihm zu antworten, so erfreute er sich an den schönen Linien ihres Profils, an der reinen Stirn, dem feinen Näschen, den zart schwellenden Lippen und dem rundlichen Kinn. Sie trug das Haar, wie er es gern hatte: einfach zurückgenommen und hinten in einen Knoten gewunden, wie man es an griechischen Bildwerken sieht. Wo hatte er eigentlich bis dahin seine Augen gehabt, daß er diese unvergleichliche kleine Schönheit gar nicht beachtet hatte? Freilich, sie war etwas still und einsilbig; doch das war auf ihre Jugend zu schieben und am Ende zehnmal besser, als wenn sie albernes Zeug geschwatzt hätte.

Bald war ein dichter Bestand von jungen Fichten erreicht, und hier nahm der Dohnensteig seinen Anfang. Ein grünes, dämmeriges Licht herrschte in dem schnurgeraden, langen Gange, der sich nun vor den beiden aufthat, und eine feierliche Stille, die nur zuweilen durch das feine Zwitschern streichender Meisen und Baumläufer oder das warnende Schnicken eines Rotkehlchens unterbrochen wurde. Drosseln schienen nicht in der Gegend zu sein, sonst hätte man wohl ihre Lockstimmen gehört. Aber dagewesen waren sie, denn plötzlich lief Lene schnell voraus und stand bei einer Dohne, darin sich einer der geschätzten Vögel gefangen hatte und wie ein armer kleiner Sünder am Galgen hing. Das Mädchen löste ihn

mit den zierlichen Fingern geschickt aus und stellte dann die Pferdehaarschlingen wieder sachgemäß ein, so daß sie sich ein wenig überschnitten. Dann hob sie dem Vogel einen Flügel empor, zeigte auf das Rot an der Unterseite und sagte: „Das ist eine Weindrossel; die sind zwar nur klein, aber die besten, wie Papa sagt.“ Es mußte wohl am Vormittage ein großer Zug dieser Vögel durchgewandert sein, denn sie fanden ausschließlich solche; sie hatten sich in ziemlicher Menge gefangen, ja einmal kam sogar der seltene Fall vor, daß in einer Dohne zwei Vögel hingen, in jeder Schlinge einer. Als sich die beiden Leute nun gegenüber standen und jeder eines der Tierchen auslöste, wobei sich ihre Hände mehrfach begegneten, sah Dannenberg wieder auf das liebliche Gesicht vor ihm, das von einer rosigen Farbe der Gesundheit blühend durchleuchtet und so rein und frisch war, wie eine unberührte Frucht; nur über den schmalen Nasenrücken ging, kaum sichtbar, ein kleiner Sattel von blassen Sommersprossen hin. Er fand auch dies entzückend. Die Züge dieses anmutigen Gesichtes waren noch kindlich zu nennen; nur in den Augen lag ein träumerischer Glanz, als wüßten sie schon von süßen Dingen.

Der Dohnensteig zog sich nun aus den Fichten heraus in einen gemischten Bestand, der in der vollen Pracht des Herbstes schimmerte. Dort standen Birken in blassem Golde und junge Buchen in allen Tönen leuchtenden Brauns, und dazwischen wieder dunkle Edeltannen mit weißlichen Stämmen. Hier ging der

Steig nicht mehr geradeaus, sondern wand sich, je nach der Gelegenheit, durch das Gehölz hin, und dies vermehrte die Spannung, da man nicht mehr schon von weitem sehen konnte, ob sich was gefangen hatte. Es entwickelte sich ein lustiger Wetteifer, die gefangenen Vögel zuerst zu erspähen, und bei dem stürmischen Gange röteten sich die Wangen des Mädchens, und ihre Augen blitzten vor Lust. Endlich hörte der Dohnensteig auf, nachdem die Ausbeute neunundreißig Vögel, lauter Weindrosseln, betragen hatte. Sie traten dann hinaus auf einen zirkelrunden Platz im Walde, in dessen Mitte eine einzelne, herrlich gewachsene alte Eiche stand. Rings an die Grenze des Gehölzes hatte Brüning eine dreifache Reihe schöner, gleichmäßiger Fichten pflanzen lassen, die die Wand dieses, von der mächtigen Eichenkuppel überwölbten Saales bildete. An dem Stamme des riesigen Baumes gingen eine Anzahl mehr als armdicker Epheuranken empor, die sich oben an die mächtigen Aeste, deren jeder für sich schon ein tüchtiger Baum war, verteilten und sie bis in die höchsten Zweige über und über berankt hatten. Ganz feierlich gestimmt durch den Anblick dieses schönen Platzes und des herrlichen Baumes, der ihn überwölbte, sah Dannenberg eine Weile zu der majestätischen Krone empor. Da ward er aufmerksam auf ein tiefes, sonores Summen und Brummen, das gleichmäßig die Luft erfüllte und aus den Zweigen des Baumes zu dringen schien. Er trat näher und sah nun, daß der Epheu, der alle die mächtigen Aeste

mit buschigen Zweigen umgrünt hielt, über und über in Blüte stand, und daß die hellgrünlichen Blumenbüschel, die sich dem Sonnenscheine darboten, ein unendliches Insektenvolk umsummte. Da gab es Fliegen von allen Arten, schwarze und metallisch glänzende, in Grün und Gold und Rot, und Tausende von Honigbienen, die in eiliger Hast von einem Büschel zum andern flogen, um diese letzte süße Gabe des Herbstes auszunutzen. Vor allem aber machte sich eine Unzahl von stattlichen Hornissen bemerklich, mit ihren schön getigerten Leibern, und diese Insekten waren es auch, die durch das sonore Brummen ihrer glasklaren Flügel den Grundton zu dieser merkwürdigen Waldmusik angaben. Die ganze Eiche war zur Zeit ein ungeheures Wirtshaus, wo süßer Blumensaft verschenkt ward, und alle kleinen geflügelten Schlecker der ganzen Umgegend schienen sich dort versammelt zu haben. Dannenberg machte Lene auf das merkwürdige Schauspiel aufmerksam, allein diese schaute nur mit geringer Teilnahme darauf hin. Dagegen deutete sie auf eine weite, halbrunde Nische in dem Fichtenkreise, woselbst sich eine nach vorn offene Rohrhütte mit einem großen Tisch und einer Anzahl von Stühlen befand. „Hier werden, wenn schönes Wetter ist, unsre Geburtstage gefeiert,“ sagte sie. „Sie fallen alle in den Sommer. Und dann wird getanzt, immer um die Eiche herum. Wir haben im Dorf einen Weber, der fideln kann; der spielt dann auf.“

Dannenberg sah auf die einladende glatte Fläche,

die mit kurzem, weichem Grase bestanden war, und fragte: „Tanzen Sie gern?“

„Furchtbar gern,“ sagte Lene. Dannenberg nahm seine Jagdtasche ab, legte sie an den Fuß der Eiche und sprach, indem er auf den summenden Wipfel des Baumes deutete und dann mit einer zierlichen Verbeugung vor das Mädchen hintrat: „Die Waldmusik spielt schon auf, — wie denken Sie über ein Tänzchen?“

Halb verwundert, halb belustigt sah sie auf ihn hin, dann lachte sie ein wenig und legte ohne weiteres den Arm auf seine Schulter.

„Zuerst also Walzer,“ sagte Dannenberg, und indem er leise vor sich hinpfiff, ging der Tanz los. Der Doktor fühlte sich so jugendlich, wie in seinen Studentenjahren, wo er auch so manches Mal auf grünem Rasen sich herumgeschwenkt hatte, und das Mädchen tanzte wunderbar, so leicht wie ein Vogel; er fühlte kaum, daß er sie im Arme hatte. Und dabei summte ihm ein Text durch den Kopf zu der Melodie des Walzers, der lautete einzig: „O schöne Ju-u-gend, schö-ö-ne Ju-u-gend!“ Nach dem Walzer kam eine Polka, rechts herum, links herum, vorwärts und rückwärts, recht nach der Kunst, und dann ein Rheinländer. Aber Dannenberg war, wenn auch nicht stark, doch ziemlich wohlbeleibt und außerdem solcher Uebungen ein wenig entwöhnt, und nach diesem Tanze fühlte er, daß er kochte und für eine Weile genug hatte. Während er nun stand, sich den Schweiß abtrocknete und ziemlich pustete, sah er auf

Lene hin, die der Tanz nicht anzustrengen schien. Ihre Wangen waren zwar etwas gerötet, und ihre Augen blitzten vor Vergnügen, aber der junge Busen wogte kaum viel stärker, als vorher. Sie gehörte zu denen, für die das Tanzen das Natürliche ist, die es nicht angreift, wenn sie von einem Arm in den andern übergehen, die sich bei einem Walzer von den Anstrengungen eines vorhergehenden Galopps ausruhen.

Sie machten sich nun auf den Heimweg, denn die Sonne sank, und der Abend nahte sich. Bald gelangten sie an eine jener alten, breiten Landstraßen, wie man sie in Norddeutschland noch häufig findet. Früher bewegte sich der Verkehr zwischen den Städten auf ihnen hin, aber jetzt sind sie verlassen, denn Chausseen und Eisenbahnen haben sie tot gelegt, und Gras und Blumen machen sich breit auf ihnen. Zur Seite war die Straße von stattlichen, lebendigen Hecken eingefaßt, die zum Teil noch grün waren, zum Teil schon in den Farben des Herbstes schimmerten, während Hagebutten und Pfaffenhütchen daraus hervorleuchteten, der Holunder in unzähligen schwarzblauen Trauben stand und der Schlehdorn im Schmuck seiner hell bereiften Früchte. Sie gingen schweigend den stillen, einsamen Weg entlang, zuweilen im Schatten, zuweilen im Lichte, wenn die Sonne von der Seite durch eine Lücke der Hecke einen goldenen Strom sendete. In der leicht bewegten Luft flogen Sommerfäden dahin, und überall wehten die silbernen Gespinste von den Zweigen der

Hecke, von den Bäumen am Wege und von den Spitzen der Kräuter. Während nun die beiden Menschenkinder, ein jegliches mit den eigenen Gedanken beschäftigt, nebeneinander hergingen, geschah es, daß von diesen leichten Fäden gar manche gegen sie flogen und sich an ihre Kleider hängten, so eine zarte Verbindung von einem zum andern herstellend. Als Dannenberg dies bemerkte, schritt er unwillkürlich vorsichtiger dahin, um diese zarten, silberglänzenden Fesseln nicht zu zerreißen, und während er sich über das zierliche Spiel der Natur seine eigenen Gedanken machte, glaubte er zu fühlen, daß auch Lene von ähnlichen Empfindungen bewegt ward.

Aus seinen Träumen wurde er plötzlich gestört, und alle die feinen Fäden zerrissen, als Lene plötzlich zur Seite trat und auf ein Haus deutete, das jetzt eben neben der alten Dorfkirche zum Vorschein kam, und dessen Fenster im goldenen Feuer der Abendsonne brannten, während aus dem Schornstein eine schmale Rauchsäule in die stille Luft emporstieg.

„Dort wohnt unser Pastor," sagte sie, und ihre Augen blickten nach dem Hause hin, so lange es sichtbar blieb. Dannenberg erwiderte nichts darauf, und so schritten sie schweigend weiter, bis sie an die niedrige Feldsteinmauer kamen, die den Obstgarten des Gutes einfriedigte.

„Hier müssen wir klettern oder einen Umweg machen," sagte Lene.

„Ich bin für Klettern," erwiderte Dannenberg, und indem er seine Füße zwischen die Lücken der

großen Findlingsblöcke setzte, stieg er mit turnerischer Geschicklichkeit auf die Mauer. Dann reichte er dem Mädchen die Hand, und dieses folgte ihm nach. Sodann sprang er hinab und fing das schlanke Mädchen in seinen Armen auf, wobei sie eine ganz kurze Weile an seiner Brust ruhte. Die findigen Augen der Kleinen hatten aber unterwegs eine Entdeckung gemacht, und schnell eilte sie fort, zu einem Gravensteiner Apfelbaume, der in einiger Entfernung seine stattliche Krone ausbreitete. Sie nahm aus dem dürren Laube zu seinen Füßen einen prächtigen Apfel jener Art, der von herrlicher Goldfarbe und von jenem unvergleichlichen Duft war, den diese Frucht nur in ihrer Heimat, an den Küsten der Ostsee gewinnt.

„Das sind für mich die schönsten," sagte Lene; „der ist am Baume reif geworden und dann bei stiller Luft von selber abgefallen."

Dies erinnerte Dannenberg plötzlich an seine Kindheit, wo er dieselbe Neigung hatte für jene Früchte, die man am Baume läßt, einem alten Gebrauche folgend, der noch bis auf die Heidenzeit zurückgeht. Auch er hatte die Früchte gern aufgesucht, wenn sie dann nach und nach ausreiften und von selber vom Baume fielen, und auch ihm waren sie immer besonders köstlich erschienen.

Lene brach den schönen Apfel mit ihren schlanken, aber kräftigen Fingern in zwei Teile und reichte dem Doktor die Hälfte. Dieser versenkte sich eine Weile in den köstlichen Duft, und dann verzehrten beide nachdenklich die Frucht, die von einer wundervollen

kühlen Frische war. Als sie damit fertig waren, mußten sie beide lachen, obgleich sie nicht recht wußten, warum, und gingen dann dem nahen Hause zu.

*

VI. Keine von Allen.

Im Hause fanden sie niemand vor, und ehe es sich Dannenberg versah, war ihm auch Lene entwischt und nicht wieder aufzufinden. Der Abend war so still und schön und warm, daß er beschloß, ins Freie zurückzukehren. Er ging durch den Obst- und Gemüsegarten, bis zu dem Park, der auf einem kleinen, die Gegend beherrschenden Hügel angelegt war. Man konnte von hier aus fast das ganze Gut übersehen. An verschiedenen Punkten hatte Brüning erhöhte Sitze anbringen lassen, von denen aus er, über die geschorene Hecke der Einfassung hinweg, seine Feldarbeiter beobachten konnte; denn er war etwas wohlbeleibt und bequem und machte sich, zumal an heißen Sommertagen, nicht gern viel Bewegung. Als Dannenberg durch den Park dahinschlenderte, kam er an einen dieser Sitze, der, vom roten Golde der sinkenden Sonne angestrahlt, wohl zum Träumen und Spintisieren einlud, und dort ließ er sich nieder. Er blickte hinweg über die dunklen Ackerfelder, die frischen Saaten und die rotbraunen Wälder. Fern in dem breiten, dämmernden Wiesengrunde ging die Warnow einher, zuweilen ein mattes

Silberlicht aus dem Grün sendend, und noch ferner ragten, in einen feinen, blassen Dunst gehüllt, die Türme von Rostock aus der Thalsenkung hervor. Seine Blicke wanderten aber immer wieder dorthin, wo sich im letzten Abendscheine leuchtendes Saatengrün in eine rotbraune Bucht des Buchenwaldes erstreckte, und wieder wiegte es sich ihm im Walzertakte durch den Sinn: „O schöne Ju-u-gend, schö-ö-ne Ju-u-gend.“

Aber die Sonne sank tiefer, das helle Grün der Saaten dämpfte sich und nahm einen dunstigen, bleiernen Ton an, und bald lag nur noch in den herbstlichen Wipfeln des Buchenwaldes ein Widerschein des Abendrotes, das allmählich verglomm. Nun kroch aus den finsteren Schatten der Bäume die Dämmerung heran und verschlang eine Farbe nach der andern, während, von dem noch hellen Himmel scharf sich abhebend, viele Krähen, einzeln und geschäftsmäßig, wie Arbeiter, die abends von der Fabrik nach Hause gehen, dem Walde zuflogen.

Die Dunkelheit hatte sich rings verbreitet und auch Dannenberg ganz in den Schatten der Bäume eingehüllt; es war kühler geworden, in den Wiesengründen dampfte der Nebel, und doch saß er noch immer dort und träumte und fühlte sich mitten im Herbst von dem Veilchenduft der Jugend angeweht. „O schöne Ju-u-gend, schö-ö-ne Ju-u-gend,“ so ging es noch immerzu nach der Melodie des Walzers durch seinen Sinn. Da hörte er leise Stimmen und Schritte auf dem wenig begangenen Fußpfade, der an der Hecke entlang dem Dorfe zuführte. Dieser

war ein sogenannter Kirchsteig und wurde, außer beim Kirchenbesuche, wenig benutzt. Die Schritte kamen näher, und mit einemmal durchzuckte es Dannenberg wie ein Schlag, denn die Stimme kannte er: es war Lene, die da sprach, und er verstand, was sie sagte, obwohl er die Personen nicht sehen konnte. Sie standen im Schatten eines großen Baumes, der seine niederen Aeste, über die Hecke hinweg, weit in das Feld streckte. Er hörte Lene sagen:

„Heute morgen, als Papa beim Frühstück sagte, du seiest mitgekommen, da bekam ich einen solchen Schreck, daß ich ganz rot wurde und nur schnell meine Serviette fallen ließ, damit niemand etwas merken sollte."

Darauf entstand eine kleine Pause, offenbar durch einen Kuß ausgefüllt, und dann ließ sich eine männliche Stimme von angenehmem Klange vernehmen:

„Liebe Lene, die Heimlichkeit mißfällt mir eigentlich recht sehr."

„Aber Gustav," antwortete das Mädchen, „erst neulich, als die Verlobung des jungen Brennecke bekannt wurde, der eben ausstudiert hat, da hat Papa so gescholten über die jungen Leute, die sich binden, ehe sie die Gewißheit haben, daß sie auch ihr Fortkommen finden, und hat das Sprichwort gebraucht: ‚Jerst 'ne Parr un denn 'ne Quarr!' Ich glaube, er wird furchtbar böse, wenn du jetzt damit kommst. Und obgleich ich doch gar nicht mehr so jung bin, behandelt er mich immer noch wie ein Kind, und ich bin doch schon sechzehn Jahre und sieben Wochen alt.

Ich glaube ganz gewiß, er lacht mich aus und schenkt mir eine neue Puppe, damit ich auf andre Gedanken komme, denn so was sieht ihm ähnlich."

Der Kandidat lachte ein wenig und sagte: „Nun gut, bis nach dem Examen will ich warten; es ist vielleicht besser so."

„Wie lange dauert's noch?" fragte Lene rasch.

„In einem halben Jahre denke ich durch zu sein," war die Antwort.

„Dann ist es wieder Frühling," sagte Lene, „und gerade ein Jahr her, seit wir zusammen die Veilchen pflückten. Weißt du noch?"

Darauf entstand wieder eine verdächtige Pause, in der Platz war für mehrere Küsse, und dann sprach wieder der Kandidat.

„Und noch etwas kann ich dir mitteilen, was mir mein Vater heute gesagt hat. Das Podagra setzt ihm arg zu, und er verrichtet alle seine Amtsgeschäfte ‚in tormentis', wie er sagt. Da denkt er denn, so bald es meinetwegen angeht, sich emeritieren zu lassen und glaubt sicher, daß die Bauern mich wählen und daß auch dein Vater, als Patron, mir seine Stimme geben wird."

„Ach, das wäre ja wunderschön!" rief Lene ganz entzückt, und man hörte, wie sie auf ihren leichten Füßen ein wenig hüpfte, wie es ihrem ehrwürdigen Alter und einer zukünftigen Frau Pastorin eigentlich gar nicht zukam. Dann, nach einer Weile, entfernten sich die Schritte wieder in der Richtung nach dem Hofe zu, und die leisen Stimmen verklangen in der Ferne.

Dannenberg hatte sich in seinem dunklen Baumschatten mäuschenstill verhalten und saß noch lange Zeit regungslos, während hoch über ihm die Stimmen nächtlich wandernder Vögel erklangen, die nach Süden zogen. Die Dunkelheit nahm noch immer zu, und aus dem Nebel der Wiesen stieg die Kühle der Nacht empor, so daß er zusammenschauernd aufstand und langsam sinnend dem Hause zuwanderte.

„Du alter Träumer," dachte er; „die Wunderblume blüht nicht mehr für dich, es hat sie schon ein junger Geselle an seinen Hut gesteckt. Geh nur wieder nach Hause und treibe deinen Göpel, wie die Butterliese." Doch als er nun, mit zur Erde gewendetem Antlitz und zuweilen stehen bleibend, langsam durch den dunklen Garten weiter schritt, kam ihm ein andrer Gedanke, der ihm plötzlich das Haupt aufrichtete und seine Schritte elastisch machte, und so ging er schneller, indes seine Füße durch das welke Herbstlaub streiften, dem Hause zu.

Zum Abend war der junge Kandidat eingeladen; der alte Pastor ging seines Leidens wegen nicht mehr in Gesellschaft, und seine Frau pflegte dann bei ihm zu bleiben. An solchen stillen Sonntagsabenden las der Alte ihr vor aus seinen Lieblingsschriftstellern, Cervantes, Walter Scott, Cooper, Dickens, Freytag und Reuter, während sie in einem dunklen Winkel auf dem Lehnstuhle saß und strickte, wobei die alte Dame regelmäßig einschlief. In dem Moment aber, wo ihr Mann aufhörte zu lesen, erwachte sie sofort, die Stricknadeln setzten sich wieder in Bewegung, und

sie sagte ein wie allemal: „Sehr schön, Gottlieb, sehr schön!“ Dieses Verfahren hatte den Vorteil für sie, daß, wenn sie einmal wirklich zuhörte, es in den so oft schon vorgelesenen Büchern immer noch Stellen gab, die ihr neu waren.

Der junge Kandidat machte auf Dannenberg einen sehr angenehmen Eindruck; er hatte ein frisches und natürliches Benehmen und war ganz frei von jenem gemessenen und salbungsvollen Wesen, das andre seiner Art, im Hinblick auf den zukünftigen Beruf, schon früh glauben annehmen zu müssen, obgleich junge Leute, die noch im Anfange der Zwanziger stehen, wohl nichts schlechter kleidet.

Man setzte sich fröhlich zum Abendessen, und alsbald entspannen sich zwischen den Mädchen und dem jungen angehenden Geistlichen jene kleinen Neckereien, zu denen eine in engem Kreise gemeinsam verlebte Kindheit und Jugend so vielerlei Veranlassung zu geben pflegt. Dannenberg, als Eingeweihter, beobachtete das Pärchen genauer und sah nun, was kein andrer bemerkte, alle die kleinen, zierlichen Zeichen des Einverständnisses, die zwischen den beiden hin und her flogen, wie bei Handreichungen die Finger sich unter dem Teller begegneten, in Momenten, wo sie sich unbeachtet glaubten, die Augen flüchtig ineinander ruhten, und was dergleichen verliebte Scherze mehr waren. Aber er dachte: „Wärtet, ich will euch schon kriegen!“ Und als sich die Mahlzeit dem Ende näherte, klopfte er plötzlich an sein Glas, stand auf und begann folgende Rede:

„Lieber Brüning, bevor ich dies gastliche Haus verlasse ..." — „Na, was sind das für Neuerungen!" rief der Angeredete dazwischen, aber der Doktor fuhr unbeirrt fort: „Bevor ich dies gastliche Haus verlasse, in dem du sowohl, als deine drei anmutigen Töchter wetteifernd bestrebt waren, in das Leben eines alternden Mannes ..." — „Hoho!" unterbrach ihn Brüning ... „die angenehmsten Rosen der Erinnerung zu flechten, bevor ich mich also zu diesem schweren Schritt entschließe, muß ich gestehen, daß ich in meiner großen Unbescheidenheit so weit gehe, durch alles dies noch nicht befriedigt zu sein, sondern in der mir angeborenen häßlichen Eigenschaft nie zu stillender Habgier möchte ich mir außerdem noch ein köstliches Gastgeschenk erbitten. Mein lieber und alter Freund Brüning, du hast drei anmutige Töchter, vergleichbar jenen drei Rosen an einem Zweige, die ein sinniges Gemüt und eine freundliche Hand mir am Abend meiner Ankunft in das Schlafzimmer gestellt hat."

Hier wurden die Gesichter der drei Schwestern von einer zarten Röte durchblümt, daß sie drei Rosen noch ähnlicher wurden, und alle schauten mit großer Spannung auf den Redner. Dieser aber fuhr fort: „Es ist nun jemand gekommen, der eine dieser drei lieblichen Rosen pflücken möchte, um sie an seiner Brust zu hegen und zu pflegen, solange ein gütiger Gott ihm Leben und Gesundheit schenkt, ein Mann, der dir seit lange bekannt ist, und den du schätzest und liebst, wie ich alle Ursache habe, zu glauben." Hier machte der Doktor eine kleine Pause und räusperte

sich, während alle Augen starr auf ihn gerichtet waren, und es so still war, daß man das Knistern der Mieder hören konnte, die von drei jungen Busen bewegt wurden. Dann sprach er weiter: „Seltsamerweise nun hat es dieser jemand nicht abgesehen auf die voll erblühte Rose, die dieses Haus mit dem Dufte wirtschaftlichen Ruhmes erfüllt; auch die zweite begehrt er nicht, die, halb erschlossen, anmutig in die Welt schaut, — nein, die Knospe hat es ihm angethan, die sich soeben erst lieblich dem Lichte öffnet. — Da nun die Sache ernst wird, will ich alle verblümten Redensarten beiseite lassen und dir mit klaren, männlichen Worten meinen Wunsch vortragen. Mein lieber und alter Freund Brüning, Genosse meiner Jugend, ich bitte dich, nach reiflicher Ueberlegung, um die Hand deiner Tochter Lene . . .“

Hier machte der Doktor wieder, gleichsam von Rührung bewältigt, eine Pause, während rings alle in einer Art von Erstarrung dasaßen. Lene war blaß, wie eine jener Rosen, die man auf Gräber pflanzt; der Kandidat sah ebenfalls ungemein kalkig aus, und Brüning war wortlos vor Verblüffung. Nachdem sich der Doktor mit Befriedigung von der Wirkung seiner Rede überzeugt hatte, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ich bitte dich um die Hand deiner Tochter Lene für den Kandidaten Gustav Brömel, einzigen Sohn seiner Hochehrwürden, des Pastors Gottlieb Brömel, und seiner Ehefrau Karoline, geborenen Peters.“

Es steht fest, daß im ganzen Verlaufe des historischen Zeitalters, und noch darüber hinaus, nur

wenige Reden in Hinsicht der Wirkung auf die Zuhörer mit dieser verglichen werden können. Lene und der Kandidat, die soeben noch zwei blutlosen Geschöpfen geglichen hatten, erglühten plötzlich, wie zwei Purpuräpfel, da nun alle Augen fragend auf sie gerichtet waren, besonders die der überraschten Schwestern, während Brüning, an seinem und seines Freundes Verstande zweifelnd, ratlos von einem zum andern blickte. Nachdem sich der Doktor genügend an diesem Anblicke geweidet hatte, fuhr er fort:

„Dies also, lieber Brüning, erbitte ich mir als Gastgeschenk! Die jungen Leute haben mich in ihr Vertrauen gezogen, zwar ohne es zu wissen und zu wollen, aber das hat mich nicht gehindert, ihre Sache zu der meinen zu machen. Darum, teuerster Otto, sei kein Tyrann, vermehre nicht die unbeliebte Schar der widerspenstigen Väter, die uns aus vielen Geschichten und Theaterstücken genugsam bekannt sind und, trotz übermenschlicher Borstigkeit, doch in den allermeisten Fällen im Schlußakt oder im letzten Kapitel unter allgemeiner Rührung klein beigeben müssen! Sei kein Unmensch, sondern ein milder Vater und sage es gleich, das richtige Wort, mit vibrierender Stimme und eine Thräne im linken Auge zerdrückend, das Wort, das zwei junge Herzen mit jauchzendem Jubel erfüllt, das erlösende Wort, das lautet: ‚Na meinetwegen!‘“

Weildes hatten sich die jungen Leute von ihrem Schrecken erholt, besonders Lene, die des Vaters Liebling war und dies wußte. Sie zog ihren Gustav an der Hand hinter sich her und stand nun mit bittend

erhobenen Händen vor dem Vater, so schön und demütig, daß ihr nur ein Unmensch etwas hätte abschlagen können. Endlich polterte Brüning heraus: „So'n Gör! Ich weiß es gewiß, sie hat noch in diesem Jahre mit Puppen gespielt! Und so'n junger Mensch, der noch nicht mal sein Examen hinter sich hat!“

Hier fiel der Kandidat ein: „Herr Brüning, glauben Sie mir ...“

„Ach was, glauben!“ sagte Brüning. „Was ich glaube, ist dies, daß mein alter Freund Dannenberg einer der größten Jesuiten auf Gottes Erdboden ist, und daß ich ihm nicht mehr um die Ecke herum traue! Und was nun diese Verloberei betrifft, so bin ich dagegen ... Nur ruhig, Kinder, nur ganz ruhig ... Immer ausreden lassen ... Aber zugleich bin ich klug genug, um einzusehen, daß mir das gar nichts helfen wird — aber auch gar nichts, — und darum, mein liebes, kleines Gör, mein Nestküken, und du mein lieber Gustav ... Na, meinetwegen!“ schoß er plötzlich hervor, wendete sich ab und fing richtig an, ein wenig mit der Hand an den Augen zu wischen.

Als nun auch die beiden Schwestern herzutraten, und sich um den guten Familienvater ein Knäuel bildete, in dem heftig geküßt, gelacht und geschluchzt wurde, da bemächtigte sich Dannenberg des Kellerschlüssels und eines Lichtes und wischte heimlich davon in den Keller, da ihm dieses Ortes Gelegenheit sehr wohl bekannt war; und als er nach einer Weile, in jeder Hand eine Champagnerflasche, wieder in die Thüre trat, da war nichts, als eitel Freude und Wohlgefallen, was er

vorfand. Kaum erblickte ihn Lene, als sie auf ihn zuflog, beide schönen Arme um seinen Nacken schlang und ihm den blühenden Mund zum Kuße darbot, und so pflückte Dannenberg von diesen schwellenden Lippen als einzigen Lohn die Blume der Entsagung.

Dieser Abend nahm nun ein sehr lustiges Ende, so daß Dannenberg später als gewöhnlich auf sein Zimmer kam. Als er nun wieder den Rosenzweig betrachtete, war es mit seiner Pracht ganz vorbei, denn auch die zweite Rose hatte ihre Blätter fallen lassen, und die dritte war vor dem völligen Aufblühen verwelkt und hatte das Haupt gesenkt. Dannenberg saß noch eine Weile sinnend und ließ die Ereignisse des Tages an seinem Geiste vorüberziehen. „Es war doch am besten so," sagte er dann plötzlich mitten aus seinen Gedanken heraus, ging eilfertig zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

Dannenberg hielt sich nicht mehr lange in Rolandshagen auf; er hatte Heimweh bekommen nach seiner stillen Stadtwohnung und nach seinen gewohnten Beschäftigungen. Als er zu allgemeinem Bedauern abreiste, überreichte ihm Martha ein Papier und sagte: „Hier ist etwas für Ihre Randow; es ist das Rezept zu den ‚Krammetsvögeln à la Oberstlieutenant'; grüßen Sie sie von mir." Marie, die sich vor den Schwestern durch allerlei Kunstfertigkeiten auszeichnete, hatte ihm sehr zierlich auf weißer Seide, mit goldenen und farbigen Fäden, ein Lesezeichen für die „Gedichte von Konrad Dannenberg" gestickt; Lene aber, deren Herzchen noch immer von überquellender Dankbarkeit erfüllt war,

lauerte ihm heimlich hinter der Thür auf und gab ihm einen Kuß mit auf den Weg, dessen holde Erinnerung die ganze Reise hindurch nicht von seinen Lipppen wich.

Als er, in Berlin angekommen, seine alte Randow und seine von Sauberkeit glänzenden Räume begrüßt, auch der Obhut seiner Wirtschafterin eine Kiste mit Gravensteinern übergeben hatte, die trotz der Verpackung die ganze Wohnung durchdufteten, sagte er zu der Alten: „Gold und Schätze bringe ich Ihnen nicht mit, liebe Randow, aber etwas Besseres, nämlich ein Rezept. Hören Sie:

‚Krammetsvögel à la Oberstlieutenant. Man brate die zurechtgemachten und mit Speckhemdchen versehenen Krammetsvögel etwa eine Viertelstunde lang scharf in Butter, löse sodann Brust und Kopf ab und zerstoße die Knochen, von denen alles Fleisch sorgsam entfernt ist, in einem Mörser und koche von diesem Pulver eine Bouillon. Dann verarbeite man die Eingeweide und das abgelöste Fleisch mit Pfeffer, Salz und Trüffeln zu einer feinen Farce, mische die Bouillon dazu, streiche dies auf Semmelscheiben, lege auf diese die Brüstchen und den Kopf, brate das Ganze nochmals in Butter über und bringe es möglichst warm zu Tische.‘ Verstanden, Frau Randow?“

„Jawoll, Herr Doktor! Und da liegt was drin, Herr Doktor!“

„Es zeugt von Ihrem hohen Verstande und von Ihrer ungewöhnlichen Begabung für die Kochkunst, Frau Randow, daß Sie dieses sofort empfinden. Also morgen mittag um die gewöhnliche Zeit!“

„Jawoll, Herr Doktor!“

Aber diese materiellen Dinge waren nicht das einzige, was der Doktor von Rolandshagen zurückbrachte. Es findet sich in der zweiten Auflage der „Gedichte von Konrad Dannenberg“, die ein Jahr nach den hier geschilderten Ereignissen erschien, ein kleines lyrisches Lied, dessen Ursprung wohl unzweifelhaft auf die Tage von Rolandshagen zurückzuführen ist. Es lautet also:

Sommerfäden.

Still im Herbsteslicht der Sonnen
Stand der Blumen bunte Zier, —
Sommerfäden, leicht gesponnen
Woben sich von dir zu mir.

Und wir beide schritten sinnig,
Sprachen wenig, — dachten viel, —
Nur die Augen, still und innig,
Gaben Deutung diesem Spiel.

Jene Tage sind verstoben,
Jene Blumen sind versäet . . .
Sommerfäden, leicht gewoben,
Ach, wohin seid ihr verweht!

In dem schön gebundenen Exemplare der zweiten Auflage der „Gedichte von Konrad Dannenberg“ ruhen bei diesem Liede ein zierlich in Gold und Seide gesticktes Lesezeichen, ein von wenig geübter weiblicher Hand geschriebenes Rezept zur Bereitung von „Krammetsvögeln à la Oberstlieutenant“ und ein von Künstlerhand ausgeführtes kleines Aquarell, drei Rosen an einem Zweige darstellend, friedlich beisammen.

Eva.

I. Wenn die Linden blühn.

Es war ein schöner, stiller Abend am Ende des Juni. In den zahlreichen Fabriken, die vor dem Thore lagen, wurden die Feuer der Dampfkessel gelöscht, und hie und da stieg aus den turmhohen Schornsteinen eine schmale, schwarze Rauchsäule in den reinen Himmel. Allmählich legte sich das unablässige Tagesgeräusch dieser Gegend, das helle, schmetternde Tönen der mit dem Meißel bearbeiteten Schienen und Träger, das Gewehrsalven ähnliche Knattern der Nietkolonnen und das taktmäßige, dumpfe Schüttern der Dampfhämmer. Dann schlug eine grelltönende Uhr irgendwo sieben und bald darauf kam von allen Seiten, aus Nähe und Ferne, das Bimmeln von Glocken, die die Feierabendstunde kündeten. Das Brummen der Ventilatoren, das den Grundton aller Geräusche dieser lärmreichen Gegend bildete, stieg in die Tiefe und verlosch, während auf allen Dächern nach und nach die weißen, stoßenden Wolken versanken, die den Standort der Dampfmaschinen bezeichnen, und sich zugleich Straßen und Wege mit Strömen schwärzlicher Arbeiter

erfüllten, die sich allmählich in fernen Gassen und Gäßchen verloren.

Auch die auf dem höchsten Punkte der Gegend gelegene chemische Fabrik der Gebrüder Scherenberg lag bereits still und verlassen da in einem Dunstkreis seltsamer Gerüche, als ihr technischer Leiter, Herr Doktor Bernhard Brunow, vor das Thor trat und von seinem erhöhten Standpunkte aus einen prüfenden Blick über die Gegend gleiten ließ. Seine einsame Junggesellenwohnung am Lindenplatz hatte heute wenig Verlockendes für ihn, denn es war ein heißer Tag gewesen und die Stadt lag in einem graublauen Dunst von Fabrikrauch und Straßenstaub. Auch war jetzt die Zeit, da am Lindenplatz sämtliche Klaviere bei geöffneten Fenstern losgelassen wurden und die Qualen ihres verstimmten Innern in die Welt hinauswinselten. Der Abend war so schön und still, er wollte ihn im Freien, in reiner Luft und fern von dem Gedudel zur Musik abgerichteter Haustöchter verbringen; und da er für diesen Zweck einen guten Ort wußte, so kehrte er alsbald der Stadt den Rücken, schritt eine Weile auf der von Kohlenstaub schwarz gefärbten Chaussee fort und bog sodann in einen von Gärten und grünen Hecken begrenzten Feldweg ein. Als er dort dem Bereich der Kohlen- und Oelgerüche und der chemischen Dünste glücklich entronnen war, als ihn der Duft des Grünen und der wilden Heckenrosen und der süße Hauch des frischgemähten Heues aus einem Wiesengrunde lieblich umspielte, mäßigte er seine Schritte und schlenderte langsam weiter, zu-

weilen wohlgefällig nach einem Vogel spähend, der in den Zweigen sang und eine anmutige, treffliche Musik vollführte, die jeglichem gefiel und niemandem zur Last war. Bald sah der behagliche Spaziergänger hohe Baumwipfel vor sich ragen, die das Ziel seiner Wanderung bezeichneten. Unter den schattigen Ulmen und Platanen saßen einige wenige Gäste, als Brunow in den Garten eintrat. Er schritt grüßend vorüber, nachdem er zuvor ein wenig zu essen, einige gezuckerte Erdbeeren und eine Flasche Rheinwein bestellt hatte. Der Garten senkte sich allmählich in Terrassen zu einem breiten Wiesenthal hinab, durch das in sanften Bogen der Fluß dahinging. Eine Fliederlaube, die sich gerade auf diese Aussicht öffnete, fand der Doktor zu seiner Freude unbesetzt, mit Behagen streckte er sich auf die Holzbank und ließ seine Blicke in der Ferne weiden. Hier war er aus der Welt und doch mitten in ihr. Auf dem Flusse zogen hie und da mit schimmernden Segeln schwere Lastkähne langsam einher, hinten auf den Wiesen waren die Leute mit dem Heuen beschäftigt, sie nahmen sich von hier wie winzige Püppchen aus, die mit Maulwurfshaufen zu thun hatten, und zuweilen hörte man von dort in der Abendstille ein Jauchzen oder ein fröhliches Gelächter. Jenseits des Thales stiegen wieder Hügel auf, aus deren dunklen Kieferbeständen helle sandige Flächen hervorleuchteten, während sich dahinter, in immer matteres Blau getaucht, noch andre Höhenzüge in die Ferne verloren. Auch die Stadt zeigte sich von diesem Orte aus im besten Lichte, denn zur

Seite streckten sich ein Stück der alten Mauer, ein runder Ziegelturm, mit Epheu bewachsen, und einige spitzige Giebel hervor, über die ein friedlicher Dämmer der Vergangenheit gebreitet lag.

Herr Doktor Bernhard Brunow verzehrte in Ruhe sein Abendbrot, füllte zum zweitenmal sein Glas mit dem guten Rheinwein, hielt es gegen das Licht und trank, nachdem er sich eine Weile an dem goldklaren Schimmer erfreut hatte. Sodann lehnte er sich in seine Bank zurück, legte den rechten Fuß auf das linke Knie und genoß in aller Stille den schönen Sommerabend. Die Gedanken spielten in seinem Kopfe wie Mücken in der klaren Abendluft oder wie Blätter eines Baumes, die ein leises Aufsteigen der Luft bewegt; er dachte an allerlei und gar nichts. Nachdem er eine Weile so gesessen hatte und mit den Augen bald dem Fluge eines Vogels, bald dem Flattern eines Schmetterlings oder dem langsamen Dahingleiten der weißen Segel durch die grüne Wiese gefolgt war, kam allmählich ein stärkerer Wind auf, der das Wasser des trägen Flusses kräuselte und den Geruch des Wiesenheues und eine süße Wolke von Lindenblütenduft zu ihm herübertrug. Nun erst ward er des unsäglichen Bienengesummes inne, das ihm bisher fast als ein Teil der friedlichen Stille erschienen war. Es kam her von einigen Lindenbäumen, die am Rande des Gartens ihre mächtigen Kuppeln ganz in den weißlichgelben Schimmer unendlicher Blüten gehüllt hatten. Und aus diesem Summen und mit diesem Dufte kam die Erinnerung, ein weh-

mütiger Ernst breitete sich über die Züge des Mannes und seine Augen starrten sinnend in die Ferne. Eine neue Wolke von Lindenblütenduft nahm seine Gedanken auf und trug sie mit sanftem Flügel über Berge, Wälder und Wiesen in das Land seiner Jugend, in eine andre Zeit, da auch die Linden blühten.

*

II. Die alte Stadt.

Die alte Ostseehandelsstadt hatte einst bessere Tage gesehen. Die Zeit ihres höchsten Glanzes war in jenen Tagen gewesen, als der Hansabund blühte. Da hatte sie Krieg geführt mit Dänemark und den Landesfürsten, und gewaltigen Reichtum hatten die zahlreichen Schiffe und der blühende Handel den Bewohnern gebracht. Zeugen davon waren ein altertümliches Rathaus, einige schöne, alte Gebäude mit reich verzierten gotischen Giebeln und eine Anzahl stattlicher Kirchen, die stolz aus dem Gewimmel spitziger Ziegeldächer hervorragten wie mächtige Fregatten aus einer Schar von Fischerkähnen. Aber dieser alte Glanz und Reichtum war längst erloschen und verschwunden; und was sich mit einer gewissen schläfrigen Behaglichkeit jetzt von Handel und Wandel dort noch regte, war von keiner großen Bedeutung mehr.

In dieser Stadt verbrachte Bernhard Brunow die Zeit seiner Kindheit. Sein Vater, ein Kaufmann,

hatte sich aus Rücksichten beständiger Kränklichkeit frühzeitig mit einem mäßigen Vermögen zurückgezogen und wohnte mit seiner Frau und dem einzigen, spät geborenen Sohne in einem kleinen Häuschen einer der winkligen Nebenstraßen, in dem schon mehrere Generationen seines Geschlechts gelebt hatten und gestorben waren. Es war ein echtes, altes, eingewohntes Nest mit Urväterhausrat und viel zu viel Möbeln, alten Kupferstichen an den Wänden und Hunderten von Erinnerungsdingen. Auf dem etwas finstern Flur standen zwei ungebührlich große Ungetüme von Leinenschränken mit reichem, dunkelbraunem Schnitzwerk. Sie enthielten eine große Menge kostbarer Wäsche, deren größter Teil aber niemals gebraucht, sondern nur zuweilen bewundert wurde und dann einen sanften Lavendelduft ausströmte. Es gab in diesem Hause eine Kleiderkammer, in der noch, außer vielen andern Reliquien, die ehrwürdigen Staatskleider der Urgroßeltern hingen. Dergleichen kostbares, unverwüstliches Tuch und so schwere, wunderlich geblümte Seidenstoffe gab es überhaupt gar nicht mehr in der Welt. Was nun in diesen überfüllten Zimmern nicht mehr Platz fand oder schon gar zu alt oder gerümpelig erschien, das war hinaufgewandert auf den geräumigen Hausboden und führte dort in dem Lichte, das durch winzige Dachluken mit verwittertem, in allen Farben spielendem Glase in schmalen Streifen eindrang, ein staubiges und vergessenes Dasein. Ja, das Haus war ein rechtes Familienmuseum.

In diesen altväterlichen Frieden waren mit dem

jungen Bernhard recht moderne Dinge eingekehrt. Er besuchte die Realschule der Stadt, um sich dereinst, wie es seit Menschengedenken in der Familie gebräuchlich war, ebenfalls dem Handelsstande zu widmen. Jedoch in den oberen Klassen übten die naturwissenschaftlichen Fächer und darunter insbesondere Physik und Chemie solche Anziehungskraft auf ihn aus, daß er alle seine freie Zeit diesen Studien widmete. Da er ein angeborenes mechanisches Geschick besaß, so richtete er bald in einem nach dem Hofe hinaus gelegenem Zimmer des Oberstockes eine kleine Werkstatt und ein Laboratorium ein und brachte dort wunderliche und künstliche Dinge zu stande, nicht gerade zum großen Vergnügen der Mutter, der diese mit allerlei häßlichem Abfall und vielerlei ihr bis dahin ganz unbekannten Arten von Schmutz verknüpften Beschäftigungen eigentlich ein Greuel waren. Aber wenn er den Eltern seine gelungenen Werke vorführte, sahen diese sich still an, in der Empfindung, daß eine unheimliche Art von Genie in diesem Knaben walte, dergleichen bis jetzt in der Familie nicht gebräuchlich gewesen war. Schließlich fiel aber doch dem Vater ein entfernter Blutsverwandter ein, der ein Tausendkünstler gewesen war und sogar ein lenkbares Luftschiff erfunden hatte. Zwar hatte es die großen Erwartungen nicht erfüllt, die der Erfinder und seine Freunde darauf setzten, indem es bei allen Proben ausschließlich der herrschenden Windrichtung folgte und am Ende mit einem großen Knall geplatzt war. Aber das erste ist stets eine Eigenschaft aller lenkbaren

Luftschiffe gewesen bis auf den heutigen Tag, und das zweite hatte ein Zufall herbeigeführt. Jedenfalls wußte man nun aber doch, daß auch eine Welle von Erfinderblut in den Adern der Brunows rollte, die unter günstigen Umständen zu einer Hochflut anzuschwellen vermochte.

Schließlich entstand aus diesen Beschäftigungen in der Seele des jungen Mannes ein Wunsch, dessen Aeußerung den Frieden dieses altväterlichen Hauses noch mehr erschütterte, denn alles andre zuvor. Längst schon galt es als abgemacht, daß Bernhard bei dem alten Handelshause Seebohm und Becker, dessen Leiter dem alten Brunow seit Jahren befreundet war, die Handlung erlernen sollte, und nun kam es ihm plötzlich in den Sinn, gegen alle Familienüberlieferung Chemie studieren zu wollen. Da man bald einsah, daß dies wirklicher Ernst war, suchte man ihn wenigstens zum Apotheker zu überreden, da dies ehrenvolle und einträgliche Gewerbe doch einem Kaufmannsgeschäfte näher verwandt schien und eine altersgraue Vergangenheit besaß, während das Studium der Chemie, sowie das des Maschinenbaues ein neuerfundenes und ungebräuchliches war, über das man nur dunkle Vorstellungen besaß. Aber Bernhard war nun einmal der Einzige und setzte es durch, und nach vielen Verhandlungen, Erkundigungen und Besprechungen reiste er, wohlversehen mit Geldmitteln und guten Ratschlägen, nach München ab, wo damals gerade der Ruhm Justus Liebigs als ein heller Stern glänzte.

*

III. Andreas Boldewin.

Außer dem Lehrer für Naturwissenschaften und den Apothekern gab es nur noch einen Mann in der Stadt, von dem die Sage ging, daß er sich mit Chemie beschäftige, das war der sehr wohlhabende Rentier Herr Andreas Boldewin, der in einer benachbarten Straße mit seiner einzigen Tochter und einer alten Wirtschafterin in dem Hause seiner Väter wohnte. Die Hinterseite des Brunowschen Hauses grenzte an das Boldewinsche Grundstück, das sich durch eine Seltenheit in diesem ältesten Teile der Stadt auszeichnete; es enthielt nämlich einen ziemlich großen Garten, den einzigen in der ganzen Gegend, der solchen Namen wirklich verdiente. Aber nur wenige konnten sich rühmen, einen Blick in diesen Garten sowie in das Innere des Boldewinschen Hauses gethan zu haben, denn der Alte war ein finstrer, eigensinniger und menschenscheuer Sonderling, der mit niemandem verkehrte und auch seine Tochter vollständig von jeglichem Umgange mit der Welt abschloß.

Brachte man eine der alten Tanten, die in ihren lockenumzitterten Häuptern die Chronik der Stadt bewahrten, auf das Kapitel Andreas Boldewin, da wackelten sie ganz besonders mit den Köpfen, und wenn man nur die Hälfte glaubte von dem, was man erfuhr, da war es schon vollkommen genug. Die Geschichte begann mit dem Vater dieses Herrn, dem Sanitätsrat Klaus Boldewin. Der hatte als Arzt, obwohl er in keinem besonderen Rufe stand,

genügend zu thun gehabt, denn er nahm es nicht sehr genau und pflegte sich in Ausstellung von wichtigen Attesten und sonstigen geheimen Angelegenheiten sehr gefällig zu erweisen. Dergleichen Dinge muß er nun wohl zu arg getrieben haben, denn einmal ist es fast zu einem großen Skandalprozeß gekommen. Da aber manche Angehörige der ersten Familien an dieser Sache beteiligt waren, so hatte man die Geschichte niedergeschlagen und im geheimen erledigt. Dem Herrn Sanitätsrat ist aber infolge dessen die Ausübung der ärztlichen Praxis verboten worden, auch soll es ihm eine bedeutende Summe gekostet haben, der Gefängnisstrafe zu entgehen. Im geheimen hat er aber doch immer eine fortdauernde lichtscheue Kundschaft behalten, die in Dämmerung und Dunkelheit zu ihm schlich oder ihn im stillen zu sich rufen ließ. Er hatte sich ein vom Garten aus zugängliches Zimmer zu einer förmlichen Apotheke eingerichtet, wo er unter dem Anschein chemischer Studien seine verdächtigen Tränke braute. Auch fing er allmählich ein kleines Wuchergeschäft an, das sich immer weiter ausdehnte und ein schönes Stück Geld abwarf. Seine erste Frau war, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben, und er hatte dann eine noch ziemlich junge Witwe als Wirtschafterin zu sich genommen und diese nach einigen Jahren geheiratet. Der einzige Sprößling dieser Ehe, Andreas Boldewin, war spät erschienen und hatte sogleich alles, was in beiden Eltern an Liebesfähigkeit vorhanden war, auf sich vereinigt, so daß sie ihn auf die unverständigste

Art verzogen und sich in ihm einen grausamen Tyrannen heranzüchteten. So wuchs er auf als ein fettes, überfüttertes Kind, das in Spielzeug fast erstickte und dessen verrückteste Laune Befehl war. Als er fast erwachsen war, fand er Gefallen an des Vaters geheimer Apotheke und versuchte mit großem Eifer dort allerlei sonderbare Dinge herzustellen. Er entdeckte unter alten Scharteken auf dem Hausboden eine Reihe von Rezeptenbüchern aus dem achtzehnten Jahrhundert, wie zum Beispiel: „Der zu vielen Wissenschaften dienstlich-anweisende kuriose Künstler," und dergleichen Werke mehr. Nun saß er fast den ganzen Tag und machte verschiedenfarbige Tinten, allerlei Pomaden und wohlriechende Wässer, braute Schnäpse und sonstige Getränke, verfertigte Sonnenuhren und gab sich mit den sonderbarsten Experimenten ab. Hieran fand er so viel Gefallen, daß er in der Folge bis in sein Mannesalter stets mit solchen Sachen beschäftigt war und eine gewisse Geschicklichkeit in diesen Dingen erreichte. Wirkliche chemische Kenntnisse dagegen blieben ihm ganz fremd, da seine Lehrmeister ausschließlich die vielfach mit Aberglauben und Wunderlichkeiten versetzten und oft sehr kuriosen Bücher vergangener Jahrhunderte waren, und wenn er auch von dem Vorhandensein der Chemie als Wissenschaft eine Ahnung hatte, so war er doch sehr geneigt, als ein weltfremder Autodidakt ohne jegliche Bildung und Erziehung diese Wissenschaft eher zu verachten, als zu schätzen.

Sein Vater war unterdessen gestorben und hatte

den Platz im Laboratorium geräumt, wo nun Herr Andreas Boldewin allein munter weiter schmierte, kochte und destillierte und die ganze Nachbarschaft gegen ein Billiges mit seinen Präparaten versorgte.

So war er über dreißig Jahre alt geworden, und es erschien seiner Mutter hoch an der Zeit, ihn zu verheiraten. Eine entfernte Verwandte, ein armes, aber schönes Mädchen, ward dazu ausersehen, und obwohl sie den unangenehmen und etwas schmierigen Vetter nicht mochte, ward ihr doch von allen Seiten so viel vorgeredet von dem großen Glücke, das diese reiche Heirat für sie bedeute, daß sie sich wie ein Lämmlein fügte. Bald nach der Hochzeit, die in aller Stille vor sich ging, erkrankte die alte Frau Boldewin an der Wassersucht und nach Verlauf eines halben Jahres war sie tot. Sie hatte aber ihre Zeit noch wohl benutzt, ihre Schwiegertochter zu ihrer Nachfolgerin, das heißt zu einer gehorsamen Sklavin ihres Sohnes zu erziehen, so daß sie beruhigt ihre Augen schließen konnte.

Die junge, schöne Frau war nicht zu beneiden an der Seite dieses Mannes, der noch immer nichts weiter war, als ein großes, verzogenes Kind. Die Welt da draußen schien ihr noch schöner und glänzender, weil sie nie aus dem Hause kam, denn alle Einkäufe besorgte eine alte, tyrannische Köchin, die schon gerade so lange im Hause diente, als Herr Andreas Boldewin Jahre zählte, weil sie damals seine Amme gewesen war. Indes Herr Boldewin im Hinterhause seine Salben und Tränke und wunderlichen Dinge kochte,

saß seine junge, schöne Frau am Fenster und nähte, stickte oder strickte und langweilte sich. An den Sonntagen, wenn die geputzten Familien vorüberzogen nach dem Dampferlandungsplatz, um den allbeliebten Hafen- und Badeort an der Mündung des Stromes zu besuchen, da blickte sie ihnen lange nach und seufzte. Es geschah dann auch bald, daß junge Männer häufiger die Straße passierten, die dort eigentlich gar nichts zu thun hatten. Darunter befand sich einer, ein junger Rechtsgelehrter, bei dessen Anblick der Busen der jungen Frau bald tiefer zu atmen anfing, und als er eines Tages langsam vorbeiging und sie grüßte, erschrak sie sehr, aber verneigte sich tief errötend wieder. Bei diesem Ereignis hatte aber Herr Boldewin unbemerkt im Hintergrunde gestanden und durch die geöffneten Thüren einer ganzen Flucht von Zimmern dieses Bild wie in einem Rahmen betrachtet. Könnte man von Gefühlen sagen, daß sie eine Farbe hätten, so waren die seinigen bei diesem Anblick von einem gelblichen Giftgrün. Ihn überströmte eine Flut von widerlichen Gedanken, die seiner selbstbewußten Eitelkeit bis jetzt ganz fremd gewesen waren, und Aussichten eröffneten sich plötzlich, von denen er sich nichts hatte träumen lassen. Die arme, kleine, hübsche Frau mußte diesen errötenden Gruß schwer büßen. Noch an demselben Tage wurden sämtliche Läden der auf die Straße führenden Fenster fest verschlossen und niemals wieder geöffnet, und die junge Frau mußte sich in dem geräumigen Hause in Zimmern, die auf den Hof mündeten, einrichten, wo sie einer strengen Bewachung unter-

lag und keine anderen Augen auf sie blicken konnten, als die der Sperlinge und Nachbarskatzen. Die jungen Männer aber wurden der ewig geschlossenen Läden mit den finstern, herzförmigen Einschnitten bald müde, sie verloren ganz die Teilnahme an dieser Straße und wandten ihre Aufmerksamkeit freundlicheren Gegenden zu. Die schöne Frau führte nun das Leben einer Gefangenen, aber obwohl sie zwei so gestrenge Wächter besaß, so geht doch die Sage, daß sie den jungen Rechtsgelehrten, der im Hause nebenan wohnte, bei dem verhängnißvollen Gruße nicht zum letztenmale gesehen habe.

Nach einiger Zeit ereignete es sich, daß die junge Frau Boldewin ein kleines, wunderhübsches Töchterlein bekam und bald nachher an den Folgen eines Kindbettfiebers verstarb. Das Kind aber gedieh und wuchs heran und wurde immer schöner. Sonst veränderte sich wenig in den Verhältnissen des Hauses, die Fensterläden nach der Straße zu blieben nach wie vor geschlossen, und die Insassen dieser ungastlichen Wohnung lebten ruhig weiter wie auf einer einsamen Insel im Weltmeer. Es kam überhaupt außer einer alten Lehrerin für das Kind niemand mehr ins Haus, denn seit einiger Zeit hatte Boldewin das Kochen von Salben und Tränken aufgegeben und sich ausschließlich einer Beschäftigung gewidmet, die er schon vorher mit Feuereifer angegriffen hatte. Unter den alten Büchern seines Vaters befanden sich eine Menge, die von der Alchimie und der Herstellung des Steines der Weisen handelten und mit einem mystisch erhabenen Unsinn strotzend

gefüllt waren. Bei dem Mangel jeder wissenschaftlichen Bildung kann es nicht verwundern, daß sich seine Phantasie bald mit ausschweifenden Ideen erfüllte und ihm die Erlangung der Kunst, Gold zu machen, als ein glänzendes und erreichbares Ziel vor Augen schwebte. So saß er denn eifrig Monate und Jahre lang und studierte die chymischen Schriften des Sincerus Renatus, des Ripläus, des Sendivogius und vor allem auch Kunckels „Laboratorium chymicum“ und laborierte wacker drauf los. Man kann sich vorstellen, welche Verwirrung in seinem Geiste schließlich stattfand durch das ewige Grübeln über Schriften, die deren Verfasser zum allergrößten Teile selber nicht verstanden haben.

Unser Andreas Boldewin, der all diesen Unsinn auf guten Glauben hinnahm, ward nur immer mehr in seinem Vorhaben bestärkt und lebte der Hoffnung, daß ihm gelingen würde, den unvergleichlichen Stein zu entdecken und dadurch zu unermeßlichen Reichtümern zu gelangen. Daß er sich solchem Wahne hingab, ist am Ende nicht gerade so verwunderlich, wenn man bedenkt, daß viele Hunderte von Personen Zeit und Vermögen hinopfern, um das Perpetuum mobile zu erfinden, eine Maschine, deren Herstellung überhaupt nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt, weil ihr Prinzip gegen die einfachsten Naturgesetze verstößt. Er ward zuletzt so hingenommen von solchen Gedanken, daß diese fixe Idee ihn ganz beherrschte und er mit der Sicherheit eines Fanatikers an den endlichen Erfolg seiner Bemühungen glaubte. Da sein Herz außerdem nur noch

an seiner schönen Tochter hing, die er abgöttisch liebte, so schwelgte er gern in dem Gedanken, daß diese dann bei so unermeßlichem und unbegrenztem Reichtume die Wahl haben würde unter den vornehmsten Freiern der Welt, so daß mindestens ein Fürst sie heimführen müsse. Darum hielt er sie ebenso wie ehemals seine junge Frau ganz abgeschieden von der Welt, so daß sie emporwuchs wie eine einsame Wunderblume.

*

IV. Eva.

Leonhard Brunow war als ein junger Doktor von der Universität zurückgekehrt und hielt sich bis zum Herbst, wo er eine Stelle in einer chemischen Fabrik antreten sollte, bei seinen Eltern auf. Er hatte sich im ersten Stock ein Laboratorium in seinem früheren Zimmer eingerichtet und verbrachte dort einen Teil der Tageszeit mit Arbeiten und Experimentieren; im übrigen freute er sich seiner Freiheit, die mit dem Eintritt in den neuen Beruf ein Ende nehmen sollte. Auch ihm ward mancherlei erzählt von dem wunderlichen Treiben in dem Hause des Andreas Boldewin und von der seltsamen Schönheit seiner Tochter, denn obwohl sie fast niemand zu sehen bekam, war doch ein Gerücht über dies märchenhafte Wesen in die Stadt gedrungen und alles ward natürlich außerdem fleißig übertrieben. Da der junge

Mann sein Leben in halbem Müßiggang verbrachte, so hatte er Zeit, über dergleichen nachzudenken, und da schon während seiner Kindheit alles seine Teilnahme erregt hatte, was man über das merkwürdige Treiben des Herrn Andreas Boldewin und über sein schönes Töchterlein erzählte, so beschäftigte er sich viel mit solchen Gedanken und es erwuchs in ihm der brennende Wunsch, eine nähere Kenntnis dieser Verhältnisse zu gewinnen.

Aber wie sollte dies geschehen, da das Boldewinsche Haus fast schwerer zugänglich war als ein türkisches Serail? Finster und verschlossen, als sei es jahrelang nicht bewohnt, lag das Haus da, und in den geheimnisvollen Garten konnte man von keiner Seite aus einen Blick werfen. Der junge Doktor hatte die Kühnheit, sich bei Herrn Boldewin als ein Gleichstrebender zu einem Besuche anmelden zu lassen, allein er bewirkte nichts als eine schroffe Abweisung. Und doch war er nur durch eine Wand von jenem Garten getrennt, und zwar durch die seines Laboratoriums. Neben diesem lag eine kleine Kammer, in der allerlei altes Gerümpel und dergleichen aufbewahrt wurde, und diese war ganz finster, weil sie merkwürdigerweise gar kein Fenster hatte. Als er dort einmal zwischen alten Büchern kramte, zu welchem Geschäfte ihm die offene Thür des Laboratoriums ein spärliches Licht gab, fiel ihm dies plötzlich auf, da es doch nicht gewöhnlich ist, selbst in solchen alten Häusern, daß Räume ganz ohne Licht gelassen werden. Er fing an, die Wände zu betrachten, konnte aber

nichts entdecken. Zugleich setzte sich aus irgend einem Grunde die Thür, die stets eine Neigung hatte, ins Schloß zu fallen, in Bewegung und that sich zu, so daß er plötzlich im Dunkeln war. Als er das Buch, das er eben in Händen hielt, fortstellen wollte, um die Thür wieder zu öffnen, fiel ihm durch die Lücke, in der das Buch gestanden hatte, eine feine, glänzende Linie in die Augen, wie ein Sonnenriß, durch den das Tageslicht schimmert. Er rückte schnell das Büchergestell von der Wand ab und fand dahinter eine kleine Fensteröffnung, die mit Rahmen und Scheiben noch vollständig versehen, jedoch von außen ersichtlich mit Brettern vernagelt war. Das eine dieser Bretter ließ durch einen feinen Riß das Licht schimmern. Das Fenster öffnete sich zum guten Glück nach innen, und als er dies bewerkstelligt hatte, fand er, daß er von dem Ziele seiner Neugier, dem geheimnisvollen Garten, nur durch eine dünne und schon ziemlich morsche Bretterwand getrennt war. Zugleich dämmerte ihm plötzlich auf, daß er in seiner Kindheit viel von einem Streit hatte sprechen hören, den sein Vater mit dem alten Klaus Boldewin um ein Fenster geführt hatte, welche Angelegenheit aber, noch bevor die Sache zum Prozeß kam, gütlich geschlichtet worden war. Der junge Mann stand eine Weile und horchte, allein hinter dem Bretterverschlag war nichts vernehmlich als ein sanftes, sommerliches Summen und ein Rauschen und ein Flüstern wie von Blätterwerk, und als er das Auge an den Sonnenriß legte, bemerkte er nichts als ein grünliches Geflimmer da-

hinter. Er ging in sein Laboratorium, holte einen Zentrumsbohrer und begann, obwohl ihm das Herz klopfte und ihm seine Handlungsweise nicht ganz in der Ordnung erschien, leise und vorsichtig ein sauberes, rundes Loch in die Bretterwand zu bohren. Das Holz war alt und nachgiebig, und von oben rieselte durch die Erschütterung reichliches Wurmmehl hernieder. Plötzlich, als er einen etwas stärkeren Druck anwendete, gab das ganze Bretterwerk, das durch Querriegel zu einer zusammenhängenden Tafel verbunden war, nach, das morsche Holz löste sich von den Nägeln, deren Köpfe längst weggerostet waren, und die ganze Bescherung rauschte mit ziemlichem Lärm zwischen der Wand und dem Rankenwerk von wildem Wein, der diese dicht bedeckte, in die Tiefe. Eine Flut von grünlichem Lichte drang durch das besonnte Blätterwerk in die langjährige Finsternis der Kammer ein und beleuchtete das erschrockene Gesicht des jungen Doktors. Zugleich erfüllte ein Strom von süßem Lindenblütenduft den dumpfigen Raum mit frischem Wohlgeruch.

Da alles still blieb, bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen, faßte Bernhard neuen Mut, bog vorsichtig die Ranken des wilden Weines beiseite und steckte den Kopf hindurch, um in den fremden Garten zu blicken. Daß er dort einen blühenden Lindenbaum sah, bereitete ihm weiter keine Verwunderung, aber was unter diesem zu schauen war, jagte ihm solchen Schreck ein, daß er beinahe schnell wieder zurückgefahren wäre. Unter dem Baume standen

nämlich zwei Stühle und ein Gartentisch und auf dem Tische ein Teller mit Erdbeeren. Dies war es nun zwar auch nicht, was ihm das Blut zum Herzen trieb, aber auf dem einen dieser Stühle saß ein wunderschönes Mädchen von etwa siebzehn Jahren und sah mit großen, schwarzbraunen Augen verwundert auf ihn hin, indes die eine ihrer schlanken Hände mit einer Erdbeere auf halbem Wege innehielt. Indem nun diese jungen und hübschen Leute auf einander hinstarrten, erröteten sie beide sehr. Dann blickte das Mädchen ein wenig seitwärts und lachte halb verlegen und halb verwundert, sah wieder auf den jungen Mann hin und errötete noch stärker. Plötzlich, auf ein Geräusch vom Garten her, fuhr sie zusammen und erbleichte.

Aengstlich und verstohlen winkte sie Bernhard zurück, und obwohl er kaum etwas hörte, sah er doch, daß ihre Lippen Worte formten, die er zu verstehen glaubte. Sie schienen ihm seltsamerweise zu lauten: „Der Alte kommt!“

Schnell fuhr er mit dem Kopfe zurück und ließ die Ranken des wilden Weines sich wieder schließen. Auf dem Kies des Gartensteiges ward nun ein schlürfender Schritt hörbar und ein kurzes, trocknes Husten ließ sich vernehmen. Dann sprach jemand mit einer häßlich knarrenden Stimme: „Was war das eben für ein Geräusch, Eva?“

„Geräusch? ach!“ antwortete diese, „ja mir ist auch so, als hätte ich was gehört. Es war wohl die große Nachbarskatze; sie ist immer hinter den Sperlingen her.“

„So so! Nun, ich gehe jetzt zur Apotheke," sagte Herr Boldewin, „in einer halben Stunde bin ich wieder da. Adieu, mein Schatz." Dann entfernten sich die Schritte wieder, hallten weiterhin über das Steinpflaster des Hofes, eine Thür ward in der Ferne zugeschlagen und dann war es wieder still bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen in dem blühenden Lindenbaum.

Nach einer Weile wagte Bernhard wieder hinauszublicken. Eva stand an dem Tische und machte sich mit den Erdbeeren zu schaffen, indem sie diese fortwährend von neuem auf dem Teller ordnete. Dann sah sie flüchtig von der Seite auf den jungen Mann und sagte so vor sich hin: „Nun ist er fort."

Bernhard wußte durchaus nicht, was er sagen sollte, das Herz schlug ihm mächtig bange, aber in seinem Kopfe war kein einziger Gedanke von klarer Form, sondern nur ein seltsames Strömen und Sieden unklarer, aber holder Empfindungen. Natürlich verfiel er auf das Trivialste und sprach mit einem Blick auf die Erdbeeren: „Wachsen die in Ihrem Garten?"

„Ach ja, viele," erwiderte Eva, dann aber sah sie plötzlich auf ihn hin und fragte: „Haben Sie da schon öfter durchgeguckt?"

„Nie!" sagte Bernhard und legte unwillkürlich die Hand aufs Herz, obwohl man das draußen gar nicht sehen konnte. Das Mädchen schwieg eine Weile und drehte eine Erdbeere am Stengel zwischen den Fingern, sah dann wieder von der Seite auf ihn hin und sprach

wie als Antwort auf Bernhards Frage: „Sie sind sehr reif und süß.“

„Ich glaub' es wohl!“ antwortete Bernhard und nickte heftig mit dem Kopfe. Eva blickte suchend eine Weile um sich her und endlich blieben ihre Augen an einer leichten Leiter hangen, die weiterhin an dem Stamme eines Frühkirschenbaumes lehnte. Bernhard war diesem Blicke gefolgt, und als sie dies bemerkte, errötete sie wieder ein wenig, sagte aber ganz tapfer: „Meinen Sie, daß sie hinaufreichen wird?“

„Gewiß!“ rief Bernhard, indem ihm das Herz zitterte über die merkwürdige und liebliche Entwicklung der Dinge. „Ich sehe es von hier, sie reicht ziemlich hinauf.“

Eva sah wieder eine Weile in den Garten hinein und zauderte. Dann zog sie ein wenig mit den weißen Schultern, lachte heimlich und verlegen vor sich hin und holte die Leiter, um sie an die grünberankte Mauerwand zu legen. Dann nahm sie den Teller mit Erdbeeren und stieg langsam die Sprossen hinauf. Als sie die genügende Höhe erreicht hatte, hielt sie den Teller, sich gerade aufrichtend, hoch empor, so daß Bernhard, wenn er den Arm lang ausstreckte, ihn eben erreichen konnte. Dieser aber faßte nun auch Mut und sagte: „So geht das nicht. Sie müssen ganz herauf kommen.“

Langsam, mit niedergeschlagenen Augen stieg Eva höher wie in einem Bann, indem sie, als die Leiterholme aufhörten, mit der Linken in das grüne Geflecht des wilden Weines griff. Endlich waren die

beiden jungen Gesichter auf einer Höhe und ganz nahe bei einander. Unwillkürlich bog sich Bernhard ein wenig zurück, als fürchte er sich vor dem leuchtenden Zauber mädchenhafter Weiblichkeit, der wie ein holdes Wunder vor ihm aufgestiegen war. Eva schlug die sammetbraunen Augen auf und eine Weile ruhten die beiden Blicke stumm ineinander. Dann gingen die langen dunklen Wimpern wie Schmetterlingsflügel einigemale hastig auf und nieder, wie um den seltsamen fremden Augenstrahl abzuwehren, das Mädchen wandte das Haupt seitwärts und hielt Bernhard stumm den Teller hin. Dieser wollte ihn ergreifen, hielt aber zugleich die schlanken Finger, die ihn umspannt hielten, in den seinen, und wie vor Berührung des Feuers zuckte er zurück, um den Teller an der anderen Seite zu fassen. Darüber kam dieser ins Schwanken, und da jeder glaubte, der andre hielte ihn, fiel er hinab.

Eva wollte nach ihm greifen und verließ sich dabei zu sehr auf die Haltbarkeit der grünen Ranken, an die sie sich mit der Linken geklammert hatte. Diese gaben nach und sie wäre gestürzt, hätte nicht Bernhard schnell ihren Arm ergriffen und sie an sich gezogen, und so geschah es denn mit einemmal, daß er die schlanke Gestalt fest umschlungen hielt, während die eine der zarten, blühenden Wangen an der seinen lag. Der Schreck über das glücklich vermiedene Unglück mochte nun wohl sehr groß sein, denn eine Weile lang wagten beide nicht diese Stellung zu verändern, während die beiden Herzen mächtig pochten und die langen Augenwimpern des Mädchens beim

Aufundniedergehen Bernhards Antlitz leise streiften. Dann glitten beide Wangen langsam und fast unmerklich aneinander hin, bis die Lippen sich begegneten, und dort geschah ein kleiner Aufenthalt, worauf beide ein wenig auseinander fuhren. Jedoch Eva schien nicht zu zürnen über das letzte kleine Ereignis, sie sah nur etwas verwundert und nachdenklich aus über eine Sache, die ebenso neu als beängstigend angenehm war. Ein leiser, kaum merklicher Druck des Armes, der sie umschlossen hielt, genügte, die mehrfache Wiederholung dieses ersten Versuches herbeizuführen, bis endlich ein unbekanntes Feuer durch ihre Adern lief, so daß sie sich stärker abdrängte und das Gesicht abwendend unter tieferen Atemzügen mit sanft erglühten Wangen seitwärts blickte.

„Ich muß nun fort!" sagte sie leise.

„Noch nicht," erwiderte Bernhard, „wir sind ja Nachbarskinder und haben uns noch nie gesehen."

Da kam es mit einemmal wie Uebermut in die dunklen Augen. Sie blickte Bernhard fast verschmitzt an und sagte: „O doch! Ich habe Sie schon öfter gesehen."

„Wie ist das möglich?" sagte dieser.

Eva lachte ein wenig und erwiderte: „Wenn ich mich sehr langweile, da schleiche ich mich manchmal in die dunklen Vorderstuben. Dann klettre ich auf einen Stuhl und gucke durch die Herzlöcher nach den Leuten, die vorübergehen. Da habe ich Sie schon zweimal gesehen. Und neulich, als Sie den Vater besuchen wollten, da habe ich durch das kleine Flurfenster ge-

sehen, wie Sie dort standen und warteten und sich indes die alte Wanduhr besahen. Ach, der Alte hat noch eine ganze Woche gebrummt, aber jetzt sagt er doch manchmal, er möchte Sie doch wohl einmal sprechen. Das wäre wunderschön, wenn Sie zu uns ins Haus kommen dürften."

„Ach du!" sagte Bernhard plötzlich und zog sie an sich.

„Ja, du, du!" erwiderte Eva, schlang die Arme um seinen Hals und verbarg den Kopf an seiner Brust.

Eine Hausthürglocke läutete in der Ferne und Eva fuhr erschreckt empor. „Er kommt schon zurück!" rief sie, stieg eilfertig die Leiter hinab und trug sie fort, so schnell sie konnte. Bernhard zog sich ebenfalls zurück und ordnete, so gut es ging, die arg verbogenen Ranken des wilden Weines. Dann hallten bedächtige Schritte näherkommend über das Steinpflaster des Hofes, und nach derselben Richtung hin eilten leichte Füßchen über den knirschenden Gartenkies. Abgerissene Laute eines kurzen Gespräches drangen in Bernhards Ohr, und dann ward es wieder still bis auf ein emsiges Summen fleißiger Bienen in dem blühenden Lindenbaum.

*

V. Der Alchemist.

Herr Andreas Boldewin saß unablässig in seinem Laboratorium, grübelte über seinen alten Büchern, die gefüllt waren mit dem Aberwitz finsterer Jahrhunderte, und suchte den Stein der Weisen. In seinen Tiegeln häufte er die sonderbarsten Dinge zusammen, und sein Schmelzofen, den er sich nach alten Vorschriften erbaut hatte, war oft Tag und Nacht im Gange. Zuweilen schien ihm eine Klarheit in den Unsinn zu kommen, den er aus den alten Schmökern schöpfte, und dann ward seine Thätigkeit fieberhaft, so daß er Essen und Trinken und Schlaf darüber vergaß. Aber alles zerrann ihm wieder in Rauch und Schlacke. Ach, er wußte nicht, daß die wahre Goldmacherkunst längst erfunden war, wenn auch in anderm Sinne, als die alten Laboranten meinten, und daß ein einziger, vielseitig verwendbarer Stoff, wie zum Beispiel die Salicylsäure, dem Erfinder unendlichen Reichtum zu schaffen im stande war. Zuweilen jedoch stiegen Zweifel in ihm auf und erzeugten den Wunsch, mit irgend einem Eingeweihten über diese Dinge zu sprechen. Da er aber gewohnt war, in diesem Falle bei dem Apotheker, an den er sich zu wenden pflegte, nur Achselzucken oder ihm unverständliche Ausdrücke zu finden, so ging er schon seit der Zeit, als Bernhard ihn vergeblich hatte besuchen wollen, mit dem Gedanken um, sich an diesen zu wenden, denn auch in diese Abgeschlossenheit waren Gerüchte über die Gelehrsamkeit des jungen Chemikers gedrungen. Als er nun ein-

mal bei Tisch diesen Gedanken wieder vorbrachte, verstand es Eva in listiger Weise, ihn in diesem Vorhaben zu bestärken, und nachdem er noch einige Tage geschwankt hatte, kam dieser Entschluß wirklich zur Reife. Bernhard Brunow war nicht verwundert, als die alte Köchin den Zettel mit einer Entschuldigung wegen der einstigen Abweisung und der Bitte um einen Besuch überbrachte, denn er war darauf schon durch das kleine Fenster in dem wilden Wein vorbereitet worden. Als er sich nun zum zweitenmal in das geheimnisvolle Haus begab, ward er von der Alten über den Hof in den Garten geführt und trat dann ein wenig pochenden Herzens bei dem Goldmacher ein. Dieser befand sich in seinem Arbeitszimmer, das er als ein richtiger Laborant überhaupt selten verließ, da er sich in dem schmutzigen, verräucherten Raume, in dem ein stumpfer Geruch nach Chemikalien und Kohlendunst herrschte, jederzeit am wohlsten fühlte. Ursprünglich war dies ein wohlgeschmücktes Gartenzimmer gewesen, und unter dem Ruß, Staub und Schmutz, der die Wände und die Decke gleichmäßig überzog, daß sie einem wohlangerauchten Meerschaumpfeifenkopf zu vergleichen waren, bemerkte man noch die geschweiften Muscheln und Rahmen üppiger Rokokoverzierungen und die Spuren reichlicher Vergoldung. In den früher offenen Kamin war nun ein Schmelzofen von sonderbarer Konstruktion hineingebaut, in dem auch heute ein Feuer glühte, und auf dem Sims dieses Kamins, sowie auf verschiedenen schmutzigen, von Säuren zerfressenen und von den mannigfaltigsten Flüssigkeiten

gefärbten Tischen und Geräten stand und lag ein wahrer Wust von Gefäßen, Tiegeln und andern Gegenständen, darunter sich besonders eine Anzahl von Flaschen bemerklich machte, deren farbiger Inhalt in dem sonst so verräucherten Zimmer auf das leuchtendste in der Sonne schimmerte. Im Grunde sah es in dieser Werkstatt eigentlich nicht viel anders aus als in einem allerdings besonders verschmutzten und unordentlichen chemischen Laboratorium gewöhnlicher Art.

Herr Boldewin, mit einem alten Schlafrock angethan, der vielfach fettig, von Säuren zerfressen und mit Brandflecken ausgestattet war, kam Bernhard etwas verlegen entgegen. Er war ein mittelgroßer Mann mit dünnem, strähnigem Haar und einem fetten, grauen Gesichte, dem ein Paar runde Augen von fast gelber Farbe etwas Eulenhaftes verliehen. Er hatte die Gewohnheit, den Leuten, mit denen er sprach, über die linke Schulter hinweg zu sehen und von Zeit zu Zeit das vielfach um den Hals geschlungene schwarzseidene Tuch, das ihm als Binde diente, im Nacken mit dem Zeigefinger zu lockern. Nachdem er etwas wie eine verworrene Entschuldigung hervorgestottert und Bernhard ersucht hatte, auf einem alten Sofa Platz zu nehmen, während er sich in einen Lehnstuhl mit Ohrenklappen setzte, begann er unablässig die Hände umeinander zu drehen und zu reiben, bis er endlich hervorschoß: „Sie sind nun wohl ein großes Licht in der chemischen Wissenschaft, Herr Doktor?“ Als Bernhard bescheiden ablehnend erwiderte,

daß er sich nach Kräften bemüht habe, in die Geheimnisse dieser ausgedehnten, täglich wachsenden und fortschreitenden Wissenschaft einzudringen, aber noch weit entfernt sei, wirklich etwas zu leisten wie seine großen Lehrer und Meister, da fiel der Alte mit hämischem Kichern, das in der Gegend des Kehlkopfes seinen Wohnsitz hatte, ein: „Ja, die Herren Professoren sollen ja ungeheuer klug sein und meinen, daß sie allein was können und daß die alten Alchemisten dumme Leute gewesen sind.“

Bernhard versuchte nun, Herrn Boldewin einen Begriff zu geben von den ungeheuren Fortschritten, die die Chemie als Wissenschaft in den letzten hundert Jahren gemacht hat, wie die Chemiker früherer Jahrhunderte nur im Dunkeln tappten gleich jemandem, der in finsteren, weitverzweigten Kellergewölben tastend etwas sucht, dessen Ort ihm nicht bekannt ist. Das war nun bei dem Herrn Boldewin wohl übel angebracht, denn sein erdiges Gesicht rötete sich und der Zeigefinger seiner rechten Hand lockerte heftig an der Halsbinde, während die Linke eifrig das blanke abgescheuerte Knie seiner alten schwarzen Hosen rieb.

„Oh, oh, oh!“ sagte er, „das geht zu weit, junger Herr Doktor. Und wenn Ihre Professoren Ihnen das gesagt haben, so sage ich Ihnen, daß die alten Gelehrten viel gewußt haben, davon man jetzt keine Ahnung mehr hat. Der Beweis ist doch der, daß man ihre Bücher nicht mehr versteht. Unter den alten Alchemisten waren welche, die zu den größten Gelehrten ihrer Zeit gehörten, glauben Sie denn, daß solche Leute Bücher

schrieben, die sie selber nicht verstanden? Nein, sie wußten, was man nicht mehr weiß und was verloren gegangen ist. Und haben sie nichts geleistet? Brandt entdeckte so nebenher die Herstellung des Phosphors, Böttcher die des Porzellans, das ist wohl gar nichts, he? Haben Sie nichts von dem berühmten Kunckelglas gehört. Nun, Kunckel war auch ein Alchemist und kein schlechter!"

Bernhard sah wohl ein, daß er mit dem verbohrten alten Herrn auf diese Art nicht weit kommen würde, und gedachte sich nicht weiter auf Streitigkeiten mit ihm einzulassen. Ihm war schon einige Zeit eine Inschrift aufgefallen, die neben dem Kamin an die rauchgeschwärzte Wand gekritzelt war. Sie lautete: „Diamand, Weinstein, Federweiss, nuzzen Gold, vierfach Feuer bereitet, der Feind findet den Stein."

Er fragte, was das zu bedeuten habe.

„Ach, damit," sagte Herr Boldewin, „habe ich viel Zeit verloren. Ein ganzes Jahr habe ich darüber gegrübelt und laboriert. Es gibt ein altes Buch, das betitelt ist: ‚Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii u. s. w.', für gewöhnlich nennt man es aber die ‚Insel Felsenburg'. Das Buch hat ein sehr kluger und erfahrener Mann geschrieben, der auch von der Alchemie nicht geringe Kenntnisse besaß. Es enthält viel Lebensgeschichten, darunter auch die des Monsieur Plager, der ein tüchtiger Laborant war. Darin findet sich nun eine Beschreibung, wie der berühmte Daniel Artista in Gegen-

wart des Herrn Plager vermöge einer Messerspitze voll rubinroten Pulvers zwei Pfund Blei in das feinste Gold verwandelt und später bei seiner plötzlichen Abreise dem Lehrmeister des Herrn Plager 6 Gran des köstlichen Pulvers und die Nachricht hinterläßt, daß aus dem 3. Verse des 28. Kapitels im Buche Hiob durch ein reines Anagramm der richtige Prozeß zu finden sei, den Stein der Weisen zu erlangen. Dieser Vers lautet: ‚Es wird ie des finstern etwa ein Ende, und iemand findet ia zuletzt den Schieffer tief verborgen.' Daraus haben nun die beiden Laboranten durch Buchstabenversetzung in achtmonatlicher Arbeit das herausgebracht, was dort an der Wand angeschrieben steht. Im Anfang, als ich erst begann zu arbeiten, habe ich darüber viel Zeit verloren, aber jetzt habe ich es schon lange aufgegeben. Ich arbeite jetzt fast nur mit Quecksilber oder Merkur, wie die alten Schriftsteller sagen, denn ich bin der Meinung des Sendivogius, der in der Beschlußrede seiner ‚Chymischen Schriften' sagt: ‚Der Merkur ist des Goldes Haus!'"

In Bernhards Kopfe begann es sich wunderlich zu drehen, als er dieses sonderbare Zeug mit so viel Ueberzeugung und Eifer vortragen hörte, er glaubte sich einem Irrsinnigen gegenüber zu befinden, obwohl die gelben Augen des Herrn Boldewin gerade besonders pfiffig blickten.

Dieser war nun einmal im Zuge und fing an, von seinen Experimenten zu erzählen, bei welcher Gelegenheit er so sonderbare veraltete Ausdrücke und alchemistisches Kauderwelsch brauchte, daß Bernhard

ihm kaum zu folgen vermochte. Aber ein wahres Angstgefühl ergriff ihn, als ihm plötzlich die Gefahr klar ward, in der der Alte bei seinen mangelnden chemischen Kenntnissen täglich schwebte, zumal da er so viel von dessen Darstellungen verstand, daß die Furcht gerechtfertigt war, Herr Boldewin möge sich durch sein stetes Arbeiten mit Quecksilber gründlich vergiften oder auch einmal gelegentlich durch Knallquecksilber in die Luft sprengen. Denn er glaubte zu verstehen, daß die Experimente, die der fanatische Alchemist für die nächste Zeit vorhatte, in der Behandlung von Quecksilber mit Salpetersäure und Alkohol bestehen würden, wodurch sich unfehlbar das äußerst explosive Knallquecksilber bildet. Bernhard versuchte dem Goldmacher dies klar zu machen, allein dieser grinste nur überlegen, zwinkerte pfiffig mit den Augen und sagte: „Was denken Sie, junger Herr Doktor. Ich bin ein alter Laborant, habe hier in diesem Raum schon destilliert und digeriert und sublimiert, als Sie noch gar nicht geboren waren, und bin, wie Sie sehen, noch niemals in die Luft geflogen.“ Dann kicherte er wieder so recht von Herzen, daß er ganz rot im Gesicht wurde.

Bernhard wollte es aus guten Gründen mit dem Alten nicht verderben und schwieg auf diese Antwort. Sie unterhielten sich dann von einigen gleichgültigen Dingen, und zuletzt empfahl er sich in der Hoffnung, daß er, da ihm nun einmal der Eingang dieses Hauses geöffnet gewesen, noch öfter dort zugelassen werden würde.

⁂

VI. Heimlichkeiten.

Von Eva war in all dieser Zeit keine erfindliche Spur zu sehen oder zu hören gewesen. Zwar waren Bernhards Blicke immerfort durch die verwitterten Scheiben in den Garten geschweift, aber nichts hatte sich dort gezeigt, als ein sanftes Wiegen grüner besonnter Zweige, und nichts war vernehmlich gewesen, als der laute, schwatzende Gesang eines Gartenlaubvogels. Als er nun aber den weiten, dunklen Vorflur betrat, wo die riesigen Leinenschränke standen und die alte englische Wanduhr in der Einsamkeit tickte, da huschte plötzlich eine helle Gestalt hinter der Treppe hervor und umschlang ihn unter listigem Lachen. „Martha ist aus auf den Markt,“ flüsterte Eva dann, „und der Alte kommt um diese Zeit niemals in diese Gegend. Komm, komm!“

Damit zog sie ihn an der Hand einen Gang entlang, öffnete die Thür zu einem niedlichen, sonnigen Zimmer und schob ihn hinein. Dann lachte sie noch einmal fast lautlos und freute sich wie ein Kind über ihren Einfall. Als sie nun beide auf dem alten geblümten, schnörkelbeinigen Sofa saßen, rief Eva: „Angeboten hat er dir natürlich nichts, daran denkt er nicht, aber ich!“ Damit sprang sie auf, holte einen Teller mit gezuckerten Erdbeeren, eine Flasche süßen spanischen Weines und zwei Gläser herbei, alles in einer zierlichen Eilfertigkeit und doch ein wenig unbeholfen, so daß man sah, Gäste zu bewirten, gehörte nicht zu den Uebungen dieses Hauses. Sie war offen=

bar sehr stolz auf diese Idee und sah Bernhard leuchtend an. „Es sind die letzten aus dem Garten,“ sagte sie, „ganz überreife, dunkelrote, für dich sind sie aufgespart.“

Sie schenkte ein und dann stießen beide an, aber ganz leise, daß nur ein zarter Ton von den alten, mit eingeschliffenen Anfangsbuchstaben verzierten Spitzgläsern ausging, und dann tranken sie auf ihr heimliches Glück. „Soll ich nicht zu deinem Vater gehen und ihm sagen, daß wir uns lieben?“ sagte Bernhard plötzlich. Sie sah ihn erschrocken an.

„Nein, das darfst du nicht!“ sprach sie dann schnell, „denn der Alte wirft dich ganz gewiß hinaus! Du glaubst es gar nicht, wie fest das in ihm sitzt, daß ich einen Fürsten oder doch wenigstens einen Grafen heiraten soll, wenn er erst das Goldmachen erfunden hat.“ Hier fügte sie ein kleines, etwas unehrerbietiges Gelächter ein und fuhr dann fort: „Wenn wir bei Tische sitzen, oder wenn er sonst mit mir zusammen ist, so spricht er fast nur davon und malt mir vor, was ich dann alles haben werde: die herrlichen Schlösser und Landgüter, die kostbarsten Pferde, die vergoldeten Kutschen und die gestickten Seidenkleider und unzählige Bedienten.“

„Er wird und kann das nie erfinden,“ sagte Bernhard, „und sollen wir darauf warten? Es muß doch etwas geschehen, oder wenigstens ein Versuch gemacht werden!“

Eva hielt eine Erdbeere am Stengel, die so rot war wie ihre schwellenden Lippen. Sie drehte

diese eine Weile im Zucker herum und verzehrte sie dann nachdenklich. Dann sagte sie plötzlich: „Das ist ja aber so einfach! Du mußt mich entführen!“

Bernhard sah sie ganz verblüfft an, denn sie machte diesen Vorschlag scheinbar im vollsten Ernst und ohne daß sie etwas Auffälliges darin zu finden schien. Sie aber fuhr eifrig fort: „Du mußt nicht denken, daß ich nicht weiß, wie es in der Welt hergeht. Erstens erzählt Martha mir alle Geschichten, die in der Stadt passieren; die sind oft wunderlich genug. Und dann bringt sie mir Bücher mit aus der Leihbibliothek — viele hundert habe ich wohl schon durchgelesen. In den Büchern ist es doch immer so — wenn es gar nicht anders geht, dann kommt eine Entführung. Ich denke mir das wunderschön, so süß und so graulich um Mitternacht, wenn wir in einer mit vier schnellen Pferden bespannten Kutsche über die Heide jagen!“

Dies alles sagte sie, als handle es sich um die natürlichsten Dinge von der Welt, und sah dazu aus wie ein Märchen. Es ging eine Frische und ein Duft süßer junger Weiblichkeit von ihr aus, wie sie so dasaß mit dem knappen Kleidchen aus einem veralteten, wunderlich geblümten Stoff, aus dessen zartem Spitzenbesatz der schimmernde Nacken und die hold gerundeten Schultern sich emporwölbten, um auf dem schönsten Halse die Wunderblume des anmutigen Köpfchens zu tragen. Als Bernhard sie nun eine Weile ganz nachdenklich anblickte und sich in die schwarzen Augen vertiefte, die zu denen gehörten, in deren Grunde immer

etwas wie Wunder und Geheimnis schwimmt, da ging es wieder wie ein Lächeln über ihr Gesicht und sie sagte: „Ach du, küsse mich doch lieber!“

Sie sank hingebend in seinen Arm und bot ihm die vollen Lippen dar. Nun genossen sie die Stunde und gedachten einstweilen der Zukunft nicht mehr. Draußen vor dem halboffenen Fenster summten die Fliegen, die Schwalben schossen zwitschernd vorüber, und aus dem Garten tönte der unablässige Gesang des Laubvogels. Zuweilen brachte von den Lindenbäumen ein stärkerer Lufthauch eine Wolke süßen Duftes, die das Zimmer mit Wohlgeruch füllte.

Eva trug um den Hals eine feine goldene Kette, deren Enden sich zwischen die Hügel des zarten, jugendlichen Busens verloren. Bernhard zog daran und brachte eine glatte goldene Kapsel zum Vorschein, ganz warm von ihrem lieblichen Versteck. Eva nahm ihm das Medaillon aus der Hand und öffnete es durch den Druck auf eine Feder. Es zeigte sich darin ein schönes, aber etwas schwermütig blickendes Frauenbildnis. Ueber Evas Antlitz ging ein ernster Zug, sie küßte das Bildnis und sagte: „Meine süße Mutter! Sie war nicht glücklich, sie liebte einen andern!“

„Aber woher weißt du das?“ fragte Bernhard peinlich berührt, „du hast sie ja gar nicht gekannt.“

„O, ich weiß alles,“ sagte Eva, „ich habe die alte Martha im Gespräch mit ihrer Freundin belauscht, da habe ich alles erfahren. Sie glaubten, ich sei in meinem Zimmer, ich war aber in der Kammer nebenan, wo die alten Kleider hängen.“

Plötzlich umschlang sie mit ihren weißen Armen ganz fest seinen Hals, legte den Mund dicht an sein Ohr und flüsterte leise, aber eindringlich: „Ich weiß noch mehr! Ich weiß auch, wer der Mann ist und habe ihn sehr lieb, weil meine Mutter ihn so gern hatte. Er wohnt im Hause nebenan und sieht so schön und stattlich aus, wie ich mir einen Fürsten denke. Früher, da ging er jeden Morgen zu einer bestimmten Stunde aufs Amt und da habe ich oft in der Vorderstube gestanden und ihm durch das Herzloch im Laden zugenickt; er konnte mich ja aber nicht sehen.“ Dann löste sie wieder die liebliche Schlinge, in welcher Bernhard gefangen war, lehnte sich ein wenig seufzend zurück und sagte: „Ach, könnt' ich ihm nur einmal die Hand küssen!“

Der wohlerzogene Bernhard war wieder ganz bestürzt über die Harmlosigkeit, mit der Eva alle diese Dinge vorbrachte, und sagte nichts weiter als: „Aber mein liebes Kind, das ist doch wohl nur Geschwätz von alten Weibern.“

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an: „Die Leute finden, ich sähe ihm ähnlich,“ sagte sie.

Es durchzuckte Bernhard wie ein Schlag. Fürwahr, das war nicht zu leugnen. Er sah plötzlich den auch ihm wohlbekannten Amtsrichter im Geiste vor sich. Da waren dieselben schwarzbraunen Augen, dieselbe feine gerade Nase, dieselben ein klein wenig zu vollen Lippen, die zu dem sonstigen Eindruck des Antlitzes etwas Genußbegehrendes hinzufügten, da waren sogar einzelne kleine Bewegungen und eine

eigentümliche Art zu lächeln, die beiden gemeinsam angehörte. Bernhard fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er dort etwas fortscheuchen, das ihm peinlich und qualvoll war, aber Eva nickte befriedigt vor sich hin, als wollte sie sagen: „Ich weiß, was ich weiß, und was ich weiß, das weiß ich sicher!“

Sie füllte die Gläser wieder mit dem süßen, feurigen Spanierwein, hob das ihre empor und sagte: „Wir wollen anstoßen auf das, was uns teuer ist.“ Die Gläser klangen sanft zusammen und dann bemerkte Bernhard fast mit Schrecken, daß Eva auf einen Zug das ziemlich große Spitzglas leerte, und sah zugleich, daß schon die Glut des vorher genossenen aus ihren Augen leuchtete und ihre Wangen von seinem ungewohnten Feuer sanft gerötet waren. „Liebe Eva,“ sagte Bernhard, indem er die Flasche beiseite schob, „der Wein ist süß, aber stark, du kennst seine Tücke nicht.“

Sie lachte übermütig: „Aber ein rechter Schulmeister bist du doch, ein rechter alter Schulmeister! Ich glaube, du bist furchtbar brav!“

In diesem Augenblick klang die Hausthürglocke und in demselben Moment schon huschte Eva hinaus, und Bernhard vernahm, wie sie die Thür von außen verschloß und den Schlüssel abzog. Eine Weile darauf hörte er sie mit der alten Köchin sprechen und kurz dahinter diese mit schlürfenden Schritten über den Hof nach der Küche gehen. Eva kam wieder zurück, ergriff Bernhard an der Hand und zog ihn hinter

sich her. „Nun ist der alte Spion wieder im Hause," sagte sie, „nun sind wir keinen Augenblick mehr sicher."

Sie verabschiedete sich hastig auf dem Hausflur, doch als Bernhard die Thür öffnen wollte, hielt sie ihn zurück und rief ängstlich: „Nein, so geht das nicht!" holte schnell eine kleine leichte Trittleiter herbei, stieg empor und hielt die Hausthürglocke fest, daß sie nicht läuten konnte, und so wie ein Dieb schlich sich Bernhard davon.

*

VII. C_2 Hg N_2 O_2.

Der junge Chemiker, lebhaft angeregt durch sein Gespräch mit dem sonderbaren Goldmacher, konnte in der Folge seine Gedanken kaum abwenden von den wunderlichen Experimenten und Anschauungen, von denen er dort gehört hatte. Er quälte sich vergeblich ab, Gründe und Beweise zu erfinden, den Alten von der Nutzlosigkeit und Thorheit seiner Arbeiten zu überzeugen, allein immer sah er wieder ein, daß dies ein vergebliches Bemühen sein werde, ebenso wie es unmöglich ist, jemanden wieder zur Vernunft zu bringen, der sich einmal in die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile oder in das lenkbare Luftschiff verbissen hat. Zugleich war Bernhard von einer steten Unruhe gequält, wenn

er an die neueren Experimente des Alten dachte; er konnte den Gedanken an die Gefahren, mit denen dieser in seiner Unwissenheit spielte, nicht los werden, der Gedanke an die furchtbaren explosiven Wirkungen des Knallquecksilbers verließ ihn gar nicht mehr, und dies gedieh bald so weit, daß ihn jedes laute Geräusch zusammenfahren ließ und er zuweilen des Nachts aus dem Schlafe emporschreckte, in der Meinung, einen lauten Knall vernommen zu haben.

Schließlich in seiner Unruhe verfiel er darauf, eine geringe Menge des gefährlichen Stoffes, an dem er eine so plötzliche Teilnahme gewonnen hatte, selber herzustellen, und obwohl diese so klein war, daß von einer zufälligen Explosion keine wesentliche Gefahr zu befürchten war, so ging er doch sonderbarerweise mit Zittern und Herzklopfen an diese Arbeit. Er bereitete sich eine Kältemischung, indem er salpetersaures Ammoniak mit Wasser mischte, setzte ein weites Glasgefäß hinein und löste darin drei Gramm Quecksilber in sechsunddreißig Gramm Salpetersäure auf. Sodann fügte er siebzehn Gramm Alkohol hinzu, schüttelte diese Mischung tüchtig um und dämpfte die alsbald entstehende heftige Reaktion durch einen weiteren Zusatz von siebzehn Gramm desselben Stoffes. Nachdem sich nun nach einer Weile das Knallquecksilber aus dieser Mischung in farblosen Krystallen abgeschieden hatte, nahm er mit einem Holzspan einen Teil davon hervor, trocknete ihn auf Fließpapier und ging nun unter einem, ihm als gewiegtem Chemiker selbst unerklärlichen Bangen daran, sich von den gefährlichen Eigen-

schaften des soeben hergestellten Stoffes zu überzeugen. Ihm war, als beginge er eine verwerfliche That, die besser unterbliebe, und jedes Geräusch, das sich draußen in der schwülen Stille des heißen Sommertages hervorthat, erschreckte ihn. Er legte das Knallquecksilber auf einen langen Kienspan, klemmte diesen in eine Ritze der Tischschublade, entzündete das Holz am äußersten Ende und beobachtete dann den Verlauf der Sache aus gesicherter Entfernung. Ein leichter Rauch stieg von dem knisternden Spane auf und verbreitete einen harzigen Duft im Zimmer, und während das kleine Flämmchen aufflackerte und allmählich dem Orte näher brannte, wo der Explosionsstoff niedergelegt war, empfand Bernhard ein Herzklopfen und eine peinliche Spannung, daß er fast anfing, sich dessen zu schämen, da er doch sonst gar nicht zu den Leuten gehörte, denen das angespannte Warten auf einen Schuß oder Knall unangenehme Empfindungen bereitet. In dem Augenblick nun, da die Flamme des harzigen Holzes schon ganz in der Nähe jenes Stoffes flackerte und in weniger als einer Minute die Wirkung vorauszusehen war, geschah plötzlich ein so furchtbarer Knall, daß die Grundfesten des Hauses erschüttert wurden, die Fenster klirrten, die Thüren aufsprangen und Bernhard vor Schreck fast vom Stuhle fiel. Ein knisterndes Krachen und ein Rieseln des Kalkes von den Wänden folgte hinterher, dann ward es totenstill. Von einer schrecklichen Ahnung erfüllt, stürzte Bernhard in das Nebenzimmer. Dort lagen die Scheiben des kleinen Fensters

zum Nebengarten eingedrückt und zersplittert am Boden. Er riß es auf und schaute durch den wilden Wein in den Garten des Goldmachers. Zur Seite, wo hinter dem Grün des Buschwerks das Laboratorium gelegen war, quoll eine schwere, gelbgraue Wolke von Staub und Rauch hervor und verlor sich langsam in die stille Sommerluft. Nun hörte er die kreischende Stimme der alten Martha in der Ferne und eilte so schnell er konnte auf die Straße. Hier waren die Leute zusammengelaufen oder schauten mit angstvollen Gesichtern aus den geöffneten Fenstern und thaten ratlose Fragen aneinander. Ohne sich aufhalten zu lassen, eilte Bernhard an ihnen vorüber durch die schmale Quergasse und kam noch rechtzeitig vor dem Boldewinschen Hause an, bevor die arg erschrockenen Umwohner mit ihren Vermutungen zu einem richtigen Schluß gekommen waren, denn die erste Meinung der Leute ging dahin, die Explosion sei in der Werkstatt eines benachbarten Feuerwerkers geschehen, und dorthin lief einstweilen die Menge zusammen. Als Bernhard in dem Garten anlangte, fand er die alte Martha dort, die jammernd vor den Trümmern des zerstörten Laboratoriums stand, und Eva, die ihn starr und geisterbleich mit großen Augen verwirrt anblickte. Die Thür des ehemaligen Gartenzimmers hing zersplittert in ihren Angeln, die Fenster waren zerstört und große Stücke aus den geborstenen Mauern nach außen geworfen. Die Decke war zum Teil eingestürzt, die größte Menge der Dachziegel herabgeworfen, und die zersplitterten Sparren des Dachgebälkes ragten in die

Luft empor. Seltsam war es, daß ein Schwalbennest unter dem Dachvorsprung ganz unversehrt geblieben war und die Alten, als sei nichts geschehen, zwitschernd ihre Jungen fütterten. Als Bernhard in den zerstörten Raum eindringen wollte, fühlte er plötzlich seine Hand festgehalten. „Geh nicht hinein!" flüsterte Eva.

Er entwand ihr die Hand. „Laß mich," sagte er, „vielleicht ist noch Hilfe möglich." Sie schüttelte den Kopf. Als er zurückkehrte, las man den Schauder auf seinem Gesicht. Halb bedeckt von den Trümmern der eingestürzten Decke, hatte er den alten Goldmacher gefunden mit zerschmettertem Kopfe. Unterdessen waren Leute forschend in das Haus eingedrungen, und der Garten füllte sich mit Menschen, die mit bangem Flüstern die Stätte des Unheils umstanden und die Beete zertraten. Die Nachricht verbreitete sich mit geheimnisvoller Schnelligkeit in der Stadt, und immer mehr Leute drangen in den sonst so ängstlich verschlossenen Garten. Dann kamen die Gerichtspersonen, um den Thatbestand aufzunehmen, unter der Leitung des benachbarten Amtsrichters. Als dieser einige Worte der Teilnahme an Eva richtete, sah er sie mit einem Ausdrucke erinnernder Verwunderung an, während sie mit einem seltsamen Blicke zu ihm aufsah. Er blickte nachher noch einmal scharf und heimlich nach ihr hin, fuhr hierauf mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas hinweglöschen, und wandte sich dann seinem traurigen Geschäfte zu. Als er später in einem der nach dem Garten gelegenen

Zimmer am Tische saß und dem Schreiber das Protokoll diktierte, und aller Aufmerksamkeit gerade auf Bernhard gerichtet war, der seine Mutmaßungen über die Entstehung des Unglückes auseinandersetzte, da fühlte der Amtsrichter plötzlich eine weiche, warme Berührung auf seiner Hand, die er über die Stuhllehne hinabhängen ließ. Als er sich verwundert umsah, erblickte er Eva, die leise zur Thür hinausglitt. Bernhard sprach unterdes weiter, aber nach einer kurzen Zeit unterbrach ihn der durch seine schnelle Auffassungsgabe berühmte Amtsrichter und bat ihn fast ein wenig verwirrt, er möge doch die Güte haben, die letzten Sätze noch einmal zu wiederholen.

*

VIII. Wie es weiter kam.

Der einzige Bruder von Evas Mutter war Landmann. Er hatte sich durch Fleiß und Geschick ausgezeichnet und schließlich durch eine Heirat die zur Bewirtschaftung eines großen Gutes so notwendigen Geldmittel in die Hand bekommen. Jetzt war der noch junge Mann bereits in dem glücklichen Besitz des sehr großen Gutes Wiesenthal nicht weit von der Stadt und sah sich schon nach andern Erwerbungen um. Sofort nachdem die Nachricht von dem Unglück und dem schrecklichen Tode des alten Goldmachers zu ihm gedrungen war, hatte er anspannen

lassen und seine schöne junge Nichte zu sich geholt. Diese hatte in einer heimlichen Stunde stürmischen Abschied von Bernhard genommen und nun war es zu Ende mit den verstohlenen Zusammenkünften an dem verborgenen Fenster, und nur noch Briefe gingen zwischen ihnen hin und wider. So verrann die Zeit und ein Monat ging ins Land. Zu Anfang des August kam ein Brief von Eva, der Bernhard, trotzdem er fortwährend gegen dies Gefühl anzukämpfen versuchte, in eine sonderbare Unruhe versetzte. Er lautete:

„Mein geliebter Bernhard!

Gestern habe ich im Park eine Stelle entdeckt, die ist wunderschön, und ich möchte wohl dort mit Dir zusammen sein. Denke Dir, ganz am Ende, wo der Park in den Wald übergeht, da zweigt ein Weg ab, fast ganz verwachsen, daß man die Büsche voneinander biegen muß, wenn man dort gehen will. Dieser führt zu einem kleinen Platz am Wiesenrand, wo ein kleines Wasser entspringt, in Stein gefaßt, und darüber breitet eine alte, mächtige Linde ihre Zweige aus, und ringsum ist dichtes Gebüsch, so daß man von der alten, bemoosten Steinbank aus, die sich dort befindet, nur durch eine Lücke die weite Wiese sehen kann und den fernen Wald, der sie umgibt. Hinter der Bank ist eine Bildsäule, ein kleiner nackter Junge aus Stein mit Flügeln, der schießt mit einem Bogen und zielt auf mich, wenn ich dort sitze. Dort ist es so heimlich, und man ist ganz aus der Welt. Mir gefällt es hier in Wiesenthal noch immer sehr gut, nur daß

Du nicht bei mir bist, das ist nicht schön. Onkel und Tante sind stets so freundlich gegen mich und auch die Kinder. Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß wir jetzt Besuch haben. Es ist der jüngste Bruder von meiner Tante und heißt Albert Brinkmann. Er studiert Medizin schon über fünf Jahre; Medizin soll das schwerste Studium sein, aber nun wird er bald sein Examen machen, das soll auch sehr schwer sein, sie werden so oft examiniert, ich glaube wohl sechsmal. Ich sage immer Onkel Albert zu ihm, und darüber müssen wir viel lachen. Denke Dir, vor acht Tagen war große Gesellschaft hier zu meiner Tante Geburtstag, und aus der Umgegend waren alle Bekannten geladen, solche, die Onkel und Tante gern haben, aber auch solche, die sie nicht gern haben, denn das geht nicht anders. Am Abend wurde viel getanzt, nur ich tanzte nicht mit, weil ich es nicht gelernt habe, und dann habe ich ja auch Trauer. Sonst haben alle Damen getanzt, selbst die alte dicke Madame Beselin, die dreihundert Pfund wiegt. Ihr Tänzer sagte aber nachher, lieber wolle er eine ganze Last Korn zu Boden tragen, als die noch einmal um den Saal bringen. Er schwitzte aber auch ordentlich und sie auch. Ich würde nicht mehr tanzen, wenn ich so dick wäre. Albert sagte nachher, es sei doch eine Schande, daß ich nicht tanzen könne, und nun habe ich alle Tage Stunde bei ihm. Er tanzt himmlisch, das sagen alle Damen, und ich lerne es furchtbar schnell, die gewöhnlichen Rundtänze kann ich alle schon recht gut; ‚wie Oel‘, sagt Albert. Du

sagtest einmal, Du hättest nicht tanzen gelernt; wenn wir einmal wieder zusammen sind, da sollst Du es bald lernen, das will ich Dir schon eins, zwei, drei beibringen. Onkel Albert spielt auch sehr schön Klavier, und denke Dir, wenn man ein Handtuch über die Tasten deckt, so ist ihm das vollständig egal, er spielt doch alles ganz richtig. Da habe ich nun wirklich ‚Onkel‘ geschrieben, es ist doch zu komisch. Nun aber muß ich schließen, denn ich muß in den Park zum Schießstand. Pistolenschießen lerne ich nämlich auch bei ‚Onkel‘ Albert. Zuerst habe ich recht vorbeigeknallt, denn ich machte beim Abdrücken immer die Augen zu, jetzt treffe ich aber schon manchmal die Scheibe, und einmal habe ich sogar ins Zentrum geschossen, aber nur aus Versehen, denn es war in der ersten Zeit, als ich noch die Augen zumachte. Er aber schießt ganz famos und war in Heidelberg der beste Pistolenschütze. Denke Dir, er hat schon siebzehn Mensuren gehabt, aber nicht mit Pistolen, sondern mit Schlägern. In Heidelberg nannten sie ihn das Notenblatt, weil er auf der linken Backe fünf Horizontale übereinander hatte; die sind aber sehr gut geheilt und nicht mehr viel zu sehen. Doch nun muß ich wirklich schließen.

Es grüßt und küßt Dich tausendmal
Deine Dich innig liebende
Eva.“

Es ist nicht zu verwundern, daß Bernhard diesen Brief mit ein wenig gemischten Empfindungen las und daß er ihm ein Gefühl des Unbehagens und der

Unruhe hinterließ. Er war der erste junge Mann, der mit dem schönen Kinde in Berührung gekommen war — hatte nicht vielleicht ein bloßer sinnlicher Instinkt das junge und feurige Mädchen so schnell in seine Arme geführt? Ihr hatte nie eine Mutter zur Seite gestanden, und Klatschgeschichten, die nicht für ein reines Ohr bestimmt waren, nebst unpassenden Romanen waren die geistige Nahrung ihrer frühen Mädchenjahre gewesen. Nun ward sie plötzlich aus ihrer Einsamkeit mitten in die unbekannte Welt versetzt, die mit tausend neuen Reizen auf sie einstürmte, und alle Verlockung, die für Mädchen, die von Kind auf unter Menschen leben, durch Erziehung oder Gewöhnung sich abstumpft, drang doppelt ein auf ein unerfahrenes Herz, das keine Vorsicht kannte.

Diese Unruhe wuchs und ward zur Qual, als ein weiterer Brief von Eva zur gewohnten Zeit nicht eintraf. Nun litt es ihn nicht länger in der Stadt, die widerlichsten Gedanken bestürmten ihn und ließen ihm keine Ruhe — er mußte sich Gewißheit verschaffen. Das Gut und dessen Umgebung war ihm bekannt, denn mit dem Sohne eines benachbarten Besitzers befreundet, hatte er einmal die Sommerferienzeit in der Gegend verbracht, jedoch den jetzigen Inhaber kannte er nicht. Es war aber eine gute Krugwirtschaft in dem Dorfe, wo er einzukehren gedachte, um dann weiter seinen Zweck zu verfolgen. An einem heißen Augusttage brach er auf und gelangte nach dreistündigem Marsche in eine große Waldung, die zum Teil jenem Gute zugehörig war. Es war

ein friedlicher und stiller Sonnentag, in den die wilde Unruhe seines Herzens wenig hineinpaßte. An den Grabenufern zur Seite des Weges blühten unzählige Blumen und schauten alle wie mit stillen, kleinen Gesichtern nach ihm hin. An lichteren Stellen summte ein mannigfaches Geschlecht von Fliegen, und Libellen aller Art tanzten an den sandigen Abhängen dahin oder standen schwirrend in der Luft, während sich auf den kleinen Waldwiesen Kaisermäntel und Perlmutterfalter lautlos im Sonnenschein wiegten. Und alle die so leicht beweglichen Wipfel standen wie versteinert da, als lauschten sie mit allen Blättern auf die große, sommerliche Stille. Dieser feierliche Frieden ward ihm fast zur Pein. Endlich trat er aus dem Walde und sah eine mächtige Wiese vor sich liegen, an deren Rande der Weg entlang führte. Gegenüber erhoben sich die stattlichen Baumwipfel des Parkes von Wiesenthal. Als er nun zwischen Wiese und Wald hinschreitend dorthin gelangt war, fand er zur Seite eine kleine unverschlossene Heckenpforte, die in den Park hineinführte, und nun beschloß er, anstatt auf dem breiten Fahrwege fortzuschreiten, der zum Dorfe führte, seinen Weg durch den Park zu nehmen, zumal da er nicht fürchten durfte, in dieser heißen Nachmittagsstunde, wo man auf dem Lande die Kühle des Hauses aufzusuchen pflegt, dort jemandem zu begegnen. Auch verlockte es ihn stark, jenen verborgenen Ort an der Quelle aufzufinden, den Eva in ihrem Briefe erwähnt hatte.

Nichts störte an diesem Sommernachmittage die

feierliche Stille der Natur. Bernhard schritt auf einem Wege dahin, der sich am Rande der Wiese entlang zog und zur Seite von einem jener fast lautlos dahinfließenden Bäche des Tieflandes begrenzt war. Um die Stämme der alten Weiden flogen schon jene schönen Schmetterlinge, die den Herbst verkündigen: der bunte Admiral und der sammetbraune Trauermantel, dessen Flügel wie mit Gold eingefaßt sind. So schritt Bernhard eine Weile fort, bis aus dem Park eine mit Haselbüschen, wilden Rosen, Weißdorn und andern Gesträuchen bewachsene Halbinsel in die Wiese vorsprang. Zwischen dem mannigfaltigen Gebüsch hatte sich wilder Hopfen mächtig emporgerankt und dadurch waren an manchen Stellen fast undurchdringliche Dickichte gebildet. Vor diesem Orte bog der Weg ab und führte tiefer in den Park hinein. Als Bernhard dieser neuen Richtung eine kurze Strecke gefolgt war, stutzte er plötzlich, denn er sah einen schmalen, etwas verwahrlosten Weg, der in das Dickicht der Halbinsel hineinführte. Offenbar war seit lange für diesen Steig nichts gethan worden, denn er war mit Gras und Kraut hoch bewachsen und die umliegenden Büsche hatten ihn stellenweise mit ihren Wurzelschossen erfüllt. Es durchzuckte Bernhard wie ein Schlag, als er bemerkte, daß der Weg offenbar vor kurzem begangen war, denn die hohen Gräser waren wie von menschlichen Fußtritten niedergebogen und richteten sich zum Teil mit leisem Knistern wieder empor. Eine plötzliche Hoffnung erfüllte ihn; vielleicht war dies der Weg,

der zu Evas Lieblingssitze ging, und er traf sie dort allein. So leise wie möglich verfolgte er den schmalen und etwas gewundenen Pfad, der auf die gegenüberliegende Wiesenbucht zuzuführen schien, und bald erkannte er, daß dort ein mächtiger Lindenbaum seine rundliche Kuppel wölbte. Als er so pochenden Herzens weiter schritt, erschien dort plötzlich unter dem Dämmer der Lindenzweige durch eine Lücke im hopfenberankten Gebüsch wie in einem Rahmen das Steinbild eines geflügelten Amors, der mit Pfeil und Bogen in die Welt hineinzielte. Nun schlug ihm das Herz fast bis zum Zerspringen. Als er eine Weile still stand, um sich zu beruhigen, hörte er ein sanftes, tönendes Rieseln wie von fließendem Wasser, und nun, was war das? Das war kein klingendes Quellengeplätscher mehr, obgleich es ihm ähnlich erschien, das war ein leises, kurzes Mädchenlachen, und so lachte auf der Welt nur eine. Aber wenn sie lachte, war sie nicht allein. —

Bernhard stand an einer Biegung des Weges und die Aussicht ward ihm verdeckt durch ein dichtes, hopfenberanktes Gebüsch von Nußbaum und wilden Rosen, durch dessen Lücke er nur den grauen steinernen Amor sehen konnte. Leise trat er einige Schritte vor, nun ward das Gebüsch, das ihm die Aussicht versperrte, lichter und bot eine andre kleine Lücke dar, und durch diese sah der unglückliche Bernhard noch mehr, als er gefürchtet hatte. Dort sah er Eva zärtlich hingeschmiegt an einen jungen, hübschen Mann in heller Kleidung, der ihren schlanken Leib umschlungen hielt, während sie, mit beiden Armen seinen Hals um-

fassend, zurückgebogenen Hauptes in seinen Küssen aufging. Noch konnte es ein Irrtum sein, obwohl sich die ihm so wohlbekannte schlanke, zärtliche Gestalt in ihrem schwarzen Kleide deutlich von dem hellen Anzuge des jungen Mannes abhob, doch plötzlich fuhren alle drei Teilnehmer dieser Begebenheit in jähem Schreck zusammen, denn eine Schwarzamsel, die in der Gegend ihren Geschäften nachging, hatte Bernhard bemerkt und erhob nun jenes zeternde Warnungsgeschrei, das dem birschenden Jäger so verhaßt ist, weil es dem klugen Wilde seine Anwesenheit verrät. Die jungen Leute unter dem Lindenbaum schreckten auseinander und wandten ihre Gesichter jenem Orte zu, woher der plötzliche Lärm kam, und nun sah Bernhard — es war kein Zweifel mehr, sein Geschick war entschieden.

Das junge Paar beruhigte sich bald, Eva lachte darüber, daß sie sich so hatten erschrecken lassen, jenes entzückende, kleine, kurze, silberne Lachen, und dann wandten sich beide ihrer verliebten Beschäftigung wieder zu.

Bernhard hatte, als er sich zur Seite bog, um nicht gesehen zu werden, in den dornigen Zweig einer wilden Rose gegriffen. Die spitzigen Haken drangen in sein Fleisch ein, allein er ließ die Ranke nicht los, sondern packte nur noch fester zu, der Schmerz that ihm wohl. So stand er eine Weile, während es ihm dunkel vor den Augen ward, und rang nach Fassung.

Dann löste sich langsam seine Hand von dem

dornigen Zweige und lautlos, wie er gekommen, ging er davon, hinter sich lassend den schönsten Traum seiner Jugend.

*

IX. In der Dämmerung.

Es dunkelte schon, als der Doktor Bernhard Brunow in jener Fliederlaube des Gartens vor der Stadt aus seinen Träumereien dadurch erweckt wurde, daß ein Mädchen der Wirtsleute kam, den Tisch abzuräumen, weil unterdes der Himmel sich bezogen hatte und schon einige Regentropfen fielen. Er stand auf mit einem kleinen Seufzer, zugleich war aber um seinen Mund das stille Lächeln dessen, der überwunden hat. Er machte sich auf den Heimweg. Unter den Ulmen und Platanen war es schon dunkel, leer und still, nur der Regen trommelte auf den Blättern. Der Doktor wanderte nun in der Dämmerung langsam seinen Weg, während die Tropfen leise auf ihn hernieder rieselten. Noch stärker und würziger kam in der Kühle des Abends der Heuduft aus dem Wiesengrunde, die Blätter der wilden Rosen am Wegesrande hauchten ihren apfelartigen Geruch aus, und in dem dunklen Gebüsch schlug zuweilen abgebrochen wie aus einem Traume heraus eine Nachtigall. Dann kamen zur Seite die Gärten der Landhäuser und füllten rings die Luft mit einem Hauch von blühenden Rosen und Jasmin, und dann war

wieder die schwarze Chaussee da und der stumpfe und dem Doktor doch so heimische chemische Dunst. Er wanderte vorüber an den zahlreichen Fabrikgebäuden, die am Tage so lärmreich und geräuschvoll waren, doch nun so still und tot dalagen und mit mannigfachen dunklen Giebeln und Schornsteinen in die dunstige Regenluft emporragten. Dann tönte das Brausen des Wehres am Mühlenthore vor ihm; er stand eine Weile und blickte nachdenklich in das stürzende Wasser und den fließenden Schaum, ging dann nach der andern Seite, wo das Wasser glatt war und jeder Regentropfen einen kleinen Kreis um sich machte, in dessen Mitte das Wasser zierlich aufhüpfte, und diesem Spiele sah er lange zu. In den sonst so frischen und thätigen Doktor war wohl heute ein ganz besonders träumerischer Geist gefahren. Dann schlenderte er langsam durch das altertümliche Mühlenthor und die wegen des Regens fast leeren Straßen seiner Wohnung zu. Als er in sein Zimmer trat, dessen Fenster geöffnet waren, fand er es ganz erfüllt von frischem Lindenblütenduft und der Kühle des Regens. Er zündete kein Licht an, sondern nahm eine Cigarre und setzte sich in einen Lehnstuhl ans geöffnete Fenster. Dort saß er noch lange, während draußen die Linden blühten und der feine Regen unablässig auf sie niederrieselte.

Hans Beinharts Abenteuer.

*

I. Die Heimkehr.

Fünf Jahre hindurch war ich nicht in meiner Vaterstadt gewesen, da mein Beruf mich auf Reisen und Arbeiten in fremde Länder geführt hatte. Endlich für längere Zeit in die Heimat zurückgekehrt, hatte ich mich, sobald es anging, freigemacht, um zum erstenmal seit Jahren in ungestörter Ruhe einige Wochen bei meiner Mutter zu verleben. Wie behaglich berührte es mich, als das erste Plattdeutsch wieder an mein Ohr tönte, und wie gern lauschte ich den behäbigen Gesprächen meiner Mitreisenden, deren Mundart jenen breiten Beigeschmack hatte, an dem meine Landsleute in der Fremde sofort erkannt werden. Schon jetzt wehte mich etwas an wie Ruhe und Frieden, die Leute hatten alle so wundervoll viel Zeit, und die Bahnbeamten betrieben ihr Geschäft nicht in unwürdiger Hast, sondern hübsch gemächlich und ohne jede Uebereilung. Es ist jetzt in dieser Hinsicht sehr viel anders geworden, aber damals war noch die schöne Zeit, da man in der Station Kleinen auf die Frage, wann der Zug weitergehe, von dem Schaffner

die Antwort erhalten konnte: „Ja, ich weiß's auch nich, zehn Minuten kann's woll noch dauern.“ Es dauerte dann aber gewiß noch zwanzig, welche angenehme Pause man mit der Vertilgung vortrefflicher Krabben=Butterbröte würdig ausfüllen konnte. Der Zug ruckelte so gemächlich durch die fruchtbare Landschaft, daß man den Stand der Feldfrüchte in aller Ruhe betrachten und vergleichen konnte, und die Goldammern, behaglich nebenher fliegend, immer noch Zeit hatten, auf jeder Telegraphenstange ihr Liedchen zu singen. Jedoch in das Reich der böswilligen Erfindung möchte ich die Geschichte von jenem Landbriefträger verweisen, der mit einem gewissen Zuge jedesmal eine Strecke mitzufahren pflegte. Als er sich nun aber einmal ausnahmsweise zu Fuße auf den Weg machte und nach dem Grunde befragt wurde, da sagte er, wichtig einen Brief emporhebend: „Hüt heww ik kein Tied to führen — dei Breif hett Ihl!“

Im übrigen kam man zuletzt doch auch an, gerade so wie heute, und so traf ich denn glücklich in meiner Vaterstadt ein. Ich übergab meinen Gepäckschein einem Dienstmanne und machte mich zu Fuß auf den Weg. Viele Menschen und Städte hatte ich gesehen, und eine Fülle des Neuen war an mir vorübergerauscht, doch nun war mir mit einemmal so zu Mute, als sei ich in den Drehpunkt der Zeit gekommen, wo sie stille steht, denn hier war alles so, als ob ich es gestern erst verlassen hätte. Auf dem Bahnhofe lungerte wie gewöhnlich Adi Lemmermann, Müßig=

gänger von Profession, der mal in grauen Zeiten irgend ein Examen nicht hatte hinter sich bringen können und nun schon seit lange von den Zinsen eines kleinen Vermögens lebend als Mörder und Dieb bekannt war, allerdings nur von jener harmlosen Sorte, die die Zeit totschlagen und dem lieben Gott den Tag abstehlen. Mit demselben nichtssagenden Blicke wie vor Jahren betrachtete er die Aussteigenden und sah so überflüssig aus wie immer. Auf der Promenade begegnete mir, die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf etwas in den Nacken gerichtet, der uralte emeritierte Prorektor Rein auf seinem gewohnten Spaziergange um den Pfaffenteich. So uralt sah er schon aus vor fünfzehn Jahren, als ich vor ihm auf der Schulbank saß und er mich von Zeit zu Zeit, wenn ich wieder einmal meine unüberwindliche Abneigung gegen die alten Sprachen allzudeutlich kundgegeben hatte, mit milder Stimme fragte: „Beinhart, wann gehen Sie ab?" worauf die ganze Klasse im Chore zu antworten pflegte: „Noch lange nicht, Herr Prorektor." Dann schüttelte er sanft sein weißes Haupt und sagte: „Das ist schade!" Nicht weit hinter ihm kam auch richtig der ewig betrunkene Böttcher Maaß angetorkelt, wie er so oft schon seit unzähligen Jahren torkelte, und hinter ihm war wie immer ein johlendes Gefolge hoffnungsvoller Knaben. Auch dies rief liebliche Jugenderinnerungen in mir wach, denn diesem Manne verdankte ich eine der unverdientesten, aber gewaltigsten Maulschellen, die jemals gebacken worden sind.

So aufgelegt zu allerlei dummen Streichen ich auch immer war, beteiligte ich mich doch niemals an den Hänseleien, mit denen die Jugend Betrunkene oder geistig Gestörte, deren immer einige in solcher Stadt frei herumlaufen, so gern verfolgt, und Böttcher Maaß, Pauline Panköke, oder der große Dichter Kägebein waren sicher vor mir. Als nun einmal wieder die unnützen Jungen um den torkelnden Böttcher Maaß beschäftigt waren und ihn mit kleinen Steinen und andern Gegenständen warfen, verwies ich ihnen dies und forderte sie auf, das unglückliche Geschöpf ruhig laufen zu lassen, womit ich allerdings nicht den geringsten Erfolg erzielte. Böttcher Maaß aber, in Zorn versetzt durch einen Stein, der ihn ans Schienbein getroffen und ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt hatte, machte plötzlich einen Ausfall, bei dem die andern auseinander sprühten, während ich in dem Gefühle meiner Rechtschaffenheit und Tugend und erfüllt von unbegreiflicher Vertrauensseligkeit und monumentaler Dummheit ruhig stehen blieb. Böttcher Maaß, sich an das einzig Bleibende in der Flucht der Erscheinungen haltend, stürzte auf mich los, holte stolpernd aus und versetzte mir eine Maulschelle, die mein Vertrauen auf Recht und Gesetzmäßigkeit bedenklich erschütterte und mich zu Zweifeln an der göttlichen Vorsehung verleitete. Aber ich habe ihm dies längst verziehen und ihn sogar später zum Helden meines ersten Epos gemacht, „die Maassiade“ genannt.

Ja, alles war in dieser Stadt noch wie früher,

nur die kleinen Mädchen, die vor fünf Jahren noch Reifen und Ball spielten, waren stattliche Damen mit Sonnenschirmen und modernen Hüten geworden; die Reifen trugen sie in den Kleidern und auf den Ball gingen sie. Dieses Geschlecht wächst einem in gewissen Jahren am schnellsten aus der Kundschaft. Die Primaner und Sekundaner in ihren bunten Mützen gingen, wie ich später zu sehen Gelegenheit hatte, denn jetzt waren sie noch in der Schule, ehrbar wie immer und im Bewußtsein der Würde ihres Standes und der Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung einher; einige drehten bereits heftig an einem kleinen Schatten unter der Nase und beneideten gewiß Frau Rebekka Bonnheim, die wie immer vor ihrem Seifenladen stand und sich wieder einmal vierzehn Tage lang nicht rasiert hatte, ein Umstand, der im Verein damit, daß sie mit Seife ausschließlich nur handelte, ihrem alten, fetten Gesichte einen hohen Reiz verlieh. Ach, und die alten, wohlvertrauten Läden sahen meistens noch gerade so aus, wie vor langen Jahren. Vor dem kleinen Schaufenster des alten Freudenberg, mit dem ich so manches Geschäft in Kandiszucker und Murmeln abgeschlossen hatte, standen noch dieselben gekreuzten Thonpfeifen und staubigen Tabakspakete und dieselben blinden Gläser mit Backpflaumen, Grütze und Erbsen und dieselbe Flasche Kalmüser-Schnaps mit der schönen Inschrift:

„Ein Kalmüser hilft schon sehr,
Zwei Kalmüser noch viel mehr.“

Wie oft hatte ich davorgestanden und darüber

nachgedacht, wozu er denn nun wohl eigentlich helfen möchte! Im Ladenfenster des Zuckerbäckers Grübel prangte noch immer die braunangemalte Göttin aus Gips, die in meinen Jugendphantasien eine so große Rolle spielte, denn ich war des festen Glaubens, sie sei durch und durch aus lauter Chokolade und darum von unermeßlichem Werte. In meinen Träumen von Glück und Reichtum fehlte nie die Scene, wie ich bei Herrn Grübel eintrat, mich in leichtem Tone nach dem Preise seiner Chokoladengöttin erkundigte, ohne weiteres die geforderte Summe bezahlte und mit einer vornehmen Handbewegung befahl, sie in meine Wohnung schaffen zu lassen. Ich pflegte dann in nachlässiger Weise hinzuzufügen: „Legen Sie auch ein Schock Ihrer berühmten Apfeltorten bei.“ Ja, wohin waren diese Kinderträume geschwunden! Soeben kam eine heiße Platte dieser beliebten Törtchen aus dem Ofen, eine Wolke von verlockendem Dufte durch die offene Thüre sendend, allein, obwohl ich so viel Geld bei mir trug, um den Grübelschen Laden auszukaufen, ging ich kaltsinnig vorüber. Nie hätte ich als Kind geglaubt, daß solche Wandlung möglich wäre.

Nun kam ich an den Dom, der, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, mit seinem braunroten Ziegelgemäuer ernst und massig auf das Häusergekribbel zu seinen Füßen herabschaut. Die Dohlen kläfften in seinen Mauerlöchern und die Turmschwalben schweiften schreiend um seine Giebel so wie es immer war. Als ich den kühlen Kreuzgang

durchschritt, der zwei an den Dom angebaute frühere Klostergebäude, die jetzt das Gymnasium enthielten, verbindet, war es gerade vier Uhr, und ein wohlbekanntes Donnern und Rumoren erhob sich in dem Gebäude, denn die Nachmittagsschule war zu Ende. Dann kam in langen und hastigen Sprüngen jemand die breite Holztreppe herabgepoltert: es war der erste der Schüler, dem es gelang, die Freiheit zu gewinnen. Das war ich immer gewesen in früherer Zeit, dies war einer der wenigen Ehrgeize, die ich damals hegte, und ich sah mir voller Teilnahme nun meinen Nachfolger an. Er war ein kräftiger Tertianer, etwas braungebrannt und sommersprossig, und in seinen Augen lag ein Ausdruck, der mehr an Wald, See und Wiese als an Studierlampe, Bücher und Schreibpapier erinnerte. Ja, es war alles noch beim alten.

Jetzt ging ich den alten Schulweg, den ich wer weiß wie oft zurückgelegt hatte, und es rührte mich fast, denn alles war so wohlbekannt. Je näher ich der Wohnung meiner Mutter kam, je eiliger wurden meine Schritte, bis ich endlich um die Ecke bog und das Haus in Sicht kam. Ja, nicht allein das Haus, denn aus dem Fenster lauschte der liebe, wohlbekannte, alte und doch noch so jugendliche Kopf, und nun nickte er, daß die sauberen Spitzen der Haube zitterten. So war es auch schon oft gewesen, wenn ich in den Ferien oder zu kurzem Urlaube heimkehrte, denn wir beide liebten nicht die Empfangskomödie auf dem Bahnhofe, aber so lange Zeit hatte noch niemals dazwischen gelegen. Nun klingelte zeternd die Haus-

thürglocke, und mit denselben mächtigen drei Sätzen, die mir noch von früherer Zeit her in den Gliedern lagen, war ich die Treppe hinauf und wieder daheim.

*

II. Wieder daheim.

Nichts ist der rührenden Sorgfalt und Ausdauer zu vergleichen, mit der eine Mutter ihren Sohn betrachtet, wenn er längere Zeit von ihr getrennt gewesen ist. Es scheint, als wolle sie das in Jahren Versäumte nun in kurzem desto gründlicher nachholen. Als wir nun bei dem duftenden Extrakaffee saßen, zu dem die Mutter, wie sie scherzend sagte, mir zu Ehren eine Bohne mehr genommen hatte, während ich es mir nicht nehmen ließ zu behaupten, es müßten mindestens zwei gewesen sein, wurde sie nicht müde, mich anzusehen und zu fragen und zu erzählen, während ich meine Augen im Zimmer umhergehen ließ, wo mich alles so wohlvertraut und bekannt anlächelte und selbst die Bilder an den Wänden auf mich hinsahen, als freuten sie sich meiner Heimkehr. Ja, die prachtvollen Nelken auf den Fensterbrettern schienen sich mit roten und gelben Gesichtern nach mir umzublicken und schienen die Köpfe zusammenzustecken und zu flüstern: „Da ist er ja, unser Sohn.“ Dann kam die „sanfte Doris“ herein, unser ältliches Dienstmädchen, das meine Mutter schon acht Jahre hatte. Sie lächelte sehr verschämt und reichte mir

die Hand, knixte und ward rot und meinte, der junge Herr wäre so braun geworden, das käme wohl, weil es in Spanien so heiß wäre. Die Dienstmädchen meiner Mutter wurden immer Doris genannt, weil sie sich an diesen Namen gewöhnt hatte, und da schon eine lange Prozession dieser durch unser Haus gewandelt war, gleich der Erscheinung im Macbeth, so wurden sie durch ein bezeichnendes Beiwort unterschieden, wenn man ihrer gedachte. Da war die „schreckliche Doris“, an deren kurze Anwesenheit sich greuelvolle Erinnerungen knüpften, und die am Arme eines Vertreters der irdischen Gerechtigkeit unser Haus verlassen hatte, um eine Zeitlang in einer Staatsspinnanstalt dem öffentlichen Wirken entzogen zu werden; da war die „donnernde Doris“, deren kräftiger Schritt das Haus zittern machte, und deren Denkmal ein Monte Testaccio von zerbrochenem Geschirr bildete; da war die „gefühlvolle Doris“, die weinen konnte, wann sie wollte, und eine Tyrannin war; die „schöne Doris“, die sich sehr bald dem einträglicheren Ammenberufe zuwandte; die „geschwätzige,“ die „lange“, die „dumme“, die „Soldaten-Doris“, und wie sie sonst noch hießen. Alle aber an Ausdauer hatte unsre letzte, die „sanfte Doris“ übertroffen, obwohl von ihr bis zu einem Ideale auch noch einige Siriusweiten Entfernung vorhanden waren. Insbesondere scheute sie jede anstrengende Arbeit und suchte sich einer solchen gern durch eine stets sich bereitwillig einstellende Krankheit zu entziehen. Sie pflegte dann meine Mutter etwa durch folgende, im

sanftesten Tone gesprochene Erklärung zu überraschen: „Wie es nu mit die Wäsche werden soll, Frau Doktorin, das weiß ich nich — ich geh zu Bett.“ Aber sonst war sie eine Seele.

Plötzlich sagte meine Mutter: „Denke mal, beinahe hätte ich unser Haus verkauft, schon vor fünf Jahren, gerade als du fortgegangen warst nach England. Ich habe dir gar nichts davon geschrieben, weil ich weiß, wie du an dem Hause hängst, und ich fürchtete, du würdest mir dennoch zureden, weil das Gebot so außerordentlich gut war. Zwölftausend Thaler konnte ich bekommen; denke nur, als dein Vater es erwarb, hat er nur fünftausendsechshundert gegeben.“

„Wie ist das möglich?“ fragte ich verwundert.

„Nun, der Amerikaner nebenan, der damals hierherzog, wollte es mit Gewalt haben, hauptsächlich des Gartens wegen. Die Zaunnachbarschaft war ihm unangenehm, und da unser kleiner Garten an der andern Seite von dem fensterlosen Hintergebäude des Nebenhauses begrenzt ist, so hätte er sein Reich ganz für sich gehabt. Er war bei mir und wurde sehr ungnädig, als ich nicht wollte. Er konnte es absolut nicht begreifen, daß ich das Geschäft ausschlug. Zuletzt geriet er förmlich in Wut und lief fort. Seitdem verachtet er mich. Ich bin Luft für ihn, und wenn er in seinem Garten herumpusselt, wie es den ganzen Tag geschieht, denn er hat ja weiter nichts zu thun, da sieht er mich nicht. Dieses kleine Stück der Welt, das uns gehört, ist für ihn

überhaupt nicht mehr vorhanden, es könnte ebensogut in Neu-Guinea liegen oder auf dem Monde."

Dies machte mich neugierig und ich fragte: „Was ist er denn eigentlich für ein Mann, der Amerikaner?"

Meine Mutter antwortete: „Ein Ungetüm ist er und zwar ein höchst sonderbares. Er stammt aus unsrer Stadt und ist der Sohn des alten, längst verstorbenen Registrators Rodekamp, den du nicht mehr gekannt hast. Er war der einzige und sollte studieren, darauf hatte sein Vater sich ganz versessen, obwohl der Junge lieber zur See gegangen oder Landmann geworden wäre. Mit großer Not hat er denn auch das Gymnasium absolviert und ist auf die Universität gegangen. Dort hat er nun immerfort studiert und ist nicht fertig geworden, acht Jahre lang, bis ihm sein Vater nichts mehr hat geben können, weil er um diese Zeit gestorben ist. Mit dem geringen Erlöse aus dessen Nachlasse ist der junge Rodekamp, dem natürlich an dem eigentlichen Studieren gar nichts lag, nach Amerika gegangen, und da hat man lange Zeit nichts wieder von ihm gehört. Er ist übrigens einer der berühmtesten Studenten von Deutschland gewesen, soll dreiundsiebzig Duelle gehabt haben und schamlos viel Bier haben trinken können. In Jena erzählt man noch von ihm als von einem Heros der alten Zeit. Wie er sich dann in Amerika sein großes Vermögen erworben hat, das weiß man nicht recht, darüber sind allerlei verschiedene Legenden verbreitet; die einen sagen mit

Fabrikation von Stiefelwichse, ein andrer, der in Amerika war, behauptet, er habe in allen Zeitungen, ja an den Häuserwänden und selbst an Felsen, die an der Eisenbahn liegen, John Rodekamps Hühneraugenwasser angezeigt gelesen, und ein dritter wieder will wissen, er habe Geld gemacht durch einen schwungvollen Handel mit Schweineschmalz. Das Wahre aber ist, daß er vor fünf Jahren mit einer hübschen, kleinen, zwölfjährigen Tochter und einem, wie es scheint, ansehnlichen Vermögen aus Amerika zurückkehrte und sich hier das Nachbarhaus mit dem großen Garten kaufte. Dort lebt er ganz allein mit seiner Tochter, einer Köchin und einem alten Diener, denn mit keinem kann er sich vertragen, und schimpft auf alles Deutsche, das Gute mit eingeschlossen. Den ganzen Garten hat er mit Zwergobstbäumen und Beersträuchern, Wein, Pfirsichen, Aprikosen und Schattenmorellen an Spalieren angepflanzt und nur am Rande einige von den schönen, alten Obstbäumen von früher stehen lassen. Es ist merkwürdig, wie unter seinen Händen alles gedeiht, obwohl er ein so widerborstiger alter Geselle ist; aber das muß ich sagen, es ist eine Pracht! Diese idyllische Neigung und dieses Geschick sind mir bei seinem Charakter ein Rätsel, und dann hat er noch eine andre Gewohnheit, die mir sehr zuwider ist. Des Abends nämlich nach vollendeter Arbeit sitzt er in seinem Gartenzimmer und trinkt unmenschlich viel starken Grog, und dabei überkommt ihn zuweilen die Erinnerung an seine langjährige Studentenzeit und deren

ruhmvolle Tage. Dann muß ihm die arme Eveline das Kommersbuch holen und ihn auf dem Klavier begleiten, wenn er mit fürchterlicher Stimme seine alten Studentenlieder abgröhlt. Jetzt, da es warm geworden ist, geschieht dies bei offenem Fenster, und ich kann dir sagen, lieber Hans, wenn er so recht in Begeisterung gerät, dann ist diese ganze Gegend eigentlich unbewohnbar!"

„Das ist doch ein ganz netter und eigentümlicher Zug von ihm," sagte ich.

„O, pfui," sagte meine Mutter, „denke doch an das arme Mädchen, das dabei sitzen muß, wenn er singt:

‚Bayrisch Bier und Leberwurst
Und ein Kind mit runder Brust
Und ein Glas Krambambuli,
Donnerwetter Parapluie!'

Und das ist noch nicht mal das schlimmste von allen. Aber ich glaube, das gute Mädchen hört gar nicht danach hin."

Als ich mich nun des Näheren nach Eveline erkundigte, da ward meine Mutter ganz begeistert: „Das ist ein hübsches, sanftes und gutes Kind," sagte sie, „sie muß das von der Mutter haben, die schon in Amerika gestorben ist, vom Vater hat sie nur die Nase, die das einzig Hübsche an ihm ist und in seinem Gesichte wohnt wie ein Einsiedler in der Wüste. Wenn der Alte nicht zu Hause ist, was aber selten geschieht, da kommt sie gleich an das Geländer, wenn ich im Garten bin, und da plaudern

wir miteinander. Ihre Mutter hat sie kaum noch gekannt, und als wir neulich mal beide recht herzlich miteinander waren, da beugt sie sich mit einemmal auf meine Hand und küßt sie. ‚Kind,‘ sage ich, ‚was machen Sie?‘ Da sieht sie mich mit einem Paar von Thränen verschleierter Augen an und sagt: ‚Ach, ich möchte Sie zur Mutter haben!‘ Lieber Hans, da wurde mir ganz seltsam zu Mute, und da küßten wir uns und haben ein bißchen zusammen geweint.“

Ich schwieg eine Weile, aber zuletzt prickelte mich ein neckischer Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, so sehr, daß ich ihn aussprechen mußte: „Dem Mädchen könnte ja vielleicht geholfen werden!“ sagte ich.

Meine Mutter gab mir einen kleinen Klaps auf die Hand, dann aber nickte sie mir ernsthaft einigemal zu und sagte mit einem kleinen Seufzer: „Ja, das wäre schon gut, aber das alte Ungetüm!“

Als ich am Abend hinaufging in das kleine Giebelzimmer, in dem ich meine Knabenzeit verlebt hatte, strömten neue Erinnerungen mit Macht auf mich ein, denn hier war noch alles in derselben Ordnung wie vor fünf Jahren, als ich nach der Aufgabe meiner Stellung und vor dem Antritte der andern, die mich ins Ausland führte, einige Wochen in der Heimat verbrachte. Das Zimmer war ein richtiges Hans Beinhart-Museum. Den Oberteil der Thür zur Schlafkammer einrahmend, hing dort immer noch die bogenförmig ausgestopfte Riesenschlange, die mir ein Onkel Seekapitän vor Zeiten mitgebracht hatte, einstmals der größte und vielbeneidete Schatz meiner Kind-

heit. Dort auf dem schiebladenreichen Schranke für die Steinsammlung stand die selbsterbaute Elektrisiermaschine nebst andern physikalischen Apparaten, an den Wänden hingen, sauber in Glaskästen gereiht, selbstgefangene Schmetterlinge und dazwischen andre Raritäten, nebst einer Reihe von Pfeifen aus der Zeit meines Studiums, gekreuzte Schläger mit Cerevis und Verbindungsband, und in Gruppen geordnet die Bilder von „Freunden", deren Namen ich schon zum Teil wieder vergessen hatte. Und wie sauber und in Ordnung war das alles. Meine Mutter hielt Zimmer und Bett jederzeit so im stande, daß ich kommen konnte, wann ich wollte, und immer alles zu meiner Aufnahme fertig fand. Auf dem Arbeitstische lag Papier und Mappe bereit, das sonderbare, alte Bronzeschreibzeug war frisch mit Tinte gefüllt, Schere, Papiermesser, Rot- und Blaustift, Federhalter und Radiergummi waren sorgfältig geordnet, und als ich prüfend den Deckel des Tabakskastens öffnete, fand ich ihn voll Varinaskanaster von Saniter und Weber in Rostock. Wahrhaftig, auch daran hatte sie gedacht. Seit fünf Jahren hatte ich keine lange Pfeife mehr geraucht. Ich stopfte mir eine, ein ungeheures Renommierinstrument aus meiner Studienzeit, mit farbigen Quasten und dem Verbindungswappen, setzte mich auf den alten, lederüberzogenen Lehnstuhl ans offene Fenster und rauchte die Pfeife der Erinnerung. Es war eine warme und etwas wolkenverhangene Mainacht, aus den Gärten stieg ein würziger Duft jungen Lebens zu mir empor und hier und dort war in dem

dunstigen Dunkel ein matter, weißlicher Schein von blühenden Kirschbäumen bemerklich. In einiger Ferne, wo der Schimmer von erleuchteten Fenstern durch die Zweige glomm, ward jetzt ein Klavier angeschlagen, und bald ließ sich eine rauhe, fürchterliche Berserkerstimme vernehmen, die mit gewaltiger Inbrunst das Lied anstimmte:

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden,
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh und ungebunden!
Vergebens spähe ich umher,
Ich finde deine Spur nicht mehr:
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!"

So ging es fort, alle sechs Strophen hindurch. Schön war der Gesang fürwahr nicht, allein von so grausamer Wirkung wie meine Mutter fand ich ihn nicht. Das kam wohl daher, weil er in meinem Herzen eine gleiche Saite anklingen machte. Denn niemand wohl, der einige Jahre seiner schönsten Jugendzeit auf deutschen Hochschulen verbracht hat, kann dies nach Inhalt und Melodie gleich wunderbare Lied hören, ohne daß eine sanfte Rührung sein Herz bewegt. Und so vermochte ich ohne Zorn dem furchtbaren Gesange des alten Sonderlings zu lauschen.

*

III. Im Garten.

Am andern Morgen erwachte ich schon früh, und der sonnige Morgen verlockte mich, sogleich aufzustehen und in den Garten hinabzugehen. Zuvor aber hielt ich mich eine Weile vor dem Borte auf, wo sich in sauberen Einbänden die wer weiß wie oft gelesenen Bücher meiner Jugendzeit befanden. Wie vertraut schauten mich die alten Freunde an, und welche Fülle von Entzückung und von sanften Freuden hatten sie einst in mein Herz gegossen! Nur ein Kind vermag zu lesen und das Gelesene zu genießen; wer vermeint, daß gereifte Erkenntnis zur Erhöhung dieser Freuden beitrage, der irrt sich. Es ist gerade wie mit der ersten Liebe. In Erinnerung an diese kindlichen, aber unvergleichlichen Genüsse nahm ich ‚Paul und Virginie‘ in der schönen Pforzheimer Ausgabe mit den Illustrationen von Tony Johannot, Meissonnier, Français und andern mit mir in den Garten, und ganz unwillkürlich lenkte ich meine Schritte zu dem Orte hin, wo ich in früherer Zeit so manche Stunde lesend und in eine fremde Zauberwelt versunken zugebracht hatte. Wir hatten dort einen alten Apfelbaum, dessen Stamm in so schräger Neigung emporstieg, daß man mit einiger Geschicklichkeit an ihm hinaufgehen konnte. Dort, wo sich seine Aeste teilten, bildete sich eine Art von bequemem Lehnsessel, und zu diesem Orte stieg ich mit meinem Buche empor. Doch bevor ich anfing zu lesen, ließ ich meine Blicke über den Nachbargarten schweifen und sah nun

von meinem erhöhten Sitze, wie sehr sich dieser in den letzten fünf Jahren verändert hatte. Die frühere schattige Baumwildnis, in der ich mit den Nachbarskindern die herrlichsten Spiele ausgeführt hatte, war verschwunden, und statt ihrer sah man reihenweise und sauber gehalten, die gleichmäßigsten Zwergobstbäume von der Welt, hochstämmige Stachelbeer- und Johannisbeersträucher und wohlbeschnittene Himbeerpflanzungen. An andern Orten wieder erblickte man ganze Reihen von Gitterwänden, an denen Pfirsich und Aprikose bereits verblüht waren, während Schattenmorellen ganz in leuchtendem Weiß und Weinreben im ersten jungen Grün standen. Alles war sauber und sonnig und wie nach der Schnur, außer an den Rändern des Gartens, wo der Nachbar noch einige der mächtigen Obstbäume und dichten Gebüsche aus früherer Zeit hatte stehen lassen. So begrüßte ich mit Vergnügen meinen alten Freund, einen gewaltigen Bergamottenbirnbaum, der, obwohl schon einige große Hohlräume zeigend, doch noch ganz gesund war und sich auch in diesem Jahr über und über mit weißlichen Knospen bedeckt hatte. Er besaß die Eigenschaft, auch einen Teil unsres Gartens mit seinem Ueberflusse zu bedenken, so daß ich mich bei diesem „Wirte wundermild“ schon oft hatte zu Gaste laden können, wenn er in windiger Nacht köstliche Früchte auf unsern Rasen gestreut hatte. Ich betrachtete ihn deshalb mit Wohlwollen, obgleich ich nicht ahnen konnte, daß dieser gute Baum mir noch einmal einen höheren Freundschaftsdienst zu leisten bestimmt war.

Rings glänzte der schönste Frühlingsmorgen. Der Gartenlaubvogel, der Mönch und die graue Grasmücke sangen unglaublich, dazwischen schmetterten die Buchfinken, die Bienen summten in lauter Duft und ein weicher Morgenwind wühlte in Knospen und Blüten und jungen Früchten wie ein Geizhals in seinen Schätzen. Ich lehnte mich behaglich in meinen natürlichen Lehnstuhl zurück, schlug mein Buch auf und vertiefte mich in seinen Inhalt. Eigentlich nicht so sehr in diesen als in die Gedanken meiner eigenen Kindheit, die zwischen den Zeilen hervorblühten und aus den so oft andächtig und grübelnd betrachteten Bildern mir entgegenlächelten. Doch allmählich ergriff das kleine Naturgedicht in seiner zarten Einfachheit mich aufs neue, so daß ich mit stiller Rührung den einfachen Erlebnissen der guten Leute auf Isle de France folgte, bis mich endlich ein seltsames Gefühl überkam, das mich veranlaßte aufzublicken und nach einer bestimmten Richtung zu sehen. Im Nachbargarten unter dem großen Birnbaume stand ein junges, schönes Mädchen und blickte verwundert auf mich hin. Sie mußte von der Seite genaht sein, wo die Zweige mich verdeckten, und hatte nun plötzlich mit Erstaunen bemerkt, welch eine seltsame Frucht unser alter Apfelbaum trug. Als ich so plötzlich aufblickte, errötete sie ein wenig und schien einen Augenblick zu zaudern, ob sie weiter schreiten sollte, an mir vorbei, oder wieder umkehren. Aber nur eine ganz kurze Weile, dann setzte sie den unterbrochenen Weg fort, während ich mich schnell aus meiner bequemen Lage

aufrichtete und der lieblichen Nachbarin meinen Gruß darbrachte. Sie dankte durch eine leichte Verbeugung, die zugleich vornehm und verbindlich war, und wendete mir dabei im Vorübergehen noch einmal die dunklen Augen zu. Zugleich schien mir um den lieblichen Mund der leise Schimmer eines Lächelns zu schweben. Dann war sie vorüber und verschwand zwischen dem Laubwerke.

Was war denn nun eigentlich geschehen, daß sich die Welt mit einemmal verändert hatte? Die Sonne schien, die Vögel sangen, die Bienen summten und die Blätter rauschten wie zuvor, und doch war alles anders. Warum kam es mir plötzlich so ungemein albern vor und unpassend für meine Jahre, in einem Apfelbaum zu sitzen und „Paul und Virginie“ zu lesen, ein Buch, das ebenso plötzlich ohne allen Reiz für mich war? Ich kletterte sofort aus dem Baume heraus, legte das Buch auf eine Bank und ging nachdenklich in dem kleinen Garten umher. Welch ein Segen ist es doch um ein schönes Menschenkind in der Blüte der Gesundheit und Jugend. Wie ein Geschenk Gottes erscheint solche liebliche Bildung und erfüllt das Herz mit Dank, daß auf dieser Erde solches möglich ist. Was Dichter oder Künstler uns schufen, erscheint doch immer nur wie ein matter Traum und wie ein Abglanz, wenn uns das Bild, das wir im Herzen tragen, plötzlich leibhaftig begegnet als ein holdes Wunder.

Ich spähte durch eine Lücke im Gebüsch, und siehe da, in einiger Entfernung tauchte die schöne

Gestalt wieder aus dem Blätterwerke hervor und ging langsam, halb von den niedrigen Büschen verborgen, dem Nachbarhause zu. Ich sah auch, wie das Mädchen heimlich seinen Blick wieder zu dem Apfelbaume schweifen ließ und, fast enttäuscht, daß sie dort niemand mehr bemerkte, die Augen suchend umherschickte. Dies alles geschah in einem kurzen Augenblicke, dann schritt sie ruhig weiter auf das Haus zu und verschwand darin. Nachdem ich noch eine Weile in einem wunderlichen Gefühle von unbegründeter Glückseligkeit in unserm Garten umhergewandert war, that sich in dem Nachbarhause eine Thür auf, und ein mittelgroßer, starker und ganz in weißen Baumwollenstoff gekleideter Mann trat in die Erscheinung und ging, während er aus einer kurzen Holzpfeife mächtig rauchte, in den Garten hinein, wo er alsbald geschäftig war und nacheinander jeden Strauch und jeden Baum sorgfältig besichtigte. Bei dieser Gelegenheit näherte er sich mir allmählich, und ich besah ihn mir aus der Verborgenheit. Außer seiner weißen Kleidung und seinem gelblichen Panamahute war fast nur Rotes an ihm zu sehen. In dem gesunden roten Gesichte saß die feine, gerade Nase, die schon meiner Mutter aufgefallen war, unter zwei hellgrauen und von dichten, wulstigen Brauen überwölbten Augen. Der etwas große Mund mit den schmalen Lippen war nur wie eine scharfe Linie sichtbar, und zu beiden Seiten bis an seine Winkel ging ein dicker, rötlicher Backenbart, schon mit etwas Grau gemischt. Das übrige Rot waren zwei stattliche Hände, ein seidener Taschen-

tuchzipfel, der aus der Brusttasche hing, und ein Paar rote, lederne Morgenschuhe. So friedfertig der Mann sich auch im Augenblicke beschäftigte, so hatte ich doch das Gefühl, daß es für eine fernere erfreuliche Entwickelung der Dinge günstiger sei, wenn ich mich zur Zeit noch nicht sehen ließe, und benutzte einen Augenblick, da er mir den Rücken wendete, um in das Haus zurückzukehren.

*

IV. Morgenstunde hat Gold im Munde.

Für das Frühaufstehen bekam ich jetzt eine nie gekannte Passion, zur großen Verwunderung meiner Mutter, die sich daran nicht beteiligte und im übrigen dies für eine Reiseangewohnheit hielt, die sich bald geben würde, denn es läge nicht in der Familie. Am nächsten Morgen war ich schon vor sechs Uhr im Garten, und meine schöne Nachbarin mochte wohl diese Passion mit mir teilen, denn sie war auch schon dort und machte sich mit den Blumen zu thun, die der Vater ihrer Pflege überließ. Ein sonderbares Zusammentreffen fügte es, daß die Pflanzen, die ihrer Sorgfalt jetzt am meisten bedürftig waren, gerade in der Nähe unsres niedrigen Gartenzaunes wuchsen. Wenn ich nun sagen sollte, wie es kam, so wäre das schwer, denn wer vermag in der Folge alle die kleinen Fäden und Maschen zu entwirren, aus denen so holde Netze gesponnen werden, die

halben Blicke, die von ganzer Wirkung sind, jenes Abwenden, das das Gegenteil bedeutet, jene zarte Sprache, in der ein kleines Neigen oder Aufwerfen des Kopfes mehr sagt, als der Mund je wagen würde, und alle diese nichtigen und wundervollen Dinge, die so zart sind wie ein Hauch und doch fester binden als Stahl. Und als nach einer Woche etwa das Netz nun fertig war, da gedachte der kleine listige Gott, der es gewoben hatte, es auch zu prüfen, schwang sich hinab von dem blühenden Zweige, wo er sich bis dahin mit seinen Waffen spielend gelagert hatte, und flog, in eine gewaltige Hornis verwandelt, mit schrecklichem Summen um Evelinens schönes Köpfchen. Da diese nun eine große Furcht vor diesem Tiger unter den Insekten besaß, so ward sie bleich und ratlos und wußte nicht, ob sie fliehen oder nach dem Tiere schlagen sollte. Ich bemerkte dies, trat schnell an das Geländer und rief: „Schlagen Sie nicht, es wird Ihnen nichts thun, wenn Sie sich ruhig verhalten!“

Aber die Furcht vor diesem Insekte war so groß, daß Eveline schutzsuchend auf mich zueilte und sich angstvoll an das Geländer klammerte, während die Hornis noch immer summend ihr Haupt umschweifte. Ich ergriff sanft aber fest ihre beiden Arme und sagte: „Nun, Fräulein Eveline, halten Sie sich ganz ruhig wie eine Marmorfigur, da wird dem Tierchen die Sache schon langweilig werden.“

Eveline schlug die Augen nieder vor meinem nahen Blicke und errötete sanft. „Lachen Sie nicht

über meine große Furcht," sagte sie. „Ich hatte in Amerika eine Freundin, die ward bei einem Sommerausfluge aufs Land von solchen Tieren fast totgestochen und lag wochenlang krank. Denken Sie, drei können einen Menschen töten."

„Und sieben ein Pferd," sagte ich. Sie nickte ernsthaft. Ich weiß nicht, ob diese naturhistorische Angabe auf Wahrheit beruht, allein sie ist weit verbreitet und ward mir schon als Kind von unserm alten Kutscher Johann unter Flüchen beschworen.

Es ging nun doch nicht an, daß ich sie immer noch an den Armen hielt, deshalb glitt ich leise hinab und bemächtigte mich ihrer Hand. „O, diese Handschuhe sind so häßlich," sagte sie da und streifte die weichen Lederstulpen ab, die sie im Garten trug. Die schöne, weiße Hand aber ließ sie mir, indem sie sich mit ängstlichem Blicke umschaute und sagte: „Das Tier wird doch nicht wiederkommen?"

„Ich kann mir kein Wesen denken," erwiderte ich da, „das so von Gott verlassen wäre, Ihnen weh zu thun." Du liebe Zeit, man sagt ja meistens Alltäglichkeiten in solchen Lagen, aber sie kommen von Herzen. Sie lächelte ein wenig und begann auf Flucht zu sinnen; ich fühlte, wie sie ihre Hand zu befreien suchte. „Ach bitte gehen Sie noch nicht," sagte ich.

„O doch, ich muß jetzt," erwiderte sie, „um diese Zeit steht mein Vater auf; es wäre schrecklich, wenn er uns bemerkte, er darf ja nicht einmal sehen, daß ich mit Ihrer Mutter spreche."

War es das Bewußtsein, daß wir nun ein kleines Geheimnis miteinander hatten, was mich plötzlich so kühn machte? Ich führte die schöne, sanft widerstrebende Hand an meine Lippen und küßte sie. Eveline ward verwirrt und bat: „O lassen Sie mich doch gehen. Morgen . . .“ sie vollendete nicht, aber dies „Morgen“ klang so verheißungsvoll. Unsre Augen trafen sich eine Weile, und dann nach einem Augenblicke war sie fort. War das, was so sanft auf meinen Lippen glühte, wirklich ein Kuß gewesen? Ein Kuß, wie ein vorüberfliegendes Rosenblatt, das sich wie ein Hauch an die Lippen schmiegt und dann weiter flattert, ein Kuß, wie wenn der Wind von fernen blühenden Feldern eine Wolke balsamischen Duftes eilend vorüberträgt, flüchtig wie ein Gedanke. Am liebsten hätte ich nun Rad geschlagen, wäre auf den Händen gegangen oder in die Bäume geklettert, so unparlamentarisch war mir zu Mute. Da nun dies alles doch nicht schicklich erschien, so rannte ich hinaus in das einsame Werdergehölz und mag mich dort wohl einigermaßen sonderbar betragen haben. Das weiß ich noch ganz sicher, daß ich mutterseelenallein auf dem Zeltenberge gesessen und über den im Sonnenlichte flimmernden See hinaus Hurra! geschrieen habe, so laut ich konnte. Mein innerer Mensch hatte zu hohe Dampfspannung, es war ganz notwendig, daß das Sicherheitsventil geöffnet wurde. Ich will sogar offenherzig bekennen, daß ich schon das Messer in der Hand hatte, um in eine schöne Buche ein kunstvolles E einzuschneiden. Als ich aber um den Baum

herumging, um mir den besten Platz auszusuchen, da fand ich, daß dieser schon einmal von mir für solchen Zweck benutzt worden war in jener holden Jugendzeit, da ich siebzehn Jahre alt war und für die schöne Helene eine überschwengliche Liebe pflegte, ohne daß diese wahrscheinlich die geringste Ahnung davon hatte. Da stand es noch deutlich, ein großes H, und rings- herum ein schönes geräumiges Herz, alles schon recht verwachsen, aber noch gut zu lesen. Ich schämte mich ein wenig meiner verspäteten Jugendlichkeit und steckte das Messer wieder ein. Das aufgefundene Doku- ment hatte die erfreuliche Wirkung, die hasenfüßigen Aeußerungen meiner Begeisterung etwas herabzu- dämpfen, so daß ich mich hinfort wieder eines gesitteten Betragens befleißigte und wie ein manierlicher Spazier- gänger heimkehrte.

Wo der leichte Zaun unsres Gartens an einem dichten Gebüsch des benachbarten vorüberführte, da waren schon seit alter Zeit einige Latten beweglich und ließen sich beiseite schieben, so daß ein nicht zu starker Körper bequem durchzuschlüpfen vermochte. Dieser Mechanismus, der bereits früher den Kinderverkehr zwischen den beiden Nachbargärten vermittelt hatte, war noch in bester Ordnung und wurde bereits am andern Morgen von mir seiner ursprünglichen Bestimmung wieder übergeben. Was konnte ich an einem so köstlichen sonnigen Maimorgen holderes thun, als mit einem schönen, geliebten Mädchen, das mit der Hingabe der Unschuld sich an mich schmiegte, in einem blühenden Garten zu wandeln und jene

Gespräche zu führen, deren größte Bedeutung nicht in den Worten liegt, sondern in den angenehmen Thaten, die sie begleiten. So hatte der Mai doch noch nie geblüht — die Apfelbäume standen in rosigem Schimmer, und als wir unter dem alten Birnbaume endlich Abschied voneinander nahmen, da schüttelte er wie segnend einen Schnee von weißen Blumenblättern auf uns herab.

Wir hatten aber die Rechnung ohne den Indianerspürsinn des alten Amerikaners gemacht und bei unserm verliebten Thun nicht beachtet, daß die Gartensteige ganz frisch geharkt waren. Als nun gegen acht Uhr der Alte wie immer den ersten Gang durch den Garten machte, da gelangte er bald an eine Stelle, wo er den Boden mit besonderer Aufmerksamkeit in Augenschein nahm, denn neben den schmalen, zierlichen Fußstapfen seiner Tochter bemerkte er andre kräftigere, die offenbar von Männertritten herrührten, sich jedoch um ein Beträchtliches von jenen unterschieden, die durch die eisenbeschlagenen geräumigen Lederbottiche seines Dieners hervorgebracht wurden.

„Hm, Hm!“ brummte er und ward noch viel röter als gewöhnlich. Dann machte er sich an die Verfolgung der Spuren. Bis hierher war seine Tochter mit dem Fremden vorgeschritten und hier hatten sie eine Zeitlang verweilt, wie die Stapfen zeigten, die in einem kleinen Umkreis vielfältig nebeneinander standen. Es war dies in einer durch Gebüsch und Baumwerk gedeckten Gegend geschehen, wohin man

weder von seinem Hause noch von dem Nebengarten aus sehen konnte. Herr Rodekamp paffte eine Weile furchtbar aus seiner kurzen Holzpfeife, spuckte dann einen mächtigen Strahl seitwärts aus und machte seinem Herzen durch einen etwa zwei Meter langen, wundervoll konstruierten Fluch amerikanischer Herkunft Luft. Sodann schritt er weiter. Die Spuren liefen wieder zurück nach dem Orte, wo sie hergekommen waren, und fast überall, wo höheres Buschwerk oder alte Bäume eine Deckung gaben, wiederholten sich die Anzeichen, daß beide eine Weile stehengeblieben waren, ein Umstand, der ihn stets von neuem veranlaßte, in seine reiche Sammlung altehrwürdiger Flüche zu greifen. Endlich langte er unter dem großen Birnbaume an, wo sowohl die erste Begegnung als auch der Abschied stattgefunden hatte, und hier sah er die Spuren seiner Tochter vom Hause her- und wieder zurücklaufen, während die der Männerfüße in dem dichten Gebüsch an dem Zaune des Nachbargartens verschwanden. Fast hatte es den Anschein, als hege er noch die Hoffnung, den fremden Vogel dort zu ertappen, so vorsichtig schlich er an das Dickicht heran und stierte, die Büsche beiseite biegend, hinein. Da es leer war, drang er hinein und entdeckte bald das Geheimnis des Lattenzaunes. Finster brütend stand er dann eine Weile und stierte rot wie der untergehende Mond in das kleine Gärtchen der Nachbarin, während er unausgesetzt mit allen Fingern in seinen Backenbart fuhr und ihn emsig nach beiden Seiten auszog. Da er von meiner Anwesenheit noch keine Ahnung

hatte, so blieb ihm die Hauptsache bei diesen Begebenheiten natürlich ziemlich dunkel, jedoch ein Gedanke, der ihm bald darauf durch das Gehirn schoß, schien ihm zu gefallen und verlängerte den schmalen Mund mit den eingekniffenen Lippen zu einem boshaften Grinsen. Dann nickte er befriedigt vor sich hin und begab sich an seine gewohnte Arbeit, während es ihm scheinbar Befriedigung gewährte, die Strophe eines bekannten Studentenliedes vor sich hinzubrummen, die da lautet:

Geh du nur immer hin,
Wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul
An einen dürren Ast!

Diesen Gesang wiederholte er wohl an die siebenmal, während er dabei Raupen von den Bäumen las und sie mit seinen breiten Füßen und mit Genuß an der Sache tottrat.

⁂

V. Der Schwur.

Ohne eine Ahnung zu haben von dem Unwetter, das sich in der Stille zusammengebraut hatte, standen wir beide am andern Morgen vor sechs Uhr schon wieder unter dem alten Birnbaum. Aber während wir uns des sicheren Maximums gegenseitigen Glückes zu erfreuen gedachten, schlich bereits eine furchtbare Depression in Gestalt des alten Herrn Rodekamp,

vom Buschwerk gedeckt, durch den Garten, und als ich gerade mit Eveline, die das Köpfchen an meine Brust schmiegte, in einer mündlichen, aber stummen Unterhaltung begriffen war, die uns beide sehr interessierte, ward ich mit einmal aufgeschreckt durch den eisernen Griff einer mächtigen Hand an meiner Schulter und den Klang einer fürchterlichen Stimme, die rief: „Ei, da haben wir ja den Gartendieb!“

Eveline fuhr entsetzt zurück und verbarg das Gesicht in den Händen, doch ich, nachdem ich mich durch eine schnelle Drehung vom Griffe dieser Faust befreit hatte, gewann schnell meine Fassung wieder und sagte: „Mein Name ist Hans Beinhart, ich bin Ingenieur der Eisenwerke von Bering & Röttgers in Westfalen und bitte um die Hand Ihrer Tochter Eveline!“

Auf diese Frechheit, denn als solche erschien ihm meine plötzliche Werbung doch wohl, schien er nicht vorbereitet zu sein, denn er war zuerst ganz sprachlos und ward dunkelrot vor Zorn, und seine hellgrauen Augen leuchteten unheimlich unter den buschigen Brauen hervor. Endlich schnappte er nach Luft und stieß die Worte hervor: „Zu solchem Zwecke kommt man durch die Hausthür! Sie sind ja aber ein Zaunkriecher! Sie sind nichts als ein Gartendieb!“

„Zum Glücke führen oft die wunderlichsten Wege, Herr Rodekamp!“ sagte ich ganz ruhig.

Das ereiferte ihn noch mehr, und wütend rief er aus: „Ein ordentlicher Kerl geht den geraden Weg und erarbeitet es sich. Aber andre junge Laffen

wollen es sich bequemer machen und es sich erheiraten. Das glaube ich wohl, daß das ein hübscher und amüsanter Weg ist. Aber ich habe keine Lust, Schmarotzer zu ernähren!"

Ich wurde immer ruhiger, je mehr er sich ereiferte, und sagte so sanft und zugleich eindringlich wie ich konnte: „Herr Rodekamp! Zaunkriecher, Gartendieb, Laffe und Schmarotzer sind nicht die Ausdrücke, mit denen Sie sich bei Ihrem zukünftigen Schwiegersohne in Gunst setzen können. Ich bitte Sie deshalb, dergleichen nicht zu wiederholen und mich eine Weile ruhig anzuhören. Die Sache liegt so: Ihre Tochter Eveline und ich lieben uns sehr und möchten uns gern recht bald heiraten. Was mich betrifft, so habe ich eine gute Stellung, bin nicht ganz ohne Vermögen, und besitze ein Patent auf eine Erfindung, das mir sehr angenehme Nebeneinnahmen verschafft. Ich bin also vollständig in der Lage, eine Familie zu gründen und mehr als ausreichend zu erhalten. Irgend einen Teil ihres hochgeehrten Vermögens bedarf ich nicht dazu, daran ist mir auch gar nichts gelegen, sondern Sie mögen damit thun, was Ihnen beliebt. Ich begehre nur Ihre Tochter, allerdings den größten Schatz, den Sie zu vergeben haben."

Herr Rodekamp, der wohl merkte, wie wenig er mit der gewohnten Grobheit erreichte, hatte unterdes seine Taktik geändert, verzog den schmalen Spalt seines Mundes zu einem Lächeln, das wahrscheinlich für liebenswürdig gelten sollte, verbeugte sich ein

wenig und antwortete mir in einer ungewöhnlich hohen Stimmlage, so verbindlich er nur konnte: „Ja, mein lieber Herr Ingenieur und Patentbesitzer, das ist nun gerade der Schatz, den ich Ihnen zu geben am allerwenigsten geneigt bin, zumal da Sie vermöge der Ihnen angeborenen Klugheit doch wohl ganz genau wissen, daß der andre, den Sie mit einem etwas verächtlichen Beigeschmack mein hochgeehrtes Vermögen nannten, doch schließlich daranhängt. Sie werden sich wohl ohne meine Tochter behelfen müssen. Sie werden ferner jetzt die Ehre haben, hier diesen Steig entlang zu spazieren bis an jene Thür. Dort werden Sie den Ausweg auf die Straße ohne Mühe finden. Ich darf Ihnen nicht zumuten, daß Sie sich noch einmal der Unbequemlichkeit unterziehen, durch diesen Zaun zu kriechen, Herr Patentbesitzer. Ich habe die Ehre.“ Damit verbeugte er sich, so gut er bei seiner völligen Figur konnte, reichte seiner Tochter Eveline, die schluchzend danebenstand, den Arm und sagte in seinem gewöhnlichen Tone: „Heule nicht, Line, es nützt dir ja doch nichts. Komm, wir wollen mal sehen, ob die Gravensteiner gut angesetzt haben.“

Das war ja wirklich ein unbehaglicher alter Tyrann, und ich fühlte, wie jetzt in mir der Zorn aufstieg, und ich rief: „Herr Rodekamp, ist das Ihr letztes Wort auf meine ehrliche Werbung?“

Er antwortete wieder, so sanft er nur konnte: „Jawohl, Herr Beinhart, es thut mir leid, Ihnen das wiederholen zu müssen, aber Sie kriegen sie nie! — Nie!“ fügte er dann noch einmal hinzu, indem

er dieses Wort mit beleidigender Weichheit aussprach, als wäre es aus Schmelzzucker. Unterdes hatte sich ein stärkerer Wind aufgemacht, kam durch den Garten dahergerauscht und streute aus dem verblühenden Birnbaume zu unsern Häupten eine ganze Wolke duftigen Blütenschnees auf uns herab. Der Alte sah hinauf und nun kam ihm ein neuer Gedanke, diese ihm scheinbar sehr zusagende Sorte von sanftmütigem Hohne noch weiter an mir auszulassen, und er fuhr fort: „All und jede Hoffnung will ich Ihnen doch nicht nehmen, junger Mann. Sehen Sie, wenn es mal so kommt, daß an diesem alten Bergamottenbirnbaum Rosen blühen, lauter Rosen, dann will ich mit mir reden lassen. Dann sollen Sie meine Tochter haben, das schwöre ich Ihnen. Denken Sie, lauter Rosen. Es wird ein poetischer Anblick sein!"

Damit hatte er sich zum Gehen gewendet, zog seine Tochter mit sich und brach in ein ungeheures, schallendes Gelächter der Befriedigung aus, in dessen Zwischenpausen er mit großem Vergnügen immer wieder die Worte „lauter Rosen" einflocht.

Was sollte ich nun machen? Es blieb mir nichts andres übrig, als einstweilen besiegt und geschlagen den Rückzug anzutreten, ja meine Lage war fast schimpflich zu nennen, und die Hoffnung, diesem hartnäckigen Feinde günstiger beizukommen, einstweilen sehr gering.

Meine Mutter sah mir, als ich zum Kaffee kam, meine niedergeschlagene Stimmung sofort an, und

nach einer kleinen Weile beichtete ich. Ich hätte nie gedacht, daß meine Mutter so in Zorn geraten könnte. Sie ward ganz außerordentlich böse, und ich glaube, sie faßte es kaum, wie man ihrem Einzigen in einer nach ihrer Meinung so gerechten Sache auf dergleichen schnöde Weise begegnen könne.

„I, das soll ja doch gleich . . .“ sagte sie, „das ist ja ein ganz gewöhnlicher Mensch. Ja, gewöhnlich!“ wiederholte sie, und zwar mit einer Betonung, die diesen Ausdruck als eine wahre Pandorabüchse voll ehrenrühriger Bezeichnungen erscheinen ließ. Alle Fische in dem großen See meiner Vaterstadt wären gestorben, hätte man dieses Wort in ihn versenkt.

„Aber,“ fuhr sie fort, „wenn er glaubt, daß ihm das gelingen wird, da irrt er sich. Armer Junge, nimm dir's nicht zu Herzen, es wird ja alles gut. Sie will, du willst, ich will, da werden wir doch den bockbeinigen Amerikaner unterkriegen! Aber daß du mir das jetzt erst sagst! Ja, wenn alles verfahren ist, da kommt das Kind zur Mama. Aber warte nur, das bring' ich schon zurecht.“

Damit lief sie eilfertig hinaus in ihr Schlafzimmer, und ich hörte sie dort eifrig in den Schränken kramen. Nach einer Weile kam sie wieder heraus, ganz stolz geschmückt und feierlich anzusehen. Sie trug ein perlgraues Kleid von schwerer Seide, den schönen Amethystschmuck, der noch von ihrer Urgroßmutter stammte, und ein fast ebenso altes Besitztum von echten Spitzen. Ihre Hände umspannten eine feste, verschlossene Ledermappe, die, wie ich wußte,

ihre sämtlichen Papiere von Wert enthielt. Dann sprach sie sehr entschieden zu mir: „Jetzt sagst du kein Wort gegen das, was ich thun will, denn es hilft dir doch nichts. Ich gehe jetzt in aller Form auf die Brautwerbung für meinen Sohn, und dieser wird sich ganz still auf das Sofa setzen, eine Zigarre rauchen und abwarten, was daraus wird.“

Wenn über meine Mutter die Thatkraft kam und ihre inneren Sprungfedern in Spannkraft gerieten, das wußte ich wohl, dann mußte man sie gewähren lassen, und deshalb fügte ich mich und sagte nur: „Versuche dein Heil!“ Im Innern aber glaubte ich nicht an einen Erfolg.

Nach einer halben Stunde etwa kam sie wieder zurück als ein Gefäß voller Zorn und Enttäuschung. Sie war glücklich bis zu Herrn Rodekamp vorgedrungen, hatte aber gar nichts ausgerichtet. Sie war mit derselben beleidigenden Höflichkeit behandelt worden wie ich vorhin und hatte auf alle ihre Vorstellungen nur ein sanftmütiges „Niemals“ zu hören bekommen. Als sie ihm ihre ganz behagliche Vermögenslage auseinandersetzte, hatte er nur die Hand erhoben, als lägen Haus und Garten und alle die hübschen Hypotheken und Staatspapiere wie ein Federflaum darauf, und hatte darüber hingeblasen. Als sie ihn beschworen hatte, nicht das Glück seiner einzigen Tochter und ihres einzigen Sohnes einer bloßen Laune wegen zu vernichten, da hatte er die schmale Spalte seines Mundes um das Doppelte verlängert und bloß gelächelt. „Als ich dieses schreckliche Lächeln sah,“

rief meine Mutter, „da riß mir die Geduld, und da habe ich ihm gesagt, daß er ein herzloses Ungetüm ist. Er aber blieb immer gleich höflich und sprach, mein Urteil sei ihm zwar nicht schmeichelhaft, aber meine Gefühle müsse er achten. ‚Grüßen Sie Ihren Herrn Sohn und Patentbesitzer,' sagte er dann, ‚und vertrösten Sie ihn auf die Zeit, wenn die Rosen blühen.' Dabei lächelte er wieder so gräßlich. Sag mal, was soll das heißen?"

Ich erklärte ihr dies, worauf sie mich eine Weile starr ansah, dann heftig mit dem Kopfe nickte und ausrief: „Das ist er ganz. Das ist seiner würdig. Ich möchte, dieses Land hier würde despotisch regiert und ich wäre der Obertyrann. Dann wüßte ich, was ich thäte!"

⁂

VI. Gottfried Lüben.

In meiner Vaterstadt, die ich frühzeitig verlassen hatte, besaß ich wenig alte Bekannte, denn jene, die in der Schulzeit meine Freunde waren, hatten fast alle, wie ich, in der Fremde ihr Glück gesucht. In einem Lande, das beinahe nur aus großen Gütern besteht, geringen Handel und wenig Industrie besitzt, ist immer eine große Menge der jungen Leute zur Auswanderung genötigt, weshalb man meinen Landsleuten auch überall in der Fremde in einer auffallend großen Anzahl begegnet.

Der beste Freund, den ich dort hatte, war bedeutend älter als ich, und seine Bekanntschaft hatte ich in meiner Tertianerzeit gemacht, als ich meine freien Stunden mit allerlei fanatisch betriebenen Liebhabereien ausfüllte. Herr Gottfried Lüben war ein wenig als Sonderling bekannt, wie alle Leute, die still für sich leben und mit Vorliebe Dinge betreiben, die nicht jedermanns Sache sind. Einer der stärksten Triebe, die der großen Menge innewohnen, ist der, gleich der Wüste eine Ebene zu bilden und nichts unter sich zu dulden, das eigne Art zeigt. So sich nun einer still und bescheiden absondert, seine eignen Gedanken zu denken und sein eignes Leben zu leben, da zucken sie die Achseln über ihn und sind immer geneigt, einen Mangel an dem Mechanismus seines Gehirns vorauszusetzen. Und doch sind oft gerade solche Menschen gleich den erquicklichen Blüten zwischen einem öden Meer von Sand und Steinen, und man darf wohl sagen, daß derartige Leute oft dem Fortschritte in der Welt einen größeren Anstoß gegeben haben, als die Tausende, die mit dem Strome schwimmen. Nun war allerdings Herr Lüben weder ein Genie noch ein einsamer Denker, sondern ein friedlicher Bankbeamter, der in einem Hause mit hübschem Garten in der Vorstadt lebte und seine freie Zeit mit unendlichem Fleiße durch allerlei Betriebe ausfüllte, die sämtlich in einer leidenschaftlichen Liebe zur Natur ihren Ursprung hatten. Ein hübsches Talent zum Zeichnen und Malen hatte er nach der Richtung hin ausgebildet, daß es ihm möglich

war, fast jeden deutschen Vogel farbig aus dem Kopfe darzustellen. Er ward nicht müde, diese seine Lieblinge in allen möglichen Größen und allen denkbaren Zusammenstellungen aufs neue zu malen, und jedesmal, wenn ich ihn nach längerer Zeit besuchte, fand ich ihn beschäftigt, die zierlichen und bunten Geschöpfe nach einem neuen Grundgedanken zu Gruppen zu vereinigen. Sein kleiner Garten war mit Sorgfalt zum angenehmen Wohnplatze für die lieblichen Sommergäste hergerichtet, und er hatte die Freude, in jedem Jahre eine Anzahl von Nestern zu hegen und zu beschützen, denn ihre wahren Freunde erkennen diese klugen Tierchen gar bald. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die katzenhegenden älteren Jungfrauen der ganzen Umgegend von einem finsteren Verdachte erfüllt waren wegen des Umstandes, daß, wer weiß wie oft, um die Zeit, wo die kleinen Vögel nisten, ihre süße Miez oder ihr würdiger Murr nicht mehr zu der gewohnten Morgenmilch erschienen und trotz aller Forschung der Verbleib des angenehmen Lieblings in ein grausiges Dunkel gehüllt blieb. Ach, wenn sie gewußt hätten, was ich wußte, daß ein großer Teil der farbigen Blumenpracht des Lübenschen Gartens aus den Leichen ihrer gemordeten Hausgenossen hervorwuchs, daß dieser jauchzende Vogeljubel über blutigen Gräbern erschallte, da hätten sie wohl tödlichen Groll in ihren jungfräulichen Herzen gehegt. Herr Gottfried Lüben hat mir selbst unter diabolischem Schmunzeln anvertraut, daß er in einem einzigen Jahre schon einmal fünf-

unddreißig dieser Todfeinde seiner gefiederten Lieblinge zur Strecke gebracht hätte, wie er sich jägermäßig ausdrückte. „Dieser Garten ist von ungeheurer Anziehungskraft für die ganze Katzenschaft der Umgegend,“ sagte er, „und wenn ich sie ruhig gewähren ließe, dann würden sie hier Tag und Nacht herum botanisieren und mir alle meine kleinen Vögel auffessen, und zum Ersatze hätte ich dann nur den Genuß ihrer nächtlichen Hochzeitsgesänge im Frühjahr und ihr Gewälze auf meinem wilden Baldrian.“

Eine zweite Eigentümlichkeit dieses Gartens war nämlich die, daß er nur einheimische Pflanzen und Gesträuche enthielt, wie sie in den verschiedenen Gauen unsers Vaterlandes wachsen. Insbesondere für wilde Rosen hegte Herr Lüben eine Vorliebe und hatte sich seit lange bemüht, die verschiedenen deutschen Abarten in seinem Garten zu vereinigen. Seine Neigung für diesen schönsten unserer einheimischen Sträucher ging so weit, daß er sogar in seinem kleinen Gewächshause eine Treiberei eingerichtet hatte, um sich auch zu ungewöhnlichen Zeiten seiner Lieblingsblüten erfreuen zu können. In diesem Garten fand man den Seidelbast, der oft schon im Februar mit duftenden, rosigen Blütenruten dasteht und im Sommer mit leuchtenden Scharlachbeeren bedeckt ist, den roten Traubenholunder, der das Gebirge liebt, den wilden Schneeball, die wohlriechende Myrica aus norddeutschen Torfmooren und eine Unzahl andrer einheimischer Sträucher. Es war ihm sogar gelungen, die sagenreiche Mistel auf einem seiner Bäume anzusie-

deln, wobei er genau das Verfahren der Natur zur Verbreitung dieser Pflanze eingeschlagen und sich der Vermittelung einer in Gefangenschaft gehaltenen Misteldrossel bedient hatte. An dem, was sonst auf den Gartenbeeten hervorsproßte, um nach einem oder zwei Sommern wieder zu vergehen oder auch beständig aus Zwiebeln und Knollen wiederzukehren, konnte man sehen, über welche Fülle von Anmut, zarter, farbiger Bildung und süßem Duft das eigene Vaterland gebietet, und daß keine Anleihen bei dem schreienden Prunk der Fremde nötig sind, um eine schöne und harmonische Wirkung zu erreichen. Ich würde kein Ende finden, wollte ich alles aufzählen, was in diesem anmutigen kleinen Garten zu sehen war, und was das Museum des kleinen Landhauses, das darin lag, noch alles an Schätzen und Wunderlichkeiten barg, denn kaum ein Gebiet der Naturkunde gab es, auf dem mein unermüdlicher Freund nicht gesammelt hätte.

Das Bedürfnis nach Rat und Mitteilung trieb mich am Nachmittage dieses Tages zu ihm hin, allein ich fand ihn nicht zu Hause. Auf seinem Arbeitstische lag ein halbvollendetes Blatt eines neuen Zyklus, den er in Arbeit hatte: „Die Vögel unsrer Gärten in den vier Jahreszeiten.“ Es war der Frühling, den er darstellte, und ringsum lagen die schimmernden Farbenschälchen, die er benutzte, und standen ausgestopfte Vögel, die als Modell gedient hatten. Daneben lag aufgeschlagen ein Band des ‚Naumann‘. So ruhig und friedlich war es hier und alles so in sich selbst abgeschlossen. Von

den Wänden schimmerten aus sauberen Glaskästchen einheimische Schmetterlinge und Käfer, gemalte und ausgestopfte Vögel sahen von allen Seiten mit blanken Augen auf mich hin, auf einem offenen Eckborte glänzten farbige Krystalldrusen und flimmernde Erzstufen in einfallenden Sonnenstrahlen, während anderwärts wieder schöngebogene Muscheln zarten Porzellanglanz von sich gaben. Dazu war durch das ganze Zimmer ein sanfter Duft nach Naturalien und gutem Varinaskanaster verbreitet, in das geöffnete Fenster leuchtete ein sonniges Grün und ein farbiger Schimmer von Frühlingsblumen und tönte ein wirres, aber liebliches Geschwätz der verschiedensten Vogelstimmen. Ja, hier war Friede und Behagen, daß es meinem unruhig bewegten Herzen fast weh that.

Ich erfuhr, daß Herr Lüben ausgegangen sei, um dem Treiben eines Eisvogels, dessen Standplätze er kürzlich entdeckt hatte, nachzuforschen, daß er aber für mich hinterlassen hätte, er würde am Abend im „Uhlenhorst“ zu finden sein. Ich wanderte nachdenklich an das Thor und strich stundenlang durch die wallenden Kornfelder und vorüber an saftigen Wiesen. In den blühenden Hecken sangen die Ammern und Hänflinge, und über mir war es wie ein Dach von lauter Lerchenjubel. Es war ein herrliches Wetter, aber im stillen sehnte ich mich nach düsterem Wolkengeschiebe, nach Sprühregen und Wind, der die flatternden Wipfel beugt, denn dies entsprach meiner Stimmung.

*

VII. Im Uhlenhorst.

Der ‚Uhlenhorst‘ war weiter nichts als eine Weinstube, deren Besitzer Jakob Uhl hieß. Uhl ist der plattdeutsche Name für Eule, und deswegen hatte vor langen Jahren einmal jemand für dieses Lokal, das er mit Vorliebe besuchte, einen ausgestopften Waldkauz gestiftet, der alsbald mit klugen, dunkelbraunen Glasaugen von der Wand aus auf die zechende Gesellschaft heruntersah. Diese Idee gefiel, und auch dem Wirte behagte dieses Wahrzeichen; deshalb ward dieser eine Kauz der Keim zu einer mächtigen Eulensammlung, die sogar einige Seltenheiten enthielt. Ueber den Thüren saßen diese seltsamen Tiere reihenweise, blickten von oben angebrachten Borten herab und stierten mit gelben Augen aus finstern Winkeln hervor. Und nicht allein ausgestopfte Eulen hatten sich eingefunden, nein allmählich auch solche aus jedem möglichen Material, aus Holz, Pappe, Gips und Metall; Maaßkrüge in Eulenform gab es dort und eine ganze Sammlung jener künstlichen Eulen und Eulchen jeder Größe, wie sie die Japaner so zierlich aus Federn herstellen. Dieser seltsame Schmuck gab der Weinstube einen besonderen Reiz und machte sie zu einer Stadtmerkwürdigkeit, die jedem Fremden gezeigt werden mußte. Auch dies trug dazu bei, die Sammlung durch seltene Stücke zu vermehren, denn eines Tages traf von einem Schiffskapitän, der manchen vergnügten Abend im Uhlenhorst verlebt hatte, eine große Kiste ein, die

eine ganze Sammlung von ausgestopften ausländischen Eulen enthielt, die, wie der schöne Ausdruck lautet, eine tiefgefühlte Lücke auszufüllen bestimmt waren.

Als ich in den Uhlenhorst kam, saß Lüben schon da an einem Ecktische des kleinen Seitenzimmers, überschattet von den ausgebreiteten Flügeln eines mächtigen Uhus, der im Begriffe war, einen ausgestopften Hasen zu verzehren. Dies war Lübens Lieblingsplatz, ihm zu Ehren hing dort auch in schwarzem, poliertem Holzrahmen ein von ihm gemaltes Gruppenbild, sämtliche Eulen Deutschlands darstellend, und alle übrigen Eulen dieses behaglichen, verräucherten Zimmers waren so aufgestellt, daß sie mit großen, runden Augen auf diesen Platz hinblickten. Mein Freund strich sich behaglich durch seinen bereits ergrauten Bart, als er mich erblickte, und bestellte ein zweites Glas. Bei mir zu Lande schätzt man noch den fast aus der Mode gekommenen französischen Weißwein, und so saß ich denn bald neben ihm und schlürfte nachdenklich den vortrefflichen Sauternes. Lüben war noch ganz erfüllt von seinen heutigen Erlebnissen und erzählte mit dem Feuer und der Ausführlichkeit eines Liebhabers von seinen Beobachtungen. Er hatte das Glück gehabt, den scheuen Eisvogel beim Fischen mehrfach zu belauschen, und zum Schlusse hatte er gar an einem Abhange von lehmigem Sande seine Nesthöhle entdeckt. „Der Eisvogel,“ sagte Lüben, „hat für mich immer etwas von einem Märchen gehabt, und so gut ich ihn auch jetzt kenne, etwas Unglaub-

liches haftet ihm für mich immer noch an. Man denke sich in unserm bescheidenen Norden das sonderbare kurze Geschöpf mit dem unglaublich großen Schnabel und der glänzenden Farbenpracht eines Kolibri. Wenn er so rasenden Fluges über das Wasser dahinschnurrt, und es trifft ihn ein Sonnenlicht, da leuchtet er auf in Grün, Rot, Gold und Blau wie ein fliegendes Juwel. Wie sonderbar, wenn er so stockstill auf seinem Zweige hockt und unverwandt ins Wasser starrt. Plötzlich kopfüber plumpst er hinein und kehrt dann auf seinen Platz zurück, unfehlbar mit einem Fischlein im Schnabel, das er auf wunderliche Art hinabwürgt. Und dieser sonderbare kleine juwelenglänzende Fischräuber gräbt sich in die steilen Uferwände metertiefe Gänge, an deren Ende er in einer sauberen Höhle ein Nest aus Fischgräten baut, dieses Tierchen, mit all der funkelnden Pracht des Südens geziert, bleibt im kältesten Winter bei uns, um an raschfließenden Bächen und offenen Stellen dem Fischfange obzuliegen; nicht wahr, alles dies ist doch höchst wunderlich. — Eigentlich ist es ein ganz unmöglicher Vogel!" fügte er dann schnell hinzu und sah, indem er seine kleinen Augen so weit als möglich öffnete, starr vor sich hin, gleich als vertiefe er sich im Geiste recht in dies geflügelte Wunder.

Es gehörte zu Lübens Eigentümlichkeiten, zuweilen in dieser Weise in Bewunderung auszubrechen für Einrichtungen in der Natur, die ihm sinnreich, schön oder merkwürdig erschienen, und dann fand er oft schwer ein Ende. So fuhr er auch jetzt noch eine

Weile fort, ohne ein Auge dafür zu haben, daß ich ihm nicht wie sonst lauschte, weil meine grübelnden Gedanken fortwährend in andrer Richtung geschäftig waren. Endlich, als wir schon die zweite Flasche in Angriff genommen hatten, fiel ihm doch mein Aussehen und mein verändertes Wesen auf.

„Na, was haben Sie denn?“ fragte er plötzlich. „Sie sehen ja aus, als hätten Ihnen die Jungens das Nest ausgenommen.“

„Haben sie auch,“ antwortete ich, „und zwar eines, das ich mir erst bauen wollte!“

„Hoho!“ sagte er, fuhr mit der Hand in seinen grauen Bart und sah eine Weile nachdenklich auf mich hin, während seine Augenlider fleißig auf und nieder gingen, und alle Eulen ringsumher gleichsam forschend auf uns herabblickten.

Der Uhlenhorst war heute wenig besucht; in unserm Zimmer befand sich niemand weiter, und nebenan saßen nur drei Referendare, die ihre Zeche auswürfelten. Man hörte weiter nichts als das eintönige Klappern der Würfel und dazwischen die schönen Kunstausdrücke der Spielenden, wie „Muckensturm“, „fliegende Hasen“, „höchste Hausnummer“ und dergleichen geistreiche Bezeichnungen, während zwischendurch ein donnerndes Gelächter den besonderen Beifall für etwaige außerordentliche Kapriolen der Glücksgöttin ausdrückte. Wir waren demnach ungestört, und ich konnte dem Freunde, ohne einen Horcher befürchten zu müssen, meine Angelegenheit auseinandersetzen. Die Aufmerksamkeit und Teilnahme,

mit der er zuhörte, war außerordentlich, und bis ins kleinste mußte ich ihm alle Einzelheiten berichten.

Dann versank er eine Weile in Nachdenken, bis er eine pfiffig forschende Miene annahm und fragte: „Ich glaube, den alten Birnbaum kenne ich. Ist er nicht hohl?“

„Ja, an mehreren Stellen,“ antwortete ich. „Noch ganz genau erinnere ich mich, daß ich als Kind mit süßem Schauder meinen ersten Griff in ein Vogelnest that, das sich in einem niedrigen Astloche dieses Baumes befand. Ein Feldsperling hatte sich dort eingebaut, und nie vergesse ich das seltsame Gefühl, das mir bei der ersten Berührung der warmen Eier von den Fingerspitzen aus durch den ganzen Körper rieselte.“

„Sehr gut,“ sagte Lüben, der für dieses kleine Erlebnis besonderes Verständnis hatte, „und außerdem sind noch mehr Höhlungen da?“

„Ja, große und kleine,“ antwortete ich, „der Baum ist sehr alt, und Herr Rodekamp hat ihn wohl nur deshalb stehen lassen, weil er, wie so oft solche alten abscheidenden Bäume, an seinen gesunden Zweigen fast alljährlich eine Menge köstlicher Früchte von einer ausgezeichneten Sorte bringt. Der Baum ist mein Jugendfreund, ich habe eine gewisse Liebe für ihn.“

„Sie sollen ihn noch lieber gewinnen,“ sagte Lüben, geheimnisvoll in sich hineinschmunzelnd. Dann fuhr er fort: „Also hohl ist der alte Birnbaum, hat mehrere große und kleine Oeffnungen. Hm, hm. — Nun, da thun wir Rodekamp den Gefallen!“

„Was meinen Sie?“ fragte ich verwundert.

„Nun, wir lassen Rosen auf ihm wachsen!“ rief Lüben, indem er seine Augen so klein machte, daß ein Halbkreis von listigen Fältchen sie umzüngelte. Dabei lachte er mit lautlosem Schüttern in sich hinein, wie es oft die Art einsam lebender Menschen ist.

Ich muß ihn dabei wohl etwas schafig angesehen haben, denn er lachte noch stärker und rief dann: „Nun, das ist doch ganz einfach. In meinem kleinen Treibhause gelangen in den nächsten Tagen so an sechs bis acht Rosenstöcke zur Blüte, und ich werde sie etwas fikatzen, daß es noch ein bißchen schneller geht. Dann in einer schönen Nacht thun wir Gartenerde bester Sorte in die Baumlöcher und pflanzen die ganze Gesellschaft mit dem Ballen da hinein. Wenn er dann kommt und seinen ganzen Birnbaum in blühenden Rosen stehen sieht und noch nicht zufrieden ist, dann kann ich ihm nicht helfen.“

Ich war eigentlich etwas enttäuscht und machte ein trauriges Gesicht zu seiner Siegesgewißheit.

„Ach, verzeihen Sie, lieber Lüben,“ sagte ich, „würde er das nicht für einen kindischen Streich halten und uns auslachen, und würde es dann nicht weit schlimmer um meine Sache stehen?“

„Ach bewahre,“ sagte Lüben, „solche alten Simpel muß man mit dem Buchstaben fangen. Sie kennen Rodekamp nicht wie ich, der mit ihm zur Schule gegangen ist. Er ist lange so schlimm nicht, wie er sich stellt, und im Grunde ganz gutmütig. Aber er gehört zu jenen nicht ganz seltenen Menschen, die sich

fast zu Tode schämen, wenn es herauskommt, daß sie eigentlich nur weichgeschaffene Seelen sind, und sich deshalb in einen Panzer von sorgfältig eingeübter Rauhigkeit hüllen, gerade wie der Einsiedlerkrebs sein nacktes, unbeschütztes Hinterteil sorgfältig in ein festes Schneckenhaus verbirgt, das er mühsam mit sich herumschleppt. Noch andre Tiere gibt es, die niemand etwas zuleide thun können und ganz wehrlos sind, weshalb die Natur ihnen zum Schutze furchterweckende Gebärden und ein greuliches Aussehen verliehen hat. Auch diesen ist er zu vergleichen. Wie es höchst solide Menschen gibt, die ihren Stolz darin finden, für liederliche Schwerenöter gehalten zu werden, so gibt es auch solche, die es erfreut, wenn ihr butterweiches Gemüt nicht erkannt und sie für hart und jeder zarten Regung unzugänglich angesehen werden. So war Rodekamp schon als Kind und als Student und wird sich seitdem wohl nicht viel geändert haben."

Alles dies konnte mich nicht überzeugen. „Es ist doch ein Kinderstreich, lieber Lüben," sagte ich, „und ich verspreche mir gar nichts davon."

„Ach was, Kinderstreich!" rief dieser mit komischer Entrüstung, „smart wird Rodekamp es finden als richtiger Amerikaner und wird froh sein, daß er mit seinem unbedachtsamen Schwur in Liebessachen so glücklich wieder herausgewickelt wird. Denn einige Tage werden darüber vergehen, und er wird unterdes eingesehen haben, daß er sich auf Sachen eingelassen hat, denen er durchaus nicht gewachsen ist. Denn er liebt seine Tochter über alles. Glauben Sie, daß er das mit ansehen kann,

wenn sie umhergeht wie eine geknickte Lilie und das Köpfchen hängen läßt wie ein welkes Vergißmeinnicht, oder wenn sie dasitzt, wie Chamisso sagt, ‚bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Wasser zerfließen wird‘? Er ist gewöhnt an ihr gleichmäßiges, freundliches und heiteres Wesen; wenn er nun das plötzlich vermissen soll, versinkt er in einen Abgrund von Trübsinn, und das hält er auf die Dauer nicht aus. Sehen Sie, lieber Freund, da müssen wir ihm die Hand zur Umkehr bieten, und er wird sie sicher ergreifen, wenn es auch nur eine Kinderhand ist, wie Sie meinen.“

Obwohl ich die Sache noch immer nicht in einem so rosigen Lichte sehen konnte, so redete mein Freund doch so lange und so eindringlich auf mich ein und wußte unserm Unternehmen so verlockende Seiten abzugewinnen, daß mir bei der dritten Flasche schon leichter ums Herz wurde und wir endlich auf das Gelingen unsres wunderlichen Vorsatzes kräftig anstießen, während sämtliche Eulen in der Runde mit großen Augen auf uns hinglotzten. Wie lange sie aber noch an diesem Abend Gelegenheit hatten, uns nachdenklich zu betrachten, während ein unglücklicher Kellner hinter dem Ofen schnarchte, und wie viele Flaschen sie haben entkorken sehen, das bewahren diese klugen und verschwiegenen Tiere still in ihrem mit Heu ausgestopften Busen.

*

VIII. In der Zwischenzeit.

Meine Mutter hatte wieder einmal große Wäsche, und mit unfehlbarer Sicherheit war die „sanfte Doris“ in der Nacht vorher erkrankt. Diesmal war es Zahnweh. Trotz aller Sanftmut war das Mädchen doch sehr stark in Ausdrücken und entwarf mit qualgesättigter, leiser Stimme furchtbare Beschreibungen von den Leiden der letzten Nacht, die in der Behauptung gipfelten, daß sie vor Schmerzen unausgesetzt auf dem Kopfe gestanden hätte und an den Wänden in die Höhe gelaufen wäre. Wie sie diese beiden akrobatischen Thätigkeiten miteinander vereinigt hatte, blieb ihr Geheimnis. Von ihrer Kammer aus durchzog ein Duft von gewärmten Kamillenkissen das Haus, und dort saß sie, immer ein solches Hausmittel mit einem Tuche an die Backe gebunden, wie eine Illustration zu den Versen „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ auf dem Bette in einer Atmosphäre von Jammer und Hoffmannstropfen. Meine Mutter war durch diesen Zwischenfall natürlich sehr in Anspruch genommen, hatte mit großer Not eine Wäscherin aufgetrieben und wurde durch ihre häuslichen kleinen Sorgen einstweilen von der größeren um mich und meine Angelegenheiten abgezogen. Die große Wäsche ist eine zeitweilige Erkrankung des Hauswesens, gegen die es kein Mittel gibt als Geduld oder Flucht, und ich mied deshalb das von Seife und Kamillenthee durchduftete Haus so viel ich konnte, trieb mich in der herrlichen Umgegend meiner Vaterstadt umher und

musterte täglich zweimal wenigstens die Fortschritte der Rosensträuche in Lübens kleinem Treibhause und freute mich, daß deren Knospen bereits in rotem Schimmer standen.

Ich habe später erfahren, daß auch im Nachbarhause um diese Zeit wenig Vergnügen herrschte, und muß meinem Freunde Lüben das Zeugnis geben, daß er ein besserer Menschenkenner war, als ich je gedacht hatte. Herr Rodekamp, der sich sein Leben lang wenig um verliebte Thorheiten gekümmert hatte, war wirklich bald um seine ganze Behaglichkeit gebracht, denn das blasse und verweinte Aussehen seiner Tochter war ihm unerträglich. Er liebte sie über alles, sie war der Sonnenschein seines Alters, und an eine Trennung hatte er nie gedacht. Nun hatte sich ein heimlicher Dieb in seinen Garten geschlichen, ein fremder, ihm ganz gleichgültiger junger Mensch, und wollte ihm den Schatz fortnehmen, der seine größte Freude war. Durch den Zaun war er sogar gekrochen; war das ein ehrlicher Weg, und konnte jemand, der solches that, es ehrlich meinen? Rodekamp hatte gar nicht daran gedacht, daß es seine Tochter kränken könne, wenn er so schroff gegen mich auftrat, denn es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß sie ihr Herz an eine nach seiner Meinung so windige Sache hängen könne. Sie war ja noch ein Kind nach seiner Ansicht, und Kinder greifen auch nach den giftigen Beeren, die oft von verlockender Schönheit sind. Reißt man sie ihnen aus der Hand und vernichtet sie, da weinen sie, aber nachher sehen sie ein, daß es besser so war. Er hatte

dann freundlich und väterlich mit ihr gesprochen, aber sie hatte es nicht eingesehen. Das gute Kind hatte gesagt, ich wäre der beste Mensch von der Welt und hätte so treue Augen, die nicht lügen könnten, und noch vieles, das ich aus Bescheidenheit nicht wiederholen mag, wofür sie aber der Himmel segnen möge.

Den Alten hatte es wie Verzweiflung übermannt über diese schreckliche Geschichte; er war mächtig paffend in den Garten gegangen und hatte versucht, sein Herz durch einige altbewährte Flüche zu erleichtern, es war ihm aber nicht gelungen. Mit besonderer Wut trat er heute die Raupen tot, und eine unglückliche Maulwurfsgrille, die sich in einem der für diesen Zweck eingegrabenen Töpfe gefangen hatte, ward mit dem Spaten in hundert Stücke zerhackt. Zuletzt trieb ihn die Unruhe aus dem Hause, und er ging, wie er zuweilen, aber selten, that, in den Uhlenhorst, um seinen Gram in Spiritus zu setzen. Denn er schätzte nicht die schwachen Getränke und pflegte dort eine Mischung von Cognac mit sehr wenig heißem Wasser zu genießen. Da wollte es der Zufall, daß dort zwei ehrsame Bürgersleute ihr Schöppchen tranken, die gute Freunde meines Vaters gewesen waren, und als diese zufällig dessen Namen nannten, ward Rodekamp hellhörig und verstand es, nach einer Weile das Gespräch auf mich zu bringen, um die Meinung dieser Männer zu erfahren. Da war er aber gerade an die Richtigen gekommen, indem diese beiden ehrenwerten Herren eine viel zu hohe Meinung von meinen Gaben und Tugenden besaßen und nun anfingen,

ein Duett zu singen, das ich nicht wiederholen kann, weil sonst mein Ansehen in den Augen der Menschheit leicht von seinem Wohlgeruche verlieren könnte. Aber man findet es oft, daß wenn jemand in der Fremde sein Glück sucht und findet, die lieben Landsleute immer geneigt sind, dies zu überschätzen und die Lebensumstände dieses Kindes ihrer Stadt in freudigem Heimatstolze mit lieblichen Legenden zu verzieren. Dazu wußten sie Geschichten von den genialen Thaten meiner Kindheit zu erzählen, die mich selber, als ich sie später erfuhr, durch den Reiz ihrer vollkommenen Neuheit in das höchste Erstaunen setzten.

Herr Rodekamp war aber mit diesen Berichten äußerst unzufrieden, denn sie paßten durchaus nicht in sein System. Er ward noch mürrischer als zuvor und haderte mit sich und der Welt. In solchen Stimmungen war er immer geneigt, den Grund seines Mißbehagens auf die verdrehten Einrichtungen der alten Welt zu schieben, und fing an, so gotteslästerlich auf Deutschland zu schimpfen, daß die beiden alten bescheidenen und wohlwollenden Leute ganz traurig und bange wurden, ihr Schöpplein bezahlten und Rodekamp mit seinem sinnlosen Zorne allein ließen.

Ja, das Behagen war fort und kam nicht wieder; der stille Vorwurf, der auf dem blassen Antlitz seiner Tochter lag, zerstörte es immer wieder von neuem. Seine Hoffnung war, die Zeit würde mildernd einschreiten, aber hierauf zu warten war ihm eine schwere Aufgabe, denn er geizte bereits nach einem freundlichen Blick von ihr und tausend Thaler hätte er hin-

gegeben, wenn er ihr fröhliches Lachen wie sonst hätte durch das Haus schallen hören. Alles Elegische war ihm zuwider, und nun saß seine Tochter, die sonst die heitere Freundlichkeit selber war, ihm gegenüber, als hätte Matthisson sie gedichtet.

So gingen die Tage hin, und als er am Sonnabendabend bei seinem Grog im Gartenzimmer saß, da lag das Kommersbuch unbeachtet vor ihm, obwohl er schon seit Jahren gewohnt war, an diesem Abend seine rauhen Gesänge erschallen zu lassen. Aber heute war ihm danach nicht zu Mute. Er saß und trank, paffte eine Pfeife nach der andern und brütete vor sich hin. Nachdem er so über eine Stunde seine Gedanken gewälzt hatte wie Sisyphos seinen Stein, wurden diese endlich übermächtig in ihm, so daß ihm der Schluß und Kernsatz, fast ohne daß er es wollte, auf die Lippen trat: „Der verdammte Schwur!“ rief er plötzlich und donnerte dabei mit der Faust so auf den Tisch, daß Eveline, die im Nebenzimmer bei einer Arbeit saß, emporfuhr und sich nach seinen Wünschen erkundigte. Er brummte etwas Unverständliches und fuhr fort zu rauchen, zu trinken und zu schweigen, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen.

*

IX. Wenn die Rosen blühn.

An demselben Sonnabend waren die Rosen in Lübens kleinem Treibhause so weit zur Blüte gekommen, daß wir beschlossen, am Sonntagmorgen in aller Frühe

unser wunderliches Attentat in Gang zu setzen. Die Astlöcher und Höhlungen des alten Birnbaums hatte ich in einer nebligen Morgenfrühe sorgfältig ausgemessen und ihren Inhalt berechnet, um danach die Menge der Erde zu bestimmen, die für unser Vorhaben nötig war, und diese stand in einem Korbe bereit. Lüben bewahrte eine heitere Zuversicht, allein mir war weniger tröstlich zu Mute; ich sah diesem Morgen ungefähr mit den Empfindungen eines Examinandus entgegen, dem das Bewußtsein, seine Nase, statt in die Bücher, vorzugsweise in das Bierglas gesteckt zu haben, die Hoffnung auf den Sieg seiner gerechten Sache bedenklich erschüttert hat. In seltsamer Scheu und wegen meines schlechten Gewissens hatte ich vermieden, meine Mutter in diese Pläne einzuweihen, und deshalb mußten alle Vorbereitungen mit besonderer Heimlichkeit angestellt werden. In der Nacht vorher schlief ich keinen Augenblick, und als kaum der Morgen dämmerte, schlich ich mich hinab, um leise die Hausthür zu öffnen und meinen Mitverschwörer zu erwarten. Dieser erschien kurz darauf mit zwei Dienstmännern, die die Rosen trugen, deren zarte Blüten in üppiger Fülle aufgegangen waren und mit leisem Schwanken über den Rand des großen Korbes nickten. Die Leute mußten sich ihre nägelbeschlagenen Stiefel ausziehen und dann ging es auf Socken über den Flur und den schmalen Hof zum Garten. Endlich waren wir in Sicherheit, und nichts im Hause hatte sich gerührt. Die beiden Dienstmänner wurden königlich belohnt entlassen und schlichen sich schmunzelnd davon. Dann

begann eine fieberhafte Thätigkeit. Mit einer kleinen Leiter konnte man von unserm Garten aus in den Baum steigen, und dies Geschäft übernahm als der jüngere und behendere ich, während Lüben mir die nötigen Handreichungen leistete. Zuerst wurden die Astlöcher und größeren Höhlungen bis zur nötigen Höhe mit Erde ausgefüllt, dann die Rosen ausgetopft und sorgfältig mit dem Ballen eingesetzt. In die kleinen Löcher kam einer und in die größeren zwei der lieblichen Sträucher. Lüben hatte eine Anzahl kleiner Töpfchen mit Linaria cymbalaria mitgebracht, einer Pflanze, die er ebenfalls sehr liebte und fast zu allen Zeiten in Blüte hatte. Diese wurden an passenden Stellen dazwischen gesetzt, also daß die zierlichen Ranken mit den feinen blaßblauen Blümchen gefällig über die rauhe Borke des Stammes herniederhingen, und nachdem im Verlaufe einer Stunde alles fertig und tüchtig angegossen war und der große alte Birnbaum in blühenden Rosen stand, da hatte das Ganze ein so freundliches und natürliches Aussehen, als sei es von selber so geworden.

Niemals werde ich die schrecklichen Stunden der Erwartung vergessen, die nun folgten bis um acht Uhr, wo Rodekamp seinen Garten regelmäßig zu betreten pflegte.

Lüben hatte mich verlassen und war den Gang hinuntergeschritten, der von unserm Garten aus zwischen Hecken an das Wasser führte. Die Ränder dieser flachen Seebucht waren von sumpfigen Rohrwiesen eingeschlossen und von einzelnen Kanälen durchschnitten,

dort wollte er ein wenig umherrudern, um nach den Rohrvögeln zu sehen. Er würde um neun Uhr zum Gratulieren wiederkommen, hatte er gesagt. Mir war das fast wie Hohn vorgekommen.

In solchen Stunden erscheint uns die Natur grausam und gefühllos, wenn gleichgültig gegen unsre Stimmung alles seinen gewohnten Gang geht, die Vögel aus voller Brust ihre Liebeswonne jauchzen, die Schmetterlinge sich umkreisen und um die Blumen tändeln und diese den leisen Morgenwind mit Düften tränken. Man mag daraus ersehen, wie ein jeder doch im Grunde gewohnt ist, das in seiner Brust pochende Herz für den Mittelpunkt der Welt anzusehen.

Endlich hörte ich die Uhr vom Turme der Nikolaikirche acht schlagen, ungefähr mit den Gefühlen eines Menschen, der fünf Minuten später hingerichtet werden soll, und nun hegte ich mit einemmale den Wunsch nach Aufschub und hoffte, Herr Rodekamp würde heute ausnahmsweise einmal nicht so pünktlich sein wie gewöhnlich. Jedoch eine Minute später klirrte dort die Glasthür des Gartenzimmers und fiel dröhnend ins Schloß; eine Weile hinterher kamen schwere Schritte die Stufen herab und knirschten auf dem Kies der Gartensteige. Dann war es still, und ich bog die Zweige des Gebüsches, wo ich im Hinterhalte lag, beiseite, um einen Ausblick zu gewinnen. Herr Rodekamp wendete mir den Rücken zu und sah scheinbar in tiefe Gedanken versunken das Haus an, wo er hergekommen war, während der Wind die taktmäßig vordringenden Rauchwölkchen seiner Pfeife beiseite

wehte. Unbehagliche Vorstellungen schienen sein Gemüt zu bewegen, denn plötzlich paffte er stärker, schüttelte mit hörbarem Grunzen heftig sein Haupt und wendete sich schwerfällig, um den unterbrochenen Weg in den Garten hinein fortzusetzen. Jedoch bald stand er wieder und starrte auf einen Zwergapfelbaum, allein wie abwesend mit seinen Gedanken, und nun konnte ich sehen, daß seine Mienen finster und verdrießlich waren, was ich für das Gelingen meines Unternehmens als kein günstiges Zeichen erachtete. Unterdes war ein Pirol, der in dem an der Seebucht gelegenen Parke des Marstalles sein Nest hatte, durch die Wipfel geschweift und ließ plötzlich aus der Spitze des alten Bergamottenbirnbaumes seinen wundervollen Flötenruf erschallen: „Vogel Bülow! Vogel Bülow!" erklang es zweimal. Es ist mir außer allem Zweifel, daß Lüben vermöge geheimer, nur ihm bekannter Künste diesen Vogel veranlaßt hat, solches zu thun, um die Sache geschickt einzuleiten. Für eine Art Zauberer habe ich ihn immer gehalten, und als ich ihn später danach fragte, lächelte er so geheimnisvoll wie ein Kanzleiregistrator.

Rodekamp aber, der diesen wunderschönen Vogel als einen bösen Kirschendieb ingrimmig haßte, konnte sich, obwohl die Zeit dieser Früchte noch lange nicht da war, nicht enthalten, einen Blick der tiefsten Mißbilligung auf den Ort zu werfen, woher diese Flötenstimme erschallte, und dabei bekam er an seinem Birnbaume etwas zu sehen, das seine höchste Verwunderung erregte. Er hielt die Hand über die Augen

und starrte eine Weile. Dann schritt er eilfertig näher, wobei ihm die Pfeife entfiel, ohne daß er es beachtete, und stand dann wieder, indem er nach seiner Gewohnheit beide Flügel seines Backenbartes mit den Händen emsig bearbeitete und dazu so wunderliche Gesichter schnitt, daß ich hätte lachen mögen, wenn mir nicht so schrecklich ernsthaft zu Mute gewesen wäre. Plötzlich bedeckte er mit der Hand die Augen und blickte dann nach einer Weile wieder starr auf das Phänomen hin. Aber es war nicht verschwunden, es war wirklich da, überall wuchsen aus dem alten Birnbaume blühende Rosen hervor.

Jetzt hielt ich meinen Augenblick für gekommen, und obwohl mir das Herz entsetzlich pochte, kämpfte ich mit aller Kraft meine Aufregung nieder, schritt aus meinem Verstecke hervor, machte eine sehr schöne Verbeugung und sprach in so leichtem und geschäftsmäßigem Tone als ich nur vermochte: „Herr Rodekamp, die einzige und nicht gerade allzu schwierige Bedingung, die Sie mir vor einiger Zeit gestellt haben, ist erfüllt. Sie sehen, an Ihrem Birnbaume blühen bereits die allerschönsten Rosen. Ich erlaube mir deshalb zum zweitenmal um die Hand Ihrer Tochter Eveline anzuhalten!“

Herr Rodekamp war dunkelrot geworden und starrte bald auf mich hin, bald auf die Rosen. In seinem Inneren waren die widerstrebendsten Gedanken im Kampfe begriffen, wie rosige, geflügelte Engelchen, die sich mit schwarzen, meckernden Teufeln balgen, und dieser ganze Widerstreit der Gefühle spiegelte sich höchst wunderlich auf seinem zuckenden Antlitze ab.

Aber das Gute siegte, und wie eine weiße Friedenstaube senkte sich zuletzt der Gedanke herab, daß er nun mit einem Schlage der ganzen Unbehaglichkeit der letzten Tage ein Ende machen könne, und daß ihn Ruhe und Frieden nur ein Wort koste. Seine Züge klärten sich allmählich auf, er sah noch einmal auf die Rosen und dann auf mich; ein unbeschreibliches Lächeln zeigte sich um seinen schmalen Mund und zwischen den Zähnen knirschte er die schmeichelhaften Worte hervor: „Verfluchter Kerl!"

Dann wandte er sich plötzlich und rief mit so furchtbarer Stimme, daß die Sperlinge aus dem Epheu flogen und eine Nachbarkatze sich in schleuniger Flucht über das Geländer rettete: „Eveline!"

Eine zarte Stimme antwortete vom Hause her: „Ja, Vater!"

„Eveline," brüllte er dann, „komm ganz schnell her, dein Bräutigam ist da!"

Wie ich über das Geländer kam, kann ich nicht mehr sagen, ich weiß nur, daß ich plötzlich auf der andern Seite war und einer hellen Gestalt entgegeneilte, die zagend die Gartentreppe herabschritt und nicht wußte, was dieser seltsame Zuruf zu bedeuten hatte. Aber bald wußte sie es und ward fast ohnmächtig über diese schnelle Wendung der Dinge.

Noch jemand hatte diesen merkwürdigen Ruf gehört, meine Mutter nämlich, die am offenen Fenster stand und nach mir aussah, da sie mit dem Kaffee auf mich wartete. Voller Verwunderung kam sie in den Garten, und als sie dort diese unerwartete

Bescherung fand und in der ersten Aufregung fragte: „Aber Herr Rodekamp, was ist denn los?“ da rief dieser, der sich überhaupt ganz sonderbar benahm, als hätte er am frühen Morgen schon zuviel von seinem Lieblingsgetränk Cognac, mit einem kleinen Schuß heißen Wassers, genossen:

„Was hier los ist? Eine Verlobung ist los! Ich will geteert und gefedert sein, wenn das keine Verlobung ist! Ich will meinen eigenen Kopf aufessen, wenn wir hier nicht alle so glücklich sind wie die Hasen im Kohl! Kommen Sie her, Frau Doktorin, und geben Sie mir Ihre Hand, wir wollen gute Freunde sein. Verdammt noch mal, das wollen wir!“

Damit reichte er seine mächtige Pranke über das Geländer und drückte die schmale Hand meiner Mutter so kräftig, daß sie fast geschrieen hätte.

Als wir nun diese gesehen hatten, liefen wir natürlich zu ihr hin und bildeten am Geländer eine Gruppe der Freude und verwunderten Glückseligkeit, wobei die verschiedensten Küsse in allen möglichen Kombinationen durcheinander gingen. Aus dieser erfreulichen Beschäftigung wurden wir aufgeschreckt durch die furchtbare Stimme Rodekamps, der an dem Tische einer kleinen Laube in der Nähe saß und mit großer Inbrunst und an den geeigneten Stellen mit der Faust auf den Tisch donnernd folgendes Lied sang:

„Mädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I hab di gar zu gern, i mag di leide!
Gib mir einen Kuß! — Bum!
Wie'n Kanonenschuß! — Bum!

Mädel ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I hab di gar zu gern, i mag di leide!"

Der alte Herr war ja ausnehmend vergnügt heute morgen, aber er wußte wohl, weshalb er sich so närrisch benahm, denn innerlich war er furchtbar gerührt, und nur die entsetzliche Angst, es könne dies jemand bemerken, trieb ihn von einer Tollheit in die andre.

*

X. Ausklang.

Einige Monate nach diesen Ereignissen kam ich zu meiner Hochzeit wieder in meine Vaterstadt und zog dann mit meiner jungen Frau an den Ort meiner Thätigkeit. Dem Alten ward die Trennung sehr schwer, jedoch einigen Ersatz leistete es ihm, daß er sich unterdes mit meiner Mutter sehr angefreundet hatte und den behaglichsten Verkehr mit ihr pflegte. Ueber das ereignisreiche Geländer hinweg wurden weise gärtnerische Gespräche geführt und die Erstlinge aller Früchte bewundert. Das beste Obst wanderte in auserlesenen Stücken überhaupt immer zu meiner Mutter, und bei dessen Ueberreichung brachte der alte Herr in Anbetracht seiner sonstigen Steifigkeit die zierlichsten Verbeugungen zu stande und war wundervoll galant.

Für den alten Birnbaum mit seinen Rosen hatte er eine besondere Vorliebe gefaßt und pflegte beide mit Aufbietung aller seiner Kunst. Um diese Pflege

besser ausüben zu können, hatte er sich ein hübsches Gerüst mit Treppen und einem erhöhten Sitze um den Baum machen lassen, und dort saß er gern an schönen Abenden zwischen den Rosen und trank seinen Grog und rauchte, während meine Mutter in ihrem kleinen Garten ihm gegenüber auf der Bank saß und strickte und beide sich allerlei von ihren Kindern erzählten. Als dies wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr möglich war, luden sie sich sehr oft einmal zum Thee ein, und dann mußte ihm meine Mutter allerlei Musikstücke vorspielen, die er gern hatte. Ja einmal hat sie sogar ihren Schauder überwunden und seinen barbarischen Gesang begleitet, aber allzu borstige Lieder durfte er nicht singen. Auch hat sie ihren ganzen Einfluß angewendet, ihm den unchristlich starken Grog abzugewöhnen und ihn glücklich schon auf halb und halb herunter gebracht. Weiter aber läßt er sich nicht treiben, denn dies ist für ihn die Grenze, wo das Zuckerwasser anfängt.

So kam allmählich ein neues Frühjahr heran und mit seinem Ende die Zeit, wo die wilden Rosen von selber und ohne Treibhaus blühen, und da sah es sehr hübsch aus, wenn Herr Rodekamp mit seinem großen roten Gesichte zwischen all den zarten Blüten der herrlich gedeihenden Rosensträucher hervorschaute und zuweilen mit seltsamer Zärtlichkeit einen der Zweige aufmerksam betrachtete. Um diese Zeit ging eines Nachmittags der Eilbriefträger zuerst in Rodekamps Haus und dann in das Haus meiner Mutter. Kurze Zeit hinterher kam Rodekamp mit einem Briefe

in der Hand, so eilfertig er konnte, den Hauptsteig seines Gartens daher und strebte auf seinen Lieblingssitz an dem alten Birnbaume zu. Von der Höhe blickte er in den Nachbargarten, jedoch es war noch niemand dort. Allein gleich hernach tönte die Klinke der Gartenpforte, und meine Mutter kam auch sehr eilfertig an, ebenfalls mit einem Briefe in der Hand. Als sich die beiden Alten in Sicht bekamen, hielten sie beide zugleich die Briefe hoch, und Rodekamp brach zugleich in ein furchtbares Hurra aus. Dann saßen sie beide und blickten wieder in die Briefe.

„Ein Junge!“ rief Rodekamp.

„Wiegt achtundeinhalbes Pfund!“ sagte meine Mutter.

„Hat 'ne Nase wie der Großvater!“

„Und blaue Augen wie die Großmutter!“

„Soll Christian heißen wie ich!“

„Und Johannes nach mir!“

„Donnerwetter noch mal zu!“

„Na, na!“

Dann stieg Christian Rodekamp, so eilig wie er konnte, von seinem Sitze herab, ging an das Geländer und sagte: Kommen Sie her, Frau Doktorin, und geben Sie mir 'nen Kuß, heut geht's nicht anders!“

Und dann küßten sich die beiden alten Leute über das Geländer hinweg wie einst die jungen und waren glücklich.

Jorinde.

*

Vorspiel.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit, ...
Goethe.

Glücklich zu preisen ist jeder, der seine Kindheit auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt verlebt hat. Wenn ich zuweilen durch die älteren Teile von Berlin wandere und die zahlreichen blassen Kinder betrachte, die auf den Straßen und den staubigen Plätzen spielen, dann thut mir oftmals das Herz weh, wenn ich bedenke, was diese armen Kleinen entbehren müssen, allerdings, ohne daß es ihnen bewußt ist. Sie kennen oft nur ihre Etage und die Straße und allerhöchstens den sandbestreuten, reihenweise mit Bäumen bepflanzten Biergarten, in den ihre Eltern sie Sonntags mitzunehmen pflegen. Sie wissen oft nicht, was ein Regenbogen ist, weil sie vor lauter hohen Häusern noch niemals einen gesehen haben, sie kennen sogar oftmals den Donner des Himmels nicht, weil das Geräusch der lauten Straße ihn übertäubte. Da sind doch die Kinder des armen Bahnwärters, der seine Station mitten im einsamen Tannenwalde hat, wahre

Könige zu nennen, denn ihnen gehört ringsum die Welt. Ihnen gehört der kleine Bach im Thalgrunde, wo sie Mühlen bauen und Krebse greifen, und die Blumen, Schmetterlinge und Vögel sind ihnen unterthan. Der Wald ist ihr Garten, der ihnen köstliche Früchte trägt, er ist ihre Waffenkammer und ihr Spielsaal. Statt schwüler, staubiger Straßenluft atmen sie den heilsamen Harzduft, und statt des ruhelosen Drängens und Hastens einer gierig nach Erwerb und Genuß jagenden Menschenmenge umgibt sie das einsame Rauschen der Wipfel und der Gesang der Vögel in den Zweigen. Wahrlich, es ist nicht schwer zu entscheiden, wer es besser hat.

* * *

Wie bei bewölktem Himmel die Sonne durch eine Wolkenlücke einen breiten Strahl sendet und in der Ferne ein Stück grünes Ackerland, eine Waldecke, einen bachdurchschlängelten Thalgrund leuchtend aus dem Dämmer hervorhebt, so steht in meinem Geiste die Erinnerung an eine auf dem Lande verbrachte Kindheit. Es ist mir immer, als habe zu jener Zeit die Sonne viel mehr geschienen als jetzt, und als sei die Welt viel lustiger gewesen. Und in all dem Sonnenschein sehe ich ein kleines, zierliches Mädchen mit dunklem Lockenhaar und schwarzen Augen, wie sie sonst wohl nur in Märchen vorkommen, und mir ist, als hätten auch wir in einem Märchen gelebt, so daß ich mich oft zurückwünsche in das verlorene Wunderland, wohin es doch nimmer eine Rückkehr gibt.

Wie genau steht mir alles vor Augen, obgleich ich noch sehr jung war, als wir diesen Ort verließen, um in die Stadt zu ziehen. Jeder Winkel im Hause ist mir noch vertraut und bekannt, ich könnte noch heute, nach dreißig Jahren, den Plan des großen Gartens aufzeichnen und den Ort jedes Obstbaumes angeben, und was für Früchte er trug. Wie oft wandle ich jetzt im Geiste auf dem grünen Dorfkirchhofe zwischen den Gräbern und drücke mein Gesicht an die kalten Eisengitter, um mit geheimem Grauen in die Finsternis der Grabkapellen zu starren, oder sitze auf dem alten, hölzernen Glockenstuhl, um träumerisch ins weite Land und die blaue, märchenhafte Ferne zu schauen, und höre noch heut das Geschrille der tausend Schwalben, die am Chor der alten Feldsteinkirche ihre Nester hatten. Es war die gute alte Zeit, die gute, alte Zeit, von der die Menschen so viel träumen und reden, und die nichts weiter ist, als die Zeit der Jugend, da das Blut noch frisch durch die Adern rollt, die Zeit der Kindheit, da das Leben noch ein Märchen und die Welt voll lieblicher Wunder ist. In Hoffnung und Erinnerung wohnt das Glück. Wie ferne blaue Berge liegt die Zukunft vor uns und wir streben rastlos dorthin, wo wir erhoffen, das holde Wunder des Lebens zu ergründen, und müssen uns begnügen, wenn wir weiter nichts finden, als rauhe, wild bewachsene Felswände. Und schauen wir dann zurück, da liegt hinter uns in demselben sehnsuchtsvollen Blau das unwiederbringlich verlorene Land der Jugend.

Ausfahren!

Anders wird die Welt mit jedem Schritt, . . .
Mörike.

Ich habe den neuen Sammetkittel und die weißen Staatshosen an, ich bin ganz außergewöhnlich gekämmt und gebürstet worden, der äußere Mensch ist in seinem höchsten Glanz und nur der innere erhält noch die nötigen moralischen Bürstenstriche, bestehend in mütterlichen Auslassungen über den Wert der Tugend, Bescheidenheit und Höflichkeit und über den Unwert solcher Lieblingsbeschäftigungen, die nur zu sehr geeignet sind, grüne Grasflecken auf den Knieen, Löcher in den Ellbogen und nasse Füße zu hinterlassen. Aber mein Ohr hört mehr auf das Knallen der Peitsche Johanns und auf das Scharren und Schnaufen der beiden kleinen Litauer, Peter und Liese, die vor dem leichten, offenen Wagen bereits an der Thür des Pfarrhauses halten. Endlich sieht der Vater in das Zimmer und ruft: „Fertig!“ Wir verabschieden uns von der Mutter, steigen auf den Wagen und fort geht es mit lustigem Peitschenknall über den Hof und durch die Straße des Dorfes, wo die Dorfjungen, meine Gespielen, am Wege stehen und zur Begrüßung des Pfarrherrn die Mütze von den Flachshaaren ziehen, und die kleinen Mädchen knixend zusammenschießen, daß die Zöpfchen in die Höhe fliegen, wo Ali, Wasser und Spitz, lauter biedere Bauernhunde und persönliche Freunde von mir, nach einander bellend gesprungen kommen und dem Wagen das

Geleit geben. Dann geht es durch weite, wallende Kornfelder und die Ferne liegt blau dämmernd und geheimnisvoll ringsum ausgebreitet, dann durch den Wald, wo die Sonnenlichter spielen und die Stämme so seltsam durcheinander schreiten, wenn wir vorüberfahren, und es so geheimnisvoll aus den Wipfeln ruft, dann durch weiten Wiesengrund, in dem Reihen von Kopfweiden weithin wandern, bis ein Bach die Einförmigkeit durchbricht und zwischen erlenbesetzten Ufern planlos hin und her schweift, um dann wie in plötzlichem Entschlusse in großem Bogen gerade auf unsern Weg zuzukommen. Der Wagen rumpelt über eine Brücke, die Straße steigt wieder an, und nun wird zur Seite in einer Thalsenkung eine weite flimmernde Ebene sichtbar, die am Horizont dämmernd mit der Luft zusammenfließt.

„Was ist das?“ frage ich verwundert.

„Das ist die Ostsee,“ sagt mein Vater.

Aber ein kornbewachsener Hügel schiebt sich vor, und nun tauchen zwischen Obstbäumen rote Dächer und ein spitzes Türmchen auf, bald ist eine Mauer uns zur Seite, überragt von mächtigen Baumwipfeln, und plötzlich biegt der Wagen um die Ecke und fährt durch ein eisernes Gitterthor über knirschenden Kies um einen großen Rasenplatz vor ein schönes, weinberanktes Haus.

Ich weiß, daß ein stattlicher Mann und eine sehr schöne Dame uns dort begrüßten, und daß ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren neben ihnen stand, das auf meine unerfahrenen Kinderaugen ge-

radezu den Eindruck des Ueberirdischen machte. Diese Empfindung konnte dadurch nicht vermehrt werden, daß man sie mit dem märchenhaften Namen Jorinde anredete, das erschien mir eben so einfach als selbstverständlich. Ich muß wohl mein Staunen sehr sichtbar ausgedrückt haben, denn ich erinnere mich, daß die schöne Frau lachte und mir den Kopf streichelte. Dann erhielten wir, nachdem eine gemeinsame Erfrischung eingenommen war, jedes ein Stück Kuchen und die Anweisung, in den Garten zu gehen. Als wir in einem der großen Steige des Parkes nebeneinander gingen, konnte ich nicht ablassen sie zu betrachten. Sie hatte dunkles, dichtes Haar, das in leichten Löckchen über die Stirn fiel, und ein paar schwarze, unergründliche Augen, die in einem eigenartigen, verhaltenen Glanz leuchteten. Durch das dunkelrote, mit schwarzen Spitzen besetzte Seidenkleidchen ward die Weiße der zarten Haut schimmernd hervorgehoben, aber besonders bezauberte mich die leichte Zierlichkeit aller Bewegungen; es war, als würde sie von innen heraus getragen, so schwebend wandelte sie in den zierlichen Stiefelchen über die Erde dahin.

„Wie heißt du?“ fragte sie plötzlich.

„Ich heiße Christian!“ antwortete ich. Sie lachte. Es war ein kleines, helles, silbernes Lachen, das zugleich entzückte und verletzte.

„Wie ein Dorfjunge?“ sagte sie; „das ist kein hübscher Name!“ Ich hatte noch niemals darüber nachgedacht, allein jetzt war es mir plötzlich klar, daß es beschämend und überaus gewöhnlich von mir war,

diesen Namen zu führen. Sie fuhr fort: „Ich heiße eigentlich Josephine, aber meine Eltern nennen mich Jorinde, du darfst auch so zu mir sagen.“ Ich empfand diese Erlaubnis als eine Vergünstigung, die mich hob und ehrte, aber eine unüberwindliche Blödigkeit hielt mich diesem reizenden Wesen gegenüber befangen, so daß ich nichts zu erwidern wußte. Sie ging eine kleine Weile schweigend dahin und blickte auf ihre zierlich ausschreitenden Füße.

„Warum hast du so große Stiefel an?“ fragte sie plötzlich. Dies war nun eine ganz erschreckende Frage, die ich gar nicht zu beantworten wußte, zumal da mir in demselben Augenblicke klar einleuchtete, daß es ein Zeichen von niedriger Gesinnung sei, Stiefel zu tragen, die eine vorsorgliche Mutter und ein weiser Schuster auf Zuwachs berechnet hatten.

„Wenn du immer gar nichts sagst,“ fuhr sie fort, „das ist langweilig. Da wollen wir uns lieber haschen. Sieh zu, ob du mich greifen kannst!“ Und wie ein Vogel fliegt, so lief sie in den grünen dämmernden Laubengang hinaus. Laufen war trotz der großen Stiefel meine starke Seite und so hatte ich sie bald eingeholt, allein unter der Hand entwischte sie mir auf einen Seitenweg und lief auf einen großen runden Platz hinaus, in dessen Mitte eine mächtige Eiche stand. Mein Ehrgeiz war erwacht und nun ging um den Baum ein heftiges Jagen an, denn die Kleine war gewandt wie der Teufel. Sie drehte und wendete sich, daß die dunklen Locken und das seidene Röckchen im Winde flogen, sie schlüpfte mir

unter dem Arme durch und umtanzte mich wie eine Elfe. Schließlich trieb ich sie doch in die Enge, allein sie wartete es nicht ab, daß ich sie ergriff, sondern sprang mir freiwillig entgegen, lehnte sich atmend an meine Brust, und indem sie mit dem von der Anstrengung rosigen Gesichte zu mir aufblickte, sagte sie: „Du kannst gut laufen, sonst hättest du mich nicht gekriegt, und hübsch bist du auch, wenn du auch nicht schön angezogen bist. Du hast schöne goldgelbe Haare, ich mag dich leiden."

„Ich dich auch!" sagte ich, indem ich ihr in die schwarzen Augen blickte. Sie nickte einfach mit dem Kopf, als wollte sie sagen: „Ja, das glaube ich wohl."

Dann gingen wir Hand in Hand weiter und plauderten zusammen, was Kinder reden. Sie erzählte von ihrem Pferdchen Falada und ihrem Papagei Tütchen, ich von unserm Hunde Phylax und von meinen Kaninchen. So kamen wir an den Rand des Parkes, wo er von einem Wiesenbach begrenzt wurde. Dort war eine uralte Weide schräg gegen den Bach hinabgesunken, und wo sie ihre mächtigen Aeste aufragen ließ, bildete sich zwischen diesen ein Raum, wo man wie in einem Zimmerchen sitzen konnte. Wir stiegen den schrägen Weg hinauf und nisteten uns dort ein. Unter uns, auf dem träge fließenden Bach, blühten die weißen Wasserrosen, übertanzt von blauen Libellen, dahinter erstreckte sich weithin die sonnbeglänzte Wiese bis an den blau-dämmernden Wald, aus dem zuweilen der ferne Ruf

eines Vogels hörbar ward. Sonst war alles still, daß man das Schwirren der Libellenflügel, das Springen der kleinen Fische und das leise Gurgeln des Wassers vernehmen konnte. Jorinde hatte die Hände in den Schoß gelegt, sie sah mich an und fragte: „Was willst Du werden?"

Ich antwortete:

„Ich will ein Prediger werden, wie mein Vater."

Sie schüttelte heftig das Köpfchen. „Nein, nein," rief sie, „das darfst du nicht! Da mußt du immer schwarze Röcke tragen und ernsthafte Gesichter machen. Du sollst ein Husar werden, wie des Vaters Vetter. Der hat einen schönen blauen Rock mit silbernen Schnüren und einen Schnurrbart und so weiße Zähne. Er hat einen kleinen Mantel mit Pelz besetzt und wenn er geht, da klirren seine Sporen. Wenn du Husar wirst, da bekommst du ein Pferd, einen Fuchs oder einen Braunen, und da reiten wir zusammen in den Wald, wie der Vetter mit der Mutter. Ich möchte am liebsten Kunstreiterin werden. Im vorigen Jahre habe ich in der Stadt welche gesehen. Da bekomme ich ein rotes, ganz kurzes Seidenkleid mit Gold gestickt und silberne Schuhe und tanze auf dem Pferde, und wenn ich es gut mache, da klatschen alle die Leute und alle die Husarenleutnants und werfen mir Blumensträuße zu!"

Mir erschienen diese Zukunftsbilder märchenhaft verlockend, und obgleich ich in meinem Leben weder einen Husaren noch eine Kunstreiterin gesehen hatte,

leuchtete mir doch ein, daß schwerlich schönere Berufsarten ausgedacht werden konnten.

„Der Vetter ist hübsch," fuhr Jorinde fort, „er ist immer gut gegen mich, er hat mir Falada geschenkt. Ich mag den Vetter lieber leiden als den Vater, der ist immer strenge und ernsthaft, aber der Vetter ist lustig. Die Mutter hat ihn auch sehr gern." Dann sah sie mich mit den großen Augen geheimnisvoll an und sprach: „Ich will dir nur sagen — wenn sie zusammen sind und denken, es sieht niemand, da küssen sie sich." Obgleich ich nicht einsehen konnte, warum sich zwei Menschen, die sich gern hatten, nicht küssen sollten, so gewann ich doch ein dunkles, unbestimmtes Gefühl, daß in diesem Falle ein Geheimnis zu Grunde liege, das diese Dinge verbieten müsse.

Wir stiegen danach von dem Baume wieder herunter und wanderten Hand in Hand weiter durch den Garten. Wir gelangten allmählich in den Teil dessen, der an die Wirtschaftsgebäude anstieß und die Obstbäume und Küchengewächse enthielt. Dort war die Sonne mächtiger, als unter den alten Bäumen des Parkes und lag brennend auf einer langen Scheunenwand, an der Spalierbäume gezogen waren. Es war, als seien einige der Bäume mit Gold bewachsen, so leuchteten die reifen Aprikosen in dichter Fülle aus dem Grün. Als wir näher kamen, ging ein schlängelndes Rascheln durch das Gras, daß es mir kalt über den Rücken herablief.

„Was ist das?" fragte ich.

„Es sind nur die Schlangen!" sagte Jorinde

gleichmütig. Als sie bemerkte, daß das Ding mir unheimlich war, lachte sie und sagte: „Du bist doch wohl nicht bange? Sie stechen nicht!“

„Wie kommen sie denn in den Garten?“ fragte ich. In diesem Augenblicke klapperte es plötzlich auf dem Strohdach der Scheune.

„Hörst du wohl?“ sagte Jorinde, „er meldet sich schon — der Storch hat sie hergebracht. Es darf ihnen niemand etwas thun, der Vater hat's verboten.“ Sie ergriff meine Hand, zog mich nach sich, indem sie leise an dem Rande des Grasstreifens voranschlich und immer die Augen auf den Boden an der Spalierwand gerichtet hielt. Endlich stand sie und zeigte mit dem Finger: „Siehst du, dort?“

Auf dem gekrümmten Stamm eines mächtigen Aprikosenbaumes lag eine große Ringelnatter, die kleinen Augen waren auf uns gerichtet und die gelben, halbmondförmigen Flecke zu beiden Seiten des Kopfes leuchteten wie Gold.

„Der Schlangenkönig!“ flüsterte sie. Dann trat sie einen Schritt vor und winkte mit ihrer zierlichen Hand: „Husch, geh fort!“ sagte sie.

Das Tier glitt hinab in das Gras und schlängelte sich raschelnd davon; man sah an der Bewegung der Halme, wie es sich in der Richtung auf den Teich hin verlor.

Wir traten nun an den Aprikosenbaum — ich muß gestehen, es geschah mit etwas bänglichen Gefühlen, denn ich war in großem Respekt vor diesen Tieren erzogen worden.

„Nun sind sie alle fort,“ sagte Jorinde „Klopfe nur mal leise an den Stamm.“

Als ich dies schüchtern und zögernd ausführte und davon ein neues, ängstliches Wunder erwartete, geschah weiter nichts, als daß eine Anzahl der überreifen Goldfrüchte raschelnd ins Gras rollte. Dieser erfreuliche Anblick zerstreute den letzten Rest von Aengstlichkeit in mir, wir sammelten die Aprikosen auf und begaben uns auf eine schattige Bank, wo wir schmausten, wie nur Kinder es vermögen. Dann hörten wir in der Ferne unsre Namen rufen und machten uns auf, in das Haus zurückzukehren. Der Garten stieg hier in Terrassen nach dem Hause zu an und in den Hauptsteig waren an solchen Stellen einige Steinstufen eingeschaltet Als wir an eine dieser Treppen kamen, sprang Jorinde auf die erste Stufe, stand vor mir und sagte: „Nun bin ich gerade so groß als du, nun kannst du mir einen Kuß geben.“ Dies war nun ein beängstigendes Ansinnen, das mich überaus verwirrte, aber da es mir wiederum unmöglich erschien, den Willen dieser kleinen Zauberin nicht zu erfüllen, so faßte ich mir ein Herz und berührte flüchtig ihre Lippen mit den meinen. Sie schüttelte den Kopf, daß die Locken flogen. „Das ist nichts, das ist gar nichts, das ist nicht ordentlich!“ rief sie, fiel mir mit beiden Armen um den Hals und küßte mich herzhaft. Dann lachte sie hell auf, hüpfte die Stufen hinauf und flog den Steig entlang wie ein Sommervogel, und als ich schon die Empfindung hatte, nun würde sie durch die Zweige gehen und gegen den

blauen Sommerhimmel fliegen, da stand sie oben und winkte und rief: „Der Vetter ist da!“ Als ich ihr nachgeeilt war, sah ich in dem Laubengange eine Gesellschaft lustwandeln, bestehend aus meinem Vater, den Eltern Jorindens und einem schönen, jungen Mann in der Uniform der blauen Husaren, der auf mich vollständig den Eindruck des Prinzen aus dem Märchenlande machte. Wir kehrten gemeinsam in das Haus zurück, unser Wagen stand bereits vor der Thür, wir verabschiedeten uns und fuhren davon. Jorinde nickte und lächelte mir zu, ich sehe sie noch heute, die zierliche behende Gestalt, wie sie auf dem breiten Postament neben der Treppe frei und lieblich dastand, der Traum und das Märchen meiner Kindheit.

*

In die Himbeeren.

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut, . . .
Tieck.

Es war ein Jahr vergangen, da fuhr ein geschlossener Wagen vor unsre Thür, darin saß niemand weiter als Jorinde. Sie war einfacher gekleidet als damals, das aber that ihrer holdseligen Erscheinung keinen Abbruch. Sie sollte eine Weile bei uns bleiben, weshalb, erfuhr ich nicht; ich bemerkte nur, daß meine Eltern zuweilen heimlich miteinander flüsterten und die Leute das fremde, schöne Kind mit so besonderen

Augen ansahen, und daß unsre alte Trina einmal bei solcher Gelegenheit seufzte und sagte: „Ach, das Unglück — das arme Kind!“ Ich machte mir auch weiter kein Kopfzerbrechen darüber, die Thatsache genügte mir, daß sie da war, und ich in meiner Einsamkeit eine Spielgefährtin hatte. Glückliche Tage! Es waren Ferien, mein Hauslehrer war in die Heimat gereist, und die Welt und die Zeit gehörten uns ohne Abstrich. Aus dieser Periode ist mir wiederum ein Tag leuchtend in der Erinnerung geblieben. Es war die Zeit, da die wilden Himbeeren reif waren, und weil in einem benachbarten Walde deren eine Unmenge wuchsen, so wurden eines Tages Trina und Stina, unsre Mädchen, zu einem Ausfluge in das Himbeerland ausgerüstet, und wir, jedes mit einem Körbchen versehen, erhielten die Erlaubnis, sie zu begleiten. Wir brachen schon am Vormittag auf, Johann fuhr uns bis an den Wald und kehrte dann zurück. Wir wanderten auf einem Fußsteig durch die Buchenwaldung und kamen nach einiger Zeit an den Ort unsrer Bestimmung, eine Lichtung, auf der nur einzelne große Bäume verstreut standen. Sonst war der Boden mit Gras und Waldblumen, mit aufstrebendem Gebüsch und jungem Baumwuchs bedeckt. Dazwischen, in kleinen Wäldchen bei einander, standen im Schatten des Buschwerks ungezählte Himbeersträuche, ganz mit den reifen, roten Früchten übersät. Wir erwiesen anfangs einen großen Eifer, unsre kleinen Körbe zu füllen, allein bald erschien uns das Essen an dieser reich besetzten Waldestafel anmutiger als

das Arbeiten, und als auch dies allmählich seinen Reiz verlor, liefen wir umher und jagten die Schmetterlinge. Ich sehe noch deutlich vor mir die weiße, behende Gestalt, wie sie so hurtig durch das hohe Gras dahinlief, daß die schwarzen Locken flogen und die dunkelroten Bänder an dem leichten Sommerhut hoch aufflatterten. Dann setzte sie sich an einen sonnigen Abhang, wo der Thymian blühte, die Libellen in der Luft tanzten und die Eidechsen bei unserm Nahen hinwegraschelten, unter den Schatten eines Nußbusches. Ich holte Blumen herbei und sie besteckte ihren Hut damit und flocht sie in ihre Haare. Die blühenden Ranken des Jelängerjeliebers schlang sie sich um den Leib und um den oberen Rand des ausgeschnittenen Kleides steckte sie Glockenblumen und wußte die zarten Rispen des Zittergrases dazwischen zierlich zu verwenden, so daß sie wie ein duftiger Spitzenbesatz darüber standen. Unterdes war es Mittagszeit geworden — wir hörten die Klänge der Dorfglocke über die Wipfel kommen — und kehrten zu den beiden Mädchen zurück. Als diese Jorinde in ihrem Märchenschmuck ankommen sahen, ging etwas wie staunende Verwunderung über ihre Gesichter und ich sah, wie die Jüngere Trina anstieß und hörte, wie sie sagte: „Wie das Kind aussieht — wie 'ne Prinzessin!"

Nun wurde der Eßkober ausgepackt und alle die schönen Dinge, die die Mutter für uns eingelegt hatte, kamen zum Vorschein. Nach dem Essen mußte Trina Geschichten erzählen, hundertmal gehörte Märchen und Sagen, die doch immer wieder neu waren:

wie die Unterirdischen Hochzeit feierten und dergleichen, dann die schöne Geschichte vom König Rumpetrumpen und der Prinzessin Kläterpott; jetzt freilich, meinte sie, gäbe es keine Unterirdischen mehr, denn der alte Fritz habe sie vertrieben.

„In Pritzin," erzählte sie weiter, „war einmal ein Knecht, zu dem kam des Nachts die Mahr und drückte ihn, so daß er große Angst ausstand und nachher in Schweiß gebadet aufwachte. Da hat er endlich auf Rat einer weisen Frau alle Löcher in der Kammer bis auf ein einziges Astloch verstopft und seinen Mitknecht, der in derselben Kammer schlief, gebeten, wenn wieder die Nachtmahr über ihn käme, dann solle er einen Holzpflock nehmen und das Astloch damit verstopfen. Um Mitternacht ist es gewesen, als wenn eine Katze am Bette hinaufklettert, und alsbald hat es den Knecht bedrückt und geängstigt, daß er jämmerlich gestöhnt hat. Der andre aber ist leise aufgestanden und hat das Astloch mit dem Pflock verstopft. Am andern Morgen haben sie ein schönes Mädchen hinter dem Ofen gefunden, das hat der Knecht geheiratet und im Laufe der Zeit zwei Kinder mit ihm bekommen. Sie hat ihm aber oft in den Ohren gelegen, er möge ihr doch einmal das Astloch zeigen, zu dem sie hereingekommen sei, er hat aber immer widerstanden. Endlich hat er sich doch dazu bewegen lassen und den Pflock herausgezogen. Da hat sie gerufen: „O, wie läuten die Glocken in Engel- land!" und ist verschwunden. Aber des Sonntags morgens ist sie immer wieder gekommen und hat

ihre Kinder gewaschen und gekämmt und ihnen reine Wäsche angezogen."

Jorinde sah mit großen Augen vor sich hin: „Meine Mutter ist auch in England!" sagte sie plötzlich.

Die alte Trina erschrak sichtlich und rief: „Kind, was redest du? Deine Mutter ist doch zu ihrer Tante gereist in Pommern!"

Jorinde nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Das weiß ich besser!" Aber sie sagte nichts weiter. Die beiden Mädchen flüsterten miteinander und schüttelten die Köpfe, endlich fuhr Trina fort zu erzählen. Aber es war ein warmer Sommertag, und als die Alte in ihrer eintönigen Weise ihre Geschichte hersagte, da wurde zuerst Stina müde und legte den Kopf in das Gras und schlief ein, und auch Trina, die den ganzen Vormittag den alten Rücken zu den Himbeeren niedergebückt hatte, überkam die Sommermüdigkeit, sie gähnte, ihre Geschichten wurden immer verworrener und zuletzt sank sie mitten in dem schönen Märchen vom „Vogel Fenus" nach der andern Seite und fing an, erklecklich zu schnarchen.

Jorinde sah mich auffordernd an, wir standen leise auf und schlichen uns fort. „Wir wollen uns verstecken!" sagte sie, „die sollen lange suchen, bis sie uns finden."

Wir konnten uns aber für keinen Platz entscheiden und verloren uns immer weiter gegen den Rand der Lichtung, wo im Grunde ein kleiner Bach dahin-

ging. Unterwegs legte Jorinde geheimnisvoll den Zeigefinger an den Mund und sagte: „Meine Mutter ist doch in England. Sie glauben, ich weiß das nicht, aber ich habe es wohl gehört, wie sie miteinander flüsterten. Sie ist mit dem Vetter fort, und der Vater ist ihnen nachgereist. In der Nacht, ehe sie fort war, wachte ich auf, denn meine Mutter lag mit dem Gesicht auf meinem Kopfkissen und weinte. Da fragte ich sie: „Mutter, warum weinst du so sehr?“ Nun schluchzte sie aber noch viel mehr und küßte mich so heftig, daß ich rief: „Mutter, Mutter, du thust mir weh!“ Da drückte sie beide Hände vors Gesicht und die Thränen liefen ihr zwischen den Fingern hervor, und so ging sie zur Thür hinaus. Mein Kopfkissen war ganz naß geweint!“

Unterdes waren wir an den Bach gekommen, der mit leisem Gurgeln durch seine grünen Ufer floß. Die Blumen, mit denen sich Jorinde geschmückt hatte, waren welk geworden und ließen die Köpfe hängen. „Sie sind nicht mehr schön!“ sagte sie und warf sie nacheinander in das Wasser, das sie eilend davontrug.

„Mein Vater hat mir erzählt,“ sagte ich, „wenn dieser Bach weiterfließt, dann wird er immer größer und nachher ist es derselbe, der an eurem Garten in Schattin vorüberfließt.“

„Ach, da schwimmen meine Blumen alle nach Hause!“ rief sie, lief hin und pflückte händevoll Glockenblumen und warf sie ins Wasser. „Ihr sollt Falada grüßen und Tütchen und die alte Brigitte!“

Hernach fanden wir einen Baumstamm, der als eine Brücke über dem Bach lag und gingen an das andre Ufer. Dort stieg ein mit uralten Buchen bewachsener Abhang empor, und uns trieb die Neugier, zu sehen, was wohl hinter diesem Berge sei. Als wir in dem weichen Laub dahinschreitend die Höhe erreicht hatten, senkte sich der Boden wieder zum Grunde und durch die Stämme schimmerte es hell, als sei der Wald dort zu Ende. Es war aber eine große Wiese, die wir dort fanden, rings von mächtig ragenden Buchen umstanden. Einige aufgescheuchte Rehe gingen raschelnd durch das welke Laub davon und ihre Sprünge verschallten allmählich in der Ferne. Bald war es ein seltener, bunter Schmetterling, dem wir durch das weiche Gras nachjagten, bald zog uns wieder die Kühle des Waldes in ein Seitenthal, wo ein Eichhörnchen uns weiterlockte. Rings war sommerliche Stille, nur der Pirol rief unermüdlich aus den Wipfeln. Nun gelangten wir an einen dichten Fichtenbestand und entdeckten einen Dohnensteig, der darin ausgehauen war. Hier war es totenstill in der grünen Dämmerung; wir schritten durch die langen Gänge auf dem mit abgefallenen Nadeln bedeckten Boden fast lautlos dahin und einmal scheuchten wir eine Eule auf, die uns fast ins Gesicht flog und dann mit lautlosem Fluge dahinschwebte. Es war, als seien wir in einen Irrgarten geraten, denn immer, wenn vor uns ein hellerer grüner Schein einen Ausgang anzukünden schien, bog, wenn wir dahin kamen, ein neuer Gang ab, an dessen Ende derselbe helle

Schimmer war. Einmal, als wir wieder um eine solche Ecke kamen, stand mitten in dem neuen Gange ein mächtiger Hirsch und schaute uns mit hocherhobenem Geweih aufmerksam an. Dann senkte er ruhig das Haupt und verschwand zwischen den Fichten, wir hörten, wie er langsam durch die trockenen Zweige brach.

Jorinde stand still und sah mich an. „Fürchtest du dich?“ fragte sie.

„Ich fürchte mich nicht!“ sagte ich.

„Es ist hier so einsam und dunkel!“

„Es wird bald zu Ende sein.“

Wir schritten wieder vorwärts und ich sollte recht behalten, denn plötzlich ward es ganz licht zwischen den Zweigen und die Fichtenwaldung hörte auf. Vor uns senkte sich ein mit Erlen und dichtem Unterholz bedecktes Bruchland hinab; alles war einsam und unbekannt. Mir fiel es mit einemmal auf die Seele, daß wir gar nicht mehr wußten, wo wir uns befanden.

„Wir müssen umkehren!“ sagte ich.

Wir gingen am Rande des Fichtengehölzes wieder zurück, bis wir an eine Stelle kamen, die ich von vorhin zu erkennen glaubte. Als wir eine Strecke in den Buchenwald hineingegangen waren, ward es wieder heller zwischen den Stämmen und wir eilten, in der Meinung, es sei die Wiese, fröhlich darauf hin. Als wir aber aus dem Walde traten, sahen wir, daß es eine Kuhweide war, die sich als ein Teil des umliegenden Feldes buchtartig in den Wald hinein erstreckte. Es wuchsen dort unzählige Stiefmütterchen, die uns mit Tausenden von kleinen Ge-

sichtern anblickten. Wir gingen am Rande des Waldes dahin, und als wir an die nächste Ecke kamen, sahen wir weite wallende Kornfelder vor uns liegen, grüne Wiesen im Grunde und fern zwischen Obstbäumen ein Dorf mit roten Ziegeldächern und einem spitzen Kirchturm, dessen Knopf in der Sonne blitzte. Jetzt kamen Glockentöne durch die Luft geschwommen, die Uhr schlug drei.

Wir fanden einen Fußsteig, der wieder in den Wald hineinführte und versuchten auf ihm unser Heil. Aber so weit wir auch liefen, es blieb alles fremd. Ich fing an zu rufen: „Trina! Trina!“ Meine Stimme verhallte zwischen den mächtigen Buchenstämmen, allein die Antwort blieb aus. Wir gingen weiter und weiter, doch da wir beide müde waren, setzten wir uns an einem sonnigen Abhange ins Gras.

„Wir haben uns verirrt!“ sagte ich.

„Was werden wir nun thun?“ fragte Jorinde.

Mir ging allerlei durch den Sinn, was ich in Büchern über eine solche Lage gelesen hatte. Man schlief in solchen Situationen gewöhnlich aus Furcht vor wilden Tieren auf einem Baume, was allerdings wenig Verlockendes hatte. Oder man bemerkte, wenn es dunkel wurde, in der Ferne ein Licht, aber es waren selten sehr angenehme Leute, zu deren Behausung man durch dieses Licht verlockt wurde.

„Wir werden uns ausruhen und dann werden wir versuchen, den Bach wiederzufinden!“ sagte ich; „haben wir den erst, dann weiß ich den Weg!“

„Ach, ich bin so müde!“ sagte Jorinde. Sie nahm ihren Hut ab und legte ihren Kopf in meinen Schoß. Dann gingen ihre Augenlider mit den langen dunklen Wimpern ein paarmal müde auf und nieder, zuletzt hoben sie sich nicht mehr. Sie schlief sanft. Die Mücken kamen mit feinem Summen und tanzten um das rosige Gesicht; ich nahm eine Grasrispe und verscheuchte sie. Aber an dem sonnigen Abhang summte und schwirrte es so schläfrig, durch die Wipfel ging ein leises, sanftes Rauschen, allmählich sank ich gegen den Abhang zurück und entschlief ebenfalls.

Ich fuhr plötzlich erschreckt aus dem Schlafe empor. Im Ohre lag mir der Klang meines eigenen Namens. Ich horchte auf, da kam es wieder langgezogen und ängstlich: „Christian!“

Von meiner hastigen Bewegung war auch Jorinde erwacht. „Trina!“ rief ich nun, so laut ich konnte. Wir sprangen auf und eilten dem Orte zu, wo ich die Stimme gehört hatte. Kaum waren wir den Abhang emporgestiegen, da sahen wir den Bach im Grunde und die Lichtung vor uns liegen, nur zwanzig Schritte waren wir von ihr getrennt. Trina und Stina strebten mit hochroten Gesichtern durch das niedere Buschwerk und waren sicher froh, unsrer wieder habhaft zu sein.

Wie sind mir doch alle diese kleinen, unbedeutenden Erlebnisse so unverlöschlich ins Gedächtnis gegraben, und wenn ich sie mir zurückrufe mitten im Rauschen und dem Gewühl der Weltstadt, die mich jetzt umgibt, da wird mir waldfroh und sonnig zu Mute, und es

weht mich an wie ein würziger Duft aus einsamen Gründen des sommerlichen Waldes.

⁂

Nach Jahren.

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir
dein Wasser, ...
Heine.

Bald nach jenem Ausflug kehrte Jorinde nach Schattin zurück, und ich sah sie nicht wieder. Im folgenden Winter wurde mein Vater in die Stadt versetzt, ein andres Leben umgab mich, ich gewann zahlreiche Gefährten, Freund- und Feindschaften, und bald lag der Kindheitsaufenthalt auf dem Lande wie eine stille Märcheninsel hinter mir, indes ich mit frischem Mute in das unbekannte Meer hinausfuhr. Die Schulzeit ging vorüber, und die Studien begannen. Nach Ablegung meines Doktorexamens ging ich in ein kleines Bad an der Ostsee zu meiner Erholung und betrieb diese sehr gründlich; zur Abwechslung streifte ich weit in der Gegend umher.

Eines Tages wanderte ich planlos am Ufer der Ostsee entlang. Es war ein klarer Sommertag, und ein frischer Seewind trieb die Wellen rastlos rauschend ans Ufer. Es marschiert sich nirgends besser, als auf dem glatten, festen, von den Wogen bespülten Ufersand, unter dem belebenden Anhauch des mit zersprühtem

Seewasser erfüllten Windes. Ich war ganz von dem Gefühle meiner Gesundheit und Lebenskraft erfüllt und betrug mich so närrisch, wie es von einem gebildeten Europäer, der zuweilen das Bedürfnis fühlt, sich von dem steifen Zwange der Gesellschaft zu erholen, nur irgend verlangt werden kann. Ich jagte den zurückschwimmenden Wellen nach und entfloh, wenn die nächste, sich überstürzend, an der glatten Sandfläche emporleckte. Ich sprach mit lauter Stimme Verse in das Sausen und Brausen hinein, ich sprang von Stein zu Stein, bis ich mitten in dem brandenden Gischt der Wogen stand, riß meinen Hut ab und grüßte ein fernes Dampfschiff, das sich mit langem Rauchstreif am dämmernden Horizonte zeigte, und dessen Besatzung keine Ahnung haben konnte von dem winzigen Pünktchen in der Schöpfung, das hier im fliegenden Wellenschaum auf einem Steinchen hopste.

So gelangte ich weiter und weiter und kam endlich an einen Ort, wo das hohe, steile, mit Buschwerk bewachsene Ufer hinter mir gleichsam ein Kap bildete, und ich die See weit und unbegrenzt vor mir hatte. In breiten, riesenlangen Kolonnen zogen die Wogen auf mich her und erstarben zu meinen Füßen. Mir kam ein Name in den Sinn und schwebte mir bei all dem Rauschen und Brausen in den Ohren, ein Name, der eine gleiche Größe und Majestät in sich schloß. Ich fand eine glatte Fläche, die die Wellen nicht erreichten, und dort schrieb ich in den vergänglichen Sand:

„Beethoven!“

Es war ein einsamer Fleck, wo ich mich befand, das flache Vorland wurde durch das steile Ufer von der Welt abgeschlossen, zu beiden Seiten zog sich, weiß und vom Wogenschaum berändert, in welligen Linien der helle Strand zurück, das übrige war Luft und unendliches Wasser, und doch war mir plötzlich, als hörte ich ein silberhelles Lachen. War es eine Nixe, die, Schaum auf dem Haupte, hinter einem Steine lauschte? Ich schaute mich um, meine Augen schweiften an dem grünbewachsenen Abhang empor — flatterte da oben nicht ein Kleid gegen den blauen Himmel? aber schon war es verschwunden. Ich glaubte mich getäuscht zu haben und schritt weiter. Bald fand ich ein verlockendes Plätzchen am Uferabhang, wo ich mich zwischen Weiden ins Gras lagerte und träumend in das ruhelose Meer hinausblickte. Nach einer Weile machte ich mich auf den Rückweg. Als ich an die Stelle kam, wo ich vorhin den Namen in den Sand geschrieben hatte, setzte mich eine seltsame Thatsache in Verwunderung, denn das Wort war mit einer Linie in Form eines Herzens umrahmt, also:

Beethoven!

und neben meinen Spuren zeigten sich die Abdrücke von zierlichen, schmalen Füßen im Sande. Ich schaute mich verwundert um, ich glaubte wirklich im ersten Augenblick, es müsse nun gleich ein lachendes

Nixenantlitz neben einem der wellenbesprühten Steine hervorschauen. Dann betrachtete ich die Spuren genauer. Sie führten einmal her und einmal wieder zurück und leiteten schräge auf den Uferabhang zu. Als ich sie weiter verfolgte, entdeckte ich eine Art Fußsteig, der seitwärts zwischen den Sanddornbüschen hinaufführte, und indem ich den oberen Rand des Abhanges mit den Augen verfolgte, war mir plötzlich, als sähe ich hinter dem Buschwerk ein paar schmale, rote Bänder hervorflattern, aber wie ein Blitz war es vorüber. Eilends stieg ich den Abhang hinauf und fand, daß dieser Fußsteig durch ein kleines, niederes Feldgehölz führte, aber kein lebendes Wesen war ringsum zu erblicken. Ich schritt in das Buschwerk hinein, immer in der Hoffnung, bei einer neuen Biegung den Weg des rätselhaften Wesens ansichtig zu werden, allein es war vergeblich. Zuletzt gelangte ich auf eine breite, mit Hecken eingefaßte Landstraße, in die der Fußsteig einmündete. Diese Straße machte weiterhin eine kleine Schwenkung landeinwärts und führte auf ein Dorf zu, das im Grunde lag und mit seinen Dächern aus weitläufigen Baumpflanzungen hervorschaute. Als ich von meinem etwas erhöhten Standpunkt aus den Weg entlang spähte, gewahrte ich hinter der Biegung durch eine Heckenlücke eine helle, weibliche Gestalt, die sich leicht und eilig fortbewegte; an dem Sommerstrohhut flatterten zwei rote Bänder im Winde. Unterdes ich nun auf der Straße weiterschritt, verlor ich sie aus den Augen, und als ich die Biegung erreichte, war sie verschwunden. Ich war noch in den Jahren,

da man Lust an Abenteuern hat und ging weiter. Nach einer Weile bog zur Seite ein Fußweg ab und führte über das Feld zu einer Pforte, die in einer von Bäumen überragten Mauer angebracht war. Die Landstraße war leer, so weit ich sehen konnte, und die Erscheinung konnte nur diesen Pfad gewählt haben. Als ich nun meine Augen umherschweifen und sie immer wieder auf dieser Thür verweilen ließ, war mir, als öffne sie sich ein wenig und ließe etwas Helles in der Oeffnung gewahren, wie wenn jemand dort hervorluge, aber gleich war es wieder fort. Kurz entschlossen schritt ich auf die Pforte zu. Sie war alt und verfallen und knarrte kreischend in den Angeln, als ich sie vorsichtig öffnete.

Ein großer verwilderter Obst- und Gemüsegarten lag vor mir. Das Unkraut wucherte auf den Beeten, und auf den alten, schlecht gepflegten Bäumen wuchs graues Moos. Ich schritt weiter auf dem mit Gras bedeckten Steige und bald sah ich im Schein der Sonne eine lange Scheunenwand vor mir liegen, an der Spalierbäume gezogen waren. Auch diese waren nicht gepflegt, wildes Holz war an ihnen hervorgeschossen und nur wenige verkümmerte Früchte hingen daran. An der Mauer entlang lief ein breiter, trockner Grasplatz, der einen mit Weidengebüschen eingefaßten Teich umschloß. Mich überkam das sonderbare, traumhafte Gefühl, als habe ich dies alles schon einmal erlebt. Als ich näher kam, ging ein schlängelndes Rascheln durch das Gras, daß es mir kalt den Rücken hinablief, und in diesem Augenblick klapperte auf dem

Dache der Scheune ein Storch. Mich durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag — hier hatte ich damals mit Jorinde gestanden — ich befand mich in Schattin. Aber kaum war mir dies zum Bewußtsein gekommen, da ertönte eine harte Stimme hinter mir: „Sie da, was wollen Sie hier in meinem Garten?“

Ein Mann in einer abgetragenen Joppe, dessen rotes Gesicht mit schwarzem, struppigem Bart umgeben und von einem verblichenen Jägerhut beschattet war, stand hinter mir und blickte mich mit finstern, tiefliegenden Augen an. Ich war anfangs etwas verwirrt, allein ich faßte mich und sagte sehr höflich: „Habe ich die Ehre, Herrn Wendelin vor mir zu sehen?“

„Wenn Sie mich sprechen wollen,“ erwiderte der andre barsch, „warum kommen Sie hinten herum und nicht durch die Hausthür, wie es sich gehört?“

Es war also wirklich Jorindens Vater, der vor mir stand. „Ich bin der Sohn Ihres alten Freundes Riedberg,“ sagte ich, „und bitte Sie, zu verzeihen, daß ich mich auf so ungehörige Art hier eingeführt habe.“

Seine Züge wurden freundlicher. „Ihr Vater war ein Ehrenmann,“ erwiderte er; „seien Sie mir willkommen, es freut mich, Sie zu sehen.“ Dies alles aber kam so schroff und hart heraus, als sagte er eigentlich das Gegenteil. Dann gab er mir die Hand und forderte mich kurz auf, ihm ins Haus zu folgen. Wir gingen den Steig entlang, den ich schon kannte, wir stiegen die verfallenen Treppen der Ter-

rasse hinauf, wir schritten durch den dämmrigen Lindengang, ohne daß der Alte ein Wort sagte. Er führte mich in ein mit Jagdgeräten, Hirschgeweihen und ähnlichen Gegenständen ausstaffiertes Zimmer und zog heftig an einer Glockenschnur. Eine alte Frau erschien in der Thür, er deutete, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Daumen auf mich, dann auf einen Tisch, der vor einem alten Ledersofa stand, und die Alte verschwand. Wir setzten uns beide, Herr Wendelin sah finster brütend vor sich hin. „Auch Theologe?“ fragte er dann plötzlich. Ich erzählte ihm, daß ich Mediziner sei und soeben mein Doktorexamen bestanden habe.

„So?“ sagte er und fuhr nach einer Weile fort: „Der eine zieht seine Nahrung aus der Schlechtigkeit, der andre aus der Dummheit, der dritte aus der Krankheit seiner Mitmenschen. Sie saugen alle einer am andern, wer es am besten kann, der wird am fettesten.“

Ich, in meiner jungen Begeisterung für den von mir gewählten Beruf, fand mich durch eine solche Bemerkung verletzt und suchte ihm meine hohe Anschauung von dem Berufe eines Arztes darzustellen.

Er lächelte, es war ein sonderbares, gekniffenes Lächeln. „Nun gut,“ sagte er, „Sie haben noch junge Flügel, aber sie werden Ihnen die Federn schon ausrupfen, eine nach der andern. Sie sehen die Welt noch, wie sie sein sollte. Es ist etwas Schönes um die Illusionen. Es gibt ja Leute, die blind und glücklich durch das Leben wandeln und, wenn sie

scheiden müssen, sagen, es war eine gute Welt. Das sind Nachtwandelnde, die, ohne angerufen zu werden, den Weg in ihr schönes warmes Bett zurückfinden und nicht wissen, daß sie über Abgründe gewandelt sind."

Er hatte etwas Wildes und Hartes in seiner Art zu sprechen; er war aufgesprungen und ging im Zimmer umher. Dann blieb er stehen vor einer Gruppe ausgestopfter Tiere, lachte seltsam in sich hinein und fuhr fort: „Wenn Sie wissen wollen, wie das Leben ist, hier können Sie es sehen — ich habe es mir naturgetreu ausstopfen lassen!"

Ich stand auf und betrachtete die Gruppe, die allerdings mit großer Kunst zusammengestellt war. Ein Laufkäfer, im Begriff, einen kleineren Käfer zu fressen, ward von einem Sperling ergriffen, dem wiederum bereits ein Sperber im Nacken saß. Den Sperber hatte ein Wiesel an der Kehle, in dessen Weichen gleichzeitig ein Fuchs die weißen Zähne einschlug.

„So sieht's aus!" rief Herr Wendelin mit unheimlichem Lachen, „einer frißt den andern, der Große den Kleinen!" Damit riß er ein Gewehr von der Wand. „Wir können es noch vollständiger machen!" rief er, indem er auf den Fuchs anlegte, „und nun denken Sie sich noch hinter mir eine dunkle, grausige Schicksalsgestalt, bereit, ihre Krallen in mein Genick zu schlagen, dann haben wir es fertig!"

Mich ergriff ein Schauder über die rücksichtslose Wildheit, mit der diese Dinge vorgebracht wurden;

war dieser Mann nicht gestörten Geistes? In diesem Augenblicke hörte man draußen ein Geräusch. Herr Wendelin hing ruhig, als sei nichts geschehen, das Gewehr an die Wand, und eine Magd trat ein, die den Tisch deckte. Dann wurden Speisen und Wein aufgetragen, und wir setzten uns zum Essen nieder.

„Sie werden Rheinwein vorziehen," sagte er, „ich halte mich gern an Kräftigeres." Als ich bejahte, schenkte er mir ein und füllte für sich ein großes Glas mit Portwein. Dabei zitterte seine Hand so, daß ein Teil des Getränkes verschüttet wurde.

Ich that den ausgezeichneten Dingen, mit denen die Tafel besetzt war, bei meinem durch die Seeluft geschärften Appetit alle Ehre an, allein Herr Wendelin aß sehr wenig, beschäftigte sich dagegen desto mehr mit seinem starken Wein. Als er sein Glas zum zweitenmal gefüllt hatte, sagte er: „Vergessen können und blind sein, das ist die Kunst des Lebens, junger Mann. Ich wollte, ich könnte das eine und wäre das andere. Weh dem, der nicht vergessen kann, oder dem, der zu scharfe Augen hat. Ich weiß, Sie glauben nicht, was ich sage, Sie gehen hoffnungsreich, mit pochendem Herzen in das blühende Leben hinaus und erwarten blaue Wunderdinge. Aber wer sagt Ihnen, daß Ihr Herz nicht morgen schon in die große Maschinerie gerät und zermalmt und totgedrückt wird?" Er preßte die Hand auf seine Brust, sah mich starr mit den finstern Augen an und fuhr fort: „Es pocht hier noch immer, allein es ist nicht wahr, es ist alles tot. Es ist nur die Blutpumpe, die noch geht. Es

ist nur ein Holzwurm, der in dem abgestorbenen Stamm taktmäßig pickt."

Dann versank er in brütendes Nachdenken, nur von Zeit zu Zeit trank er oder schenkte sich wieder ein. Es war ganz still im Zimmer, nur daß die Fliegen summten und zuweilen sein Glas klirrte, wenn er mit seiner zitternden Hand damit gegen die Flasche stieß.

Dann strich er mit der Hand über die Stirn, schaute mich verwirrt an und sagte: „Ich habe da wohl allerlei tolles Zeug erzählt, das gar nicht in die lustige Welt paßt, die die Ihrige ist. Ja, das Leben ist wie ein Butterbrot, wohl dem, der sich auf der Butterseite befindet. Wir wollen anstoßen darauf, junger Mann!" Die Gläser klangen aneinander, er erhob sich schwerfällig und sagte: „Ich will Sie zu meiner Tochter bringen, Sie kennen sie ja von früher her. Und wenn Sie hier bleiben wollen," fuhr er im Gehen fort, „soll es mir angenehm sein. Baden können Sie hier ebenso gut. Pferde stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung, und wollen Sie jagen — es gibt keinen bessern Wildstand in der Gegend. Wenn Sie dann zuweilen ein Glas Wein mit mir trinken wollen, so ist das alles, was ich von Ihnen erbitte."

Der Alte war ausnehmend weich geworden, sein ganzes Wesen erschien mir gegen sein erstes Auftreten wie gebrochen. Hatte er mir damals Grauen eingeflößt, so war jetzt tiefes Mitleid an die Stelle getreten. Ich willigte ein, meinen Aufenthalt nach Schattin zu verlegen, und folgte ihm zu seiner Tochter.

Wir fanden Jorinden auf einer Veranda nach dem Garten zu, wo sie sich in einem Schaukelstuhl wiegte und die Spitzen ihrer zierlichen Füße betrachtete. Neben ihr auf dem Tische lag ein Strohhut mit roten Bändern. Herr Wendelin stellte mich vor. Sie erhob sich und reichte mir die schmale, weiße Hand; ein listiger Blick des Wiedererkennens von der Begegnung am Meeresstrande streifte meine Augen. Als ihr Vater sich wieder in sein Zimmer zurückbegeben und wir uns beide gesetzt hatten, sagte sie: „Es ist hübsch, daß Sie hier bleiben, denn es ist hier über alle Maßen langweilig. Reiten Sie?“

Ich bejahte es.

„Das ist gut,“ sagte sie, „da werden wir zusammen ausreiten.“ Dann sah sie mich schalkhaft an und fragte: „Heißen Sie noch immer Christian?“

„Nennt man Sie noch immer Jorinde?“ fragte ich zurück.

„Eigentlich nicht mehr, aber Sie dürfen mich so nennen, wenn Sie wollen.“

„Wir waren einmal sehr gute Freunde,“ sagte ich dann.

„Wir können es ja auch bleiben,“ antwortete sie mit einem eigentümlichen Blick aus ihren schwarzen leuchtenden Augen. Wir standen auf und wanderten in dem verwilderten Garten umher. Sie ging mir zur Seite wie einstmals und sie übte den alten Zauber auf mich aus, nur war er noch vertieft und verstärkt durch das, was den Mann zum Weibe zieht. Sie klagte mir ihr Leid über das einsame öde Leben, das

sie führte: „Niemals sehen wir Besuch,“ sagte sie, „niemals besuchen wir andere. Ich langweile mich entsetzlich. Ich liege im Schaukelstuhl oder in der Hängematte und lese Romane — französische, denn die deutschen sind langweilig, ich gehe spazieren, ich reite aus, aber immer allein, und ich bin keine gute Gesellschaft für mich. Wenn ich manchmal an unserer Grenze mit meinem Pferde auf der Höhe halte und in die Ferne hinaussehe, ach, da möchte ich gleich auf und davon reiten in die weite Welt hinaus und niemals wiederkommen.“

✳

Jorinde.

Gleich einem Vogel leicht im Tanze,
Ein Dämon und ein Engelsbild.
Alfred de Musset.

Ich versenke den Blick in das grüne Laub der Bäume, die vor meinem Fenster stehen, und rufe in meine Gedanken zurück jene Zeit, die nun folgte. Ich sehe die schlanke, elastische Mädchengestalt auf dem milchweißen Schimmel neben mir reiten durch den grünsonnigen Wald und höre noch ihr silberhelles Lachen von den Wipfeln widerhallen: ich sehe sie neben mir im kurzen Jagdkleide, das die feinen, in hohe Stiefelchen geschnürten Füße freiläßt, das leichte Jagdgewehr im Arme, über das Feld streifen; ich sitze neben ihr in dem engen Jagdwagen und kutschiere durch Wälder und Felder unter Sonnenschein

und Lerchengesang. Kein Auge achtet auf uns, wenn wir stundenlang allein in Wald und Feld und an dem einsamen Meeresstrande umherschweifen, kein Ohr lauscht auf das, was wir lachend miteinander schwatzen, und so wird es niemand gewahr, daß unsere Hände sich lieber und lieber begegnen, daß unsere Schultern immer häufiger aneinander ruhen, daß plötzlich die scherzende Unterhaltung stockt und von tiefen Atemzügen unterbrochen wird, daß dieselben Augen, die sich eben noch kaum voneinander zu trennen vermochten, im nächsten Augenblick träumerisch in die Ferne starren, als sei es nicht hier, sondern dort, was sie suchen.

Es war an einem heißen Sommertage, wir waren durch den Garten gewandelt und wollten in die Kühle des Hauses zurückkehren. Wir gingen den Terrassenweg hinauf, und als wir eine der Treppen emporstiegen, stand Jorinde mit einemmal eine Stufe höher vor mir und schaute mich seltsam an. Unsere Gesichter waren jetzt auf gleicher Höhe und ich fühlte es, daß ihr in diesem Augenblick dieselbe Erinnerung durch den Sinn ging wie mir.

„Wissen Sie noch, was an dieser Stelle einst geschehen ist?“ fragte ich.

Sie antwortete nicht, aber ihre Augen sprachen: ja.

„Was war, kann wiederum geschehen!“ sagte ich leise.

Sie antwortete auch jetzt nicht, aber ihre Augen wichen nicht von den meinen, und ich sah, wie sich unter dem leichten, hellen Kleide ihr Busen hob und senkte.

Ich legte leicht den Arm um ihren schlanken Leib und küßte sie auf den Mund. Sie aber warf stürmisch die Arme um meinen Hals, der junge Busen lag dicht an dem meinen und ihre Lippen fest auf meinem Mund. Dann riß sie sich los und eilte davon. Auf der Höhe der zweiten Treppe warf sie den Kopf nach mir zurück und eilte seitwärts in den Park hinaus. Ich folgte eilig der schlanken fliehenden Gestalt, und wir jagten uns wieder wie einstmals um die Eiche, allein ihr Bestreben, mich zu meiden, war geringer als ihre Gewandtheit, denn bald lag sie mir wie von selber im Arm und that für ihre Flucht gar lieblich Buße. Wir waren wieder wie die Kinder, wir suchten die alte Weide auf, wo wir damals gewesen waren, gingen den schrägen Stamm hinauf und saßen dort eng aneinander verborgen im grünen Laub und trieben allerlei verliebte Thorheit. Unter uns gurgelte wieder leise der Bach, über den weißen Wasserrosen tanzten die blauen Libellen und über die sonnbeglänzte Wiese flogen, sich in der Luft jagend, verliebte Schmetterlinge.

Endlich kam einige Vernunft bei mir wieder zum Durchbruch und ich sagte: „Heute noch werde ich zu deinem Vater gehen und ihn um deine Hand bitten.“

Es ging etwas wie Kälte und Verwunderung über ihr Gesicht, offenbar hatte sie daran gar nicht gedacht. „Ach nein,“ sagte sie dann schmeichelnd, „thu das noch nicht, bitte, nicht! Laß uns dies Geheimnis noch für uns behalten. Wer weiß, ob uns der Vater in seiner unberechenbaren Laune nicht Hindernisse

in den Weg legt. Wir sind ja noch so jung." Dann schüttelte sie ihre Locken, legte sich in meinen Arm und sah verführerisch lächelnd wie eine Nixe zu mir empor.

Die Zeit meines Aufenthaltes in Schattin war nur noch kurz bemessen, denn ich war verpflichtet, mich acht Tage nach diesem Ereignisse nach Berlin zu begeben, wo ich die Stellung eines Assistenten in einem Krankenhause übernommen hatte. Diese acht Tage leuchten als echte Perlen an der Schnur meiner Lebenstage, und doch, trotz allen Glückes, durchschauerte mich damals oft eine Empfindung, die ich nicht zu beherrschen vermochte. Mich erschreckte fast bei diesem schlanken, schmiegsamen Mädchen die hingebende Glut, die so seltsam gemischt war mit einer fremdartigen Kälte, diese gefährliche Vereinigung von heißem Blute und kühlem Verstande. Freilich, damals waren diese Vorstellungen nur dunkel und verschwommen und kamen mir kaum zum Bewußtsein, denn die lachenden Augen und der blühende Mund scheuchten sie immer wieder zurück. Einmal saßen wir verloren im Kornfelde an einem kleinen Teich, ringsum rauschte und wogte sanft die weite Einsamkeit schwerreifer Weizenhalme. Ich hatte das Gespräch auf die Zukunft gelenkt, auf meine Hoffnungen und Pläne, und entwarf ein Bild unseres zukünftigen Lebens, wie ich es mir dachte, wenn sie als zierliche Hausfrau waltete in einem niedlichen Häuschen im Grünen, und dergleichen Träume mehr. Sie sah hinaus in die weißen Sommerwolken und zerpflückte eine Kornblume zwischen den Fingern.

Als ich geendet hatte, schüttelte sie ein wenig den Kopf und sagte: „Das ist noch lange hin."

Fast immer, wenn ich wieder von unserer Zukunft reden wollte, schloß sie mir lachend den Mund mit Küssen und ließ mich nicht zu Worte kommen.

Die Zeit lief mit Riesenschritten dahin und der Tag des Abschieds war da. Der alte Herr Wendelin hatte sich wenig um mich bekümmert, nun mußte ich ihm noch einmal in seinem alten Rheinwein Bescheid thun, aber er war still und schweigsam dabei. Ich hatte mir vorgenommen, ihn bei dieser Gelegenheit von meinem Verhältnis zu seiner Tochter in Kenntnis zu setzen, allein ich fand seinem finsteren, brütenden Schweigen gegenüber nicht den Mut dazu und verschob es auf spätere Zeit.

Als ich am andern Morgen in der Frühe an dem Garten vorbeifuhr und an jene Stelle kam, wo ich in der gestrigen Mondnacht Abschied von Jorinden genommen hatte, stand sie unter dem weittragenden Lindenbaume und winkte mir mit den weißen Händen zu. Ich schaute zurück, bis der Wagen auf der Höhe war, und immer noch sah ich im Schatten der Linde die schlanke, helle Gestalt. Und als der Wagen an der andern Seite des Hügels hinabfuhr, war es mir, als versänke hinter mir die selige Insel meiner Jugend.

⁂

Nachspiel.

Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.
Goethe.

Ich habe diese Blätter geschrieben in der Erinnerung an Ereignisse, die mir, so gering sie auch sein mögen, doch gar anmutig vor Augen stehen. Wenn auch mir selber nur alles dies hold und erwähnungswert erschien, so war der Zweifel doch nicht ausgeschlossen, ob es geraten sei, diese harmlosen Dinge hinauszugeben in eine Welt, die an so viel stärkere Töne gewöhnt ist. Doch es mag mich trösten, daß selbst der eingefleischte Großstädter aus dem Geräusch des brausenden Lebens hinweg in die grüne Sommereinsamkeit flüchtet, um auf dem Rücken im Grase zu liegen. Und wer es liebt, aus dem Drange des Lebens und der Geschäfte heraus seinen Blick zuweilen in das sanfte Grün der Bäume zu versenken und dem anspruchlosen Gesang des Rotkehlchens zuzuhören, der wird vielleicht auch nicht ohne Befriedigung seine Blicke über diese Blätter gleiten lassen.

Nur wenig bleibt mir noch zu erzählen. Zwischen Schattin und Berlin gingen die Briefe hin und her. Jorindens Briefe waren wie gaukelnde Schmetterlinge. Aber als es gegen den Herbst ging, wo die Schmetterlinge seltener werden, da wurden auch die Briefe seltener, und zuletzt kam einer, der der letzte war.

Sie hat später einen ältern, in der Umgegend begüterten Baron geheiratet, der bei einer Gelegenheit mit seinen Kenneraugen die seltene Erscheinung

entdeckte. Sie leben im Winter in Berlin und Jorinde ist noch immer eine schöne Frau. Auf der Fahrt zu meinen Patienten begegne ich ihr oft, allein sie kennt mich nicht mehr, denn ich habe mich im Laufe der Zeit sehr verändert. Wenn ich nach solcher Fahrt in mein grünberanktes Häuschen zurückkehre, da begrüßt mich eine blonde, freundliche Hausfrau und blühende Kinder springen mir entgegen, die die meinen sind, und denen die Zukunft so voll blauer Wunder ist, wie einst mir.

Inhalt.

Seite

Du Heimat meiner Jugendzeit,
Du meiner Kindheit Glück,
Du meiner Kräfte Wurzelgrund —
Ach nur ein kleines Stück
Von deiner Gaben reichem Schatz
Bring dankbar ich zurück.

Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Fünfter Band.

Heimatgeschichten. II.

MDCXL

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Heimatgeschichten

von

Heinrich Seidel.

Zweiter Band.

MDCXL

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Folge nimmer fremden Moden,
Welschem Witz und nord'schem Dunst,
Denn nur aus der Heimat Boden
Wächst und blühet wahre Kunst.

Der Schatz.

*

1. Situationsplan.

Wie das Dorf Richenberg mit Berlin, Wien, Rom, Paris und andern großen Städten in Verbindung gesetzt werden soll. Herrn Wigands Abendspaziergang. Toujours perdrix. Warum Herr Wigand lächelt und den Kopf schüttelt. Abendmusik. Wie Herr Wigand sich plötzlich für eine alte Dorfkirche interessiert.

Durch eine friedliche, fruchtbare und abgelegene Gegend von Norddeutschland sollte eine Eisenbahn gelegt werden. Es war noch gar nicht lange her, seit man in Richenberg die neue Chaussee als ein Wunderwerk betrachtet hatte, und nun spann schon das mächtige Netzwerk des modernen Verkehrs einen noch bedeutsameren Faden durch diese Gegend. Dem Schulmeister des Ortes, der ein belesener Mann und Mitabonnent einer Zeitung war, machte es großes Vergnügen, jedermann, der es hören wollte, auseinanderzusetzen, daß durch diesen neuen doppelten Eisenfaden das bisher so abgelegene Kirchdorf Richenberg nun direkt verbunden würde mit den meisten großen und berühmten Orten Europas. „Ja, einer sollt' es nicht glauben," pflegte er zu sagen, „wenn nun dieser Bahndamm erst fertig ist, was er ja noch nicht ist, aber bald sein wird, und einer wäre gut zu Fuß, dann

könnte er auf diesem Bahndamm entlang nach Berlin und nach Wien und nach Rom und Paris und so weiter gehen. Nur nach London nicht von wegen dem Kanal la Mangsch, wo sie ja nun aber auch schon eine Brücke 'rüber bauen wollen."

Allerlei Zeichen waren dem Hereinbrechen dieser neuen Zeit vorangegangen. Zuerst war ein Feldmesser im Dorfe aufgetaucht und hatte sich in dem vortrefflichen Kruge des Herrn Krischan Lange einquartiert. Ein stattlicher, wildbärtiger Mann, mit rotbraunem Gesicht und Händen, der am Tage sein blitzendes dreibeiniges Instrument bald hier, bald dort aufstellte und mit unerklärlichem Interesse durch dessen Fernrohr nach schwarz und weiß karrierten Latten blickte, die seine Leute nach geheimnisvollen Zeichen seines rechten Armes wechselnd aufstellten. Des Abends saß er aber im Wirtshaus in der guten Stube und trank unerhörte Mengen von Bier, die er gar lieblich mit Rostocker Doppelkümmel und mit Erzählungen durchflocht, die nur glaubensstarke Gemüter in ihrem ganzen Inhalte zu verdauen im stande waren. Die listigen Bauern von Richenberg aber behandelten ihn mit Höflichkeit und Achtung, denn sie waren der Meinung, dieser Mann walte wie ein Gott über die Richtung der zukünftigen Eisenbahn und ein Wink seines olympischen Hauptes oder seiner braunen Hand genüge, sie hinzulegen, wo er wolle, Berge zu versetzen und Thäler auszufüllen. Auch waren Gerüchte zu ihnen gedrungen von stattlichen Abfindungssummen für verhältnismäßig kleine und wertlose Stückchen Landes. Doch dieser

Mann verschwand nach einiger Zeit, ohne andere Spuren zurückzulassen, als einige Pfähle und sonstige Abzeichen und ein großes Loch in den Getränkevorräten des Krugwirtes Krischan Lange, und es verging eine ganze Weile, bis endlich im folgenden Herbst die Bahn endgültig abgesteckt wurde. Termine folgten, bei denen sich die Bauern ungemein zäh und widerspenstig bewiesen, endlich aber doch mürbe wurden und schmunzelnd das schöne Geld für die kleinen abgetretenen Streifen Landes einstrichen, und bald kam es so weit, daß man allgemein der Meinung war: „Nun kann es losgehn.“

Die Bahn sollte eine lange Strecke durch das ausgedehnte Wiesenthal laufen, an dem Richenberg gelegen war, und das von seinem Flüßchen, der Richnow, in vielen launischen Bogen durchströmt ward. Dort wurden verschiedene Brücken nötig, deren Grundbauten in dem angeschwemmten Wiesenlande eine Untersuchung des Bodens erforderlich machten, sowie eine genauere Vermessung der Gegend. Zu diesem Zwecke sandte die Bahnverwaltung den jungen Ingenieur Helmuth Wigand, der im Juni des nächsten Jahres in Richenberg eintraf und mit seinen Leuten ebenfalls bei dem erfreuten Krischan Lange einkehrte.

Da es noch nicht spät am Nachmittage war, machte sich Wigand, nachdem er seine Mahlzeit eingenommen hatte, auf, um die Umgegend ein wenig zu besichtigen. Das Dorf Richenberg lag auf der Höhe des ansteigenden Ufers, von dem das Thal der Richnow begrenzt wurde, an zwei sich kreuzenden Straßen. Die eine davon, breit und geräumig, mit

Gras bewachsen und mit alten Eichen geziert, folgte auf der Höhe der Richtung des Thales und bildete die Hauptstraße des Dorfes. An ihr lagen einzeln in ihren Baumgärten die alten niedersächsischen Bauernhöfe mit den bemoosten Strohdächern und den gekreuzten, aus Holz geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel, ein jedes mit einem, manche sogar mit zwei mächtigen Storchnestern geziert. Nirgends fehlten uralte, knorrige Holunderbäume, die so gern an den Mauern dieser alten Häuser emporwachsen, und die sich gerade über und über mit ihren mächtigen weißen Blütentellern geziert hatten. An den von Zaunrüben, Hopfen und Winden üppig begrünten Reisigzäunen der Gärten wucherte das Seifenkraut oder zuweilen eine Kolonie von Kletten mit mächtigen Blättern, das Gras in den Baumgärten stand in saftigem Grün, und wieder in anderem Grün schimmerten dahinter die Erbsen- und Bohnenbeete und anderes vergnügliches Gemüse. Aus den Bienenschauern, die bei keinem Gehöfte fehlten, schwärmten, gegen den hellen Himmel wie Rauch anzusehen, die fleißigen Bienen ab und zu, zuweilen brummte eine der in dem Grase der Baumgärten angebundenen blanken Kühe mit sattem Behagen, und das Ganze bot ein behagliches Bild friedlicher Abgeschiedenheit und vergnüglichen Wohlstandes dar. Dem Ingenieur, der eine längere Zeit städtischen Bureaulebens hinter sich hatte, gefiel dies alles sehr wohl. Er war die Dorfstraße hinabgeschlendert, bis er ins Feld gelangte, dann auf der anderen Seite der Straße zurückgekehrt und stand nun wieder vor dem

Wirtshause des trefflichen Krischan Lange, an der Stelle, wo die Hauptstraße von Richenberg durch die Chaussee gekreuzt wurde, und überlegte, ob er diesen breiten Eichenweg auch auf der anderen Seite verfolgen solle, wo man auf dem höchsten Punkte des Dorfes zwischen den Wipfeln mächtiger Lindenbäume die alte Kirche mit grauem Feldsteingemäuer und rotem Ziegeldach hervorragen sah. Jedoch der Zug seines Berufes trieb ihn an, die Senkung der Chaussee hinab durch das Richnowthal zu wandern, um sich den Ort seiner zukünftigen Thätigkeit anzusehen.

Als er nun dorthin seine Schritte lenkte, blickten ihm zwei hübsche Bauernmädchen nach, die sich in einem der Gärten mit Kartoffelhacken beschäftigten.

„Dat's ok einer von dei niege Iserbahn," sagte die eine.

„Ein staatschen Kierl," bemerkte die andere.

„Un wat hei för feine Kneistäwel anhett, son'n hett jo nich mal dei Gilowsch' Entspekter, und dat will doch süß so'n Finen sin."

„Ja, un wat vör'n Paar Oogen hei maken kann. Meinst du, ik hemw't nich seih'n, wo hei di anschult hett?"

„Ach, Diern, di hett hei jo ankäken, du büst jo noch ganz rot von."

Und dann bufften sie sich und kicherten und bemühten sich, Herabsetzendes über den Fremden zu äußern, um die Teilnahme zu verbergen, die er beiden eingeflößt hatte. Dieser aber ging ohne Ahnung über die hinterlassene Wirkung auf die beiden Dorfschönen

weiter, bis er an die Brücke über die Richnow gelangte. Dort stand er lange, verfolgte die Absteckung der Bahn durch den breiten Wiesengrund und suchte sich nach der Karte, die er wegen seiner vorhergehenden Bearbeitung der Pläne im Kopfe trug, zu orientieren. Als ihm dies gelungen war, fielen seine Augen auf das dem Dorfe gegenüber liegende Ufer des Wiesenthales, wo sich ein großer, von einer verfallenen Mauer eingehegter Park, aus dem ein stattlicher Hügel emporragte, weithin erstreckte. Durch die Lücken der mächtigen Bäume sah er die weißen Mauern eines ausgedehnten Gebäudes schimmern. „Aha," dachte er, „das muß Schloß Richenberg sein." Er verfolgte nun den Weg, bis der Wiesengrund überschritten war, wo die Chaussee an der einen Seite von der Parkmauer des Schlosses Richenberg, an der anderen von den Wirtschaftsgebäuden des Gutshofes begrenzt wurde. Hier war die Mauer nicht alt und verfallen, sondern offenbar vor nicht zu langer Zeit neu aufgeführt worden. Ein sonderbares Bauwerk, das einem Architekten wegen seiner eigensinnigen und unschönen Formen Kopfschütteln erregen mußte und geeignet war, ihm in nächtlichen Angstträumen vorzukommen. Sie ward durchbrochen von zwei weit auseinanderliegenden Thoren, hinter deren plumpen und wunderlichen Eisengittern grasbewachsene Wege zwischen einer Allee von Oleanderbäumen in grünen Kübeln im Halbrund zu dem Schlosse hinführten. Auf den mächtigen, barock geformten Thorpfeilern saßen riesige Rebhühner von Stein und blickten sich an. In die Mitte jedes Thorflügels war

ein Medaillon eingelassen, das ebenfalls die Figur eines Rebhuhns enthielt, und jeder Pfeiler der Mauer ward ebenfalls von einem solchen steinernen Vogel bekrönt. In der Mitte zwischen beiden Thoren aber war über die Mauer eine Art von Tempelgiebel auf zwei plumpen Säulen erhöht, auf dessen Spitze der König aller dieser Rebhühner thronte, eine steinerne Bestie, größer als ein Kondor. Zwischen diesen Säulen befand sich eine der halbrunden Nischen, wie sie sonst zur Aufstellung von Statuen dienen. Diese enthielt am Boden ein vorspringendes, rundes Bassin, in das sich aus der Wand der Nische unabläßig ein schmaler Wasserstrahl ergoß; auf dem Rande dieses Bassins aber saß im Halbkreise ein ganzes Volk steinerner Rebhühner, die mit großer Andacht aus dieser Schale zu trinken schienen.

Dergleichen wunderliches Bauwerk hatte Wigand noch kaum zu sehen bekommen und er verlor eine ganze Zeit mit dessen Betrachtung, bis er sich endlich der anderen Seite zuwendete, wo ein ebenfalls auf den Pfeilern mit Rebhühnern gekröntes, hölzernes Thor, das offen stand, in den Gutshof einführte. Der junge Ingenieur stammte aus einer Landmannsfamilie und sah auf den ersten Blick, daß hier Unordnung und Vernachläßigung herrschten. Die Gebäude waren alt und verfallen, die Dächer schadhaft und überall lag und stand alles am unrechten Orte oder lagerten Haufen von Gerümpel und Schmutz, die seit Jahren nicht beseitigt waren. Ein lebensgefährlicher alter Steindamm, in dessen Löchern noch vom letzten Regen

her schwarzes, jauchiges Wasser stand, führte vor ein nahes Haus, wahrscheinlich die Inspektor- oder Pächterwohnung. Unter der Linde, die vor der Thür stand, war ein ältlicher, fetter, unrasierter Mann mit grauem Gesicht in einem Korblehnstuhle, mit der langen Pfeife im Munde, eingeschlafen. Vor ihm auf dem Tisch standen einige Flaschen, ein Schnapsglas und ein halbgeleertes Seidel mit Dünnbier, in dem unzählige Fliegen einem jammervollen Tode entgegenwimmelten.

Wigand lächelte unwillkürlich und ging weiter. Hinter dem Gutshofe kam eine Reihe von verwahrlosten Tagelöhnerkaten, vor denen eine Anzahl weißhaariger Kinder mit schmutzigen Gesichtern und illuminierten Nasen mit einer toten Ratte spielten. Ueberall Schmutz und Nachlässigkeit; die zerbrochenen Fensterscheiben waren zum Teil mit alten Kistendeckeln vernagelt, zum Teil mit Papier verklebt. Einige dieser Papiere waren in regelmäßigen Reihen beschrieben, und der Ingenieur trat unwillkürlich näher, um zu lesen, was darauf stände. Es waren Blätter aus einem Schulschreibhefte; auf dem einen befand sich von unbeholfener steifer Kinderhand geschrieben zwölfmal die Sentenz: „Ordnung hält die Welt zusammen", auf dem anderen dreizehnmal: „Reinlichkeit ist eine Tugend."

Wigand lächelte wieder und ging weiter auf einem breiten, von uralten Kropfweiden eingefaßten Wege, der hinter den letzten Häusern in das Feld führte. Dieselbe Verwahrlosung wie die Gebäude zeigten auch die Felder dieses Gutes. Sie waren schlecht und unordentlich bestellt und das Korn stand

überall lückenhaft und unregelmäßig. Gute Kornfelder müssen eigentlich für einen Laien sehr langweilig aussehen, diese aber boten einen höchst vergnüglichen Anblick dar und waren reich an Abwechslung. Der Acker war schlecht gereinigt und stellenweise mit einem Filz von Queckengras überzogen, aus dem nur wenige dürftige Weizenhalme emporragten, während dazwischen wieder auf besseren Stellen inselgleich ein üppiger Kornwuchs vorhanden war, der zeigte, daß es nicht am Boden lag, wenn dort im allgemeinen nichts gedieh. Dort gab es Haferbreiten so gelb vom Ackersenf, daß sie den Eindruck blühender Rapsfelder machten, und dort wieder weite Strecken so von leuchtendem Mohn überglüht, daß sie wie blutrote Teiche in dem Grün lagen. Und wieder anderswo im Roggen, der gerade in Blüte stand und bei dem leichten Winde in einem geheimnisvollen Werbedunst seines Samenstaubes rauchte, da schimmerte es hervor von Kornblumen, Raden, Rittersporn, Ackerwinden, Kamillen und Mohn, daß es sich als eine wahre Pracht darstellte. Die Felder waren schlecht entwässert und offenbar gar nicht drainiert. Ja selbst an den nötigen Gräben mangelte es, und so gab es nasse Stellen dort, in denen kein Korn wachsen konnte, sondern nur saures Gras und Binsen und einige Sumpfpflanzen. Was aber in diesen also vernachlässigten Feldern gut fortkam, das war die Vogelwelt, und hatten den Ingenieur vorhin die grotesken steinernen Rebhühner in Erstaunen gesetzt, so mußte er sich hier verwundern über die unglaubliche Fülle der lebendigen, die die ganze Gegend

mit ihrem kurzen Krähen und ihren Lockrufen erfüllten. Ja, sie waren so wenig scheu, daß er bald hier, bald dort in den dürftigen und durchsichtigen Kornfeldern die einzelnen Völker ihrer Nahrung nachgehen sah, wobei die Alten in ihrer zarten Sorgfalt für die niedlichen mäusegroßen Jungen einen lieblichen Anblick darboten. Es machte auf Wigand schließlich den Eindruck, als ob diese Felder eigentlich gar nicht ihrer selbst wegen, sondern nur dazu da wären, den unzähligen Rebhühnern Unterschlupf und Nahrung zu gewähren, und in diesem Gedanken wurde er dadurch bestärkt, daß die einzigen Anpflanzungen dieses Gutes, die mit Sorgfalt und Sachkenntnis gemacht waren, offenbar nur der Rebhühner wegen da waren. Ueberall nämlich, wo die Bodengestaltung das Ackern erschwerte, in alten Mergelgruben, an den Ufern der Feldteiche, an steilen Abhängen, auf den Kuppen der häufigen Hünengräber und an den Rändern der übermäßig breiten Wege waren mit großer Sorgfalt sogenannte Remisen angelegt, das heißt möglichst dichte Gebüsche von Dornen, wilden Rosen, Teufelszwirn, Holunder, Liguster und Kratzbeeren. An geeigneten Stellen befanden sich ganze Wäldchen von strauchartig gezogenen niedrigen Stieleichen, alles Anlagen, um den Rebhühnern im Sommer Schutz vor dem Raubgesindel und im Winter außerdem noch vor der Kälte zu gewähren. Wigand betrachtete alles dies mit immer neuer Verwunderung und seine Neugier, den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten kennen zu lernen, erwachte.

„Das muß ein sonderbarer Kauz sein!“ dachte

er mit Kopfschütteln, „ein großer Jäger, aber ein schlechter Landmann, ein Mensch, dem ein Rebhuhn an der Schlinge seiner Jagdtasche mehr wert ist als ein Scheffel Weizen auf seinem Kornboden. Es gibt doch merkwürdige Christen.“

Mittlerweile war er weit in das Feld hineingewandert und mußte an die Rückkehr denken. Er fand einen schmalen Fußpfad, der eine Krümmung des breiten Landweges abschnitt und offenbar wieder auf das Dorf zuführte, und diesen benutzte er für die Rückkehr. So wanderte er langsam dahin, indem er zuweilen stillstand und sich der träumerischen Ruhe des Juninachmittages erfreute. Rings um ihn wisperte und flüsterte leise das Korn und tausend Blumenaugen schauten auf ihn hin. Doch sonderbar war es, was am meisten auf ihn den Eindruck der Ruhe, der Stille und des Friedens machte, war gerade das, was sich am lautesten hervorthat, nämlich die hold verworrene Fülle der lieblichen Geräusche, die von nah und fern auf ihn eindrangen. Denn über den grünen Saatenfeldern um ihn her war der ganze Himmel erfüllt von jubelndem Lerchengesange, und ob sich auch die eine nach vollbrachtem Werke wie ein fallender Stein zu Boden stürzte, so stieg doch schon wieder eine andere mit neuem Liede aus dem Grün empor und immer blieb die gleiche Fülle lieblichen Getönes in den Lüften. Dazu zogen auf den Bäumen die Goldammern den dünnen Goldfaden ihres Liedes, es tönte aus jeder Hecke oder jedem der zahlreichen Gebüsche ein rieselndes Gesinge der Dorngrasmücken oder das

flötende Schmettern des Hänflings, Rauchschwalben ließen, im Fluge über das Korn hinschießend, ihr krauses Lied ertönen, fern im Grün verborgen schlug die Wachtel, und aus feuchtem Grunde schnarrte die Wiesenralle den Baß dazu.

Der Ingenieur, der am Morgen noch mitten in dem brausenden Häusermeer Berlins nur das Rollen der Wagen, das Läuten der Pferdebahnglocken und das Gebrüll der Ausrufer vernommen hatte, fand sich wohlthuend berührt durch diesen freundlichen Kontrast und schlenderte stillen Sinnes und behaglich dahin, bis er den Gutshof wieder erreichte.

Für die flachshaarigen Tagelöhnerkinder war der Reiz, den die tote Ratte auf sie ausübte, noch immer nicht erschöpft. Sie hatten sie an einen Bindfaden gebunden und vergnügten sich nun an der Wut, die das hin und her gezerrte Tier einem Dorfköter einflößte, einem jener schauderhaften Mischlinge, an deren Zustandekommen sämtliche Hunderassen Deutschlands gemeinsam gearbeitet zu haben scheinen, indem jegliche zum Leibe dieses Scheusals einen Teil beisteuerte, der so wenig als möglich zu irgend einem anderen Teile passen wollte. Der fette, unrasierte Herr mit der langen Pfeife im Munde schlief noch immer; die einzige Veränderung war nur, daß noch ein halbes Schock Fliegen mehr in seinem Glase wimmelte.

Als nun Wigand wieder die Senkung der Chaussee in das Thal der Richnow hinabschritt, lag das Dorf Richenberg im schrägen Schein der Sonne mit seinen Gärten, die in Terrassen bis zu dem Wiesengrunde

hinabstiegen, klar und deutlich vor ihm. Der größte unter diesen Gärten aber war der eines allmächtigen Herrn, des Todes nämlich. Der hatte um die Kirche herum seine vielfachen Beete angelegt, von denen weiße Kreuze und Grabtafeln aus Rasengrün und dunklem Buschwerk deutlich hervorleuchteten. An einem hervorspringenden Punkte schimmerte ein größeres Grabdenkmal in besonderem Glanze, und dort sah er nun zwei schwarz gekleidete Damen, eine ältere wohlbeleibte und eine schlanke junge, deren reizvolle ebenmäßige Gestalt auch in der Entfernung ihre Wirkung nicht verfehlte. In Wigand erwachte nun eine starke Neigung, diesen Kirchhof zu besichtigen, dessen Anlage ihm sehr bemerkenswert erschien. Auch die Kirche hatte plötzlich seine Teilnahme erweckt. Er glaubte schon von ferne die Spuren einer ursprünglich romanischen Anlage an ihr zu entdecken. War das der Fall, so mußte sie uralt sein und eine große Merkwürdigkeit für diese Gegend. Er beschleunigte demnach seine Schritte, bog bald in die breite Dorfstraße ein und stand nach einer kurzen Weile vor der einfachen hölzernen Pforte, die durch eine Feldsteinmauer in diesen Garten des Todes einführte.

⁂

2. Pastor „Bottervagel".

Warum Herr Wigand in Träumerei versank. Der letzte seines Stammes. Vanessa Levana. Eine neue Bekanntschaft. Rösel von Rosenhofs monatlich herausgegebene „Insektenbelustigung". Ein bißchen viel von Schmetterlingen. Was Vanessa polychloros, varietas Testudo für Unheil anrichten kann. Die Folgen der Entdeckung eines „grugligen, gälen Worms". Wie Pastor Krahnstöver an der Angel saß.

Als Wigand den Kirchhof betreten hatte und um die Ecke eines Buschwerks bog, sah er, daß sich ein glattrasierter Mann in mittleren Jahren zu den beiden schwarzgekleideten Damen gesellt hatte und in teilnahmvoller Weise mit ihnen sprach. Dieser Mann, in dem er den Pastor des Ortes vermutete, schien eben von einem Ausfluge zurückgekehrt zu sein und trug die Ausrüstung eines Schmetterlingssammlers, ein Fangnetz, einen gelblichweißen Regenschirm und eine alte Ledertasche, deren beuliges Aussehen zeigte, daß sie mit einer Unzahl von verschiedenen Gegenständen vollgepfropft war. Die Damen verabschiedeten sich nun und gingen den Mittelweg des Kirchhofs entlang, wo sie dem Ingenieur begegnen mußten. Dieser hatte sich nicht getäuscht, als ihm die jüngere schon von ferne anziehend erschienen war. Der Zauber der Jugend, Schönheit und Gesundheit leuchtete aus ihrer ebenmäßigen Gestalt und das strenge Schwarz ihrer Kleidung schien wenig zu passen zu dem Ausdrucke sanfter Heiterkeit, der ihren reinen Zügen der gewohnte zu sein schien, augenblicklich aber von einem leichten

Schleier des Ernstes verhüllt war. Wigand fühlte jenen seltsamen magnetischen Zug, der oft Menschen, die sich zum erstenmal sehen, wie mit sanften Händen zu einander hindrängt, jene Empfindung, die ohne Worte sagt: „Wir sind füreinander geschaffen." Und dieses Gefühl schien gegenseitig zu sein. Jene Liebe, die auf den ersten Blick Romeo und Julia einander in die Arme trieb, blüht auch in unserem Norden, nur daß sie ihren Kelch ein wenig langsamer aufthut. Die beiden jungen Menschenkinder bewegten sich aufeinander zu. Wigand grüßte, ohne zu wissen, was er that, als ob es sich von selber verstände. Die ältere Dame erwiderte den Gruß mit ein wenig reservierter Verwunderung, die jüngere neigte sich wie eine Blume, die der sanfte Frühlingswind beugt, und vorüber waren sie. Als die Kirchhofspforte ins Schloß klirrte, sah er sich unwillkürlich um, es traf ihn ein flüchtiger Seitenblick aus schönen dunkelblauen Augen, und dann war er allein, allein mit dem Gesang der Vögel, der im Abendsonnenstrahle aus allen Büschen schallte, allein mit tausend Blumen, die auf den Gräbern nickten, und mit einem unbestimmten Gefühl von Glück, in dem sein Herz schwamm wie in lauter Sonnenschein. Wie im Traum ging er weiter zu dem Grabdenkmale, wo die beiden Damen gestanden hatten. Er betrachtete es scheinbar mit großer Aufmerksamkeit und doch war er gar nicht bei der Sache. Fast mechanisch schüttelte er den Kopf, als er auch hier wieder den schon bekannten Rebhühnern begegnete. An jeder Ecke des breiten Denksteines der

gemauerten Gruft saß ein solches steinernes Tier, und in der Mitte war ein Wappen ausgehauen, das ein Rebhuhn als Bild und Helmzier zeigte. Darunter stand in großer Schrift: „Hier ruhet Karl Friedrich Theodor von Rephun, Erbherr auf Richenberg, der letzte seines Stammes.“ Darunter das Datum des Geburts- und des Todestages.

Es ging ihm nun mit einemmal ein Licht auf über die vielen Rebhühner, die an diesem Nachmittage schon seine Verwunderung erregt hatten. Das hätte ihn sonst wohl sehr interessiert, allein jetzt wurde seine Aufmerksamkeit viel mehr gefesselt durch den frischen Kranz von blühenden Oleanderzweigen, der das Grab schmückte. Der rührte offenbar von dem jungen Mädchen her; vielleicht hatte sie ihn selber gewunden. Er meinte nie einen schöneren Kranz gesehen zu haben. Ihm kam ein Gedanke und schnell verglich er Datum und Jahreszahl. Richtig, vor einem Jahre an diesem Tage war der Mann gestorben. Das junge schöne Mädchen war sicher seine Tochter und die ältere Dame vielleicht seine Witwe. Als er noch so spintisierte, kam der Schmetterlingssammler, der sich einstweilen zwischen dem Buschwerk bewegt hatte, wieder zum Vorschein und fing ganz in der Nähe mit dem Netze einen gelbbraunen Schmetterling, den er alsbald hervornahm und mit großem Eifer von allen Seiten betrachtete. Wigand war in seiner Knabenzeit ein leidenschaftlicher Schmetterlingsjäger gewesen und er erkannte den kleinen Frühlingsvogel sofort. Das gab ihm einen guten Anknüpfungspunkt, um von dem

Manne leicht zu erfahren, was er zu wissen wünschte. Er trat einige Schritte näher und blickte ebenfalls auf den Schmetterling hin.

„Papilio Levana,“ sagte er.

„Vanessa!“ rief verbessernd der Sammler, „Vanessa Levana, die gelbe Landkarte.“

„Richtig,“ erwiderte Wigand, „das ist der Gattungsname. Aber ist es nicht merkwürdig spät im Jahre für den Schmetterling?“

„Das ist es ja eben,“ rief der Mann, „ich stehe hier ja und wundere mich, daß der noch fliegt. Im nächsten Monat muß ja schon die Sommergeneration Prorsa kommen, die ganz anders aussieht.“

„Wann hat man eigentlich entdeckt,“ fragte Wigand, der das Gespräch nicht ausgehen lassen wollte, „daß diese beiden Schmetterlinge nur verschiedene Generationen derselben Art sind? Der alte Rösel von Rosenhof wundert sich noch mächtig, als aus den ganz gleichen Raupen die ganz verschiedenen Schmetterlinge kommen.“

„Ja, und Porima, die seltene Herbstform, ist wieder anders,“ rief der Sammler eifrig. „Doch, was Sie fragten: Selbst Ochsenheimer wußte es noch nicht, als er den ersten Band seines Riesenwerkes herausgab. Erst der Vollender dieses Buches, Treitschke, gibt im zehnten Bande, der die Nachträge enthält, dies bekannt. Ein gewisser Herr Heß in Darmstadt und Freyer in Augsburg haben es herausgekriegt.“

Dann, als käme ihm jetzt erst ganz plötzlich etwas sehr Außerordentliches zum Bewußtsein, sah

er Wigand sehr verwundert an. „Sie sind doch der neue Ingenieur von der Bahn!“ rief er. „Krüger Lange hat mir vorhin gesagt, daß Sie angekommen sind. Und Sie kennen Rösel von Rosenhof, Sie verstehen etwas von Schmetterlingen? Sie sind ja eine Oase in der Wüste. Denn hier in der ganzen Gegend habe ich keinen Menschen, mit dem ich über so etwas sprechen kann mit Ausnahme meiner Frau. Ich will es Ihnen nur offen gestehen — wie unsere biederen Landleute nun mal sind — die meisten lachen darüber, denn für sie ist es nur elendes Ungeziefer. Ich weiß auch, wie sie mich nennen. ‚Rupengrieper‘ nennen sie mich und ‚Pastor Bottervagel‘.“ Und er lachte eine Weile fast lautlos von innen heraus, was mein Freund Abendroth „mit dem Magen lachen“ nennt. Dann fuhr er fort: „Ich bin nämlich der hiesige Pastor. Krahnstöver ist mein Name, Gottlieb Krahnstöver.“

Wigand nannte sich ebenfalls und sagte dann: „Wie ich zu Rösel kam? Auf dem Boden meines väterlichen Hauses war eine Kammer, in der allerlei altes Gerümpel und auch eine Menge von Büchern aufbewahrt wurden, die aus dem Nachlaß eines Großonkels stammten, der als Sonderling bekannt gewesen und uralt verstorben war. Die Bücher sollen seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Besitz der Familie gewesen sein. Sie wurden nur aus Pietät noch aufbewahrt, denn niemand nahm ein Interesse an ihnen. Nur ich, wenn ich als Knabe dort einmal hin kam, stöberte in den alten Schmökern herum,

denn ich hatte immer die Hoffnung, dort etwas für mich Brauchbares zu finden. Das gelang mir aber fast nie. Da war zum Beispiel des alten Brockes „Irdisches Vergnügen in Gott‘, neun starke Bände durch und durch voll lauter Gedichte. Manche davon waren fast einen Kilometer lang. Da fanden sich ferner Herrn Daniel Wilhelm Trillers ‚Poetische Betrachtungen‘, nur in sechs Bänden, die aber dafür desto dicker waren. Mit scheuer Hochachtung vor solch einer unmenschlichen Dichterkraft steckte ich solche Bücher wieder an ihren Ort. Doch einmal stellte ich ein paar leere Kisten aufeinander und kletterte hinauf, denn ganz oben stand noch ein Werk von fünf dicken Bänden, das ich noch nie in Händen gehabt hatte. Zwar fürchtete ich mich ein wenig, daß ich wieder auf einen solchen starken Dichter stoßen würde, der zwar nur fünf, aber dafür wieder um so größere Bände zu stande gebracht hätte, doch diesmal ward ich angenehm enttäuscht, denn auf den ersten Griff bekam ich den Atlas zu Rösels ‚monatlich herausgegebener Insektenbelustigung‘ in die Hand. Die wundervollen farbigen Abbildungen der Raupen, Schmetterlinge und Käfer gefielen mir wohl. Ich holte mir die vier Bände Text dazu und hockte stundenlang darüber, bis mich die Dunkelheit zum Aufhören zwang. Von dieser Zeit erwachte der brennende Drang in mir, die dort geschilderten Wunder in Wirklichkeit kennen zu lernen, und so fing ich an, Schmetterlinge zu sammeln.“

Den letzten Teil dieser Erzählung hatte der Pastor mit allerlei Zwischenrufen begleitet. Dann sagte er:

„Das ist mir höchst merkwürdig! Der alte Rösel ist doch ein rechter Zauberer. Sehen Sie, mir ist es ganz ähnlich ergangen. Mich hat er auch auf dem Gewissen. Doch das erzähl' ich Ihnen nachher. Denn wenn Sie ein fühlendes Herz in Ihrer Brust haben, dann sind Sie heute abend mein Gast. Und kommen Sie gleich, ehe es dunkel wird, damit ich Ihnen noch ein wenig von meinen Schätzen zeigen kann."

Wigand nahm diese Einladung gern an. Doch in diesem Augenblick kamen die beiden schwarz gekleideten Damen wieder in Sicht. Sie gingen über die Richnowbrücke auf das Schloß zu. „Wer sind diese Damen?" fragte er in einem sehr gut getroffenen Tone höflicher Neugier.

„Die junge," antwortete der Pastor, „das ist unser gnädiges Fräulein Hildegard von Rephun, die einzige Tochter unseres verewigten Gutsherrn, der dort begraben liegt. War meine Schülerin. Versteht auch ein bißchen von Schmetterlingen. Nicht viel, aber doch etwas. Ein ausgezeichnetes Mädchen. Faßt jede Raupe an. Hat mir schon manche Seltenheit gebracht. Ja, wie sie da so hingeht in ihrem schwarzen Kleid. Sie erinnert mich immer an einen Trauermantel, der auch so sauber und dunkel angezogen und doch ein lustiger Sommervogel ist. Na und die andere das ist ihre Tante, Fräulein Schröder."

Dann gingen die beiden Männer zwischen den Gräbern an der Kirche vorüber und kamen auf einen Steig, der unter zwei uralten Linden durch eine Mauerpforte in den Pfarrgarten führte. Ein behag-

liches altes Haus zeigte sich, bis zum Dache überrankt mit Epheu, Rosen und Weinreben, je nach der Himmelsrichtung. Von der Straße war es durch einen kleinen blühenden Vorgarten getrennt und zu beiden Seiten der einfachen hölzernen Veranda standen zwei mächtige Oleanderbüsche in grünen Kübeln.

„In diesem Dorfe gibt's viele Oleander," sagte der Pastor, „das kommt von dem alten Herrn von Rephun her, der hatte zwei Hauptneigungen, die eine waren seine Oleanderbäume und die andre sein Wappentier, das Rebhuhn. In den letzten Jahren, da war er ein bißchen schnurrig, da ist er ganz verrebhuhnt und ließ das Bild dieses Vogels überall anbringen, wo nur Platz war. Doch kommen sie jetzt in mein ‚Museum', wie es in der guten alten Zeit hieß."

Sie betraten einen einfach ausgestatteten Flur, die Diele, wie man dort zu Lande sagt. Der Pastor öffnete dann eine Thür zur Seite und nun gelangten sie in ein großes Zimmer, dessen Wände ganz von Bücherregalen und großen Schränken bedeckt waren, die unzählige niedrige, aber breite Schiebeladen zeigten. Der Pastor deutete mit einem gewissen Stolz auf eine Abteilung seiner Büchersammlung, die sich durch die Stattlichkeit ihrer Bände auszeichnete. „Sehen Sie, da stehen alle meine Lehrer und Berater. Hier sehen Sie Ihren guten alten Freund Rösel von Rosenhof, hier: Ochsenheimer und Treitschke: ‚Die Schmetterlinge von Europa', zehn stattliche Bände, hier die großen Kupferwerke von Hübner, von Esper und von Freyer und das neuere Werk in Farbendruck

von Ramann — der Mann hatte sich eine eigene Kunstanstalt eingerichtet, um das Werk herzustellen — und hier den ‚Herrich-Schäffer‘, den ‚Staudinger und Wocke‘ und so weiter und so weiter. Uebrigens, rauchen Sie eine Zigarre oder eine lange Pfeife? Ich hab' einen angenehmen, leichten Tabak von Saniter & Weber in Rostock.“

Wigand entschied sich für eine lange Pfeife, weil ihm das für diesen Raum stilvoller dünkte, und als sie nun beide den Tabak in Brand gesetzt hatten, wandte sich der Pastor den Schränken mit den vielen Schiebeladen zu, betrachtete sie eine Weile mit liebevollem Stolz und indem er dann mit der Hand darauf hindeutete, sah er Wigand von der Seite an, als wollte er andeuten: „Nun, was sagen Sie dazu?“

„Sind die Kästen alle gefüllt?“ fragte der Ingenieur.

„Natürlich“, antwortete der Pastor vergnügt, „bis auf den nötigen Raum für Zuwachs. Mein Tischler baut mir schon einen neuen Schrank. Und doch habe ich mich nur auf Deutschland beschränkt und auf die Großschmetterlinge; auf das kleine Volk der Zünsler, Wickler, Schaben und Federgeistchen hab' ich mich noch gar nicht eingelassen. Doch wenn man sich erst in die Varietäten begibt, da summt es sich. Zum Beispiel die Argynnis-Arten, die Perlmutterfalter, die so gern variieren; davon hab' ich allein drei Kasten voll. Höchst seltsame Abweichungen, manchmal sollte man denken, man hätte eine neue Art. Doch was zeig' ich Ihnen jetzt zuerst? Bei

der Gattung Vanessa haben wir uns kennen gelernt, also fangen wir mit Vanessa an.“ Er zog einen Kasten hervor, setzte ihn auf einen Tisch in der Nähe des Fensters und öffnete den Glasdeckel.

„Nun sehen Sie sich den Inhalt dieses Kastens mal bedächtig an,“ rief er, „und dann sagen Sie mir mal, ob Ihnen was auffällt!“

Wigand blickte aufmerksam auf die bunten Schmetterlinge, auf die Reihen der Distelfalter, Admirale, Trauermäntel, Pfauenaugen und Füchse und was noch sonst zu dieser bekannten und weit verbreiteten Gattung gehört, allein anfangs fiel ihm weiter nichts auf, als daß die Exemplare der einzelnen Arten zuweilen bedeutende Größenunterschiede zeigten. Als er dies äußerte, schüttelte der Pastor verwundert den Kopf.

„Na, daß Sie das aber nicht sehen!“ sagte er mißbilligend.

Endlich fand der Ingenieur am Ende der Reihe der „großen Füchse“ einen Schmetterling, der ihm auffiel. Er deutete mit dem Finger darauf. „Hier diesen kenne ich nicht,“ sagte er, „das muß ein süddeutscher sein.“

Dies schien dem Pastor große Befriedigung zu bereiten und er brach wieder in sein lautloses schütterndes Lachen aus. Dann paffte er einigemal ganz gewaltig, deutete mit der Pfeifenspitze auf den Schmetterling hin und rief: „Der? Das ist ein geborener Richenberger, wenigstens hab' ich ihn hier gefangen und zwar in meiner Kirche. Das ist die hier zu Lande

ungeheuer seltene Abart vom großen Fuchs, Testudo, die Schildkröte genannt, weil er so schildpattartig aussieht. Wie ich dazu gekommen bin, ist für mich als Pastor eigentlich etwas genierlich zu erzählen. Ich predigte nämlich vor drei Jahren am fünften Sonntage nach Trinitatis über das Evangelium von Petri Fischzuge und war glücklich beim dritten und letzten Teile angelangt, da kam mir ein Schmetterling in die Quere, der sich schon die ganze Zeit über in der Kirche herumgetrieben und hier und dort an den Fenstern geflattert hatte. Ich erkannte ihn natürlich gleich nach seinem Gebaren als den sehr gemeinen großen Fuchs und beachtete ihn nicht weiter. Nun aber saß er ganz in meiner Nähe auf einer Fensterbrüstung im Sonnenschein und klappte die Flügel auf und zu. Da durchzuckte es mich wie ein Blitz: ‚Der sieht ja ganz anders aus. Was ist das? Das muß Testudo sein!‘ sprach es in mir. Darüber verwirrte ich mich, verlor den Faden und begann zu stottern. Ich nahm mich gewaltsam zusammen, doch die Gedankenflucht war nicht mehr zu hemmen, so hatte mir die Aufregung über diesen seltenen Fund die Sinne verwirrt. Ich muß wohl ziemlich verworrenes Zeug geredet haben, denn ich merkte, die Leute wurden aufmerksam und stießen sich an. Und Vanessa polychloros, varietas Testudo flatterte jetzt wieder an dem Kirchenfenster. ‚Wenn er sich nur nicht zu sehr lädiert!‘ mußte ich fortwährend denken. Kurz, ich blieb elend stecken, was mir in meinem Leben noch nicht passiert war. Ich mußte meine Predigt abbrechen,

machte mit Aufbietung aller meiner Geisteskräfte einen kurzen Schluß und verließ ziemlich beschämt die Kanzel. ‚Hüt hett uns' Paster nich ollig liehrt', hörte ich jemand flüstern, als ich durch die Kirche ging. Ja, der Sammelteufel ist ein böser Herr und diesmal hatte er mich in seinen Klauen, denn ich will es nur gestehen, die Zeit bis zum Segen und bis die Leute, langsam und behäbig, wie sie sind, die Kirche verlassen hatten, wurde mir entsetzlich lang. In der Stille des stummen Schlußgebets hörte ich wieder, wie der Falter mit den Flügeln gegen das besonnte Fenster schlug. ‚Wenn er sich nur nicht zu sehr lädiert!' mußte ich wieder denken. Endlich war die Kirche leer; auch der Küster war nicht zu sehen; er war hinter dem Altar mit dem Klingelbeutelgeld beschäftigt. Schnell war ich an Ort und Stelle. Das Fenster war nicht zu hoch, von einem Kirchenstuhl aus konnte ich es bequem erreichen. Der Schmetterling saß jetzt mit zusammengefalteten Flügeln still auf der Brüstung, als dächte er über das trübselige Schicksal seiner Gefangenschaft nach, und mit einem geschickten Griff hatte ich ihn. Ich ließ ihn seine Flügel entfalten; wahrhaftig, das konnte nur Testudo sein. Zu Hause überzeugte ich mich, daß es wirklich der Fall war. Diese Abart ist, so viel ich weiß, hier zu Lande erst einmal bei Wismar gefangen." Und der Pastor sah so liebevoll auf das kleine, bunte Tier, als seien seine Flügel aus den kostbarsten Edelsteinen zusammengesetzt.

„Doch nun weiter!" fuhr er fort, indem er einen

andern Kasten herbeiholte, der eine Anzahl von Schmetterlingen aus der Familie der Schwärmer enthielt. „Was ich Ihnen nun zeige,“ sagte er, indem er auf eine Reihe von Totenkopfschwärmern zeigte, „ist nichts Besonderes, denn seitdem die Kartoffel überall in so großer Menge gebaut wird, ist dieser Vogel keine Seltenheit mehr, wie vor hundert Jahren. Aber ich zeige Ihnen diesen ersten, ziemlich dilettantisch aufgespannten Schwärmer darum, weil er das ‚Karnickel‘ ist, wie der Berliner sagt. Er hat das ganze Unheil angerichtet.“ Dabei deutete er mit einer umfassenden Armbewegung auf seine Bücher- und Sammlungsschränke hin.

„Das kam nämlich so. Als ich hier noch ein ganz junger Pastor war und eines schönen Juliabends in einer Laube saß und rauchte, und über meine nächste Predigt simulierte, da kam unser Hausmädchen Trina aus dem Gemüsegarten, wo sie Kartoffeln gehackt hatte, und sagte: ‚Herr Pastuhr, in dat Tüftenkrut, dor sitt mal 'n grugligen gälen Worm mit blage Striepen.‘

‚So,‘ antwortete ich, ‚heft em mitbröcht, wies mal her!‘

Da huddelte sie sich und sagte: ‚O ne, Herr Pastuhr, dei is mi tau gräsig antaufaten.‘

Ich ging nun mit und ließ mir den ‚grugligen gälen Worm‘ zeigen. Ich war höchst erstaunt, denn dergleichen hatte ich nie gesehen nnd auch nicht für möglich gehalten. Ich verstand damals nämlich von Schmetterlingen und Raupen gar nichts und glaubte

vor einem Naturwunder und einer ungeheuren Seltenheit zu stehen. Das ist ja niemandem zu verdenken, der diese stattliche, über zwölf Centimeter lange Raupe mit ihrer herrlichen Färbung in Zitronengelb, Hellblau und Dunkelgrün noch niemals gesehen hat. Ich pflückte den Zweig, auf dem das Tier saß, vorsichtig ab und nahm ihn mit ins Haus. Nun hätte ich aber für mein Leben gern gewußt, was für ein wunderbares Geschöpf ich da vor mir hatte. Da fiel mir ein, daß ich unter den Büchern meines verstorbenen Schwiegervaters — dessen Nachfolger bin ich nämlich — ein Werk mit Abbildungen von Schmetterlingen gesehen hatte. Wie er dazu gekommen ist, weiß ich nicht, denn seine Passion war Landesgeschichte, Heraldik und dergleichen, und er konnte sicher keinen Baumweißling von einem Kohlweißling unterscheiden. So holte ich mir denn den alten Rösel von Rosenhof von seinem Bort, wo er lange Jahre unbeachtet Staub gefangen hatte und nach einer Weile fand ich mit freudigem Schreck die ausgezeichnete Abbildung meiner Raupe. Ich suchte den dazu gehörigen Text und fand ihn am Anfange des dritten Bandes unter dem Titel: ‚Die zu der Nachtvögel ersten Klasse gehörige, ungemein große und mit Gelb und Blau wunderschön gezierte Jasminraupe, nebst ihrer Verwandlung in den sogenannten Todenvogel.‘ Mit wahrer Begierde verschlang ich den Inhalt. Wie der alte Rösel von dieser wunderschönen Raupe hört, die ein Gärtnerweib vor der Stadt für Geld zeigt und wie er dann nicht eher ruht, bis er nach langem Kampfe gegen Geld und

viele gute Worte diesen Schatz in seinen Besitz bringt. Wie er dann noch zwei andere Raupen derselben Art erhält und mit welcher Spannung er deren Verwandlung beobachtet. Wie dann schon im nächsten Monat zu seiner ungeheuren Freude ein sehr merkwürdiger und wunderschöner ‚Papillon‘ aus der einen der Puppen kriecht und wie sich zu dieser Freude die höchste Verwunderung gesellt, als dieser ‚Papillon‘ bei der Berührung ein ‚klägliches und knarzendes‘ Geschrei von sich gibt. Das Anziehende bei diesem alten Miniaturmaler und Naturforscher ist ja eben, daß wir keine bloße Naturgeschichte vor uns haben, sondern, daß die ganzen vier starken Bände fast ausschließlich eigenes Erlebnis enthalten, daß wir alle die kleinen Leiden und Freuden des Verfassers mitmachen, teilnehmen an seinen Entdeckungen und Ueberraschungen, an seiner Spannung und Erwartung. Und mit welcher Liebe sind die wunderbaren Abbildungen ausgeführt, künstlerisch schön und doch minutiös genau, so daß man die Lupe zuweilen zu Hilfe nehmen muß, um die ganze Feinheit der Darstellung zu würdigen.

„Von dieser Zeit an saß ich an der Angel,“ fuhr der Pastor fort, „und in meinen freien Stunden studierte ich den ganzen Rösel durch, während eine brennende Lust in mir erwachte, dergleichen selber zu betreiben. Doch fehlte mir dazu jegliche Anleitung. Da lernte ich auf einer kleinen Reise einen Sammler kennen, der mir zweckmäßige Bücher empfahl und mir die Adresse einer Naturalienhandlung gab, wo ich mir die nötigen Geräte verschaffen konnte. In meinem

Feuereifer versorgte ich mich mit allem, doch als ich nun schön ausgerüstet mit einer für den Anfang ganz netten Schmetterlingsbibliothek, mit allerlei Käschern, Spannbrettern, Insektennadeln, Fangflaschen, Raupenbehältern, Glaskästen und sonstigem Zubehör loslegen wollte, da war's Winter geworden und das einzige, was noch flog, war Brumata, der Frostspanner. Da saß ich nun da, wie der Berliner sagt, mit das Talent und konnt' es nicht gebrauchen. Aber vom nächsten Frühjahr ab: ‚Weh, das war ein großes Morden.' In dem ersten Jahre schon habe ich eine Masse von Arten zusammengebracht, denn zunächst konnte ich ja alles gebrauchen, und hier ist eine gute Gegend für Schmetterlinge."

Plötzlich fuhr sich nun der Pastor in die Haare und rief: „Ich schwatze und schwatze und vergesse ganz meine Frau. Sie weiß noch gar nicht, daß ich zu Hause bin, und daß wir Besuch haben. Sie wird in der Gartenstube bei den Raupen sein. Kinder haben wir ja leider nicht, und da hat meine Frau die Raupen übernommen. Sie ist vielleicht die beste Raupenmutter, die je gelebt hat. Alles bringt sie durch. Kommen Sie, kommen Sie, junger Mann."

Und beide begaben sich alsbald in den hinteren Teil des Hauses.

⁂

3. Die Raupenmutter.

Wie Frau Pastorin Krahnstöver sich wunderte. Richenberger Auslese. Ignota magna, Krahnstöver Oleander und Rebhühner. Warum Herr von Rephun auf das Schatzgraben verfiel und Beverneſt „kontrakt“ wurde. Lieblingsgeschichten. Herrn Wigands sonderbarer Traum.

Der Pastor öffnete eine Thür, aus der ein heller Schein hervorbrach, denn das dazu gehörige Zimmer war ganz vom Lichte der Abendsonne erfüllt. Darin standen keine Möbel als eine Anzahl von treppenförmigen hohen Blumenständern, die an die Süd- und Westfenster des Zimmers gerückt waren, und einige Tische und Stühle. Auf den Blumenständern aber befanden sich keine Topfpflanzen, sondern eine Unzahl von Raupenkästen und großen Glashäfen, und die Tische waren bedeckt mit Spannbrettern für Schmetterlinge in allen Größen. Zwischen diesen Gegenständen bewegte sich eine behäbige Frauengestalt, die die verschiedenen Behälter aus einem Korbe, den sie am Arme trug, eifrig mit grünen Zweigen versah. „Da bist du ja, Gottlieb,“ sagte die Frau, ohne sich umzusehen, „ich bin gleich mit dem Füttern fertig.“

„Ja, da bin ich, Wieschen*),“ rief der Pastor, „und ich bringe einen Gast mit, den neuen Ingenieur von der Bahn, Herrn Wigand, der für mich eine Gabe Gottes ist, denn er versteht etwas von Schmetterlingen.“

*) Diminutiv von Luise.

„O, das ist mal schön,“ sagte die Frau Pastorin, indem sie Wigand die Hand entgegenstreckte, „da kann sich Gottlieb mal richtig ausschnacken. Doch du kommst schon mit der langen Pfeif' über halb ausgeraucht? Da seid Ihr wohl schon 'ne ganze Zeit hier? Natürlich, da bist du gleich mit dem Herrn auf die Schmetterlinge losgestürzt und hast ihm nicht Naß und Trocken angeboten. Ja, das kenn' ich schon. Hast ihm wohl gleich unsern Stolz gezeigt? Sämtliche europäischen Nonagrien, alle aus hiesiger Gegend.“

„Nein, wir hatten was anderes vor,“ sagte der Pastor.

„Na, das wundert mich aber,“ rief die Frau, „das ist doch sonst immer das erste, wenn ein Kenner kommt. Hier ist übrigens heute allerlei ausgekrochen, Gottlieb, drei Castaneae, eine Milhauseri und zwei Coenobita. Aufgespannt hab' ich sie schon. Doch nun hol' ich einstweilen 'n Glas Wein und 'n bißchen zu knabbern.“

„Von dem bewußten Jahrgang!“ sagte der Pastor leise und geheimnisvoll, indem er den Finger aufhob.

„Weiß schon, weiß schon!“ flüsterte seine Frau ebenso und verschwand.

„Lauter Seltenheiten sind das, von denen meine Frau sprach,“ sagte nun der Pastor, „aber ich weiß gute Fundstellen der Raupen und Puppen und ziehe mir die Schmetterlinge für den Tauschhandel.“

Nun mußte Wigand die Raupenzüchterei besichtigen, und selbstverständlich den vorgeführten Seltenheiten die schuldige Hochachtung beweisen, und dann

wurden sie in den Garten abgerufen, wo die Frau Pastorin in einer Laube mit Wein und Schürzkuchen ihrer wartete. Der Pastor schenkte mit einer gewissen Feierlichkeit die Gläser voll und sagte: „Ich bin neugierig, ob Sie die Sorte kennen.“

Wigand hielt das Glas gegen das Licht: „Merkwürdig hellrot,“ sagte er, „das muß eine Art Schillerwein sein.“ Dann trank er, betrachtete das Glas verwundert und prüfte noch einmal.

„Ein köstlicher Tropfen,“ bemerkte er dann. „Auffallendes Feuer, es muß ein südlicher Wein sein. Ist mir aber ganz unbekannt.“

Der Pastor verfiel wieder in sein schütterndes, fast unhörbares Lachen, während ihm seine Frau mit befriedigtem Stolze zunickte. Dann rief er höchst vergnügt: „Ganz falsch! Es ist Richenberger. Richenberger Auslese aus einem günstigen Jahr. Ipse feci!“ fuhr er dann fort, indem er mit dem Finger auf die eigene Brust tippte. „Halb Stachelbeeren, halb Johannisbeeren und etwas mehr Zucker als gewöhnlich. Daher das südliche Feuer. Kommen Sie, ich werde Ihnen den Garten zeigen und den Ort, wo dieser Wein gewachsen ist.“

Die beiden Männer stiegen nun langsam den terrassenförmig angelegten Garten bis zur Wiese hinab und besichtigten alles, die üppigen Gemüsebeete, die trefflichen Obstbäume und Beerensträucher, und die dichten Gebüschgruppen, zwischen denen überall das Geißblatt mächtig rankte. Auch der Reisigzaun, der den Garten nach der Wiese zu abschloß, war ganz

mit diesem Gewächs überzogen, daß er dalag wie ein grüner Wall. „Meine Lieblingspflanze,“ sagte der Pastor. „Und wie manchen Nachtschmetterling habe ich an ihren stark duftenden Blüten schon bei der Laterne gefangen.“

Als die beiden Männer nach dem Hause zurückgekehrt waren, fanden sie den Tisch gedeckt und mit allerlei guten Sachen besetzt, denen sie nun alle Ehre anthaten, indes auch die Richenberger Auslese nicht vernachlässigt wurde. Dann sagte der Pastor: „Nun glauben Sie aber nicht, Herr Wigand, daß Sie mit heute so abkommen. Meine Sammlung müssen Sie sich noch ordentlich besehen, das geht nicht anders.“

„Ja, und der Mühe wert ist es,“ sagte die Frau, „denn wir haben alles, was im Lande vorkommt, und meist selbst gefangen oder gezogen. Und eine Menge von Varietäten. Denn auf Varietäten ist Gottlieb ganz wild. Nur eins haben wir nicht, und das ist unser größter Kummer.“

„Du, Wieschen!“ sagte der Pastor und drohte ihr mit dem Finger.

„Ja, nun will er wieder nicht, daß ich davon spreche,“ rief die Pastorin, „denn er sagt immer, es ist ’n weltlicher Ehrgeiz und paßt sich nicht für’n Geistlichen, aber den Wunsch hat er doch, das weiß ich ganz genau. Und ich find’ da gar nichts bei.“

„Aber Frau,“ rief er nun wieder.

„Na, Gottlieb, es ist doch nichts Schimpfliches und ein ganz natürlicher Gedanke, wenn man es so weit gebracht hat, wie du. Da ist nämlich zum Bei-

spiel unser Landsmann, der Kreiswundarzt Schmidt in Wismar, der hat eine neue Eul' entdeckt, Agrotis Florida, Schmidt, und außerdem sind noch einige standhafte Varietäten von ihm benannt worden, wie Senta maritima Wismariensis und so weiter. Warum sollte nun mein Mann nicht auch mal das Glück haben, so 'ne kleine versteckte Eul' aufzustaken, die noch niemand kennt. Mühe gibt er sich doch genug und klopft und harkt alljährlich so viel Raupen zusammen, daß ich meine Not hab', sie alle groß zu kriegen. Einen vorläufigen Namen hat die neue Eul' auch schon. Sie heißt Ignota magna, Krahnstöver, die große Unbekannte."

Der Pastor war ganz rot geworden und knurrte unwillig vor sich hin, so daß Wigand den Zeitpunkt für passend erachtete, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, die zugleich für ihn mehr Interesse darboten. Er berichtete über seinen Nachmittagsspaziergang und über die Beobachtungen, die er während dessen gemacht hatte.

„Ja, es ist eine greuliche Wirtschaft," sagte die Pastorin, „kein Gut in der ganzen Gegend ist so verwahrlost, und das ist kein Wunder, denn der letzte Herr von Rephun übernahm es schon tief verschuldet, und für die Wirtschaft war nie Geld vorhanden. Ja, so lange die Frau noch lebte, da ging's an. Sie war eine Bürgerliche, und er hat sie wegen ihres Vermögens geheiratet, was ihm bei seinem Adelsstolz sauer genug ankam. Aber es war damals, als er mit vierzig Jahren aus dem Ausland zurückkam, weil

er kein Geld mehr hatte, der einzige Ausweg, sich über Wasser zu halten. Denn eine Ebenbürtige mit genug Vermögen konnte er nicht kriegen. Die Frau war eine Gutbesitzerstochter und verstand etwas von der Wirtschaft, damals nahm das Gut einen Aufschwung. Aber sie hat nicht lange gelebt, sie starb fünf Jahre später nach der Geburt der kleinen Hildegard im Wochenbett. Dann kam alles wieder zurück. Der alte tüchtige Inspektor ging ab, weil er sich mit dem Herrn nicht vertragen konnte, und der neue war ein Waschlappen ohne eigene Meinung. Das Vermögen verkrümelte sich und ging drauf für allerlei Schnurrpfeifereien und sonderbare Liebhabereien, und zuletzt wurde der Herr von Rephun ganz besessen von allerlei Neigungen, außer denen er für nichts Interesse hatte. Die erste waren seine Oleanderbäume, die zweite die Rebhühner, und zuletzt kam noch das Schatzgraben dazu. Die Teile des Schlosses, die er bewohnte, sind ein vollständiges Rebhühner-Museum. Da gibt es Rebhühner-Tapeten und Rebhühner-Teppiche, die er nach eigenen Zeichnungen machen und weben ließ, Schränke, Tische und Stühle mit Rebhühnern in eingelegter Arbeit und unzähliges Geschirr, alles mit Rebhühnern bemalt. Das Schloß steckte voll von Porzellan und Möbeln aus der guten alten Zeit, aber das steht alles auf den Böden und wurde durch seine neuen scheußlichen Erfindungen ersetzt. In dem Schloß gibt es Rebhühner aus allen möglichen Stoffen, aus Holz, aus Steingut, aus Eisen, Bronze, Messing und Gips. Auch ausgestopfte, aber die wurden alle

von auswärts bezogen, denn auf dem Gut durfte nie eins geschossen werden, und im Winter wurden sie mit dem besten Weizen scheffelweise gefüttert. In den letzten Jahren seines Lebens kam nun noch das Schatzgraben dazu. Denn als er die alte, greuliche Rebhuhnmauer bauen wollte, die Sie schon kennen, da wurden für die Fundamente die Grundmauern von dem alten Schloß abgebrochen, das auf dem Berg im Park lag und im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Da fanden die Arbeiter im Mauerwerk einen flachen, eisernen Kasten, den sie ablieferten, nachdem sie gefunden hatten, daß nichts darin war als ein beschriebenes Pergament. Das studierte nun der Herr von Rephun durch mit großer Mühe und fand, daß es ein Verzeichnis von Schätzen enthielt, die ein Vorfahr zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges an verschiedenen Orten in der Umgegend vergraben hatte. Das Verzeichnis war für seinen Sohn an diesem vorher verabredeten Ort niedergelegt worden. Der Sohn war nämlich in Kriegsdiensten abwesend und der Vater begab sich mit seinen jüngeren Kindern und seiner Frau auf die Flucht nach Ostpreußen, da die Kaiserlichen oder die Schweden — ich weiß nicht mehr, welche Sorte von Mordbrennern es gerade war — im Anrücken waren. Diese Sache interessierte den Herrn von Rephun sehr, und er fing an, in alten Familienpapieren zu stöbern und zu graben. Da fand er denn, daß jener jüngere Vorfahr im Kriege gefallen und nicht zurückgekehrt, und der Vater bald nach seiner Flucht plötzlich gestorben sei. Da-

durch kam er auf den Gedanken, die vergrabenen Schätze müßten noch vorhanden sein, und darin wurde er bestärkt, als bald darauf beim Grabenziehen in der Richnowwiese ein merkwürdiger Fund gemacht wurde. Einer von den Arbeitern stieß nämlich auf einen Pfahl, der tief in dem weichen Wiesenboden steckte, und als er zufällig mit dem Spaten daran herunterfuhr, löste er einen langen Streifen von dem morschen Holz ab, und aus dem Innern schimmerte es hervor wie Silber. Der Inspektor kam darüber zu, und nun wurde der merkwürdig schwere Pfahl sorgfältig herausgehoben. Dabei brach das mürbe Holz aber auseinander, und einige hundert Silbermünzen, so groß wie Zweithalerstücke, rollten heraus. Der Pfahl war längs durchbohrt und bis oben mit Geldstücken gefüllt gewesen, und so hatte man ihn früher in den Sumpf versenkt. Dies brachte Herrn von Rephun in große Aufregung, denn dieser Pfahl, nebst der Beschreibung seines Versteckes, stand in seinem Verzeichnis, und nun war es ihm ganz klar, daß alle die Schätze noch vorhanden sein müßten. Und er bekam eine große Begierde nach den Ledersäcken mit Dukaten und Dublonen, den goldenen Ketten und Ringen, den kostbaren Gefäßen und den Schmuckgegenständen aus Edelsteinen, die alle dort verzeichnet waren, so daß alles zusammen einen tüchtigen Schatz ausmachte. Nun saß er Tag und Nacht und grübelte über dem Verzeichnis der vergrabenen Schätze und stöberte in alten Gutspapieren. Aber das war vergebliche Mühe, denn die Merkzeichen, die der Vorfahr angegeben

hatte, meist alte Bäume oder Findlingsblöcke, waren nicht mehr vorhanden, die Flurnamen, die dort verzeichnet waren, kannte niemand mehr, und so war es denn eine richtige unfruchtbare Grübelsache, eine schöne Aufgabe für einen deutschen Professor, wie mein Mann sagt. Aber er glaubte immer wieder, eine neue Spur gefunden zu haben, und dann wurde gegraben. Immer des Nachts, denn er hielt es mit der Heimlichkeit. Sein Faktotum, der alte Gärtner Beverneſt, hat sich krumm und lahm dabei gearbeitet und ist ganz kontrakt davon geworden. In schönen, stillen Sommernächten, wenn sonst alle Lichter ausgelöscht waren und alles schlief, konnte man dann manchmal zwei Laternen in der Gegend leuchten sehen. Bei der einen fingen mein Mann und ich Nachtschmetterlinge, und die andere trug Herr von Rephun und leuchtete mit stiller Gier auf die Spatenstiche seines getreuen Beverneſt. Aber während wir fast immer mit reichen Schätzen nach Hause kamen, hat er niemals etwas anderes gefunden als Regenwürmer und Engerlinge."

Der Pastor lachte in seiner stillen Weise vor sich hin und sagte dann: „Nun ist meine Frau doch mal glücklich wieder ihre Lieblingsgeschichte losgeworden."

„Na, du sei man ganz still, Gottlieb," rief die Pastorin. „Da möchte ich doch nur eine Frage thun, Herr Wigand. Sie waren mit Krahnstöver doch vorhin schon eine ganze Weile zusammen und haben sich mit ihm über Schmetterlinge unterhalten. Nun

frage ich Sie: „Kennen Sie die Geschichte von der ‚Testudo‘, und kennen Sie die Geschichte von dem ‚grugligen gälen Worm‘ oder nicht?“

„Ich kenne sie alle beide,“ antwortete Wigand lächelnd und der Wahrheit gemäß.

„Na, siehst du!“ rief die Pastorin mit hohem Triumph und schabte ihrem Manne Rübchen.

„Wenn Sie sich übrigens für die Geschichte unseres Dorfes und seiner Herrschaft interessieren,“ sagte der Pastor nun, „da kann ich Ihnen genügende Auskunft verschaffen. Mein Vorgänger und Schwiegervater hat nämlich eine Geschichte des Dorfes Richenberg geschrieben. Das Manuskript gebe ich Ihnen gern mit. Eine zweite Abschrift hatte der alte Herr von Rephun. Er studierte fast täglich drin und erfreute sich höchlich an dem Glanze seiner Vorfahren.“

Wigand verabschiedete sich nun, erhielt das genannte, ziemlich dicke Manuskript und kehrte in sein Wirtshaus zurück, wo er sich noch eine Weile im Bett mit den etwas weitläufigen Aufzeichnungen des verstorbenen Predigers beschäftigte, insonderheit mit der Geschichte derer von Rephun, die ihm eine seltsame Teilnahme einflößte.

Darüber schlief er ein und nach einer Weile kam ihm ein sonderbarer Traum. Er ging im Sonnenschein auf einer Wiese, wo allerlei merkwürdige und unbekannte Blumen blühten, umflogen von Schmetterlingen, dergleichen er nie gesehen hatte. Darunter befand sich einer von wunderbarer Größe und seltsamer Pracht. Zwar war er fast ganz schwarz, doch

erschien Wigand dies besonders schön, denn es war ein glänzendes, festliches Schwarz, das im Sonnenschein in allerlei liebliche andere Farben hinüberschillerte. Der Schmetterling flog dort in langsamer, feierlicher Weise umher und schien gar nicht scheu zu sein. Als Wigand die Hand nach ihm ausstreckte, ließ er sich ruhig fangen, saß ihm still auf den Fingern und breitete die schimmernde Pracht seiner Flügel auseinander. Auf den oberen befanden sich zwei tiefblaue Augen und merkwürdig: diese Augen sahen ihn an. Ja, war es denn überhaupt ein Schmetterling, was er dort auf seiner Hand hielt? Es ging ein rosiger Schimmer darüber hin, aus dem es wie purpurne Lippen hervorleuchtete, und nun sah er es wohl, es war ja ein geflügelter Mädchenkopf, den er wohl kannte. Und die blauen Augen sahen ihn mit einem Ausdruck an, daß er über dem Sturm lieblicher Empfindungen, der dadurch in ihm entstand, erwachte. Der frühe Junimorgen dämmerte bereits. Eine Rauchschwalbe, die unter dem weit vorspringenden Dach vor seinem Fenster ihr Nest hatte, war schon wach und übte leise, wie noch halb im Traum, ihren zierlichen, krausen Gesang. Und darüber schlief Wigand, mit dem Gefühle, ein großes Glück erlebt zu haben, sachte wieder ein.

*

4. Mittagszauber.

Beverneſt hat einen Verdacht. Warum Herr Wigand ſich verrechnete. Wie er einſchlief und warum er wieder aufwachte. Wie Herr Wigand ſich widerrechtlich auf ein fremdes Grundſtück begab. Was er dort fand und nicht fand. Sie war es!

Für Wigand begannen mit dem nächſten Morgen arbeitsvolle Tage. Er war ſchon frühzeitig heraus mit ſeinen Leuten, beging die abgeſteckte Strecke durch die Richnowwieſen und ſtellte die Arbeiter an, die an den Orten der zukünftigen Brücken Bohrungen zur Unterſuchung des Bodens zu machen hatten, während er ſelbſt mit ſeinen Gehilfen zu einer genaueren Vermeſſung einzelner Gegenden ſchritt. Er hatte zunächſt auf der Dorfſeite des Flüßchens zu thun und erhielt dort gegen Ende des Vormittags den Beſuch des Paſtors, der ſchon eine Weile von ſeinem Garten aus dem Treiben der Leute zugeſchaut hatte und nun aus dem Pförtchen, das auf die Wieſe führte, durch das hohe Gras auf ihn zukam. Er ſchien ſehr luſtig geſtimmt und kam lachend zu Wigand. „Ich habe ſoeben etwas ſehr Komiſches erlebt,“ ſagte er. „Der alte Gärtner Beverneſt war bei mir, da er eine Beſtellung von ſeiner Herrſchaft zu machen hatte, und der läßt es ſich nicht ausreden, daß Sie hier den vergrabenen Schätzen mit Gewalt zu Leibe wollen. ‚Ja, das hat ſich 'rumgeſprochen, un inner Stadt wiſſen ſie da auch ſchon von Beſcheid,‘ meinte er. ‚Un ſagen ümmer, ſie mieſſen hier man bloß die Verhältniſſen aus. Na, ich ſag' man, wozu brauchen

sie denn 'ne Bohrmaschin'. Damit wollen sie bloß die Schätz' 'rausbohren, die noch in die Grund sitzen. Wenn mein gnädig Herr noch leben thät', der würd' sich bannig lachen. Denn er hat nichs gefunden und hat doch die Schrift gehabt; wo wollen denn diese was finden. Denn in die Schrift da stehn all die Flöög ein, wo die Dukatens un die Dubluns un das anner all eingepurrt sünd, man bloß, daß wir die ollen Flöög immer nich finden konnten. Aberſten hier in die Wies', da sticht nichs mehr ein, was da eingestochen hat, das is all längst 'raus, das war damals den ollen Knüppel mit die Dalers. Hier in die Wies', da können sie Löchers bohren ein bei ein as in'n Sääw, un finden doch nichs as Torf un Maratz.' Und dann lachte der alte Mann so recht pfiffig, und ließ es sich auf keine Weise ausreden, daß sich die Sache so verhielte."

Der Pastor ließ sich nun das Instrument erklären, hielt aber nicht lange dabei aus, denn seine Aufmerksamkeit wurde bald abgelenkt durch einige Zygänen, die um die Wiesenblumen schwärmten. Er schraubte das zusammenklappbare Netz, das er stets bei sich trug, an seinen Spazierstock und begab sich auf die Jagd. Als sich Wigand in einer Arbeitspause nach ihm umblickte, war er schon weit fort. Aber, über ihn hinwegblickend, sah er etwas, das ihm noch mehr Teilnahme einflößte. Hinter der entfernten Mauer des Schloßparks mußte sich ein erhöhter Sitz befinden, denn dort bemerkte er die Damen, die er gestern auf dem Kirchhofe gesehen hatte, diesmal aber in heller Kleidung.

Sie blickten über die Mauer hinweg und schienen sich ebenfalls das neue Treiben auf der Richnowwiese anzuschauen. Er wendete sich pflichtgetreu wieder zu seiner Arbeit, allein das nächste Maß, das er in sein Notizbuch eintrug, wollte gar nicht recht stimmen. Er mußte die Messung wiederholen, und als er nun die neue, mehr befriedigende Zahl eingetragen hatte und wieder aufblickte, waren die Damen verschwunden.

Am nächsten Tag, es war gerade Johannistag, hatte der Ingenieur auf der anderen Seite des Flüßchens zu thun und die Anweisung gegeben, daß ihm, wegen der größeren Entfernung vom Dorfe, das Mittagsessen nachgebracht werden sollte. Auch hatte er dort ein so vergnügliches Fleckchen entdeckt, daß er es sich sehr hübsch dachte, dort bei dem schönen Wetter im Freien zu tafeln. Die Richnow machte nämlich von der Chausseebrücke aus einen großen Bogen, so daß sie nahe an die Dorfgärten herankam. Dann in mächtigem Schwunge ging sie wieder zu der Schloßseite hinüber und begrenzte von nun an den bruchartigen Erlenwald, in den der höher gelegene Teil des Parkes auslief. Bis an diesen Punkt des Flusses führte die Mauer, und dadurch bildete sich zwischen ihr und dem sanft daherfließenden Gewässer ein abgeschlossener, mit schönem Gras und allerlei Buschwerk bewachsener Winkel, den sich Wigand als Mittagsruheplatz auserseben hatte. Als ihm nun das Mädchen aus dem Dorfkruge um zwölf Uhr auf dem grünen Rasen den Tisch gedeckt und sich dann unter großem Kichern entfernt hatte, denn ihr

erschien diese Art zu tafeln äußerst ungewöhnlich und komisch, hielt er höchst vergnügt sein Mahl, indes am Parkrand die Goldammern zirpten und sich zuweilen aus dem üppigen Grün ein Wiesenpieper mit schmetterndem Gesange in die Luft erhob, und in den mit Rohr durchwachsenen Uferweiden der Richnow die Schilfrohrsänger ihren knarrenden mit Flötentönen untermischten Gesang hören ließen. Verschiedene Schmetterlinge gaukelten vor ihm im Sonnenschein und die Schwalben flogen oft so dicht über ihn hin, als wollten sie ihm in den Suppentopf sehen. So beendete er langsam und behaglich sein Mahl. Doch die Mittagszeit schritt fort und es ward stiller um ihn her. Nur die Goldammern zirpten eintönig und schläfrig weiter und aus dem Erlenwalde tönte bald nah, bald ferner der lieblich melancholische Gesang des Fitis. Und wie nun Wigand so saß und auf den träge dahinfließenden Bach sah und die blauen Libellen, die über ihm tanzten und auf die Blumen und Gräser der Wiese, die ein sanftes Atmen des warmen Sommerwindes zuweilen leise nicken und flüstern ließ, da wiegte ihn das Summen der stahlblauen Fliegen, das unablässige Wetzen, Schwirren und Klingen in Gras und Kraut und der eintönige Vogelgesang sänftlich ein. Er neigte sich gegen die Mauer des Parkes, an der er saß, und entschlief. Einige Zeit hatte er so dagelegen, als er plötzlich aufwachte von einer leisen Berührung, als ob ihm jemand mit sanfter Hand über das Gesicht hinstriche. Ueber die Wiese her kam ein zitternder Klang; die Kirchturmuhr schlug

eins. Er starrte verwundert vor sich hin, denn nichts war zu sehen, doch hörte er ein hastiges Rauschen wie von weiblichen Gewändern, ein Knarren, wie von Treppenstufen und leichte, eilige Schritte, die sich rasch entfernten. Auch glaubte er in dem Augenblick, als er die Berührung verspürte, einen leisen Schreckensruf vernommen zu haben. Und nun mit einemmal bemerkte er, daß er ganz mit Feld- und Waldblumen überstreut war. Eine Art Uebermut befiel ihn bei diesem lieblichen Abenteuer und eine starke Neigung ward in ihm wach, die Geheimnisse dieses Parkes zu ergründen. Er untersuchte die Stelle, wo die Mauer auf diesen kleinen Fluß stieß. Früher hatte dort ein strahlenförmiges Gitter von spitzen Holzlatten, die bis in das Wasser reichten, den Eingang versperrt, doch war dies längst zerfallen und nur noch in andeutenden Resten vorhanden. Mit einiger Gewandtheit konnte man sich leicht um die Mauer herum auf die andere Seite schwingen, und kaum hatte Wigand dies ergründet, so war er auch schon drüben. Er fand dort an der Mauer ein Gerüst aus bemoosten Holzbalken und Brettern mit Sitzen darauf, zu denen eine Treppe führte, und nun fiel es ihm wieder ein, daß er ja von dieser Stelle am vorigen Tage die Damen hatte über die Mauer blicken sehen. Mit den etwas bänglichen Gefühlen eines nicht berechtigten Eindringlings begab er sich weiter in die unbekannte grüne Einsamkeit. Uralte Bäume, verwilderte Gebüschgruppen, grasüberwachsene Wege und ungepflegte Wiesen, mit einer Fülle von Blumen überdeckt, zeigten

sich seinen Blicken. Der Weg, der an der Mauer entlang zu diesem Lugsitz hinführte, war etwas besser gehalten und notdürftig von Unkraut gereinigt, alle anderen, die er sah, schienen seit Jahren solcher Wohlthat nicht mehr teilhaftig geworden zu sein. Er schritt in der Richtung auf das Schloß zu langsam weiter. Zur Seite zeigte sich ein Weg ganz mit hohem Gras und Wurzelschossen der umliegenden Gebüsche bewachsen. Dort mußte vor kurzem jemand gegangen sein, wie eine breite Spur in dem hohen Grase bewies, und unwillkürlich schlug Wigand dieselbe Richtung ein. Die Spur aber verlor sich bei einem dichten Gebüsch, das ganz mit Geißblatt, wildem Hopfen und Zaunwinden überrankt war, daß es dastand wie ein grüner Hügel. Nur an einer Stelle zeigte sich eine Lücke in dem Grün wie der schwarze Eingang einer Höhle. Das Geißblatt war bereits in Blüte. Vielleicht hatte hier jemand vorhin Blumen gepflückt und war dann zurückgegangen. Wigand schritt langsam weiter. Mit einemmal beschlich ihn das sonderbare Gefühl, nicht allein zu sein. Er stand eine Weile und sah sich um. Doch nichts war zu sehen, als ringsum die grüne, blühende Einsamkeit. Vor ihm lag eine Wiesenfläche, von der sich der Weg nur als ein weniger blumiger Streifen abhob. Der Wind war ganz eingeschlafen und auf dem blühenden Grasplatz bewegte sich nichts, als die unzähligen lautlos flatternden Tagfalter oder hie und da eine Blume, wenn eines dieser leichten Flügelwesen sie verließ und sie ihm leise nachnickte. Um so seltsamer erschien

es bei dieser gänzlichen Windstille, daß die einzelnen mächtigen Zitterpappeln auf dieser Wiese trotzdem in steter Bewegung waren, und geheimnisvoll, als lebten sie, ihre Blätter unablässig bewegten. Als Wigand weiter schritt und seinen Blick auf das flimmernde Zittern dieser Blätter gerichtet hatte, ward er zweier Eisvögel gewahr, die in hastigem, taumelnden Fluge einander umkreisten. Bei diesem schönsten und stattlichsten unserer nordischen Tagfalter und dessen dunkler Grundfärbung fiel ihm sein Traum wieder ein, und unwillkürlich blickte er sich um, ob das fliegende Wunder, das sich ihm damals gezeigt hatte, nicht in dieser zauberhaften Einsamkeit feierlich umherschwanke. Ja, Ort und Stunde waren günstig, wenn etwas Außerordentliches geschehen sollte, allein außer den Eisvögeln sah er nichts, als das gewöhnliche Volk der anderen Schmetterlinge: Weißlinge, Zitronenfalter, Dukatenvögel, Bläulinge, Perlmutterfalter, Sandaugen und dergleichen. Dann kam er über eine Brücke, die einen träge fließenden Seitenarm der Richnow überspannte, an den Fuß des stattlichen Hügels, auf dem noch ein wenig Gemäuer der alten Burg Richenberg aus dem Grün hervorschaute, und wandte sich einem Wege zu, der wieder auf das Schloß hinführte. Hier nahm der Park einen anderen Charakter an und ward durchschnitten von schnurgeraden Alleen aus alten Linden und Kastanien, die zum Teil strahlenförmig auf das Schloß zuführten. Dazwischen auf den freien Plätzen fanden sich verwilderte Taxusgänge und symmetrische Anlagen aus alter Zeit und hie

und da zerfallenes Sandsteinbildwerk. Aber man sah gleich, daß aus dem Kruge dieser Wassernymphe seit Jahren kein Wasser mehr geflossen war; Moos und Unkraut wuchsen darin, und das Bassin hatte sich mit Moder und Laub vergangener Jahre gefüllt. Venus hatte ihren Spiegel verloren und die Hand dazu, die ihn hielt, und sah mit bekümmerter Miene auf ihren verwitterten Armstumpf. Doch dem Herkules ihr gegenüber war es nicht besser ergangen. Was nützten ihm nun seine fürchterlichen Muskeln, da seine Keule fort war und er sich mit einer Hand ohne Finger in die leere Luft stützte. In einer geschützten Ecke unter dem steinernen Löwenfell hatte ein Rotschwänzchen sein Nest gebaut und fütterte seine Jungen. Wigand gelangte nun auf einen, von dichten, dunklen Taxushecken eingeschlossenen, halbrunden Platz, auf den die breite Hauptallee des Gartens ausmündete. Hier stand eine mächtige Sonnenuhr von Sandstein, ohne Zeiger. In geringer Ferne sah er jetzt am Ende des dämmernden Lindengewölbes das helle Schloß schimmern. Plötzlich ward sein Blick seitwärts gezogen. Huschte nicht dort am Ende der langen Querallee, in der er stand, ein helle Gestalt vorüber? Noch einmal leuchtete es auf in einer Buschlücke, dann war es verschwunden. Rings Schweigen. Nur die Fliegen summten an den Stellen, wo ein breiter Strahl des Sonnenlichtes durch die Lücken der Wipfel fiel. Wigand vermied die breite Allee und ging durch die verwilderten Gänge von Taxus und Hagebuchen auf das Schloß zu. Am Ende stieß

er auf den Kreis, von dem die Wege strahlenförmig ausgingen. Er war von einer dichten, wohlgeschorenen Hecke eingefaßt. Dann folgte ein breiter Kiesweg, der den großen, mit Teppichbeeten gezierten Rasenplatz vor dem Schlosse umfing. Hier herrschte Sauberkeit und eine ordnende Gärtnerhand. Doch war auch sofort das unvermeidliche Rebhuhn wieder da, denn alle die farbigen Teppichbeete hatten die Form eines Rebhuhns und auf dem glatten, kurzgeschorenen Rasen befanden sich unterschiedliche Völker dieses Geflügels, aus buntem, glasiertem Thon hergestellt. Ein leiser Schauder überkam Wigand vor dieser Rebhühnermonomanie. Rings um den Rasenplatz und an den Seiten der breiten Freitreppe des Schlosses waren auch hier Oleanderbäume aufgestellt. Auf dem breiten Kieswege stand ein nachdenklicher, alter Pony vor einen Wasserwagen gespannt, und ein krummer, alter Mann humpelte dort herum und begoß unter mannigfachem Stöhnen und Selbstgesprächen die Oleanderbäume. Das war gewiß der brave Beverneſt. Wigand hätte ihn gern angeredet, allein in seinem Gefühl als unerlaubter Eindringling wagte er sich nicht hinter der schützenden Hecke hervor, und mußte somit darauf verzichten, zu erfahren, was er für sein Leben gern gewußt hätte. Er wanderte langsam durch den einsamen Park wieder zurück, den Kopf gesenkt und die Hände auf dem Rücken, in grübelnde Gedanken vertieft. Ehe er wieder an seine Arbeit ging, sammelte er sorgfältig die verstreuten Blumen zusammen und barg sie im Wasser des Flusses zwischen zwei knorrigen

Erlenwurzeln. Bei diesem Geschäfte schien er endlich mit dem, worüber er grübelte, ins klare zu kommen und unwillkürlich sprach er das Resultat seines Nachdenkens laut vor sich hin: „Ob mit Absicht oder, wie ich glaube, ja, wie ich weiß, ohne Absicht — sie war es!“

*

5. Nachtfang.

Die Schmetterlingskneipe. Warum Herrn Wigands Gedanken ins Schwimmen kamen. Wie Pastor Krahnstöver die Wohlthaten seines Amtsbruders mit Undank lohnte. Der Pfarrer von Grünau. Warum Hildegard rot wurde. Dämmerung. Das Lied vom Rotkehlchen. Fledermäuse essen auch gern etwas Gutes und Seltenes. Allerlei Schwärmer. Wie der Pastor einen Schatz fand. Die Mittagsfee und das Mittagsschaf. Wie Hildegard ein Geständnis machte, und Herr Wigand durch die blaue Blume des Märchens ebenfalls einen Schatz fand.

Der Pastor hatte unten in seinem Garten, wo dieser an die Wiese stieß, eine Anlage hergerichtet, die er die Schmetterlingskneipe nannte. Der freie Platz dort hinter dem von Geißblatt und Winden überrankten Zaun war bedeckt mit Beeten, auf denen mit sanftem Schimmer Verbenen blühten und die Würzkräuter Lavendel und Wiesensalbei. Dort leuchtete es von Jalappen und Petunien, und eingefaßt ward dieser Platz von einem dichten Kranz aus Seifenkraut und Nachtviolen, hinter denen sich wieder mit Geißblatt überrankte Fliederbüsche erhoben. Dazu ließ von dem benachbarten Kirchhofe her eine uralte Linde

ihre Zweige über die Mauer bis auf den Boden hängen, so daß dort an schönen Abenden am Ende des Juni, wenn die Mehrzahl dieser Gewächse bereits in Blüte war, ein geradezu betäubender Duft herrschte. Da nun dies lauter Pflanzen sind, deren Blüten besonders auf die Nachtschmetterlinge eine dämonische Anziehungskraft ausüben, so war dies ein höchst bequem gelegener Fangplatz für den fanatischen Sammler.

„Seit einigen Tagen blühen die Linden," sagte der Pastor an einem der folgenden Tage zu Wigand, „und der Jelängerjelieber. Wollen Sie sich nicht morgen abend am Nachtfang mit der Laterne beteiligen? Wir haben dort unten in meinem Garten einen mächtigen Anflug aus der Nachbarschaft, aus den Baumgärten und von der Wiese und besonders auch aus dem gegenüberliegenden Park. Da habe ich schon manche Seltenheit ergattert. Wollen Sie? Das Fräulein vom Schloß wird auch dabei sein."

Wigand hätte auch ohne dies zugesagt, nun wollte er natürlich erst recht, denn diese Nachricht fiel ihm wie ein freudiger Schreck auf das Herz.

Am nächsten Tage war es sehr heiß, und am Spätnachmittage stieg aus Westen ein Gewölk auf, verdunkelte die Sonne und ging mit einem warmen Regen über das Land. Schon ward dem Ingenieur, der noch auf dem Felde zu thun hatte, ganz bange um den vielversprechenden Abend, da brach die Sonne glänzend wieder hervor und malte einen Regenbogen auf die abziehende blaugraue Wolkenwand, während sich die blitzenden Tropfen allmählich verringerten,

und bald die Welt wieder in ungetrübtem Glanze lag. Eine Weile später sah er eine helle, schlanke Gestalt von Schloß Richenberg aus über die Chaussee auf das Dorf zuschreiten. Ueber Wigand kam die Unruhe, seine Gedanken gerieten ins Schwimmen und die Arbeit fleckte nicht mehr. Er entließ seine Leute ein wenig vor der Zeit und begab sich nach dem Wirtshause. Am Wege, in den blühenden Heckenrosen, deren nasse Blätter in der Sonne glänzten, sangen die Grasmücken und die Luft war voll von Lerchenjubel und frischem Duft. Er kleidete sich sehr sorgfältig um und ging dann langsam zu dem Pastorhause, da es ihm noch ziemlich früh an der Zeit zu sein schien. Der Pastor kam ihm strahlend entgegen: „Besser konnte es gar nicht kommen," rief er, „nach so einem warmen Regen, da fliegen besonders die Schwärmer am liebsten. Das kann ein guter Fang werden heute. Die Weibsleute sind schon im Garten und decken den Tisch. Kommen Sie noch eine Weile herein, ich zeige Ihnen heute einmal meine Sphingiden, damit Sie sich ein wenig vorbereiten."

Dabei hielt er sich nun wieder ziemlich lange auf, denn von den Sphingiden kam er auf die Sesien und die Zygänen, von diesen auf die Spinner und zuletzt auf die interessante Gattung Saturnia, wobei er eine an Einzelheiten und Enttäuschungen reiche Geschichte erzählte, von seinen Bemühungen, das Wiener Nachtpfauenauge in der Gegend einzubürgern. „Reihlen in Stuttgart ist es gelungen," rief er, „und ich bringe es auch noch fertig, denn ich

höre nicht eher auf. Zu jedem Mai lasse ich mir Eier aus Wien schicken. Im vorigen Jahr hatte ich in einem Zwergbirnbaum im Garten einundzwanzig Raupen, die fast ausgewachsen waren. Die schönen, mächtigen, goldgrünen Tiere mit ihren hellblauen Höckern und den feinen Wimpersternchen darauf waren meine ganze Wonne. Als sie kurz vor dem Verpuppen waren, hatte ich Besuch von einem Amtsbruder. Ich wurde abgerufen und ließ ihn eine Weile allein im Garten. Als ich wieder zurückkam, hörte ich von Zeit zu Zeit ein mächtiges Trampsen und als ich meinen Gast zu sehen bekam, rief er mir zu: ‚Lieber Bruder, ich mache mich ungeheuer nützlich. Du hast da in deinem Birnbaum ja eine ganz scheußliche Sorte von Raupen, wahre Beester. Den halben Baum haben sie schon kahl gefressen. Aber ich halte fürchterliches Gericht über sie. Acht habe ich schon in den Orkus befördert.‘ Und damit trat er mit Gefühl und Nachdruck die neunte tot und suchte nach einem neuen Opfer. Ich stürzte ihm in den Arm und hielt ihn von weiterer Schandthat zurück. Er begriff meinen Kummer und mein Entsetzen gar nicht, und ich hatte genug zu thun, der unchristlichen Gefühle Herr zu werden, die mich gegen diesen wohlmeinenden Mörder erfüllten. Die übrigen zwölf haben sich verpuppt, allein scheinbar ist nichts danach gekommen. Aber in diesem Jahre habe ich über hundert Raupen im Gange, alle oben in den höchsten Wipfeln der großen Bäume, wo sie sicher sind vor solchen Wohlthätern.“ Und damit lachte er wieder in seiner lautlosen Weise.

Ein Mädchen kam und rief zu Tische. Sie stiegen die Terrassen des Pfarrgartens hinab, der im stillen Abendsonnenschein ganz von frischem Duft und Vogelgesang erfüllt war. In einer Geißblattlaube an der Schmetterlingskneipe, dem blühenden Lindenbaume gerade gegenüber, befand sich ein gedeckter Tisch und dort zwischen den Blumen die schöne helle Gestalt in dem gelblichen mit zarten Blümchen überstreuten Kleide, das war Hildegard. Sie errötete ein wenig bei der Vorstellung, und doch schimmerte zugleich ein Lächeln hinter diesem zarten Flor.

Als das Essen aufgetragen wurde, räusperte sich der Pastor und seine Frau fing an zu lachen: „Gottlieb," rief sie, „nun weiß ich schon wieder, was du sagen willst. Er hat nämlich so einige Redensarten und Geschichten, die kommen bei gewissen Veranlassungen so sicher wie das Amen in der Kirche."

„Sagen Sie mal, Herr Wigand," sagte dann der Pastor, „haben Sie schon einmal eine Frau gesehen, die ihren Mann so ständig zum besten hat wie meine? Aber nun gerade! Sehen Sie hier dies Gericht, das neueste vom Jahr, es erinnert mich stets an meinen verstorbenen Amtsbruder, den Pastor Seidel, der früher nicht weit von hier in Perlin bei Wittenburg wohnte. Der hat mal ein Heft Zeitgedichte herausgegeben, als er noch jung und streitbar war. Davon heißt eins ‚Der Pfarrer von Grünau', in Anlehnung an Vossens Luise, und den Rationalisten wird darin eins ausgewischt. Und nun frage ich Sie,

ob es nicht paßt, wenn ich jetzt die erste Strophe dieses Gedichtes zitiere:

‚Im Schatten der duftenden Linde
Der Pfarrer von Grünau saß,
Und gebratene junge Hühner
Mit grünen Erbsen aß.‘

Na? Sitzen wir nicht hier im Schatten der alten Linde dort gegenüber, und duftet sie nicht? Und essen wir nicht gebratene Hühner mit grünen Erbsen? Und ist es in und bei Richenberg nicht so grün, wie man nur wünschen kann, so daß dieser Ort ebenso gut Grünau heißen könnte, wie irgend ein anderer? Ja überhaupt, wenn ich an Vossens Luise denke. Fehlt hier nicht nur noch so ein kleiner Quartaner am Tisch, und die Situation am Anfange des Gedichtes wäre da. Sie, Herr Wigand, stellen den edlen, bescheidenen Walter dar, und das gnädige Fräulein unsere Tochter, die sie ganz gut sein könnte ...“

„Ach ja,“ fügte die Pastorin mit einem Seufzer ein, „unser Klärchen würde jetzt gerade in dem Alter sein.“

„Und sehen Sie,“ fuhr der Pastor fort, „da fehlt mir weiter nichts, als der damastene Schlafrock und ein Hausmützchen, um die Aehnlichkeit täuschend zu machen. Sind Sie mit ihrer Rolle zufrieden?“ fragte er dann gegen Wigand gewendet.

Dieser, dem Vossens Luise nur dem Titel nach bekannt war, sagte unbefangen: „Ei natürlich,“ und begriff dann nicht, warum Hildegard wiederum sanft errötete und den Blick auf ihren Teller senkte.

Es saß sich behaglich an dem warmen Juniabend in der Geißblattlaube, nur des Duftes war fast zu viel. Denn je tiefer die Sonne sank, je stärker that sich der fast betäubende Wohlgeruch der Nachtviolen, des Geißblattes und der Lindenblüte hervor. Dazu gesellte sich der Duft des Heues aus den vor kurzem gemähten Wiesen. Rings rührte sich kein Blatt; der Abendsonnenschein lag auf unbewegten Wipfeln und hob schwarze Schatten aus leuchtendem Grün hervor. Aus der blühenden Linde, die dastand wie ein mächtiger Hügel gelblichweißen Schnees, kam ein unsägliches Gesumme späten Bienenfleißes, aus Kirchhof und Garten schallte unabläßig das rollende Flöten der Mönchgrasmücken und der wechselreiche Gesang Lieschen Allerlei's, wie man dort den Gartenlaubvogel nennt. In den Wipfeln zirpten unermüdlich die Grünlinge ihr eintöniges Liedchen, und um die Kirche jagten sich schreiend die Schwalben. Doch die Sonne stand schon tief, immer länger wuchsen die Schatten der Bäume über die Wiese hin und verloren sich, als das himmlische Gestirn, wie eine große rote Scheibe anzusehen, hinter einem dunkeln Wolkenstreifen am Horizont versank. Langsam und träumerisch kam die Dämmerung. Das Summen im Lindenbaume hatte sich allmählich verloren, die Vögel waren einer nach dem anderen verstummt, nur auf einem Tannenwipfel des Wäldchens, das den unbenutzten Teil des Kirchhofes anfüllte, sang noch ein Rotkehlchen dem Abendschein zugewendet sein süß melancholisches Lied. Seine rote Brust erschien wie ein Abglanz jenes

fernen Feuers, das hinter der versunkenen Sonne aufglühte.

Das anfangs fröhliche Gespräch der beiden Paare war allmählich wohl unter dem Eindruck der Feierlichkeit dieses Abends spärlicher geworden. Jetzt war es ganz verstummt und alle schienen nur auf diesen Vogel zu lauschen, als spräche durch ihn zu ihnen die Stimme der Natur.

Endlich sagte der Pastor: „Ich bin sonst, wie Sie wohl schon bemerkt haben, Herr Wigand, zur Heiterkeit veranlagt, aber der Gesang dieses Vogels in der Abenddämmerung stimmt mich immer ein wenig melancholisch, ich muß dann an alte, längst entschwundene Zeiten denken. Liebe Hildegard," fuhr er dann fort, „Sie sangen früher ein Lied, das weniger für Ihre fröhliche Jugend als für mein beschauliches Alter paßt, das Lied vom Rotkehlchen, können Sie es noch?"

„Ja, noch gestern hab' ich es gesungen," antwortete sie.

„Ich bitte darum, ich hab' es so gern," sagte der Pastor. „Wenn auch ohne Begleitung, summen Sie es mir vor."

„Wollen wir den Vogel nicht erst aussingen lassen?" fragte das Mädchen.

Es war nun dämmerig geworden; unter den Bäumen und Gebüschen lagen schon die unbestimmten Schatten der Juninacht. Das Rotkehlchen erhob noch einmal seine Stimme wie zu einer sanften, wehmütigen Frage, dann schwang es sich vom Wipfel in die Finsternis des Gezweiges. Nun war es ganz still.

Nach einer kurzen Weile begann Hildegard mit gedämpfter, lieblicher Stimme, mehr andeutend als singend:

„Friedlich sank der Abendschein
Hinter fernen Gipfeln,
Nur ein kleines Lied allein
Klang noch aus den Wipfeln.

Und was dieser Vogel sang
Mit der roten Kehle,
Zog mit gleichgestimmtem Klang
Mir durch meine Seele.

Als es tönte mild und weich
Und wie sanfte Klage,
Da gedacht' ich wehmutreich
Jener schönen Tage.

Die beglänzte Jugendzeit
Schwand mit schnellen Flügeln,
Wie das Abendrot so weit
Hinter jenen Hügeln."

„Wie das Abendrot so weit hinter jenen Hügeln," wiederholte der Pastor leise und es trat wiederum eine Stille ein, nur unterbrochen von dem monotonen Chor der Frösche, der aus weiter Ferne tönte.

Um die blühende Linde herum schwärmten jetzt große und kleine Fledermäuse, hoben sich taumelnden Fluges von dem hellen Himmel ab und verschwanden dann wieder im Schatten des Gezweiges. Ein tiefer, summender Ton ließ sich vernehmen und schreckte den Pastor aus seiner Träumerei auf.

„Hoho!" rief er, „wir verpassen ja hier die Zeit

— und die Konkurrenz ist auch schon thätig!“ fügte er hinzu, indem er auf die Fledermäuse zeigte. „So einer von diesen größeren Halunken hat mir einmal ein gelbes Ordensband, das hier so selten ist und das ich damals noch gar nicht hatte, vor der Nase weggeschnappt. Ich weiß es gewiß, denn am anderen Tage fand ich in der Nähe die Flügel dieser schönen Eule.“

Der Pastor ging rasch an einen Tisch, der in der Nähe der Linde aufgestellt und mit den nötigen Fangapparaten versehen war, mit Cyankaligläsern, Aetherfläschchen und einer Anzahl Glasglocken zum Ueberdecken der Schmetterlinge zu ihrer Betäubung durch Aether. Er zündete eine der beiden Blendlaternen an und ließ ihren Schein auf den weißgedeckten Tisch fallen.

„Zum Fang brauchen wir sie noch nicht, es ist noch hell genug,“ sagte er, „aber man sieht dann besser, was man hat.“ Dann nahm er sein Netz und ein Fangglas und begab sich auf die Jagd, während seine Frau kleine Bäuschchen Watte mit Aether tränkte und unter die Glasglocken schob. Er begab sich zunächst an den Gartenzaun und beobachtete scharf die blühenden Büschel des Geißblattes, die sich deutlich gegen den hellen Himmel abhoben. Die beiden jungen Leute folgten ihm. Manche Spinner und Eulen schwebten schon um die verlockenden Honigkelche oder hingen an den röhrenförmigen Blüten und sogen emsig. „Was jetzt schon von dieser Sorte fliegt,“ sagte der Pastor, „ist meist gemeines und minderes

Volk, die selteneren kommen später. Jetzt lasse ich mich nur auf Schwärmer ein."

„Hier ist einer," rief Hildegard flüsternd, „ein mächtiges Tier."

Der Pastor sprang hastig näher. Vor einem der Blütenbüschel stand der stattliche Schmetterling gleichsam in der Luft auf den kaum sichtbaren schwirrenden Flügeln, indem er seinen spiraligen Rüssel, aus einem Kelche in den anderen senkte. Mit einemmal wie ein Blitz war er verschwunden, doch gleich darauf sah man ihn weiterhin vor einem anderen Blütenbüschel stehen. Der Sammler schlich ihm schnell nach und mit einem geschickten Schlage seines Netzes hatte er ihn gefangen. „Ein riesiger Ligusterschwärmer," sagte er, als er das Tier unter einer der mit Aetherdunst gefüllten Glasglocken barg, „und ganz rein. Ein so großes Exemplar habe ich noch nicht in meiner Sammlung. Das fängt ja gut an." Von nun ab mehrten sich die Schwärmer und das tiefe Surren ihrer schwirrenden Flügel hörte man bald hier bald dort. Wigand und Hildegard gingen wie die Spürhunde umher und riefen den Pastor bald hierhin bald dorthin, zu den duftenden Nachtviolen, zu der blühenden Linde oder dem narkotisch riechenden Seifenkraut. Die mörderischen Glasglocken füllten sich mit Opfern und fast alles fand sich heut, was Ort und Jahreszeit aus dem Geschlecht der Sphingiden darbot, der schnelle, graubraune Tannenpfeil, der schöngezeichnete Labkrautschwärmer, der Wolfsmilchschwärmer, die beiden rötlich schim-

mernden Weinschwärmer und das schöne Abend-
pfauenauge.

Vom Kirchturme schlug es zehn Uhr, und trotz der hellen Juninacht hatte sich doch im Schatten der Bäume und Büsche die Finsternis gemehrt. Der Pastor zündete jetzt die zweite Blendlaterne an und gab Wigand die Anweisung, ihren scharfen Lichtschein auf die bis zur Erde niederhängenden Zweige des Lindenbaumes fallen zu lassen. Da zeigte sich dem verwunderten Auge erst, welch ein Gewühl und welch ein Leben dort an den weißlichen Blütenbüscheln vorhanden war. Da schwirrte es hin und her von Spinnern, Eulen und Spannern um die duftenden Honigkelche. Insonderheit that sich der schöne, gelbe Holunderspanner hervor, dessen Flügel nun aber im gelblichen Licht der Laterne wie Schnee schimmerten. Andere hingen emsig saugend kopfüber an den Blüten und ihre Augen leuchteten im Widerschein des Lichtes wie glühende Kohlen. Manche waren so trunken von dem süßen, aromatischen Safte, daß sie sich bei leiser Berührung in das untergehaltene Fangglas fallen ließen und so dem Sammler zur leichten Beute wurden. Der Pastor war höchst vergnügt, denn er fand dort allerlei Seltenheiten. Zwischendurch wurden auch die anderen blühenden Gewächse abgeleuchtet und seltsam lieblich war es zu sehen, wie zierlich sich dann diese zarten Blumengebilde und feinverästelten Zweige schimmernd aus der Dunkelheit abhoben. Als nun wieder einmal Wigand den Lichtkegel seiner Laterne auf den von Geißblatt überrankten Zaun fallen

ließ, da stand dort vor einem Blütenbüschel ein Schwärmer, an dem Wigand nichts Besonderes bemerkte, als seinen auffallend schlanken Bau; der Pastor aber fing an zu zittern vor Aufregung. „Was ist das, was ist das?“ flüsterte er, „den hab' ich noch nie fliegen sehen!“

In diesem Augenblick war der schnelle Schmetterling verschwunden, wie aufgetrunken von der Nacht. „Leuchten Sie, leuchten Sie, junger Mann!“ rief der Sammler dann. „Leuchten Sie den ganzen Zaun ab. Den müssen wir haben. Ich habe einen berauschenden Verdacht, einen Verdacht, daß mir fast das Herz still steht.“

Wigand ließ nun im Weitergehen das Licht seiner Laterne auf den Zaun fallen, keine Stelle außer acht lassend. Einige gleichgültige Eulen und Spanner zeigten sich hie und da, und winzige Motten. Endlich da — wieder ein Schwärmer. „Weiter! weiter!“ rief der Pastor, „das ist nur pinastri, der gemeinste von allen!“ Das Ende des Zaunes war bald erreicht, und der gesuchte Vogel noch immer nicht gefunden. Da stolperte Wigand, der die Augen natürlich auf den Zaun gerichtet hatte und Hindernisse am Boden nicht beachten konnte; das Licht seiner Laterne senkte sich dadurch und fiel auf eine Gruppe Seifenkrautes, die eben die ersten Blüten entfaltet hatte. „Da ist er, so bleiben Sie stehen!“ rief der Pastor in höchster Aufregung. Ueber einer der roten Blumen stand das schlanke, stattliche Tier wie angenagelt in der Luft. Dann, man wußte nicht wie,

über der benachbarten. Der Pastor holte stark Atem, trat einen langen Schritt vor und mit der sicheren Hand des Meisters führte er den Schlag mit seinem Netze.

„Ich hab' ihn, ich hab' ihn!" rief er mit unterdrückter Wonne. Er eilte schnell an den Tisch und dann, nachdem er seinen Fang unter der einzigen noch leeren Glasglocke untergebracht hatte, überkam ihn wie eine Konvulsion sein sonderbares, fast lautloses Lachen. Schließlich ging es in Rührung über, er schnuckte ein weniges und zwei große Thränen liefen ihm über seine Wangen.

Seine Frau hatte sich über die Glasglocke gebeugt und betrachtete aufmerksam das schöne Tier. „Na, Gottlieb," sagte sie, „wie hast du dich, ist denn das so was Besonderes?"

„O Weib, Weib!" rief der Pastor, „du machst meiner Erziehung wenig Ehre. Kennst du ihn denn nicht? Der große Weinschwärmer ist es, Sphinx celerio, der sich nur in ganz warmen Sommern so weit nach Norden verfliegt. Hier zu Lande erst ein einziges Mal, soviel ich weiß, vor langen Jahren von dem Sohne des Porträtmalers Voigt in Wismar gefangen. Eine stupende Seltenheit!"

Dann wendete er sich gegen Hildegard: „Ich kann wohl sagen, hätte Ihr Herr Vater seinen so emsig gesuchten Schatz gefunden, er hätte sich nicht mehr freuen können, als ich mich jetzt freue. Dies ist auch ein Schatz. Doch nun, denke ich, hören wir auf. Hiernach kann nichts mehr kommen. Der Mensch versuche die Götter nicht!"

Dann rieb er sich die Hände, sah sich strahlend vor Glück um und sagte in verklärtem Tone, als zerginge ihm das Wort wie Schmelzzucker im Munde: „Celerio! Celerio!“

Es war gegen elf Uhr und Hildegard verabschiedete sich. „Die Tante bleibt stets so lange auf, bis ich komme,“ sagte sie. „Nun ist sie gewiß schon bei ihrem Strickstrumpf eingeschlafen.“

„Herr Wigand wird wohl die Güte haben, Sie nach Hause zu bringen,“ sagte die Pastorin und fügte dann erläuternd hinzu: „Der alte Beverneſt holt sonst das gnädige Fräulein ab, aber der hat mal wieder seinen Rheumatismus, daß er sich nicht rühren kann.“

„Sehr gern,“ erwiderte Wigand. Es kam von Herzen.

Die beiden Alten begleiteten das junge Paar bis an die Ausgangsthür des Vorgartens. Hier nahmen sie Abschied. „Celerio!“ säuselte der Pastor noch einmal ganz verklärt, als er Wigand die Hand drückte.

Unter der schattenden Finsternis der Eichen auf der Dorfstraße gingen die beiden jungen Leute schweigend nebeneinander hin. Doch als sich vor ihnen die schimmernde Chaussee aufthat und man sich bei der hellen Juninacht wieder ins Angesicht sehen konnte, faßte Wigand den Mut, zu sagen, was ihm den ganzen Tag schon durch den Sinn gegangen war. Mit etwas Herzklopfen und ein wenig bedrückter Stimme begann er: „Gnädiges Fräulein, kennen Sie die Sage von der Mittagsfee?“

„Nein,“ antwortete Hildegard, „ich' habe nie

davon gehört." Auch ihre Stimme klang ein wenig verschleiert.

„In meiner Kindheit hat man mir die Geschichte oft erzählt," fuhr Wigand fort, „sie ist mir kürzlich wieder in den Sinn gekommen. In der Nähe meines Geburtsortes war ein mit alten Bäumen und Buschwerk und einzelnen blumigen Grasflächen bewachsener Hügel, der auf seinem Gipfel die spärlichen Trümmer einer alten Burg trug. Dort hauste die Mittagsfee, ein verzaubertes Burgfräulein oder dergleichen. Niemand hatte sie gesehen, aber man wußte, sie war in ein zartes, weißes Gewand gekleidet und unsagbar schön. Auf demselben Hügel graste das Mittagsschaf."

„Das Mittagsschaf?" wiederholte Hildegard, und ein kleines, zierliches Lachen folgte hinterher.

„Ja, das Mittagsschaf," fuhr Wigand ernsthaft fort. „Es zeigte sich dort in der Mittagsstunde an heißen, sonnigen Tagen, oder vielmehr es zeigte sich nicht, denn das Mittagsschaf war unsichtbar. Aber man wußte, es war schneeweiß und so wunderbar schön, wie eben nur überirdische Schafe sein können, die einer Fee gehören."

„Also der Mittagsfee, die niemals jemand gesehen hatte, gehörte das unsichtbare Mittagsschaf," sagte Hildegard sehr belustigt und lachte wieder.

„Unsichtbar war es wohl," fuhr Wigand mit unerschütterlichem Ernste fort, „aber es warf einen Schatten. Den konnte man in der heißen Mittagsstunde langsam über die Wiese hingleiten sehen, und

wenn es ganz still war, hörte man auch deutlich, wie das Gras abgerupft wurde."

„Nun wird's unheimlich!" fügte Hildegard ein.

„An dem Orte, wo dieses Schaf graste, konnte man in der Mittagsstunde des Johannistages wunderliche Dinge erleben."

Hildegard fing an, rascher zu gehen.

„Sobald sich ein junger Mensch in dieser Stunde zufällig dort niedersetzte, wurde er von einer unwiderstehlichen Müdigkeit befallen und schlief ein. Punkt eins erwachte er wieder von einer Empfindung, als streiche ihm jemand sanft über das Gesicht, und wenn er sich umsah, fand er, daß er über und über mit Blumen beschüttet war."

Beide schwiegen eine Weile, Hildegard ging schnell und tiefatmend neben ihm her, er hörte das taktmäßige Rauschen ihrer Kleider. Dann sagte sie: „O, es ist nicht recht, daß Sie eine kleine Ungeschicklichkeit so gegen mich ausnutzen. Ja, ich war es. Sie wissen es ja doch längst. Ich hatte im Erlenbruch Blumen gepflückt, und als ich an der Aussichtsbank vorüberkam, da wollte — ja, da wollte ich mir mal die Wiese ansehen, weil da doch die Leute mit den Maschinen arbeiten. Und wie ich da nun stand und meine Hand auf die gesammelten Blumen gestützt hatte, die vorn über die Mauer hingen, und auf die Wiese hinaussah, da war mir mit einemmal, als wenn da unten an der Mauer etwas nicht in Ordnung sei, denn ich hörte, wie da jemand — ja, wie sage ich nur gleich —"

„Schnarchte,“ fügte Wigand ein.

„O nein, o nein!“ rief sie eifrig, „aber es atmete dort jemand. Und als ich nun hinunterblickte, da sah ich Ihnen gerade ins Gesicht. Darüber bekam ich einen solchen Schreck, daß ich zurückfuhr und meine Blumen losließ. Ich glaube auch, ich schrie ein bißchen. Die Blumen mußten Ihnen ins Gesicht gefallen sein. Darüber erschrak ich nachträglich noch mehr und lief ganz schnell davon und den Wiesenweg entlang, weil ich da rascher um die Ecke kam. Als ich dann bei dem dichten Gebüsch angelangt war, ließ meine Angst nach und ich guckte mich um. Nun kam aber erst der größte Schreck, denn da standen Sie und sahen sich ganz nachdenklich die Aussichtsbank an. Das hatte ich doch nicht gedacht, daß Sie — daß Sie —“

„So frech sein würden,“ ergänzte Wigand.

„Unternehmend wollte ich nur sagen, daß Sie so unternehmend sein würden. Ich hatte nur den einen Gedanken, daß Sie mich nicht sehen dürften, und in demselben Augenblick war ich auch schon in das Gebüsch hineingewutscht. Denn das kannte ich gut, dort war, als ich noch mit Puppen spielte, immer mein Haus; drinnen ist ein Raum, wie ein kleines Zimmer, dort hab' ich als Kind stundenlang gespielt. Doch nun kamen Sie gar denselben Weg hinter mir her. Als Sie da standen und sich das Gebüsch so aufmerksam ansahen, da schlug mir das Herz, daß ich dachte, Sie müßten es hören. Aber Sie gingen weiter, und als Sie außer Sicht waren,

da lief ich auf einem anderen Wege ganz schnell nach Hause. Aber ich weiß, bei der Sanduhr haben Sie mich doch gesehen. Und ich beichte Ihnen das alles, damit Sie nicht denken sollen, daß — nun, Sie wissen ja schon."

Wigand war gerührt und erfreut über diese liebliche Offenheit, es zog ihn, sie in seine Arme zu nehmen und ihr das zu sagen, aber eine Bangigkeit hielt ihn zurück.

„Ja, ich weiß es," sagte er, „ich wußte es von Anfang an. Aber ich muß mir nun auch Ihre Verzeihung erbitten dafür, daß ich, wie Sie so zart ausdrücken, daß ich so unternehmend war. Ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht darum."

Die beiden jungen Leute waren jetzt an der Parkmauer angelangt und standen vor dem kleinen Gitterpförtchen, das neben dem mächtigen Rebhühnerthor zum Schlosse führte. Sie schienen beide ein wenig betroffen, daß dieser Weg so kurz gewesen war.

„Ich bin Ihnen nicht böse," sagte Hildegard, „aber ein wenig geängstigt haben Sie mich doch." Nun reichte sie Wigand die Hand und wollte sich verabschieden, doch dieser behielt halb unbewußt die zarten, schlanken Finger in den seinen und sagte schnell: „Die Geschichte von der Mittagsfee ist aber noch nicht zu Ende, wie Sie sich wohl denken können. Unter den Blumen, mit denen sich der junge Mensch überschüttet fand, war eine, die den Zauber lösen konnte. Sie zeichnete sich nicht aus vor den anderen und nur der Auserwählte fand sie heraus. ‚Steckte

er sie an seinen Hut oder in sein Knopfloch, dann ereigneten sich wunderbare Dinge. Dann stand sie mit einmal vor ihm, die Verzauberte, in all ihrer unbeschreiblichen Schönheit und hinter ihr das Mittagsschaf, nun aber in einen alten, silberhaarigen, treuen Diener verwandelt, der das Schicksal seiner Herrin geteilt hatte. Denn nun waren sie erlöst; aus den Trümmern wuchs das Schloß zu neuer Herrlichkeit empor und unsägliches Glück ward dem jungen Menschen zu teil. Das ist die Geschichte von der Mittagsfee."

Hildegard hatte zugehört wie in einem Bann, mit niedergeschlagenen Augen. Jetzt suchte sie Wigand ihre Hand zu entziehen und sagte: „Es ist spät, man wartet auf mich."

Wigand aber fuhr fort: „Der junge Mensch, dem das letztemal die Gunst der Mittagsfee zu teil ward, hat alle die Blumen sorgfältig aufgehoben. Er fand eine darunter, die sein Schicksal entscheiden kann, die ihn zum seligsten oder unseligsten Manne machen kann. Er fragt, ob es die rechte ist?"

Damit nahm er ein Vergißmeinnicht hervor, das er den ganzen Abend schon im Knopfloch getragen hatte.

Hildegard warf einen heimlichen Blick auf die Blume, und in ihre Wangen, die eben noch geisterblaß gewesen waren, stieg nun ein dunkles Rot. Sie war verwirrt, sie wollte entfliehen, allein halb unbewußt gab sie nach dem sanften Druck der Hand, die die ihrige zurückzuhalten suchte. Dann sah sie

plötzlich Wigand voll an und nickte. Sie wußten beide nachher nicht, wie es geschehen war, daß sie sich küßten, und was sie einander alles gesagt und nicht gesagt hatten. Und dann kam das sonderbare, furchtbare Geräusch, das sie erschreckte und auseinander sprengte. Es war wohl ein aus dem Schlaf aufgeschreckter Vogel, der sich polternd durch die laubigen Zweige davon machte. Hildegard entschwand aus Wigands Armen; er hörte, wie die Pforte ins Schloß fiel, wie die schnellen, leichten Füße über den Kies dahineilten und das Rauschen des Gewandes in die Ferne schwand. Er war allein mit seinem Glück.

Wie im Traume machte er sich auf den Rückweg. Er stand noch lange auf der Richnowbrücke in der hellen, warmen Juninacht. Leise gurgelte das Wasser ihm zu Füßen, und ab und an sprang ein Fisch. Rings am Horizont lag niederes Gewölk, in dem der Wiederschein ferner Blitze zuweilen hie und da aufzuckte. Zwei Lichter schimmerten noch in diesem glücklichen Thalgrunde, das eine aus dem Pfarrgarten, wo der Pastor wohl noch mit dem Aufspannen seines reichen Fanges beschäftigt war, das andere durch eine Baumlücke aus einem Fenster des Schlosses. Ja wahrlich, sie beide hatten einen Schatz gefunden, der Pastor und er, in dieser glückseligen Nacht. Das Licht im Pfarrgarten verschwand zuerst, er sah seinen Schein sich die Terrassen hinaufbewegen, und dann war es weg. Eine Weile später erlosch auch plötzlich das Licht im Schlosse. Wigand machte sich auf den Heimweg. Der holde Name kam ihm unwillkürlich

auf die Lippen: „Hildegard!“ sagte er vor sich hin, und in diesem Worte lag doch mehr Glück, wie in des Pastors begeistertem: „Celerio!“

*

6. Der neue Gutsherr.

Wie Herr Wigand Landmann wird und Hildegard eine „Mesaljangz“ schließt. Es regnet der Braut in die Krone. Warum die Hofgebäude in Richenberg nicht umfallen, und warum Herr Eickhorst den „Aosen“ mehr „Seele“ geben möchte und Herkules für einen Verschwender hält. Was Beverneſt für Ansichten über die „Dokters“ und über den Wert des Wassers hat, und wie es ihm im russischen Dampfbade ergangen ist. Er wollt' ja so gern in den Kahn. Warum Beverneſt kein Mitleid mit Willem Poppendieks Zahnschmerzen haben kann. Der Landmann muß ein Feldherr sein.

Im nächsten Sommer gab es eine Hochzeit auf Schloß Richenberg. Wigand hatte den Entschluß gefaßt, seine Ingenieurstellung aufzugeben und Landwirt zu werden. Er stammte, wie schon gesagt, aus einer Landmannsfamilie und war nicht ganz unerfahren in diesem Berufe, da er viele Kenntnisse, die sich andere mühsam erwerben mußten, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte. Das letzte Jahr war er zu seiner weiteren Ausbildung als Volontär auf einem großen Gute thätig gewesen. Er hielt es für eine herrliche Aufgabe, das durch Ueberschuldung und Verwahrlosung fast wertlose Gut seiner zukünftigen Frau mit Einsetzung seiner ganzen Kraft wieder in

Blüte zu bringen. Er war in der Lage, ein eigenes, kleines Vermögen dabei zusetzen zu können, und wenn er sich auch sagte, daß sein Kapital sehr gering sei einem so großen Gute gegenüber, wo es galt, fast alles neu zu schaffen, so war er doch guten Mutes und der Meinung, daß Fleiß, Sparsamkeit und ein wenig Verstand auch keine zu verachtenden Hilfsmittel seien. Es gibt ja Leute, die ihren ganzen Verstand im Geldbeutel haben, aber auch wieder andere, die ihr Kapital im Kopf und im Herzen tragen.

Bei der Hochzeit ging es einfach her, zu einfach nach dem Geschmack der übrigen Bewohner von Richenberg.

„Hei is jo ok man'n Börgerlichen," sagten die Leute. Der Schulmeister hatte sich schon vorher im Dorfkrug im Kreise seiner Vertrauten geäußert: „Solche Heirat nennen die vornehmen Leute eine Mesaljangz und da soll nie was Guts nach kommen."

„Ja," sagte Krüger Lange, „so'n Pott, so'n Stülp, dat sall man gellen."

Die beiden hübschen Bauernmädchen waren natürlich auch dabei, als der Brautzug über den Kirchhof ging.

„Du weißt noch? verläden Johr," sagte die eine, „als hei eben ankamen wir, wo hei di so anschult hett."

„Ach, Diern, di hett hei jo ankäken!"

„Ja, wen harr dat donn dacht."

„Aewer passen deiht hei tau ehr, wenn hei ok kein Herr von is. Ein feines Poor."

„Un wo uns' gnä' Frölen dat lett, as so'n Engel."

„Un kiek mal den Sleuer, as Spennwew' so fin."

„Aewer den Strutz, den'n sei dröggt, dor möt'k mi doch aewer wunnern, Blot Vergißmichnicht. Dei wassen jo in alle Grabens. Un Beverneſt hett doch sonne feine Kamelias in sin Driwhus."

„Ja, un dei Brüjam hett ok man blot sonne ollen Grabenblomen in't Knoplock."

„Herrje, Diern, dat regent jo. Dat regent dei Brut inne Kron. Dat bedüd't Glück."

Unbeachtet war an dem blauen Sommerhimmel ein Wolke aufgezogen, und kurz bevor das Brautpaar in die Kirche trat, sendete sie bei hellem Sonnenschein einen leichten Schauer blitzender Tropfen herab. Die Leute drängten nach und der Kirchhof blieb leer, während es noch eine kleine Weile fortregnete und die Steige sich dunkler färbten; nur die von Bäumen und Büschen beschützten Stellen blieben trocken und hell. Aus der Kirche tönte Gesang und Orgel und dann die schallende Stimme des Pastors. Der Regen vertropfte, und über dem Grabdenkmal des Herrn von Rephun, des letzten seines Stammes, sang ein Gartenlaubvogel in hellem Jubel auf dem wie von Thränen blitzenden Zweig einer Trauereſche.

In der Kirche war es stiller geworden. Dann tönte zum zweitenmal Orgel und Gesang und nach einer Weile strömten die Leute wieder hervor. Unterdes war fast jede Spur des Regens entschwunden, gleichmäßig blau wölbte sich der Himmel und in

gleicher Helle lagen die Steige im Sonnenschein; nur an dem erfrischten Blattwerk blitzte noch hie und da ein schimmernder Tropfen.

* * *

Arbeit und Mühseligkeit und Sorgen waren es, die dem jungen Ehemann in Fülle beschieden waren, die er aber freudig und elastischen Geistes trug und leicht vergaß, wenn er in die strahlenden Augen seiner jungen Frau schaute. Dem alten Inspektor war auf seine Veranlassung schon früher gekündigt worden, und er hatte einen anderen angestellt, der ihm von kenntnisreicher Seite als sehr tüchtig empfohlen war.

„Ja, Herr Wigand,“ sagte dieser zu ihm, „nun habe ich mir die Geschichte von allen Seiten angesehen, und da kann ich nur sagen, wenn hier bald was werden soll, dann müssen wir Moses und die Propheten mächtig springen lassen. Denn wie diese Wirtschaft hier verlobdert ist, das ist ja ein wahrer Jammer. Und bei diesem guten Boden. Da könnt' ja zwanzigmal so viel drauf wachsen, wenn der Acker in Kultur wär'. Und dann die Gebäude, die bleiben ja bloß stehn, weil sie nicht wissen, nach welcher Seit' sie umfallen sollen. Haben Sie schon mal so'n Inventar gesehen, Herr Wigand? Ich nicht. Auch bei Karl Pütjer in Kägelin nicht, der doch in der ganzen Gegend wegen seiner Bummelwirtschaft berühmt war. Da sind Pflüge bei, die's gar nicht mehr gibt, und Eggen, die so wenig Zähne haben, wie Mutter Schultsch in Grambzow, als sie achtzig Jahr alt war. Und

dann die Maschinen! So was find't man ja nicht mal drei Meilen hinter Timbuktu. Und wenn ich an das Vieh denk', das kann ja'n Hund jammern. In die Schafe ist ja wohl seit dreißig Jahren kein neues Blut gekommen und was auf ihnen wächst, das ist ja keine Wolle, das ist ja Moos. Außerdem über die Hälfte zu wenig für das Gut. Von den Kühen will ich gar nicht reden, es ist ein Jammer. Außerdem haben sie hier noch Weidegang und von Stallfütterung keine Ahnung. Für das Gut gehören nach meiner Schätzung mindestens acht Spann*) Pferde und wie viel sind hier? keine fünf. Und was für Kracken. Als ich noch Lehrling war, da hing in der Inspektorstube so'n altes Bild, darauf war ein Pferd abgemalt, das alle Krankheiten hatte, die sich der Deubel ausgedacht hat. Es kommt mir vor, als wenn sie sich von solchen Kreaturen hier 'ne Sammlung angelegt haben. Und wie das Vieh, so die Leute. Schnaps saufen und Holz stehlen kann die Bande, aber zur Arbeit ist sie nicht zu gebrauchen, und die Kathen, worin sie wohnen, sind Schweinställe. Ja, ehe wir hier Zug 'reinkriegen, Herr Wigand, da gehören Jahre zu, und wie ich schon gesagt hab': Moses und die Propheten. Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten."

Wigand saß nun tagelang über seinen Berechnungen und Gutsakten und hielt Beratungen mit seinem Inspektor und so kam allmählich Klarheit in

*) 32 Stück.

die Sache. „Darin,“ sagte eines Tages der Inspektor, „bin ich mit Ihnen einverstanden, Herr Wigand, daß wir es mit den Hofgebäuden noch so versuchen. Wenn da die Dächer ausgeflickt und hie und da ’n paar neue Ständer und Balken eingezogen werden, so mögen sie sich ja am Ende noch ’n paar Jahre besinnen, ob sie nach rechts oder nach links umfallen, oder einfach in ’n Dutt schießen*) sollen. Aber neue Pferde müssen wir haben, denn mit solchen Schindern, die wir jetzt in ’n Stall zu stehen haben, können wir bei dem schweren Boden nichts ausrichten. Und selbstverständlich muß das Inventar in ’n Gang gesetzt werden und neue Maschinen und so peu à peu auch der Viehstand, daß der Acker wieder in Kraft kommt. Und die paar Kathen, die jetzt leer stehen, müssen ausgebaut werden, daß da ’n ordentlicher Mensch in wohnen mag und wir neue Leute hierher kriegen. Was Sie mir sagen, was Sie zuzusetzen haben, Herr Wigand, das ist ja nicht viel, da müssen wir’s sachte angehen lassen. Und dann denk’ ich, wenn mal sonst nichts zu thun ist, da fangen wir so eben mit dem Drainieren an, daß die sauren und nassen Stellen aus dem Acker kommen. Sie sollen mal sehen, wie bald sich das rentiert. Und dann denk’ ich so nach’n Jahrener fünf, da können wir schon anders ins Zeug gehen und steuern so allmählich auf die Stallfütterung los. Ja, könnten wir so ’n zwei- bis dreihunderttausend Mark in die Hand

*) In sich zusammenfallen.

nehmen, da sollt' die Sache schon anders kitschen, aber mit fünfzigtausend, da können wir hier nicht viel Sprünge machen."

Wer den verwickelten Organismus der Verwaltung eines Gutes kennt und weiß, wie es darauf ankommt, daß alle Räder ineinander greifen, der kann sich vorstellen, was es in den nächsten Jahren auf diesem Gute zu thun und zu bedenken gab. Denn mit einem allein ist es nie gethan, es hängt ein Zweites und Drittes daran. Was nützen die tüchtigsten Pferde, wenn kein Futter und kein Stroh für sie da ist. Und was hilft die beste und sorgfältigste Ackerbestellung, wenn ein mangelhafter Viehstand es an der Seele der Landwirtschaft, dem Dünger, fehlen läßt. Dieser letzte Ausdruck von der Seele der Landwirtschaft, den Wigand aus einem Buche geschöpft hatte und einmal im Gespräch anwendete, hatte dem braven Inspektor Eickhorst großes Vergnügen gemacht und seitdem nannte er diesen wichtigen Stoff im Gespräch mit seinem Herrn nur noch Seele. Ferner hatte er die Gewohnheit, die schlechten Stellen im Acker, wo wenig wuchs, eine Aose zu nennen, da sie gleichsam eine umgekehrte Oase darstellten. Wenn er mit seinem Herrn zu Felde ritt, deutete er oft auf eine solche Stelle und that dann folgenden dunklen Ausspruch: „Ja, wenn diese Aose mehr Seele hätte, dann sollte da auch wohl was wachsen." Uebrigens begeisterte er sich bald für seine Aufgabe, als er sah, daß mit seinem jungen Herrn gut auszukommen war. In seiner offenherzigen Weise sagte er zu ihm eines Tages: „Ich will Ihnen

man sagen, Herr Wigand, zuerst hatt' ich da gar nicht recht Lust zu, hierher zu gehen. Denn was das hier verlodert war, das wußt' ich ja. Und dann mit einem jungen Herrn, der nicht eigentlich als Landmann gelernt hat, da ist meist nicht gut mit auskommen. Aber Sie nehmen sich das ganz merkwürdig an. Das liegt wohl im Blut, denk' ich mir so. Denn Ihr Herr Vater früher auf Pägelow — alabonnöhr. Und Ihr Herr Onkel, der alte Wigand auf Rogentin, der ist berühmt in der ganzen Gegend. Von dem sagen die Leut', wenn er einmal des Morgens über den Gartenzaun ins Feld riecht, da kennt er seine ganze Wirtschaft. Gerechter Strohsack, was hab' ich da vorig Jahr für Weizen gesehn. Na, der hat mir zugeredet, daß ich hierher gehen sollt'. Und ich sag' Ihnen, Herr Wigand, all wie es ist, wenn wir nur kein zu großes Mallöhr haben; in zehn Jahren hat die Sache hier 'n anderen Schick. Da soll'n Sie mal sehn, was wir hier für Korn bauen, und was für 'ne feine Elektoralwolle wir verkaufen. Und unsere Butter soll in Hamburg die höchsten Preise kriegen."

Aber schon ein Jahr später sah es anders aus auf Hof Richenberg als früher. Die Schäden der alten bemoosten Scheunendächer waren ausgebessert und es zeigten sich dort nun überall schimmernde, helle Flecke auf dunklem Grunde, Thüren, Thore und Balken waren mit einem vergnügten Rotbraun neu gestrichen und die Wände frisch geweißt, ,daß sie weithin in der Sonne glänzten. Auf dem breiten,

geräumigen Gutshofe war alles geebnet und geordnet und jegliches stand an seinem richtigen Platze. Zwei neue Göpel zeigten sich mit Schutzdächern darüber, der eine für die neue Buttermaschine, der andere für die Dreschvorrichtung. Ihr Holzwerk war schön silbergrau angestrichen und die Eisenteile wundervoll grün. Vor dem Milchenhause, wie man dort nach Landessitte das Meiereigebäude nennt, standen auf sauberem Gerüst in Reihen die Milcheimer. Ihr Holzwerk war weiß gescheuert wie Schnee und die eisernen Reifen glänzten mit poliertem Silber um die Wette. Statt Fluchen, Gähnen und dem schlürfenden Schritte der Trägheit hörte man auf diesem Hofe wieder den raschen, freudigen Tritt des Fleißes und Gesang und Pfeifen bei der Arbeit.

Auf dem Felde war geschehen, was in dieser kurzen Zeit geleistet werden konnte. Das war natürlich noch nicht viel, aber sie boten doch nicht mehr ganz den herzbrechenden Anblick für ein landwirtschaftliches Auge, wie noch ein Jahr vorher. Herr Eickhorst war zufrieden mit dem Erreichten. „Müh' hat's genug gemacht," sagte er, „und ganz verdammt viel Arbeit. In dieser ganzen Zeit ist mir, wer weiß wie oft, eingefallen, was wir in der Schul' bei dem alten Prorektor Rein von Herkules hatten. Denn dies war hier auch so 'ne Art von Augiasstall, was die eingegragte*) Bummelei und Unordnung anbetraf. Man bloß Augiassen sein schönes Gut, den Dung meine

*) Eingegraute.

ich, den Herkules all mit Wasser weggeschwemmt hat, den könnten wir hier schön gebrauchen."

In Park, Garten und Wohnung ließ Wigand alles beim alten. Aenderungen verschob er auf spätere Zeiten, „wo wir uns mehr rühren können", wie er sagte. Der Park verwilderte ruhig weiter und den Garten hielt der alte Beverneſt in der gewohnten Ordnung. Das ward ihm jetzt leichter, da er vor kurzem von seinem Rheumatismus ziemlich befreit worden war. Der Arzt hatte geraten, es bei ihm mit russischen Dampfbädern zu versuchen, und mit großer Mühe wurde der Alte bewogen, sich dieser ihm aufs äußerste unheimlichen Kur zu unterziehen. Er wich schließlich nur dem strengen Befehle seines Herrn. „Die Doktors," sagte er, möchte ich man unnor in die Fingers kommen. Ein Teil kurieren sie einen raus un 'n ander Teil kurieren sie einen wieder rein. Als Jochen Regel das kalte Fieber gehabt hat oder die Mallöhria, as die Dokters auf Lateinsch sagen, hat der San'tätsrat ihn solche bittre Me'zin gegeben, daß Jochen Regel gesagt hat, er wollt lieberſten 'n Sweinigel mit all seine Stachels überslucken, as sowas. Ja, das Fieber gung jo weg, aberſten förre die Zeit hat er das Sangeln in die Glieder. Ne, da ginge ich doch lieberſten zu Krögersch in Pampow, die macht es mit Zympatieh. Zwarſten hat mich das auch nichs geholfen, aberſten es hat mich auch nichs geschad't."

Die Hauptsache aber war, er fürchtete sich vor dem Baden. „Wasser," sagte er, „is ganz gut for

Kahns zu tragen, un Mühlen zu treiben, un Essent zu kochen, un Oleanders damit zu begießen, un auch woll, wenn man 'n ganz gefährlichen Döst un kein ander Getränk hat. Abersten an 'n bloßen Leibe is es mich empfindlich."

Jedoch es half ihm alles nichts; eines Morgens in aller Frühe wurde er ohne Gnade auf den Milchwagen gesetzt, der täglich in die Stadt fuhr, und mit düsteren Gefühlen ging er dem gefürchteten Schicksal entgegen. Man hatte ihn dort bei einer Gärtnerfamilie seiner Bekanntschaft untergebracht und der Arzt, der seinen Patienten kannte, hatte den Besitzer des Bades genügend instruirt, denn er fürchtete Widersetzlichkeit und Fluchtversuch.

Am nächsten Tage hatte Wigand in der Stadt zu thun und bei dieser Gelegenheit suchte er seinen alten Diener auf. Er fand ihn in sehr gedrückter Stimmung.

„Slimmer könnt' es in die Hölle auch nich sein," sagte er, „as in diese infamigte Badeanstalt."

„Na, wie war es denn, Bevernest?" fragte Wigand.

„Woans es war?" antwortete der Alte, „schauderösen war es. Ich dacht' mich ja nu, so as mich das gesagt worden wäre, ich würd' mir da in so'n Kahn setzen mit schönes, warmes Wasser ein un könnt da meine Feif bei rauchen. Und as ich da nu 'rein komm, da seh' ich ja auch in sonne kleine Kabuffen mit aufe Thüren sonne Kahns stehn. Da sagten sie mich nu, ich sollte mir ausziehen, un ich zieh' mir

denn auch aus. Un as ich nu fragen thät, wo nu mein Kahn wesen thäte, da schubsten sie mir in eine Thür hinein, da flug mich so'ne Hitz' un so'n Dampf entgegen, daß ich dacht', ich müßt' sticken. Un da kämen zwei halbnackigte Kerls auf mir los un kriegten mir zu fassen. Un ich bröllte: ‚Lassen Sie mir raus, ich will ja in den Kahn!‘ denn ich wollt' ja so gern in den Kahn. Abersten die Kerls hatten keine Gnad' nich und kein Erbarmen und kriegten mir dal auf so'ne große Trepfe un smissen mir da hin as ob ich'n Stück Holz wär'. Un dann siffen sie mir ein un begießten mir mit heiß Wasser, as wenn ich'n Stück Wäsch' wär'. Un ich bröllte immer: ‚Lassen Sie mir doch in den Kahn!‘ denn ich wollt' ja so gern in den Kahn. Abersten die Kerls lachten sich bloß, ich denk' mir, so wie sich die Deubels lachen, wenn sie 'ne arme Seel' inne Mangel haben, un dann würden sie noch ausverschamter. Denn den einen hielt mir fest un den andern der haugte mir mit Ruthens, as wenn ich'n unartiges Gör wär', un zwarsten ümmer infamigterweise auf die Flöög, wo mich den ollen Reißmatismus am wehesten thät. Un ich bröllte un bat um Gnad', doch das war sie allens Luft. Denn nu kämen sie bei mit Schrubbers un schrubbten mir ab, as wenn ich 'n kuppern Kessel wär, daß ich so rot wurd' wie so'n Krewt. Un endlich ließen sie mir los un sagten, nu sollt' ich man Aufstehen, un bröchten mir auf ein ander Flach un sagten, da sollt' ich man stehn gehn, un nu wär's auch gleich vorbei. Abersten das wäre allens gestunken un ge-

logen, denn das Gräßigste, das käme nu erst. Mit eins nämlich slug es auf mir nieder as eine kalte nasse Hand, un sie bebrusten mir mit eiskaltes Wasser, daß mich gleich der Pust wegbliebe un ich dacht', ich kriegt' den Slag. Un dann kriegten sie mir in ein großes Laken un rieben mir ab, daß mich das Fell in lauter kleine Wrümmels von'n Leib' ging, un ich dacht', labendig käm' ich da nich wieder raus. Doch, Gott sei Dank, nu war es ja zu End' un ich durft' mich wieder mein Kledagen anziehn. Ach, Herr Wigand, ich bitt Ihnen von Himmel zu Erden, nehmen Sie mir doch wieder mit."

„Nun," fragte dieser, „wie ist es denn mit dem Rheumatismus?"

„Ja, da müßt' ich lügen, wenn ich was anders sagen wollt'," antwortete der Alte kleinlaut, „mit den alten Reißmatismus is es all'n ganz Teil besser."

„Na, sehn Sie!" sagte Wigand. „Nun halten Sie hier nur ruhig aus, solange der Doktor es für gut hält, denn hören Sie, ich will es, und die gnädige Frau auch. Verstanden?!"

„Je, wenn die gnä' Herrschaft befehlen thun, mich is es ja denn auch so recht. Abersten wenn ich staats auf den Milchwagen in ein swarzes Sarg wieder nach Richenberg käm', denn soll mich keiner die Schuld geben."

Er kam aber trotzdem nach einiger Zeit kurz vor Mittag auf dem Milchwagen ganz munter und beinig wieder ankutschiert und hatte sich, soweit seine trüben Erinnerungen an die vermeintlich ihm zugefügten

Mißhandlungen es zuließen, mit dem russischen Dampfbade ein wenig ausgesöhnt.

„Zwarsten,“ sagte er, „wen sich die Kur ausgedacht hat, den hat nich mehr Erbarmen mit die menschliche Natur in'n Leibe as ein Tiger oder eine Hijäne, abersten vor den Reißmatismus is ihr doch gut. Wenn es sich vor meine Jahren noch schicken thät, denn möcht' ich bei's nächste Kranzbier würklich mal versuchen, was ich woll den Schottschen noch so könnt, as in meine jungen Jahren, wo ich in's Tanzent der öbberste war.“

Und als einmal sein Gärtnerlehrling Willem Poppendick so von Zahnweh geplagt wurde, daß er heulte, meinte er: „Wo kannst du dir woll so haben, Willem, um so'n bißchen Zähnwehtage, da versuch dich das mal erst eins mit'n ruß'sches Dampfbad, denn kriegst du Grund zu 's Heulent.“

Im übrigen gingen die folgenden Jahre gleichmäßig dahin in Arbeit und Thätigkeit, in sparsamem Verkehr mit einigen Nachbarfamilien und in fleißigem mit den Pastorleuten, deren gleichmäßige Heiterkeit etwas Erfrischendes hatte und die mit Rat und That stets bei der Hand waren. Wigand fühlte sich wohl in seinem neuen Beruf. Das Leben eines Landmannes im großen Stil ist nicht einförmig, wie manche glauben, die nicht in das innere Getriebe zu blicken vermögen, sondern voll reicher Abwechslung, und jeder Tag bringt Neues, oft Unvorhergesehenes. Da gilt es zu disponieren auf Jahre hinaus und zugleich jedem Zufall sofort ohne viel Besinnen ge-

wachsen zu sein. Denn die liebe Sonne, Wind und Wetter spielen oft sonderbare Streiche, und eine so große Menge von Menschen und Pferden stets richtig und vorteilhaft zu beschäftigen, ist auch eine Kunst, die gelernt sein will. Es ist ein Beruf, der, wenn er richtig ausgeübt werden soll, die Vollkraft eines ganzen und tüchtigen Mannes und ein wenig Feldherrntalent erfordert. Mit gut essen, Rotspohn trinken und spazieren fahren, wie manche sich das vorstellen, ist es nicht gethan.

*

7. Sorgen.

Wie Herr Wigand durch Wasser und Feuer geht und Pastor Krahnstöver sich umsonst freut. Fortuna gießt ihr Füllhorn über den Pastor aus und Beverneft fängt an zu philosophieren.

Es waren sechs Jahre vergangen, seit Wigand die Verwaltung des Gutes übernommen hatte, und wie sehr es sich in dieser Zeit zu seinem Vorteil verändert hatte, war deutlich sichtbar. Von Jahr zu Jahr hatte sich der Ertrag gehoben und dennoch kämpfte der junge Besitzer jetzt mit schweren Sorgen. Sein kleines Vermögen hatte er hineingesteckt und die erworbenen Ueberschüsse ebenfalls, und da der gute Boden reichlich vergalt, was man ihm zu gute that, so hatte manches geschehen können. Die notwendigsten Neubauten waren entstanden, der Acker war drainiert und in höherer Kultur, der Viehstand hatte

sich bedeutend gehoben und die Wiesen lieferten doppelten Ertrag. Als er das Gut übernahm, war es übermäßig mit Hypotheken belastet und bei der damaligen Wirtschaft wäre die Subhastation in kurzer Zeit unvermeidlich gewesen. Das hatte Wigand durch seine Thätigkeit verhindert, allein die Last der Hypothekenzinsen drückte immer noch schwer und verzehrte den größten Teil des Ertrages. Nun hatte Wigand den Fehler begangen, im Vertrauen auf sein gutes Glück ein wenig zu stürmisch vorzugehen, er hatte alles in das Gut gesteckt, was er hatte und erwarb, und keinen genügenden Rückhalt für schlechte Zeiten behalten. Und die schlechten Zeiten kamen. Das Jahr vorher war so naß gewesen, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Das Wiesenheu war teils fortgeschwemmt bei einem plötzlichen Ansteigen der Richnow, teils ausgelaugt durch den ewigen Regen und hatte wenig Futterwert. Ebenso hatte der Klee gelitten. Der ganze Sommer war regnerisch und, was das schlimmste ist, warm dazu, so daß in der steten schwülen Feuchte das Korn auf dem Halme auswuchs und der Ertrag der Ernte minderwertig und mäßig war. Dazu kam, daß sonst fast überall in Deutschland und im Auslande unermeßliches Korn gewachsen war und gewaltige Zufuhren den Preis drückten. Denn die Kalamität der übergroßen Nässe war auf jenen Landstrich beschränkt geblieben, der von der Ostsee beeinflußt wird und bekanntlich sein eigenes Wetter hat. Da die feuchte Witterung auch den Herbst durch anhielt, war die Ackerbestellung erschwert und

die Saat kam schlecht ein. Ein harter, schneeloser Winter mit Sonnenschein und klingendem Frost folgte, so daß ganze Schläge auswinterten und im Frühjahr neu mit Sommerkorn bestellt werden mußten. Aber wie zum Ausgleich ward dieses Jahr so trocken, wie man es lange nicht erlebt hatte. Das Sommerkorn ging schlecht auf und zeigte einen Anblick, der mehr als dürftig war. Bis zum Juni herrschte Sonnenschein vor mit hartem Ostwind und kalter Luft und einige Frostnächte im Mai thaten großen Schaden; dann trat heißes Wetter ein mit einem erbarmungslos blauen und wolkenlosen Himmel. Schon Anfang Juli war mit Sicherheit zu übersehen, daß die Ernte noch dürftiger ausfallen würde als im vorigen Jahre. Und wieder lauteten die Berichte über die Aussichten in anderen Ländern so günstig, daß die Kornpreise noch mehr sanken.

Den Ausfall des ersten Jahres hatte Wigand noch ertragen, der dieses zweiten brachte ihn in arge Verlegenheit. Zum Herbste hatte er große Zahlungen zu machen und wußte nicht, wie er das Geld beschaffen sollte. Zudem war ihm zu demselben Termin die am ungünstigsten gelegene Hypothek gekündigt und er hatte noch keinen Ersatz gefunden. Denn wegen der allgemeinen Kalamität war das Geld knapp im Lande und zumal gegen verringerte Sicherheiten schwer zu beschaffen. Sein Onkel, den er darum anging, konnte ihm nicht helfen. Auch bei diesem hatten die beiden letzten Jahre Zuschüsse gefordert und zudem hatte er sich an einer neu erbauten Zucker=

fabrik beteiligt und war beschäftigt, sein Gut für den Rübenbau einzurichten. Da dies bekanntlich mit großen Kosten verknüpft ist, so waren seine Barmittel für längere Zeit festgelegt.

So wälzte Wigand seine Sorgen wie Sisyphos seinen Stein, und immer wenn er diesen Sorgenstein glücklich auf eine Hoffnungshöhe herauf hatte, polterte er ihm gnadenlos wieder herab. Er sah sein Schicksal kommen; unvermeidlich und grauenhaft kroch es heran, Tag für Tag ein wenig näher. Wenn es ihm nicht gelang, bis zu dem bestimmten Termin das nötige Geld zu beschaffen, da brach alles zusammen. Das Gut mußte verkauft werden und mit ihm alle seine Hoffnungen auf eine gesegnete und sichere Zukunft. Die Zeit für einen Verkauf war ungünstig; es war kaum zu erwarten, daß mehr als die Deckung der Hypotheken dabei herauskommen würde. Dann war alles verloren, sein Vermögen, und was er in diesen Jahren fleißiger Arbeit erworben hatte, denn alles dies steckte ja in dem Boden, den er so lieb gewonnen hatte. Mit Schrecken dachte er daran, was dann werden sollte. Es blieb ihm nichts übrig, als zu seinem früheren Berufe zurückzukehren, dem er durch siebenjährige Abwesenheit entfremdet war. Wenn er auch nicht zweifelte, sich und seine Familie durch seine frische Arbeitskraft erhalten zu können, so schauderte er doch bei dem Gedanken, daß seine schöne geliebte Frau durch seine Schuld, wie er sich vorwarf, gezwungen sein würde, ihre Heimat zu verlassen, das Gut, an dem sie mit ganzer

Seele hing und das über dreihundert Jahre im Besitz ihrer Familie gewesen war. Alle die schönen Traumbilder, die sie gemeinschaftlich in die Zukunft hinein gemalt hatten, sollten nun zu nichts verquirlen in die leere Luft. Vor seinem Geiste stieg eine Etagenwohnung auf in einer baumlosen Straße der großen Stadt und er dachte mit Wehmut an seine drei Kinder, die jetzt aufwuchsen in Garten und Feld in ungebundener Freiheit mit blühenden Apfelgesichtern. Sollten sie in der engen, städtischen Wohnung zu bleichsüchtiger Sittsamkeit verkümmern? Zuweilen bäumte es in ihm auf wie ein Zorn gegen die Unvernunft des Schicksals. Es war ja über jeden Zweifel erhaben, daß dieses Gut die hineingesteckten Mittel und die angewendete Arbeit einst überreichlich lohnen würde; sollte nun alles verloren sein durch blinde Zufälligkeiten? Das viele Grübeln und die ewigen Sorgen, aus denen er keinen Ausweg sah, machten ihn ganz krank und hohläugig und lähmten seine Thatkraft. Ja, er verfiel auf ganz thörichte Gedanken, suchte sich die alte Schrift hervor, die damals in dem Burggemäuer gefunden worden war, und grübelte über die Lage des vergrabenen Schatzes nach, er stöberte nach Flurnamen in den alten Gutskarten und Papieren und forschte Beverneſt aus nach den Ausgrabungsarbeiten mit dem alten Herrn von Rephun. Nur eine gewisse Scham hielt ihn noch zurück, damit selber Versuche anzustellen.

Eines Tages am Ende des August dieses Jahres ging er in seine grübelnden Gedanken vertieft in dem

einen Lindengange seines Parkes auf und ab. Am Morgen war ihm die Nachricht gekommen, daß eine Aussicht Geld zu erlangen, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte, wiederum zu nichte geworden war. Das grause Sorgenungetüm hatte sich aus seinem Halbschlummer wieder zu seiner ganzen Größe aufgerichtet und grinste ihn mit bleichen Augen und blutloser Fratze höhnisch an. Als er dort nun ruhelos hin und her wandelte mit gesenktem Kopfe und die Hände auf den Rücken gelegt, kam der Pastor daher, der in dem Erlenbruch und im Park nach seiner Gewohnheit den Raupen und Schmetterlingen nachgestellt hatte. Sie begrüßten sich und der Pastor rief: „Ein kannibalisches Schmetterlingsjahr bei dieser Hitze und Trockenheit; ich habe so was noch nicht erlebt. Distelfalter, Admirale und Trauermäntel sind in diesem Spätsommer so gemein wie Kohlweißlinge. Was meinen Sie, Herr Wigand, die Blumenzeit ist nun vorbei, wollen wir nicht einmal abends wieder gemeinschaftlich bei der Laterne Schmetterlinge fangen, aber diesmal mit dem Köder. Meine Frau hat die Backäpfelschnüre schon fertig. Die stippen wir gehörig in Bier mit Honig und ein bißchen Rum und hängen sie im Garten auf an der bekannten Stelle. Da sollen Sie mal sehen, was wir für einen Anflug haben. Aber freilich, so einen guten Fang wie damals an jenem denkwürdigen Abend werden wir wohl beide nicht wieder machen." Und er brach wieder in sein bekanntes stilles Gelächter aus.

Da er nun aber bemerkte, daß Wigand ernst

blieb und kein freundlicher Schimmer sein trübes Antlitz verklärte, fuhr er teilnahmvoll fort: „Ja, ich weiß, Herr Wigand, Sie haben Sorgen. Es sind böse Jahre für den Landmann. Im vorigen Jahre ist alles verschimmelt, und in diesem Jahre vertrocknet alles. Ich hab' es selber sehr gemerkt in meiner kleinen Landwirtschaft, und meine Frau klagt auch, daß sie kaum die halbe Milch von den Kühen hat. Nun, der liebe Gott wird uns schon wieder bessere Jahre senden."

„Ja, senden wird er sie schon," sagte Wigand erbittert, „aber sie werden einem anderen zu gute kommen. Mich werden sie hier nicht mehr finden."

„Vertrauen Sie sich mir an," sagte der Pastor, „vielleicht weiß ich Rat. Vielleicht ist die Hilfe näher, als sie denken." Dabei drückte er ihm warm die Hand.

Wigand hatte bis jetzt über seine Verhältnisse dem alten Freunde gegenüber geschwiegen, jetzt kam es wie eine Wohlthat über ihn, sich aussprechen zu können, und er gab ihm in fliegender Rede einen Ueberblick über die Lage der Sache, ohne allerdings die Höhe der notwendigen Summe zu nennen.

Während dieser Auseinandersetzung hatten sich merkwürdigerweise die Züge des Pastors verklärt, und etwas wie stiller Sonnenschein lag um seinen Mund. Eine innere Freude leuchtete aus ihm hervor und verschönte sein ehrliches Gesicht. „Sehen Sie," rief er, „wie gut es ist, wenn man sich einem treuen alten Freunde anvertraut! Nun ist Ihnen vielleicht

schon geholfen. Meine Frau und ich haben keine Kinder; wir haben uns gewöhnt, Sie und Ihre liebe Frau als solche zu betrachten, und wenn ich Ihren kleinen Helmuth auf meinen Knieen reiten lasse, oder wenn er mit seinem Netz hinter den Pfauenaugen her ist, da bilde ich mir ein, er sei mein Enkel. Kennt übrigens schon 'ne Masse Schmetterlinge, der Schwerenöter. Nun, also, wir haben uns im Laufe der Jahre etwas gespart. Hätten wir Söhne, könnten sie davon studieren, hätten wir Töchter, so könnten wir sie damit ausstatten. Da uns dieser Segen aber versagt worden ist, und wir auch keine Aussicht mehr darauf haben, so sage ich, was sollen wir mit dem Mammon? Diese Frage löst sich soeben auf die einfachste Weise. Es sind etwas über vierundzwanzigtausend Mark. Wann wollen Sie das Geld haben?"

Wigand war tief ergriffen, Thränen traten ihm in die Augen und sein Gesicht rötete sich vor unterdrückter Rührung. Er faßte die Rechte des Pastors mit beiden Händen und drückte sie kräftig, ohne zunächst die richtigen Worte zu finden.

„Nicht wahr?" rief dieser, „nun ist Ihnen schon anders zu Mut. Leicht ums Herz — was?" Dabei sah er so übermütig aus und in seinen Augen leuchtete es so schalkhaft, als hätte er eben den tollsten und lustigsten Streich von der Welt verübt.

Was aber Wigand gerade am meisten ergriff, war der Umstand, daß er diesen holden Wahn zerstören mußte.

„Ich würde das Geld auf der Stelle nehmen,

Herr Pastor," sagte er, „wenn ich mir damit sicher helfen könnte. Das glauben Sie mir nur. Allein es genügt nicht, es genügt bei weitem nicht. Es würde nur aller Voraussicht nach mit verloren sein, wenn es zum Krach kommt. Den zu vermeiden, sind andere Summen nötig."

Der Pastor sah ungemein betroffen aus; diesen Grund der Ablehnung hatte er offenbar nicht erwartet.

„Ei, ei, ei!" sagte er, indem er nachdenklich die Bartstoppeln seines Kinnes rieb. „Aber das ist ja entsetzlich. Das soll alles vergebens sein, was Sie und Ihr Inspektor in den sechs Jahren mit soviel Fleiß und Mühe geschaffen haben, womit Sie die Bewunderung der Kenner erworben haben. Erst kürzlich sagte Gädke-Krönkenhagen zu mir: ‚Was die Richenberger Wirtschaft anbetrifft — alabonnöhr! da is Zug in!' Na, und wenn der lobt, da kann man nur sagen: Alle Achtung! — J, das ist ja eine schändliche Geschichte!"

Die beiden Männer hatten sich während des Gespräches dem Schlosse genähert und standen nun bei dem großen Rasenplatze, der mit einem Kranze von mächtigen Oleanderbäumen in Kübeln umgeben war. Während nun Wigand seine Verhältnisse noch deutlicher klar legte, hatte der Pastor seine Blicke auf den Boden gesenkt und hörte nachdenklich zu. Plötzlich schien seine Aufmerksamkeit durch etwas, das er auf dem hellen Sande des Steiges neben einem der Oleanderkübel bemerkte, in Anspruch genommen zu

werden. Er beugte sich nieder und betrachtete gespannt einige kleine schwärzliche Gegenstände, die dort lagen und ungefähr die Form einer winzigen kannelierten Säulentrommel hatten. Diese Erscheinung versetzte ihn offenbar in große Aufregung. Er richtete einen forschenden Blick in die Zweige der Krone des Oleanderbaumes gerade senkrecht über den Gegenständen am Boden, die seine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatten, dann beugte er sich wieder zur Erde und geriet in große Unruhe. Wigand hatte jetzt seine Rede beendigt; der Pastor ergriff seine Hand und sagte ihm einige herzliche, tröstende Worte, die auf „Kommt Zeit, kommt Rat“ und „Gott verläßt die Seinen nicht“ hinausgingen, aber er schien gar nicht recht bei der Sache zu sein. Wigand setzte den unterbrochenen Gang fort und der Pastor folgte zögernd, nicht ohne einen langen Blick auf den Boden und einen zweiten in die Krone des Oleanderbaumes. Bei dem folgenden Kübel blieb er wieder stehen, denn er bemerkte dort dieselben ihm so auffallenden Zeichen. Nun konnte er sich nicht länger halten. Im Kampfe des fanatischen Sammlers mit dem teilnehmenden Menschenfreunde hatte offenbar der erste für eine Weile gesiegt. „Verzeihen Sie, Herr Wigand,“ sagte er fast kläglich, „wenn ich in diesem ernsten Augenblicke plötzlich abspringe auf scheinbar ganz unwichtige Dinge. Aber ich habe soeben eine Entdeckung gemacht, die mich so aufregt, daß ich fast umkomme vor Unruhe und vor Neugier, ob meine Vermutung richtig ist. Legen Sie es mir nicht als Mangel an

Teilnahme aus, ich bitte Sie flehentlich darum. Sie kennen ja mein Herz! Und nun erlauben Sie mir, daß ich einen Stuhl hole und diesen Oleanderbaum ein wenig untersuche."

Wigand mußte trotz seiner trüben Stimmung unwillkürlich lächeln. Er sprang schnell zu, holte dem alten Herrn einen Stuhl und half ihm hinaufzusteigen. Der Pastor bog mit den Händen, die vor Aufregung zitterten, die Zweige auseinander und betrachtete jeden einzelnen aufmerksam. Nach einer Weile lachte er still in sich hinein und sah sich dann mit ganz rotem Kopfe nach Wigand um. „Was ich vermutete — es konnte ja auch nach der Futterpflanze gar nicht anders sein — ist richtig, das Glück hat wieder mal sein fabelhaftes Füllhorn auf mich ausgeschüttet. Wissen Sie, was ich hier gefunden habe?"

„Sphinx nerii?" fragte Wigand mit einer gewissen Spannung.

„Ei natürlich!" antwortete der Pastor. „Eine ausgewachsene, wunderschöne Raupe des Oleanderschwärmers. Es kommt in heißen Sommern öfters vor, daß sich dieser schnelle Vogel so weit nach Norden verfliegt und hier seine Eier absetzt. Sie erlauben wohl, daß ich den Zweig abschneide. Es könnte der Raupe schaden, wenn sie abgerissen wird."

„Gern," sagte Wigand.

Dann stieg er herunter und machte glückstrahlend aufmerksam auf die stattliche Raupe, auf das herrliche Grün ihres Leibes, das gar zierlich mit weißen

Punkten betüpfelt war, und auf den gelblichen Kopfteil mit den schönen blauen Spiegeln.

„Ein vornehmes Tier," sagte er, „man sieht gleich, daß es zum hohen Adel gehört. Aber wo eine Raupe ist, da sind noch mehr." Damit nahm er seinen Stuhl und trug ihn an den nächsten Oleander.

Wigand erklärte sich bereit, ihm zu helfen. „Schön," sagte er, „Sie wissen ja, daß man die Schwärmerraupen meistens auf dem Boden sucht. Finden Sie dort keine Spuren ihrer gesegneten Verdauung, so ist auch oben nichts los."

Nach einer guten Stunde waren die Oleander abgesucht und der Pastor befand sich im Besitze eines mächtigen Oleanderstraußes, auf dem einundzwanzig dieser kostbaren Raupen saßen. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob Krösos sich so freute, wenn er in seiner Schatzkammer spazieren ging, wie ich, wenn ich diesen Strauß betrachte. Ach, Herr Wigand, ich schäme mich ordentlich, daß mich das Glück so überschüttet, während Sie in schweren Sorgen leben. Und was wird Wieschen sagen?" Damit ging er glücklich ab.

Beverneſt, der mit seinem Ponywagen darüber zugekommen war, um die Oleander zu begießen, murrte hinter ihm her: „Daß ich die ollen gräsigen Wörm nich eher gesehen hab', das ärgert mir. Ich hätt' ihnen all abkabbeniert. Staats dem schamfirt der Paster mich die ganzen Bäum' und sneid't mich da große Lunken ein. Er sagt, die Hitz' hätt' die Beesters

ausgebrüt't. Der freut sich jawoll am End' noch, daß uns hier allens vertrockent. Na, ich sag' man: den einen seine Uhle is den andern seine Nachtigahl."

*

8. Ein Brief.

Wie sich das Schicksal der Pfeife eines Zugführers bediente und Herr Radloff angesteckt wurde. Der Porzellan-Onkel. Warum Herr Radloff seinen Freund für einen Barbaren hält. Wie er kunstmüde wurde und warum er Bratbarsche angeln will.

Berlin, den 27. August.

Lieber Wigand!

Seit wir uns im vorigen Jahre flüchtig auf der Eisenbahnstation in Neubrandenburg trafen, wo uns das Schicksal in Gestalt eines unerbittlichen Zugführers nach Verlauf von wenigen Minuten nach zwei verschiedenen Himmelsrichtungen wieder auseinanderpfiff, habe ich oft an dich gedacht, und was du mir in fliegender Eile von dem alten Schloß, dem verwilderten Park und deinen landwirtschaftlichen Bestrebungen erzählt hast, konnte ich nicht wieder vergessen. Die Trennung kam uns so schnell über den Hals, daß ich gar nicht mehr dazu gelangte, dir mitzuteilen, daß auch ich unterdes meinen Beruf gewechselt habe. Damals, vor etwa sieben bis acht Jahren, wo wir so manchen Abend nach dem Rezept: „Sauer macht lustig" bei Hausmann in der Jägerstraße beim Kutscher sehr vergnügt gewesen sind, lag

ich vor dem Referendarexamen, das ich auch später glücklich bestanden und ihm durch die Erwerbung des Doktortitels noch ein vergnügtes Ornament hinzugefügt habe. Trotzdem aber bin ich unter die Kunstgelehrten gegangen. Die Ansteckung mit der Vorliebe für die Kunstgegenstände des vorigen Jahrhunderts erfolgte schon in meinen Schülerjahren und zwar durch meinen Onkel, einen vielbeschäftigten Arzt in meiner Vaterstadt. Der sammelte lange bevor die Schätzung der Erzeugnisse des Rokokozeitalters so wie jetzt allgemeine Mode geworden war, mit großem Erfolge die so reizvollen, damals gänzlich verkannten und verachteten Gegenstände. Er hatte dazu mannigfache Gelegenheit. Es herrschte, als er zu sammeln begann, noch unerbittlich die ödeste Dürre, die das Kunstgewerbe jemals gesehen hat. Es war das Zeitalter der blauen, der roten oder der grünen Stube, der Gipsfigur, der Mahagonimöbel und des schneeweißen Porzellans, das höchstens noch mit einem schmalen goldenen Rande verziert sein durfte, wenn es für vornehm gelten sollte. Da war denn auf Auktionen, wenn Familiennachläſſe versteigert wurden, oft schönes Alt-Meißner und Alt-Berliner Porzellan für fast gar nichts zu haben, ja sogar einige hübsche Stücke Sèvres hatte er aufgetrieben. Manche Gegenstände wurden dem beliebten und tüchtigen Arzt auch geschenkt, da man seine Vorliebe für den „unmodernen, alten Kram“ kannte, doch nicht, ohne daß seine Freude darüber ein wenig mitleidig belächelt wurde. Er hatte sehr schöne alte Uhren aus Bronze und

Porzellan, gebauchte Kommoden mit Marmorplatten, eingelegten Blumen und Bronzebeschlägen, schön geschweifte Stühle und andere Möbel und sonst noch allerlei, das ich hier nicht alles aufzählen will. Diese vielen Gegenstände waren in den zwei Zimmern, die er bewohnte, so reizvoll und behaglich angeordnet, daß es mir doch einen anderen Eindruck machte, als der Stolz meiner Mutter, unsere grüne Stube, die mit einem grünen Teppich, grünen Plüschmöbeln, grüner Tischdecke, grüner Tapete und grünen Blattpflanzen ausgeziert war und jedem, der sich in ihr aufhielt, durch den Widerschein von all dem Grün eine angenehme Wasserleichenfarbe verlieh.

Mein Onkel war ein mittelgroßer, feingebauter Mann mit schlanken, weißen Händen und einer zarten, blassen Gesichtsfarbe, so daß es mir manchmal schien, er sei selber aus Porzellan geformt, dem Stoffe, den er so sehr liebte. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er in seinem kleinen Museum auf einem seiner alten Stühle saß und mit den feinen, geistreichen Händen irgend eine schöne Vase oder eine zierlich geformte Theekanne hin und her drehte und sie mit klugen Augen betrachtete, während er mich auf die feine Linienführung und die spielende Leichtigkeit des Ornaments und auf den zarten Schmelz oder den schimmernden Metallglanz der Färbung aufmerksam machte. Denn ich hatte die ganze Neigung des sich in seiner Liebhaberei vereinsamt fühlenden Mannes gewonnen, seitdem er entdeckt hatte, daß er bei mir nicht, wie bei den meisten seiner Bekannten und

Freunde, lächelnde Ablehnung oder stumpfe Gleichgültigkeit fand, sondern Teilnahme und langsam wachsendes Verständnis. So brachte ich denn manche Stunde bei ihm zu und lernte in jungen Jahren schon mancherlei, das mir später sehr zu Nutzen kommen sollte. Auch war ich wohl der fleißigste Besucher der Gemäldegalerie unserer kleinen Residenzstadt. Dort fanden sich außer einigen zweifelhaften Italienern eine ganze Reihe holländischer Bilder von hervorragendem Werte, und aus diesen eifrig getriebenen Nebenbeschäftigungen erwachte zuletzt in mir der brennende Wunsch, mich dem Studium der Kunstgeschichte zu widmen. Dies aber scheiterte an dem heftigen Widerstande meines Vaters, der von dergleichen neuen Erfindungen nichts wissen wollte. Ich ward darum Jurist, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, da sich dieses Fach für die Zukunft in die meisten Wege auseinanderzweigt. Du weißt ja selber, lieber Freund, daß ich die Dinge, an denen mein Herz hing, auch in Berlin, wohin ich mich wandte, niemals außer Augen gelassen habe, daß ich viele Stunden in den Museen zubrachte, daß ich die Bekanntschaft hervorragender Sammler suchte und, obwohl ich selber kaum etwas kaufte, fast keine der größeren Versteigerungen bei Sachse oder Lepke versäumte. Du hast mich ja oft genug mit dieser Leidenschaft geneckt, denn in diesem Punkte warst und bliebst du stets ein Barbar, Teuerster. Dir war es stets gleich, wie das Gefäß aussah, aus dem du aßest oder trankst, du konntest jahrelang in einem Zimmer woh-

nen, dessen Tapeten zum Himmel schrieen, dessen Teppich teuflischer Hohn, dessen Vorhänge Mord und dessen Möbel Totschlag waren.

Als ich nun nach vier Jahren mein Examen hinter mir hatte, starb plötzlich mein Vater und hinterließ mir ein Vermögen, dessen Zinsen mir für die eigene Person ein genügendes Auskommen sicherten. Ich war keinen Augenblick zweifelhaft, was ich zu thun hatte, wandte mich sofort ausschließlich den geliebten Kunststudien zu, verbrachte einige Jahre auf Reisen nach Wien, London, Holland und vorzugsweise Paris, und sammelte in steter begeisterter Arbeit eine Summe von Kenntnissen, die, wie ich wohl ohne Ueberhebung sagen darf, in diesem Fache selten jemand in so jungen Jahren vereinigt. Es darf nicht wundernehmen, daß meine Studien sich vorzugsweise auf das Rokokozeitalter richteten, denn was sich in uns in späteren Jahren zu Bäumen auswächst, das findet seine Wurzelkeime bekanntlich immer in frühen Jugendeindrücken. Die letzten Jahre habe ich in angestrengter Arbeit und mit Studien für mein Werk: „Beiträge zur Kenntnis der Kleinkunst des Rokokozeitalters“, verbracht, das ich vor kurzem vollendet habe und womit ich mir eine kleine Position in der wissenschaftlichen Welt zu schaffen denke.

Ich habe mich, lieber Wigand, in dem Bestreben, dich zu unterrichten, wie es mir in der Zeit unserer Trennung gegangen ist, ein wenig ins Feuer hineingeschrieben und sehe nun statt eines Briefes ein kleines Schriftstück vor mir liegen. Mir fallen unwillkürlich die Verse Heines ein:

„Zwölf Seiten eng und zierlich —
Ein kleines Manuskript —
Man schreibt nicht so ausführlich,
Wenn man den Abschied gibt!“

Aber damit komme ich zu dem eigentlichen Zwecke meines Briefes, denn ich will ja nicht den Abschied geben, sondern ich will mich anmelden. Ich will dich nämlich besuchen. In all diesen Jahren haben meine Augen kaum nach rechts oder links gesehen, sie haben fast ausschließlich auf Bücherzeilen geruht und auf Kunstgegenständen, auf jener Herbstblumenpracht einer langsam verwelkenden Kunst, die dann bald nach den gewaltigen Stürmen der Revolution in öden, monotonen Winter übergeht. Ich täusche mich darüber nicht, der Winter ist auch jetzt noch nicht vorüber. Denn was sich jetzt in der Kunst auf allen Gebieten regt, das ist noch kein neuer Frühling, sondern die Treibhausblumenpracht eines Wintergartens, in dem Gotisches, Romanisches, alle Sorten von Renaissance, Rokoko, ja sogar Indisches und Japanisches, und was du sonst noch willst, friedlich nebeneinander wachsen. Wir haben eine künstliche Kunst heutzutage. Sie wurzelt nicht im Volke, sie blüht nicht mehr von selber aus dem Handwerk empor, sondern sie wird in Schulen gelernt. Doch verzeihe, daß ich wieder abschweife und zwar auf ein Gebiet, das, wie ich allen Grund habe zu glauben, dir völlig „Dampf“ ist.

Ich bin also großstadtmüde und auch ein wenig kunstmüde. Der sanfte Firnisduft der Museen ist mir fatal geworden. Wir hatten in der letzten Zeit,

kurz nachdem ich mein Buch so ziemlich abgeschlossen hatte, hier eine Rokokoausstellung, an deren Zustandekommen ich mich stark beteiligt habe. Das hat mir den Rest gegeben. Ich besinne mich darauf, daß ich ein Mensch bin und nicht nur eine Beseh- und Schreibmaschine, daß es auch wirkliche Felder, Wiesen, Seen und Wälder gibt außer denen in Oelfarbe, und noch andere Blumen als gemalte und von bunten Hölzern eingelegte. Wenn ich an eine, zwischen blühendem Kraut dahinmurmelnde Quelle denke, da überrieselt's mich, daß es so liebliche Wunder gibt. Ich hoffe, du hast eine solche poetische Einrichtung in deinem verwilderten Park. Dort will ich liegen und auf das Murmeln und Rieseln, Klingen und Tropfen lauschen, auf das Gesumme der Fliegen, das Klopfen der Spechte und den fernen Schrei eines Raubvogels. Abends will ich auf den Anstand gehen an den Waldrand und träumen und vorbeischießen und mich von den Hasen auslachen lassen. Ich will mit dir zu Felde gehen und die Rüben besehen, und ich sehne mich nach Gesprächen über Stallfütterung, Pferdezucht, Guano und Chilisalpeter. Ich will dicke Milch essen und ganz schwarzes Brot mit Speck und abends will ich Patience legen oder mit dir Sechsundsechzig spielen.

Hast du also, lieber Freund, eine Kammer für mich frei und einen Platz an deinem Tische, so teile mir das mit. Ich würde mich ungemein freuen, dich wiederzusehen und die alte Freundschaft zu erneuern. Grüße deine liebe Frau, auf deren Bekannt-

schaft ich mich sehr freue und antworte bald deinem Freunde Anton Radloff.

P.S. Nicht zu vergessen: angeln will ich auch! Für Bratbarsche lasse ich mein Leben!

✳

9. Der Fund.

Wie Herr Wigand die Eisenbahn poetisch fand und Radloff zum schweigenden Dulder ward. Es fällt ein Lichtstrahl in eine dunkle Ecke. Entdeckerfreuden. Warum Fortuna so aussehen kann wie ein weggelaufener Doctor juris, der sich weder gewaschen noch gekämmt hat. Ein ungläubiger Thomas. Moderne Märchen. Warum Radloff keine Bratbarsche angeln konnte.

Wigand holte Radloff zu Wagen von der Haltestelle ab, die am Ende des Dorfes gelegen war. Doch dieser wünschte die Strecke zu gehen, damit er sich besser umsehen könne. Die breite Dorfstraße mit den mächtigen Eichen, den strohgedeckten, niedersächsischen Bauernhäusern und den üppigen Baumgärten entzückte ihn und im Richnowgrunde standen beide lange auf der Brücke und schauten sich das Thal und seine Ufer an.

„Wie schändlich,“ sagte Radloff, „daß du selber dazu beigetragen hast, diese Gegend zu schimpfieren, welch eine entzückende Idylle muß dies gewesen sein, ehe der monotone Eisenbahndamm durch diesen Grund ging und ehe das schnaufende, heulende, rasselnde

Ungetüm, täglich ein paarmal, hier vorübersauste. Für mich ist die Gegend nun nur noch halb so viel wert."

Wigand lachte: „Man gewöhnt sich dran, insonderheit wenn man mit den Kornwagen nicht mehr drei Meilen über Land zu fahren braucht, sondern gleich an Ort und Stelle verladen kann. Das ist auch etwas wert."

„Wieder die alte Geschichte von der Poesie und dem Rechenexempel," seufzte Radloff.

„Ich kann mir eine Zeit denken," sagte Wigand, „wo wir noch andere Beförderungsmittel haben werden, die noch viel fürchterlicher und geräuschvoller durch die Länder sausen als die heutigen. Glaubst du nicht, daß es dann Leute geben wird, die von dem längstverklungenen, poetischen Pfiff der Lokomotive schwärmen, wie heut die Mondscheinpoeten vom Posthorn? Denk nur an die Kinder! Was spielen sie vorzugsweise? Eisenbahn. Im Zimmer bauen sie sich Züge aus Stühlen und draußen rennen sie mit großem Geschnauf einher, pfeifen und bremsen und läuten und halten an und rufen: Richenberg! Aussteigen! Es wächst ein anderes Geschlecht auf, jetzt. Ich für mein Teil finde die Eisenbahn sehr poetisch. Es ergreift mich stets, wenn ich zufällig allein in meinem nahen Walde bin und der Schnellzug durchfährt. Schon von ferne vernimmt man sein dumpfes Rollen, das schnell näher kommt und allmählich einen schmetternden Klang annimmt. Mit einemmale ist das schnaubende Ungeheuer heran, der Boden erzittert,

und im nächsten Augenblick donnert es mit sausendem Ruck vorbei, eine wirbelnde Wolke von Staub und Blättern hinter sich. So schnell wie es kam, verschwindet die Rückwand des letzten Wagens in der Ferne, bald nur noch ein sanftes, verhallendes Rollen, und die Einsamkeit ist wieder da mit Vogelsang und Blätterrauschen und Schmetterlingen, die sich auf dem Bahndamm sonnen. Ich finde das groß und ergreifend."

„Sieh, sieh," sagte Radloff ein wenig verwundert, „es steckt doch noch ein Stückchen vom Poeten in dir."

Es dunkelte schon, als die Freunde bei der bekannten Rebhuhnmauer anlangten.

„Ihr Musen und Grazien," rief Radloff, „was ist das? Welch ein wahnsinniger Traum! Und funkelnagelneu! Diese Ausgeburt kann höchstens zwanzig Jahre alt sein."

Wigand klärte ihn auf über das beängstigende Bauwerk und sagte dann: „Als wir in deinem Briefe die Wendung mit den einfarbigen Zimmern fanden, da mußten wir unwillkürlich lachen, denn in dieser Hinsicht kommst du hier an einen Ort, wo, wie ich fürchte, deine ästhetischen Gefühle mit bloßen Füßen werden auf Glasscherben tanzen müssen. Denn der alte Herr von Rephun hat alle Zimmer, die er bewohnte, in dieser Weise ausgestattet. Wir haben nicht nur eine blaue, rote und grüne Stube, sondern auch eine gelbe, eine rosa, eine violette und eine braune und nirgendwo fehlt das obligate Rebhuhn."

„Hu!“ sagte Radloff.

„Doch eins wollte ich dir noch sagen,“ fuhr Wigand fort. „Meine Frau hängt sehr an ihrem verstorbenen Vater, der, obwohl ein höchst schnurriger Sonderling, doch gegen sie stets gütig und liebevoll war. Nun kenne ich dich und die Lebhaftigkeit deiner künstlerischen Empfindungen. Darum bitte ich dich, schimpfe nicht so fürchterlich auf den alten Herrn in ihrer Gegenwart.“

„Schweigend dulden, duldend schweigen, wird meine Devise sein!“ sagte Radloff.

In dem blauen Gartenzimmer war der Abendtisch gedeckt. Radloff benahm sich musterhaft. Er war außerordentlich galant gegen Frau Hildegard, deren heitere, sanfte Schönheit seine Bewunderung erregte, und musterte nur heimlich, ohne eine Miene zu verziehen, das schneeweiße Porzellan mit den steif und peinlich sorgfältig gemalten Rebhühnern darauf und verlor kein Wort über das milchige, kalte Blau der Zimmereinrichtung und den nüchternen Ungeschmack, der ihn rings umgab. Eine Weile nach dem Abendessen entfernte sich Hildegard, um die Jugendfreunde, die bereits angefangen hatten, sich in alte Erinnerungen zu vertiefen, sich selbst zu überlassen. Wigand holte eine neue Flasche hervor. „In meinem Keller liegen noch von früher her einige gute Flaschen,“ sagte er, „geeignet, sie mit guten Freunden zu trinken. Was meinst du zu Chateau d'Yquem?“

„Ein sehr verständiger Wein,“ antwortete Radloff. „Ein liebenswürdiger Grandseigneur aus der guten

alten Zeit; ich unterhalte mich gern mit ihm. Man befindet sich bei ihm in der vornehmsten Gesellschaft. Er enthält die besten Eigenschaften des gallischen Volkes auf Flaschen gezogen."

Wigand schenkte den goldklaren Trank ein, und der Freund hielt sein Glas gegen das Licht. Dann trank er, nickte befriedigt und sprach: „Je suis heureux!" sagte der Schah von Persien, als er seine europäische Rundreise machte, wenn ihm etwas ganz besonders gefiel. Aber verzeihe, lieber Freund, wenn ich daran eine kleine psychologische Bemerkung knüpfe, und sei versichert, daß nur Freundschaft mich dazu treibt. Du bist nicht glücklich. Mir ist, als hättest du einen Druck auf deinem Herzen, deine Heiterkeit ist gewaltsam, auf dem Grunde deiner Seele ruhen Ungeheuer der Tiefe, wie in der geheimnisvollen See, die sich äußerlich in besonnten Wellen kräuselt. Du warst stets so ein braver Kerl von fester, heiterer Gemütsart, und ich habe dich immer gern gehabt, es ist wirklich nur herzliche Teilnahme, was mich zu dieser Frage treibt. Du hast ein heiteres, anmutiges Weib, schöne, gesunde Kinder, wie ich höre, ein prächtiges Gut und solchen Wein in deinem Keller — warum bist du nicht glücklich?"

Wigand saß eine Weile, starrte vor sich hin und drehte den Fuß seines Glases zwischen den Fingern herum. Dann sagte er: „Ich sehe den Tag kommen, wo mein Weib nicht mehr heiter und dies Gut, das über dreihundert Jahre im Besitze ihrer Familie war, in fremde Hände übergehen wird. Und ich fühle

mich schuldig daran, weil ich nicht mit der nötigen Vorsicht und nicht im Hinblick auf mögliche schlechte Jahre gewirtschaftet habe."

Dann gab er dem Freunde eine eingehende Darstellung des Zustandes, in dem er das Gut übernommen hatte, der rastlosen Arbeit der letzten sechs Jahre und seines jetzigen verzweifelten Zustandes. Er erwähnte dabei auch gelegentlich des im dreißigjährigen Kriege vergrabenen Schatzes und verschwieg nicht, daß er schon manche Stunde damit verloren habe, über den Ort nachzugrübeln, wo der alte Vorfahr ihn damals verborgen hätte.

Das alte Pergament erweckte Radloffs besonderes Interesse, und er bat darum, es einsehen zu dürfen. „Unsereins ist manchmal findiger in solchen Sachen," sagte er, „es gehört ein wenig mit zum Geschäft, Dunkles und Verborgenes aufzustöbern."

Wigand brannte ein Licht an und sagte: „Auf meinem Schreibtische liegt außerdem noch ein ganzer Stapel alter Familienpapiere. Es befinden sich dabei Aufzeichnungen über die Ankäufe und den Erwerb von Kunstgegenständen in Paris aus dem vorigen Jahrhundert, die dich vielleicht interessieren. Die Familie war damals sehr reich. Als Beatus von Rephun im Jahre 1717 die Herrschaft antrat, kam er in den Besitz von dreiundfünfzig Gütern, die fast gar nicht verschuldet waren. Er und sein ihm folgender Sohn haben aber im Laufe der Jahre so ziemlich alles verschwubst, denn sie lebten als große Herren und in Richenberg ging es zu wie an einem kleinen Hofe."

Dann ging er, um die Schriftstücke zu holen, und dabei hob der Schein seines Lichtes einen Gegenstand hervor, der auf einem Eckschränkchen bis dahin im Schatten gestanden hatte. — Als er mit einem Armvoll von vergilbten Papieren wieder zurückkam, fand er Radloff ganz vertieft in den Anblick einer Figurengruppe von Porzellan. Er drehte und wendete sie und prüfte aufmerksam die an der Unterseite angebrachten Marken, dann stellte er sie vor sich auf den Tisch ins rechte Licht und gab ihr mit den Fingern eine leichte Drehung, so daß sie sich von allen Seiten darstellte. „Sag mal," fragte er dann, „habt ihr noch mehr solche Sachen?"

„Massenhaft," sagte Wigand, „auf dem Boden steht viel solch Zeug, solche Puppen und auch Tiere und Vasen und Schüsseln und was weiß ich. Meine Frau bringt manchmal was mit herunter, wenn es ihr gefällt, die Frauen haben ja ihr Vergnügen an solchen Kinkerlitzchen. In ihrem kleinen Eckzimmer steht noch mehr."

„Das muß ich sehen!" sagte Radloff.

Sie gingen nun hinüber in das kleine Stübchen, das Frau Hildegard sich schon in ihrer Mädchenzeit zierlich eingerichtet hatte. Dort war ein Glasschrank, der allerlei Niedlichkeiten von Porzellan, Elfenbein, Glas und dergleichen enthielt. Der Doktor fuhr mit schnellem Blick darüber hin, und seine Augen blieben dann haften auf dem oberen Brett. Dort stand ein sogenanntes Vis-à-vis, ein Frühstücksservice für zwei Personen mit Platte, zwei Tassen, Kanne u. s. w.

in Weiß mit Gold. Er öffnete den Schrank und untersuchte die Stücke sorgfältig. Seine Hand zitterte, als er das letzte wieder hinstellte. Dann gab er zwei leise, langgezogene, pfeifende Töne von sich und fragte: „Ich vermute, daß hierzu ein altes Maroquinfutteral gehört; ist es noch vorhanden?"

„Das weiß ich nicht, da mußt du meine Frau fragen."

„Ist sie schon zu Bett?"

„Ja."

„Schade!"

Dann dachte Radloff eine Weile still nach und fragte dann: „Du sagtest von Verzeichnissen über den Erwerb von Kunstsachen in Paris. Kann ich die mal sehen?"

Sie gingen zurück in das andere Zimmer, und Wigand suchte einige Papiere aus dem Stapel hervor, in deren Inhalt der Doktor sich augenblicklich vertiefte. Bald stieß er wieder einige lange pfeifende Töne aus und sagte: „Dies Verzeichnis stammt aus einer späteren Zeit, aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts."

„Ja, von Louis von Rephun, dem Sohne des Beatus; der war auch längere Zeit in Paris."

„Weißt du, ob von den hier verzeichneten Sachen noch etwas vorhanden ist?"

„Keine Ahnung."

„Erinnerst du dich an einige der Gegenstände, die du oben gesehen hast?"

„Kaum, es interessiert mich zu wenig. Und doch,

drei Vasen, eine große und zwei kleinere, sind mir aufgefallen wegen ihrer sonderbaren Form."

„Wie sahen sie aus?" schoß Radloff in der höchsten Spannung hervor, „ich meine, welche Grundfarbe hatten sie?"

„Na, rosenrot, denk' ich, wenn ich mich recht erinnere."

„Donnerwetter!" rief der Doktor. „Können wir nicht gleich sofort dorthin gehen? Die muß ich sehen!"

„Aber ich bitte dich, lieber Freund, jetzt mitten in der Nacht; das hat doch wohl bis morgen Zeit."

Radloff machte eine nervöse Bewegung: „Ach, du weißt ja nicht! Doch gut. Hier sind auch Möbel aufgeführt; sind davon noch welche vorhanden?"

„O gewiß! So alte, dickbauchige Kommoden mit Messingbeschlägen und ganz bunten Marmorplatten."

„Und eingelegten Blumen?"

„Ja, ich glaube wohl."

Der Doktor war sichtlich in immer größere Aufregung geraten. „Und ich dachte, ich wollte mich hier erholen!" sagte er mit komischer Verzweiflung. „Aus der Scylla in die Charybdis. Freund, halte mich nicht für verrückt: aber wenn du wüßtest, was mich bewegt, du würdest mich verstehen. Doch wenn ich jetzt schon etwas sagte — du hieltest mich mindestens für einen Phantasten. Und ich will keine Hoffnungen erwecken, bevor ich Gewißheit habe. Genug, diese Geschichte regt mich sehr auf. Aus dem Schlaf wird diese Nacht wohl nicht viel werden. Und nun

noch eine Bitte: Gib mir die Schlüssel zu den Räumen, wo diese Sachen stehen. Wenn ich mich morgen früh, sobald es Tag wird, nicht gleich darüber her machen kann, so geh' ich zu Grunde."

Kopfschüttelnd that ihm Wigand den Willen und beschrieb ihm die Gegend des Schlosses, wo diese Bodenräume ihren Zugang hatten. Mit Radloff war nicht viel mehr anzufangen, er behauptete nun müde zu sein, nahm aber, als Wigand das Licht ergriff, um ihn auf sein Zimmer zu bringen, sämtliche Schriftstücke mit sich.

Mit einiger Verwunderung suchte Wigand sein Schlafzimmer auf. „Die Sammler bleiben sich doch alle gleich!" dachte er. „Es war heut' gerade so, wie neulich mit dem Pastor. Wie teilnahmvoll war der alte Herr, doch als er dann die Raupen fand, da war's mit einmal aus. Wie kann sich nur jemand um den Weiberkram so haben, um die alten verdrehten Porzellanpuppen mit Reifröcken, den pimplichen Tassenkram und die alten rosa Pötte und Tantenkommoden. Das Sammeln verdirbt den Charakter, hab' ich mal gelesen. Wer das geschrieben hat, der hat recht."

* * *

Am nächsten Morgen um acht Uhr saß das Ehepaar am Kaffeetische und wartete vergeblich auf den Doktor. Er mußte schon lange aufgestanden sein, denn es kam die Nachricht, er habe sich schon um sechs Uhr mit aufgekrempten Aermeln in der Küche

sehen lassen, habe einen großen Topf Milch ausgetrunken, sich einen Federpuschel geben lassen und sei dann eilig wieder verschwunden. Gerade als Wigand gehen wollte, sich nach ihm umzusehen, trat der Vermißte in die Thür in einem erschreckenden Aufzuge. Er war über und über mit Staub bedeckt, die verwirrten Haare klebten an der Stirn und aus dem blassen, übernächtigen Gesichte leuchteten die dunklen Augen in sonderbarem Feuer. Sein exaltiertes Wesen machte den Eindruck, als sei er bei dem guten Chateau d'Yquem die ganze Nacht sitzen geblieben. In der einen Hand trug er einen Bogen Papier, in der anderen einen mit Leder überzogenen Kasten.

„Mein Gott, der ist über Nacht verrückt geworden!“ dachte Wigand unwillkürlich. „Gestern pickte es schon immer bei ihm.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte Radloff, „daß ich mich in diesem Aufzuge vor Ihnen sehen lasse. Aber es gibt Augenblicke im Leben, wo solche Rücksichten einem so leicht und unwichtig vorkommen, wie Federdaunen. Lieber Wigand, wir sind alle gewohnt, uns die Göttin Fortuna als eine schöne junge Dame vorzustellen, die mit rosigen Füßen auf einer Glaskugel einherschwebt und ihr goldenes Füllhorn über Leute ausschüttet, die es nicht verdienen. Aber manchmal sieht sie auch ganz anders aus. Zum Beispiel wie ein aus seinem Fach weggelaufener Doctor juris, der sich weder gewaschen noch gekämmt hat. Und das Füllhorn trägt er in der Hand. Kurzsichtige Leute würden es allerdings für einen ziemlich schmutzi-

gen Bogen Papier halten. Und nun bitte ich dich, lieber Wigand, höre mich ruhig an. Ich sehe dir ja deutlich an, du hältst mich für übergeschnappt, aber schicke doch lieber nicht eher zum Doktor, als bis du mich angehört hast. Ich sende voraus, daß ich in diesen Dingen ein wirklicher Kenner bin, und daß du mir ruhig alles glauben kannst, wenn es dir auch noch so unwahrscheinlich vorkommt. Wenn die reichen Sammler sich mal auf gewisse Dinge verbeißen, da ist eben alles möglich. Ich fand hier gestern abend zufällig jene Alt-Meißener Figurengruppe, Vieux-Saxe, wie die Franzosen sagen, wundervoll erhalten und unzweifelhaft echt. Eine solche Gruppe wird jetzt mit etwa 3000 Francs bezahlt. Dies machte mich aufmerksam, und die zweite Entdeckung fand statt in Ihrem Glasschrank, gnädige Frau. Ein Vis-à-vis Alt-Sèvres, weiß mit Gold, wunderbar schön. Den dazu gehörigen Maroquinkasten trage ich in der Hand, ich fand ihn oben auf dem Boden in einer Ecke. Der ist nämlich wichtig, denn in dem alten Futteral verkauft sich die Sache noch mal so gut. Wert: 80 000 Francs."

„Nanu!" sagte Wigand.

„Als ich das letzte Mal in Paris war, wurde auf einer Auktion im Hôtel des ventes ein solches kaum so gut erhaltenes Vis-à-vis mit dieser Summe bezahlt. Nun ward ich aufmerksam und fing an, mich bei dir weiter zu erkundigen. Da gewann ich denn die Ueberzeugung, daß der alte Herr von Rephun, der mit so vieler Ausdauer nach den im Dreißig-

jährigen Kriege vergrabenen Dukaten und Dublonen suchte, die wirklichen viel größeren Schätze, die er in der Hand hielt, verachtungsvoll hatte auf den Boden schaffen lassen. Freilich damals, als er dies that, standen die Sachen noch nicht so hoch im Werte wie heute, wo die ganze große Welt, besonders in Frankreich, vor dem Roi Bibelot auf den Knieen liegt und die Schätzung der Kunstgegenstände der Rokokozeit an die Verrücktheit grenzt. Vor kurzem ist ein Schreibtisch aus der Zeit der Marie Antoinette in Paris sogar mit 700000 Francs bezahlt worden. Das war allerdings ein Ausnahme-Wahnsinn.

Ich habe natürlich die ganze Nacht nicht geschlafen und meine Zeit damit verbracht, in den alten Papieren zu studieren. Kaum war es einigermaßen hell, so schlich ich mich auf den Boden und fand auch glücklich den mir bezeichneten Ort. Das erste, was mir im dämmernden Morgenlicht in die Augen fiel, war ein nettes, kleines Vermögen, das ganz harmlos dastand und sich gar nichts dabei dachte. Und woraus bestand es? Aus drei Vasen und einer Kommode. Ein Satz von drei Vasen Rose Dubarry, wundervoll erhalten, ohne jeden kleinsten Riß und ohne jede abgestoßene Kante. Das Ziel wahnsinniger Sehnsucht so manches reichen und fanatischen Sammlers. Denn erstens sind diese Vasen sehr schön, und zweitens sehr selten. Das schöne Rosenrot ist unnachahmlich. Wert: 200000 Francs."

Wigand lachte laut auf.

„Lache nicht, mein Sohn!" rief Radloff, „dies

ist wundervolle Wirklichkeit. Diese Vasen standen auf einer Kommode aus Rosenholz mit einer Platte von Breccienmarmor aus Aleppo; schön gebaucht war sie und mit eingelegten Blumen und vergoldeten Bronzebeschlägen geziert. Feinste Arbeit aus der Zeit der Pompadour. Die alten Herren von Nephun haben sich überhaupt nichts Minderwertiges angeschafft. Der Herr segne ihr Andenken. Sagen wir 30 000 Francs."

„Aber lieber Radloff, nun höre auf," sagte Wigand.

„Durchaus nicht, lieber Freund, denn ich fand dort noch viel mehr. Zum Beispiel eine Jardinière Alt-Sèvres, bleu roi, wundervoll und tadellos — 100 000 Francs. Doch ich gebe zu, du hast in gewisser Weise recht, wenn du an den bis jetzt von mir angegebenen Preisen zweifelst. Denn das sind solche, die in Paris auf Auktionen gezahlt worden sind. Wolltet ihr die gefundenen Schätze an einen Händler insgesamt verkaufen, so kann er dies natürlich nicht zahlen, denn er übernimmt ein großes Risiko und will selber erheblich verdienen. Aber trotzdem möchte ich das Gefundene auf eine halbe Million Mark schätzen, denn ich habe vorhin nur einige der hervorragendsten Gegenstände aufgezählt. Es ist aber noch eine Unzahl minder wertvoller Stücke vorhanden. Hier auf diesem Bogen findest du eine vorläufige Zusammenstellung. Es ist alles nur auf etwa die Hälfte geschätzt. Vor dieser Zahl schwinden deine Sorgen wohl in nichts zusammen und eine freundliche Zukunftssonne steigt auf. Lies, was steht dort?"

Wigand nahm den Bogen mit ungläubigem Lächeln und las das Resultat einer langen, zusammenaddierten Zahlenreihe. Es lautete: 514 300 Mark.

„Unsinn!“ sagte er.

„Liebliche Wahrheit!“ erwiderte Radloff unbeirrt und fuhr dann fort: „Zunächst also steht dir, wenn du schnell Geld brauchst, mein ganzes Vermögen einstweilen zur Verfügung. Es genügt reichlich, um alle deine Verpflichtungen zu erfüllen. Wenn du es wünschest, schreibe ich noch heute an meinen Bankier in Berlin. Ich habe es in Konsols und sicheren Eisenbahnpapieren angelegt, und es kann augenblicklich flüssig gemacht werden. Sodann werde ich mich sofort an einen mir bekannten Pariser Händler wenden. Denn nach Paris muß dieser Schatz. Nur dort ist der Markt für solche ungewöhnlichen Kunstgegenstände. Das hat sich nun einmal im Lauf der Zeiten so herausgebildet. Der Händler ist ein geborener Deutscher, arbeitet mit einem bedeutenden Kapital und ist ein vortrefflicher Kenner. Er muß auf der Stelle herkommen und sich die Sachen ansehen. Wenn dieser kundige Thebaner dann meine Angaben bestätigt, wirst du hoffentlich deinen schnöden Unglauben fahren lassen. Unterdes mach' ich hier eine kleine Ausstellung. Im anderen Flügel hab' ich ein nettes Zimmer entdeckt, das noch ganz die alte Ausstattung aus dem vorigen Jahrhundert trägt. Dort bau' ich die ganze Christbescherung auf — du sollst mal sehen, was das für eine feine Musik von Formen und Farben gibt.“

Wigand saß ganz starr da und in seinem Kopfe

drehte es sich. Die ungemeine Sicherheit seines Freundes, sein Anerbieten so bedeutender Geldmittel fingen doch an, einige Wirkung auszuüben. Er hatte sich um solche Dinge nie bekümmert und da war es kein Wunder, daß es ihm unglaublich erschien, solche porzellanene Nichtigkeiten und geschweifte Großmuttersachen könnten einen so ungeheuren Wert darstellen. Das war ja wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Zuletzt sagte er: „Nimm's nicht übel, teurer Freund, ich möchte es ja gerne glauben, es wäre ja ein ungeheures Glück, aber einstweilen zweifle ich noch wie Konrad Bolz in den Journalisten und ich sage wie er: ‚Das muß ich erst sehen!‘ Die Sache ist mir zu märchenhaft. Da kommt der weise Magier, schwingt seinen Zauberstab und irdenes Geschirr verwandelt sich in eitel Gold.“

„Das Märchen, daß sich unscheinbare Dinge in ungeheure Schätze verwandeln, geschieht heut alle Tage,“ sagte Radloff. „Da erfindet einer die billige Herstellung eines unscheinbaren Pulvers der Salicylsäure. Sie soll dem Fabrikanten sieben Millionen eingebracht haben. Denk an die Schöneberger Bauern mit ihren paar Morgen Sand und Wiese. Berlin wuchs bis zu ihnen hinaus, sie verkauften ihr Land als Baustellen und sind jetzt alle Millionäre. In einer übelriechenden Wüste bohrt jemand ein Loch in die Erde, und eine unerschöpfliche Goldquelle springt in Gestalt von Petroleum hervor. Das sind moderne Märchen und ein solches Märchen ist auch dies, und der Zauberstab, den dein Freund und Magier hier

schwang, war ein bißchen mühsam aufgelesenes Wissen. Ich segne das Geschick, das mich im rechten Augenblick hierher führte. Wäre es hier später zur Auktion gekommen, so hätte ein inwendig schmunzelnder Trödler den ganzen Kram für hundert Mark gekauft und ein gut Teil wäre vielleicht noch außerdem von rohen Barbarenfäusten zerschlagen worden. Daß ich hierher kam, war eine Fügung, mein Sohn. Aus der Erholung wird nun wohl nicht viel werden. Ach, du liebe Zeit — ich wollte Bratbarsche angeln und habe eine halbe Million gefischt!"

⁂

10. Schluß.

Wie Radloff zu einem Drachen ward und den Kampf mit einem irrenden Ritter aus Gallien aufnahm, und auf wie sonderbare Art die Verschwendungssucht der Vorfahren den Nachkommen zum Segen gereichen kann. Zehnjähriges Jubiläum eines Blumenregens. Noch einmal Ignota magna. Vergißmeinnicht.

Radloff hatte recht; aus der beabsichtigten Erholung wurde einstweilen nicht viel, sondern die nächsten Tage vergingen ihm in angestrengter Arbeit. Die größeren Möbel und Gegenstände ließ er durch zuverlässige Leute heruntertragen, über das Porzellan aber, die Uhren und anderen zerbrechlichen Gegenstände wachte er wie die Löwin über ihre Jungen. Er ging unzählige Male die Treppen auf und ab und trug alles selber so vorsichtig, wie eine Mutter ihr krankes Kind.

Dann stand er tagelang mit aufgestreiften Hemdärmeln und seifte, wusch, bürstete und reinigte alle Gegenstände höchsteigenhändig, freute sich über jede verborgene Schönheit, die dadurch zum Vorschein kam, und machte noch fortwährend neue kleine Entdeckungen. Als er mit diesen Arbeiten fertig war, ging er an die Einrichtung des Zimmers und schuf mit den besten der vorhandenen Möbel, dem vielen Porzellan, den schönen Bronzeuhren, zwei nachträglich noch aufgefundenen Savonnerie-Teppichen und einigen Bildern aus der Zeit ein Ganzes, das als ein kleines Kunstwerk gelten konnte und auch auf den Nichtkenner durch den Reiz der Anordnung und die spielende Anmut der Einzelheiten seine Wirkung nicht verfehlte. Als die Sache so weit gediehen war, kam der Händler.

Radloff sagte zu Wigand: „Laß mich den Drachen dieses Schatzes spielen. Ich will den Kampf mit diesem irrenden Ritter allein ausfechten. Du hörtest wohl die Botschaft, allein dir fehlt der Glaube, und das ist nicht gut in solchen Dingen.“

Wigand willigte lachend ein. „Mach, was du willst. Wenn 150000 Mark dabei herauskommen, bin ich zufrieden, aber ich fürchte, der Mann lacht dich aus.“ Der Mann aber lachte gar nicht, als er in die Schatzkammer geführt wurde, sondern hatte offenbar große Mühe, sein ungeschäftsmäßiges Erstaunen zu verbergen. Als er die drei prachtvollen Sèvres-Vasen, Rose Dubarry, sorgfältig geprüft hatte, befielen ihn offenbar Schauer der Ehrfurcht. Er kannte zwei ungeheuer reiche Sammler, die sich diese kost-

bare Seltenheit auf jeden Fall streitig machen würden. Glücklicher konnte es nicht liegen, um den höchsten Preis zu erzielen. Und außerdem waren dort noch die vielen anderen Stücke, jedes in seiner Art wertvoll. Er kannte seine Kundschaft und ihre Eigenheiten; im Geiste bestimmte er schon dieses Stück diesem, jenes jenem, und seine in langjähriger Erfahrung gewonnene Geschäftskenntnis ließ ihn schon nach kurzem Ueberblick die ganze Sammlung höher schätzen, als Radloff angenommen hatte. Ferner lag die ganze Angelegenheit so günstig wie selten, da man genau nachweisen konnte, alle diese Stücke seien von Anfang an bis heute im Besitz derselben Familie geblieben, ja es gab sogar unanfechtbare Papiere über ihren Erwerb. Von der auf diesem Gebiete so raffiniert betriebenen Fälschung, die selbst die feinsten Kenner oft hinters Licht führt, konnte also keine Rede sein; alles war unzweifelhaft echt. Das bedeutete ja einen ganz ungewöhnlichen Glücksfall, der auch ihm, wenn er mit dem Verkaufe betraut wurde, ein hübsches Vermögen abwerfen konnte.

Zwei Tage verbrachten die beiden Männer mit der genauen Prüfung und Besichtigung und der Aufnahme eines Inventars. Am dritten legte Radloff seinem Freunde einen Kontraktentwurf vor. Danach verpflichtete sich der Händler zu einer Anzahlung von 200 000 Mark und der Uebernahme aller Kosten. Sämtliche Gegenstände sollten nach Paris geschafft und dort nach genügender Vorbereitung zum Verkauf gebracht werden. Was über die genannte An=

zahlung erzielt wurde, ging zu gleichen Teilen an die jetzigen Besitzer und an den Händler.

„Er wird zwar wahrscheinlich ein riesiges Geschäft dabei machen," sagte Radloff, „aber das schadet nichts, denn er hat auch viel Arbeit davon und trägt ein gewaltiges Risiko. Denn sobald jetzt Krieg käme oder die Cholera oder eine allgemeine Geschäftsstockung, so wäre der Markt für diesen höchsten Luxus sofort verdorben. Damit muß der Mann rechnen."

Wigand und seine Frau zögerten keinen Augenblick, auf diesen Vorschlag einzugehen und segneten den treuen Freund, ohne dessen Dazwischenkunft dieser kostbare Schatz wahrscheinlich nie entdeckt, sondern teils zerschlagen, teils ohne jeden Nutzen für die Besitzer spurlos in alle Winde zerstreut worden wäre. Auch gedachten sie milder als früher der beiden Vorfahren aus dem vorigen Jahrhundert, die zwar durch ihre Großmanns- und Verschwendungssucht den reichen Besitz der Familie zersplittert, jedoch vermöge einer wunderlichen Fügung durch eben diese Eigenschaften dazu beigetragen hatten, den letzten Sprößling ihrer Familie vor dem Untergange zu bewahren und den Rest ihres einstigen Besitztums den Urenkeln zu erhalten. So sonderbar verketten sich oft menschliche Schicksale.

* * *

Es war drei Jahre später am Abend des Johannistages. Wigand hatte mit seiner Frau einen Gang durch den Park gemacht, und sie hatten dort

die neuen Anlagen betrachtet, die in diesem Jahre fertig geworden waren. Nun führte sie ein gemeinsamer Zug des Herzens dem kürzlich erbauten Borkenhäuschen zu, das an Stelle des alten Balkengerüstes an der Richnow über die Mauer ragte. Sie stiegen die zierliche Treppe hinauf, setzten sich dort auf eine Bank und blickten in den friedlichen, sonnigen Abend, auf die Wiese, wo das Heu in stattlichen, dichten Haufen stand und köstlichen Duft verbreitete, und die gegenüberliegenden ansteigenden Gärten des Dorfes Richenberg. Ringsum am Wiesenrand zwirnten die Goldammern ihr einförmiges Lied in der Abendsonne und ab und an sprang in der glatt und träge dahinfließenden Richnow ein Fisch. In den stillen Buchten blühten die Wasserrosen. Weiterhin an der Richnow saß Radloff und angelte. Er pflegte jedes Jahr einige Wochen nach Schloß Richenberg zu kommen, um sich einmal ordentlich auszufaulenzen, wie er sagte. Als er das Paar bemerkte, hob er einen stattlichen Fisch empor und ließ ihn in der Sonne blitzen. Sie nickten ihm zu und lächelten. Dann, von einem gemeinsamen Antriebe erfaßt, gingen sie an den Rand der Mauer und sahen hinab auf jene Stelle, wo vor Zeiten einmal ein junger Ingenieur in der Mittagshitze „geatmet" hatte. Hildegard trug Feldblumen in der Hand, die sie bei ihrem Gange durch den Park gepflückt hatte. Vergißmeinnicht waren auch dabei „dei ollen Grabenblomen". Sie nahm ein Sträußchen davon und steckte es ihrem Manne ins Knopfloch und schmückte dann den eigenen Busen mit den zarten

Blümchen. Sie sah noch einmal über die Mauer und in einer unwillkürlichen Regung streute sie die übrigen Blumen auf jene Stelle hin. „Diesmal war es Absicht!“ sagte sie schelmisch.

„Heute sind es zehn Jahre,“ erwiderte Wigand. Hildegard nickte; dann sahen sie sich liebevoll in die Augen und küßten sich.

Als sie wieder auf die Wiese hinblickten, bemerkten sie den Pastor und seine Frau, die aus dem Dorfe hervorkamen und auf der Chaussee langsam dem Schlosse zuwandelten.

„Findest du nicht,“ sagte Wigand, „daß der Pastor mit viel stolzerem Schritt einhergeht, seit er die Ignota magna, Krahnstöver, entdeckt hat?“

„Hat sie sich wirklich als eine neue Art bewährt?“

„O, das weißt du noch nicht! Kürzlich zeigte er mir mit großem Stolze das Heft der Stettiner entomologischen Zeitung, wo er sie beschrieben hat. Sie ist eine kleine, graue, unscheinbare Eule, ein höchst kümmerliches Tierchen, aber unzweifelhaft eine neue Art. Die Raupe lebt auf einer Sumpfpflanze, die ich vergessen habe. Den wirklichen lateinischen Namen, den er ihr gegeben hat, hab' ich auch nicht behalten, für mich bleibt sie immer Ignota magna. O, er ist mächtig stolz auf diese neue Art; sie bewohnt einen Glaskasten ganz für sich und die Exemplare werden nur mit vergoldeten Nadeln aufgesteckt.“

Hildegard lächelte. „Wir wollen ihnen entgegengehen!“ sagte sie.

Sie stiegen hinab und wandelten den Weg ent-

lang, den Wigand damals eingeschlagen hatte. Doch war er nicht mehr bewachsen wie einst, sondern schlängelte sich rein und sauber durch die blühenden Rasenflächen dahin. Das Gebüsch, worin sich Hildegard damals versteckt hatte, stand noch dort, nur war es noch höher und ein wenig lichter geworden.

„Hier hat mir einst das Herz geschlagen wie sonst nie im Leben," sagte sie. Sie wandelten langsam weiter. Die Luft war an diesem Abend so still, daß sich selbst die Blätter der Zitterpappeln nicht regten und unbewegt auf ihren langen Stielen standen. Vom Gipfel des Hügels schimmerten, von sanftem Abendschimmer angestrahlt, die grauen Reste der alten Burg. Im Wallgraben, an seinem Fuß, blühten die Nymphäen; wilde Rosen neigten sich darüber hin und spiegelten ihre zarten Blüten in dem schwarzen Gewässer. Sie gingen über eine neue, zierlich geschwungene Brücke und kamen nun in den älteren Teil des Parkes. Auch hier war neue Ordnung geschaffen. Zwischen den Alleen, die strahlenförmig auf das Schloß zuliefen, zeigten sich üppige Rasenflächen mit Gebüsch und Blumengruppen. Die alten Sandsteinbildwerke waren beseitigt. „Sie taugen nichts!" hatte Radloff gesagt. „Für so etwas haben die Rephuns damals nicht viel ausgegeben. Handwerkerarbeit. Die alten Herren waren mehr für Möbel, Porzellan und innere Einrichtung. Das verstanden sie."

Nur die Sonnenuhr war geblieben und hatte nun vergoldete Zeiger erhalten. Sie nützten ihr allerdings nicht viel, denn die Bäume des Halbkreises,

in dem sie stand, waren so mächtig hoch geworden, daß sie sich fast stets im Schatten befand.

Als sie nun den breiten Lindenweg entlang auf das Schloß zugingen, ward hinter ihnen ein Trappeln, Rollen und Jauchzen vernehmlich und dicht vor dem runden Platze, der jetzt über und über mit blühenden Rosen bedeckt war, wurden sie von einem Ponywagen überholt. Vorne saß Beverneſt und der älteste Sohn, der kutschierte, und hinten zusammengedrängt die drei anderen Kinder, davon das jüngste zweijährige auf dem Schoß der Wärterin mit den runden Aermchen zappelte und vor Vergnügen kreischte. Der junge Kutscher lenkte sein Pferdchen in schönem Bogen um den Platz herum und hielt mit scharfem Ruck vor dem Schlosse. Die kleine Gesellschaft krabbelte nun vom Wagen herunter und auch der alte Beverneſt kletterte mühsam und bedächtig herab. „Der jung' Herr," sagte er, als Wigand näher kam, „fohrt as wie so 'n gelernten Kutscher, das sagt man orndlich so stah!" Damit humpelte er zu dem Pony hin, um ihn in den Stall zu führen.

„Wie geht's denn, Beverneſt?" fragte Wigand. „Sie humpeln ja so!"

„Ja," antwortete dieser, „mit den alten Reißmatismus is es ja noch ümmer besser, aberſten nu, glaub' ich, krieg' ich's mit den Potengram. Das muckert mich ümmer so in die große Szeh und nachtens kann ich da manchmal garnich vor slafen."

„Ja, da müssen Sie wohl wieder in das Dampfbad," sagte Wigand.

„Wenn der gnä' Herr meinen, daß ihm auch vor den Potengram gut ist, denn meineswegens. Schauderösen is es da ja man, aberſten den Potengram is mich auch nich amüsirlich." Damit hinkte er stöhnend ab.

Nun kamen die Pastorleute um die Ecke des Schlosses und aus dem Parke trat Radloff mit seinem Fischnetz und seiner Angelrute hervor. Alle trugen Vergißmeinnichtsträuße in den Händen und überreichten sie dem vergnügt lächelnden Ehepaar.

„Die blaue Blume aus dem Märchen deines Lebens!" sagte Radloff.

In der offenen Veranda war der Tisch gedeckt. Dort setzten sie sich an die reich besetzte Tafel, eine Gesellschaft glücklicher Menschen, und noch lange tönte heiteres Gespräch und fröhliches Gläserklingen hinaus in die von Rosenduft erfüllte, dämmernde Juninacht.

Am See und im Schnee.

Eine Weihnachtsgeschichte.

⁎

I. Am See.

Braunsberg und Wildingshagen sind zwei Rittergüter, die in einer der fruchtbarsten Gegenden von Norddeutschland nicht weit voneinander entfernt liegen. Vor Jahren lebten daselbst zwei Gutsbesitzer von einerlei Gesinnung und Neigung; sie hielten gute Freundschaft miteinander, unterstützten sich gegenseitig mit Rat und That und waren eifrig bemüht, einer dem andern den guten Rotwein auszutrinken, der reichlich in ihren Kellern lagerte. Dies freundschaftliche Verhältnis schien sich bei den ältesten Söhnen, die zur Uebernahme der Güter bestimmt waren, fortsetzen zu wollen. Sie besuchten in einer benachbarten Stadt das Gymnasium, durchsaßen fast nebeneinander in langsamem Tempo die Klassen und kamen beide glücklich genau an derselben Stelle durch das Abiturientenexamen, nämlich an jener, wo oben durch und unten durch hart aneinander grenzen. Während dieser ganzen Zeit waren sie unzertrennlich gewesen, hatten bei einer kleinen ausgebleichten Kanzleisekretärswitwe zwei Zimmerchen bewohnt, hatten alle Vorräte, mit denen ihre vorsorglichen Mütter das städtische Hungerleben

zu mildern trachteten, redlich miteinander geteilt und alle ihre dummen Streiche gemeinsam ausgeführt.

Sie bezogen demnächst auch dieselbe Universität, um sich unter dem Vorwande des Studiums der Rechtswissenschaft einige Jahre lang von den schrecklichen Strapazen der Abgangsprüfung zu erholen, und hier erlitt der scheinbar so dauerhafte Freundschaftsbund den ersten Riß, indem Peter Maifeld, der einstige Besitzer von Braunsberg, eines guten Abends in die Netze einiger Corpsstudenten ging und am andern Morgen mit schwerem Haupte als ein Fuchs der Borussia erwachte, während Fritz Dieterling, der zukünftige Herr auf Wildingshagen, fast gleichzeitig in die Burschenschaft Germania eintrat. Da sie nun auf diese Art plötzlich gewissermaßen zwei verschiedenen Nationen angehörten, deren unabänderliche Stammesgesetze vorschreiben, sich gegenseitig mit gebührender Nichtachtung zu betrachten, so blieb ihnen nichts übrig, als sich zu trennen und sich fortan mit kühler Höflichkeit aus der Ferne zu besehen. Dies hinderte jedoch nicht, daß sie bei Ferienbesuchen in der Heimat, wo sie sich auf neutralem Boden und sozusagen in Zivil fühlten, den alten, freundschaftlichen Umgang fortsetzten, bei welchen Gelegenheiten sie allerdings häufig über die erhabenen Grundsätze ihrer beiden Völkerschaften in großen Streit gerieten, ohne daß es einem von ihnen gelingen wollte, den anderen von der Haltlosigkeit und Verwerflichkeit seiner Anschauungen zu überzeugen.

Beide verließen nach drei Jahren die Universität, Peter Maifeld, um bei einem Freunde seines Vaters

die Landwirtschaft praktisch zu erlernen, während Fritz Dieterling noch eine Zeitlang auf Reisen ging. Jedoch nach einem halben Jahre schon rief ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters nach Hause, und er war gezwungen, augenblicklich das Gut zu übernehmen und sich mit Beihilfe eines alten, tüchtigen Inspektors in die neue Thätigkeit einzuarbeiten. Nach einem Jahre verheiratete er sich mit einer benachbarten Gutsbesitzerstochter von blühender Gesundheit und achtbarem Vermögen, und nicht ganz ein weiteres Jahr später war auch schon ein neuer, ganz kleiner und sehr anspruchsvoller Fritz Dieterling da, so daß der, der noch vor dreißig Monaten im Kreise fröhlicher Genossen gesungen hatte: „'s gibt kein schön'res Leben als Studentenleben!“ nun bereits die Würde eines Familienvaters bekleidete und mit vollem Rechte das Lied anstimmen konnte: „O, alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?!“ Dies fiel ihm aber gar nicht ein, sondern sich mit Feuereifer seiner neuen reichen und vielseitigen Thätigkeit widmend, lag ihm nichts ferner als jene sentimentale Erinnerung an die sogenannte frische und fröhliche Studentenzeit, die man vorzugsweise bei jenen findet, die sich nicht weiter entwickeln, sondern, nachdem sie eine Zeit tollen studentischen Uebermutes wie eine Krankheit, gleich den Masern, überstanden haben, auf alle viere in das Philistertum zurücksinken, wo von jeher ihre wirkliche Heimat war.

Einige Jahre später starb auch der alte Maifeld, und der Sohn trat an seine Stelle. Auch dieser sah

sich alsbald unter den Töchtern des Landes um, und dem Bunde, den er einging, entsproßte ein Mädchen, das auf den Namen Helene getauft, aber Hella genannt wurde.

Anfangs herrschte unter den beiden Nachbarfamilien ein so fröhlicher Verkehr, wie in den Zeiten der Väter, und die Braunsberger Halbchaise mit den zwei prächtigen Apfelschimmeln hielt ebenso oft mit scharfem Ruck vor dem Wildingshäger Herrenhause an, als die mit zwei schönen Füchsen bespannte Kutsche Fritz Dieterlings vor dem Hause des benachbarten Freundes. Die beiden jungen Landleute tauschten Erfahrungen miteinander aus, die Frauen Sämereien, Bruteier oder Kochrezepte, und wenn in dem Braunsberger Obstgarten die Gravensteiner Aepfel gediehen oder im Wildingshäger die Grand Richards, so hatte man auf beiden Gütern von diesen köstlichen Früchten. Jedoch im Laufe der Zeit stellten sich allerlei Zerwürfnisse heraus, denn es zeigte sich, daß die politischen Ansichten beider Männer vollständig verschieden waren. Während Maifeld einer äußerst konservativen Richtung angehörte, waren Dieterlings Anschauungen von durchaus liberaler Färbung, und da sich durch das eben vorübergegangene Jahr 1848 dergleichen Spannungen sehr verschärft hatten, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Gemüter der beiden Freunde, wenn sie bei dem guten Rotwein aus den Kellern ihrer Väter saßen, oft bedeutend erhitzten, indem der eine für das Wohl des Vaterlandes gerade das für ersprießlich hielt, was der andere für dessen Ruin

und gänzliches Verderben erachtete. Dazu kam noch, daß sich Dieterling auch in seinem landwirtschaftlichen Berufe als ein Freund des Neuen und des Fortschrittes erwies, während Maifeld auch hier dem Alten und von den Vätern Erprobten anhing und nicht verfehlte, jeden mißglückten Versuch einer Neuerung mit lustigen Spöttereien und kleinen höhnischen Bemerkungen zu begleiten. So geschah es denn, daß sich die Kluft zwischen den beiden Freunden immer mehr erweiterte, daß sie immer seltener miteinander zusammenkamen und schließlich eines Tages an einem dritten Orte so heftig aneinander gerieten, daß Dieterling seinen Nachbar für einen bejammernswerten Idioten erklärte, während dieser ihm einen aufgeblasenen Schwätzer gegenleistete. Das nach diesem Auftritt unvermeidlich scheinende Duell wurde durch die Vermittelung wohlmeinender Freunde glücklich verhindert, allein von dieser Zeit ab war der Bruch entschieden und die Beziehungen zwischen beiden Gütern gänzlich zu Ende. Da nun auf dem Schutthaufen einer gewesenen Freundschaft die Giftpflanzen der Verleumdung und des Hasses bekanntlich am üppigsten gedeihen, so standen diese Gewächse bald in kräftiger Blüte und sogen aus jedem kleinen Anlaß neue Nahrung und herrliches Wachstum. Alles Nachteilige und Dumme, was gute Freunde und getreue Nachbarn über die andere Familie bereitwilligst verbreiteten und herumtrugen, ward mit verächtlichem Achselzucken und einer Miene hingenommen, die ausdrücken sollte, daß lächerliche Abgeschmacktheit eben das sei, was man von der geg-

nerischen Seite als natürliche Lebensäußerung erwarte und voraussetze. Da nun zufälligerweise beide Güter den natürlichen Abfluß ihrer Produkte nach zwei verschiedenen Städten hatten, so geschah es auch, da die feindlichen Familien sich nicht mehr suchten und es unmöglich war, sie in der Gegend zusammen einzuladen, daß beide niemals miteinander zusammentrafen und sogar die Männer jahrelang einander nicht ansichtig wurden. Die ältesten Kinder, Fritz und Hella, in so jugendlichem Alter voneinander getrennt, hatten sich ebenfalls niemals wieder erblickt, sondern nur voneinander gehört, wodurch sie unter den vorhin erwähnten Umständen zu keinen sehr anmutigen Begriffen gelangen konnten. Als beide fast erwachsen waren, stellte sich das junge Mädchen unter dem Nachbarssohne ein Geschöpf vor, das man vielleicht zart mit „wüster, unwissender Tagedieb“ bezeichnen könnte, während dieser von seiner jungen Nachbarin eine Vorstellung hatte, die durch den Ausdruck „alberne Zierpuppe“ nur schüchtern und mit aller Rücksicht, die man dem weiblichen Geschlechte schuldig ist, wiedergegeben werden kann.

Fast zehn Jahre hatte der Zwist der beiden Familien gedauert, die „alberne Zierpuppe“ war blühend und frisch und ziemlich unangekränkelt von der sogenannten modernen Bildung aus der städtischen Pension zurückgekehrt, wo es ihr als einem Mädchen von gesundem Geist und Körper niemals besonders behagt hatte, und der „wüste, unwissende Tagedieb“ war mit seinem Militärdienstjahr schon seit einiger Zeit zu

Ende, da brach der deutsch-französische Krieg aus. Der junge Fritz Dieterling ward natürlich eingezogen und ging als Reserveoffizier mit gegen Frankreich. Er war an der Schlacht bei Wörth und an dem gewaltigen Marsche auf Sedan und dessen Einschließung beteiligt, wobei ihn das Glück so begünstigte, daß er sowohl von Verwundung als Krankheit verschont blieb, sich das Eiserne Kreuz erwarb und trotz aller Strapazen des Kriegslebens blühend und kräftig vor Paris anlangte. Gegen Ende der langwierigen Einschließung und Belagerung dieser ungeheuren Festung erhielt er jedoch bei einem der vielen Ausfälle der französischen Besatzung einen Schuß in den linken Arm, zeichnete sich aber bei dieser Gelegenheit durch Mut und Umsicht so ungemein aus, daß ihm das Eiserne Kreuz erster Klasse zugesprochen wurde. Seine Verwundung war jedoch so komplizierter Natur, daß die Heilung einen sehr langwierigen Verlauf nahm und er allmählich von Lazarett zu Lazarett zurückbefördert ward, bis man ihn zum Zwecke seiner gänzlichen Genesung in die Heimat entließ.

Herrn Peter Maifeld paßte die kriegerische Auszeichnung des jungen Dieterling sehr wenig in sein System, insonderheit verdroß es ihn, daß sich der Sohn seines Feindes also hervorgethan hatte, daß man ihn des höchsten Ehrenzeichens, das seinem Stande zugänglich war, für würdig hielt. Zu Anfang murmelte er etwas von unverdientem Glück oder, wie er sich auszudrücken liebte, „unverschämtem Torkel“, aber damit half er sich nicht über die Sache hinweg,

denn im Grunde that dieser Vorfall seinem braven Patriotenherzen doch zu wohl. Durch diese verhältnismäßig so seltene Auszeichnung fühlte sich die ganze Gegend geehrt, und überall hörte man mit Behagen und Anerkennung von dem jungen Manne sprechen. Das war nun einmal nicht zu ändern, Mut und soldatische Tüchtigkeit mußte der vermeintliche Tagedieb doch besitzen, und das sind immerhin Eigenschaften von allerhöchstem Wert, zumal im Kriege. Ueberhaupt fühlte er zu seiner Verwunderung, und fast mit Beschämung, daß er über seine politischen Gegner lange nicht mehr so schroffe Ansichten hegte als früher, und dies war ihm fatal, denn er glaubte darin bei sich einen Mangel an Konsequenz zu erkennen. Ach, er wußte nicht, daß die sogenannte Konsequenz in politischen Dingen oftmals nur auf dem Mangel an Fähigkeit oder Neigung beruht, seine Irrtümer einzusehen, und nur von Philistern und Thoren für eine Tugend gehalten wird. Die kleinen inneren Reibungen, die in ruhigeren Zeiten die Gemüter bewegen und zum Kampfe reizen, hatten an Wichtigkeit verloren, da sich in gewaltigem, blutigen Ringen Völkerschicksale entschieden. Gleichviel welcher politischen Richtung die Männer angehörten, ihre Söhne oder Verwandten standen gemeinsam auf dem Schlachtfelde für dieselbe große Sache, und wenn sie fielen, mischte sich das Blut des einen mit dem des andern.

Um diese Zeit geschah es, daß an einem wunderschönen Tage des beginnenden Herbstes Hella ihren

Pony satteln ließ, um einen Spazierritt zu unternehmen. Eine klare, sonnige Luft war rings verbreitet, stärkend wie Wein, und aus den dampfenden Morgennebeln war ein goldener Tag emporgestiegen. Es war, als hätte sich die blaue, wolkenlose Glocke des Himmels unendlich erweitert und die Welt sich vergrößert, denn vieles an den dämmernden Höhenzügen des Horizontes, das sonst in blauem Dunst oder matten Schleiern verhüllt lag, that sich in bestimmten Linien und zarten Umrissen hervor, und an dem Wahrzeichen der Gegend, der Kirche von Borna, die viele Meilen weit sichtbar auf dem langgestreckten Höhenzuge sich zeigte, der den Lauf der Elbe begleitet, konnte man heute alle Fenster zählen. Der Trieb in die Ferne, der solchen Tagen eigen ist, die erfüllt sind von den Lockrufen wandernder Vögel und den silbernen Fäden des fliegenden Sommers, hatte auch Hella ergriffen, und am liebsten wäre sie hinausgeritten in die weite Welt, die heute so sauber und glänzend erschien, so recht wie ein Schauplatz für lauter zierliche und anmutige Abenteuer. Sie dehnte deshalb ihren Ritt heute weiter aus als gewöhnlich, bis sie an die Grenze gelangte, wo an dem Walde des feindlichen Nachbargutes entlang ein wenig befahrener Feldweg lief. Dort ließ sie ihr Pferdchen im Schritt gehen, und als sie, den Blick auf den herbstlich gefärbten Wald gerichtet, dort entlang zog, wurden allerlei Erinnerungen an längst entschwundene Zeiten in ihr wach. In früheren Tagen, als die Familien noch viel miteinander verkehrten, war man öfters auf

halbem Wege in diesem Walde zusammengekommen. Das Gehölz umschloß einen kleinen See, an dessen Ufern sich unter dem Schutze einer alten mächtigen Eiche einige Rasenbänke befanden und eine regendichte Mooshütte errichtet war, die bei ungünstiger Witterung einen Unterschlupf bot. Dort hatten die beiden Familien mit anderen Freunden aus der Umgegend so manches kleine Sommerfest miteinander gefeiert, und oftmals hatte von dort aus das Klingen der Gläser, fröhliches Gelächter und lustiger Gesang durch den Wald geschallt. Aus ihrer frühen Kindheit erinnerte sich Hella so mancher dieser Zusammenkünfte, und besonders die letzte dieser Art, die überhaupt stattfand, war ihr treu im Gedächtnis geblieben. Man hatte an einem wunderschönen Herbsttage dort am See den Geburtstag der Frau Dieterling gefeiert, und Hella erinnerte sich noch sehr wohl ihrer Verwunderung, als sie alle jungen Fichten der Umgegend mit leuchtenden Georginen und Sonnenblumen geschmückt fand, denn im ersten Augenblick hatte sie gedacht, diese Nadelhölzer hätten solchen farbigen Zierat aus eigenem Vermögen hervorgebracht. Fürchterlich war es gewesen, und sie hatte sich sehr die Ohren zugehalten, als Fritz Dieterling zu Ehren des Tages aus einer großen Messingkanone das Echo anböllerte, aber nachher hatte sie selbst über den See hinweggerufen: „Hella!“ Da hatten ihr zarte Stimmen geantwortet, schnell hintereinander weg und immer ferner, wohl viermal, und sie hatte fest geglaubt, dort in dem grünen Dämmer des Seeufers

müßten noch andere kleine Mädchen sein, und sie wollte sie holen, um mit ihnen zu spielen. Fritz Dieterling aber hatte überlegen gelächelt und gesagt: „Das ist ja man bloß das Echo, und wenn du spielen willst, dann mußt du mit mir spielen. Komm mit, ich weiß was. Was Schönes."

Dann waren sie zusammen in den Wald gegangen, so weit fort, bis sie nichts mehr von der Gesellschaft hören konnten und es ganz einsam und still war, so daß sie nur das Rascheln der Füße im Laube hörten und den seltsamen Schrei eines Vogels über den Wipfeln. Sie hatte gefragt: „Was schreit da so?" Da hatte Fritz geantwortet: „Das ist der Kückewieh!" Als ihr nun bange wurde in der Einsamkeit und weil ihr der Name des Vogels, der so seltsam schrie, graulich vorkam, da hatte Fritz gesagt: „Der Kückewieh thut dir nichts, der frißt man bloß Kücken und Gössel, und nun kommt's auch gleich, das Schöne!"

Dann hatte sie alle Angst verloren, denn sie waren an einem Orte angelangt, wo eine Menge von mächtig großen Nußbüschen ihre Zweige ausbreiteten und teilweise ihren Reichtum an braunen Früchten schon auf das Laub des Bodens gestreut hatten. Nur zuerst hatte sie sich wieder ein wenig erschrocken über den häßlichen, schnarrenden Ruf eines anderen Vogels, der mit lautem Schelten und hörbarem Flügelschlag durch die Zweige entfloh, aber Fritz hatte wieder sehr beruhigend gesagt: „Das ist man bloß der Holtschraag, der mag auch gern Nüsse,

und sieh mal, da läuft auch ein Katzeicher den Baum in die Höh', der ist auch hier bei gewesen."

Dem braven Fritz waren meistens nur die plattdeutschen Namen der Tiere bekannt, doch zuweilen, wo es sich seiner Ansicht nach gut machen ließ, wie hier beim Katteker, versuchte er eine Uebersetzung ins Hochdeutsche. Nun hatten sie Nüsse gesammelt ganze Taschen voll, bis sie dessen müde waren. Wenn unten nicht mehr genug lagen, war Fritz wie ein „Katzeicher" hineingeklettert in die stattlichen Büsche und hatte geschüttelt, und sie hatte gejauchzt, wenn die glatten, braunen Früchte, die schon lose in ihren Hülsen saßen, auf das welke Laub herniederprasselten. Zum Schluß hatte er dann zwei stattliche, schlanke Ruten geschnitten; an der ihren war ein grüner Busch als Zierde geblieben, an der seinen, die einen Wurfspieß darstellen sollte, war dieser beseitigt, und so zogen sie weiter, indes Fritz mit seiner neuen Waffe unterwegs allerlei ungewöhnlich bösartige, wilde Tiere seiner Einbildung erlegte und so fortwährend den Weg von schrecklichen Gefahren reinigte.

In diesem Gehölze, das nicht gerade nach strengen Gesetzen der Forstwirtschaft behandelt wurde, darum aber desto lieblicher und voller Abwechslung war, befand sich auch eine Anzahl von stattlichen, wilden Obstbäumen, und als sie nun an einen solchen gelangten, der eine Fülle gelblicher Holzbirnen in das Gras zu seinen Füßen gestreut hatte, da erschien Hella dieser Ort mit seinen mannigfachen Gaben fast wie

ein Märchenwald, und obwohl diese Früchte herbe waren, daß sie den Mund zusammenzogen, so verlieh ihnen doch ein seltsamer Reiz der Neuheit etwas ganz Besonderes. Danach gelangten sie in eine kleine Lichtung, wo auf einem durch Holzhauer von Graswuchs befreiten Flecke eine Anzahl von über mannshohen Königskerzen aufgeschossen war. Aus den Gebüschen am Waldesrande leuchteten die Hagebutten, einige Herbstschmetterlinge gaukelten lautlos umher, und überall hatten die Kreuzspinnen mächtige Netze gewebt, in deren Mitte sie auf die glänzenden Fliegen lauerten, die die Luft durchsummten. Hier war es so einsam und weltverloren, daß Hella wieder die Bangigkeit überkam. „Nun haben wir uns gewiß verirrt!“ sagte sie.

„Verirrt?“ sagte Fritz sehr wegwerfend, „in dies Holz kann ich mich gar nicht verirren, das weiß ich auswendig. Dies ist doch man bloß der Seebusch. Denk mal, wenn's der Urwald wär' mit allerhand Tigern und Riesenschlangen drin! Na, die sind hier ja nicht, aber Addern gibt's hier, und beim See 'rum auch Snaken. Snaken, die thun nichts, aber die Addern stechen, die sind giftig. Vorig Jahr hat der Jäger eine totgeschlagen, ich hab' sie gesehen, sie haben so'n Zickzack auf'm Rücken.“

Hu, wie gruselig war das wieder! Hella drängte sich dichter an Fritz und bat ihn umzukehren.

„Meinswegen,“ sagte dieser, „aber vor den Addern brauchst du keine Bange zu haben. Unser Rademacher sagt, eine frisch geschnittene Haselrute

ist das beste Mittel gegen die Addern, na, und die haben wir ja.“ Damit faßte er seinen Wurfspieß am dicken Ende und ließ ihn wie eine Reitpeitsche durch die Luft pfeifen.

Sie wendeten sich um und gingen in der Lichtung zurück. Auf den dichten Gebüschen des Waldrandes von wilden Rosen, Schlehdorn und jungem Buchengestrüpp lag der Sonnenbrand und brütete würzigen Duft aus, und als sie dort entlang streiften, ward in dem halbtrockenen Grase zu ihren Füßen ein leichtes Rascheln bemerklich, das sich träge auf das Gebüsch zu entfernte. Fritz hatte schnell seine Rute erfaßt, und indem er Hella mit der andern Hand zurückschob, sprang er schnell zu und schlug plötzlich auf einen Ort im Grase los. Der tückische Kopf einer Kreuzotter schoß an jener Stelle zischend empor und wütend schnappte das giftige Gewürm in die Luft, bis ihm ein zweiter, besser gezielter Schlag den Garaus machte.

Fritz sah ganz blaß aus vor Aufregung, obwohl er sich nichts merken lassen wollte.

„Das war 'ne Adder!“ sagte er, „die hat genug!“

Dies war ein wunderbares, schreckliches und furchtbares Abenteuer für Hella, sie sah mit Bewunderung auf Fritz und mit Grauen auf das erlegte Giftgewürm, das noch, mit ein wenig verglimmendem Leben erfüllt, zuweilen ohnmächtig die Schwanzspitze regte. Als ein kleiner Held war er ihr damals erschienen, so eine Art Drachentöter, von denen man in Märchenbüchern liest.

Fritz hatte wie jeder ordentliche Junge vom Lande ein tüchtiges Ende Bindfaden bei sich, nebst unzähligen anderen brauchbaren und unbrauchbaren Gegenständen, die seinen Hosentaschen für gewöhnlich das Ansehen zweier knolliger Geschwülste gaben. Er machte eine Schlinge, fing den Kopf der Kreuzotter darin ein und schleifte den glatten Wurm hinter sich her, indem er von Zeit zu Zeit einen befriedigten Blick nach ihm zurücksendete und der etwas verängstigten Hella mit erhabenen Worten Trost einsprach. Diese trippelte neben ihm her in einem Gemisch von Bewunderung und Grauen und geteilt zwischen den unvereinbaren Bestrebungen, dem greulichen Tiere möglichst fern und dabei doch ihrem schützenden Begleiter möglichst nahe zu bleiben. Darum war sie ungemein froh, als sie endlich die Gesellschaft wieder erreicht hatten, woselbst man dem braven Drachentöter einerseits hohes Lob spendete und anderseits an der gruseligen Frage: wie es hätte kommen können, wenn . . .? ein herrliches und ausdauerndes Gesprächsthema fand. Diese Kreuzotter mußte aber die letzte ihres Stammes gewesen sein, denn seit jener Zeit hatte man in der ganzen Gegend nicht mehr von so verdrießlichem Gewürm gehört.

Unter solchen Gedanken war Hella langsam an dem Rande des Waldes entlang geritten und kam nun an eine Stelle, die stets eine ganz besondere Lockung auf sie ausgeübt hatte. Seit das Zerwürfnis zwischen den beiden Familien ausgebrochen war, bestand ein Verbot ihres Vaters, den Wald des feind=

lichen Gutes jemals zu betreten, und das war ihr an diesem anziehenden Fleck immer besonders grausam und hart erschienen. Die ragenden Stämme, die den größten Teil des Forstes bildeten, traten dort zurück und umgaben in weitem Bogen eine von niederem Buschholz, blumigen Grasflächen und einzelnen größeren Bäumen erfüllte Lichtung. Unter diesen that sich eine mächtige alte Eiche hervor, die sich in der Mitte dieses Platzes gleichsam als der König des übrigen Pflanzenwuchses darstellte. In der Umgegend hieß diese Gegend „der Vogelsang“, und zwar mit Recht, denn solche Orte lieben unsere Singvögel, und in jedem Frühling war hier ein fast betäubendes Flöten und Musizieren. Auch schien es Hella immer, daß nirgendswo so herrliche Waldblumen zu finden seien als hier, und im Sommer, wenn ein betäubender Duft von Jelängerjelieber dort wehte, hatte sie als Kind oft sehnsüchtig hinübergeblickt nach den üppigen Himbeergebüschen und den mit blaubereiften Früchten bedeckten Rankenhügeln der Brombeeren.

Auch heute, wo der Gesang der Vögel bereits verstummt war und statt der leuchtenden Blumen nur eine verschiedenartige Färbung des Laubes und das glänzende Rot der Vogelbeeren oder das schimmernde Schwarzblau der Schlehen vorhanden war, übte dieser Ort den alten Zauber auf sie aus. In dem stillen Sonnenschein, der in der geschützten Bucht warm brütete, flogen behaglich die bunten Herbstschmetterlinge, ein Zug zwitschernder Meisen ging

von Baum zu Baum, an die feinsten Zweige sich anhäkelnd, in der Ferne hob ein Reh lauschend den Kopf und schritt zögernd und scheinbar widerwillig dem Hochwalde zu; alle schienen gern zu verweilen an diesem freundlichen Ort.

Hella war heute unternehmungslustiger als sonst, sie warf den Kopf auf, als wollte sie sagen: „Ei, warum denn nicht?" Einen Augenblick später war sie vom Pferde, band den Pony am Waldrande an einen Ast und schickte sich an, den Wunsch ihrer Kindheit zu erfüllen, in das verbotene Paradies einzudringen. Als sie zwischen dem Buschwerk durch das hohe Gras dahinging und dazu unternehmungslustig die kleine Reitpeitsche schwenkte, schrak sie doch plötzlich zusammen über den häßlichen, schnarrenden Ruf eines Hähers, der wahrscheinlich in den Nußbüschen eine Nachlese gehalten hatte und nun entfloh. Aber gleich lächelte sie wieder: „Das ist man bloß der Holtschraag," dachte sie mit denselben Worten, die damals Fritz gebraucht hatte. Ob er wohl noch jetzt immer „man bloß" sagte? Und wie er überhaupt wohl jetzt aussah? Als Kind hatte er ein hübsches, gesundes Aussehen gehabt, aber so viele Sommersprossen, daß sein Gesicht anzusehen war wie das gesprenkelte Ei eines Wasserhuhns.

Hella schritt weiter durch das windstille, sonnige Schweigen, nur das Laub raschelte zu ihren Füßen und die Gräser, die ihr Kleid streifte. Sie kam an die alte Eiche, die noch stolz und grün emporragte und eine Unzahl von ihren Früchten in das Gras

gestreut hatte. Ein Eichhörnchen rannte in komischen Sprüngen davon und sprang in hastigen Sätzen an der rauhen Borke des mächtigen Stammes in die Höhe. „Katzeicher,“ dachte Hella unwillkürlich und lächelte. Hinter der Eiche senkte sich der Grund zu einem kleinen Erlenbruch, und diesen kleinen Abhang hinab hatte sich ein ungeheurer Strauch von wilden Rosen gelagert. Aber die zarte Pracht seiner unzähligen, blaßroten Blüten war längst entschwunden und hatte einer Unmenge von nützlichen Hagebutten Platz gemacht, die gleich Korallen leuchteten. So gelangte Hella endlich an das Ende der Lichtung, wo die glatten Stämme schimmernder Buchen emporstanden. Es verlockte sie, zu dem kleinen See vorzudringen, um zu sehen, ob die Mooshütte wohl noch stände, und den Platz wieder zu betrachten, an dem so freundliche Kindheitserinnerungen hafteten. In diesen gewaltigen Buchenhallen war es noch stiller als in der Lichtung. Die einfallenden Sonnenlichter hoben die aus dem welken Laube aufgetauchten Fliegenpilze in leuchtendem Scharlach hervor, und hie und da standen ganze Gesellschaften anderer Pilze, braun oder golden oder auch weiß, glänzend wie Porzellan. In der Höhe löste sich zuweilen ein reifes, welkes Blatt; man wußte nicht warum, bei der allgemeinen Stille der Luft. Vielleicht, weil ein Sonnenstrahl es traf, oder eine Mücke vorübersummte. Dann flatterte es langsam herab, leuchtete noch einmal auf in einem Sonnenstreif, verblaßte wieder im Dämmer und legte sich lautlos zu den übrigen. Die Füße

Hellas rauschten dahin über diese weiche Decke, die von vielen Herbsten dort aufgespeichert war, zuweilen schrie ein Specht, zuweilen tönte das feine „Sit, sit" eines Baumläufers, zuweilen schlüpfte eine rotbraune Waldmaus mit leisem Rascheln in das schützende Loch, dazwischen war immer wieder das träumerische Schweigen eines schönen, windstillen Herbsttages. Düstere Fichten lösten dann das auf schimmernden Säulen emporragende Hallendach des Buchenwaldes ab. Dahinter tönte plötzlich ein anhaltendes Rufen von wilden Enten; dort mußte sich der See befinden. Der grasbewachsene Weg, auf dem Hella jetzt leise dahinschritt, machte eine Biegung, und nun lag in Glanz und Schimmer plötzlich das freundliche Gewässer vor ihr. Sie trat näher zum Ufer, da standen mit lautem Klatschen hinter einer kleinen Rohrbreite eine Anzahl von Enten auf, um zu einer entfernten Stelle des Sees zu flüchten; sie hörte genau das taktmäßige Pfeifen ihrer schweren, aber schnellen Flügelschläge. Zwei scheue Reiher schwankten in der Ferne auf mächtigen, grauen Schwingen um eine bewaldete Landzunge, und ein Kragentaucher war plötzlich von der Wasserfläche verschwunden, um nach einer langen Weile an einer weit entlegenen Stelle wie durch Zauber wieder da zu sein. Die Wellenringe des aufgestörten Wassers schwangen sich in die Weite, allmählich verschwimmend, und bald wieder war der See so glatt wie Glas und schien einzig darauf bedacht, seine buchtigen, in allen Farben des Herbstes schimmernden Waldufer so genau wie möglich abzuspiegeln.

Die Mooshütte war noch da, aber vernachlässigt und verfallen, doch von den Rasenbänken sah man nur verschwommene Ueberreste, überwuchert von hohem Gras und jungem Buschwerk. Es schien, als sei dieser Platz seit Hellas Kinderzeit niemals wieder benutzt worden und in Vergessenheit geraten. Das junge Mädchen ging an den hohen Ufervorsprung, zögerte ein wenig und sah sich um, rief dann aber mutig ihren Namen über den See hinaus: „Hella!“ — Sie erschrak doch ein wenig, als ihre Stimme die Einsamkeit durchbrach und von den Waldbuchten her einige Male klar und deutlich der Ruf zurückkam. Dann lächelte sie aber gleich wieder: „Es ist man bloß das Echo.“ — Sie dachte jetzt an die Rückkehr und schlug eine andere Richtung ein, um auf einem neuen Wege den „Vogelsang“ wieder zu gewinnen. Als sie deshalb zu einem Wiesenstreifen am Ufer des Sees hinabstieg und dort entlang ging, ward sie durch ein plötzliches Rascheln erschreckt, und zugleich erblickte sie eine große Ringelnatter, die sich an ihr vorbei eilig durch das Gras wand und dem mit Weiden vermischten Uferschilfe zustrebte. Nun ward es ihr höchst unbehaglich in dieser Gegend, denn obwohl hier jetzt keine giftigen Schlangen mehr vorkommen sollten, wie sie das den alten Forstmeister und Freund ihres Vaters vielfach hatte versichern hören, so waren ihr doch diese unheimlichen Tiere auch ohne Giftzahn immer sehr verdächtig und unangenehm. Sie erinnerte sich zwar auch an Fritzens Ausspruch von den Snaken, die am Seeufer vorkämen und un-

schädlich seien, allein besser erschien es ihr doch, diese Gesellschaft zu meiden. Da nun gerade eine Art von Fußsteig auf die Höhe des Uferabhanges zu führen schien, so eilte sie dort hinauf und streifte hastig durch Hasel- und Dorngesträuch dahin. Aber mit dem Wege war es nur Schein gewesen, bald mußte sie sich mühsam durch die Büsche winden, dornige Zweige griffen nach ihrem Kleide und hielten sie auf, und dann, als sie endlich von einem alten Baumstumpf aus mit einem kleinen Sprunge das Freie gewinnen wollte, gab das morsche Holz nach, sie glitt aus, erreichte zwar noch eben das gewünschte Ziel, blieb jedoch mit der Schleppe ihres Reitkleides oben an den Dornen hängen, so daß sie dicht an den Busch gedrängt vollständig gefesselt dastand. Ohne sich den Anzug vollständig zu zerreißen, wußte sie sich nun kaum zu helfen, denn die Wendung, die sie machen mußte, um ihre Fesseln zu lösen, spannte das Kleid nur immer noch fester an.

Hella stand eine Weile und überlegte, während ihr Herz klopfte, daß sie es zu hören meinte. Dazu kam der unangenehme und aufregende Gedanke an die Schlangen, von denen sie annahm, daß sie in solchen alten, vermorschten Baumstümpfen, wie der in ihrer unmittelbaren Nähe, mit ganz besonderer Vorliebe nisteten. Sie stand eine Weile und überlegte. Es gab ein Mittel, loszukommen, und zwar eins, das wenig Schwierigkeit machte. Wenn sie herausschlüpfte aus ihrem Reitkleide wie eine Nuß aus der Hülse, dann gewann sie Freiheit der Be-

wegung und konnte die zurückgelassene Kleidung mit Leichtigkeit aus den Dornen lösen. Wenn aber in diesem Augenblicke jemand darüber zukäme, ein Jäger oder ein Holzsammler oder gar ein Mitglied der feindlichen Familie! Sie schauderte bei diesem Gedanken. Aber was sollte sie machen? Entweder sich mit kräftigem Rucke losreißen und ihr halbes Kleid in den Dornen lassen, oder jenen einfachen Weg ergreifen; anderes gab es nicht. Sie durchspähte den Wald nach allen Richtungen, wandte sich dann und ließ ihre Blicke am Seeufer entlang gleiten: alles war einsam und durchwebt vom stillen Sonnenschein. Sie preßte die Lippen in raschem Entschluß aufeinander, ihr Herz begann schneller zu pochen, und mit scheuer Hand fing sie an, die Knöpfe des Reitkleides zu lösen. Aber nicht weit war sie damit gelangt, als mit klatschendem Flügelschlag die Enten an einer anderen Stelle des Sees aufstanden, und sie, über dies Geräusch erschreckt, zusammenfuhr und innehielt. Sie blickte sich ängstlich um. Da am Ufer des Sees in der Ferne über dem Buschwerk war ein Kopf aufgetaucht, ein männlicher Kopf mit einem verblichenen Jägerhut bedeckt, und gleich darauf trat dort eine jugendliche Gestalt hervor, die, mit einem verschossenen Jägeranzug bekleidet, langsam das Ufer entlang schlenderte.

Hella ward in schneller Reihenfolge dunkelrot und leichenblaß, hastete mit verwirrten Fingern, die Knöpfe wieder zu schließen, und spähte dann, von leichtem Laubwerk und dem Schatten des Waldes

verborgen, auf den nahen Wanderer hin. Es war ein Jäger, das sagte ihr die Kleidung, und wahrscheinlich oder sicher ein Angestellter des feindlichen Gutes, der den Forst besichtigte. Waffen und Tasche trug er nicht, nur einen einfachen Stock, mit dem er zuweilen einige kunstvolle Lufthiebe ausführte oder eine verspätete Distel köpfte. Der Jäger mußte auf seinem Wege nahe an dem Fuße des Abhanges vorüberkommen, und nun galt es zu entscheiden, was zu thun war. Sollte sie sich verborgen halten, bis er vorüber war, oder ihn anrufen, daß er ihr zu Hilfe käme? Um darüber klar zu werden, mußte sie erst sein Gesicht genauer sehen, ob es Vertrauen erweckte. Zwar wurde dann ihr komisches Abenteuer der feindlichen Familie bekannt, und es gab für diese etwas zu lachen, allein was machte das, wenn man es nicht hörte? Der junge Mann kam näher, und Hella mußte sich sagen, daß er sehr vertrauenerweckend aussähe. Er hatte ein angenehmes und gutes Gesicht und blickte frei und treuherzig aus seinen dunklen Augen; dieser Jäger glich nicht dem bösen Kaspar aus dem Freischütz, sondern dem guten Max. Nur daß er nicht ganz so wabbelig erschien, wie dieser. Sie hatte das Gefühl, hier dürfe sie etwas wagen, und als der junge Mann ganz nahe war, wappnete sie sich mit dem ganzen Stolze ihres Mädchentums und mit der Würde und Hoheit, die der Tochter eines Gutbesitzers zukommen, und rief:

„Sie, Jäger! Kommen Sie hier mal schnell herauf und helfen Sie mir.“

Es ist mit Sicherheit festgestellt, daß der junge Mann ziemlich verblüfft ausgesehen hat, als er aus dem schweigenden Walde heraus und mitten in der vermeintlichen Einsamkeit also angeredet wurde, allein er verlor keine Zeit, sondern folgte auf der Stelle diesem Rufe. Man muß ihm ferner das Zeugnis geben, daß er nicht lachte, als er sah, welch ein lieblicher Vogel sich dort gefangen hatte, sondern eine würdevolle Teilnahme bewies, wie es sich ziemt, wenn ein Mitmensch also in Not geraten ist. Mit kritischem Scharfblick übersah er sofort die Lage, zog ein schönes festes und scharfes Taschenmesser hervor, klappte es auf und sagte: „Es ist man bloß . . . es ist nur dieser eine Dornbusch hier — das wollen wir gleich haben."

Damit setzte er das Messer an und schnitt mit einem kräftigen Zuge den Stamm des Weißdornes durch, so daß Hella auf der Stelle befreit war. Mit den ersten Worten, die der Jäger sprach, war mit der Geschwindigkeit eines Blitzzuges eine Reihe von Gedanken durch Hellas Köpfchen gefahren, und als sie nun ein wenig rosig angeblümt mit gesenkten Augenlidern dastand und die Schleppe ihres Kleides von den eingedrungenen spitzen Haken des Dornbusches befreite, da ward es ihr zur Gewißheit, was sie dachte. Er hatte „man bloß" gesagt. Er hatte bei seinen Dienstleistungen den linken Arm, der mit dem Daumen in den zugeknöpften Rock eingehakt war, gar nicht benutzt, sondern das Messer sehr geschickt ausschließlich mit der Rechten geöffnet. Und wie gut und hübsch und heldenhaft er aussah, trotz

der Sommersprossen, die sich über seinen Nasenrücken zogen! Sie hatte nun den Dornbusch aus den Falten des Kleides gelöst und warf ihn achtlos beiseite, denn sie wußte ja noch nicht, daß ihr Geschick an diesem grünen Zweige hing. Dann hob sie das Haupt und sah freimütig den Jäger an: „Sie sind Herr Fritz Dieterling!“ sagte sie.

„Und Sie Fräulein Helene Maifeld,“ war seine Antwort.

„Ich danke Ihnen,“ fuhr sie fort und hielt ihm die Hand hin. Der junge Mann drückte diese sanft und sagte: „O, es hat mir viel Vergnügen gemacht.“ — Hella lächelte unwillkürlich und flüchtig. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen!“ sagte sie dann. — „An diesem See war es zuletzt,“ erwiderte Fritz, „ich dachte eben daran, als ich dort unten entlang ging.“ — „Wie seltsam,“ sagte Hella, „das liegt wohl in der Luft, mir ging es vorhin gerade so.“ Dann seufzte sie ganz leicht, denn es ging ihr durch den Sinn, wie sich die Zeiten so böse verändert hatten. „Damals waren schöne Tage!“ sagte sie. — „Die gibt es heute auch noch,“ sprach Fritz rasch, und Hella schlug die Augen nieder vor seinem Blick. Dann wandte sie wie suchend und ungewiß den Kopf nach der Richtung, in der sie gekommen war. „Rustan wartet,“ sagte sie dann, und wandte sich zum Gehen. — „Wie, Rustan lebt auch noch?“ fragte Fritz rasch, „der muß doch schon uralt sein.“

„Es ist sein Nachfolger,“ sagte Hella, „er ist am Vogelsang angebunden und wartet auf mich.“

Damit machte sie eine vornehme kleine Verbeugung und wollte davon, aber Fritz war alsbald an ihrer Seite. „Sie könnten sich verirren," sagte er, „oder noch einmal . . ." hier schwenkte er seinen Stock über die Dornbüsche hin . . . „wenn es auch nur der Seebusch ist, es ist biesteriges Holz." — Sie schritten eine Weile schweigend nebeneinander hin durch den herbstlichen Wald, ein frühlingsfrisches, junges und blühendes Paar. Sie schienen füreinander bestimmt zu sein, und doch hatte menschliche Thorheit eine starre Mauer von Haß und Vorurteil zwischen ihnen errichtet. Aber holde Wünsche und zartes Sehnen sind leichte Schmetterlinge, die solche Mauer gar leicht überfliegen.

Dann sprachen sie allerlei von der Zeit ihrer Kindheit, harmlose Dinge von Pflaumen- und Apfelbäumen, Lieblingstieren und allerlei gemeinsamen kleineren Erlebnissen. Es war, als flüchteten sie sich aus der so häßlich veränderten Gegenwart in jene freundlichen Tage. Dabei gelangten sie an eine Lichtung, die eine kleine Fichtenschonung enthielt im Alter von etwa zehn Jahren. „Hier war es mit der Kreuzotter," sagte Fritz plötzlich.

Hella nahm fast ängstlich ihre Kleider zusammen, so daß Fritz lächelnd bemerkte: „So'n Viehzeug gibt's hier ja gar nicht mehr, ich glaube, das war damals die letzte ihres Stammes." Aber Hella ging doch ein wenig schneller, und während ihre Blicke über die dunkelgrünen Fichten schweiften, sagte sie: „Alles hat sich verändert seit jener Zeit, das eine ist verfallen, das andere verwachsen."

„Aber wir sind doch die alten geblieben," sprach Fritz schnell. Ein ganz zartes Rot stieg in ihre Wangen, sie sah gerade vor sich hin, nickte fast unmerklich, und indem sie ebenmäßig weiter schritt, sagte sie leise: „Ich glaube wohl."

Fritz hielt ihr in plötzlicher Aufwallung die Hand hin, sie ergriff dieselbe ohne Zögern, und nun sahen sich beide eine Weile treuherzig in die Augen. „Alles soll wieder gut werden!" rief er dann. „Ja, ja!" war ihre Antwort. Sie wußten beide, was sie meinten, obwohl keiner es aussprach.

Dann erreichten sie den Vogelsang, viel zu früh, wie beide heimlich dachten. Sie standen eine Weile unter der alten Eiche und sahen schweigend in den glänzenden Herbsttag hinaus, auf die schimmernden Sommerfäden in der Luft, auf die beackerten Felder, wo hie und da eine Glasscherbe diamantartig blitzte, und auf das ferne Braunsberg, das auf bewaldetem Hügel gelegen, mit roten Dächern aus den Baumwipfeln hervorschien. Nun wieherte Rustan, der seine Herrin erblickte und schon eine Weile vor Ungeduld emsig den Waldboden gescharrt und gestampft hatte; zugleich schwamm der dünne Klang der Mittagsglocke durch die hellhörige Luft; es war zwölf Uhr. — „In einer halben Stunde muß ich zu Hause sein," sagte Hella, und beide begaben sich zu dem ungeduldigen Pony. Fritz führte ihn in den Weg, dann setzte Hella den schlanken Fuß in seine Hand, er half ihr in den Sattel und gab ihr die Zügel. Sie zögerte noch eine Weile und blickte auf den Kopf des Pfer-

des, das mit dem einen Vorderhufe den Boden zierlich scharrte und mit dem Schweife die Schenkel peitschte. Dann reichte sie Fritz zum Abschiede die Hand. „Heißt es, auf Wiedersehen?“ fragte dieser.

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nicht an, sondern beugte sich vornüber, daß ihr Kopf fast die Mähne des Pferdes berührte, und in demselben Augenblicke schoß der muntere Pony mit ihr davon. Fritz blickte ihr nach, wie sie auf dem Wege am Rande des Waldes in eiligem Trabe dahinritt, und wie sie dann in den breiten Landweg einbog, der gerade auf Braunsberg zuführte. Dieser war von alten Haselhecken eingefaßt, und durch eine Lücke ward noch zuweilen die schlanke Reiterin sichtbar, oder wo die Büsche niedriger waren, schwebte ihr Köpfchen mit wehendem Schleier darüber hin. Dann schob sich ein Hügelhang vor den Weg, und nun war nichts weiter sichtbar als die sonnige Einsamkeit des klaren Herbstmittages. Die Sommerfäden zogen fast unmerklich dahin, auf dem Acker blitzten und funkelten die Scherben, weiterhin über dem satten Grün des Wiesengrundes revierte ein Bussard, zuweilen mit rüttelndem Flügelschlage an einer Stelle verweilend, aus dem Schornsteine des Herrenhauses von Braunsberg stieg kerzengerade eine schmale Rauchsäule in die ruhige Luft und von den fernen dämmernden Höhen der Elbberge schimmerte in zartem Umriß die Kirche von Borna herüber.

Fritz kehrte langsam auf demselben Wege, den beide vorhin gegangen waren, durch den Wald zurück. Als

er an der Stelle angekommen war, wo er Hella aus ihren Fesseln befreit hatte, nahm er den abgeschnittenen Dornbusch auf und betrachtete ihn liebevoll und sorgfältig. Als er einige Zeit später durch den Garten von Wildingshagen auf sein Vaterhaus zuschritt, trug er ihn noch in der Hand.

Daß am nächsten Vormittage Fräulein Hella Maifeld auf ihrem gewohnten Spazierritte wieder an dem Vogelsang vorüberkam, wo Herr Fritz Dieterling bereits seit einer Stunde nachdenklich und zuweilen in die Ferne spähend umherwandelte, ist einer jener merkwürdigen Zufälle, durch die die Geschicke der Einzelwesen sowohl als der Völker so oft in bestimmte Bahnen gelenkt werden. Wer nun aber wissen will, was an diesem und den folgenden Tagen jenes schönen Herbstes unter der alten, mächtigen Eiche auf dem Vogelsang geschehen ist, der muß hingehen und einen alten Waldkauz befragen, der schon seit vielen Jahren in einem schönen, geräumigen Astloch dieses Baumes seinen Wohnsitz hat. Denn dieser weise Vogel hat alles mit angesehen und angehört von dem Augenblicke an, wo er sich verwundert über den Klang menschlicher Stimmen in seiner Nähe ein wenig vorbeugte und mit seinen runden Eulenaugen auf das junge, schöne Menschenpaar niederblickte, bis zu jener Stunde, da an einem grauen Nebeltage zwei Wochen später dasselbe Paar unter Küssen und Thränen voneinander Abschied nahm. Von den bei dergleichen Gelegenheiten üblichen und so beliebten Schwüren ewiger Treue hat der kluge Vogel aber

nichts vernommen, denn solches hielten die beiden jungen Leute für selbstverständlich und keiner Beteuerung bedürftig. Fritz Dieterling ging wieder auf die landwirtschaftliche Hochschule, die er bereits vor dem Kriege besucht hatte, und erst zu Weihnachten war ein Wiedersehen zu erwarten. Jedenfalls würden sie auch dann eine Gelegenheit finden, sich zu sehen, und zur Sicherheit ward der Morgen des ersten Weihnachtstages für eine Zusammenkunft auf dem Vogelsang festgesetzt.

*

II. Im Schnee.

Nach einem schönen Herbste kam ein frühzeitiger Winter, der schon im November die Seen mit Eis und die Felder mit Schnee bedeckte, und bis gegen Weihnachten nahm die Kälte immer noch zu. Zuweilen war dazwischen ein milderer, trüber Tag, der aber nur neuen Schnee brachte; und hatten die Flocken dann genug gestäubt und gewimmelt, so stieg eines Morgens die Sonne aus rotem Nebeldunst; es folgten wieder klare, kalte und blendende Tage, wo die unendliche Schneewüste ringsum nur belebt war durch vereinzelte hungrige Krähen oder hie und da durch einen Schlitten, der einsam durch die Landschaft klingelte.

Am 24. Dezember wurde Fritz in Wildingshagen erwartet, und Herr Dieterling fuhr selber mit

einem Schlitten nach der vor einem halben Jahre erst eröffneten Bahnstation, um seinen Sohn abzuholen. Diese Stadt war dieselbe, die, nicht weit von Braunsberg gelegen, diesem Orte zum Absatze seiner Produkte und zur Versorgung mit Waren diente. Kurz hinter dem Walde von Wildingshagen, dem Seebusch, vereinigten sich die Wege, die zu beiden Gütern führten, die gemeinsame Straße lief dann auf einer Brücke über die Wacknitz und weiter durch einen ausgedehnten Hohlweg zu dem großen Bauerndorfe Büchtingshagen, wo der Anschluß an die Chaussee erreicht ward.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht vorher hatte es bei stiller Luft geschneit, und überall lag lose und wollig der frische Schnee, bog in dicken Ballen die Aeste der Fichten, saß nesterweise in dem feinverzweigten Buschwerk, zeichnete schimmernd die dunklen Linien der Aeste nach und hielt jedes welke Blatt mit einem kleinen weißen Polster bedeckt.

Der Schlitten des Herrn Dieterling klingelte munter in unberührtem Schnee durch den Seebusch. Zwischen den Stämmen des eingeschneiten Waldes lag ein zartvioletter Dämmer, und seltsam hob sich das schwere Dunkelgrau des gleichmäßig bewölkten Himmels gegen den weißen Silberschimmer der Erde ab. Es fißelte ein wenig, wie man dort zu Lande sagt, aber es war kaum festzustellen, ob dieser feine, leichte Schneestaub aus den Wolken kam oder durch einen leisen Luftzug von den Bäumen geweht wurde.

Krischan, der brave Kutscher, räusperte sich ein

wenig auf seinem Vordersitz, deutete dann mit der Peitsche auf den tiefgrauen Himmelsausschnitt am Ende der langen Schneise, in der sie fuhren, und sagte mit einer halben Wendung rückwärts zu seinem Herrn: „Dor sitt noch väl Snei inne Luft, Herr.“

„Lat'n sitten,“ antwortete dieser behaglich aus dem hochaufgeschlagenen Kragen seines Pelzes heraus. Krischan grinste ein wenig, halb respektvoll, halb ungläubig: „Ja, dei,“ sagte er dann, „dei ward nich lang mihr täuben. Un Wind kümmt ok. Oll Großvadder Römpagel hett hüt morn seggt, hei sitt em all in dei Knaken. Un wenn dei Oll dat seggt, denn hett dat noch ümmer stimmt, bäter as'n Premeter. Ja, ja.“

„Lat'n susen,“ antwortete hierauf Herr Dieterling, der gesonnen schien, sich auf nichts einzulassen, sondern alles der historischen Entwickelung zu überlassen. Krischan aber fuhr unbeirrt fort: „Dat künn uns äwer doch äklich begriesmulen in den ollen Hollweg an dei Wacknitz. Dor sall'n jo nu all knapp dörchkamen känen. Verläden Woch hebben's all mal den Regelinschen Baron dor rutschüffelt.“

„Na, wi warden jo seihn,“ sagte Herr Dieterling. Krischan zuckte die Achseln und wandte seine Aufmerksamkeit wieder ausschließlich den Pferden zu.

Hinter dem Seebusch, wo der Weg von Braunsberg einmündete, waren ganz frische Spuren sichtbar, vor kurzem mußte ein von diesem Dorfe kommender Schlitten dort vor ihnen her gefahren sein. Krischan räusperte sich wieder, deutete mit der Peitsche auf

die neuen Geleise im Schnee und dann mit dem Stiel über die Schulter weg nach Braunsberg und sagte: „Dei Brunsbarger stiegen in'n Erbgroßherzog af, sall ich bi Stadt Hamborg vörführen?“ Herr Dieterling grunzte etwas, das wie eine Beistimmung klang, und unter Schweigen ging die Fahrt weiter. Nun man aus dem Walde heraus war, konnte man bemerken, daß der Schnee nicht von den Bäumen wehte, sondern aus der Luft kam und sich langsam vermehrte, so daß er die Ferne bereits mit einem feinen, wimmelnden Dämmer erfüllte. Zugleich nahm der Wind zu und begann die schon gefallenen losen Flocken über den Boden hinzutreiben.

Als die Reisenden hinter der Brücke über die Wacknitz in den Hohlweg gelangten, sahen sie, daß der ihnen vorangefahrene Schlitten schon seine Not gehabt hatte, durch den hier besonders hoch aufgetürmten Schnee zu gelangen, jedoch zum Vorteil für das folgende Gefährt, das in den zurückgelassenen Spuren fahrend die Schwierigkeiten leichter überwand. Endlich war das Dorf Büchtingshagen erreicht, und nun bot der übrige Teil des Weges auf dem ziemlich hoch gelegenen Damme der Chaussee keine besonderen Schwierigkeiten mehr. Es waren noch zwei Stunden bis zur Ankunft des Zuges, die Herr Dieterling in dem behaglich durchwärmten Gastzimmer der Stadt Hamburg durch ein kräftiges Frühstück ausfüllte, während sich draußen das Schneetreiben vermehrte und die Flocken an die vereisten Fenster prickelten. Der Wirt, nach Weise dieser Leute so

guten Kunden gegenüber ein zerfließendes Gemisch von Wohlwollen und Hochachtung, kam mit sanften Katerschritten herbei, rieb die Hände zart umeinander und knüpfte eine kleine Unterhaltung an über das Schneetreiben, die Kornpreise und die ungeheure Zukunft, der das gute Zernin durch die Anlage dieser neuen Eisenbahn entgegengehe, und war bereit, Herrn Dieterling in jeder Hinsicht recht zu geben, wenn er auch noch soeben der ganz entgegengesetzten Ansicht gewesen zu sein schien. Es gehörte zu seinen Geschäftsprinzipien, immer ganz der Meinung des geehrten Herrn Vorredners zu sein.

Auf dem Bahnhofe traf Herr Dieterling zur rechten Zeit ein, allein der mit Weihnachtsreisenden stark besetzte Zug hatte wegen des ungewohnt großen Verkehrs und des Schneewetters eine halbe Stunde Verspätung, und als der Gutsbesitzer seinen Sohn aus dem Knäuel von küssenden und umarmenden Söhnen, Töchtern, Eltern, Tanten, Onkeln, Bräuten, Bräutigämmern, Freunden und Freundinnen glücklich herausgefischt und in den Schlitten befördert hatte, da war das Wetter draußen fast stürmisch geworden, und der Schnee jagte durch die Straßen, als seien die Hunde hinter ihm. Krischan begnügte sich, in einem triumphierenden Hinblick auf Großvater Römpagels prophetische Knochen, mit der Peitsche auf dieses Schauspiel hinzuweisen, und fort klingelte der Schlitten durch die engen Straßen der kleinen Stadt, über deren Giebeln der Schnee hintanzte, an deren Dachvorsprüngen er wie Rauch entlang fegte. Auf

der Chaussee, wo der Wind ringsum über freie Feldfläche dahinjagte, konnte man kaum die Augen geöffnet halten, denn nicht allein, daß der Schnee vom Himmel unabläßig herniederwimmelte, nein, auch der früher schon gefallene war in Bewegung, sauste in mächtigen Wolken über die Ebene dahin, füllte jeden Graben, jede Vertiefung und häufte an jedem Hindernis mächtige Wehen empor. Glücklicherweise war aber wegen ihrer erhabenen Lage auf einem Damme die Bahn auf der Chaussee selbst glatt und eben. So gelangte man nach Büchtingshagen, in dessen tiefer gelegenen Dorfstraße das Fortkommen schon schwieriger ward, denn an jedem Hause, jedem Zaun, ja überhaupt jedem geeigneten Ort hatten sich mächtige Schneewehen aufgetürmt, die zu überwinden den Pferden manche Anstrengung kostete. Trotzdem war es an schnell verwehenden Spuren bemerklich, daß kurz vorher ein anderer Schlitten denselben Weg gemacht haben mußte. Als das Gefährt an dem stattlichen Dorfkruge von Büchtingshagen vorüber war, und die letzten Häuser des Dorfes passierend in den Weg gegen die Wacknitzbrücke zu einlenkte, wendete Krischan sein verschneites Haupt halb zur Seite gegen seinen Herrn und sprach bedächtig: „Sall mi doch mal wunnern, Herr, un bün doch nieglich, wo wi hüt Heiligabend fiern warden.“

„Ach, wat,“ antwortete dieser, „man tau, Krischan, dörch den Hollweg möt't wie un nahst hett dat nix mihr to seggen. Du sühst doch dei Sledentraden vör uns. Wo dei anner dörch kümmt, dor warst du doch woll nich hacken blieben.“

Krischan grinste fast unmerklich: „Jeja," sagte er, „dei ward dor woll all insitten as'n Proppen inne Buddel." Damit wandte er sich wieder und trieb seine mutigen Pferde hinein in das weiße Schneegewimmel. Zuerst ging es wohl, da sich der Weg in gleicher Fläche mit seinen Ufern dahinzog, als sich diese aber zu beiden Seiten zu erhöhen begannen, da wuchs auch zugleich die Menge des Schnees, der sich hinter dem Ufer an der Gegenwindseite aufgehäuft hatte, die Pferde waren genötigt, ihre Gangart zu mäßigen, und stampften schnaubend und zuweilen sich mächtig schüttelnd im Schritt daher.

Fritz Dieterling war, nachdem er die notwendigsten Fragen und Antworten mit seinem Vater ausgetauscht hatte, den ganzen Weg über in Gedanken und Grübeleien versunken gewesen. Insbesondere lag es ihm am Herzen, wie bei solchem wahnsinnigen Wetter die für morgen, den ersten Weihnachtstag, verabredete Zusammenkunft am Vogelsang zu stande kommen solle. Selbst wenn sich dieses Schneetreiben bald legen würde, sah er die Möglichkeit nicht ein, da alle Wege so gut wie ungangbar waren, noch dazu für ein zartes, junges Mädchen. Und der zweite Gedanke war einer, der ihn in diesem ganzen Vierteljahre kaum einen Tag verlassen hatte, nämlich der, wie unsinnig doch die Feindschaft dieser beiden Väter sei, deren Familien sonst durch jahrelange Freundschaft verbunden gewesen waren. O, wie viele herrliche Versöhnungsreden hatte er in Gedanken schon gehalten, und auch jetzt, mitten in dem großen Schnee-

gestöber wirbelten solche Worte in seinem Kopfe wie Schneeflocken umher und ließen ihn alles andere kaum beachten.

Da mit einem Mal stand der Schlitten. Die Pferde, bis an die Brust im Schnee, dampften und vermochten ihn nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Krischan sah sich um: „Je, Herr, nu 's 't ut.“

Der Hohlweg machte hier eine kleine Biegung, und an diesem Orte hatte sich der Schnee ganz besonders angehäuft. „Wenn wi utstiegen,“ sagte Herr Dieterling, „denn mag't jo noch gahn.“ Vater und Sohn kletterten aus ihren Fußsäcken in den tiefen Schnee und auf das Ufer an der Windseite, wo der Boden ziemlich rein gefegt war. Als sie dort oben standen, bemerkten sie gleich hinter der Biegung des Hohlweges dicht vor sich einen zweiten Schlitten in derselben Lage, nur noch tiefer in den Schnee verfahren. Auch dessen beide Insassen waren im Begriff auszusteigen und das Seitenufer zu gewinnen, das an jener Stelle ziemlich steil war. Da eine in Pelze und Mäntel gehüllte Dame dabei war, so eilte Fritz schnell hinzu, um ihr behilflich zu sein, und als er niederknieend die Hände hinabreichte, durchzuckte ihn ein vergnügter Schreck, denn in diesem Augenblicke wehte der Wind den Schleier beiseite, und Hellas Antlitz schaute ihm, von verstohlener Freude lieblich gerötet, entgegen. Er half ihr das Ufer ersteigen und leistete dann auch dem dicken Maifeld den nötigen Beistand. Von hier oben übersah

man gleich, daß es ein aussichtsloses Unternehmen war, in diesen Hohlweg noch weiter einzudringen, denn an seinem vorderen Ende, wo er am tiefsten und dem Unwetter am heftigsten ausgesetzt war, befand er sich fast gestrichen voll Schnee.

Herr Maifeld übersah dies mit Feldherrnblick und traf seine Anordnungen. „Johann," brüllte er mit einer Stimme, die gewohnt war, über Felder und Wiesen hinweg Befehle zu erteilen, „mit dei beiden Brunen kümmst du noch dörch, wenn du sei äwer dat Aeuwer lerrst. Denn sett di up dat Sadelpierd un mak, dat du na Hus kümmst, un denn bring so väl Lühr mit Schüffeln mit, as jichtens tau kriegen sünd. Wi gahn so lang nach Büchtingshagen in'n Kraug!"

Herr Dieterling, der die Befreiung seines Schlittens aus dieser mißlichen Lage natürlich nicht seinem Feinde verdanken wollte, gab seinem Krischan unverweilt denselben Auftrag, und so haspelten sich die beiden Kutscher mit den abgespannten Pferden nach rückwärts, leiteten sie auf dem ziemlich schneefreien Ufer der Windseite einen Fußweg entlang, brachten sie auf diesem Umwege glücklich den Abhang an der Wacknitz hinab und zuckelten dann, alsbald im Schneegestöber verschwindend, davon, um ihre Aufträge zu erfüllen.

Unterdes hatte auch Maifeld natürlich seinen Gegner erkannt, Fritz hatte sich nach geleisteter Hilfe wieder respektvoll zu seinem Vater zurückgezogen, und während nun die beiden Paare kämpfend mit Wind

und Schneetreiben in gemessener Entfernung voneinander dem Dorfe Büchtingshagen zustrebten, bewegten die mannigfachsten Gedanken ihre Gemüter. Hella war erfüllt von Bangigkeit, wie diese Sache ablaufen würde, und zugleich von Glück über das unvermutete Wiedersehen mit ihrem Geliebten. Freilich, ob es so ganz unvermutet war, das konnte man wohl ein wenig in Frage stellen. Denn da sie ganz genau wußte, an welchem Tage und mit welchem Zuge Fritz in Zernin ankommen mußte, so traf es sich höchst merkwürdig, daß sie gerade um diese Zeit ganz notwendige und unaufschiebliche Besorgungen in der Stadt zu machen hatte, wieder einer jener Zufälle, die oft von ungeahnten Folgen sind.

Fritz dagegen war von stürmischen Gedanken erfüllt, die einander drängten und jagten. Dieser glückliche Zufall, der die beiden feindlichen Männer zum ersten Mal nach zehn Jahren an einen Ort führte, wo sie sich nicht entrinnen konnten, dieser vielleicht niemals wiederkehrende Augenblick durfte nicht ungenutzt vorübergehen. Aber wie? das war die Frage.

Die beiden Väter aber ärgerten sich, verdammten diesen häßlichen Zufall und schnauften, da sie beide wohlbeleibt waren und in schweren Pelzen steckten, mit Anstrengung durch den hohen Schnee dahin. Es war Nachmittag, die Dämmerung machte sich bereits bemerklich, und ehe die Hilfe von den Dörfern kam und Bahn in den Schnee geschaufelt war, konnten einige Stunden vergehen. Und so lange mußten sie in der sogenannten Herrenstube des wohleingerichteten

Dorfkruges von Büchtingshagen mit einander aushalten. Eine Partie Whist mit dem Strohmann bildeten sie allerdings gerade, aber daran war ja gar nicht zu denken. Verdammte Geschichte!

Dieterling und sein Sohn langten zuerst an und nahmen von dem alten Roßhaarsofa an dem einen Ende des Zimmers Besitz, Maifeld und Tochter ließen sich am andern Ende auf dem neuen glanzledernen nieder. Zwischen beiden Parteien herrschte Schweigen und Dämmerung. Die freundliche Wirtin kam herein, bedauerte redselig das Schicksal der im Schnee Steckengebliebenen und nahm deren Bestellungen entgegen, während eine Magd den alten, schwarzen Kachelofen bis an den Rand voll Holz stopfte, so daß bald ein mächtiges Gebuller anhub und der Feuerschein auf dem Fußboden des dämmerigen Zimmers tanzte. Draußen prickelte noch immer der Schnee an die Scheiben, doch hier drinnen wäre es ganz behaglich gewesen, hätte nicht das Gespenst eines alten Haders zwischen beiden Parteien gestanden.

Fritz Dieterling, der still und brütend in seiner Ecke gesessen hatte, schien endlich seinen Plan fertig zu haben, er stand leise auf und ging hinaus. Drinnen wurde es allmählich dunkler, denn Licht hatten sich die beiden Herren einstweilen noch verbeten. Sie fühlten sich wohler, wenn sie einander nicht sahen. Beide rauchten in schweigendem Brüten „as wenn 'n lütt Mann backt“, und jeder sah die Zigarre des andern wie einen Glühwurm aus dem Dunkel leuchten. Die beiden Männer saßen in ihren Ecken wie

zwei Gewitterwolken; und wenn sie in der Wucht der Gedanken, die sie bedrängten, stärker an ihren Zigarren zogen, so wetterleuchtete es auch, während ihr zeitweiliges Räuspern wie entfernter Donner klang. So saßen sie eine lange Weile, bis es ganz finster war. Da machte sich draußen auf der Diele ein Geräusch bemerklich, und ein heller Lichtstreif wanderte durch die Thürritze auf dem Fußboden hin. Plötzlich öffnete sich die Thür, und ein Strom von Helle ergoß sich in das Zimmer, denn die Wirtin trat herein, in jeder Hand eine Lampe. Hinterher folgten zwei stämmige Dienstmädchen und trugen einen für vier Personen gedeckten Tisch mit lauter guten Sachen besetzt. Dann kam Fritz mit einer mächtigen Bowle Weinpunsch, die ringsum herrlichen Duft verbreitete. Diese setzte er mitten auf den Tisch, die Wirtin stellte die Lampen daneben und ging mit ihren beiden Gehilfinnen eilends wieder hinaus. Eine dumpfe Stille war ringsum verbreitet, die beiden Väter sahen starr und drohend aus, und Hella war blaß geworden wie draußen der frischgefallene Schnee. Auch Fritz schien ein wenig bedrückt von der Schwere dieses bedenklichen Augenblicks, denn er atmete tief und preßte die Lippen aufeinander. Dann aber faßte er sich, stützte leicht die Fingerknöchel auf den Tisch und sprach mit klarer, vernehmlicher Stimme:

„Verehrte Anwesende, ich bitte nur um wenige Augenblicke Gehör für eine ganz kleine Geschichte, die ich erzählen will. Es waren einmal zwei Männer, die beide ihr Vaterland innig liebten und bemüht

waren, zu seinem Gedeihen so viel beizutragen, als nur in ihren Kräften stand. Ueber die Wege zu diesem Zwecke aber waren sie nicht einig, und da jeder glaubte, der seine sei der einzig richtige, so gerieten sie darüber in ein Zerwürfnis, und sie, deren Familien in ererbter Freundschaft durch viele Jahre miteinander verbunden waren, die Trauer und Freude, Leid und Lust bis dahin miteinander geteilt hatten, betrachteten sich mit Haß und Verachtung und lebten fortan in Feindschaft. Jahre vergingen, da kam plötzlich wie aus blauer Luft ein gewaltiger Krieg in das Land mit einem alten und mächtigen Feinde. Das Land, in Parteien vielfach zersplittert, vergaß seine politischen Kämpfe, Nord und Süd, die sich soeben noch feindlich gegenübergestanden hatten, reichten sich brüderlich die Hände, aller Hader war vergessen, alle Feindschaft vorbei, der einen großen, gemeinsamen Gefahr gegenüber. Vereinigt gingen sie Schulter an Schulter gegen den Feind und warfen in unglaublich kurzer Zeit seine gewaltige Macht zu Boden. Ungeheurer Jubel herrschte in dem geeinigten Lande, Träume der Sehnsucht gingen in Erfüllung, die alte Kaiserkrone strahlte in neuem Glanze, und die goldene Zeit war da, eher, als irgend jemand geglaubt oder geahnt hatte. Die beiden Männer jedoch, deren ich vorhin erwähnte, trugen ihren alten Groll hinüber in das neue Reich, das glorreich, mächtig und einig dasteht, eine Bürgschaft des Friedens. Das war nicht gut, und darum kommt einer der jungen, der selber mitgeholfen hat in diesem Kampfe, er

kommt mit der herzlichen Bitte an die beiden Männer, sie möchten ihren alten verjährten Groll hinüberwerfen auf die andere Seite, wo Haß und Hader, Zank und Streit begraben liegen, hoffentlich für ewige Zeit. Der liebe Gott zeigte ihnen so sichtlich den Weg, er sendete einen gewaltigen Schneesturm und führte dadurch die beiden Männer zusammen an einen Ort, er that dies am heiligen Abend vor Weihnachten, zu einer Zeit also, die im ganzen deutschen Lande und weit hinaus, überall, wo nur Deutsche wohnen, den freundlichen Empfindungen der Liebe, der Freundschaft und des Wohlwollens geweiht ist. —

Keine bessere Stunde könnten sie finden, den alten Hader zu begraben und sich versöhnlich die Hände zu reichen, als diese, in der einst die Engel sangen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!'"

Eine tiefe Stille herrschte, als Fritz seine Rede beendigt hatte; da setzten draußen wie auf Verabredung die Kirchenglocken ein, das Weihnachtsfest einzuläuten — langsam anschwellend tönten die feierlichen Klänge durch die stille Winternacht. Fritz nahm zwei gefüllte Gläser, das eine reichte er Hella mit den leise geflüsterten Worten: „Bring's meinem Vater!" das andere gab er Herrn Maifeld, der sich vor Rührung gewaltig räusperte und dem wahrhaftig eine dicke Thräne über die gebräunte Wange lief. Herr Dieterling erhob sich schwerfällig vor der jungen Dame, die ihn so lieblich flehend ansah; auch in seinem Ge-

sichte zuckte und arbeitete es wunderlich, und als sie seine Hand ergriff und ihn führte, da folgte er wie willenlos. Maifeld, von Fritz geleitet, kam ihm entgegen, sie stießen an mit den Gläsern und drückten sich die Hände, stumm, aber gewaltig. Endlich gewann Herr Maifeld Macht über sich und fand seine Sprache wieder:

„Ein famoster Kerl, dein Sohn," sagte er, „solchen möcht' ich woll haben!"

„Na, und so'n schönes, liebes Töchting!" erwiderte Herr Dieterling, „das ließ ich mir auch woll gefallen."

O wie hell horchte Fritz auf, als er diese Worte hörte! Mit einem Mal war er an Hellas Seite, zog sie, die den Kopf an seine Brust schmiegte, an sich und rief: „Dieser Wunsch, liebe Väter, kann auf der Stelle in Erfüllung gehen — wir haben nichts dagegen!"

Die beiden Männer waren ganz starr vor Verwunderung und sahen erst sich, dann das schöne Pärchen an.

„Ne, so'n Racker!" sagte Herr Maifeld endlich.

„So'n Jesuwiter!" fügte Herr Dieterling hinzu, wobei jeder den eigenen Sprößling meinte. Aber was sollten sie machen, überrumpelt waren sie nun einmal, und da die alte Feindschaft plötzlich zu Ende war, so lag auch nicht der geringste Grund dagegen vor. Sie schenkten also die Kinder einander zum Weihnachten, setzten sich behaglich an die reichbesetzte Tafel, und es herrschte Friede und Wohlgefallen.

Nach einiger Zeit kamen der biedere Krischan und der brave Johann, und nachdem sie ihrer Verwunderung Herr geworden, als sie die beiden Parteien so friedlich und einig bei einander fanden, da meldeten sie, daß in einer Stunde etwa die Schlitten vorfahren würden, da dann die Arbeit der Säuberung des Hohlweges beendet sein würde. „Einundtwintig Kierls hebben wi dor bi krägen,“ sagte Krischan, „dat schafft! Un dat sniet nich mihr un is ganz stiernklor un barborschen kolt!“

Als die Wirtin zufällig eintrat, da rief Herr Dieterling vergnügt: „Gaud, dat Sei rinkamen, Fru Nägendank, nu gahn S' mal bi un nehmen S' wat Ehr gröttst' Pott is, und den'n maken S' mal vull Krock von Rum, äwer nich tau stark von Water, un'n poor Gläs' bi, un dat geben S' Krischan'n mal mit. Un Krischan, du seggst dei Lühr, sei süllen Herrn Maifelden sin Gesundheit drinken!“

„Un Fru Nägendank,“ rief dann Herr Maifeld, „denn nehmen S' mal glik Ehren annern gröttsten Pott und maken S' em vull Krock von Arak, äwer ok nich tau stark von Water, un 'n poor Gläs' bi, un dat geben S' minen Johann mit. Un du, Johann, seggst dei Lühr, sei süllen Herrn Dieterling leben laten!“

Die beiden Kutscher grinsten und versprachen diese Aufträge zur Zufriedenheit zu erfüllen.

Nach einer Stunde etwa klingelten die mit frischen Pferden bespannten Schlitten vor der Hausthür, die Versöhnten und die Verlobten hüllten sich

in Mäntel und Pelze, stiegen in ihre Fußsäcke und fuhren hinaus in die kalte, sternklare Winternacht. Als sie an das Ende des Hohlweges kamen, da standen die Wildingshäger Leute auf der einen, die Braunsberger auf der anderen Seite des Ufers, und die Frau Wirtin mußte wohl zu den Kutschern einiges geschwatzt haben, denn die Männer präsentierten ihre Schaufeln und brüllten, so laut sie konnten:

„Dei jung' Herr sall leben, un dat Frölen ok dorneben, vier Faut hoch!"

„Vier Faut", sagten sie, denn also übersetzten sie Vivat in ihr geliebtes Plattdeutsch. Aber die, denen dieses Hoch galt, lebten ja viel höher in dem seligen Reiche der Hoffnung und Erwartung holden Glückes. Und ob sie nun auch bald getrennt dahinfuhren durch die blaue, funkelnde Winternacht und den silberglänzenden Schnee, sie trugen in ihren Herzen den jungen Frühlingsmorgen mit rosigem Gewölk und dem Gesange jauchzender Lerchen.

Engelbert.

I. Der Strandhof.

Am Strande der Ostsee liegt ein großer Wald, der sich meilenweit am Ufer entlang zieht und fast ebenso tief die ewige Wiederholung ragender Stämme und grüner Wipfel ins Land hinein erstreckt. Aber nicht überall tritt dieser mächtige Wald unmittelbar an den Strand heran; Moor- und Wiesenflächen breiten sich zuweilen hinter dem Schutze der Dünenhügel aus und an dem einen Rande zieht sich eine Zunge von Ackerland weit hinein. Dort liegt schon seit uralten Zeiten der Strandhof, ein einsames Bauerngut, zwischen dem Brausen des Meeres und dem Rauschen der Wipfel so recht aus der Welt. Im Sommer kommt wohl einmal ein Händler mit dem Packen auf dem Rücken, der an die Hausfrau Bänder und bunte Tücher, Knöpfe und Nesteln oder dergleichen verkauft oder ein Aufkäufer, der Enten und Hühner oder ein fettes Kalb mit sich nimmt, sonst sieht man selten einen Menschen dort, mit Ausnahme vielleicht eines jagdliebenden Fischers aus einem entfernten Dorfe, der in den Dünen nach einem Hasen ausgeht oder mit seiner alten, rostigen Entenflinte nach Strandvögeln schießt.

Im Winter jedoch zeichnen sich in der weiten beschneiten Umgegend keine anderen Fußspuren ab, als die des Wildes, der Hirsche, die, aus dem Walde hervorkommend, nach Aesung suchen, der Hasen, die nach des Bauern Kohl gehen, und der Füchse, wenn sie, mit nachschleppender Rute den Schnee fegend, nach Raub spähen.

Es mag nun wohl sein, daß ein durch viele Generationen fortgesetzter Aufenthalt in einer rauhen Einsamkeit dem Geschlechte der Borgwalds auf dem Strandhofe die finstere und schweigsame Art mitgeteilt hatte, die ihnen eigen war. Der jetzige Besitzer, Johann Borgwald, machte von der Weise seiner Väter keine Ausnahme, seine schmalen, zusammengekniffenen Lippen waren ebenso wortkarg wie die seiner Vorfahren und unter seinen buschigen Augenbrauen schauten zwei kalte, blaugraue Augen hervor, denen der Ausdruck der Güte und Milde fremd war. Und doch hatte dieser harte Mann eine Stelle in seinem Herzen, wo aus dem rauhen Grunde freundliche Blumen hervorblühten, das war der Ort, wo die Liebe zu seiner Gattin Maria wurzelte. Diese war eine milde, schöne Frau, die selbst in der groben Bauernkleidung wie ein vornehmes Wesen erschien. Was mochte sie wohl bewogen haben, aus ihrem freundlichen Bauerndorfe am Ufer des anmutig gewundenen Wiesenbaches diesem harten und kalten Manne in solche rauhe Einsamkeit zwischen den Dünenhügeln des Meeres und dem finsteren Eichenwald zu folgen? War es nur die innere Güte ihrer Natur

gewesen, die es ihr so schwer machte, nein zu sagen, oder liebte sie diesen Mann wirklich? Sie war stets freundlich und hingebend gegen ihn, der allerdings ihr gegenüber seine besten Seiten entfaltete. Vor ihren Blicken milderte sich die Härte seines Wesens, ja er ging mit ihr so zart und freundlich um, daß seine eigentliche Natur wie umgewandelt erschien.

Kinder waren diesen Leuten versagt geblieben; trotzdem spielte ein kleiner, freundlicher Knabe Namens Engelbert um sie herum und sagte Vater und Mutter zu ihnen. Damit hatte es eine eigene Bewandtnis. Am Morgen nach einem gewaltigen Sturm aus Nordwesten heulte ein Hund gar jämmerlich vor dem einsamen Gehöfte und scharrte dazu so heftig an der Hausthüre, daß der Bauer erwachte. Als er aufstand und hinausging, fand er dort einen großen Neufundländer, der sichtlich erfreut an ihm emporsprang und auf alle Weise auszudrücken suchte, Borgwald möge ihm folgen. Als der Mann dieses that, rannte das Tier eilfertig die Dünenhügel empor und verschwand dahinter. Borgwald langte auf der Höhe an und sah nun in der Ferne am Strande außerhalb des Bereiches der noch mächtig ans Ufer brandenden Wogen ein blaues Häufchen liegen. Der Hund stand daneben, indem er diesen Gegenstand abwechselnd beleckte und abwechselnd in ein lautes, klagendes Heulen ausbrach. Als Borgwald näher kam, fand er dort einen kleinen Knaben von etwa vier Jahren in feines, blaues Tuch gekleidet. Das Kind war bewußtlos und lag regungslos da, allein

als der Mann sich über sein Gesicht beugte, merkte er, daß noch ein leises Atmen aus seinem blassen Munde ging. Rings war außer einigen wenigen Trümmern eines Bootes nichts zu bemerken. Borgwald nahm den Knaben auf den Arm und brachte ihn seiner Frau. Diese voll innigen Mitleides entkleidete den kleinen Findling, legte ihn ins Bett und rieb und erwärmte ihn. So kam er wieder zu sich und war nach einigen Tagen frisch und gesund. Was man im Laufe der Zeit von ihm herausbrachte, war außer seinem Namen Engelbert nur wenig. Er wußte von einem schönen Hause und Garten, in dem er gelebt hatte, auch schwarze Menschen seien um ihn gewesen. Seine Mutter und sein Vater aber hätten weiße Gesichter und weiße Hände gehabt. Dann wären sie auf das Schiff gekommen und immer und immer auf dem Wasser gefahren, und Pluto, der große Neufundländer, hätte zuerst nicht mitgesollt, aber da hätte er so viel gebeten, und er wäre doch mitgekommen. Wie er mit dem Hunde an das Land gelangt war, wußte er nicht zu sagen. Später erzählte er noch einmal von großen Vögeln, die er gesehen hatte. Deren Namen konnte er nicht nennen, aber nach seiner kindlichen Beschreibung mußten es Pfauen gewesen sein. Als die Bauerfrau, die diese Vögel von ihrem Geburtsdorfe her kannte, ihm das Gebaren solcher Tiere schilderte, da leuchteten seine Augen; er rief: „Ja, so war's!“ und beschrieb mit seinen Armen einen Kreis, um anzudeuten, wie große Räder sie geschlagen hätten.

Alle Nachforschungen waren vergebens, man hörte nichts in der Gegend von einem gescheiterten Schiff, noch von einem vermißten Knaben, und so blieb Engelbert, da Frau Maria ihn sehr lieb gewonnen hatte, auf dem Strandhofe.

*

II. Die Dünen.

Der Knabe gedieh in dem kräftigen Gemisch von See- und Waldluft und wuchs empor ohne Gespielen wie eine einsame Blume. Als er größer ward, lehrte ihn Frau Maria aus der Bibel das Lesen und erzählte ihm die schönsten Geschichten daraus, bis er sie auswendig wußte. Dann ging er hinaus in die Dünen und spielte den schönen Joseph oder den starken Simson. Der Knecht des Bauern machte ihm eine Schleuder, damit zog er hinaus in den Krieg und erlegte den fürchterlichen Riesen Goliath. Die Freundschaft zwischen David und Jonathan rührte ihn unbeschreiblich. Oftmals, wenn die See still war, die ganze weite Gegend im Schimmer der Sonne lag und die grüne Mauer des Waldes schweigend dastand, saß er auf dem höchsten Dünenhügel, blickte über die angrenzende Heide, die sich in ferne, blaue Dämmerstreifen verlor, und schaute aus, ob sein Jonathan nicht kommen würde. Aber die weite eintönige Fläche blieb leer und es zeigte sich niemand. Welche Seligkeit, einen Gespielen und solchen Freund wie Jo-

nathan zu besitzen. Er wollte gern für ihn sterben, wenn es sein mußte, und alle seine Schätze mit ihm teilen. Zwischen den Dünenhügeln in ein heimliches Nest unter dichtem Dorngestrüpp hatte er sie zusammengetragen, glänzende Kiesel vom Ufer der See und glattgespülte Steine. Manche schimmerten in weißem Milchglanz, andere in sattem Purpurbraun und andere waren von buntem Geäder schön durchzogen. Hunderte von kleinen Muscheln in der Farbe des Morgenrotes hegte er dort und andere wieder, die inwendig in sanftem Perlmutterglanze schimmerten. Wenn heftige Stürme den weiten Uferstrich hoch mit Tang bedeckt hatten, so suchte er dazwischen nach Bernstein und fügte, was er fand, seinem Schatze bei. Er hatte Stücke gesammelt von der Größe einer Nuß bis zum Umfange eines Gänseeies. Einige schimmerten klar, wie durchsichtiges Gold, andere waren dunkelkastanienbraun, andere wieder mattgelb und von weißlichem Gewölke durchsetzt. Ein Stück hatte er einmal gefunden, glasgrün und durchsichtig, das hielt er besonders hoch. In den Dünen und am Seestrand war noch vieles, das ihm wohl gefiel. Dort blühte in ganzen Flächen der violette Meersenf, untermischt mit Meerkohl und anderen fettblättrigen Salzpflanzen. Auf den Dünen rauschte der Strandhafer und im Schutze der Hügel, wo sich einzelne Dornbüsche und genügsames Weidengestrüpp angesiedelt hatten, waren mächtige Stranddisteln aufgeschossen, die mit ihren blaugrünen, gezackten Blättern und ihren blauen Blütenköpfen wie rechte Märchenblumen

dastanden. Und wie herrlich war überall der schöne, ebenmäßige Sand, der so sanft und reinlich durch die Finger floß. Aus lauter kleinen, winzigen Steinchen war er zusammengesetzt, die glashell oder milchweiß glänzten; doch wenn man näher zusah, waren auch purpurne und schwarze Pünktchen dazwischen. Welche Wonne, darin zu wühlen, sich einzugraben oder Berge davon zu türmen oder am feuchten Strande Teiche und Kanäle zu bauen!

Wenn er dann genug gespielt und geträumt hatte, ging er nach Hause zu Frau Maria, saß zu ihren Füßen und horchte auf ihre sanfte Stimme. Sie sang ihm alle Lieder und erzählte ihm alle Geschichten und Märchen, die sie wußte. Aber während der kleine Engelbert gedieh und freudig heranwuchs, von Luft und Sonne bräunlich und schön wie Joseph, schwand Frau Maria mehr und mehr dahin. Ihr Antlitz war bleich und ihre Augen müde und weilten oft träumend in der Ferne, als suchten sie dort hinter abendroten Wolkenhöhen ein besseres Land. Sie hatte schon früher zuweilen das kleine Bündelchen, das die Kleidung enthielt, in der Engelbert gefunden war, hervorgeholt und dem Knaben alles gezeigt und ihm eingeprägt, daß dies sein größter Schatz sei, weil diese Gegenstände einmal zur Ermittelung seiner Eltern führen könnten. Jetzt that sie es immer wieder, öffnete das Medaillon und ließ ihn die blonden Haare betrachten, die darin lagen, und war bemüht, in seinen Geist die Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Dinge zu pflanzen. Hatte sie dann

alles wieder zusammengeschnürt, so machte sie den Knaben jedesmal auf die Stelle im Wandschrank aufmerksam, wo die Sachen verwahrt lagen. —

Eines Tages im Frühling, als die Apfelbäume blühten, saß Frau Maria zur Abendzeit mit dem kleinen Engelbert im Baumgarten. Die müden Hände mit dem Strickzeug waren in den Schoß gesunken und sie blickte über den finstern Wald hinweg in die rosigen Abendwolken. Dann sagte sie plötzlich: „Nun werde ich bald von dir gehen, Engelbert."

„Wohin willst du gehen?" fragte der Knabe.

„In den Himmel."

„Wo liegt der Himmel?"

„Weit hinter dem großen Walde hinter den Wolken."

„Ist es dort schön?"

„Dort ist es herrlich und alles Leid hat ein Ende!"

„Sind auch Pfauen dort?"

„Dort ist alles, was schön und köstlich ist!"

„Mutter, ich will mit in den Himmel."

„Ach, Engelbert, du wirst hier bleiben," sagte die Frau, und eine Thräne rann still über ihre bleichen Wangen.

*

III. Böse Zeiten.

Nicht lange nach dieser Unterredung legte sich Frau Maria zu Bette und stand nicht wieder auf. Der Arzt aus der benachbarten Stadt wurde geholt,

allein er konnte nicht mehr helfen. Eines Tages sah Engelbert, wie der Bauer, den Kopf auf die Arme gelegt, am Tische saß und schluchzte, daß sein ganzer Körper erschüttert ward. Dies erschien ihm unheimlich und furchtbar; er lief zur Mutter, um sie zu fragen, was solches zu bedeuten habe. Diese aber lag bleich und still mit geschlossenen Augen im Bette und antwortete ihm nicht. Er faßte ihre Hand und sprach lauter, allein die Hand war kalt wie Eis und die Mutter rührte sich nicht. Da kam mit verweinten Augen die Magd herein, faßte ihn an der Hand und führte ihn hinaus und sagte: „Deine Mutter kann dir nicht mehr antworten, sie ist tot und ihre Seele ist im Himmel.“

Ganz verwirrt ging Engelbert hinaus durch den Garten und über die Weide in die Dünen. Er dachte an Pluto, der vor einem Jahre gestorben war und auch nicht wieder aufstehen wollte. Sie hatten ihn in den Dünen begraben und einen Stein auf den Ort gewälzt. Dort saß der Knabe nun und grübelte. Nun war die Mutter im Himmel und lag doch in ihrem Bette; wie war das möglich? Wurde sie nun auch eingegraben und ein Stein auf sie gewälzt? Wie konnte sie dann aber im Himmel sein? Zuletzt fühlte er sich so einsam und verlassen, drückte das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Am anderen Tage fuhr der Bauer aus und kam am Nachmittag mit einem langen, schwarzen Kasten wieder zurück, da hinein legten sie die Mutter. Am nächsten Morgen war der Deckel draufgenagelt und

nun ward der Sarg auf den Wagen geladen und fortgefahren, aber Engelbert durfte nicht mit. Er stieg auf einen Dünenhügel und sah lange dem Wagen nach, wie er über die Heide fuhr, auf das nächste Kirchdorf zu. Es war ein stiller Tag, die See lag glatt, denn nur ein leichter Wind kam vom Lande her, und so konnte er hören, wie von der Kirche her langsam und traurig die Glockentöne über die Heide geschwommen kamen. Dann, als er den Wagen nicht mehr sehen konnte, ging er in das Haus zurück. Dort war es leer und einsam, nur die alte graue Katze ging wie suchend in den Zimmern umher. Er wußte nun, daß er ganz allein sei in der Welt.

Der Bauer nahm seine verwitwete Schwester ins Haus, die von ebenso rauher und harter Gemütsart war, als er selber, und nun kamen böse Tage für Engelbert, denn beide konnten ihn nicht leiden, weil ihnen sein träumerisches und stilles Wesen mißfiel und er sich in allen Verrichtungen, zu denen er angehalten wurde, so unanstellig zeigte. Schläge und harte Scheltworte wurden ihm täglich zu teil, und oftmals, wenn er abends in seinem kleinen Kämmerlein im Bette lag, indes draußen die See ans Ufer brauste, konnte er nicht schlafen und weinte nach seiner Mutter und wünschte sich zu ihr in den Himmel. Am liebsten wäre er fortgelaufen in die weite Welt, allein er fürchtete sich, man würde ihn zurückbringen, und es würde schlimmer werden, denn zuvor. So ging der Sommer dahin. Eines Tages

im September saß er an seinem Lieblingsplatze auf dem Dünenhügel, da sah er den Heideweg entlang einen Mann kommen, der einen großen Packen auf dem Rücken trug. Er kannte ihn wohl; es war ein fahrender Händler, der zuweilen auf den Strandhof kam, um seine Waren dort anzubieten. Früher war das immer ein Fest für Engelbert gewesen, als Frau Maria noch lebte, wenn der fremde Mann seine bunten Schätze auskramte und seine Tücher und Bänder mit großer Zungenfertigkeit anpries. Es war dann auch immer ein Spielzeug, ein Bilderbogen, eine Näscherei oder dergleichen für ihn dabei abgefallen. Obwohl er nun wußte, daß sich solches jetzt nicht ereignen würde, trieb ihn doch die Neugier dem Hause zu. Er schob sich geräuschlos durch die halboffene Thür in die Stube und hörte zu, wie die Schwester des Bauern mit dem Manne handelte. Als nun alle Bedürfnisse befriedigt waren und die Frau den Wandschrank geöffnet hatte, um ihre Einkäufe dort unterzubringen, fiel zufällig Engelberts kleines blaues Bündel heraus. Die Frau zog halb in Gedanken die Schleife auf, die es zusammenhielt, und das Medaillon mit der goldenen Kette glitt klirrend auf den Tisch. Der Händler griff mit gierigen Fingern darnach und betrachtete es lüstern, denn er sah gleich, daß es von schwerem Golde war. „Wollt Ihr mir das Ding verkaufen?“ fragte er.

„Wieviel gebt Ihr für das ganze Bündel?“ antwortete die Frau.

„Die Kleidungsstücke haben für mich keinen Wert,“

sagte der Händler, „aber ich will sie mit in den Kauf nehmen,“ und dann feilschten sie darum.

Engelbert geriet in eine furchtbare Angst, denn Frau Maria hatte ihm zu tief eingeprägt, welchen Wert diese Sachen für ihn hätten. Als er nun sah, daß die beiden handelseins wurden, verwandelte sich seine Furcht in eine Art wilder Entschlossenheit, er sprang plötzlich vor und rief: „Du darfst das nicht verkaufen, das gehört mir!“

Die Frau sah ihn anfangs ganz starr an, dann lachte sie höhnisch: „Du unnützer Esser,“ sagte sie, „den wir um Gottes willen kleiden und ernähren und zum Guten anhalten, du solltest dich freuen, daß du einen Teil deiner Schuld auf diese Art abtragen kannst! Was will so ein gefundener Betteljunge mit goldenen Ketten?“

Als aber der Knabe schrie und weinte und sich nicht beruhigen wollte, ward die Frau böse, schlug ihn tüchtig und stieß ihn trotz seines Sträubens zur Thür hinaus. Als er dort nun mit geballten Fäusten stand und sein Leib von wildem Schluchzen erschüttert ward, kam der Knecht herbei, der einen großen Bernstein in der Hand trug und ihn dem Händler anbieten wollte. Als Engelbert dies sah, kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er rannte fort in die Dünen zu dem Orte hin, wo er seine Schätze aufbewahrte, raffte alle seine Bernsteine zusammen, band sie in ein Tuch und setzte sich hinter einem Busche auf die Lauer. Es dauerte eine ganze Weile, bis der Händler kam. Dieser mußte wohl ein gutes Geschäft

gemacht haben, denn von Zeit zu Zeit nahm er seinen Stock unter den Arm und rieb sich vergnügt die Hände. Aus einer der weiten Taschen seines schlumpigen Rockes sah das blaue Bündel hervor. Engelbert ging auf den Mann zu und bot ihm seine Bernsteine für die verkauften Sachen. Der Mann betrachtete die Stücke mit gieriger Miene, besonders das grüne schien ihm ins Auge zu leuchten. Dann that er aber gleichgültig und sagte: „Die Dinger sind nichts wert." Zugleich ließ er sie aber in eine andere seiner großen Taschen gleiten. „Fünf Groschen will ich dafür geben," fuhr er dann fort, „oder willst du lieber einen großen Gummiball oder ein schönes Taschenmesser?"

So ging Engelberts Hoffnung dahin, aber er war plötzlich entschlossen, auch das letzte Mittel zu versuchen. Ehe der Mann es sich versah, hatte er ihm das blaue Bündel aus der Tasche gezogen und rannte damit dem Walde zu. Zwar legte der Händler, so schnell es ging, seinen Packen ab und machte sich an die Verfolgung, allein er war mit seinen steifen Beinen der Leichtfüßigkeit des Knaben nicht gewachsen, und als sich dieser, am Waldrand angelangt, umblickte und Atem schöpfte, sah er den Mann scheltend und fluchend wieder auf den Strandhof zueilen.

*

IV. Die Flucht.

Was sollte Engelbert nun anfangen? Sollte er sein Bündel im Walde verbergen und wieder nach Hause zurückkehren? Aber eine furchtbare Strafe war-

tete dort auf ihn; auch wußte er, daß man ihn so lange martern würde, bis er die Sachen wieder herbeigeschafft hatte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als wie er ging und stand, barfuß und ohne Mütze, in die weite Welt zu laufen. Er schritt in den Wald hinein, so rasch er konnte, manchmal lief er auch eine Strecke. Bald kam ihm ein Bach in die Quere. Als er hinabstieg, merkte er, daß zu dieser Jahreszeit das Wasser ganz flach über die gerundeten Kiesel daher lief und er beschloß, in dem Bachbette weiter zu wandern, zumal das rieselnde Wasser so angenehm über seine heißen Füße floß. Ohne daß er es ahnte, war dies zu seinem Heil, denn dadurch ward seine Spur verlöscht, daß Hunde sie nicht zu finden vermochten. Er ging so lange in dem Bache entlang, bis er an die sumpfigen Wiesen gelangte, wo dieser seinen Ursprung nahm. Zuweilen stand er und horchte, denn immer glaubte er die Stimmen von Verfolgern oder das Bellen von Hunden zu hören. Dann stieg er einen kleinen Abhang hinauf und schritt, unter hohen Eichen durch eine mächtige Wildnis von Adlerfarnkraut, das ihm weit über den Kopf emporreichte. Die Dämmerung brach schon herein, als er endlich an eine finstere, fast undurchdringliche Fichtenschonung gelangte. An deren Rande wanderte er weiter, bis die Dunkelheit zu groß ward. Dann fand er einen Ort, wo ein großer Stein lag, über den sich die hängenden Zweige der Fichten hinstreckten. Hinter diesem Stein ward dadurch eine trockene Höhlung erzeugt. Dahinein kroch er und beschloß, dort zu übernachten. Er hatte noch ein Stück

trockenes Brot in der Tasche, das zog er hervor und aß es. Dann sprach er sein Abendgebet und versuchte zu schlafen. Aber sein aufgeregtes Blut ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Nacht war nun hereingebrochen, und in der Stille wurden allerlei Töne laut, die den Knaben ängstigten und erschreckten. Zuweilen raschelte und tappte es in dem Fichtendickicht, oder es kam von ferne ein klagender Schrei. In abgemessenen Pausen ertönte er und jedesmal näher. Dann hörte er ihn über sich, und dann verlor er sich wieder in der Ferne. Es war wohl eine Eule, die auf Raub ausflog. Manchmal vernahm er ein heiseres Bellen und manchmal ein Geräusch wie von schleichenden Schritten. So lag er und lauschte mit zitterndem Herzen manche Stunde. Durch eine Lücke in den Zweigen konnte er den Himmel sehen mit unzähligen, ruhig glitzernden Sternen; das tröstete ihn ein wenig. Endlich machte sich doch die Ermüdung nach der Aufregung und dem weiten Marsche geltend und er entschlief.

Als er am Morgen fröstelnd erwachte, war die Sonne schon seit einiger Zeit aufgegangen. Kaum war sich Engelbert seiner Lage bewußt geworden, als der Laut einer menschlichen Stimme an sein Ohr schlug und ihm das Blut im Herzen stocken machte. Es war die Stimme des Strandbauern und bald darauf hörte er auch den Händler sprechen. Dann bellte plötzlich der kleine Teckel des Bauern, der einen Hasen aus dem Lager gejagt hatte, und machte sich mit der Jagdwut, die diesen Tieren eigen ist, an dessen Verfolgung, ohne sich durch die lauten, scheltenden Zu=

rufe seines Herrn behindern zu lassen. Bald klang sein Kläffen schon aus weiter Ferne. Dann hörte Engelbert, der dicht hinter den Stein gedrückt mit aller Anstrengung lauschte, wie der Bauer sprach: „Es nützt nichts, wir wollen nur umkehren. Der Hund hat dort am Bach schon die Spur verloren und wird sie wohl nicht wiederfinden. Der Hunger wird den Bengel wohl wieder ans Haus treiben. Aber dann gnade ihm Gott, ich will ihm die Knochen so mürbe schlagen, daß er sein Lebtag nicht wieder ans Ausreißen denkt."

Der Händler erwiderte etwas, und dann hörte der Knabe, wie sich die Schritte der beiden langsam entfernten. Als er nichts mehr vernahm, wagte er den Kopf herauszustrecken und sich umzuschauen. Ringsum war niemand mehr zu sehen. Trotzdem traute er sich nicht hervor, sondern kroch langsam und vorsichtig in das Fichtendickicht, bis er eine kleine, freie Stelle fand, wo der Boden mit dichtem, weichem Moose bedeckt war. Dort lag er eine lange Weile und horchte auf jeden Laut. Aber im Walde war rings Friede, nur ein leichtes Singen ging durch die Fichtenzweige, zuweilen zog eine Schar zwitschernder Meisen über ihn hin, zuweilen schrie ein Specht, und über dem besonnten Dickicht summten in der Luft die Fliegen. Endlich trieb der Hunger ihn wieder hervor und zwang ihn, seinen Weg fortzusetzen. Aber der nordische Wald ist nicht sehr gastfrei und gibt nicht viel her, wenn man nicht List und Gewalt anwenden kann. Lange suchte er vergebens, bis er endlich einige verspätete Heidelbeeren fand. Gegen Mittag endlich gelangte er

in einen steinigen, nur mit einzelnem Buschwerk bewachsenen Grund. Dort fand er Nüsse, wenn auch nicht viele, denn sie waren in dem Jahre nicht geraten, allein er konnte doch etwas seinen Hunger stillen. Ueber die bemoosten Findlingsblöcke hin rankten Brombeeren, die dicht besät waren mit blaubereiften Früchten, das war seine Zukost. Weiter und weiter irrte der kleine verlassene Knabe durch Hochwald und Dickicht, durch Farngestrüpp und Moorgrund. Am Abend fand er einen trockenen, mit Laub fast angefüllten Graben. In den verkroch er sich und schlief dort die Nacht.

Des andern Tages setzte Engelbert seine Wanderung fort, allein schon waren seine Füße wund, denn spitze Steine hatten sie zerschnitten und Dornen sie geritzt. Ohne Plan, immer vom Hunger gequält, ging er weiter, so lange die Beine ihn tragen wollten. Einmal fand er einen wilden Birnbaum und verzehrte die darunter liegenden Früchte, obwohl sie herbe und sauer waren und ihm den Mund zusammenzogen. Am Abend dieses dritten Tages kam er an den Rand eines sumpfigen Moores und kroch dort zur Nacht unter einen Reisighaufen. Aber in dem Moore wohnten die bösen Fieberdünste. In der Nacht brauten die Nebel dort und gegen Morgen träumte dem Knaben, daß aus grauem, wühlendem Dunst eine bleiche Frau hervortauche und langsam auf ihn zuschwebe. Die Angst ergriff ihn vor dieser Schreckgestalt, denn sie hatte die kalten, blassen Augen der Schwester des Strandbauern. Er wollte entfliehen, allein er vermochte sich nicht zu rühren. Langsam kam die Ge-

stalt auf ihn zu; es schien, als wenn ihre Füße an demselben Orte blieben und nur der Leib sich länger und länger dehnte. Sie beugte sich über ihn und küßte ihn mit eisigen Lippen auf die Stirn. Der Knabe schrie auf und erwachte mit einem stechenden Schmerz im Kopfe. Ringsum war nichts zu sehen als Nebel; seine Kleider waren feucht und das Blut brannte in seinen Adern. Er machte sich auf und wanderte weiter. Um sein Haupt war es wie ein glühender Dunst, und zuweilen ward sein Leib von eisigem Frost geschüttelt. Aber immer bewahrte er treu sein kleines Bündel. Er hatte es mit Bindfaden fest umschnürt und trug es wie eine Reisetasche umgehängt an seiner Seite.

V. Im Himmel.

Wie lange Engelbert dann noch gewandert ist und ob es noch Tage und Nächte gedauert hat, war ihm wohl selber nicht bewußt, aber eines Tages kam er aus dem Walde heraus. Rings lag zwar alles wieder in dichtem Nebel, allein ihm war doch klar, daß er nun das freie Feld vor sich hatte. Nicht lange, so schwand der Nebel vor der Sonne dahin und tropfte in blitzenden Perlen von den Blättern, und rings in den Büschen waren die zahlreichen Spinnweben wie zarte silbergestickte Tücher ausgebreitet. Allmählich verlor sich auch der leichte Dunst, der noch die Ferne verschleierte, und nun lag klar und golden die schimmernde Welt vor Engelberts Augen ausge-

breitet. Dieser achtete nicht darauf und schwankte müde mit wunden Füßen den Weg entlang, der sich am Rande des Waldes hinzog. Ihn trieb ein dumpfes Gefühl, daß er vorwärts müsse und immer vorwärts. Vor ihm lag ein großes Dorf, und bald war zu seiner Seite eine Steinmauer, überragt von mächtigen Baumwipfeln. Als er weiter schritt, wurden an dieser Steinmauer zwei mächtige, von Urnen gekrönte Pfeiler sichtbar, die ein gewaltiges Thor von eisernem Schnörkelwerk einschlossen. Engelbert schleppte sich heran und starrte durch das Gitter. Wie herrlich war es hier — das prägte sich selbst seinen dumpfen, vom Fieber zerrütteten Sinnen ein. Ein sanfter Rasenplatz hob sich dort empor, auf dem in farbigen Gruppen leuchtende Herbstblumen schimmerten. Im Hintergrunde lag ein weißes Schloß mit blitzenden Fenstern. Auf dem Rasen gingen wunderbare Vögel einher; ihr Gefieder schillerte in der Sonne und der eine schlug mit seinem Schweif ein mächtiges Rad, also daß er in einem Glorienschein von glänzenden Farben dastand. Mit einmal trappelte und knirschte es auf dem reinlichen Kies der Gartenwege und vorüber schnurrte eilends ein seltsames Gefährt. Es war ein kleiner zierlicher Wagen, bespannt mit zwei schneeweißen Ziegenböcken, die rotes, glänzendes Geschirr trugen. Darin saß und kutschierte ein kleines Mädchen, schön wie ein Engel, mit langen goldfarbigen Locken. Das Kind sah, indes es vorüberfuhr, verwundert auf den armen Knaben hin. Wunderliche Gedanken gingen Engelbert durch den Sinn. Die Mutter hatte gesagt, weit hinter dem

großen Wald hinter den Wolken ist der Himmel. Dort gibt es alles, was schön und herrlich ist, auch Pfauen. Er war nun hinter dem großen Walde und dem Nebel, das waren die Wolken gewesen. Er war so krank und wenn man so lange krank war, dann starb man und kam in den Himmel, und dann war alles gut. Seine Sinne verwirrten sich immer mehr und alles schwamm vor seinen Augen. Er sah nur noch wie einen weißen Schimmer das kleine Mädchen zum zweitenmal vorüberfahren, dann ward es Nacht um ihn. Mit dem leisen Ausruf: „Mutter, Mutter, ich bin da!" glitt er an den Stäben des Thores nieder und sank zu Boden.

Das kleine Mädchen hatte dies gesehen. Sie hielt ihr Gefährt an, lief an das Thor und rief dem Knaben. Aber dieser antwortete nicht. Sie eilte in das Haus zu ihrem Vater; es kamen Leute, die den Kranken aufhoben und hineinbrachten. Es ward nach einem Arzt gesendet, allein alle Hilfe war zu spät, der Knabe kam nicht mehr zur Besinnung und nach einigen Tagen war er tot.

Alle Anstrengungen, die der Herr des Schlosses machte, Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen, waren vergebens, niemals wurde seine Herkunft aufgeklärt.

Auf dem friedlichen Kirchhofe des Dorfes liegt er begraben. Aber das ist nun schon lange her; der kleine Hügel ist eingesunken, Gras und Buschwerk und wilde Blumen wuchern darüber hin, und niemand mehr weiß den Ort zu sagen, wo der kleine Engelbert seine letzte Ruhe fand.

Sonnenuntergang.

⁂

Hoch an dem Ufer eines der schönen, norddeutschen Landseen lag eine weiße Villa. Bis an den steilen bewaldeten Abhang, dessen Fuß schon vom Wasser des Sees bespült ward, erstreckten sich die Gartenanlagen — grüne, sanfte Rasenplätze abwechselnd mit Gebüschgruppen, und hohe, alte Bäume mit Ruhesitzen darunter — bis sie endlich mit einem kleinen, auf dem vorspringendsten Punkte erbauten Borkenhäuschen endigten. Von hier schaute man weit und ungehindert über den See hinaus bis an das gegenüberliegende Ufer, wo fern die Türme der Residenz hervorragten.

Es war im Spätsommer; ein wunderschöner Tag neigte sich dem Abend zu. An eine Säule des Borkenhäuschens gelehnt, stand eine schlanke Frauengestalt und schaute unverwandt über den See hinaus. Still und glatt lag er da in der glühenden Nachmittagssonne, kein Fahrzeug war zu sehen, nur zuweilen fuhr in der Ferne eins der kleinen Vergnügungsdampfboote vorbei, in Luft und Wasser einen langen Streif hinter sich lassend, während das taktmäßige Arbeiten der Maschine leise herübertönte.

An jener Insel, die in selbstbeschaulicher Schönheit im spiegelnden Wasser lag, vorbei, spähten die dunklen Augen der jungen Frau den Wasserweg entlang, den ein Boot von der Stadt aus einschlagen mußte. Zuweilen hob ihre Brust ein tieferer Atemzug, und sie ließ dann wie zur Erholung die Augen über den See hingleiten zu einem Schwan, der still auf der Fläche dahin schwamm, zu einer Möwe, die ein spielendes Fischlein herausgeholt, oder auf die verschwimmenden Kreise, wo dies geplätschert hatte . . . aber es war wie ein gedankenloses Starren und gleich wieder wanderten die Augen den alten Weg nach der Stadt, deren Türme und Giebel in weißlichem Sonnendufte dalagen. — Den alten, wohlbekannten Weg — wie oft hatte sie nicht des Abends ausgeschaut in süßer Erwartung mit klopfendem Herzen, bis sie dann fern den dunklen Punkt schwimmen sah, und das Boot immer größer und größer erschien, bis sie den unterscheiden konnte, der darin saß und schon von ferne mit dem Tuche winkte . . . bis das Boot dann landete und er den gewundenen Pfad hinaufeilte und sie in seine Arme schloß.

Dort lag so friedlich die Insel; am Ufer hingen die Weiden, dunkle Schatten werfend, über das Wasser, und an einer baumfreien Stelle hatte der Junge die Kühe zur Tränke getrieben. Die rotbunten Tiere standen bis an den Bauch im klaren Wasser; dazu blies der Junge auf einer Rohrflöte und die Herdenglocken läuteten. Auf jener Insel hatte sie ihn zuerst kennen gelernt. Sie war damals ein halb erwach-

senes Mädchen; dunkle, tiefbraune Augen und schweres braunes Haar, das sie damals wie jetzt in aufgerollten Flechten trug und ein zierlicher Wuchs waren das Schöne an ihr. Die Insel ward oft von Gesellschaften zum Vergnügen besucht, und so hatten auch sie sich dort getroffen. Er war ein schöner Mann von vollendeten Umgangsformen und beachtete das kleine Mädchen fast gar nicht, das ihn im stillen bewunderte und innerlich stolz und beglückt war, als er ihr galant das Taschentuch aufhob und bei der Gelegenheit einige Worte mit ihr sprach, die sie aus Verlegenheit kaum zu beantworten wußte. Seit jener Zeit trug sie sein Bild als ein Ideal von Ritterlichkeit und Männerschönheit mit sich herum.

Aber die Zeit schwand, und sie sah ihn nicht wieder. Sie war arm und lebte mit ihrer Mutter fast ganz von der Gnade eines wohlhabenden Verwandten, der mit ihnen in seinem Landhause am See wohnte. Von sanfter und nachgiebiger Gemütsart, vermochte sie dem Drängen der Mutter nicht zu widerstehen, als dieser Verwandte um ihre Hand anhielt, und sie ward die Frau eines Mannes, den sie nur wie einen Vater lieben konnte, und der auch dem Alter nach ihr Vater hätte sein können. Jedoch nach einigen Jahren einer ruhigen, freud- und leidlosen Ehe erkrankte der Gatte und starb nach kurzer Zeit in den Armen seiner jungen Gemahlin, die pflichtgetreu weder Tag noch Nacht von seinem Lager gewichen war.

Ein Jahr verging, und die junge Witwe, die die Trauerkleider abgelegt hatte, begann wieder am ge-

selligen Leben teilzunehmen. Es war ein frohes Gefühl der Freiheit über sie gekommen und wenn sie früher nur ein tiefes Sehnen nach Glück und Liebe im Herzen getragen hatte, so durfte sie jetzt die Hoffnung hegen, diese auch zu finden.

Um diese Zeit hatte sie ihn wiedergesehen, abermals auf jener Insel. Ihre Eigenart machte ihn auf sie aufmerksam. Das Fremdartige ihrer Erscheinung und die Tiefe und Innigkeit ihres Wesens übten den Reiz der Neuheit auf den Weltmann aus. Er zeichnete sie aus und sie war glücklich darüber, denn im Grunde ihres Herzens hatte doch noch immer sein Bild geruht. Sie erinnerte daran, daß sie schon alte Bekannte seien, und auch ihm kam das schmächtige Mädchen von damals wieder in die Erinnerung. Seit der Zeit trafen sie sich öfter und immer deutlicher gab er seine Neigung zu erkennen. Dazu kam, daß er von seinen Verwandten gedrängt ward, zu heiraten und ihm eine entfernte Cousine in Vorschlag gebracht war, durch deren Hand ihm bedeutende Reichtümer zufielen. Er aber, der jene nicht kannte und jede Bevormundung haßte, hatte eine Abneigung gegen diesen Plan gefaßt und kurz — eines Tages bot er der jungen Witwe Herz und Hand an. Nun begann eine selige Zeit für sie. Es schien, als habe der Himmel ihr Herz so lange in Ruhe und Stille bewahrt, um es empfänglich zu machen für das überströmende Glück, das er aus seiner vollsten Schale über sie ausgoß. Nun kamen die wunderbaren Abende, wo sie ihn erwartete, wenn er in seinem Boote über den See gefahren kam.

Einen ganzen Frühling dauerte dies Glück. Allmählich wendete sich sein Herz, wenn es überhaupt je bei ihr gewesen war, von ihr ab; es war bei ihm nur eine Täuschung gewesen. Das, was ihn zuerst angezogen hatte, die Tiefe und Innigkeit ihres Wesens, vermochten seinen lebhaften oberflächlichen Geist nicht auf die Dauer zu fesseln. Ihr Herz schlug warm bei Dingen, die ihm gleichgültig oder langweilig waren, wo er leicht darüber hinging, suchte sie tief zu gründen. So sehr sie das an ihm liebte, was ihr abging, die Leichtigkeit und Eleganz der Bewegung, die äußere Liebenswürdigkeit, mit der bei ihm alles in Erscheinung trat, so wenig fesselte ihn ihr schwerfälliges, gemütreiches Wesen. Er konnte sich diese Frau nicht als die Repräsentantin eines glänzenden Haushaltes vorstellen, wie sie ihm als Ideal vorschwebte; diese Frau, die von geistreichem Geplauder keine Ahnung hatte, deren Wesen nichts war, als Liebe und Poesie in der Liebe. Sie sprach nie viel und konnte sich lange begnügen, ihn anzusehen und sein lockiges Haar zu streicheln, aber sie schrieb Briefe voll Geist und Gemüt und Beredsamkeit des Herzens. Bei ihm war es umgekehrt, ihn mußte man sprechen hören und sehen, bei ihm lag der Zauber in der Art, sich zu geben.

Sie hatte sein Kaltwerden bald empfunden, wie sehr er auch strebte, es zu verbergen. Er kam wie sonst gewissenhaft jeden Abend, und auf jeden Abend hoffte ihr armes Herz, bis es endlich matt ward und nicht mehr zu hoffen vermochte. Unwiederbringlich,

wie jetzt die Sonne langsam sank am Horizont, sah sie seine Neigung schwinden.

Um diese Zeit lernte er seine Verwandte kennen, die in der Residenz zum Besuch war. Hier fand er alles, was er suchte, eine brillante, funkelnde Außenseite, Witz, Lebhaftigkeit, Gewandtheit, das vermochte ihn eher zu fesseln, als die sanfte stille Frau am See. Er kam oft mit jener zusammen; und es fanden sich auch sogenannte mitleidige Seelen, die es für ihre Pflicht hielten, der jungen Witwe alles auf eine gewisse schonende Weise mitzuteilen, die das Marterndste ist, was je erfunden ward.

Sie klagte nicht, sie machte keine Vorwürfe, aber während einer Zeit, wo er in notwendigen Angelegenheiten verreist war, faßte sie unter Seelenkämpfen einen Entschluß, den sie am heutigen Abend gewillt war auszuführen; denn heute wollte er zum erstenmal nach seiner Reise wieder zu ihr kommen.

Die Sonne glitt langsam in ruhiger Majestät der Stadt zu — die junge Frau mußte die Hand über die Augen halten, weil sie der Glanz blendete; da sah sie endlich das Boot auf der flimmernden Wasserfläche erscheinen. Sie zuckte zusammen, das Herz erbebte ihr und starr wie in einem Bann, die Hand fest aufs Herz gepreßt, schaute sie auf sein langsames Nahen. Es wirbelte vor ihren Augen — Sonnenbilder glänzten und zuckten durcheinander — ein Schwindel ergriff sie, doch sie wollte stark sein und biß die Zähne aufeinander, bis sie der Ohnmacht Herrin ward. Und langsam nahte sich das Boot

und stieß ans Land. Er hatte schon von ferne gewinkt und gegrüßt; wie mechanisch hatte sie es beantwortet. Nun kam er den gewundenen Weg, der zur Höhe führte, herauf, und sie eilte ihm nicht entgegen wie wohl sonst in glücklicheren Tagen, sondern an die Säule des Häuschens gelehnt, erwartete sie ihn. Sein Anblick, wie er in die Thüröffnung trat, der Ton seiner Stimme übten den alten Zauber auf sie aus und wie unwillkürlich trat sie ihm entgegen und duldete seine Umarmung. Er war strahlend und liebenswürdig wie immer und fragte sogleich in besorgtem Tone nach ihrem Befinden, da ihm ihre Blässe und ihr zurückhaltendes Benehmen auffiel. „Es ist nichts," sagte sie, „es wird vorübergehn." Er hatte sich auf eine Bank gesetzt und mit ihrer schmalen weißen Hand spielend erzählte er ihr, die neben ihm stand und von der Glorie der sinkenden Sonne angestrahlt war, von seiner Reise, munter und launig, wie es seine Art war. Sie hörte ihm halb zu und nickte zuweilen mechanisch bei dem, was er sagte — in ihr wogte und kämpfte es wieder, ihre Seele rang nach Worten, nach einer Einleitung zu dem, was sie ihm sagen wollte.

Jetzt schwieg er und schaute sie wieder besorgt an, das Wesen seiner Braut erschien ihm rätselhaft.

„Ich habe mit dir zu reden," sagte sie, und er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte — „willst du mich ruhig anhören?"

„So sprich doch, du ängstigst mich!" rief er aus,

„ist vielleicht in meiner Abwesenheit etwas vorgefallen?“

„Nein, nicht in deiner Abwesenheit,“ sagte sie, und man merkte, wie sie mühsam nach Fassung rang, „es ist schon länger her.“ — Sie fühlte, sie müsse schnell zu Werke gehen, wenn ihre Kräfte ausreichen sollten, und darum fuhr sie fort: „Aber ich bin in dieser Zeit zu einem Entschluß gekommen, — ich bin zu dem Entschlusse gekommen, mit dir einmal ernsthaft über unser Verhältnis zu sprechen.“ —

Er erwiderte nichts und schaute mit seltsamer Spannung in ihr bleiches Antlitz.

„Ich halte es für meine Pflicht, dir mitzuteilen,“ fuhr sie fort, „daß ich der Meinung bin, wir haben uns ineinander getäuscht. Ich fühle, wie unsere Herzen sich immer mehr voneinander entfernen, und ich fürchte, wir werden niemals miteinander glücklich sein. Es ist darum wohl besser, wir lösen ein Band, das uns beiden nur zur Qual gereichen kann.“

Sie schwieg und schaute starr in die untergehende Sonne, die eben anfing rot und glühend hinter dem mächtigen gotischen Dome der Stadt zu versinken.

Er erwiderte eine Zeitlang nichts — ihn trafen diese Worte zu überraschend. In ein seltsames aufregendes Gemisch von Gedanken hatten ihn dieselben gestürzt. Nur seine Ehrenhaftigkeit, nicht die Liebe hielten ihn noch an seine Braut gefesselt — er hätte, wo er sich geliebt glaubte, nie sein Wort zurückgenommen — aber jetzt — ihn schwindelte fast, doch endlich fand er Worte — Worte. — Er sprach viel

und aufgeregt und aus seinen Reden leuchtete nur zu deutlich die innerliche Freude über diese Wendung der Dinge hervor, obgleich er sich bemühte, das Gegenteil zu sagen, und dennoch damit schloß: „Es schien mir schon länger, wir paßten nicht füreinander.“

Sie starrte noch immer hinaus über den See, wo eben der letzte Schimmer der Sonne hinter dem Dom versank und dieser selbst schwarz und dunkel in einem Glorienschein von Licht dastand: „Als paßten wir nicht füreinander,“ wiederholte sie tonlos. Sie schwiegen beide eine Weile; neben der Hütte im Baume zwitscherte ein Rotkehlchen in das Abendrot hinein, von der Insel herüber drangen fröhliche Stimmen durch die Stille und im Schatten der Bäume kroch langsam die Dämmerung heran. „So dächte ich denn, wir schieden in Frieden voneinander,“ sagte sie ruhig, doch ihre gefalteten Hände krampften sich fest ineinander.

Er erhob sich, halb erfreut über die Lösung des lästigen Bandes und halb gekränkt und unmutig darüber, daß man sich seiner so leicht entledige. Ach, er wußte nicht, wie ihr Herz blutete, wie ihrer sanften Seele die Ausführung dieses heroischen Planes schwer fiel, wie sie nur seinetwegen, um ihm die Trennung leicht zu machen, die herben Worte gesprochen hatte.

Und nun standen sich diese beiden Menschenkinder zum letztenmal gegenüber — hier der hochgewachsene, schöne, äußerlich gebildete Mann — dort die schlanke Frau mit den innigen Augen, deren größter Schatz ihr Herz war, und seltsam: er ver-

schmähte das Herrlichste, was es auf Erden gibt und ihr wollte das Herz brechen darüber, daß sie von diesem Manne, der ihrer hundertmal nicht wert war, verschmäht ward. Und sie schieden voneinander. Sie bewegte sich nicht von der Stelle, wo sie gestanden hatte. Sie hörte ihn nach seinem Ruderer rufen und dann die taktmäßigen Ruderschläge. Als diese allmählich in der Ferne verhallt waren, trat sie an die Oeffnung des Häuschens und starrte über den See hinaus. Die Sonne war ganz versunken und nur ein dämmerndes Rot lag noch über den dunklen Häusern der Stadt und über der schweren Wolkenbank, die am Horizont aufgestiegen war.

Dämmergrau verschwamm es über dem Wasser, und am Himmel glimmten einzelne Sterne auf. Dunkler und dunkler senkte sich die Nacht hernieder — in der Stadt schien hie und da ein Licht und es begann das leise Regen und Weben der Nacht über dem Wasser und auf dem Lande. Und sie drückte beide Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Dornröschen.

Es war zu Anfang des Juni. Ich hatte im Frühling stets unruhiges Blut, und doch saß ich noch immer in der Stadt, wo mich meine Studien festhielten, und wenn ich die Augen von meiner Arbeit aufschlug, fielen meine Blicke aus dem Fenster meiner hochgelegenen Wohnung über die Dächer, zwischen denen viele lustige grüne Wipfel hervorschauten, auf die grüne blaudurchdämmerte Laubmasse des Tiergartens und auf die leichten weißen Wolken, die im Blau dahinschwammen und meine Sehnsucht nach der Natur ward immer stärker.

Endlich hatte ich die hauptsächlichsten Arbeiten beendigt und es lagen nur noch solche vor, die meine Anwesenheit in der Stadt nicht zur Bedingung machten. Nun aber konnte ich mich nicht entscheiden, wohin. Schließlich erinnerte ich mich an einen Freund, einen Maler, der mir vor Jahren von einem Waldaufenthalt gesprochen hatte, der was seine einsame und schöne Lage betraf, ganz meinen Absichten entsprach. Ich suchte diesen Freund auf und erhielt die gewünschte Auskunft. Er war bei einer Studienreise durch Norddeutschland zufällig dorthin verschlagen worden und

hatte, angezogen von der Schönheit der Gegend, einige Wochen dort zugebracht. Was er weiteres über diesen Ort erzählte, erregte meine Teilnahme und setzte meine Phantasie in Thätigkeit. Dort hatte vor dem Dreißigjährigen Kriege ein blühendes Dorf und ein Schloß gestanden. Beide waren jedoch damals ganz verwüstet und die Bewohner teils vertrieben worden, teils an der Pest gestorben. Nach dem Eintritt des Friedens und der Rückkehr der Schloßherrschaft und einiger Dorfbewohner hatte man die neuen Wohnsitze an einer gelegeneren Stelle der Feldmark am Ufer eines Sees wieder aufgebaut. Rings um das zerstörte Schloß war schon während des Krieges der Wald aufgeschossen und nun lag dieser alte Trümmerbau mitten in der Wildnis. In neuerer Zeit hatte man das Häuschen eines Forsthüters an die alte Ringmauer angebaut und bei diesem hatte mein Freund gewohnt. Er gab mir einen Brief an den Forsthüter mit und sprach die Ueberzeugung aus, daß dieser mir gegen eine kleine Vergütung Wohnung und Speisung gewähren würde.

Nachdem ich meine Bücher und größeren Gepäckstücke in eine stattliche Kiste gepackt hatte, machte ich mich alsbald auf die Reise und rollte gen Norden, den Buchen- und Eichenwäldern der Ostsee entgegen. Nach Beendigung der Eisenbahnfahrt hatte ich noch eine bedeutende Strecke mit der Post zu reisen, allein auch dies erreichte sein Ende und ich beschloß, die letzte Strecke, ungefähr drei Meilen, zu Fuße zurückzulegen. Mit einem köstlichen Gefühl der Freiheit

und wanderfrohen Ungebundenheit marschierte ich am frühen Morgen aus dem Thore der kleinen Stadt hinaus. Durch grüne wallende Felder ging mein Weg; Lerchen stiegen neben mir auf und standen nah und fern in den Lüften, ein zweiter Himmel von lauter Frühlingsmusik. Zuweilen leuchtete aus fernem Wiesengrün zwischen dunklen Waldbeständen ein fröhliches Gewässer auf, oder es lag zur Seite in einer Obstbauminsel ein Dorf mit spitzem Kirchturm, den Knopf von funkelndem Sonnenblitz geschmückt. Dann ging es mitten durch ein anderes Dorf, wo in den Hausthüren weißköpfige neugierige Kinder lauschten und kleine bellende Kläffer gesprungen kamen, und endlich dämmerte es immer mächtiger und breiter mit Vorsprüngen und Waldbuchten vor mir auf, bei jedem neuen Anblick, den mir ein erstiegener Hügel gab, sich mehr ins einzelne teilend, an Dämmer der Ferne verlierend, an Zeichnung gewinnend — es war der mächtige Wald, in dem das Ziel meiner Reise gelegen war.

In diesem Walde herrschte an jenem Tage eine zauberhafte Einsamkeit. Kein Mensch begegnete mir; der Weg war auch wenig befahren und mit Gras bewachsen, so daß er kaum Spuren menschlicher Benutzung darbot. Es war nichts dort als der Sonnenschein, der seinen Weg durch das Blätterdach suchte, das Zwitschern eines Vogels oder der ferne Ruf einer Weihe, die über den Wipfeln ihre einsamen Kreise zog. Bald durch mächtig aufragende Tannen, die aus der Höhe das einförmige Singen ihrer Nadeln

ertönen ließen, bald durch Schonung mit jungem üppigem Nachwuchs zog sich mein Weg. Einmal that sich zur Linken eine weite Aussicht auf. Der ganze Abhang war abgeholzt und mit einem fröhlichen Gedränge von Buschwerk, wilden Himbeeren und Waldblumen bedeckt. Tief im Grunde begann wieder der Wald und zog weit dahin, eine wellige Fläche von besonnten Wipfeln, in deren Senkungen das dämmernde Blau lagerte. Ganz in der Ferne war ein sanfter, thalförmiger Einschnitt in der Waldmasse und in diesem stand es wie ein blauer Streif. Es war die Ostsee. Ich blieb eine Weile an diesem Orte und schaute hinüber, denn es war das erste Mal, daß ich die See erblickte. Weiterhin schloß sich der Wald von neuem und die kühle Dämmerung nahm mich wieder auf. Von hier sollte Dornschloß, so ward das Ziel meiner Reise genannt, nur eine halbe Stunde entfernt sein. Die Buchenwaldung ging in einen dichten, verschiedenartig zusammengesetzten Bestand über, wilde Obstbäume, Buchen und mitunter einzelne alles überragende, knorrige Eichen. Am Boden strebte ein dichtes üppiges Gestrüpp von Weißdorn, wilden Rosen, Caprifolium und anderem Waldgesträuch empor. An sonnigen Stellen waren die Rosen schon in Blüte und oft waren ihre Zweige bis in die Aeste der Eichen gestiegen und leuchteten dort mit vielen zarten Blüten hervor. Ich vermutete aus diesen Anzeichen, daß ich auf dem Boden der früheren Feldmark angelangt war.

Plötzlich machte der Weg eine unvermutete Bie-

gung, und ich stand nun und sah wie aus einem Rahmen hinaus auf einen weiten Grasplatz, und vor mir lag, mit rötlichem Gemäuer hervorragend aus dunklem Lindengrün, Dornschloß wie schlafend in der Mittagssonne. Ich trat aus dem Walde und ging den sonnigen Weg entlang. Hier war es einsam wie überall. Ringsum schlossen ragende Bäume alles ein, nur seitwärts von Dornschloß blickte der blaue Himmel durch eine Lücke und ließ vermuten, daß dort ein Abhang sich senke. Die Sonne sandte ihre stummen Lichtströme hinab, der Wind war eingeschlafen, die Vögel schwiegen — nirgends war ein Laut.

Das große Gebäude war, wie ich beim Näherkommen durch die Lücken der Lindenbäume bemerkte, überall zerfallen und trümmerhaft mit Mauern ohne Dach, und in den Fensterhöhlen stand das Blau des Himmels. Dann schoben sich die Bäume so dicht zusammen, daß ich fast nichts mehr sah, als den runden Turm, der am höchsten ragte. Jetzt bemerkte ich das kleine, freundliche Forsthüterhaus, von dem mir schon gesagt worden war, und schritt darauf zu.

Die Thür stand geöffnet; eine große graue Katze lag auf der Schwelle und sonnte sich. Sie stand auf, als ich in das Haus trat, machte einen Buckel und ging schnurrend mit erhobenem Schwanze vor mir her. Vor einer Thüre blieb sie stehen und sah mich an. Ich klopfte, allein es kam keine Antwort. Die Katze strich an mir vorbei, als ich die Thür öffnete; es war niemand im Zimmer als der Sonnenschein und die aufsummenden Fliegen. Ich ging weiter, die

Katze immer mit. In dem zweiten Zimmer standen ehrwürdige Betten mit bunten geblümten Decken nebeneinander, das Fenster war geöffnet und die roten Vorhänge niedergelassen. Ich ging auf den Vorplatz zurück, die Katze immer mit. Dort klopfte ich an eine andere Thür, öffnete und schaute hinein. Es war ein sauberes Zimmerchen mit Blumen an den Fenstern und einem schneeweiß bezogenen Bett; es sah dort alles sehr zierlich und wohlgeordnet aus. Auf einem Hängebrett standen ziemlich viele Bücher und an den Wänden hingen einige gute Bilder. Nun war nur noch eine Thür dort, die in die Küche führte, wie ich mich überzeugte. Zu den oberen Räumen ging außerdem eine Treppe. Ich rief laut: „Ist niemand hier?!“ Es kam keine Antwort.

Die Katze hatte sich hingesetzt, den Schwanz zierlich um die Vorderpfoten geringelt und sah mich an. Mich überkam ein gewisser Humor bei dem Märchenhaften der ganzen Situation, ich hielt mich an das einzige lebende Wesen, das vorhanden war und sprach zu der Katze, die mich überaus verständig mit den grünlichen Augen anschaute, also: „Hochverehrte Prinzessin, — denn ich weiß sehr wohl, daß Ihr nur also verzaubert, hier umherwandelt, im Grunde aber eine Prinzessin von außergewöhnlichstem Liebreiz seid — haltet Euch versichert, daß ich alles, Gut und Blut, Leib und Leben, daran setzen werde, dero überaus betrübsame Verzauberung zu lösen, sobald ich nur in Erfahrung gebracht, durch welcherlei Mittel solches geziemend zu erreichen ist. Ich weiß sehr wohl, daß

solches Beginnen mit mancherlei Plack und Mühsal, ja wohl gar bedrohlicher Gefährdung des Lebens verknüpft sein wird, allein durch nichts soll meine Begierde, Euch zu dienen, durch nichts mein Mut und meine Entschlossenheit zurückgeschreckt werden — des seid versichert!"

Die Katze stand auf und strich schnurrend an meinem Knie vorbei. „Miau," sagte sie verständnisinnig. „Ich glaube, sie ist wirklich verzaubert und versteht mich," sagte ich und ging zur Thür hinaus. Die Katze setzte sich auf die Thürschwelle, ringelte den Schweif um die Vorderfüße und schaute nachdenklich hinter mir her.

Die alte Schloßmauer, die im Schatten mächtiger Linden dalag, zog jetzt meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich ging daran entlang, um einen Eingang zu finden, und gelangte bald an die verfallene Thoröffnung, zu deren Seiten zwei rohgearbeitete schiefgesunkene Steinlöwen lagen, in deren Mäulern das Gras wuchs. Staunen erfaßte mich, als ich in den Schloßhof trat. Vor mir lag der alte zerfallene Trümmerbau, hoch hinauf umrankt und umblüht von einer Fülle von wilden Rosen. An alle Vorsprünge hatten sie sich geklammert, aus allen Oeffnungen hingen sie hervor. Wie aus Mitleid mit der zerfallenen Pracht umhüllten sie die zersprungenen Gliederungen und umrahmten die fensterlosen Oeffnungen und überall waren die blaßroten Blüten mit ihrer einfachen Schönheit. In dem Hofe wuchs das Gras, und es war ganz still dort, bis auf das Zwitschern

der ab- und zufliegenden Schwalben, die an dem Mauerwerk ihre Nester hatten. Meine Schritte hallten von den Wänden zurück, als ich durch das alte Gemäuer schritt, durch die zerfallenen Thüröffnungen in Räume ohne Dach. Von oben aber nickten Gras und Blumen und zu den Fenstern schauten Rosenranken herein und schwankten im leisen Luftzug. Ich irrte in den Trümmern umher und blickte zuweilen, die hohen Fenster erkletternd, auf den Wald, der sich draußen grün und schweigend sonnte. Zuweilen kam eine Schwalbe durch eine Fensteröffnung hineingeschossen und glitt zur anderen wieder hinaus in die schimmernde Luft. Am Ende gelangte ich in eine große Halle, deren gewölbte Decke dem Sturm der Zeit ziemlich widerstanden hatte, nur an einigen Stellen waren Teile hinabgestürzt. Hier war es dämmerig, denn Lindenbäume standen dicht vor den Fensteröffnungen. Nur ein Fenster war fast frei geblieben, ein schräger Strom von Sonnenlicht drang hinein und ließ Millionen Stäubchen flimmern. Ich erinnerte mich, daß hier der Turm sein müsse, und fand auch in einer Ecke der Halle eine Thür, die in einen runden Raum mit einer verfallenen Wendeltreppe führte. Ich war noch nicht lange gestiegen, als ich bemerkte, daß die Treppe zu Ende ging; es mochte vielleicht in der halben Höhe des Turmes sein. Dann trat ich auf den gewölbten Fußboden hinaus, und in jähem Schreck zuckte ich zusammen vor dem unerwarteten Anblick, der sich mir darbot.

Auf einem Steinsessel, der an der Wand des

Turmes stand, saß, gekleidet in ein helles Gewand, umwallt von herrlichem goldblondem Haar, das nur an einer Seite des Kopfes halb eingeflochten war, ein wunderschönes Mädchen, lieblich zurückgesunken, den schönen Kopf an die Mauer gelehnt und die Hände auf dem Schoß gefaltet, die Augen geschlossen zu süßem Schlummer. Die kleinen Turmfenster waren von den wilden Rosen umgittert und ließen ein sparsames Licht einfallen; nur ein Sonnenstreif hatte sich durchgestohlen und lag auf den hinfließenden Haarwellen, daß es sie wie ein goldener Schimmer umgab. Ich stand wie festgebannt und wagte kaum zu atmen, aus Furcht, die holde Erscheinung zu stören. Wie sanft hob und senkte sich die Brust bei den leisen Atemzügen, wie lag jedes Glied in holder Ruhe aufgelöst; die schönen Lippen waren ganz leicht geöffnet und wie zum Kusse dargeboten. Das alte Märchen ging mir mit süßem Schauer durch den Sinn; wie ein Zauber umfing es mich und zog mich näher, und ehe ich recht wußte, wie es geschehen, hatte ich mich über die schöne Schlafende gebeugt und in sanftem Kusse den holden Mund berührt. Sie erhob plötzlich den Arm und regte sich. Ich schrak zusammen und wollte entfliehen; da jubelte plötzlich vor dem Fenster eine Nachtigall auf, und sie erwachte. Sie sprang auf, von dem aufgelösten Goldhaar bis an die Kniee nieder umwallt, und sah mich erschrocken an. Ich war ganz verwirrt und wußte nicht, was ich beginnen sollte. „Dornröschen!" rief ich unwillkürlich. Ein glutroter Schein ging über ihr Gesicht, mit einem Blick voll

Zorn und Scham sah sie mich an, warf das volle Haar in den Nacken und eilte an mir vorbei. Ich hörte die leichten Schritte die Treppe hinab, und verschwunden war sie. Draußen schlug die Nachtigall immer fort, über mir im Turm gurrten die Tauben und in einem seltsamen Gemisch von Entzücken und Beschämung stieg ich ebenfalls die Turmtreppe langsam wieder hinab.

*

Als ich wieder zu dem Häuschen zurückkehrte, waren die Forsthütersleute dort; sie waren vorhin in ihrem hinter der Ruine gelegenen Gemüsegarten gewesen. Ich gab den Brief und Gruß meines Freundes ab und brachte mein Anliegen vor. Der Name des letzteren schien mir sehr zur Empfehlung zu dienen, und in kurzer Zeit war alles zu beiderseitiger Zufriedenheit geordnet. Der Forsthüter zeigte mir mit großer Genugthuung eine Aquarellskizze der Schloßruine von der künstlerischen Hand meines Freundes und nannte mir, sichtlich in dem Gefühl, von mir für einen Aufschneider gehalten zu werden, den in seinen Augen ungeheuren Preis, der ihm von einem Kunstkenner in der benachbarten Stadt dafür geboten worden war. „Ich gebe es aber nicht weg," sagte er, „es ist mir ein Andenken. Es war ein lustiger Kamerad, Ihr Freund — na, und wir werden uns auch wohl vertragen." Dabei schüttelte er mir kräftig die Hand, und das Bündnis war geschlossen.

Dasselbe Giebelzimmer, das einst mein Freund inne gehabt hatte, nahm nun auch mich auf. Man hatte dort durch den schon erwähnten Durchhau neben dem Schlosse eine Aussicht in unendliche Ferne. Der von niederem Holz bedeckte sanfte Hügel verlor sich allmählich in eine weite Wiesenfläche, durch die ein Bach in schimmernden Bögen dahinging. Dann wieder Baumgruppen und bruchartige Gehölze, abwechselnd mit Wiesen, bis über den letzten dämmernden Wipfeln wieder der blaue Streif der Ostsee stand. — Nachdem meine Bücher aus der Stadt angelangt waren, hatte ich mich in kurzer Zeit wohnlich eingerichtet und die Arbeit konnte beginnen. Mit den Wirtsleuten kam ich im allgemeinen wenig zusammen, da ich meine Mahlzeiten auf meinem Zimmer einnahm, nur zuweilen begleitete ich den Mann auf seinen Waldgängen. Das Mädchen bekam ich selten zu sehen, um so mehr, da sie mich augenscheinlich vermied, wie sie nur konnte. Einmal fragte ich den Forsthüter nach seiner Tochter. Er lächelte vor sich hin und sagte: „Wenn sie meine Tochter wäre, da wäre sie wohl anders. Unsere Kinder sind alle auswärts, der Aelteste nach Amerika — dem war's hier zu eng —, der Zweite ist Jäger bei unserem gnädigsten Herrn Grafen, und unsere Tochter ist im Dorfe verheiratet, in Dornhagen, eine halbe Stunde von hier. In der Rose, da steckt Stadtblut, ihr Vater war Rektor in der nächsten Stadt und ihre Mutter eine Schwester von meiner Frau. Ja, ihr Vater, das war auch so ein Absonderlicher; wenn ich sehe, wie Sie es treiben,

da ist er mir oft eingefallen. Denn er ging auch gern, wenn er in den Ferien hier war, mit seinen Büchern in den Wald, und wo ein Bach war oder ein recht schöner, alter Baum, da lag er zu lesen. Manchmal habe ich ihn gesehen und gehört von ferne, wie er aus den Büchern gelesen und dazu mit den Armen gearbeitet hat. Zuweilen hat er dann die Augen ganz voll Thränen gehabt, wenn er sich so in Hitze gelesen hat; es muß wohl recht Rührsames darin gestanden haben. Seine Frau ist früh gestorben, und da haben die Rose und er immer allein zusammengelebt, und sie hat alles von ihm gelernt, was in den Büchern steht; sie geht auch jetzt noch öfter zum Prediger in Dornhagen und hat Unterricht bei ihm; sie hat's so vom Vater her mit den Büchern. Als sie vierzehn Jahre alt war, da ist er gestorben, und wir haben sie zu uns genommen, denn sie hat weiter keinen Menschen auf der Welt."

Der unaufgelöste Rest von Unzufriedenheit mit mir selbst, der seit meiner ersten Begegnung mit Rose nicht aus meinem Herzen weichen wollte, machte sich bei dieser Unterredung aufs neue schmerzhaft wieder geltend. Es liegt nicht in meiner Natur, Unklares mit mir herum zu tragen; ich schaffe mir gern das Herz frei von dem, was es bedrückt, und so beschloß ich denn, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um wieder eine Klarheit zwischen uns zu schaffen, meine Schuld offen einzugestehen, und wo möglich ihre Verzeihung zu erlangen. Aber es war nicht so leicht, dies auszuführen, denn sie wußte mir mit großem Geschick

auszuweichen. Entweder war eine dritte Person zugegen, die ich doch nicht gern einweihen wollte, oder wo sich eine günstige Gelegenheit fand, hielt sie mir nicht stand und entwich. Sie auf ihrem Zimmer aufzusuchen, schien mir auch nicht angemessen, und so entstand ein unersprießlicher Zustand, der mir noch mehr Unbehagen brachte als vorher. Einmal sah ich sie, als ich aus dem Walde kam, in der Nähe der Ruine bei dem alten Turm sitzen und Erbsen lesen. Die Tauben waren gurrend und flatternd um sie und lasen die schlechten Erbsen auf, die sie ihnen zuwarf.

„Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen,"

hörte ich sie sagen, indem sie den zahmen Tierchen wehrte, die ihr auf den Schoß flogen. Nun war es wieder Aschenbrödel; in wie viel Märchengestalten wollte dies sonderbare Wesen mir noch erscheinen? Ich näherte mich langsam, allein sie erblickte mich, raffte die Erbsen zusammen und verschwand hinter dem Gemäuer. Wahrlich, sie hatte etwas an sich von einem Märchen. Sie ging so fremdartig zwischen den alltäglichen Dingen umher, die sie umgaben, es war so viel stille Anmut und Würde in ihrem Thun, daß man glauben konnte, sie würde eines Tages, statt in dem einfachen hellgrauen Gewande, angethan mit einem Kleide wie die Sonne, die Turmtreppe herabkommen, an deren Stufen schon der junge Königssohn mit seinen Rittern harrt, um sie auf sein schneeweißes Roß zu heben und mit ihr davonzuziehen.

Eines Tages kam der Forsthüter zu mir und fragte mich, ob ich am Abend mitkommen wolle, er könne mir etwas Schönes zeigen. „Seit einigen Tagen,“ sagte er, „wechseln aus dem großherzoglichen Forst Edelhirsche hier herüber. Sie sind jede Nacht in meinem Hafer und ein ungerader Vierzehnender ist dabei, eine wahre Pracht! Um neun Uhr geht der Mond auf, da kommen wir zu halb zehn Uhr gerade recht.“ — Ich versprach es gern und gegen Abend machten wir uns zu der bestimmten Zeit auf den Weg. Die Felder des Forsthüters waren in einem schmalen Thal gelegen, das sich von der Dornhäger Feldmark wie eine langgestreckte Zunge in den Wald hineinzog und von demselben Bache, den ich von meinem Fenster erblicken konnte, durchströmt ward. Der von Dornschloß nach Dornhagen führende Fußweg lief quer durch den Grund hindurch, und an diesem Pfade war das Haferfeld gelegen.

Es war im Walde schon dämmrig, als wir fortgingen, und ward unterwegs unter den Bäumen fast ganz dunkel. Der Forsthüter ermahnte mich, als wir uns dem Waldrande näherten, eindringlich zur Vorsicht; zuletzt schlichen wir auf den Zehen dahin und alle Augenblicke wendete er sich mit fast komischer Aengstlichkeit und deutete mir durch Pantomimen an, vorsichtig zu sein. Endlich stand der Mond in der Wölbung, die die Zweige über den Weg bildeten, gerade vor uns, eben hervorgestiegen aus den dunklen Massen des gegenüberliegenden Waldes, den schmalen Thalgrund mit seinem sanften Lichte erfüllend. Der

Forsthüter bedeutete mich zu warten, während er gegen eine Erhöhung, die durch den Wall des Scheidegrabens gebildet wurde, vorschlich und spähend in den Mondschein hinauslugte. Nach einiger Zeit kam er zurück und hieß mich ihm folgen. Wir legten uns beide hinter den Wall; er deutete auf das Feld und sprach mit unterdrückter, vor Vergnügen bebender Stimme: „Sehen Sie dort — das ganze Rudel — sehen Sie den Vierzehnender, das ist ein Hauptkerl.“ — Ich konnte ein heimliches Lächeln nicht unterdrücken über den pflicht- und jagdeifrigen Mann, der nichts als Freude darüber empfand, daß ihm die Tiere seinen Hafer zerstampften und auffraßen. Dort standen sie dem Grunde zu, sich im schwimmenden Mondesnebel dunkel abzeichnend, fast bis an den Bauch im Hafer. Sie ästen, ruhig den schlanken Hals niederbeugend, nur zuweilen horchte eins oder das andere der Tiere aufmerksam hinaus. Besonders der Vierzehnender als Oberhaupt der Gesellschaft schien sehr wachsam zu sein, denn oft stand er da mit aufgerichtetem Haupte, die schwere Last seines Geweihes mit spielendem Stolze tragend, ein herrliches Bild anmutiger Kraft, in den Mondschein wie ein Schattenbild hingezeichnet.

Plötzlich stand das ganze Rudel sichernd da. Der Forsthüter faßte krampfhaft meinen Arm und deutete auf den Fußweg hinaus. Eine helle mondbeschienene Gestalt kam die gegenüberliegende Anhöhe herab; sie ging rasch und gleichmäßig und schien, da man ihre Schritte nicht hörte, gleichsam dahin-

zugleiten. „Es ist Rose,“ flüsterte der Forsthüter. Nun war sie im Grunde und man sah sie im Bogen über den Steg schweben — die Hirsche wurden unruhig und mit einemmal gingen sie in prächtigen Sprüngen durch das Kornfeld davon, bis sie nicht weit von uns das Dunkel des Waldes einschlang.

Unterdes war die helle Gestalt näher gekommen, und man hörte die schnellen, emsigen Schritte. Der Forsthüter trat in den Mondschein hinaus und rief: „Guten Abend, Rose!“ „Guten Abend, Onkel,“ antwortete sie im Näherkommen, „der Prediger läßt grüßen.“ „Nun können wir ja zusammen nach Hause gehen,“ sagte er, „doch Rose fürchtet sich nicht, allein durch den dunklen Wald zu gehen,“ fügte er zu mir gewendet hinzu. In diesem Augenblick bemerkte sie mich, als ich aus dem Schatten hervortrat. „Nein, nein,“ rief sie heftig, eilte schnell vorbei und war im nächsten Augenblick im Dunkel des Waldes verschwunden. „So ist sie nun,“ sagte der Forsthüter bekümmert, „durch den dunklen Wald geht sie ohne Bangen, aber vor Ihnen hat sie Scheu, weil Sie ein Fremder sind. Sie hilft meiner Frau in ihrer kleinen Wirtschaft, wie sie kann — natürlich die grobe Arbeit kann man ihr ja gar nicht geben, denn sie hat einen vornehmen Sinn und man mag es ihr nicht zumuten, obgleich sie gewiß sorgsam alles thun würde, sei es ihr noch so unangenehm. Aber glauben Sie wohl, daß sie dazu zu bringen gewesen ist, Ihnen das Essen hinaufzutragen oder in Ihrem Zimmer irgend etwas zu thun? Mit Thränen hat sie meine Frau gebeten, ihr das

zu erlassen, und wenn sie bittet, da kann meine Frau nicht widerstehen, weil sie stolz auf sie ist und sie sehr lieb hat. Denn der Bruder war immer ihr Stolz, und das hat sie nun auf Rose übertragen. Meine Frau sagt: „Laß die Rose nur, sie ist von anderer Art als wir und in ihrer Weise wird sie schon recht haben.“

Wie ein Krampf zog es mir wieder durch das Herz, und ich fühle brennend meine Schuld. Dies jungfräuliche, unberührte Wesen war von mir gekränkt und in seiner Ehre geschädigt und mußte mich hassen. Der Gedanke war mir unerträglich, und der dämmernde Morgen fand mich noch schlaflos auf meinem Lager, bis mich endlich ein traumreicher Schlummer umfing.

Es geschah mir oft und verwirrte mich fast, daß bei meinen Studien, die zur Zeit gerade die alten deutschen Märchen und Volkssagen betrafen, manche der lieblichen Mädchengestalten des Märchens Form und Gestalt annahmen, und immer war es Rose mit dem goldblonden Haar und den träumerischen, blauen Augen. Umgekehrt geht es wohl oft dem Forscher, der emsig den Wandelungen eines poetischen Stoffes im Gemüte der Völker nachspürt, daß sich das unscheinbare Gewand des deutschen Volksmärchens verschiebt und ihm eine schöne, griechische Marmorschulter entgegenschimmert. Da findet er, daß es noch immer Psyche ist, die als vertriebene Königstochter dient und duldet, und daß die gewaltigen Thaten des Herkules ihren Abglanz werfen in die Geschichten, die in einer niederdeutschen Bauernstube hinter dem Ofen erzählt werden. Aber seltener ist

wohl, wie es mir geschah, daß in unser neuestes modernes Leben ein Stück der schönen Märchenwelt hineinschimmert und uns anschaut mit unergründlichen Rätselaugen.

Aus meinen Zweifeln und Grübeleien wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch den Brief eines Freundes und Studiengenossen, der in einer für ihn wichtigen Angelegenheit meine Gegenwart in der Residenz wünschte. Ich konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen und war deshalb genötigt, meinen Landaufenthalt auf einige Zeit zu unterbrechen.

Es geschieht wohl, daß wir in manchen Dingen, die uns wichtig sind, in ein Zögern und Dahindämmern geraten und in seltsamer Scheu vermeiden, uns durch rasche That von ihrem Zwange zu befreien. Es fehlt nur der äußere Anstoß, und tritt der dann ein, so geht es wie mit den Frühlingsblüten, die sich durch lange, kalte Tage in der Knospe gebannt an einem warmen Regentag plötzlich erschließen. In mir stand es nun auf einmal fest, daß ich noch vor meiner Abreise auf jeden Fall eine Unterredung mit Rose haben müsse, um ihre Verzeihung zu erlangen. Mir blieben noch einige Tage Zeit und die nächste Gelegenheit wollte ich benutzen.

Am nächsten Tage machte ich mich des Nachmittags auf den Weg nach Dornhagen. Ich wollte ein altes Mütterchen besuchen, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, weil man mir ihre Kenntnis von Volksliedern rühmte. Manches Lied hatte sie mir schon mit ihrer zitternden Stimme vorgesungen, manche

Variante bekannter Dichtungen hatte ich schon von ihr kennen gelernt und zu meiner größten Freude sogar eines Tages ein prächtiges Lied von der Schäferin und dem Königssohn, das noch in keiner Sammlung stand. Eine Strophe aus diesem Liede kam mir heute gar nicht aus dem Sinn und immer mußte ich sie nach der einfachen, rührenden Melodie vor mich hinsummen:

Und willst du meine Königin sein,
Da sollst du trinken den kühlen Wein —
Meine Jungfraun sollen dich kleiden
In Sammet und in Seiden.

Ob sie nun auch gleich zuerst antwortet:

Den kühlen Wein, den mag ich nicht!
Dein'n Sammet und Seiden will ich nicht!

so zieht sie doch zuletzt mit ihm auf sein Schloß.

Nachdem ich das alte Mütterchen aufgesucht hatte, ging ich zum Prediger, der mir ein altes Aktenstück hervorsuchen wollte, das merkwürdige Aufzeichnungen über den Zustand des Dorfes nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges enthielt, und das von ihm einmal zufällig unter den alten Kirchenbüchern entdeckt worden war. Als ich mich dem Pfarrhause näherte, hörte ich durch das offene Fenster den Prediger in seiner Studierstube laut in erklärendem Tone reden, und als ich eintrat, fand ich Rose bei ihm; ich war in eine Unterrichtsstunde geraten Ich wollte mich wieder entfernen, allein er schickte sie hinaus zu seiner Frau und lud mich ein, den Abend bei ihm zuzubringen. Mir aber gingen ganz andere Dinge durch den Sinn, und meine schleunige Abreise

gab mir den Vorwand der Ablehnung. Ich empfing das gewünschte Aktenstück und machte mich wieder auf den Rückweg. Die ersehnte Gelegenheit war nun endlich gekommen. Ich wußte, daß Rose fast immer vor Einbruch der Dunkelheit nach Dornschloß zurückkehrte, damals als ich sie mit dem Forsthüter getroffen hatte, war sie durch einen Zufall aufgehalten worden. Langsam ging ich bis an das schmale Thal und setzte mich in der Nähe des Fußweges unter eine große Eiche, die mich den Blicken jedes Nahenden verbarg.

Der Wald war versunken in süße Abendruhe, nur in den Erlenbäumen des Thalgrundes zwitscherte ein einsames Rotkehlchen. Gegenüber begann die Sonne hinter den Waldbäumen zu versinken und entzündete die Wipfel zu flammender Glut; über die Wiese war der leichte Duft eines beginnenden Nebels gebreitet. Wie fremd war ich dieser großen Stille mit dem aufgeregten Pochen meines Herzens. Ich war mir bewußt, daß ich einem Augenblicke entgegenging, der auf mein ganzes ferneres Leben entscheidend einwirken konnte. Zwar nicht mit der Klarheit, mit der es mir jetzt vor Augen steht, war ich dessen inne, denn wunderbar gemischt sind Gedanken der Menschen, und wer könnte von sich sagen, daß er sich selber stets in jeder Lage mit Sicherheit erkannt hätte.

Es ist so seltsam, wie wir alle dem Glücke nachjagen und wie es doch so wenige daseinsfrohe Naturen gibt, die es zu erfassen wissen, wenn es sich

darbietet. Uns sitzen Phantasiegebilde im Kopf und wir jagen Schattenbildern und bunten Täuschungen nach. Und derweil wir den gaukelnden Schmetterlingen unserer Einbildungskraft nachstreben, deren bunten Staub die rauhe Hand der Wirklichkeit von den Flügeln streift, wenn wir sie erhaschen, blüht die Wunderblume unbeachtet am Wege und duftet vergebens.

In stillen Stunden hatte ich mir wohl das Ideal eines Weibes ausgemalt, im bunten Treiben der städtischen Gesellschaften hatte ich wohl zuweilen eine Verkörperung meines Ideals vor mir zu sehen geglaubt. Allein immer zerrann der schöne Traum mir wieder unter den Händen, es war die Rechte nicht. Sollte ich hier in stiller Waldeinsamkeit, unter einfachen, ungebildeten Menschen gefunden haben, was ich an den Stätten glänzender Geistesbildung vergebens gesucht hatte? War dies die Wunderblume, die einmal blüht und nicht wieder, und würde sie sich mir entgegenneigen, wenn ich nach ihr die Hand ausstreckte?

Ein leichter Schritt ward auf dem Fußwege vernehmbar, ich erhob mich und ging Rose langsam entgegen. Sie schrak zusammen, als sie mich erblickte und zauderte eine Weile, dann nahm sie ihren vorherigen Schritt wieder auf, und schien entschlossen, ohne mich zu beachten, an mir vorüber zu gehen. „Fräulein Rose,“ sagte ich jetzt, „Sie wissen, daß ich in den nächsten Tagen abreisen werde. Gestatten Sie mir heute, Sie einen Augenblick zu begleiten,

denn ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die für mich von großer Wichtigkeit ist." Sie antwortete nicht, jedoch mochte der eindringende Ton meiner Anrede einige Wirkung auf sie hervorgebracht haben, denn sie neigte stumm den Kopf und wir schritten eine Weile gleichmäßig nebeneinander hin. Wir waren an den Ausgang des Waldes gelangt und gingen durch die Felder den Fußweg hinab. Ich suchte vergebens nach Worten, und sie sah unausgesetzt vor sich hin; der Wiederschein des Abendrotes lag auf ihren reinen Zügen. Diesem einfachen, ungekünstelten Wesen gegenüber kamen mir unwillkürlich auch einfache Worte: „Ich habe Sie gekränkt," sagte ich, „ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß ich es tief bereue, ich kann nicht fortgehen von hier, ohne Ihre Verzeihung zu erlangen. Ich könnte mich nun wohl entschuldigen, ich könnte sagen, daß es mir wie ein Märchen war, als ich Sie fand in dem einsamen Turme, und daß ich mich fühlte wie in einem Märchen befangen und kaum wußte, was ich that, allein ich will es nicht thun. Ich will nur sagen, daß ich gefehlt habe gegen Sie, können Sie mir verzeihen, so lassen Sie mich nicht gehen, ohne mich dessen versichert zu haben; können Sie es nicht, gut, so will ich hier stehen bleiben und Sie mögen allein vorausgehen und ich verspreche Ihnen, niemals wieder durch die Herbeiführung einer solchen Gelegenheit lästig zu fallen."

Unterdes waren wir auf der Brücke angelangt, ich lehnte mich gegen das Geländer und erwartete

ihre Antwort. Sie blieb stehen und blickte eine Weile in den Bach, der mit leisem Gurgeln unter der Brücke dahinging. Ich sah, wie ihre Brust heftig wogte und ihre Hand fest das Geländer der Brücke umschloß. Eine große feierliche Stille war rings um uns her, nur aus fernen Feldern kam der einsame Ruf einer Wachtel.

Sie wandte ihr reines Antlitz mir zu und sah mir frei ins Auge: „Ich glaube, was Sie soeben gesagt haben," sprach sie, „und ich zürne Ihnen nicht. Sie haben mich sehr gekränkt, aber es ist vorüber, ich denke nicht mehr daran." — „So darf ich denn in Frieden von Ihnen scheiden," sagte ich und hielt ihr meine Hand entgegen. Sie reichte mir die ihre: „Und wenn ich wiederkomme?" fragte ich und hielt die schmale Hand fest in der meinen. Sie streifte mich mit einem schnellen Blick, ein sanftes Rot stieg in ihr Antlitz, und indem sie mir ihre Hand entzog, wandte sie sich zum Gehen: „Ich muß eilen, daß ich nach Hause komme. Die Dämmerung ist schon angebrochen," sagte sie.

Wir gingen nun den Pfad zum Walde hinauf. In diesem Augenblicke war es, wo ich so ganz ihre Unschuld und Anmut erkannte und wo es mir klar ward, daß ich gefunden hatte, was ich suchte, und der Entschluß kam über mich, die Entscheidung herbeizuführen. Es war ein Etwas in ihrem Wesen gegen mich, was mir den Mut dazu gab.

„Ich gehe jetzt fort auf einige Zeit, weil meine Anwesenheit in der Hauptstadt notwendig ist," begann

ich, „allein nichts hindert mich wiederzukommen, als der Gedanke, es könnte Ihnen nicht erwünscht sein. Ich will es von Ihrem Willen abhängig machen — darf ich wiederkommen?"

„Was gefällt Ihnen denn so in dieser Einsamkeit?" fragte sie ausweichend. „Die Einsamkeit," sagte ich, „sie war es ja, die ich suchte, doch ich habe mehr gefunden; ich kann sagen, ich habe das Beste gefunden, das der Mensch finden kann. Als ich Sie zuerst sah, da glaubte ich in einem Märchen zu stehen, und wie von einem Märchentraum befangen habe ich gehandelt. Aber das Märchen kann zur Wirklichkeit werden, in Ihrer Hand liegt die Erfüllung, Rose!"

Wir waren jetzt in den Buchenwald getreten, und die Dämmerung lag schon unter seinen Zweigen. Rose war stehen geblieben und sah mich starr und erschrocken an. Ich hatte ihre Hand ergriffen und sah ihr fest ins Auge. „Ich habe Sie sehr lieb, Rose," sagte ich langsam. Ein Zittern ging durch ihre Glieder: „Es ist nicht möglich," sprach sie fast tonlos. Ich zog ihre Hand sanft an mich, sie schwankte und lag schluchzend an meiner Brust. „Rose," rief ich, „ja, ist es denn möglich, hast du mich wirklich lieb?" Sie wendete ihr liebes Antlitz zu mir empor und sah mir eine Weile stumm in die Augen. „Ich glaube, ich habe dich lieb gehabt von Anfang an," flüsterte sie dann. „Doch ich zürnte auf mich, weil ich dir nicht böse sein konnte, und ich vermied es, dir zu begegnen, denn ich fürchtete mich vor mir selber."

Wie ich mit Rose durch den Wald nach Hause gekommen bin und was wir alles miteinander unterwegs noch geredet haben, das mag sich ein jeder wohl vorstellen, der einmal ähnliches erlebt hat.

*

In meinem jetzigen Studierzimmer, in meinem kleinen Häuschen in der Vorstadt, hängt ein Oelbild, das ich einige Zeit darauf, als ich mit meiner jungen Frau die große akademische Ausstellung besuchte, erworben habe. Es ist ein Märchenbild und der ganze Zauber des Märchens ist darüber ausgebreitet. Es stellt Dornröschen dar im Turmgemach, wie der erlösende Ritter im Begriff steht, sie zu küssen. Das Licht fällt durch die mit blühenden Rosen berankten Fenster sparsam ein und es herrscht ein eigenes Dämmern in dem Raum, aus dem sich das in ein helles Gewand gekleidete Dornröschen mit dem niederfließenden Goldhaar in sanftem Schimmer hervorhebt. Sie liegt zurückgesunken in dem alten, geschnitzten Stuhl und man denkt: „Wie schön wird sie sein, wenn sie die blauen Augen aufthut und so ‚süß erschrocken' aufschaut." Der Zauber der Unschuld und Schönheit ist um sie, und das ist es auch, was den jungen Ritter zaudern macht. Man sieht an seiner Stellung, wie er rasch genaht ist, und nun steht er

über sie gebeugt und zögert, die schönen, unbewußten Lippen zu berühren.

Zuweilen stehe ich mit meiner jungen Frau Rose, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Dornröschen auf dem Bilde hat, davor, wir erinnern uns dann beide an das schöne Märchen unseres Lebens und erfreuen uns der schöneren Wirklichkeit.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Es hatte vierzehn Tage lang gefroren wie in Sibirien. Auf dem höchsten Berg im Lande saß der alte Wintergreis mit seinem bläulichen Gewande und seinem lang hinstarrenden Schneebart, und ihm war so recht behaglich zu Mute, wie einem Menschengreise, wenn er hinter dem Ofen sitzt und das Essen ihm geschmeckt hat und alles gut geht. Zuweilen rieb der alte Winter sich vor Vergnügen die Hände — dann stäubte der feine, schimmernde Schnee wie Zuckerpulver über die Erde; bald lachte er wieder still vor sich hin und es gab Sonnenschein mit klingendem Frost. Der schneidende Hauch seines Mundes ging von ihm aus und wo er über die Seen strich, zerspaltete das Eis mit langhindonnerndem Getöse, und wo er durch die Wälder wehte, zerkrachten uralte Bäume von oben bis unten.

„Habe Erbarmen, alter Wintergreis!“ flehte ich, „und laß ab, denn es ist Weihnachten und ich muß pelzlos nach Hause reisen.“ Der Alte fühlte ein menschliches Rühren, lehnte sich mit dem Rücken gegen die uralte Eiche, die auf dem hohen Berge steht, schloß die Augen und drusselte ein wenig. So

gelangte ich denn ohne Gefährde in meine Vaterstadt zu meiner Mutter. — Wohl dem, der noch eine sichere Stätte hat in der weiten Welt, wo er sich geliebt weiß, wo die treuen Augen der Mutter auf ihn sehen, die schon voll Liebe auf ihm ruhten, als er noch klein und hilflos auf ihrem Schoße spielte. — Da bin ich wieder in den kleinen, wohlbekannten Zimmern, und die freundlichen Augen werden nicht müde, mich zu betrachten; ich muß erzählen, wie es mir ergangen ist, und auch das Kleinste ist dabei nicht zu unwichtig. Dann stürmt mein Bruder Hermann ins Zimmer, der Primaner und Naturforscher, und kaum hat er mich begrüßt, so erzählt er schon: „Du, Eduard, die Eislöcher auf dem großen See wimmeln von nordischen Enten, die hier überwintern, und am Schloßgartenbach habe ich wieder Eisvögel beobachtet.“ — Polly, der braungefleckte Wachtelhund, ein außerordentlich gebildetes Tier und Zögling meines Bruders, springt in ausgelassener Wiedererkennungsfreude an mir empor und muß sofort seine neuerlernten Künste zeigen. Dann kommt auch Murr, der weiße, gelbgestreifte Kater, reserviert wie Katzen sind, leise gegangen und reibt sich schnurrend an meinem Knie, auch er hat mich nicht vergessen. Er hat Menschenverstand, wie meine Mutter sagt, und wenn er zuweilen des Abends würdevoll mit dem um die Vorderfüße geringelten Schwanz auf der Sofalehne sitzt und einen der Sprechenden nach dem andern aufmerksam anblickt, so ruft meine Mutter oft plötzlich, wenn von Geheimnissen die Rede ist: „Sprecht

doch leise, der Kater versteht ja alles!" — Und von Geheimnissen wimmelt das Haus jetzt förmlich; da erscheint Paul, der Jüngste, der Obertertianer, der noch gar nicht weiß, daß ich gekommen bin, plötzlich in der Thür, etwas leicht in Papier Geschlagenes in der Hand tragend. Aber kaum hat er mich erblickt, als er, statt mich zu begrüßen, voll Entsetzen wieder hinausspringt und erst nach einiger Zeit ohne das Packet mit vergnügtem Lächeln wieder zurückkehrt. „Feine Schlittschuhbahn," lautet sein Bericht, „wir sind gestern schon nach Nußwerder gelaufen, der große See ist ganz zu."

Dann wird alles revidiert im ganzen Hause, das Alte, ob es noch das Alte ist, und dann das Neue. Alle die bekannten Ecken und Eckchen, aus denen die Erinnerung lächelt, die alten Bücher, aus denen dem Kindersinn der Zauber der Dichtung emporblühte. Selbst der Garten wird aufgesucht, und dann geht es den Gang zwischen bereiften Hecken hinunter zum See, der weit in seiner glänzenden Eisdecke schimmernd daliegt, denn hier hat es gar nicht geschneit, und es ist eine Schlittschuhbahn wie selten. Ich probiere einmal vorläufig das Eis, und dann geht es wieder zurück zu den Stübchen meiner Brüder. Dort sind Hermanns selbst erzogene afrikanische Finken zu bewundern, ausländische Schildkröten und Molche und andere naturhistorische Errungenschaften. Paul hat aus Holz gesägte Sachen vorzuzeigen, und eine heimliche Zigarrenspitze, deren vorzügliche Angerauchtheit, und eine unerlaubte

Pfeife, deren echten Weichselholzgeruch ich bewundern muß.

Dann kommt nun der Weihnachtsabend selber, und mit ihm die gute Tante Amalie, die mich schon so oft auf die Strümpfe gebracht hat, denn sie strickt mir immer so schöne, warme, und ihr Dienstmädchen trägt einen höchst verdächtigen Korb, und mit Tante Amalie kommt Cousine Helene, meine kleine Feindin. Sie ist nun eigentlich kaum meine Cousine, denn die Verwandtschaft ist so künstlich, daß Tante Amalie fünf Minuten braucht, um sie auseinanderzusetzen, und ich sie noch nie begriffen habe. Aber wir nennen uns Cousine und Vetter und du, denn wir kennen uns schon von der Zeit an, als Tante Amalie die kleine zehnjährige Waise zu sich nahm, und das ist nun gerade acht Jahre her. „Kinder, vertragt euch!" ist das erste, was Tante Amalie zu uns sagt; sie weiß aus Erfahrung, daß es dieser Warnung bedarf, denn wir stehen im allgemeinen auf dem Kriegsfuß. „O, ich werde schon mit ihm fertig!" sagt Helene mit einem kleinen Trotzblick, der wenig Gutes verspricht.

Die Mutter und Tante Amalie verschwinden zu heimlichen Vorbereitungen in den Festgemächern, und ich petitioniere ebenfalls um Zulassung, da ich — mit einem Blick auf Helene — doch nicht mehr zu den Kindern zu rechnen sei. „Nehmt den alten Meergreis nur mit," meint sie, aber es wird mir nicht gestattet. „Schenkst du mir denn auch etwas, Helenechen, mein Schwänechen?" frage ich mit einem alten Kinderreim. Sie ist immer schlagfertig: „Ich schenke

dir kein Thränechen, doch Tante Malchen schenkt dir was für deine langen Benechen," sagt sie schnippisch. — „Ich weiß auch gar nicht," läßt sich der biedere Paul vernehmen, „ihr hackt euch doch immer, wo ihr euch seht."

„Du ahnungsvoller Engel, du," meint Helene und streichelt sein würdiges Haupt. — „Hast du schon mal einen Engel gesehen," fragt Hermann nun ironisch, „der karrierte Hosen anhat und heimlich Zigarren raucht?" — „Ihr seid schrecklich, alle miteinander," sagt Helene, „ist das eine Weihnachtsstimmung und sind das Weihnachtsgespräche?" — „Das ist nur äußerlich," meine ich, „innerlich, da sind Lichter in unseren Herzen angezündet und das Gemüt ist voll Weihnachtsduft."

„Um Gottes willen!" seufzt Helene.

Das Klavier steht geöffnet. „Laßt uns singen," bitte ich. — Helene sieht mich fast dankbar an: „Aber was denn?" — „Unser Weihnachtslied: ‚Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freun'." Und nun wird es gesungen, das alte harmlose Lied, das eigentlich gar nicht mehr paßt, da dies ‚Morgen' schon heute ist. Dann singt Helene mit ihrer klaren Stimme: ‚O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit . . .' und dann: ‚Es ist ein' Ros' entsprungen . . .' und dann mit einmal tönt die Glocke, und der Moment, der so manches Mal mein Herz mit süßem Schauer erfüllt hat, ist da.

Der Weihnachtsbaum, mit Silber- und Gold-

ketten, Fähnchen, Netzen und Sternen und mancher verlockenden Frucht behangen, strahlt mir entgegen, ach, nimmer so herrlich wie einst, da sein Glanz durch das ganze Jahr einen wärmenden Schein breitete und schon lange vorher beim Ausblasen einer Wachskerze das Herz in süßem, ahnungsvollem Schauer erbebte: „Es riecht nach Weihnachten."

Wir suchen nun jeder den Ort, wo ihm die Liebe etwas aufgebaut hat. Selbst Polly und Murr sind nicht vergessen. Jenem ist unter dem Tisch auf einem Schemelchen die delikate Knackwurst in einem Kranz von Pfeffernüssen zugedacht und ein eigenes Lichtlein dabei angezündet. Der würdige Kater dagegen findet seine Bescherung auf seinem Lieblingsplatz, dem Fensterbrett. Sie besteht in einem Schälchen Milch und einem Halsband mit seinem Familiennamen, von Helenens kunstfertiger Hand gestickt. „Es ist eigentlich unchristlich für so unvernünftige Tiere," sagt Tante Amalie, aber sie lächelt doch im stillen darüber. Das heimliche Packet, das Paul vorhin so schnell verbarg, gibt sich als ein aus Holz künstlich gesägter Gegenstand zu erkennen, der in Gestalt eines luftigen Schweizerhäuschens meiner Taschenuhr zum nächtlichen Wohnplatz dienen soll. Er hat überhaupt diesen Industriezweig auf alle Anwesenden ausgedehnt. Tante Amalie meint: „Du hast uns wohl alle besägt."

Plötzlich wird die Thür aufgerissen und die zu einer unnatürlichen Tiefe verstellte Stimme des Dienstmädchens läßt sich vernehmen: „Julklapp!" und ein

in Papier gewickelter Gegenstand fällt ins Zimmer. ‚An Eduard‘ ist's adressiert. Viel Papier fliegt hastig abgerissen zu Boden und Helene macht sich durch eine schlecht verhehlte Spannung verdächtig. Endlich kommt ein zierlich in Perlen gesticktes Hausschlüsselfutteral zum Vorschein. „Von dir, Helene?“

„Nur aus Bosheit,“ ist die Antwort, „weil ich weiß, daß du gestickte Sachen verabscheust.“

„Das mußt du anerkennen,“ sagt Tante Amalie, „es ist eine sehr mühsame Arbeit, sie hat drei Wochen daran gearbeitet.“ — „Ach, nicht doch,“ meint abwehrend Helene. — „Ich will es dir zu Ehren alle Abende benutzen,“ sage ich. — Dagegen protestiert nun aber die Mutter: „Was, ihr wollt meinen Aeltesten auf Abwege bringen?!“ — Wieder geht die Thüre auf, wieder eine andere Nuance von Dorotheas wandelfähigem Organ: „Julklapp!“ und eine große Kiste wird hereingeschoben mit der Adresse: ‚An Helene.‘ Diese sieht mich voller Verdacht von der Seite an. „Darin ist gewiß eine große Schändlichkeit von dir,“ meint sie, „ich mache es gar nicht auf,“ aber sie hat schon den Deckel der Kiste abgeschoben. Ein mächtiges Packet, in Papier gesiegelt, kommt zum Vorschein. Aus dem Papier entwickelt sich eine zweite Kiste. Helenchen wird ganz aufgeregt, denn in dieser Kiste steckt wieder eine und so fort, die Papiere fliegen umher und das ganze Zimmer steht voll Kisten. „Es ist abscheulich,“ sagt Helene, „gerade wie in dem Märchen von der alten Frau, die ein Haus hatte und in dem Hause eine Kammer und in der Kammer

einen Schrank und in dem Schrank eine Kiste und in der Kiste wieder eine Kiste und so fort und in der letzten eine Schachtel und so weiter, und in der letzten kleinsten Schachtel war ein Papierchen, und in dem Papierchen wieder ein Papierchen und in dem allerletzten Papierchen ein Pfennig, der war ihr einziges Vermögen." Endlich kommt ein runder in Seidenpapier gewickelter Gegenstand zum Vorschein. „Nun geht's los!" rufen alle. Es ist aber nur eine runde, große Apothekerschachtel. Das Seidenpapier fliegt, eine Schachtel nach der andern kommt hervor, die Spannung wird fast unerträglich. Endlich in der zehnten Schachtel ein kleiner schwerer, in Papier gewickelter Gegenstand. „Das ist der Pfennig!" ruft Helene, „die gute, alte Frau schenkt mir ihr ganzes Vermögen zu Weihnachten!" Es ist aber kein Pfennig, sondern ein kleines, zierliches, goldenes Kreuz an einer feinen Kette. „Gerade wie ich es mir gewünscht habe!" ruft Helene verwundert, und ein fragender Blick trifft mich. Ich nicke und mit einem Male hat sie meine Hand mit ihren beiden erfaßt und schaut mir herzhaft in die Augen. „Ich danke dir, Eduard." — „So freundlich hast du mich lange nicht angesehen, Helene." — „Wenn du immer ein artiges Kind bist, antwortete sie, „so wirst du noch öfter freundlich angesehen."

„Julklapp!" tönt es wieder in Dorotheas höchsten Fisteltönen; sie sucht uns offenbar einzubilden, daß sich ein ganzes Heer von verschiedenen Geschenkspendern draußen ablöst. Da man jedesmal

vor dem Julklappruf die Hausthürklingel hört, so habe ich sie sogar im Verdacht, daß sie zur größeren Wahrscheinlichkeit ihrer oratorischen Darstellung jedesmal die Treppe hinabläuft, zuvor einen Eintretenden zu fingieren. — Die Julklappen nehmen endlich ein Ende und Dorothea tritt nun selber ein, ganz rot im Gesicht von der Anstrengung, aber harmlos, als wisse sie von nichts, um auch ihr bescheidenes Weihnachtstischchen aufzusuchen.

Allmählich brennen die Wachskerzen nieder und eine nach der andern erlischt knisternd in dem Nadelwerk des Baumes. Nach der festlichen Aufregung ist eine beschauliche Stille eingetreten. Die beiden Jungen haben sich über die bescherten Bücher hergemacht und blättern vorkostend darin umher. Im Nebenzimmer hört man die Stimmen der Mutter und der Tante Amalie, die im Hinblick auf das morgige Festgericht in einen interessanten Meinungsaustausch über die Anwendung von saurer Sahne verwickelt sind. Polly und Murr liegen wohlbehaglich an ihren Lieblingsplätzen, im innersten Gemüt befriedigt, ihre Weihnachtsbescherung verdauend, und ich habe mich in meine dunkle Weihnachtslieblingsecke auf den Lehnstuhl hinter dem Tannenbaum zurückgezogen. Dort schweifen meine Blicke bald in das grüne, nur noch stellenweise beleuchtete Geäst des Weihnachtsbaumes nach den niederbrennenden Lichtern, bald nach Helenen, die, noch immer vor ihrem Weihnachtstische stehend, nach Mädchenweise stets von neuem die Geschenke und Geschenkchen zierlich ordnet und eingehend

betrachtet. Sie steht abgewendet von mir und nur zuweilen bei einer Bewegung zeigt sich das zierliche Profil ihres Gesichtes. Die kleinen widerspenstigen Löckchen, die sich nicht dem allgemeinen Gesetz der Haartracht fügen wollen, umgeben wie ein goldener Schimmer das Köpfchen.

Da knistert wieder eines der Lichter am Baume in die Nadeln, ein kurzes Aufleuchten, und es ist erloschen; das ganze Zimmer ist schon von dem Weihnachtsduft der Nadeln und Lichter erfüllt. Meine Blicke wenden sich wieder zu Helene. Sie blättert gerade in einem kleinen Büchlein, das ich ihr für ihre Mädchenminiaturbibliothek geschenkt habe. Meine Gedanken fangen an, eigentümliche Wege zu gehen. Es ist wieder Weihnachten und ein blitzender, strahlender Tannenbaum aufgebaut und zwei Menschen stehen davor Hand in Hand und schauen sich in die Augen, aus denen es noch viel schöner leuchtet, denn das Glück schimmert daraus hervor. Und merkwürdig — diese zwei Menschen sind Helene und ich. Und meine Phantasie arbeitet weiter, denn die Phantasie thut nichts halb, und ich höre ganz deutlich das Blasen von Kindertrompeten und das Stampfen von kleinen Steckenpferdreiterbeinchen und glückseliges Kinderlachen . . .

„Eduard, du schläfst wohl?“ fragt Helene plötzlich. — „Ich träume nur,“ antworte ich mit einem halben Seufzer. — „Kinder, kommt zum Essen!“ ruft die Mutter aus dem Nebenzimmer.

*

Am zweiten Weihnachtstag war ich zu Mittag bei Tante Amalie eingeladen und nachher wollten Helene und ich auf den großen See zur Einweihung der neuen Schlittschuhe, die sie zu Weihnachten bekommen hatte. Aus den kleinen, zierlichen Zimmerchen der Tante stiegen neue Kindererinnerungen hervor. Ich kannte dort alles, das feine, geblümte Porzellan, die alten Kupferstiche an den Wänden, die alte, schwarze Rokokouhr mit dem Sensenmann, die eine so sonderbare Gangart hatte, daß man alle Augenblicke meinte, sie müsse stille stehen, die alten verblichenen Stickereien und die hundert zierlichen Kleinigkeiten auf der Spiegelkommode. Am Fenster standen dieselben Lieblingsblumen, und derselbe feine Duft herrschte in dem Zimmer, der mich als Kind schon immer so feierlich stimmte und der mir in der Fremde, wenn ich ihm begegne, unwiderruflich meine gute Tante vor Augen zaubert.

Nach Tische zog sich Helene das enganschließende Pelzjäckchen an und hüllte den Kopf in eine blauseidene Kapuze, aus deren weißem Schwanbesatz das frische Gesicht mit dem blonden, widerspenstigen Löckchenkranz gar anmutig hervorschaute.

„Was siehst du mich denn so an?" fragte sie plötzlich.

„Ich freue mich über meine hübsche Cousine," antwortete ich. — Ihr stieg ein klein wenig Rot in die Stirne, und sie sprach rasch: „Du gewöhnst dir wohl auf deine alten Tage das Schmeicheln an."

Wir gelangten nach kurzem Wege an den See.

Der alte Wintergreis auf seinem hohen Berge schlief noch immer. Es war noch nicht Tauwetter, allein durch die Stille der Luft erschien es wärmer, als es war, und die Sonne hatte am Tage so viel Macht, daß sie die gefrorene Erde an der Oberfläche auftaute.

„Wir laufen doch zum Nußwerder?“ fragte Helene, als wir die Schlittschuhe angeschnallt hatten.

„Wie du willst!“ war meine Antwort, „die Bahn ist ja noch weiter abgesteckt.“

Unterdes hatten wir uns in Bewegung gesetzt und waren auf die breite, mit Büschen und Stangen angedeutete Bahn gelangt, die jedes Jahr abgesteckt wurde, um einen ungefährlichen Weg zu den beliebten Vergnügungsorten zu bezeichnen.

„Wir bleiben doch nicht auf der langweiligen Bahn?“ fragte Helene und ihre Blicke schweiften über die weite, schimmernde Eisfläche hinaus.

Plötzlich ward ein fröhliches Stimmengewirr hinter uns hörbar, und brausend kam ein Schwarm von Schülern herangefahren und zog, die Mützen schwenkend, an uns vorüber. Ein einzelner sonderte sich von ihnen, es war Hermann.

„Ich wollte dir nur sagen, Eduard, geht lieber nicht nach den Entenlöchern und weicht überhaupt nicht weit von der Absteckung ab. Es sind viele von den Vögeln eben verlassene Stellen da, die nur ganz leicht überfroren sind und sich sehr wenig von dem übrigen Eis unterscheiden. Es thut mir nur leid, daß ich jetzt mit meinen Kameraden laufen muß,

sonst würde ich euch gern dahin geleiten, ich weiß genau dort Bescheid, denn ich habe manche Stunde daselbst mit dem Fernrohr zugebracht und nach den Enten gesehen. Morgen können wir ja einmal zusammen dorthin laufen!" — Damit eilte er mit doppelter Geschwindigkeit den übrigen nach, und bald hatte ihn das schwarze Häuflein wieder eingeschlungen.

Wir glitten eine Weile schweigend dahin. Manchmal schaute ich seitwärts auf Helenens zierliche Gestalt, wie sie so ebenmäßig und anmutig dahinfuhr und wie der Luftzug die Kleider an die schönen Linien ihres Körpers schmiegte. Endlich standen wir eine Weile. Vor uns lag Nußwerder noch in ziemlicher Entfernung, von feinem, violetten Duft des Winters angehaucht; seitwärts über den See hinaus erblickte man in der Ferne eine dunkle Linie über dem Eise, und darüber schwärmte es ab und zu von unzähligen Möwen.

„Da sind die Enten," sagte Helene, „ich möchte sie gar zu gerne einmal in der Nähe sehen."

„Du hast ja gehört, was Hermann sagte," antwortete ich. „Komm, in einer Viertelstunde können wir auf Nußwerder sein."

„Ich fürchte mich gar nicht," sagte Helene, indem sie einen kleinen, zierlichen Bogen schlug, und mir dann gerade ins Gesicht sah; „du bist doch ein rechter Sicherheitskommissarius."

„Ich für meinen Teil würde mich nicht scheuen, das weißt du auch recht gut, Helene, ich bin noch

im vorigen Jahre allein dort gewesen und kenne den See, allein ich darf es jetzt deinetwegen nicht, ich bin dafür verantwortlich, wenn ein Unglück geschieht."

„Ich brauche deine Verantwortlichkeit gar nicht," sagte sie, verächtlich das Köpfchen aufwerfend, „und es nützt dir auch gar nicht, deine Furchtsamkeit durch solche Gründe zu bemänteln. Wenn du nicht mit willst, so laufe ich allein!" Und damit setzte sie sich langsam in Bewegung. — „Helene!" rief ich. — Sie wandte sich um und sah mich spöttisch an. „Willst du mitkommen? Ich ziehe dich heraus, wenn du ins Wasser fällst."

„Du kränkst mich mit Absicht, Helene," sagte ich ruhig, „und das ist nicht schön von dir. Ich gebe nach, aber nur unter einer Bedingung, die du mir nicht verweigern wirst. Ich bleibe stets zehn Schritte vor dir, damit ich dich in genügender Sicher=heit weiß."

Ihr Auge leuchtete plötzlich auf, jedoch ant=wortete sie nicht, sondern neigte nur bejahend das Haupt, und wir setzten uns in der verabredeten Weise in Bewegung.

Es war nun doch eine Verstimmung zwischen uns, und niemand wollte anfangen zu reden.

Das Eis war glatt und jungfräulich, wo wir liefen, und von jenem dunklen Glanz, der auf die Tiefe des Wassers deutet. Rings war es still bis auf das unablässige Geräusch der Schlittschuhe; nur zuweilen ging ein klingendes Hallen durch die Eis=

fläche, oder ein Eisstückchen, von leisem Luftzug getrieben, klirrte vorüber. „Sieh einmal," sagte Helene plötzlich und hielt an, indem sie auf den Grund deutete. Es war eine flachere Stelle des Sees, und durch die klare Eisdecke konnte man bis auf den weißen Sandgrund sehen und die feinen, gefiederten Wassergewächse deutlich erkennen. Zuweilen sah man große Fische vorüberhuschen. Ich bemerkte eine heimliche Aengstlichkeit in Helenens Zügen, denn dieser Anblick des tiefen Grundes, von dem man nur durch eine durchsichtige Decke getrennt ist, hat für den Ungewöhnten etwas Schauerliches.

Wir waren den Enten schon ziemlich nahe gekommen und hörten nun deutlich ihr wirres Geschnatter und das Schreien der Möwen. Nicht weit von uns bemerkte ich den sogenannten ‚großen Stein', einen mächtigen Granitblock, der aus dem Wasser hervorragt und den Kahnschiffern als Wahrzeichen gilt, denn die Gegend um ihn herum ist voller Untiefen. Indem wir darauf zuhielten, trafen wir auf die erste offene, von den Enten bereits verlassene Stelle und umfuhren sie in weitem Bogen. Zugleich erhob sich in der Ferne mit Geschrei und gewaltigem Flügelschlagen eine Anzahl der Vögel und ging in brausendem Flug über den See zu anderen offenen Stellen, die etwa eine Meile weitherhin gelegen waren. Bei dem großen Steine angelangt, standen wir und sahen dem Wirren und Schwirren zu. Die ziemlich große Wasserfläche war bedeckt mit Tausenden von nordischen Enten, vorwiegend Schnell- und Eisenten,

die hier, unseren Norden als ihren Süden betrachtend, Winterquartiere bezogen hatten. Eine große Anzahl von Möwen tummelte sich zwischen ihnen, aus der Luft auf das Wasser niederstoßend, oder wie helle Punkte zwischen den dunklen Enten schwimmend. In der Nähe auf dem Eise saß ein großer Vogel, zwischen den Klauen mit dem Schnabel etwas zerpflückend, daß die Federn davon stoben. „Siehst du den Seeadler?" sagte ich zu Helene, „der hat jetzt leichtes Spiel, er braucht nur zuzustoßen, wenn er Hunger hat." Unterdessen war ihm wohl unsere Nähe unheimlich geworden, denn plötzlich erhob er sich und flog mit gewaltigen Flügelschlägen über den See dem Lande zu.

Wir hatten eine ziemliche Zeit dort gestanden und, mit dem Betrachten der Enten beschäftigt, auf nichts weiter geachtet, und so fiel es mir jetzt auf, als ich dem Seeadler nachblickte, daß das gegenüberliegende Ufer, das wir vorhin deutlich gesehen hatten, ganz in bläulichem Dämmer verschwunden war. Ich schaute mich um nach Nußwerder — nur noch wie ein matter Schein zeichnete es sich in die dicke Luft, und mit einem Male fing es an, ganz leise und sanft zu schneien.

„Helene!" rief ich, „wir müssen schnell fort, denn wenn der Schnee stärker wird und unsere Spur verdeckt, so können wir uns leicht verirren."

Wir machten uns nun schnell auf, die Spur der Schlittschuhe auf unserem Herwege verfolgend. Langsam und stetig mehrten sich die Flocken, und

kaum waren wir eine kurze Strecke vorwärts gelangt, so war das Eis von dem Schnee leicht bedeckt und die Spur verloren. Wir hielten an und schauten nach der Bahn aus. Aber nichts war ringsum zu sehen, überall nur das leise, stetige Niedersinken der großen Flocken, das sich weiterhin in einen weißen, wimmelnden Dämmer verlor. Ich schlug auf Geratewohl die Richtung ein, in der ich die Bahn vermutete, und dann ging es wieder vorwärts. Nach einer Viertelstunde war nichts erreicht, wir mußten die Richtung verfehlt haben. Wir standen nun und horchten, ob nicht ein Laut uns zu Hilfe komme. Aber es war ringsum so totenstill, daß man das leise Geräusch der fallenden Flocken vernehmen konnte. Nun mehrte sich auch schon der Schnee und fing an, beim Laufen hinderlich zu werden, und das Schlimmste war, daß die Gefahr der unsicheren Stellen durch die gleichmäßig alles verhüllende Schneedecke verdoppelt ward. Wir glitten nach einer anderen Richtung vorsichtig weiter. So irrten wir eine Weile umher, und ich bemerkte, daß Helene anfing, müde zu werden. Plötzlich sah ich etwas Dunkles vor mir aus dem Schnee ragen, und da waren wir wieder bei dem großen Stein; wir waren richtig im Kreise gelaufen.

Während wir eine Weile ruhten, fiel mir plötzlich eine Bemerkung ein, die ich vorhin gemacht hatte. Es war mir aufgefallen, daß die Entenkolonie, der große Stein und Nußwerder in einer geraden Linie lagen, danach konnte man die Rich-

tung bestimmen. Gelang es uns, diese gerade Linie einzuhalten, so mußten wir unbedingt auf Nußwerder treffen, von wo aus die Bahn mit Leichtigkeit zu erreichen war.

Wieder glitten wir in den Schnee hinaus, Helene immer etwa zwanzig Schritt hinter mir. Als wir eine Weile gelaufen waren, glaubte ich vor mir in dem Schneegewimmel etwas Dunkles ragen zu sehen wie die Umrisse von Bäumen. Unwillkürlich vermehrte ich meine Schnelligkeit, da plötzlich ertönte hinter mir ein gellender Schrei, und als ich mit scharfem Ruck meinen Lauf anhielt, ward ein Knistern und Senken zu meinen Füßen bemerkbar, das mir kaum Zeit ließ, in schneller Wendung zurückzutaumeln. Wie erstarrt stand Helene hinter mir. Ich sah sie wanken und eilte, sie in meinen Armen aufzufangen. Dann blickte ich unwillkürlich zurück und sah jenen kleinen dunklen Wasserfleck, der in der fast zugefrorenen Oeffnung noch frei geblieben war und Helenen zu dem Warnungsruf veranlaßt hatte. Sie lag an meiner Brust und schluchzte leise. „Helene,“ tröstete ich, „es ist ja alles gut.“ Sie schlang plötzlich den Arm um mich und rief leidenschaftlich: „Ich will dich nie wieder necken, Eduard, niemals wieder!“

Ich fühlte die schöne Gestalt in meinen Armen, ihr Busen wogte an meinem, und ich beugte mich zu ihr nieder und fragte sie leise: „Auch dann nicht, Helene, wenn wir immer bei einander sein werden, immer?“ Sie hob fast verwundert den Kopf und schaute mir fragend in die Augen. Dort mochte sie

wohl die richtige Deutung lesen, denn langsam stieg ein Rot in ihrem reinen Antlitz auf und sie verbarg es wieder an meiner Brust. Es war eine kleine Pause, indes ich sie sanft an mich drückte. „Auch dann nicht," flüsterte sie leise.

Wir hatten beide vergessen, daß wir verirrt in der großen Einsamkeit des Schneegestöbers standen; was kümmerte uns, daß wir den Weg verloren hatten, hatten wir doch den schöneren zu unseren Herzen und zu unseren Lippen gefunden!

„Eduard — Helene — Eduard!" rief es plötzlich aus der Ferne, und fast erschreckt fuhren wir auseinander. Und wieder rief es, ich erkannte die Stimme meines Bruders. Ich gab Antwort und ein vielstimmiges Jubelgeschrei war die Folge. Dann nach einer Weile sah ich die dunkle Gestalt Hermanns aus dem Schnee hervortauchen und weiterhin kam dann eine zweite Gestalt und eine dritte und so fort, alle, wie ich beim Näherkommen bemerkte, an ein langes Seil aufgereiht, an das sie sich in Zwischenräumen verteilt hatten, während der letzte Flügelmann die Bahn innehielt. Sie hatten uns von dem hochgelegenen Wirtshaus, das sie besucht hatten, zufällig mit dem Fernrohr beobachtet und wußten, daß wir vom Schnee überrascht, auf dem Eise sein mußten. So hatten sie denn die lange Wäscheleine des Wirtes requiriert, um uns mit Sicherheit aufsuchen zu können.

Als wir zu Hause bei der Mutter, die uns schon mit Sorgen erwartet hatte, anlangten, rief Hermann, der unterwegs eingeweiht war, durch die Thüre über-

mütig hinein: „Julklapp!“ und Helene und ich traten Hand in Hand ins Zimmer. Ein Blick der Mutteraugen genügte, und ihre Arme umschlossen uns beide. „Mein Lieblingswunsch,“ sagte sie glücklich, „und ihr bösen Kinder habt euch so angestellt? Und was wird Tante Amalie sagen?“

Der schwarze See.

*

I.

Roderich Haideborn, ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, lebte in der guten, alten Stadt Golnow ganz allein in seinem großen Hause. Da er reich und unabhängig war, so ging die allgemeine Meinung der Stadt und der Umgegend dahin, daß er nichts Besseres thun könne, als sich unter den Töchtern des Landes ein Ehegemahl zu wählen, um das Geschlecht der Haideborne, das mit ihm auf zwei Augen stand, nicht aussterben zu lassen. Allein Herr Roderich Haideborn bekümmerte sich wenig um die Meinung seiner Mitbürger und Nachbarn, weshalb sie ihn ein ganz klein wenig für einen Narren hielten. Denn so jemand die Ansichten weiser und hochansehnlicher Personen für nichts erachtet, schlossen sie, müsse doch in dessen Kopfe eine Abweichung von der gebräuchlichen Denkart stattfinden. Und zu diesem Schlusse fühlten sich diese guten Leute auch durch andere absonderliche Erscheinungen berechtigt. Herr Roderich Haideborn besaß nämlich eine höchst abenteuerliche und romantische Sinnesart, und dies hatte

seinen Grund sowohl in einer Naturanlage, als in seiner Erziehung.

Seine Eltern waren frühe gestorben, und die Sorge für ihn war einer Schwester seines Vaters zugefallen, die bis dahin in einer entfernten Stadt gelebt hatte. War nun des kleinen Roderich Gemütsart schon immer etwas phantastisch gewesen, so fand diese Seite seines Charakters durch die Tante eine ganz besondere Nahrung und Unterstützung, und der alte Hauslehrer hatte eine außerordentliche Mühe, zwischen den üppigen Wunderblumen, die die Tante in den Geist des Knaben pflanzte, den Futterkräutern des Wissens ein kümmerliches Dasein zu fristen.

Diese gute Dame, die unter dem Namen „Tante Schwarz" — wegen ihrer schwarzen Augen und ihrer stets schwarzen Kleidung in der Stadt bekannt war, lebte mit ihrem geliebten Neffen stets in einer eigenen erträumten Welt. Es gab selbstgeschaffene Personen mit erfundenen Namen in dieser Phantasiewelt, von denen sie sprachen, wie von wirklichen Menschen. Wo sie lebten und webten, wo sie gingen und standen, war dieser Dichtungstrieb thätig. Sie machten viele einsame Spaziergänge in die Umgegend, die durch schöne Wälder und viele Seen geziert war, und fanden dort die herrlichsten Schauplätze für ihre Geschichten. Ein Stückchen öden, sandigen Landes war ihnen die Wüste Sahara. Sie kannten dort Urwald und Prairie, und der See, der hinten an den Garten stieß, bedeutete das Weltmeer. Dort fuhren sie auf einem Kahne zu einer Insel, die einen Büchsenschuß vom Lande ent-

fernt lag und so groß war, daß ein mäßiges Haus hätte gerade darauf stehen können, und entdeckten Amerika, ein weitläufiges und gewaltiges Land, mit vielen glänzenden Kieseln am Ufer, die von ihnen als kostbare Edelsteine mitgenommen wurden. Auch viele seltsame Tiere fanden sie dort, denn die harmlose Libelle, die über den Rohrhalmen tanzte, ward zum Kondor, und zuweilen mußten sie vor den eingebildeten Pfeilschüssen der Eingeborenen sehr schnell entfliehen.

Eine Zeitlang war Robinson der Held des Tages und auf inständiges Bitten ließ Tante Schwarz Roderich mit seinem Hündchen Fedelint, der das Lama vorstellte, einen ganzen Nachmittag allein auf der Insel, damit er die Robinsonsfreude recht auskosten könne. Die gute Tante saß die ganze Zeit über verborgen in einer Laube und wachte über das Wohlergehen ihres Lieblings, den sie in seiner weltfernen Einsamkeit beobachtete. Am Abend holte sie ihren von den Mücken ganz rot gesprenkelten Robinson in einem Kahne, der natürlich einen nach Europa segelnden Dreimaster vorstellte, wieder ab.

Die Spaziergänge waren voller Abenteuer. Eine harmlose Blindschleiche, die sich durchs Gras ringelte, schwoll zur Riesenschlange an, eine Feldkatze war der auf Beute lauernde Tiger, das Kornfeld ein Wald von Bambusrohr, durch den man in Erwartung neuer Abenteuer schritt. Jeder Begegnende wurde bedeutungsvoll in das phantastische Gewebe verflochten. Der Gendarm, der die Landstraße einherritt, ward

ein auf Abenteuer ausziehender Ritter, der Jäger, den man durch die Buchenwaldung dahingehen sah, ein junger Prinz, der das verzauberte Schloß aufsuchte, und jeder alte Bettler mindestens ein höchst geheimnisvoller Greis, wenn nicht ein vertriebener König, der seinen Reichsapfel und seine Krone in seinem Bettelsack bei sich trug.

Am liebsten richteten sie ihre Spaziergänge nach dem sogenannten „schwarzen See“, einem harmlosen Teich im Stadtwalde, der wegen der ihn rings umgebenden gewaltigen Eichen, die ihre Schatten über ihn warfen, eine dunkle Farbe zur Schau trug. An der einen Seite, wo die Bäume nicht so dicht standen, lag die Ruine eines alten Jagdhäuschens mit einer gewaltigen, vom Blitzschlag halb zerstörten Eiche, die aus dem spärlichen Grün ihrer Zweige viele kahle, weißgebleichte Aeste hervorragen ließ. Hier herrschte der dämmernde Reiz der Sage und warf auf die Natur den unheimlichen Schatten einer furchtbaren That, die an dieser Stelle einst geschehen sein sollte. Hier hatte, so erzählte man sich, vor langer Zeit ein Jäger sein unschuldiges Weib aus Eifersucht ermordet, und war dann unter derselben Eiche vom Blitze erschlagen worden.

Alle Geschichten, die die Tante hier erzählte, hatten einen besonderen Reiz, vornehmlich wenn sie sich in das Gebiet des Unheimlichen begaben. Der dunkle, glatte See, der, wie die Leute sagten, keinen Grund hatte, die riesigen Eichen, die im Sonnenschein so stumm und gewaltig dastanden, die grünen Waldgründe, die

tief und geheimnisvoll herüberschauten, und die kaum einmal von dem fernen Schrei eines unbekannten Vogels unterbrochene Stille des Waldes, alles wirkte dann so unmittelbar, daß sich Roderich dicht an die Tante drückte und sich kaum umzuschauen wagte, denn hinter jedem Busch konnte nun ein ungeahntes und grauliches Geheimnis hervortreten.

So lebten diese beiden Menschen ein eigentümliches und stilles Leben, bis zur Zeit, da Roderich vierzehn Jahre alt geworden war, die Tante plötzlich erkrankte und nach kurzer Zeit verstarb. Roderich war untröstlich, besonders in den ersten Wochen, da ihn sein Vormund zu einem bekannten Lehrer der benachbarten Stadt, wo er das Gymnasium besuchen sollte, in Pension gegeben hatte. Doch die jugendliche Kraft des Kindergemütes hatte bald überwunden, besonders nachdem sich der anfangs viel verspottete und gefoppte Träumer, der sich in realen Verhältnissen nur sehr unbeholfen bewegte, unter dem Beistand eines älteren Genossen einen mehr schülermäßigen Schliff erworben hatte. Zu diesem seinem Mitschüler, einem gutmütigen, etwas phlegmatischen Knaben von fünfzehn Jahren, der nur eine Leidenschaft, nämlich eine enorme Lesewut besaß, faßte er eine unbegrenzte Zuneigung. Dieser blonde, starkknochige Junge, Adolf Dorn mit Namen, war von nun ab sein Vertrauter, sein Freund, sein Berater. Sein in der Stadt ansässiger Vater hatte eine sehr reichhaltige Bibliothek von Dichterwerken aller Völker. Dort hockten die beiden Knaben stundenlang und lasen und lasen, daß sie oft ganz

dumm im Kopfe waren. Eine Menge von deutschen, englischen und französischen Romanen ward dort verschlungen und aus allen blieb Abenteuerliches in Roderichs Kopf zurück.

Die Cooperschen Erzählungen erfüllten beide mit einem überschwellenden Strom von Begeisterung. Das Indianertum ward in der Klasse eingeführt und es gab keinen, der nicht seinen Kriegsnamen führte. Adolf hieß wegen seiner Körperkräfte „der große Büffel“, während Roderich ob seiner Leichtfüßigkeit den Namen „der schwirrende Pfeil“ davontrug. Die beiden Freunde ritzten sich eines Tages mit einem Federmesser die Brust über dem Herzen, mischten ihr Blut miteinander, tauschten ihre Namen und schlossen den ewigen Waffenbund der Freundschaft.

Danach gerieten sie über Hoffmann, dessen Schriften sie ebenfalls in der Bibliothek fanden. „Kater Murr“, „die Serapionsbrüder“, die „Phantasiestücke in Callots Manier“ versetzten sie in eine abenteuerliche Welt. Die „Elixire des Teufels“ wurden mit innerem Grauen verschlungen. Die Welt nahm nun einen geheimnisvollen Charakter an. Von jedem alten Mann, der etwas sonderbar erschien, wurde Außergewöhnliches vermutet, und ein altes Haus in der Schulstraße, dessen Läden immer geschlossen waren, und in dessen Dachrinne das Gras wuchs, bevölkerten sie mit wunderlichen Gestalten ihrer Einbildungskraft. Das alte Obstweib an der Ecke der Schulstraße wurde ihnen höchst merkwürdig, denn es hatte eine ungemeine Aehnlichkeit mit dem bronzierten

Aepfelweib im „goldenen Topf", und es erschien Roderich damals als das höchste Glück, wie der Student Anselmus beim Archivarius Lindhorst alte Manuskripte zu kopieren und hernach mit der schönen Serpentina auf dem Rittergute in Atlantis zu leben.

In diese Periode fiel auch die Leidenschaft, sich durch allerlei sonderbares Getöne zu vergnügen, das sie auf einer echten spanischen Laute, die sich Roderich zu verschaffen gewußt hatte, hervorbrachten, welche eigentümlichen, oft selber komponierten Dinge sie für Musik ausgaben. Eine Sängerin erschien ihnen damals als eine solche „aus Aetherduft und Mondschein gewebte Nachtigallenbraut", daß ein irdischer Mensch es wohl nimmer wagen dürfe, sich ihr profanerweise zu nähern.

Nach diesem geschah es, daß sie über Heine gerieten und sich beide verliebten. Sie erledigten nun alle Tollheiten, die verliebten Primanern eigen zu sein pflegen, in überschwenglicher Weise. Nur, da sie unterschiedliche Naturen waren, ereignete es sich, daß sich die Tollheit bei Adolf mehr in sinniger Weise, sozusagen im stillen Sitzen äußerte, während sie bei Roderich exotische Schossen trieb und sich in wunderlichen Kapriolen des Geistes offenbarte. Sie standen des Nachts „wie Säulen" im Mondschein vor den Fenstern der Geliebten, und es war beiden gemeinsam, daß sie sich oft sehr unglücklich fühlten und ihr Leben für vergiftet erklärten. Aber wenn sie unglücklich waren und ihr Leid gemeinsam in den Wald trugen, wo „die Blumen, ihre Schwestern" sie mit mitleidigen

Augen ansahen, und es so schön war, unglücklich zu sein, da streckte sich Adolf gemeiniglich seine starken Glieder in das Gras, stillem Brüten ergeben über die Grausamkeit der Geliebten, mit der er übrigens noch nie ein Wort gesprochen hatte, während es Roderich angemessen erschien, in der Nähe umherzuwandeln und wilde Reden auszustoßen und sein Leid den Bäumen zu klagen. Und auch seine Geliebte, ein kleiner, dicker Backfisch mit blonden Haaren und Sommersprossen, hatte keine Ahnung von seinen Schmerzen.

In dieser Zeit verfertigte Roderich eine Anzahl von Adolf höchlich bewunderter Gedichte und schrieb sie säuberlich in ein Büchlein mit rotem Einband.

Unter so mannigfachen Thorheiten und Ereignissen verlief die Zeit, und schließlich trennte das Schicksal die Freunde, indem beide auf verschiedene Universitäten gingen.

Hier war es, wo Roderich seine Tollheiten mehr in das praktische Leben übertrug und wirkliche Abenteuer anstatt der erdichteten suchte. Da die Universität in einer gebirgigen Gegend lag und für Roderich als geborenem Flachländer schon in dem Wort Gebirge ein romantischer Reiz lag, so ward er in der ersten Zeit nicht müde, die Berge zu durchstreifen, immer in der Erwartung eines Außergewöhnlichen. Dies trug sich jedoch sehr sparsam zu. Allein es geschah zuweilen doch etwas und tröstete ihn.

Einmal verirrte er sich und mußte die Nacht unter einem vorspringenden Felsen zubringen, nachdem

er lange vergebens nach dem fernen Lichte ausgeblickt hatte, das bei solchen Situationen in allen Geschichten, die er gelesen hatte, vorhanden war und gemeiniglich zu höchst seltsamen Abenteuern führte. Die Nacht war kalt und es kam ein Regen, der ihn unter dem dürftigen Schutze der Felsen nicht schlafen ließ. Ein vierzehntägiger Schnupfen war das Ergebnis. Er verstieg sich einmal und rettete sich nur durch einen kühnen Sprung; er rutschte einmal einen Abhang hinab, und mußte sehr klettern, ehe er wieder in Sicherheit kam. Das Schönste war aber, daß er einmal eine versprengte Schar wirklicher Zigeuner traf. Er dachte schon, nun fange das Glück an, ihm zu lächeln. Zwar suchte er vergebens die junge, braune Zigeunerin mit dem schwarzen Schlangenhaar und den geschmeidigen Gliedern, die in den Romanen nie fehlte und dem Fremdling, während sie Zingarella tanzte, aus den nachtschwarzen Augen verzehrende Glutblicke zuwarf, allein es war doch wenigstens eine Alte da mit einem roten Tuch um den Kopf und wackelndem Kinn, die ihm aus den Linien seiner Hand unsägliches Glück prophezeite. Es waren auch braune Kinder vorhanden, die nicht appetitlich anzusehen waren und schwarze, scheue Augen hatten, und es gab auch eine junge Mutter, die, vor ihm sitzend, ihr nacktes Kind säugte, während er mit den Männern am Feuer lag und Wein trank, den sie für sein Geld aus dem nächsten Dorfe geholt hatten. Sie waren sehr lustig und sangen Zigeunerlieder, und dann sang Roderich ein Studentenlied,

und so abwechselnd, und zuletzt tranken sie Brüderschaft. Dazu loderte das Feuer, die Nacht stand schwarz über den Bergen, und unzählige Sterne flimmerten auf sie herab. Roderich trank viel Wein und schlief mit gesteigert romantischen Gefühlen ein.

Dagegen waren die Empfindungen, mit denen er am andern Morgen aufwachte, sehr wüster Natur, und im Kopfe saß ihm ein unbehagliches Etwas und bohrte. Die Zigeuner waren verschwunden, nur die Luft zitterte noch über den heißen Aschenüberresten des Lagerfeuers. Die Sonne war eben aufgegangen; er wollte nach der Uhr sehen, allein sie war nicht vorhanden, und als er böser Ahnungen voll nach seiner Geldbörse griff, fand er sich um eine zweite teuer erkaufte unangenehme Erfahrung bereichert. Die Gefühle, mit denen er hungrig und sehr elend nach Hause schlich, waren dieser Lage angemessen.

Doch das ward alles in den Wind geschlagen und war in der Erinnerung doch schön. Er ward nun auch bekannt unter den übrigen Studenten und trieb mit ihnen allerlei sonderliche Dinge. Er studierte vielerlei durcheinander, nippte von allem nur den Schaum und nur das Seltsame vermochte ihn zu fesseln. Er hatte in der Stadt einen alten Junggesellen kennen gelernt, der in dem Giebel eines uralten, verräucherten Hauses lebte und in seinem einsamen Leben allerlei vertrackte und wunderliche Dinge zusammengehäuft hatte. Alle Zimmer waren dort mit dem merkwürdigsten Hausrat und den verrücktesten Fratzengebilden, die je eine ausschweifende

Phantasie in Holz, Glas, Stein, Elfenbein oder Porzellan hervorgebracht hat, überladen. Alte, schweinslederne Bände, angefüllt mit den Faseleien und dem Aberglauben finsterer Jahrhunderte, standen an den Wänden auf Borten gereiht, und die hundert Schiebefächer und Kästen enthielten Manuskripte, Handzeichnungen, Kupferstiche, Amulette, Gemmen, Münzen und tausend ähnliche Dinge, die sich in irgend einer Weise durch Seltsamkeit auszeichneten. Und es war nur diese Eigenschaft, die den Alten bewog, dergleichen zu erwerben. An der Schönheit ging er ungerührt vorüber, allein eine ausgesuchte, phantastisch sonderbare Häßlichkeit mußte er besitzen. Die Leute behaupteten von ihm, er sei nur deshalb Junggeselle geblieben, weil er den Idealkobold seines Herzens nicht gefunden habe.

Bei diesem alten Herrn, der mit einem gelben Schlafrock und gleichfarbigem kleinen Gesicht ausgerüstet war, stets ein schwarzes Käppchen auf dem kahlen Schädel trug und über eine große Brille mit unheimlich schwarzen Augen hinwegstarrte, verlebte Roderich manche Stunde. Sie saßen und studierten zusammen in den alten Büchern oder Handschriften, sie ergötzten sich an den sonderbaren Phantasiegebilden der Kupferstiche und trieben allerlei vergessene und längst begrabene Dinge miteinander, die sie in den vergilbten Büchern beschrieben fanden. Sie stellten sich gegenseitig ihr Horoskop und fanden, daß ihnen noch allerlei Sonderbares bevorstehe, ja sie hätten sogar das Goldmachen versucht, wenn das Licht der

neuen Zeit nicht zu grell in ihr Treiben geleuchtet hätte.

Unterdessen versäumte Roderich doch nicht, mit seinen Bekannten allerlei junge übermütige Tollheit zu treiben, gleichsam als Gegengewicht zu der alten vermoderten, schweinsledernen, die er oben in dem alten Giebelhause betrieb.

Er ward mit seinen Genossen am hellen Tage in allerlei Verkleidungen gesehen. Eine junge Dame ging eines Tages auf der Promenade und rief jedem Studenten, der ihr begegnete, ein: „Prosit, altes Haus!“ zu. Schließlich entdeckte man Roderich unter dieser Maske. Mitten im Winter, da es Stein und Bein fror und die Sperlinge tot aus der Luft herabfielen, ward er in blauem Frack, weißer Weste und Nankinghosen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe lustwandelnd gesehen — und roch an einem Blumenstrauß und fächelte sich mit einem gelbseidenen Taschentuch Kühlung zu.

Dieses waren aber nur die äußeren Blüten seiner Tollheit; in seinem Hirn trieb sich Tag für Tag eine neue Schar abenteuerlicher Gedanken und Einbildungen umher. Sein Geist haftete nie an den Dingen, wie sie sich wirklich darstellten, er nahm stets seinen Flug zu den entlegensten Fernen. Er liebte es nicht, etwas auf geradem Wege zu erreichen und schaffte sich nötigenfalls künstliches Hindernis und Wirrsal, das sein Element war.

Es begab sich auch einmal, daß er in den Karzer gesteckt wurde und ihm die Poesie der Gefangenschaft

aufging. Alle Geschichten von Gefangenen, die er je gelesen hatte, schwirrten durch sein Hirn und wurden lebendig. Er erfand eine melancholische Inschrift und gesellte sie den vielen Namen, Wappen und gekreuzten Schlägern bei, mit denen gelangweilte Vorgänger die Wände reichlich geziert hatten. Am Abend des letzten Tages fiel ihm Trenck ein, und dessen wunderbares Entkommen durch einen ins Mauerwerk gearbeiteten Gang. Sofort fing er an, versuchsweise ebenfalls zu bohren und verfertigte auch im Laufe der halben Nacht mit seinem Taschenmesser ein höchst anerkennenswertes Loch in der Wand des Karzers. Fast mit Bedauern an seine morgige Befreiung denkend, schlief er danach auf seinem harten Lager ein.

Doch die Zeit verging; nach einigen Jahren hielt Roderich seine Studien für vollendet und empfand Sehnsucht nach seinem väterlichen Hause.

So war er denn eines Tages wieder in Golnow, gereift an Wunderlichkeit und Tollheit, und sorgte vermöge dieser Eigenschaften weidlich für die Unterhaltung seiner Mitbürger. Er war nun vierundzwanzig Jahre alt und sah ganz stattlich aus, mit dem dunklen, etwas wild gelockten Haar und dem vollen Bart, der sein Gesicht umgab, so daß manchem Mädchen das Herz pochte, wenn er sie mit den großen, dunklen Augen anblickte. Er kümmerte sich aber nicht viel darum, denn er hatte zuviel mit seinem Hause zu thun. Da waren viele Einrichtungen, die ihm nicht gefielen, denn sie trugen nur den Charakter einfacher bürgerlicher Behaglichkeit und befriedigten

seinen Sinn nur mäßig. Er war reich und Herr seines Vermögens; nun wollte er alles so einrichten, wie er es sich in einsamen Stunden erträumt und erdacht hatte. Eines Tages reiste er in die Residenz, und bald nach seiner Rückkehr kamen große Wagen gefahren, Kisten wurden vor seinem Hause abgeladen, Sendung kam auf Sendung, und man sah Roderich nur noch zwischen Haufen von Stroh und Heu aus aufgeschlagenen Kisten mit seinem Diener Dinge auf Dinge herausnehmen, dergleichen in Golnow noch nie gesehen waren.

Da waren sonderliche chinesische Vasen, Fächer und Sonnenschirme, abenteuerliches Porzellanvolk mit Schlitzaugen und spitzen Hüten, Pagoden mit wackelnden Köpfen, bunte Vorhänge und schimmernde Decken, — niegesehen und fremdartig. Seltsame Waffen kamen zum Vorschein, Kriegskeulen und Tomahawks, indianische Federkronen, Bumerangs, Pfeile und Bogen. Dann gab es in einer Kiste vielfaches gläsernes Trinkgeschirr, gebauchtes und spitzkelchiges, alte Glaspokale mit grellbuntem Bilderwerk und altertümliche grüne Römer, Tummler, die sich selber aufrichteten, wenn man sie niederlegte, und dergleichen mittelalterliches Trinkgerät.

Kupferstiche und alte Holzschnitte, Schnitzwerk und Bilderwerk, alles kam aus den Kisten hervor und über alles war der Hauch der Seltsamkeit ausgebreitet.

Auch was die Möbelwagen brachten, ließ die Golnower erstaunen. Für dergleichen altmodisches

Zeug hätten sie keinen Pfennig gegeben, meinten sie. Und sie flüsterten sich fabelhafte Preise ins Ohr und zuckten die Achseln. Da war manches wurmzerfressen und wacklig und sah gebräunt und vergessen aus. Stühle und Tische brachte man ins Haus von alten, verschollenen Formen, Schränke mit wunderlichem Schnitzwerk und gealterter Vergoldung. Die Golnower Straßenjungen kamen gar nicht aus dem Gaffen und Staunen heraus. Einem schenkte Roderich einen Indianerpfeil mit bunten Federn und machte ihn dadurch zu einem der glücklichsten Sterblichen. Der Junge verehrte ihn wie ein Heiligtum, gab ihn nie aus der Hand und gestattete Besichtigung nur aus achtungsvoller Entfernung.

So ward allmählich das Haus eingerichtet und nahm zu an Wunderlichkeit, bis es fast so bunt darin aussah, wie in dem Gehirne seines Bewohners. Er hatte sich einen Maler aus der Residenz kommen lassen, der ihm ein Zimmer nach dem Garten hinaus, das er zu seinem Allerheiligsten bestimmt hatte, ausschmücken sollte. Dort entstand nun an den Wänden ein buntes Rankenwerk von Arabesken, und was sich nur je an phantastischem Getier und an märchenhafter Menschengestaltung auf goldenem Grunde durch Rankenwerk geringelt, sich in Blumenkelchen gewiegt, hinter Blättern hervorgegrinst hatte, das lebte und webte dort in tausendfacher Gestalt, in wunderlich launenhaftem Spiel. In diesem Raum war mit großer Sorgfalt unter Hilfe des Malers, dem Roderichs abenteuerliches Wesen gefiel, ein phantastisches Ganzes

zu stande gebracht, und die äußere Ausschmückung der Wände mit den Geräten, die hier alle von ausgesuchter Seltsamkeit waren, und allen Dingen in eine solche Harmonie gesetzt, daß es wirklich in seiner Art vortrefflich war. Entsprechend gefärbte Vorhänge an den Fenstern waren so eingerichtet, daß sich jede Art der Beleuchtung erzielen ließ, vom träumerischen Dämmern bis zum hellsten Licht.

Danach legte er sich auf die Gartenkunst und war bemüht, den ohnehin schon sehr vernachlässigten Garten in kürzester Zeit in eine Wildnis zu verwandeln. Auch diese Bemühung war von Erfolg gekrönt.

Unter solchen Bestrebungen war ein Jahr vergangen. Es konnte nicht fehlen, daß Roderich mit den Golnowern in mannigfache Berührung kam. In der ersten Zeit waren seine Sonderbarkeiten das tägliche Gespräch; dann gewöhnte man sich daran und schließlich nahm man sie als etwas hin, das da war, und nur Fremden gegenüber blieb es ein beliebtes Thema, denn man betrachtete Roderich als eine Stadtmerkwürdigkeit, auf die ein richtiger Bürger bekanntlich so stolz ist, als sei diese sein eigenes, besonderes Verdienst.

Mit einigen Familien hielt er auch eine Art von Umgang, insofern er in kometenartig launenhafter Weise durch ihre Kreise schweifte, niemals bei einer Einladung zuverlässig zu erwarten war und gemeiniglich irgend eine absonderliche Thorheit beging, die ihm jedoch meistens in Anbetracht seines liebens-

würdigen Vermögens mildiglich verziehen ward. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Schmeichelei und die Duldung, mit der man ihm begegnete, seine Launen zu einer imponierenden Größe heranfütterten. In seinem Hause, das er nun vollständig zu einem buntschedigen Museum der Abenteuerlichkeit umgewandelt hatte, gab es noch eine Zeitlang zu rücken und zu ändern, allein bei der außerordentlichen Rührigkeit und Energie, mit der Roderich alles betrieb, erreichte auch das bald seine Endschaft. Es steckte überhaupt eine solche Summe von Thatkraft in ihm, daß es bedauerlich zu sehen war, wie sie so in Seifenblasen und Schnarrwerk verpufft ward.

Nach der Fertigstellung aller dieser Arbeiten kam eine Leere über ihn, und es wollte ihm in seinem Hause gar nicht so behagen, wie er es sich anfangs vorgestellt hatte. Es sah ihn doch alles so fremd an und war ihm nicht behaglich, denn die Erinnerung hing nicht an diesen Dingen. Der Hauptgrund war aber wohl der, daß nichts mehr daran zu thun war. Er fing nun an, mehr in Gesellschaften zu gehen, und veranstaltete zur Einweihung seiner neuen Hauseinrichtung ein großartiges Maskenfest mit Wasserkorso und Feuerwerk, von dem man heute noch in Golnow zu erzählen weiß. Endlich fing er an, sich zu langweilen., und sprach im Kreise der jungen Leute viel von dem stagnierenden Leben in kleinen Städten, von eingeengten Strömen, von den Schranken des bürgerlichen Lebens, von Philistertum und verrotteten Ansichten. Schließlich behauptete er dann regelmäßig,

er würde alle Annehmlichkeiten von ganz Golnow dahingeben für ein einziges richtiges Abenteuer. So lebte er eine Zeitlang, las viel in seinen Büchern, lag in seiner Hängematte in dem verwilderten Garten, fuhr auf dem See, ritt auf seinem Schecken spazieren — änderte und rückte an allen Dingen, die um ihn waren, allein es half nichts, die Langeweile war und blieb vorhanden. Zuletzt entschloß er sich, um diesem Dämon zu entgehen, eine Reise zu unternehmen, und fing an, die notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

*

II.

So standen die Sachen, als ihm eines Tages von einem unbekannten, fremdartig aussehenden Menschen in geheimnisvoller Weise ein Brief in die Hand gesteckt ward, der also lautete:

Im Namen des Bundes!

Die heilige Sache bedarf der Männer! Ihr seid ein Mann!

Wollet Ihr es beweisen, so findet Euch in der Nacht zum ersten August um 12 Uhr bei der alten Eiche am schwarzen See ein. Dort wird eine Zusammenkunft der Blauen und Braunen stattfinden, und Ihr werdet in das große Geheimnis eingeweiht werden.

Unserer Feinde sind viele und sie schleichen im

Dunkeln. Darum seid bewaffnet und auf Eurer Hut. Eurer Ehrenhaftigkeit vertrauen wir.

Solltet Ihr dennoch nach Verrat trachten, so wird die Hand des Rächers Euch zu finden wissen.

Gegeben um Mitternacht.

Der Bund der Blauen und Braunen.

Das war endlich ein Abenteuer. Bei Roderich stand es fest, daß er dort hingehen müsse, koste es, was es wolle. Es war am 30. Juli abends, als er den Brief erhielt, und er schlief die ganze Nacht nicht im Grübeln über diese Angelegenheit. Es war damals eine Zeit, wo geheime politische Gesellschaften bestanden und allerlei dunkle Gerüchte und eine gewisse Gärung durch die Welt gingen. Golnow war in seiner abgeschiedenen Lage weniger davon berührt gewesen, doch nun schien es ja anders zu werden.

Mit dem Grauen des Morgens erhob sich Roderich von seinem Lager und besichtigte seine Waffensammlung, um Passendes auszuwählen. Er entschied sich nach langem Suchen für ein italienisches Stilett mit eingelegter Arbeit am Griff und für ein kurzes, karabinerartiges Gewehr, das er unter seiner Kleidung verbergen konnte. Er brachte den Vormittag damit zu, diese etwas vernachlässigten Dinge in Stand zu setzen und im Garten das Gewehr zu probieren. Den Dolch schliff er, bis seine Spitze haarscharf war und wie ein Edelstein funkelte.

Der Nachmittag ward in gewaltiger Unruhe verbracht. Endlich ging auch der vorüber und die Sonne

legte sich nach dem schwülen Tage in einem flammenden Gebirge von Wolken zur Ruhe.

Als es ganz dunkel geworden war, nahm Roderich seine Waffen, ging an den See hinab und setzte sich in sein kleines Boot. Dann ruderte er quer über den See nach dem Punkte hin, wo der Wald bis an das Ufer heranging. Es war eine ganz stille und schwüle Luft, der Himmel war mit einem dichten Gewebe von Wolken bedeckt, nirgends blickte ein Stern hervor. Im Westen träumte noch in langem Streif am Horizont ein mattes Rot, der Wiederschein eines Tages ferner Länder. Ueber dem Wasser herrschte ein ungewisses und einförmiges Dunkel, so daß es Roderich oft schien, wenn er mit Rudern anhielt und nach der Richtung spähte, als schwebe er mitten in einem unbegrenzten, dunklen Raum, über sich und unter sich das unendliche Nichts.

Dann blickte er zurück nach den ruhigen Lichtern der Stadt und richtete den Lauf seines Kahnes danach. Endlich sah er das schwarze Ragen des Waldes gegen das ungewisse Grau des Himmels hervorgehen, und dann stieß sein Fahrzeug scharrend auf den Ufersand. Er gebrauchte einige Zeit, um sich über den Punkt seiner Landung zu orientieren; dann schlug er den wohlbekannten Waldweg ein, der unmittelbar zum schwarzen See führte.

Ihm waren die Wälder seiner Heimat zu wohl bekannt, sonst hätte er sich bei dem undurchdringlichen Dunkel, das unter den ragenden Bäumen herrschte, gar leicht verirren können. Er war in einer un-

gewöhnlichen Aufregung und achtete mit gespannten Sinnen auf die unbekannten Laute, die sich aus dem allgemeinen Schweigen hervorthaten. Dann stand er von Zeit zu Zeit und lauschte in die Ferne hinaus, und wenn er dann weiter schritt, war nur das Tönen seiner eigenen Schritte vernehmlich und das Rascheln des Laubes, das sein Fuß berührte.

Horch, was war das? der Ton, der so feierlich von ferne herüberkam? Roderich atmete gleich wieder beruhigt auf; er hörte die Turmuhr der Stadt, und es schlug elf.

Nach einiger Zeit sah er vor sich eine etwas hellere Schattierung des Dunkels zwischen den Bäumen stehen und er wußte, daß er an seinem Ziele angelangt war. Das Wasser lag mit den verschwommenen Grenzen der Dunkelheit vor ihm, und ringsum sah er sich den schwarzen, feierlichen Kreis der Waldbäume gegen den helleren Himmel abheben. Unterdessen war der Mond aufgegangen und säumte die schweren Wolken, die ihn verbargen, mit mattschimmernden Rändern. Roderich hatte schon auf dem Wege sein Gewehr hervorgenommen und sich durch einen Griff nach seinem Stilett von dessen Zugänglichkeit überzeugt. Jetzt spannte er den Hahn des Karabiners und spähend und vorsichtigen Schrittes näherte er sich, am Rande des Wassers hingehend, der alten Eiche. Es war alles totenstill dort. Nur einmal erschreckten ihn zwei wilde Enten, die plötzlich schnatternd aus dem Wasser aufflogen und mit sausendem Flügelschlag über den See gingen. Er hörte sie

klatschend wieder auf das Wasser fallen, und dann war alles wieder wie zuvor.

Er hatte nun die Eiche wieder erreicht. Sie stand in dunkler Mächtigkeit vor ihm; die abgestorbenen, weißgebleichten Aeste ragten aus dem Laubwerk hervor und leuchteten in mattem Schimmer. Daneben starrten ihm die schwarzen, fensterlosen Augenhöhlen der Ruine gespenstig entgegen.

Die Dunkelheit hatte sich durch das Aufgehen des Mondes um ein Geringes vermindert, und Roderich stand nun eine Weile in spähendem Horchen. Doch es war nichts weiter umher, als das Schweigen der Nacht. Dann trat er in die Höhlung der Eiche und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Und als er nun hier regungslos stand und lauschte, kamen allmählich die Stimmen der Nacht an sein Ohr. Da war zuweilen ein Rieseln in dem Laub der Bäume, oder es arbeitete etwas mit leisem Rascheln durch die welken Blätter am Boden, oder es kam aus dem Walde hin und wieder ein Tönen, ein fernes Rufen oder Kreischen, oder sonst etwas, das unbekannt war. Dann lenkte sich sein Blick auf den See, über dem ein ungewisser Nebelduft lag; ein Wispern ging zuweilen durch die Rohrhalme, oder es gab hier und dort ein leises springendes Plätschern. Einmal kam auch eine Nachtschwalbe geschossen, schwankte taumelnden, geräuschlosen Fluges um die Eiche und flog dann gegen den Waldrand, wo das Dunkel sie wieder aufnahm.

Dann war ihm einmal, als höre er leise vor-

sichtige Schritte im Walde, er horchte gespannt, allein es verlor sich wieder, und dann war es wieder so still, daß nur das einförmige Sieden der Einsamkeit in seinem Ohr war, und er fühlte, wie er mit dem aufgeregten Pochen seines Herzens so allein stand in der großen Oede der Dunkelheit.

Unterdes ward es wieder finsterer, denn das Gewölk des Himmels ballte sich immer schwerer zusammen und über den Bäumen ihm gegenüber zuckte zuweilen der Wiederschein ferner Blitze, wie Traumgedanken der schlafenden Natur.

Die Zeit schlich über den Zeitraum dieser Stunde dahin, wie eine Schnecke über einen Waldweg.

Die dunklen, unbekannten Gegenstände, die unbeweglich mit ungewissen Umrissen umherstanden, schienen Roderich zuweilen zu wachsen und eine andere Form anzunehmen, er sah allerlei Gebilde in ihnen, die sich nur bei schärferer Betrachtung in die Umrisse eines Busches oder Baumstumpfes auflösten.

Doch horch! — was war das? Vom Walde her kamen leise Schritte, und zuweilen raschelte es im Laub oder es knickte ein trockenes Zweiglein. Dann stand es wieder und schien zu lauschen. Jetzt war es wieder da und kam auf den See zu, man hörte, wie es das trockene Gras am Ufer streifte. Nun plätscherte das Wasser ein wenig, und plötzlich fuhr Roderich zusammen, denn er sah gegen das hellere Wasser eine dunkle Gestalt am Seeufer stehen. Er faßte krampfhaft sein Gewehr; da wendete sich die Gestalt und trat etwas weiter vor. Plötzlich ließ er

beruhigt die Büchse wieder sinken, denn er sah, es war nur ein Rehbock. Jetzt sicherte das Tier noch einmal mit erhobenem Kopfe und beugte sich dann ruhig zum Aesen nieder. In Roderich erwachte plötzlich die Jagdlust. Er erhob das Gewehr und zielte; der Bock stand gerade schußgerecht, die heller werdenden Blitze ließen ihn deutlich erkennen. Allein sofort fiel ihm auch ein, weshalb er hier war, und zögernd setzte er das Gewehr ab. Da kamen plötzlich wieder die fernen Töne der Turmuhr herübergeschwommen, es schlug zwölf. „Endlich!“ dachte Roderich, und zugleich schnürte sich sein Herz zusammen vor Erwartung. Er zählte unwillkürlich die langsamen Schläge der Glocke, und kaum war der letzte verhallt, so rollte murrend und langsam der erste leise Donner hinterdrein und schien sich grollend hinter fernen Wolken zu verkriechen. Und kaum war es wieder still geworden, da kam aus der Gegend des Waldes plötzlich ein Blitz und ein scharfer Knall, — der Rehbock schnellte hoch in die Luft und stürzte dann klatschend in das seichte Wasser, wo er regungslos liegen blieb.

Roderich war bei dem unerwarteten Knall zusammengefahren, allein er behielt seine Geistesgegenwart, faßte sein Gewehr und stand mit stürmisch klopfendem Herzen da, harrend der weiteren Entwickelung der Dinge. Zuerst blieb alles still, nur die fliehenden Flügelschläge eines durch den Schuß aufgeschreckten Vogels waren vernehmlich. Dann kamen vorsichtige Schritte von der Seite, wo der Schuß gefallen war, und — horch! noch vorsichtigere von der

entgegengesetzten Seite, und dann kam wieder ein Donner, der lauter als der vorhergehende zwischen den Wolken einherpolterte und ein langes Gemurmel hinter sich her hatte. Als der verstummt war, sah Roderich einen Mann aus dem Dunkel hervortauchen, der sich über den Rehbock beugte, ihn aus dem seichten Wasser hervorschleifte und sich dann mit ihm zu thun machte. Er hörte jetzt wieder von zwei Seiten vorsichtige Schritte, die sich offenbar der Richtung näherten, wo der Mann mit dem Rehbock beschäftigt war. Er war, wie Roderich bei dem hellen Schein der häufigen Blitze sehr deutlich bemerken konnte, eifrig dabei, das erlegte Wild auszuweiden. Plötzlich brach knisternd ein Zweig unter dem Fuß des einen der Nahenden und bei dem Leuchten des nächsten Blitzes sah Roderich den Mann hoch aufgerichtet stehen und nach dem Walde hinauslauschen. Kaum hatte er dies bemerkt, so hörte er die Nahenden von beiden Seiten rasch vorspringen, und eine rauhe Stimme rief: „Steh! oder wir schießen dich nieder!"

Der Angerufene antwortete nicht, man hörte einen Sprung und rasche Schritte durch das hohe Ufergras, dann blitzten und knallten vier Schüsse hintereinander, man hörte den Mann laut und höhnisch auflachen, und dann mit der größten Schnelligkeit durch das Gesträuch brechend entfliehen. Der vierte Schuß war aus Roderichs Gewehr gefallen, er hatte in der Aufregung, und als er sich vorbeugte, um den Verlauf der Dinge zu beobachten, den Stecher unvorsichtig berührt.

Jetzt rief die rauhe Stimme wieder: „Zum Teufel, der ist uns entgangen, aber hier ist noch einer, der Strauchdieb hat auch geschossen!“

„Er sitzt in der hohlen Eiche, ich habe den Schuß blitzen sehen!“ sagte eine andere Stimme, den wollen wir schon fassen!“

Ein neuer Blitz zeigte Roderich zwei Männer, die in einiger Entfernung von der Eiche vor ihm standen und ihre Büchsen auf ihn gerichtet hielten.

„Steh' Kerl!“ rief nun der Erste, „oder unsere Doppelbüchsen sprechen ein Wort mit dir!“

„Den Schuft können wir gleich niederschießen,“ sprach der andere dazwischen, „er hat sich zur Wehr gesetzt!“

Roderich hatte seine Geistesgegenwart wiedergewonnen. „Ihr Männer vom Bunde,“ sprach er, indem er hervortrat, „was drohet ihr mir, da ihr mich doch selber zu eurer Zusammenkunft eingeladen habt, ich habe keine Gemeinschaft mit jenem, der soeben entflohen ist.“

„Meint er denn, daß wir ihm seinen Unsinn glauben?“ sagte der eine der Männer, und mit einem gewandten Griff hatte er ihm beide Hände auf den Rücken geholt und fing an, ihn säuberlich und kunstgerecht zu binden.

„Meine Herren, ich protestiere gegen diese Behandlung! Haben Sie mich darum herausgelockt, habe ich darum Ihnen vertraut, daß Sie mich in dieser Weise behandeln? Was haben Sie mit mir vor?“

„Wirst du schon sehen, mein Schatz!“ war die

Antwort, „und nun vorwärts und keine Sperenzien gemacht!“

Diese Aufforderung war von einem ermunternden Kolbenstoß begleitet, und Roderich sah nun wohl ein, daß Sträuben hier nicht half und er am klügsten that, sich ohne Weigerung in sein Schicksal zu fügen. Er ließ sich demgemäß ohne Widerstand von den beiden Männern fortführen.

Unterdes war das Gewitter mit Macht heraufgekommen, die Blitze zuckten in kurzen Zwischenräumen und ließen das Ragen der Baumstämme und das Gefüge und Geglieder ihrer Aeste für einen Augenblick erkennen, so daß das Dunkel, das sie gleich wieder aufnahm, um so schwärzer erschien. Das Brausen des Windes schauerte in kurzen Stößen durch die Wipfel und brachte bald schwere klatschende Tropfen, die sich immer vermehrten, und über allem war das Knattern und Rollen des Donners, der bald in schweren, unbeholfenen Stößen über sie hinging, bald in fernen Wolken grollend rumorte.

Die Männer waren still geworden und eilten unter Dach zu kommen; nur zuweilen trieb der eine Roderich mit rauhen Worten zu größerer Eile an. Nun ward das Zucken der Blitze immer blendender, und die drei standen oft unwillkürlich still, wenn ihnen nach dem grellen Lichte plötzlich die undurchdringliche Finsternis entgegenstarrte. Immer schneller folgte das knatternde Krachen, und mit einemmal geschah eine blendende Helle und ein scharfer, schmetternder Schlag, und dann war es ganz still, nur das un-

sägliche Strömen des Regens war vernehmlich. Danach kamen noch einige schwächere Schläge, allein die Macht des Unwetters war gebrochen; nur der Regen stürzte unaufhaltsam herab.

Roderich war in dieser Zeit von den schwärzesten Gedanken heimgesucht. Wer waren diese Männer, die ihn in so rauher Weise mit sich fortführten? Wie in der aufgeregten Natur die Blitze, so kreuzten sich in seinem Hirne die Gedanken. War die ganze Geschichte von der Zusammenkunft der Blauen und Braunen nur eine Falle gewesen, um ihn hinaus zu locken und sich seiner zu bemächtigen? Was war der Zweck seiner Gefangennehmung? Und nun kreuzte sich alles, was er je ähnliches gelesen oder gehört, in buntem Wirbel in seinem Gehirn: geheime Gesellschaften — Inquisition — Indianergeschichten — italienische Räuber — Gift, Dolch, Mord und Totschlag — Lösegeld! — Hier durchzuckte es ihn wie ein jäher Blitz: Lösegeld — das war es! Er war sehr wohlhabend und galt für reich. Die schönste Räuberbande stand in seiner Phantasie sofort fertig da. Zwar war dergleichen in der Golnower Gegend nie erhört worden, und seit Jahren war außer einigen harmlosen Diebstählen nichts dem ähnliches vorgekommen — aber alles das konnte ja anders werden. Er begann in der Geschwindigkeit zu veranschlagen, wie viel die Räuber wohl fordern würden, und überlegte sogar die Mittel, wie das Geld zu beschaffen sei. Dann fiel ihm ein, wohin sie ihn wohl bringen würden. Es mußte mindestens eine unterirdische Höhle sein

mit geheimnisvollem Eingang, etwa das Kellergewölbe einer alten Ruine, oder ein künstlich gegrabenes verstecktes Hohl in einem Berge.

Deshalb war er sehr erstaunt, als die beiden Männer aus dem Walde mit ihm auf einen freien Platz traten, und er ein wohlbekanntes Försterhaus vor sich liegen sah. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken hatten sich verzogen und den Mond freigegeben, der mit lieblichem Schein auf dem vom Regen glänzenden Dach des Hauses lag und in die dunklen Baumschatten der Linden schimmernde Lichter säumte. Hunde kamen jetzt bellend gesprungen, und auf das Klopfen der beiden Männer nahten nach einiger Zeit schlürfende Schritte, und die Thür ward von einem alten, weißköpfigen Mann, der eine Art Diener zu sein schien, geöffnet.

„Den einen haben wir,“ sagte der eine der Jäger, „den Spitzbuben, er hat auf uns geschossen!“

„Wir wollen ihn in die vergitterte Kammer sperren,“ sagte der alte Mann, „dort bricht er gewiß nicht aus, und außerdem lassen wir Pluto vor der Thür liegen, der ist wachsam. Komm, Pluto! komm, mein Hund,“ rief er, und ein großer, schwarzer Hund, der in der Nähe stand und Roderich mit mißtrauischen Blicken betrachtete, kam näher und ließ ein dumpfes, grollendes Knurren hören.

Roderich war nun alles klar. Man hielt ihn für einen Wilddieb. Er nannte seinen Namen und verlangte den Förster zu sprechen, der ihm persönlich bekannt war. Anfangs ward ihm natürlich nicht ge-

glaubt, aber schließlich setzte er doch durch, daß einer der Jäger abgeschickt wurde, um den Förster zu wecken und ihm den Vorfall mitzuteilen. Dieser trat dem Abgesendeten schon angekleidet entgegen, denn von dem Lärm war er erwacht und hatte den letzten Teil des Wortwechsels mit angehört. Nun änderte sich alles. Roderich ward auf Befehl des Försters freigegeben und zugleich eine Magd geweckt, die ihm in einem der oberen Zimmer ein Bett bereitete. Mit kurzen Worten erzählte er jetzt, wie er in diese Lage gekommen sei, freilich unter verwundertem Kopfschütteln des Försters, der von Roderichs Sonderbarkeiten zwar schon gehört hatte, zum erstenmal aber ein so vorzüglich ausgewachsenes Exemplar dieser vor Augen sah. Dann war das Bett fertig, die beiden Männer wünschten sich eine gute Nacht, und Roderich stieg, geführt von dem alten Diener, der kopfschüttelnd die Wendung der Dinge beobachtet hatte, hinauf in das ihm bereitete Zimmer, in dessen Fenster schon der grauende Tag hineindämmerte.

Anfangs konnte er nicht einschlafen, es wogte noch die Menge der Erlebnisse in seinem Kopfe, doch schließlich, als schon ein vorwitziger Sonnenstrahl schräge in das Zimmer kam, verfiel er in einen unruhigen, traumreichen Schlaf.

Unterdessen rückte der Sonnenstreif, in dem tausend flimmernde Stäubchen webten, immer näher auf ihn zu und ward immer breiter. Draußen im Walde waren die singenden, springenden Musikanten erwacht und mischten sich einer nach dem andern in das große

Frühkonzert. Dann fing es an, sich im Hause und auf dem Hofe zu rühren, anfangs etwas verschlafen, dann lebhafter. Pferde trappelten über den Hof und Mägde gingen mit klappernden Eimern vorüber.

Und durch das ganze Haus treppauf treppab, durch Küche und Keller, ging ein leichter, behender Schritt, zu dem ein Schlüsselbund leise klirrte und eine liebliche Stimme zuweilen vor sich hin sang. Schelten und Lärm verstummte, wo sich diese Schritte nahten, denn der Friede, die Ordnung und der Frohsinn war mit ihnen. Jetzt kamen die leichten Füße über den Hof gegangen, an Roderichs Fenster vorbei, und es klang zu ihm empor:

„Mägdlein ging im Feld allein, —
Pflücken wollt' sie Blümelein.
Blüht ein Röslein an dem Haag, —
Doch, als sie das Röslein brach,
Flattert es dahin im Wind ...
Ei, wie blühst du so geschwind!"

Die Sonne hatte schon seit einiger Zeit den Raum bis zu Roderichs Bett durchmessen und lag nun friedlich auf seinem etwas blassen Gesicht, so daß er sich schon einmal unruhig gerührt hatte. Als nun noch der Gesang dazu kam, erwachte er plötzlich und war, wie es bei ihm zu geschehen pflegte, sofort vollkommen munter. Er horchte dem Gesange, der sich allmählich entfernte und ihm gar lieblich erschien. Die zweite Strophe verstand er noch:

„Nebenher im hohen Gras —
Männertreu — wie blau blüht das!
Will es binden in den Kranz, —

Aber schnell in luft'gem Tanz
Flattert es dahin im Wind ...
Ei, wie blühst du so geschwind!"

Dann war eine kleine Pause, und als der Gesang wieder begann, war es so fern, daß er nichts mehr verstand.

Er sprang jetzt auf, um sich anzukleiden, fand aber statt seiner Kleider über den Stuhl einen etwas verschossenen Jägeranzug gebreitet. Er besann sich, daß seine Kleider in der vorigen Nacht sehr naß gewesen waren. Dann kleidete er sich an und ging hinunter. Der alte Diener zeigte ihm das Wohnzimmer und bedeutete ihn, er solle nur warten, der Förster werde bald kommen. Eine Magd brachte ihm den Kaffee, und da saß er nun in dem Zimmer voll Morgensonnenschein und wartete. Er hatte Zeit genug sich umzuschauen. Trotz der frühen Morgenstunde war alles behaglich und sauber dort, und es schwebte etwas wie der Geist der Reinlichkeit und Ordnung über den Dingen. Es herrschte nicht die Peinlichkeit, die jahrelang ein Ding genau auf demselben Platze erhält, es war nicht die abgezirkelte, nackte Symmetrie, sondern es war alles in dem Zimmer, als müßte es so sein und hätte sich selber in eigenem Behagen an der Sache so hingestellt. Einfache Geräte waren es nur, und an den Wänden hingen in schwarzen, polierten Rahmen die bekannten, alten Kupferstiche von Hirschen und Rehen mit seltsamen Geweihen, die im Jahre des Herrn so und so erlegt worden waren. Dazwischen war manch gezacktes und gewundenes Reh-

gehörn angebracht und über der Thür ein Hirschkopf, der die gewaltige Last eines achtzehnendigen Geweihes trug. Die eine Fensterecke des Zimmers war für Roderich am anziehendsten. Dort standen einige vorzügliche Rosen- und Nelkenstöcke vor dem Fenster und ein sauberes Nähtischchen, auf dem sich ein Körbchen befand mit Knäueln und Täschchen und anderen zierlichen Dingen, und eine angefangene schneeweiße Näharbeit lag darauf, als sei sie eben verlassen worden. Und Roderich saß und wartete und betrachtete alle diese Dinge, wie der friedliche Sonnenschein sie streifte, oder auf ihnen blitzte, wie er die Schatten der Blumen und des Fensterkreuzes auf den Fußboden malte und durch jede Lücke, die er fand, lange Streifen sendete. Von draußen und aus dem Hause kamen unbekannte Laute unbekannter Stimmen, er hörte Thüren zuschlagen und auf der Treppe gehen, allein niemand kam zu ihm.

Der sonnige Morgen lockte ihn endlich hinaus aus dem Zimmer. Er ging vor die Thür und saß eine Weile unter den Lindenbäumen. Dann zog es ihn weiter, wo der Weg in den Wald führte. Er sah dort eine Bank unter einer schönen Buche, deren breite flache Zweige in dem hellen Lichte der Sonne einen anmutigen Gegensatz zu dem dunkler dämmernden Hintergrund des grünüberwölbten Waldweges bildeten. Unter dieser Buche saß er eine Weile und dachte an die Ereignisse der vorigen Nacht und grübelte über den Zusammenhang des Ganzen, den er nicht zu ergründen vermochte. So hatte er eine

Aber schnell in luft'gem Tanz
Flattert es dahin im Wind . . .
Ei, wie blühst du so geschwind!"

Dann war eine kleine Pause, und als der Gesang wieder begann, war es so fern, daß er nichts mehr verstand.

Er sprang jetzt auf, um sich anzukleiden, fand aber statt seiner Kleider über den Stuhl einen etwas verschossenen Jägeranzug gebreitet. Er besann sich, daß seine Kleider in der vorigen Nacht sehr naß gewesen waren. Dann kleidete er sich an und ging hinunter. Der alte Diener zeigte ihm das Wohnzimmer und bedeutete ihn, er solle nur warten, der Förster werde bald kommen. Eine Magd brachte ihm den Kaffee, und da saß er nun in dem Zimmer voll Morgensonnenschein und wartete. Er hatte Zeit genug sich umzuschauen. Trotz der frühen Morgenstunde war alles behaglich und sauber dort, und es schwebte etwas wie der Geist der Reinlichkeit und Ordnung über den Dingen. Es herrschte nicht die Peinlichkeit, die jahrelang ein Ding genau auf demselben Platze erhält, es war nicht die abgezirkelte, nackte Symmetrie, sondern es war alles in dem Zimmer, als müßte es so sein und hätte sich selber in eigenem Behagen an der Sache so hingestellt. Einfache Geräte waren es nur, und an den Wänden hingen in schwarzen, polierten Rahmen die bekannten, alten Kupferstiche von Hirschen und Rehen mit seltsamen Geweihen, die im Jahre des Herrn so und so erlegt worden waren. Dazwischen war manch gezacktes und gewundenes Reh-

gehörn angebracht und über der Thür ein Hirschkopf, der die gewaltige Last eines achtzehnendigen Geweihes trug. Die eine Fensterecke des Zimmers war für Roderich am anziehendsten. Dort standen einige vorzügliche Rosen- und Nelkenstöcke vor dem Fenster und ein sauberes Nähtischchen, auf dem sich ein Körbchen befand mit Knäueln und Täschchen und anderen zierlichen Dingen, und eine angefangene schneeweiße Näharbeit lag darauf, als sei sie eben verlassen worden. Und Roderich saß und wartete und betrachtete alle diese Dinge, wie der friedliche Sonnenschein sie streifte, oder auf ihnen blitzte, wie er die Schatten der Blumen und des Fensterkreuzes auf den Fußboden malte und durch jede Lücke, die er fand, lange Streifen sendete. Von draußen und aus dem Hause kamen unbekannte Laute unbekannter Stimmen, er hörte Thüren zuschlagen und auf der Treppe gehen, allein niemand kam zu ihm.

Der sonnige Morgen lockte ihn endlich hinaus aus dem Zimmer. Er ging vor die Thür und saß eine Weile unter den Lindenbäumen. Dann zog es ihn weiter, wo der Weg in den Wald führte. Er sah dort eine Bank unter einer schönen Buche, deren breite flache Zweige in dem hellen Lichte der Sonne einen anmutigen Gegensatz zu dem dunkler dämmernden Hintergrund des grünübermölbten Waldweges bildeten. Unter dieser Buche saß er eine Weile und dachte an die Ereignisse der vorigen Nacht und grübelte über den Zusammenhang des Ganzen, den er nicht zu ergründen vermochte. So hatte er eine

Weile gesessen, da hörte er ein Geräusch auf dem Waldwege und eine helle Mädchenstimme rief: „Georg, warum bist du noch nicht in den Wald; wenn dich der Vater sieht, wird er schelten!“

Roderich sah sich um und erblickte ein junges, sehr einfach gekleidetes Mädchen mit einem Strohhut über dem Arm, das den Waldweg daher kam und in dem Augenblick, als sie ihren Irrtum bemerkte, etwas verwirrt still stand und ein wenig errötete. Dabei hatte ein schräger Sonnenstreif den Weg durch die Zweige gefunden und vergoldete das einfache hell-blonde Haar und ließ die unschuldige Röte ihres Angesichtes noch lieblicher erscheinen.

„Ich bin nicht Georg,“ sagte Roderich, „aber ich darf Ihnen wohl für die Gastfreundschaft danken, die mir in dieser Nacht zu teil geworden ist.“

Sie schwieg eine kleine Weile, dann sprach sie: „Sie sind Herr Haideborn? Der Vater wird gleich kommen, er hat nicht mehr lange im Walde zu thun, und ich sah ihn schon vorhin über die Fichtenschonung gehen.“

Als sie zu den Lindenbäumen gelangt waren, trat der Förster gerade aus dem Walde hervor, und um ihn waren zwei schöne Hunde, die ihn stets begleiteten. Roderich und das Mädchen standen nun beide so lang vor der Thür und erwarteten ihn. Als er näher kam, zog er seinen Hut und grüßte und rief: „Schon aufgestanden, Herr Haideborn? Das kalte Bad schon ausgeschlafen? Das war ein tüchtiges Gewitter diese Nacht. Im Eichenkamp hat es zweimal eingeschlagen; es sind zwei von meinen besten Bäumen.“

Roderich wollte jetzt seinen Dank anbringen, allein der Förster wehrte ihn ab: „Schon gut, schon gut, nicht der Rede wert — Anna, eine Flasche mit grünem Siegel.“ Anna verschwand aus der Thür und die beiden Männer gingen jetzt in die Wohnstube, wo ein Tisch mit schneeweißem Linnen bereits gedeckt stand.

Sie setzten sich einstweilen auf das Sofa, während das Frühstück aufgetragen ward, und der Förster sprach: „Herr Haideborn, die Leute erzählen allerlei wunderliche Geschichten von Ihnen, und was gestern geschehen ist, läßt mich schließen, daß sie wohl manchmal nicht so ganz unrecht haben, aber was mir an Ihnen gefällt, ist, daß Sie Mut haben, denn Jedermanns Sache wäre das nicht gewesen, sich in der Nacht an den schwarzen See zu wagen. Meine beiden Jäger, die sonst doch auch nicht viel von Furcht wissen, gingen doch recht ungern daran, sich dort in der Nacht anzustellen. Und was die Sonderbarkeit betrifft, das gibt sich mit der Zeit. Ich habe Ihren Herrn Vater recht gut gekannt, der war auch so, als er jung war. Der wollte auch Mond und Sterne vom Himmel langen und alles, was bestand, auf den Kopf stellen, und ist doch nachher ein so prächtiger, vernünftiger Mann geworden. Ich denke mir, das liegt so in der Familie. Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich so offen zu Ihnen rede, denn ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt und Sie als kleines Kind habe ich oft genug auf dem Arm getragen.“

Dann setzten sie sich zum Frühstück. Anna saß an ihrem Nähtischchen, nur zuweilen stand sie auf

und ging durch das Zimmer, um die Männer zu bedienen. Dann ward sie zufällig hinausgerufen und der Förster sprach: „Herr Haideborn, ich glaube zu wissen, wem Sie diese ganze Geschichte zu verdanken haben. Ich war neulich beim Bürgermeister, um mit ihm über die Wilddieberei in unserem Stadtwalde zu sprechen, und da dies nun weiter keine Geheimnisse waren, so machten wir das beim Kaffee ab. Es war dort allerlei junges Volk im Zimmer, die steckten die Köpfe zusammen, zischelten und kicherten miteinander, und ich hörte einmal Ihren Namen erwähnen. Ich hörte auch, daß die Worte ‚Abenteuer‘, ‚schwarzer See‘ fielen und daß unter vielem Gelächter von dem Bunde der ‚Blauen und Braunen‘ die Rede war.“

Roderich kam mit einemmal die Erleuchtung; er empfand jenes nagende Gefühl, in den Augen anderer Leute eine lächerliche Rolle gespielt zu haben, wo er in bitterm Ernste handelte. Er bat den Förster, über den näheren Verlauf seines Abenteuers nicht mit anderen zu reden, verabschiedete sich dann, nachdem er sich umgekleidet hatte, und ging durch den sommerlichen Wald nach Golnow zurück.

*

III.

Für Roderich kamen nun wieder Tage, die ihm nicht gefallen wollten. Seinen Umgang in Golnow hatte er infolge der letzten Ereignisse fast ganz abgebrochen und lebte abgeschlossener denn je. Er las

sehr viel und ging und ritt sehr viel spazieren in der Umgegend. Zuweilen kam er im Walde in die Nähe des Försterhauses und sah es von ferne liegen in seiner grünen, friedfertigen Einsamkeit. Der Förster begegnete ihm zuweilen und redete ein paar Worte mit ihm. Er sprach einmal von der vortrefflichen Ernte auf Roderichs Gut Rothensee, das an den Wald grenzte, und Roderich mußte gestehen, daß er seit seiner Anwesenheit in Golnow noch nie in Rothensee gewesen sei. Einst auf einem Spaziergange traf er Anna auf dem Waldwege und grüßte sie. Als sie schon eine Weile vorüber war, schaute er ihr nach und sah die einfache schöne Gestalt unter dem Hallendach der Bäume wandeln. Auf dem Hügel traf sie ein Sonnenlicht und hob sie in ihrem hellen Kleide schimmernd hervor, bis sie gegen die grüne Dämmerung hinabsteigend hinter der Anhöhe verschwand.

Eines Tages suchte er in seiner Bibliothek ein landwirtschaftliches Werk hervor und fing darin an zu lesen. Es war gar nicht so langweilig, wie er sich gedacht hatte. Die nächste Folge davon war, daß er an seinen Buchhändler in der Hauptstadt um die bedeutendsten landwirtschaftlichen Werke schrieb, die vorhanden waren. Er fing an, wenn er an Feldern vorbeikam, diese zu betrachten und bemerkte, daß viel Beachtenswertes vorhanden war, wo sich ihm früher nur eine prosaische Leere gezeigt hatte. Er sprach auch zuweilen mit den Leuten und ließ sich belehren. Eines Morgens ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Rothensee hinaus. Es war um die Zeit der

Weizenernte, und an der Grenze seines Gutes waren die Leute mit Einfahren beschäftigt. Der Verwalter, der zugegen war, kam erfreut und begrüßte ihn und machte ihn mit Stolz aufmerksam auf die schweren Garben und deren dicht stehenden Reihen. Roderich blieb den ganzen Tag da, ließ sich auf dem Gut umherführen und machte den alten Verwalter dadurch zum glückseligsten Menschen. Gegend Abend, als er nach Hause ritt, verglich er die Felder, die am Wege lagen, unwillkürlich mit den seinen und mußte sich sagen, daß diese besser waren. Das erweckte ihm ein eigentümliches Behagen.

Von dieser Zeit an kam er sehr oft nach Rothensee und endlich beim Beginn der Saatzeit siedelte er ganz dorthin über und blieb auch den Winter dort. Der Verwalter hatte oft seine Not mit ihm, da er anfangs gern in seine launenhafte Weise verfiel; allein wie Roderich alles, was er ergriff, mit der größten Energie und Hingebung betrieb, so hatte er sich auch bald eine gewisse Einsicht in landwirtschaftliche Angelegenheiten erworben, und sah dann schließlich doch immer ein, daß der alte Mann recht habe.

In der ersten Zeit, kurz ehe er ganz nach Rothensee übergesiedelt war, hatte er den Förster wieder besucht und von nun an kam er häufiger und hielt in der Folge gute Nachbarschaft. In seinem Hause zu Rothensee, das noch von seinem Vater her wohnlich eingerichtet war, ließ er alles beim alten.

Und so verging die Zeit.

Es gibt Menschen, die jahrelang in verkehrten

Gleisen gehen, in die sie äußere Umstände geleitet haben. Manche finden niemals den richtigen Weg wieder und verharren auf ihrer Kometenbahn, bis sie sich immer weiter und weiter von der Sonne der Wahrheit entfernen; manche stehen eines Tages erstaunt da und schauen verwundert auf das, was ihnen bis dahin zur Richtschnur ihres Lebens gedient hat. Bei Roderich war diese Wandelung ziemlich plötzlich eingetreten, allerdings nicht ohne einige äußere Gründe. Es waren aber auch innere Gründe vorhanden, und einer von diesen war sehr wirksam. Es begab sich nämlich sehr oft, daß sich Roderich darüber ertappte, an eine helle, flinke Mädchengestalt zu denken. Anfangs sträubte er sich dagegen, dann ließ er es geschehen, und schließlich war es ihm nicht mehr möglich sich dagegen zu wehren. Wenn er den Förster besuchte, beobachtete er Anna oft im Geheimen und schaute bewundernd, wie alles so von selber zu gehen schien und sich dem Geist der Ordnung und Freundlichkeit fügte. Es war wie in dem Märchen vom Hausgeist. Man merkt kaum sein Wirken, und doch ist alles gethan. Nie kam es vor, daß sie keine Zeit hatte, oder daß sich Ueberstürzung oder Uebereilung zeigte. Und dann war seiner unruhigen Natur der gleichmütige Frohsinn erfreulich, der stets mit ihr war und etwas wie milden Sonnenschein um sie breitete.

Wo war das Ideal eines Weibes geblieben, das er sich früher ausgemalt hatte? Wo waren die dunklen Glutaugen, die wallenden, schwarzen Locken, die imponierende Gestalt? Wo war der sprühende

Geist, der erhabene Flug der Gedanken, die herrlichen Talente? Es war alles versprüht und verweht und es war an ihrer Stelle ein einfaches blondes Mädchen in einem hellen Gewande, ein kleines Schlüsselbund an der Seite, das fröhlichen Sinnes in dem engbegrenzten Kreise der Häuslichkeit seinen einfachen Beruf erfüllte.

Der Winter ging dahin, der Frühling kam ins Land und Roderich befand sich immer noch in Rothensee und kam nur selten in die Stadt. Einmal war er dort gewesen und hatte mit einem Gehilfen seinen großen Garten aufgemessen. Dann saß er eine Zeit und zeichnete und entwarf den Plan einer Umänderung, die im Lauf des Frühlings ausgeführt wurde. Die Wildnis verschwand und machte wohlgeordneten Verhältnissen Platz. Und dann war es wieder Sommer und in Rothensee wogten die Felder von üppigem Korn. Es war nun über ein Jahr vergangen, seit dem Ereignis am schwarzen See. Um diese Zeit machte Roderich viele einsame Spaziergänge; es lag etwas in der Luft und es sollte auch ein Tag kommen, der es zum Vorschein brachte.

Es war ein rechter Sommertag, wie ihn der Anfang des August nur bieten kann. Roderich ging nachdenklich über die Felder zum Walde, um den Förster zu besuchen, mit dem er etwas zu reden hatte.

Die sommerliche Schwüle schwebte über der Natur, daß man meinte, im Zittern der Luft über den Feldern ihren Flügelschlag zu sehen; die Halme neigten schwer ihr Haupt und zuweilen ging ein warmer

Hauch, der das Schrillen der Grillen stärker ertönen ließ, über das leise wogende Feld.

Am Rande des Waldes, wo die mächtigen Buchen ihren Schatten über das Kornfeld warfen, zog sich ein schmaler Grasrain dahin, dort stand Roderich und sah eine Weile auf das Feld hinaus. Er blickte über sanfte, wellige, mit Korn bedeckte Hügel, dazwischen lag manchmal tiefer eine Wiese mit dunklerem Grün und Reihen einförmiger Weiden. Fernerhin schaute Rothensee still wie schlafend aus Baumwipfeln hervor, daneben aus einer Waldlücke der See — die gegenüberliegenden waldigen Ufer in sonnenduftiger Ferne — und dann dehnte es sich bis zum Horizont in blaßblau dämmernden Streifen, bis zu den sanftgewellten Anhöhen, die den blauen Himmel zu tragen schienen. Es war fast alles sein Eigentum, was er überblickte.

Ein sommerliches Summen und Klingen war ringsum, und als er weiter schritt, schwirrte das Insektenvolk vor seinen Füßen auseinander. Drunten im Grunde am Waldrand, wo eine schmale Waldwiese ins Feld vorsprang, standen zwei Rehe, aufmerksam mit erhobenem Kopfe zu ihm herüberstarrend. Dann ein plötzliches Nicken des Kopfes, und fort eilten die scheuen, zierlichen Tiere, das eine in den Wald, wo das Geräusch seiner Sprünge zwischen den Bäumen wiederhallte und das andere mit leichten, nachlässigen Sätzen quer durch das hohe Korn. Auf dem Hügel lugte noch einmal der zierliche Kopf mit den erhobenen Ohren aus den Halmen zu ihm herüber, dann ein paar Sprünge, und hinter dem verschwun-

denen Flüchtling richteten sich langsam die Aehren wieder auf. Roderich fiel unwillkürlich Anna ein. Gerade so schlank und zierlich stand sie oft in der Hausthür, wenn sie ihm und dem Vater entgegenblickte. Wo sich der Feldweg in den Wald zog, schaute ihm die grüne Laubhalle verlockend entgegen. Ein kühlerer Hauch umfing ihn, doch kein Rauschen tönte in den Kronen der Bäume. Es war die Stunde, wo Pan schläft, die der Mitternacht entsprechende Tagesstunde mit dem unheimlichen Zauber, der dieser brütenden Stille eigen ist. Es ist, als fürchte man sich, den Traumgesichtern der schlafenden Natur zu begegnen. In den grasbewachsenen Waldlücken lag still der Sonnenschein, fern sahen dämmernde Gründe geheimnisvoll herüber, und zuweilen klangen unbekannte Laute langnachhallend durch das Schweigen.

Seitwärts leuchtete es farbig zwischen den Stämmen; es war ein freier Fleck, mitten im Walde. Dort hatte eine mächtige Buche gestanden; der abgehauene Stumpf schaute aus Gras und Glockenblumen hervor. Nun war der Fleck ein Schmetterlingstanzplatz, und die bunten Flügelwesen gaukelten und spielten lautlos um die Blumen, lösten sich von ihnen und hafteten dann wieder mit wiegenden Flügeln. Auf dem Baumstumpf lag eine Ringelnatter und sonnte sich; die gelben Flecke an ihrem Kopfe leuchteten wie Gold. Wie schaute ihn alles so verzaubert und schweigend an! Der einsame Fleck mitten im Walde, umgrenzt von ragenden Buchen, auf deren stummen Zweigen der Sonnenschein schlief, eine einzelne weiße Wolke, die

regungslos über die Wipfel schaute, und dazu das lautlose Auf- und Niedergewiege der Schmetterlinge. Roderich kamen märchenhafte Gedanken! Dies alles ist verzaubert! dachte er. Dort auf dem Baumstumpf ruht sie, die graue Schlange mit dem goldenen Krönlein auf dem Haupte; die Schmetterlinge sind ihr verzauberter Hofstaat. Dreimal muß man sie auf den Mund küssen, um in den Armen zu halten die allerschönste Prinzessin auf Erden. Aber das ist nicht so leicht, denn nach jedem Kusse verwandelt sie sich in ein neues Ungeheuer, in eine riesengroße, giftgeschwollene Kröte, oder in einen gräulichen, feuerspeienden Drachen. Wer aber standhaft ist, der erringt sie und es wächst ein Schloß mit ragenden Türmen aus dem alten Baumstumpf hervor, es schmettern die Trompeten und in prächtigem Aufzuge kommt der gute, alte König, ihr Vater, daher, und es wird Hochzeit gefeiert mit Fiedeln und Blasen, und der gute, alte König gibt uns ein halbes Königreich, und wir leben fröhlich bis an ein seliges Ende! —

Roderich trat einen Schritt vorwärts — summendes Getier schwirrte vor seinen Füßen auf, Thymianduft wehte ihm entgegen, die Schlange, aufgestört, löste ihre Ringe und wand sich leise raschelnd durch das hohe Gras davon.

Alles wieder still wie zuvor, nur von ferne tönte das Lachen des Wiedehopfs schallend durch die Wipfel, es klang wie ein lustiges Gelächter des Waldes über den sonderbaren Träumer.

Roderich ging weiter in dem einsamen Walde.

Ihm war so wunderbar traumselig zu Mut, unwillkürlich lenkte er seine Schritte zum schwarzen See, der jetzt in der Nähe durch die Bäume blickte. Nun lag die stille, glatte Fläche vor ihm. Kein Rohrhalm rührte sich, die breiten Blätter der Wasserrosen lagen glänzend auf dem dunklen Wasser und die weißen Blumen standen dazwischen wie silberne Punkte. Drunten im Grunde des Spiegels stand die ganze feierliche Majestät des Waldes noch einmal, sich bis in das feinste Zweiglein abzeichnend, Roderichs Blicke schweiften über die Wasserfläche, da blieben seine Augen an einer hellen Gestalt haften, die sich im Spiegel zeigte. Er erhob seine Augen und sah Anna am Rande des Ufers sitzen, wie es schien, in Gedanken verloren. Sie blieb ruhig sitzen, als er sich näherte und sie ihn bemerkte, und deutete auf einen Korb, der neben ihr stand: „Ich bin so müde,“ sprach sie, „ich habe den ganzen Korb voll Himbeeren gepflückt, wollen Sie mir etwas ausruhen helfen?“

Roderich war dazu sehr gerne bereit und setzte sich neben sie in das hohe Gras. „In den Reutschlägen sind in diesem Jahre erschrecklich viele Himbeeren,“ sagte Anna, „die Sträuche schimmern ordentlich rot, wenn man darüber hinsieht.“

„Ist es erlaubt?“ fragte Roderich, indem er das weiße Tuch von dem Korbe nahm und ihm die rote Fülle der duftigen Früchte entgegen schimmerte.

Sie lachte. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,“ war die Antwort.

„Ich habe gearbeitet,“ erwiderte Roderich, „ich darf essen.“

Anna sah ihn freundlich an. „Herr Haideborn,“ sagte sie, „wie gefällt Ihnen die Landwirtschaft?“

„Fräulein Anna,“ war seine Antwort, „ich verdanke es Ihnen, daß mein Leben einen nützlichen Inhalt hat, daß es nicht mehr in einem Jagen nach blauen Phantomen besteht, daß ich eine Thätigkeit gefunden habe, wo es mir Freude macht, Gutes und Tüchtiges zu schaffen!“

„Ah — wie meinen Sie das?“ fragte Anna und sah ihn verwundert an.

„Ich bin aufgewachsen,“ fuhr Roderich lebhaft fort, „ohne daß mir jemand gesagt hätte von den Pflichten gegen mich und andere. Ich bin durch das Leben gegangen wie ein Knabe, der Schmetterlinge jagt. Bei dem Drängen nach Arbeit, das in mir steckte, hielt ich es in meinem verkehrten Sinn für gewöhnlich, so zu handeln und zu thun, wie ich die Leute um mich her handeln und thun sah. Auf das Außergewöhnliche und Seltsame richtete sich mein Sinn und so verfiel ich in allerlei Thorheit. Erst Sie zeigten mir, daß nicht der Wert in dem steckt, was man thut, sondern wie man es thut, daß man Großes leisten kann im Kleinen. Ihnen verdanke ich das Beste, was ich in meinem Leben gelernt habe!“

Anna errötete und schlug die Augen nieder. Dann sah sie wieder auf und begegnete seinem Blick, der liebevoll auf ihr ruhte. Sie sah wieder in den Schoß und zerpflückte eine Grasähre zwischen den Fingern.

Es war eine kurze Zeit des Schweigens. Nur das Wispern und Schwirren des Getiers, das die

Sommersonne ausbrütet, war in dem durchsonnten Gras vernehmlich, und aus dem Uferschilf des Sees kam das wirre, liebliche Geschwätz eines kleinen Rohrsängers.

Roderich sah das Mädchen vor sich sitzen, so einfach und anmutig; was er schon lange im stillen mit sich herumgetragen hatte, mußte jetzt zur Entscheidung kommen. Unwillkürlich schoß es ihm durch den Sinn: dreimal muß man sie auf den Mund küssen, um in den Armen zu halten die allerschönste Prinzessin auf Erden! Aber wird sie sich nicht verwandeln? Er glaubte es nicht.

„Anna,“ sagte er sanft.

Sie blickte auf zu ihm und plötzlich, als sei der Bann gelöst, der auf ihm geruht hatte, ergriff er sanft ihre Hand und sprach zu ihr und sagte ihr alles, das sein Herz bewegte. Und sie saß stumm und zitternd und doch voll süßen Glückes; seine Stimme war wie hallende Glockentöne in ihren Ohren, sie lauschte seinen schnellen Worten und verstand sie kaum. Nur das Eine verstand sie, daß er sie liebte. Dann zog er sie sanft an seine Brust und küßte sie dreimal auf den Mund.

„Prinzessin, du bist mein!“ sagte er.

Ihr blonder Kopf lag an seiner Brust, als sie zu ihm aufschaute und sprach: „Es war schon lange so.“

„Und soll so bleiben!“ sagte Roderich und drückte sie fester an sein Herz.

Eugen Kniller.

*

Ich habe einige Jahre meines Lebens in einer mecklenburgischen Stadt zugebracht, wo ich in einer Maschinenfabrik als Konstrukteur beschäftigt war. Wenn ich die verschiedenen Menschen, mit denen ich damals in Berührung kam, jetzt zuweilen in stillen Stunden des Nachdenkens und der Erinnerung an meinem Geiste vorübergehen lasse, so verweile ich stets mit Behagen dabei, mir Herrn Eugen Kniller, wohllöblichen Amtsschreiber, in das Gedächtnis zurückzurufen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß sich diese Zuneigung nicht auf einen Zug des Herzens begründet, sondern eine solche ist, wie sie etwa ein Kuriositätenliebhaber für ein besonders verschrobenes und verdrehtes Stück seiner Sammlung hegt. Eugen Kniller war eigentlich ein öder Mensch. Er hatte keine Interessen und Neigungen, die über das Gewöhnliche und Niedrige hinausgingen und sein einziger Wunsch war, reich zu sein um des Reichtums willen. Bei seiner außerordentlichen Gier nach Erwerb und Besitz fehlte ihm jedoch gänzlich die findige Thatkraft, die notwendig ist, seine Güter schnell und sicher zu vermehren, und sein ganzes Thun und Denken ging

darauf hin, das kleine Vermögen, das er besaß, und das was er erwarb, festzuhalten und sich möglichst kostenlos durchs Leben zu schinden.

Zwar ganz ohne luxuriöse Neigungen war er doch nicht. Eugen Kniller hielt sich einen Hund Namens Fips. Es war eines jener kleinen, dünnen Windspiele, die, wenn sie laufen, ihre Beine so unglaublich durcheinander wirbeln, daß es ein wahres Rätsel ist, wie sie es anfangen, keinen Knoten hineinzuschlagen. Bei näherer Betrachtung erwies sich jedoch dieser Luxus als ein Blendwerk, denn das Tier kostete ihn nichts, weil es abgerichtet war, sich von anderen ernähren zu lassen und von seinem Herrn nie eine Brodkrume erhielt. Um so freigebiger war er gegen diesen Hund mit allerlei Anerbietungen und fragte ihn bei jeder Gelegenheit, ob er ein Beefsteak essen wolle — oder ein Dutzend Austern? Ob er Neigung habe, ein Glas Madeira zu trinken? Ob er eine feine Havanna rauchen wolle? Ja, im Vertrauen darauf, daß der Hund der deutschen Sprache nicht mächtig war und ihn niemals beim Wort halten konnte, verstieg er sich dazu, ihm ein Theaterabonnement und eine Rheinreise zu versprechen.

Eugen Kniller wohnte bei Frau Zimpernich, einer Witwe, die ein kleines winziges Haus besaß, das zwischen zwei hohen Nachbarhäusern eingeklemmt war. Den unteren Teil bewohnte sie selber, während in dem oberen, der aus einer einzigen nach dem Hofe zu gelegenen Dachstube bestand, der genügsame Mietsmann sein Reich hatte. Aus dem Fenster sah man

auf einen feuchten, sonnenlosen Hof, auf dem einige traurige Hühner einhergingen, die sich ohne Hahn behelfen mußten. Eine notdürftige und rein moralische Anregung zu dem Berufe des Eierlegens erhielten sie einzig und allein durch das Krähen eines benachbarten, der zwei Höfe weiter seine Stimme erschallen ließ. Frau Zimpernich war nämlich eine Gesinnungsgenossin ihres Mietsmannes und hielt einen Hahn für einen prunkhaften und unnützen Esser, der das in ihn gesteckte Kapital auch nicht durch das geringste Windei vergütete.

Die beiden Leute, die sich als Geistesverwandte bald erkannt hatten, besaßen eine gewisse Sympathie füreinander, wie sie Leute derselben engen Gemeinde immer unter sich hegen. Sie hatten beide nur zwei Stäbchen in ihrem Gehirn, auf denen ihre Gedanken wie gefangene Vögel unablässig auf und ab hüpften. Das eine dieser Stäbchen hieß „Zusammenkratzen“, das andere hieß „Sparen“. Sie gehörten zu der Klasse von Leuten, die bei irgend einer Sache niemals nach ihrem inneren Werte, nach ihrer Schönheit oder nach ihrer Zweckmäßigkeit fragt, sondern nur danach, wieviel sie gekostet hat, sie waren beide von der Art, daß ihnen Triumph und einziger Ehrgeiz war, andere Leute in Hinsicht auf die Billigkeit ihrer Erwerbungen und die Kostenlosigkeit ihres Daseins zu untertreffen.

Trotzdem schienen sie jedoch in dauerndem Unfrieden zu leben; sie suchten sich stets zu schrauben und zu drücken und waren ewig um irgend eine

kleine nörglige Sache in Streit und Aufregung. Dem Kenner entging jedoch nicht, daß dies nur unschuldige Turnübungen ihres Geistes waren und unter dieser rauhen Asche der Funke einer heimlichen Zuneigung verborgen glimmte.

Eines Abends, als ich an dem Häuschen vorbei kam, wandelte mich die Laune an, Herrn Kniller einmal zu besuchen. Ich kannte ihn schon seit langer Zeit, da er regelmäßig am Sonnabend abend in meinem Stammwirtshause erschien, und geduldig die ganze lange Zeit an einem Glas Bier sog. Dies war der äußerste Luxus, den ich je an ihm bemerkt hatte. Dabei liebte er es, mit denen, die Beefsteak oder Gänsebraten oder dergleichen verzehrten, ein Gespräch über diese Nahrungsmittel anzuknüpfen, deren gutes Aussehen zu loben oder die Kleinheit der Portionen zu tadeln, indem er zugleich lüstern mit seiner spitzen, bleichen Nase den süßen Duft der Speisen einsog. Zugleich besaß er die Geschicklichkeit, den beängstigenden Anschein zu erwecken, er würde sich im nächsten Augenblick zu einer That hirnloser Verschwendung hinreißen lassen und ebenfalls dem Kellner eine Bestellung aufgeben, was aber niemals geschah. Nur eines Abends, als er, wie gewöhnlich, sorgfältig die ganze Speisekarte durchgelesen hatte, begab sich das Ungeheuere.

„Kellner,“ rief er, „bringen Sie mir Hummer!“

„Bedaure,“ sagte dieser, „ist nicht da, steht auch nicht auf der Karte.“

„So, ich glaubte es gelesen zu haben,“ sagte

Herr Kniller, „nun es ist gut, da danke ich, ich hatte nur so einen Zieper auf Hummer.“

Einmal ward ihm jedoch ein großer Schmerz angethan. Die Tischgesellschaft hatte zusammengelegt und für den von seinem Herrn einzig mit hochtrabenden Versprechungen gefütterten Windhund Fips ein Dutzend Austern bestellt, in der richtigen Voraussetzung, jenem, der, sobald er kostenlos dazu kommen konnte, sehr gern etwas Gutes aß, dadurch Höllenqualen zu bereiten. Die Austern wurden gebracht, ohne daß Kniller eine Ahnung von der Verschwörung hatte. Fips ward auf einen Stuhl gesetzt, ihm eine weiße Serviette umgebunden, und die Fütterung begann.

„O du meine Zeit!“ rief Kniller, als der Hund die erste Auster verschluckt hatte und sich wohlgefällig das Maul bis an die Ohren leckte, „das unvernünftige Tier!“

Fips bekam die zweite Auster. Sein Herr war vor Entsetzen ganz blaß geworden und rief:

„Ach, das ist ja ein Jammer! Das Tier hat keinen Verstand davon, das ist ja sündhaft!“

Bei der dritten Auster verklärten sich plötzlich seine Züge.

„Ach, ich merke schon,“ sagte er, „sie sind verdorben! Nicht wahr? Ei du mein Fipschen, das schmeckt! Ja, du Leckermaul, Austern, das ist so ein Futter für dich!“

Ihm ward jedoch die vierte Auster unter die Nase gehalten mit der Bemerkung: „Ganz frisch, heute erst aus Hamburg gekommen!“

„Meine Herren, sagte er nun ganz weinerlich, „wenn Sie einmal generöse Gelüste haben, so könnten Sie jemand damit beglücken, der Verstand davon hat. Nein, so ein Jammer! Wurstpelle würde ja dieselben Dienste thun!“

Als er aber bemerkte, daß sein Lamentieren nichts half, sagte er, ihm würde ganz schlimm, er könne es nicht mit ansehen und zog sich tiefsinnig und gebrochen in den Hintergrund zurück. Er erholte sich an diesem Abend von diesem Schlag nicht wieder, blieb still und in sich gekehrt, betrachtete seinen austerngefüllten Hund mit Blicken des Widerwillens und der Abneigung und ging früher als gewöhnlich nach Hause.

Diese Erinnerungen gingen mir durch den Sinn, als ich die Stufen zu Knillers Wohnung hinaufstieg. Ich traf ihn bei seinem Abendessen. Er bearbeitete ein Stück trockenes Brot von ungeheurer Dicke und verzehrte dazu eine Wurst von zweifelhaftem Aussehen, deren Zusammensetzung ein düsteres und blutiges Geheimnis ihres Verfertigers war.

Man muß nicht denken, daß es so überaus ärmlich und dürftig in dieser Dachstube ausgesehen hätte, aber das war nicht Knillers Verdienst, denn die alten wohlerhaltenen Möbel, die das Zimmer enthielt, waren durch Erbschaft in seinen Besitz gekommen. Auch bekundete sich seine Tierliebhaberei durch die Thatsache, daß am Fenster in einem von ihm selber erbauten Lustschlosse von Draht und Glas eine ganze Familie von Zwergmäusen hauste, die sich wahrscheinlich des-

halb seiner besonderen Zuneigung erfreuten, weil diese Tiere die kleinsten Mägen besitzen. Auch ein sehr schmaler Kanarienvogel von spärlichem Federwuchs und trübseliger Physiognomie hing in einem defekten Drahtbauer an der Wand. Dieser war ihm einmal zugeflogen und war vermutlich ein Weibchen, denn weder Ueberredung noch Schmeichelei hatten ihn jemals zum Singen bewegen können. Kniller vermochte sich jedoch nicht von ihm zu trennen, da er die dumpfe Hoffnung in seinem Innern trug, „des Gesanges Gabe" möchte doch noch einmal in diesem Tiere erwachen und ihm Gelegenheit geben, es teuer zu verkaufen.

Als er sich überzeugt hatte, daß ich kein Geld von ihm borgen wollte, was immer seine heimliche Furcht war, wenn ihn jemand besuchte, ward er ganz zutraulich. Wir saßen am Fenster und sprachen über allerlei Dinge, und als Frau Zimpernich zufällig über den Hof nach ihrem kleinen feuchten Krautgarten ging, betrachtete er ihre sterile Rückseite mit einem prüfenden, nachdenklichen Blick und sagte: „Die Frau hat sich doch gut konserviert, sie ist fünfunddreißig Jahre alt."

Da ich die Vermutung hegte, Frau Zimpernich sei von Mutterleib und Kindesbeinen an eine mit gelblicher Haut überzogene Zusammenstellung von eckigen Knochen gewesen, so konnte ich ihm nur recht geben.

Nachdem er seine kleinen, kalten gelbbraunen Augen noch eine Weile auf der Stelle hatte ruhen lassen, wo sie verschwunden war, sagte er: „Ich

möchte nur wissen, wieviel sie hat, es müssen an zehntausend Mark sein. — Und das Haus," fügte er nach einer Weile hinzu, „es könnte mehr sein, denn ihr verstorbener Mann hat mit seinem Aufkäufergeschäft viel Geld verdient. Aber der wollte zu gut leben. Sonntags mußte er seinen Braten haben und ein paar Flaschen Wein lagen stets im Keller. Frau Zimpernich hat von der Zeit her noch welchen liegen."

„Ach, die Frau ist fleißig," sagte er dann in einem Tone unbegrenzter Hochachtung, — „und wirtschaftlich. Den ganzen Tag rasselt unten die Nähmaschine. Das mit den Hühnern sieht nur wie ein Luxus aus, es ist aber keiner, denn die bekommen nur Abfall und die Eier verkauft sie."

Dann trommelte er eine Weile mit den Fingern auf den Tisch und blickte mich zwei-, dreimal scheu von der Seite an. Endlich sagte er zögernd, indem er mit dem Daumen auf den Ort, wo Frau Zimpernich sich aufhielt, und dann auf sich zeigte: „Was meinen Sie, wenn wir beide das Unsrige zusammenthäten, ich denke, es wär 'ne Frau für mich?"

„Aber Herr Kniller," sagte ich, „die ist ja bedeutend älter als Sie und schön ist sie auch nicht."

„Nur fünf Jahre," sagte Kniller leichthin, „und auf das Aeußerliche lege ich keinen Wert, ich bin mehr für das Innerliche, das Solide." Dazu machte er die Pantomime des Geldzählens, kniff die kleinen Aeuglein zusammen und schmunzelte. Es war, als wenn die Sonne auf einen Kehrichthaufen scheint.

„Wenn sie mich nur nimmt?“ fuhr er fort. „Aber ich habe ja auch ein bißchen . . . nicht viel,“ fügte er ängstlich ein, „aber ich denke, es wird ihr genug sein. Ich denke, ich wage es.“

Der Vorsatz, Frau Zimpernich zu heiraten, war gräßlich, aber er war Knillers durchaus würdig. Und von dem Standpunkt der Vervollkommnung der Rasse konnte man kaum gegen diese Verbindung etwas einwenden, denn wurde dadurch eine Nachkommenschaft erzielt, so war vorauszusehen, daß diese die addierten Eigenschaften der Eltern erben würde, und ein Geschlecht von Knickern entstände, wie es die Welt noch nicht gesehen hat.

Ich sprach mich demnach gegen Kniller derart aus, daß sich bei näherer Ueberlegung meine Bedenken zerstreut hätten und ich die Partie als für ihn außerordentlich passend bezeichnen müßte. Dies schien ihn sichtlich zu erfreuen; er rief seinen kleinen Hund herbei und sagte zu ihm: „Hast du's gehört, Fips? Na, wenn aus der Sache was wird, dann lasse ich dir einen neuen Ueberzieher machen! Von blauem Sammet mit goldenen Troddeln! Ei, du altes, dummes Hündchen! Willst 'ne Portion Rührei haben?!“

Es wurde wirklich etwas aus der Heirat und ich bin selber auf der Hochzeit gewesen. Bei dieser Gelegenheit gaben beide ihrem Herzen einen Stoß und es ward ein unerhörter Luxus entwickelt.

Sie fuhren sogar zur Kirche in einem alten, baufälligen Wagen, der wie der spukende Geist einer

Chaise aus dem vorigen Jahrhundert aussah. Es waren zwei Tiere mit je vier Beinen davorgespannt, von denen der Kutscher aussagte, es seien Pferde. Man konnte aber den Mann nicht für einen klassischen Zeugen erachten, da er bei der Sache interessiert war. Frau Zimpernich schimmerte mit ihrem Zitronenantlitz in säuerlicher Glückseligkeit aus dem weißen Brautkleide hervor, in dem sie bereits ihr erstes Opfer an den Altar begleitet hatte, und beide waren so mager, spitz und eckig, daß man es ihnen auf eine halbe Meile weit ansehen konnte, sie seien für einander geschaffen. Die Stadt war glücklich. Es fehlte nicht viel, so wäre geflaggt worden. Die Straßenjungen schlugen Rad, um ihre Freude nur einigermaßen zu dämpfen, und schrieen Hurra, bis sie vor Heiserkeit nicht mehr konnten. Die Kirche war überfüllt bei der Trauung, aber mir schien, es war keine rechte Andacht unter den Leuten.

Bei dem Hochzeitsmahle ging es hoch her. Die alten Weinvorräte des seligen Zimpernich waren geopfert und es prangte dort eine Terrine mit einer rötlichen Flüssigkeit, in der einundzwanzig Erdbeeren schwammen, es können aber auch zweiundzwanzig gewesen sein. Mich dünkt, die Bowle war recht gut, nur schmeckte sie für mein Gefühl zu stark nach der Pumpe, und als sich eben allmählich eine Art von verdünnter, säuerlicher Lustigkeit in der Gesellschaft verbreitet hatte, war sie leer. Sie blieb es auch. Meine Tischnachbarin war ein kleines, rundliches, älteres Fräulein und so elektrisch mit Lachstoff ge=

laden, daß es ordentlich ängstlich war, sich mit ihr zu unterhalten, weil man immer fürchten mußte, sie würde in ihren Konvulsionen einmal stecken bleiben, und auf der anderen Seite hatte ich eine junge, sehr ernsthafte Dame von sechsunddreißig Jahren, die späterhin sentimentale Lieder sang mit einer Stimme, die ein Gefühl erweckte, als würde einem mit einem stumpfen Messer an der Seele gesägt. Aber es war doch eine sehr vergnügte Hochzeit.

Die beiden Leute haben dann sehr nett miteinander gelebt. Sie schmorgten und sorgten und knickerten und knauserten nach Herzenslust, sie zankten sich alle Tage nach Bedürfnis und waren glücklich. Sparsam, wie in allen Dingen, haben sie nur einen einzigen Sohn in die Welt gesetzt, der große Dinge verspricht und auf den billigen Namen Karl getauft ist. Er ist jetzt sieben Jahre alt. Ein Freund von mir, der in der Nähe wohnt, fragte kürzlich seinen achtjährigen Sohn: „Otto, wo ist das blanke Markstück geblieben, das dir der Onkel geschenkt hat?"

„Das ist weg!" sagte Otto.

„Ich will wissen, wo es geblieben ist?", fragte der Vater streng. Der Junge zog verlegen mit den Schultern und sagte: „Ja, Karl Kniller. Neulich spielten wir zusammen, und da zeigte ich es ihm, und da sagte er, das müsse ich einpflanzen. Dann würde da ein Baum herauswachsen mit schönen, roten Blumen und zuletzt würde er Früchte kriegen, wie kleine flache Kapseln. Wenn die reif sind, pflückt man sie ab, und in jeder liegt ein Markstück, manchmal aber

auch zwei Fünfzigpfennigstücke. Da haben wir es an der Planke eingepflanzt und eine Kerbe eingeschnitten, damit wir den Platz wüßten. Nach acht Tagen wollte ich mal nachsehen, ob es schon gekeimt hätte, aber da . . . da . . .“

„Nun, was war da?“ fragte der Vater.

„Ja, da war's weg,“ sagte Otto.

Mich dünkt, der brave Karl Kniller wird es in der heutigen Zeit noch zu etwas bringen, denn das Zeug zu einem Gründer steckt offenbar in ihm.

Der Hagelschlag.

*

Mein Freund Johannes hatte mich zu einer Pfirsichbowle eingeladen und da er zu den wenigen Menschen gehört, die das Geheimnis der Bereitung eines solchen Getränkes ergründet haben, so schien es mir nicht übel, dieser Einladung Folge zu leisten. Das Geheimnis selber, wie ich bei dieser Gelegenheit verraten will, ist verblüffend einfach, denn es besteht nur darin, daß man viel Pfirsich und guten Wein nimmt, ja sogar eine Flasche fünfundsechziger Rauenthaler kann ohne Schaden hinzugegossen werden. Solches Verfahren ist aber den meisten Menschen viel zu einfach und sie verschwenden Zeit, Mühe, Arbeitskraft und Erfindungstalent, um aus der verdünnten Schwefelsäure des sogenannten Bowlenweines etwas Trinkbares herzustellen, müssen das aussichtslose Unternehmen aber stets mit brummendem Kopfe bereuen.

Soweit war also die Sache ganz gut, und doch lagen die Verhältnisse nicht so einfach, wie man hätte wünschen können, denn mein Freund Johannes und ich saßen sechs Stunden weit auseinander in zwei

verschiedenen Badeorten der Ostseeküste, getrennt durch einen Strom, eine große Strandwiese und einen Wald von bedeutender Ausdehnung, und da der Strom keine Fähre besaß, so gab es keinerlei Wagenverbindung zwischen diesen Orten, als auf einem ungeheuren Ummwege über die zwei Meilen weiter im Binnenlande gelegene Handelsstadt. Da ich darum ganz auf meine natürlichen Fortbewegungsmittel angewiesen war, so ließ ich mich, um rechtzeitig bei meinem Freunde Johannes einzutreffen, gegen ein Uhr mittags über den Strom setzen und hatte nun eine sechsstündige Wanderung vor mir, die ich genau in der Mitte, wo man bei einem Forstwärter eine kleine Erfrischung erhalten konnte, zu unterbrechen gedachte. Der Tag war heiß und sehr schwül und hinter meinem Rücken im Westen war allerlei wunderliches weißes Wolkengebirge aufgetürmt. Dazu wehte kein Lüftchen, die See war glatt wie ein Spiegel und verlor sich in weißlichem Sonnendunst, und der vor mir liegende Wald, den ich auf flacher, unbeschützter Wiesenfläche etwa in anderthalb Stunden erreichen konnte, war ebenfalls in dunstige Schleier gehüllt. Auf dieser weiten, schattenlosen Fläche war ich mit einer grausamen und rücksichtslosen Sonne ganz allein und sie versuchte alle ihre Künste an mir. Da ich aber wußte, daß es gegen solche Behandlung kein Mittel gibt, als Nichtbeachtung, so destillierte ich mit der Geduld eines Mühlenesels unverdrossen vorwärts und gelangte endlich an den Wald, aus dessen Schatten es mich wie wunder-

volle Kühle anhauchte, obwohl auch dort eigentlich nichts als Schwüle war.

Bevor ich unter diesem Meere von Wipfeln die Aussicht verlor, blickte ich mich noch einmal um. Das Wolkengebirge im Westen hatte sich höher getürmt und an seinem Grunde eine finstere Färbung angenommen, eine merkwürdige lauersame Stimmung lag in der Luft und entfernte Geräusche waren mit sonderbarer Deutlichkeit zu hören.

Als hätte es auf mich gewartet, fiel sofort, als ich in den Wald eintrat, ein großes Geleite von Fliegen über mich her, darunter die tückische, blutsaugende Blindfliege. Sie verließen mich nicht wieder und wurden sie müde von dem ewigen Schwärmen, so ruhten sie so lange auf meinem Rücken, bis sie wieder zu Kräften gekommen waren. Zuweilen erschien mit sonorem Tone eine große Pferdebremse, untersuchte mich kreisend von allen Seiten auf meine Eßbarkeit und zog, wenn sie fand, daß ich ungenießbar war, mit unwilligem Brummen wieder davon. Außer diesem ewigen Gesumme der Fliegen war der Wald still, kein Blatt regte sich und kein Vogel sang, nur in der Ferne ließ ein Pirol unabläßig seinen flötenden Ruf erschallen. Es klang mir immer wie: „Hier ist's kühl! o! Hier ist's kühl! o!" aber ich wußte, der Vogel log.

Nachdem ich mich wohl eine Stunde in diesem Walde vorwärts bewegt hatte, ward die Stille der Einsamkeit durch einen dumpf grollenden Ton unterbrochen, gleich dem Murmeln eines schlafenden Riesen,

und als ich unwillkürlich rückwärts nach dem Himmel aussah, bemerkte ich die schimmernden Ränder grauer Wolken, die bereits über die Wipfel blickten. Froh, mich jetzt in der Nähe eines sicheren Zufluchtsortes zu wissen, schritt ich schneller aus und erreichte in einer kleinen halben Stunde das Walddorf, an dessen Ende das Gehöft des Forstwärters gelegen war. Unterdes war die Sonne zuerst von Dünsten verschleiert und dann von den aufrückenden Wolken verdeckt worden, so daß eine zunehmende unheimliche Dämmerung rings verbreitet war, während die gewaltige Stimme des Donners immer näher tönte. Vor dem Hause des Forstwärters hielt ein städtischer Wagen und im Innern herrschte Verwirrung und Unruhe. Das hübsche Dienstmädchen, das mir Bier brachte, klärte mich darüber auf: „Dei Herr is so krank,“ sagte sie, „dei Doktor is all dor.“

Ja, da mußte es schlimm stehen, denn wenn in solchen Orten der Doktor geholt wird, da ist es mindestens hohe Zeit. Mittlerweile, als es so finster geworden war, daß man kaum im Zimmer hätte lesen können, als das Zucken der Blitze bereits sichtbar war und der Donner mächtiger rollte, kam der Arzt mit der Frau des Forstwärters in das Zimmer, wo ich mich befand und sagte: „Sie müssen sich auf alle Fälle Eis verschaffen, liebe Frau, denn wenn sie die Wunde jetzt nicht mit Eis kühlen, kann ich für nichts stehen. Und zwar so bald als möglich.“

„Ja, wo soll ich Eis herkriegen?“ sagte die Frau. „Nach Bornemünde sind drei Stunden hin

und drei zurück, und im ganzen Dorf ist heut kein Pferd zu haben. Sie sind alle nach der großen Wiese, eine Stunde von hier und fahren Heu ein."

„Hm, hm!" sagte der Doktor, griff sich mit der Hand in den Bart und grübelte.

Da blitzte es plötzlich, daß alles im Zimmer, auch in den Winkeln, völlig klar zu sehen war, doch ebenso schnell wieder in die Finsternis zurückschwand. Bald hinterher kam ein knatternder Donner und als der verhallt war, blieb ein seltsames, schauriges Rasseln in der Luft zurück, wie wenn mit den jagenden Wolken Scharen von geharnischten Reitern auf gepanzerten Pferden herannahten. Zwischen diesem harten Geräusch war ein grausiges, siedendes Kochen vernehmlich. Und näher kamen die furchtbaren Töne, die Wipfel der Bäume beugten sich, die Blätter flogen und plötzlich rasselte es hernieder, das Getöse des Donners fast übertäubend, von unendlichen Hagelschlossen. Sie donnerten auf das hölzerne Dach des kleinen, windfangartigen Vorbaues und trommelten auf den Fensterblechen und tanzten in wilden Sprüngen auf dem Steinpflaster. Wie weiße Strähne hing es vom Himmel und im Nu war der Boden mit glasartigen Körnern bis zu der Größe von Hasel- oder kleinen Walnüssen bedeckt und alle Vertiefungen waren damit angefüllt. Zehn Minuten dauerte wohl dies Phänomen, dann zog es, allmählich schwächer werdend, in die Ferne und nach einer kurzen Weile brach die Sonne wieder hervor

und schien auf die nassen, glänzenden Blätter, als wäre nichts geschehen.

Der Doktor hatte schweigend aus dem Fenster in das Unwetter geblickt und während er nun seine Augen über den Boden schweifen ließ, um die Menge des angesammelten Hagels zu schätzen, da verklärten sich plötzlich seine Züge und mit leuchtenden Augen wandte er sich und rief: „Frau Hedemann, kommen Sie doch, nun haben wir Eis, so viel wir wollen.“

Diese kam eilig aus dem Zimmer, wo sie ihrem Manne während des Unwetters Gesellschaft geleistet hatte, und als nun der Doktor auf die in allen Vertiefungen angesammelten Hagelmassen zeigte und ihr in fliegender Hast auseinandersetzte, was er meinte, da faltete die Frau die Hände und sprach, indes ihr die Thränen über das Gesicht liefen: „Der liebe Gott hat es geschickt. Nun wird mein Mann wieder gesund werden!“

Der Doktor rief: „Nun aber frisch an die Arbeit, schicken Sie alle Leute hinaus, die Sie auftreiben können!“ Er nahm selber einen Korb, der in der Nähe stand, ich schloß mich ihm sofort an und bald hockten alle Personen, die im Hause verfügbar waren, draußen und scharrten das köstliche Himmelsgut, das in Erdvertiefungen und Wagengeleisen mehrere Zoll hoch gelagert war, zusammen. Auf Anordnung des Arztes ward im Keller ein großer flacher Bottich auf eine Unterlage von Stroh gesetzt und fast bis zum Rande mit dem Hagel angefüllt. Dann hüllte man

alles in Stroh ein, breitete darüber wollene Pferdedecken und durfte so die Hoffnung hegen, den gesammelten Schatz über vierundzwanzig Stunden zu bewahren. Nachdem der Doktor die Frau kurz unterwiesen hatte in dem, was zu thun war, verabschiedete er sich. In seinen Augen war ein seltsames Licht und als er auf dem Wagen saß, schweiften seine Blicke wie unwillkürlich über das Himmelsgewölbe, an dem längst wieder unbewölkte Bläue glänzte.

Mit fröhlicher Seele dem wunderbaren Zufalle dieses Ereignisses nachsinnend, wanderte ich weiter durch die abgekühlte Frische des tropfenden Waldes und von solcher Schwungkraft war ich erfaßt, daß ich kaum merkte, wie schnell ich vorwärts kam. Von Zeit zu Zeit bückte ich mich, nahm aus den tiefen grasigen Wagenspuren des wenig befahrenen Waldweges eine Handvoll der eisigen Körner und ward nicht müde, deren Größe und verschiedenartige Bildung zu bewundern.

Zwischen dem Orte, von dem ich kam, und dem kleinen Seebade Dannenhagen lag, wie eine Insel in den Wald eingesprengt, ein kleines Bauerndorf, und als ich dorthin gelangte, fand ich, daß der Hagel auch hier vorübergezogen war und einen Teil der angebauten Feldfrüchte vollständig verwüstet hatte. Am Wege stand ein alter Bauersmann und schaute auf ein Haferfeld hin, dessen grünendes Wachstum gänzlich zerschlagen und vernichtet war. Mitleid befiel mich mit dem Alten, dessen Hoffnungen ein schnell vorüberrauschendes Unwetter mit einem Male zer-

stört hatte, allein als ich näher kam, wandte der Mann mir sein Gesicht zu und ich sah, daß er vergnügt grinste und daß aus seinen Augen die Begierde sich mitzuteilen funkelte. War dies der Acker seines Feindes, und war es teuflische Schadenfreude, die sein Herz so fröhlich stimmte? Ich beschloß dies zu ergründen: „Na, Olling," sagte ich, „Sei sünd jo so vergnäugt un hebben't gornich nörig!"

„Ick freu' mi so äwer den'n ollen Hagel!" sagte er.

„Woso?" fragte ich verwundert.

„Je", sagte er, „dei Hawer is jo hen, äwer ik heww em hoch versäkert. Nu bruk ik em nich tau meien, ik bruk em nich intoführn, ik bruk em nich tau döschen un krieg em doch gaud betahlt. Un doräwer möt'k mi bannig hägen. Voar Geld lacht, un ik lach mit!"

Damit kicherte er so recht von Herzen, und ich schritt weiter, verwunderten Gedanken nachhängend über diesen merkwürdigen Hagelschlag, der überall Segen stiftete. Aber das war noch nicht das Letzte, denn als ich nach fast dreistündiger Wanderung in das kleine Ostseebad Dannenhagen, den Ort meiner Bestimmung gelangte, schien man auch dort dem gefallenen Hagel die höchste Beachtung zu schenken, und als ich am Augusta-Hotel vorüberschritt, hockten sämtliche Kellner mit herabhängenden Frackschwänzen und alle Dienstmädchen dieses Gasthofes ringsum im Walde und sammelten in Körbe, Schalen und Bottiche die kostbaren Körner, als seien sie von Gold.

Mein Freund Johannes, der in der Erwartung meiner Ankunft auf der Bank vor der Thüre des kleinen weißen Hauses, in dem er mit seiner Familie wohnte, gesessen hatte, stand erfreut auf und kam mir entgegen rot und strahlend im Antlitz, wie die untergehende Sonne. „Heil, heil!“ rief er, großes Glück ist uns widerfahren! In dem ganzen Orte gibt es kein Eis, denn auch dem Gastwirt ist es bei der großen Hitze schon seit Wochen ausgegangen. Wir hätten unsere Bowle warm trinken müssen barbarischer Weise. Aber was geschieht? Der Himmel legt sich ins Mittel und sendet uns Eis — Eis, so viel wir wollen. Kinder, Frau, Mädchen, alle sind hinaus gewesen zur Eislese, wir haben eine ganze Wassertonne voll, wir sind glücklich!“

Und so geschah es, daß infolge dieses Hagelschlages in Dannenhagen an diesem Abend eitel Schwelgerei und Wohlleben herrschte, denn zum erstenmal gab es seit Wochen wieder im Augusta-Hotel Butter, die nicht auf dem Teller umherlief, kühles Bier und kalten Moselwein, und diese Konjunktur ließ man nicht unbenutzt. Ja, die Wirtin ließ sich sogar durch den allgemeinen Freudentaumel hinreißen, Fruchteis herzustellen und schrieb sich dadurch in die Herzen der Damen mit goldenem Griffel ein.

Als ich aber nachher mit der Familie meines Freundes um die gefüllte Bowle saß, deren köstliche Kühle die Trinkgläser mit feinem Tau bereifte, da erzählte ich ihnen das Erlebnis meiner Wanderfahrt, und wir alle stießen vollen Herzens an auf

das Wohl des Mannes, der fieberglühend auf Genesung harrte.

Ich darf hier wohl hinzufügen, was ich erst später erfuhr, daß er sie auch gefunden hat und sich noch manch Jahrzehnt des neugeschenkten Lebens zu erfreuen hofft.

Die Kohlmeise.

*

In der mecklenburgischen Landstadt, wo ich mehrere Jahre meines Lebens zugebracht habe, stand in einer abgelegenen Straße als das letzte ein winziges Häuschen in einem nicht sehr großen Garten. Das Gebäude war schlecht erhalten und wohl seit dreißig Jahren nicht neu angestrichen worden, obwohl es dessen vielleicht schon ebenso lange bedurft hätte; die Fenster erschienen schmutzig und blind, und manchmal waren zerbrochene Scheiben durch Stücke von alten Kistendeckeln ersetzt, so daß sie aussahen wie kranke Augen, die man mit Pflastern verklebt hat. Der Garten war besser gehalten, allein es war nicht die kleinste Zierblume in ihm zu finden, selbst vor dem Hause, wo doch sonst auch bei den Aermsten ein paar freundliche Blumensterne zu leuchten pflegen, sah man nichts als Kartoffeln oder Kohl oder sonst ein breitspuriges Küchengewächs. Höchstens kam es einmal vor, daß dort Zichorien angepflanzt waren, aus deren Wurzeln man den vortrefflichen Kaffee bereitet, und dann konnte es sich ereignen, daß

einige zur Samenzucht stehen blieben und mit ihren blauen Blütenzweigen einen unbeabsichtigten Schmuck darboten.

Hätte man nun aus diesen Erscheinungen auf die Armut der Bewohner dieses Häuschens geschlossen, so wäre dies wohl berechtigt, aber nicht richtig gewesen, denn seine Besitzer, die beiden alten Junggesellen Gebrüder Pieper, zum Unterschied von einander Angelpieper und Pilzpieper genannt, erfreuten sich als die letzten Ueberbleibsel einer wohlhabenden Familie eines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Da sie jedoch über alle Maßen geizig waren, so lebten sie in ihrem Häuschen wie ein paar asketische Zweisiedler, indem sie jede Ausgabe, die über das Notwendigste hinausging, haßten und verachteten. Weil sie sich beide keiner bestimmten Berufsthätigkeit gewidmet hatten, so war das einzige, womit sie verschwenderisch umgingen, ihre Zeit, und sie verbrauchten, um nach ihrer Meinung kostenlos zu einer Sache zu kommen, viele Stunden, die irgend einer nützlichen Arbeit gewidmet, leicht das Zehnfache hätten einbringen können. Angelpieper, der durch einen Schaden am Fuß verhindert war, weite Ausflüge zu unternehmen, hatte das Häusliche übernommen, er bereitete die Mahlzeiten, besorgte den Garten, fütterte das Vieh, das aus einer Anzahl von Kaninchen, zwei Schweinen und einigen Hühnern bestand, und in der Zwischenzeit saß er unausgesetzt an dem träge strömenden Fluß, der die Hinterseite des Gartens begrenzte, und angelte, wobei er auch den

kleinsten Weißfisch oder Gründling nicht verschmähte. Pilzpieper war für das Auswärtige eingerichtet, denn auf seinen kurzen, krummen und stämmigen Beinen stapfte er gar wacker und ausdauernd durch die Welt. An den Markttagen lauerte er stundenlang auf dem Platze umher, beschnüffelte, befingerte und bemäkelte alles, kaufte aber nur, wenn er durch einen besonderen Zufall eine Ware zu einem Schleuderpreise erhalten konnte, oder wenn, wie Reuter sagt, die Marktweiber sich mürbe gesessen hatten und zum Schluß mit ihren Vorräten räumen wollten. Seinen Beinamen aber trug er davon, weil er die ganze Herbstzeit hindurch ein eifriger und fanatischer Pilzsucher war. Auf der städtischen Kuhweide kamen viele Champignons vor und es fanden sich in der Stadt auch manche Liebhaber dieses wohlschmeckenden Pilzes, die eifrig danach suchten. Allein allen zuvor that es Pilzpieper, der erstens alle Stellen ganz genau kannte und zweitens schon vor Morgengrauen aufbrach, um der erste bei der Ernte zu sein.

Als ich, der ich ein großer Liebhaber des Champignonssportes bin, einmal des Morgens sehr früh ausgegangen war, da begegnete mir Pilzpieper schon auf der Chaussee mit einem mächtigen Leinenbeutel, der strotzend mit Champignons gefüllt war. Er kannte ganz genau meine Absicht, allein er verzog keine Miene, als er an mir vorüberwurzelte, während ich wußte: er grinste inwendig. Nachher sah er sich alle fünfzig Schritte nach mir um und zwar auf eine höchst sonderbare Art. Er war so steif

und knorpelig gebaut, daß weder seine Hüftgegend noch sein Genick einer wesentlichen Drehung fähig waren, und deshalb mußte er, wenn er mich sehen wollte, immer eine Dreiviertelwendung mit dem ganzen Leibe machen, was in seiner taktmäßigen Wiederholung einen höchst komischen Eindruck machte. Er brannte nämlich jedenfalls darauf, sich zu überzeugen, ob ich wirklich auf die Kuhweide ginge. Da ich unter diesen Umständen auf dem abgegrasten Felde keine Erfolge mehr erzielen konnte, so gönnte ich seiner Schadenfreude diese Befriedigung nicht, sondern schwenkte heuchlerisch harmlos auf einen Seitenweg ein, der zum Walde führte, gleich als beabsichtige ich nur einen zwecklosen Morgenspaziergang.

Aber nicht allein Champignons, sondern auch alle anderen eßbaren Pilze waren ihm bekannt und wurden eifrig gesammelt. Die beiden Pieper ernährten sich zur Herbstzeit fast ausschließlich von diesem kostenlosen und stickstoffhaltigen Gemüse und priesen die Beschränktheit ihrer Landsleute, denen eine solche Nahrung, die in den umliegenden Wäldern so reichhaltig umsonst emporschoß, verächtlich war. Pilzpieper hatte sich diese Kenntnis von einem eingewanderten sächsischen Schneider erworben und achtete sie als ein Kapital, das angenehme Zinsen trug. Die krause Morchel, den goldgelben Pfefferling, den kaffeebraunen Steinpilz, den geringelten Reizker und noch manche andere Art kannte und schätzte er. Auch Dinge, vor denen man im Lande geradezu einen Ekel und Ab-

scheu hatte, waren ihm nicht zu gering. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß die in der Gegend sehr häufige große Weinbergsschnecke in Süddeutschland und Frankreich für eine Delikatesse galt, schmunzelte seine Seele; er begann auch dies neue unerwartete Geschenk der Natur kräftig auszubeuten, und die beiden Brüder wurden bald das Haupthindernis der allzugroßen Vermehrung dieser wohlschmeckenden Hausbesitzer. In der Stadt hatte Sage und Uebertreibung, wie das zu gehen pflegt, noch vieles hinzugefügt und die Gebrüder Pieper galten ganz allgemein für Omnivoren, allein ob die Behauptung Glauben verdient, daß ihr größtes Festgericht aus in Sauer gekochten Ringelnattern und gerösteten Heuschrecken bestände, will ich dahingestellt sein lassen. Auch weiß ich nicht, ob es auf Wahrheit beruhte, was man sonst noch von Pilzpieper erzählte, daß er nämlich im Frühling aus allen Singvogelnestern, die er fand, die Eier ausnahm, nicht um damit einer unverständigen Sammelwut zu fröhnen, sondern um ihren Inhalt in der Wirtschaft zu verbrauchen, so daß um diese Zeit in Gestalt von Rührei eine Unsumme von zukünftigem Frühlingsjubel in den unersättlichen Bäuchen der beiden Brüder sein düsteres Grab fand.

Pilzpieper ward mir zuerst bekannt. Er hatte eine kleine Schwäche, die man bei seinem sparsamen Gemüt gar nicht in ihm gesucht hätte. Er kehrte nämlich bei seinen Ausflügen gern in einem einsamen Landkruge ein, der von seinen Besitzern, einem alten Ehepaar, noch in der Weise der Väter verwaltet

wurde und sich durch unglaublich billige Preise aus-
zeichnete. Auch ich sprach gern dort vor, um mit
den alten verständigen Wirtsleuten zu plaudern. Dort
saß Pilzpieper oft Stunden lang bei seinem Glase
Bier und Schnaps und liebte es, mit den einkehren-
den Gästen Gespräche anzuknüpfen und alle Dinge
dieser und jener Welt, die ihm zugänglich waren,
mit dem Schneckenschleim seiner ordinären Anschau-
ungen zu überziehen. Jedoch gelang es mir nicht,
sein Vertrauen zu erringen, indem er bald entdeckte,
daß ich etwas von Pilzen verstand, und nun sofort
einen heimlichen Konkurrenten in mir witterte, der
ihn über die besten Standplätze aushorchen wolle.

Später kam ich öfter bei meinen Abendspazier-
gängen an dem Hause der Brüder vorbei und er-
freute mich an ihrem Anblick. Sie pflegten dann, in
etwas schmierige Schlafröcke von blauem Flanell ge-
hüllt, auf einer erhöhten Gartenbank zu sitzen, die
eine Aussicht auf die städtische Kuhweide und den
fernen Wald gewährte, und rauchten dazu selbst-
gezogenen Tabak, dem sie durch den Zusatz von aller-
lei nur ihnen bekannten Kräutern verlängert und
nach ihrer Meinung auch verbessert hatten. Ich will
meine Ansicht über dieses Kunstprodukt für mich be-
halten, kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken,
daß es in solchen Augenblicken angenehm war, sich
außerhalb der herrschenden Windrichtung zu befinden.
Eines Abends, als gerade Angelpieper allein dort
saß, ging ein Trupp von Straßenjungen vor mir
her. Kaum hatten diese den Würdigen erblickt, als

sie ihn, von einem gemeinsamen Antriebe ergriffen, auf eine mir unverständliche Weise zu verhöhnen begannen, indem sie alle gleichzeitig in den oft wiederholten Ruf: „Piep! piep!“ ausbrachen. Auf den Namen allein konnte dies nicht gehen, denn das hätte die große Wut nicht erklärt, die sich bei Angelpieper plötzlich zeigte. Er ward dunkelrot, drohte mit seiner Pfeife und brach in einen Strom von Schimpfworten aus. Dieses Resultat und der ohnmächtige Zorn des Verhöhnten bereitete den Knaben natürlich ein unermeßliches Vergnügen, dessen Verlängerung anzustreben ihnen als eine heilige Pflicht erschien. Sie stellten sich deshalb in einem Halbkreise auf und piepten weiter, so gut sie es vermochten. Aber plötzlich brach Pilzpieper, mit einem spanischen Rohr bewaffnet, aus dem Hinterhalt hervor, stürzte sich zornschnaubend auf die Gesellschaft und trieb sie in die Flucht. Er stand dann noch lange zeternd und schimpfend im Wege und schalt hinter den höhnenden Gassenjungen her, bei welcher Gelegenheit er allen als die einzig mögliche Perspektive für die Zukunft das Zuchthaus und den Galgen in Aussicht stellte.

Als ich am Abend in den gewölbten Räumen eines ehemaligen Klosters beim kühlen Bier saß, verfehlte ich nicht, mich nach den Gründen dieses Ereignisses zu erkundigen und erfuhr folgende Geschichte:

Vor Jahren hatte einmal Angelpieper eine Kohlmeise gegriffen in einem Astloch, wo sie zu übernachten gedachte. Er hatte den Vogel in ein altes vorhandenes Bauer gesperrt, und so waren die Gebrüder zu

einem Luxustier gekommen, das sie mehrere Jahre pflegten und an dessen munterem Wesen sie ihren Spaß hatten. Tag für Tag erhielt es eine der Walnüsse, die sie von den Bäumen ihres Gartens ernteten; diese wurde ausgemacht und an einem Faden aufgehängt. Es war dann lustig zu sehen, wie sich das Tierchen mit den feinen spitzen Krallen an die Nuß anhäkelte und daran pickte. Beide Piepers hatten, so weit sie dies vermochten, ihr Herz an diesen kleinen Vogel gehängt. Die Kaninchen, die sie ebenfalls eifrig pflegten, liebten sie zwar auch, jedoch mehr mit dem Magen, indem sie solche aufaßen, wenn sie groß und fett genug waren. Wenn eines dieser Tiere so weit gediehen war, pflegte der eine Bruder es an den Ohren aufzuheben, während der andere es mit gastronomischem Schmunzeln sachgemäß befühlte und mit befriedigtem Kopfnicken für reif erklärte. Dann war sein Schicksal besiegelt, es kam in den Kochtopf und mit den Pelzen wurden die Winterjacken ausgefüttert. Diese kleine Kohlmeise aber war vielleicht das einzige in der Welt, an dem die Brüder ein ideales Interesse nahmen, jedoch auch dieses sollte schmerzlich getrübt werden, als Pilzpieper eines Tages zufällig erfuhr, daß man in Berlin und anderen großen Städten frische Walnüsse um die Herbstzeit gerne mit fünfzig Pfennigen und mehr für das Schock bezahle. Er teilte dies sofort seinem Bruder mit, und nun rechneten beide. Sechs Schock Walnüsse verzehrte das Tierchen jährlich mindestens, das machte zu fünfzig Pfennigen drei Mark, und

da sie diesen kleinen Fresser bereits fünf Jahre ernährten, im ganzen fünfzehn Mark. Sie fühlten beide eine Art von körperlichem Schmerz, als sie sich dies vorstellten und wenn das ahnungslose Vögelchen jetzt an seiner Walnuß herumhackte, so war es, als pickte jemand an ihren Herzen. Es war ihnen jetzt peinlich, das Tierchen nur anzusehen, dessen winziger Magen das Grab eines kleinen Vermögens darstellte.

„Ich glaube," sagte Pilzpieper, „daß so ein Tier nicht einmal so viel wiegt, als ein Thaler. Denke nur, wir haben es dann schon mindestens fünfmal mit Silber aufgewogen!"

Angelpieper betrachtete den Vogel eine Weile mit düsterer Feindseligkeit, dann sagte er: „Wollen wir ihn fliegen lassen?"

Der andere sprach eine Weile nichts, sondern sah auf die Kohlmeise. Es widerstand ihm sichtlich, daß man von einer so großen Kapitalsanlage nunmehr nicht das Geringste haben sollte. Endlich sagte er: „Alle solche kleinen Vögel sollen ganz famos schmecken. Der Vater von Förster Driese hat sie früher immer auf dem Meisenherd gefangen und hat oft gesagt, man müsse sich die Finger danach lecken. Und fett muß das Tier sein. Denk mal, wie wir es gemästet haben. Dreißig Schock Walnüsse hat es schon verputzt." Dabei tastete er mit Daumen und Zeigefinger in der Luft, als befühle er einen eingebildeten Vogel auf seine Körperverhältnisse.

Dies leuchtete dem Bruder sehr ein und das Unerhörte geschah; sie schlachteten kalten Mutes das

armselige Tier, rupften und brieten es und verzehrten es gemeinschaftlich mit dem erhabenen Gefühl, daß selbst der Kaiser wohl so einen teuren Braten noch nicht auf seinem Tische gehabt hatte. Der Kopf, als das Feinste und nur einmal Vorhandene, ward ausgelost und fiel dem schmunzelnden Angelpieper zu.

Von dieser Geschichte hätte wohl niemand etwas erfahren, wenn nicht Pilzpieper in einer schwachen Stunde die ganze Sache einmal, als in dem Landkruge ein lehrreiches Gespräch über kostspielige Gerichte geführt wurde, zum besten gegeben hätte. Mit Windeseile verbreitete sich diese Geschichte in der Stadt, und in der nächsten Zeit erlitten die Gebrüder Pieper Märtyrerqualen durch die vielen freundschaftlichen Erkundigungen nach ihrem Befinden infolge des schwelgerischen Mahles, so daß sie schließlich solches als eine tödliche Beleidigung auffaßten. Natürlich hatte sich sofort die Schuljugend der Sache bemächtigt und im Laufe der Zeit nach ihrer Art die ganze Geschichte in das eine Schlagwort „Piep!“ konzentriert. Den nachfolgenden Generationen der hoffnungsvollen Jugend war zwar die ursprüngliche Bedeutung dieses Schlachtrufes längst verloren gegangen, jedoch genügte ihnen vollständig das schöne und sichere Resultat, die beiden alten Herren dadurch, so oft sie wollten, in eine grenzenlose Wut zu versetzen. So wurde der kleine, grausam geschlachtete Vogel an seinen gewissenlosen Mördern glänzend und dauernd gerächt!

Etwas vom „Bösen“.

*

An einem stillen, schönen Juniabend saß ich mit meinem Freunde, dem Gutspächter Johann Nebendahl, unter den blühenden Linden vor seiner Hausthür. Außer dem Gesumme der Bienen, die noch im letzten Abendstrahle thätig waren, vernahm man nur zuweilen das satte Brummen der Kühe aus dem benachbarten Viehhause und das Schrillen der Schwalben, die sich um die Dächer jagten. Dazwischen tönte manchmal das dumpfe Rollen und klirrende Klappern der Erntewagen, denn das letzte Heu ward eingefahren, und auf dem ganzen weiten Hofe war ein sanfter Duft nach diesem vortrefflichen Stoffe verbreitet. Allmählich versank die Sonne in goldrotem Abenddunste, und von diesem leuchtenden Hintergrunde schwarz sich abhebend, schwankte das letzte Fuder herein. Das Bienengesumme war allmählich verstummt, und statt der Schwalben tauchten Fledermäuse irrenden Fluges aus dem Schatten der Stallgebäude in die sanfte Helligkeit des Abendhimmels. Abgeschirrte müde Pferde wurden über den Hof geleitet, mit schweren Tritten gingen Arbeiter und

Knechte der Abendmahlzeit zu, und so lag bald alles rings in Dämmerung und Stille, nur daß von fern ein eintöniger Chor der Frösche herübertönte.

Jetzt kam noch ein schwerer Schritt von den Stallgebäuden her. Es war der Vogt, der die Schlüssel brachte, um sie in der Stube des Herrn an den Riegel zu hängen. Dann tauschte dieser Mann mit meinem Freunde einige Bemerkungen aus über die Vorgänge des Tages und erhielt Anweisungen für die Arbeiten des nächsten. Als er dann gehen wollte, zögerte er noch eine Weile und sagte: „Ja, un wat ik noch seggen wull — weck von dei Käu hebben Maden."

„So?" sagte Herr Nebendahl.

„Ik hemw't Balowsch all seggt," fuhr der Vogt fort.

„Is gaud!" erwiderte mein Freund, und der Mann ging.

Als seine Schritte in der Ferne verhallt waren, sog Nebendahl einige stärkere Züge aus seiner langen Pfeife, nahm einen Schluck Rotwein, räusperte sich und sagte: „Is doch schnurrig. Ich möcht' woll wissen, was die Altsche für'n Mittel hat."

„Wofür oder wogegen?" fragte ich.

„Nu, gegen die Maden. Wenn ihr das gesagt wird, so kann man sicher sein — in zwei oder drei Tagen sind sie weg. Die Leut' sagen, sie geht bloß des Abends im Schummern an das Viehhaus, macht die Thür ein bischen auf un ruft hinein: ‚Uns' Veih hett Maden!' Dann geht sie wieder nach Hause,

un am andern Morgen is alles in Ordnung. Na, das ist ja natürlich Unsinn, aber wahr is, daß sie die Kühe in ganz kurzer Zeit kuriert; wie sie's macht, weiß der Deubel. Blut stillen un Krankheiten besprechen oder böten, wie sie hier sagen, kann sie auch, un das Sieb laufen lassen, un was solche Künste mehr sind."

„Wissen Sie Genaueres von solchen Geschichten?" fragte ich, denn diese Dinge haben mich von jeher angezogen.

„Na, was wollt' ich nich?" sagte mein Freund, „mir hat ja früher eine andere alte Frau mal mit Böten das Leben gerettet. Aber das is eine zu schnurrige Geschicht', un ich muß noch immer lachen, wenn ich da bloß an denk'." Und damit brach er in ein donnerndes Gelächter aus, wie ich es von keinem Sterblichen sonst in solcher Vollendung gehört habe. Für sein ungeheures Lachen war mein Freund berühmt, und wenn er sich einmal an einem stillen Sommerabend wie heute im Freien recht tüchtig amüsierte, so wußte man im Umkreise einer halben Meile, daß Herr Nebendahl vergnügt war.

Ich bat natürlich um diese schöne Geschichte, und mein Freund war auch gleich bereit, sie zu erzählen.

„Als ich noch Inspektor in Grambow war," begann er, „da saß ich eines Sonntagnachmittags auf der Bank vor der Thür, rauchte meine kurze Pfeif' und simelierte über die Wirtschaft. Kommt da ein altes, schlumpiges Weib auf den Hof mit Stock un Bündel, und Kleid un Tuch aus lauter Flicken

un bettelt mich an. Ich sag': ‚Kann sei nicht arbeiten?‘ Da fing das alte Reff an zu weimern un sagt': ‚Ach, min leiwe Herr, ik bün jo so ungesund un heww alle Suchten, un so'n Rieten in'n Kopp, un so'n Bewern in dei Knei, un so'n Sangeln in dei Knaken. Un wenn ik wat ät, denn steiht mi dat vör dei Bost un sleit mi nich an. Un dorvon bün ik so machtläsig un holl dei Arbeit nich ut un möt snurren gahn.‘

„Ich weiß nich, weshalb ich grad auf den Einfall kam, aber das hexenartige Aussehn der Frau bracht' mich woll drauf, daß ich fragte: ‚Hett sei dat denn nich mal mit Böten versöcht? Dei Arbeit is doch nich tau swer.‘

„Die alte Person machte ein ganz schnurriges Gesicht und sagte: ‚Wünscht heww ik mi dat all lang, min leiwe Herr, äwer nümms will mi dat lihren.‘

„Mir fiel plötzlich ein Spottvers auf das Böten ein, den ich in meiner Jungszeit oft gehört hatt', un die Laune trieb mich an, der Frau die mangelnde Belehrung zu geben. ‚Dat will ik ehr woll bibringen,‘ sagt' ich. ‚Pass' sei mal gaud up, wat ik vör'n Vars segg. So geht hei:

„Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start
Dat di bald werre bäter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, so schad't ok nich!“

Dorbi makt sei drei Krüzen, un dat is't all.‘

„Nie hätt' ich gedacht, daß sich ein Gesicht so verändern könnt', wie das von dieser alten Frau. Sie wurd' ganz rot vor Aufregung, und ihre Augen glummerten ordentlich.

„‚Ik birr Sei, Herr,' rief sie, ‚ik birr Sei gor tau sihr — seggen S' mi dat noch mal.' Na, ich that ihr ja nun auch den Gefallen, un sie plapperte andächtig nach, was ich ihr vorsagte. Dann rief sie: ‚So, nu weit ik't, leiwe Herr, un ik bedank mi ok gor tau väl Mal.' Damit wollte sie gleich fort. Ich schenkte ihr aber noch 'n Schilling und schickte sie in die Küch', daß sie sich da 'n bischen Essen geben lassen sollt'.

„Nachher sah ich die alte vermißquemte Person noch einmal, als sie wieder wegging. Sie war noch immer in Aufregung, so daß sie mich gar nicht bemerkte, und betete fortwährend den dummen Vers vor sich hin, als hätt' sie Angst, daß sie ihn vergessen möcht'. ‚Na,' dacht' ich, ‚wenn die nu man bloß nicht das Kurieren kriegt un mit diesem blödsinnigen Vers den „Leiden der Menschheit" un allen möglichen Krankheiten unter die Nase geht. Das soll mich doch mal wundern, da hätt' ich ja was Schön's angericht't.' Na, ich tröstete mich aber wieder mit dem letzten Satz von meinem Vers: ‚Helpt et nich, so schad't ok nich!'

„Bald nach dieser spassigen Geschicht', an die ich vielleicht nie wieder gedacht hätt', wär' ich nicht später noch mal schnurrig daran erinnert worden, verheiratete ich mich, übernahm diese Pachtung un

bekam mächtig viel Arbeit, denn ich hatt' genug zu thun, daß ich mit meinen geringen Mitteln un bei den mäßigen Jahren über Wasser blieb. Na, jetzt geht es ja, un ich bin so ziemlich zufrieden, aber damals stand es doch manchmal höllisch auf der Wipp'. Als ich die Pachtung nu so 'n Jahrener sechs gehabt hatt', da kam mal 'n Jahr, wo in der ganzen Gegend ganz barbarisches Korn gewachsen war. Aber ganz besonders bei mir — ich sag' Ihnen, die Leute kamen von weither, um meinen Weizen zu sehen. Na, dacht' ich, Johann, wenn dies all gut geht, das kann dich rausreißen. Aber was muß da los sein? Mitten in der Weizenernt', als ich's grad besonders hild hatt', da krieg' ich 'n Geschwür in'n Hals. Er geht mir ganz zu, un ich kann nicht ordentlich schlucken un muß mir mein bischen Essen mit Gewalt reinwürgen. Ich schick' endlich nach'n Doktor. Der kommt und zuckt die Achseln und sagt, das wär' 'n interessanter Fall, aber nichts für ihn. Das wär' 'ne ganz kniffliche chirurgische Sach', damit könnt' er sich nicht befassen, da müßt' ich so schnell als möglich mich auf'n Wagen setzen un nach Rostock fahren zum Professor. Na, nu denken Sie sich, mitten in der Weizenernt', wo ich keinen Inspektor hatt', sondern man zwei Lehrlinge, die eigentlich jeder den ganzen Tag einen Wächter bei sich zu stehen haben mußten, der aufpaßte, daß sie kein dumm Zeug machten. Als ich nu sagte, das ginge nich, da zuckte der Doktor wieder mit den Achseln un meinte, 'n anderen Rat könnt' er mir nich geben, schrieb mir noch 'ne teure

Medizin auf un fuhr wieder ab. Na, ich nehm' ja auch die Medizin, aber es wurd' immer schlimmer. Am anderen Tage ging's auch schon nicht recht mehr mit dem Luftkriegen, un manchmal dacht' ich, ich müßt' sticken. Meine Frau hatt' mir schon immer in den Ohren gelegen, ich sollt' doch mal zu der alten Frau in Gammelin schicken, die sich auf das Böten verstünd'. Man könnt' doch mal den Versuch machen, un die Frau hätt' doch schon so vielen geholfen. Nich allein zu den Tagelöhnern und Bauern, nein, auch zu den Herrschaften in der ganzen Umgegend würd' sie geholt, un dolle Ding' würden erzählt von ihren Kuren. Die Frau wär' früher bettelarm gewesen, aber dann hätt' sie das Böten angefangen, un nu wär' sie schon ganz wohlhabend. Sie hätt' 'n klein hübsch Haus mit 'n schönen Garten, ne feine Kuh, 'n paar Staatsschweine, un in ihrem Bettstroh sollt' sie 'n mächtigen Strumpf zu liegen haben bis oben voll lauter harte Thaler. Den Strumpf soll sie sich extra dazu von der Krügerfrau in Kritzkow haben schenken lassen, was nämlich die größte un dickste Person in der ganzen Gegend is un Waden hat wie'n Mastbaum.

„Na gut, meine Frau is wieder bei un bearbeit't mich, un ich will natürlich nich, da klopft es mit eins, un die Thür geht auf, un eine alte, sauber angezogene Frauensperson kommt 'rein. Hat meine Frau die Altsche aus Gammelin heimlich kommen lassen, un als ich nu noch nich will, sondern ruf', es sollt' angespannt werden, ich wollt' auf Deubelhol

nach Rostock jagen zum Professor, da fängt meine Frau an zu weinen, un das kann ich nich aushalten. Un da mir nu grad' die Luft wieder weggeht, daß ich mächtig jappen muß, da denk' ich denn, ‚Helpt et nich, so schad't ok nich!‘ un sag', sie sollt' man ihre Künste machen.

„Nu kommt das alte Wesen 'ran mit seiner spitzen Nas' so salbungsvoll und feierlich, wie so'n Kirchhofsgespenst, und bückt sich über mich und fängt an was herzubeten, ganz leis, aber ich versteh' es doch, un das war 'n Glück, denn sonst hätt' 's vielleicht nich geholfen:

„Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start,
Dat di bald werre bäter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, so schad't ok nich!“

„Un richtig, als ich ihr ins Gesicht seh', da erkenn' ich die alte Bettlersch wieder von damals, nur daß sie in einem besseren Futterzustand war als früher un sich 'n bischen staatscher aufgezäumt hatt'. Un als ich nu dran dacht', daß diese alte Person all ihre berühmten Kuren mit meinem Jökelvers gemacht hatt', un daß ich nu selber dran glauben sollt', da mußt' ich, obgleich mir kreuzmiserabel zu Mut war, so furchtbar lachen wie noch nie in meinem ganzen Leben. Un Sie wissen doch, daß ich darin was leisten kann. Un ich lach' los, daß sich die Balken biegen, daß die Fenster klirren, un der ganze alte Kasten von Haus

das Bebern kriegt. Un da mit eins is es mir, als wenn sich was löst in mein'm Hals, un nu kommt ein Hustenanfall, der gar kein End' nehmen will. Na, als ich nu endlich ausgehust't hatt', da war mir der Hals frei, und ich konnt' Luft kriegen un schlucken wie sonst, denn von dem fürchterlichen Lachen war das Geschwür von selbst aufgegangen, un ich war kuriert.

„Ja, natürlich, da hatt' das Böten mal wieder geholfen, wo der Arzt nichts ausrichten konnt', un Sie können sich denken, wie geschwollen die Alte war un stolz auf diese Wirkung. Un der Ruhm von dieser Frau is natürlich von nu an noch größer geworden, un wenn ich auch jedem erzähl', der es hören will, wie die Geschicht' zusammenhängt, so hilft das gar nichts, denn jeder Gläubige oder vielmehr Abergläubige sagt dann: ‚Nu, es hat ja aber doch wirklich geholfen!' Ja, was soll ich da machen? Gegen so einen richtigen soliden Aberglauben kommt man nicht an, da kann man eher ein Panzerschiff mit Hühnerschrot in den Grund bohren!"

So erzählte mein Freund Nebendahl und lachte noch einmal so, daß fern im Dorfe die Tagelöhner, die beim Abendessen saßen, sich anstießen und sagten: „Nu hürt doch mal blot, wo uns' Herr hüt abend werre vergnäugt is!"

Der Tausendmarkschein.

Diesmal wollte ich nun aber wirklich meine Ruhe haben. Ich hatte mir einen ganz kleinen Ostseebadeort in Mecklenburg ausgesucht, mitten im Walde, einen von denen, die noch gar nicht „entdeckt“ waren, wo es außer mir noch keinen Berliner gab. Nebenbei heißt in diesem Lande alles Berliner, was von außerhalb kommt, und als ich einmal in Warnemünde war, belauschte ich folgendes Gespräch zweier einheimischen Dienstmädchen: A.: „Hewwt Ji all weck?“ (Habt Ihr schon welche, nämlich Badegäste.) B.: „Ja, wi hebben Berliners!“ A.: „Wi hebben ok Berliners, äwer uns' sünd ut Leipzig!“

Nach dieser kleinen Abschweifung muß ich sagen, daß es mir in Dannenhagen sehr wohl gefiel. Es waren wirklich keine Berliner da, auch keine aus Leipzig oder Dresden, obwohl gerade diese eine seltsame Vorliebe für die See haben und auch die verstecktesten Oerter zu entdecken wissen. Der einzige „Ausländer“ war ein botanisierender Doktor aus Greifswald in Pommern, den man fast nie zu sehen bekam, weil er den ganzen Tag in einem benachbarten ausgedehnten Moore hockte, das er für ungemein interessant er-

klärte. Er wurde stets mit irgend einer Pflanze in der Hand getroffen, und kam er mit jemand ins Gespräch, so bewirtete er ihn mit sehr schön klingenden lateinischen Ausdrücken, wie Utricularia oder Osmunda regalis, und ähnlichen pomphaften lateinischen Pflanzennamen, die gleichsam mit Vieren vom Bock fahren und gar nicht zu passen scheinen für bescheidene Kräuter. Im übrigen war die Welt nicht für ihn vorhanden und sein Gesichtskreis nicht größer, als der Umfang dessen, das er durch seine Lupe sah. Außerdem waren da einige Beamte und Lehrer aus kleinen mecklenburgischen Städten, die sich bei den Bauern eingemietet hatten, um Waldluft und Seebad für ein Billiges zu genießen, oder wie der Ortswitzbold sich ausdrückte: „Dannennadeln to freten un Seeluft to supen", und an höhere Kultur erinnerte nur eine junge Dame von ungewissem Alter, die überall mit einem Skizzenbuch in der Gegend herumsaß und alte krüppelige Bäume, Backöfen, morsche Zäune, Schweineställe und andere Dinge porträtierte. Manchmal war das Dargestellte zu erkennen, manchmal nicht, je nachdem sie Glück hatte. Füge ich nun die allerdings unglaubliche Thatsache hinzu, daß in dem ganzen Orte kein einziges Klavier war, so wird jeder Verständige einsehen, daß ich zu beneiden war über die richtige Wahl meines Sommeraufenthaltes. Ganz ohne Musik war das Dorf allerdings nicht, denn an seinem Ende hauste ein musikalisch veranlagter Bauernsohn, der an stillen Sommerabenden auf einer „Treckfiedel" (Handharmonika) schöne Tänze

spielte, wie „Unse Katt hett nägen Jungen“ oder „Friederika, Friederika, komm mit mir ins Gras“; aber dies gefiel mir wohl, denn für die Treckfiedel habe ich eine Schwäche, weil sie mich an meine Kindheit und Jugend erinnert und an meinen alten Freund Jochen Lobedanz, der auf diesem Instrumente so schön zu phantasieren verstand. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der großen Phantasie „Die Räuber“ und daraus des wilden Kampfes mit den Gendarmen, der von meinem Freunde musikalisch dargestellt wurde, indes er passende mündliche Erklärungen einflocht. Aus dem ungeheuren Wirrwarr der Töne, der das Kampfgewimmel darstellte, schrillten im höchsten Diskant kurze, quiekende Laute hervor, — „das sind die Dolchstiche!“ sagte Jochen; dann ließen sich im Baß wieder kurze, eindringliche Noten vernehmen, — „nun schießen sie!“ Zuletzt kam ein Siegesgesang und großes Bacchanale, und dann ward es allmählich still. Jochen Lobedanz zog nun einzig die Windklappe und ließ die Luft aus und ein gehen, wodurch täuschend das Geräusch eines Atmenden erzeugt wurde. „Nun schlafen sie schon!“ sagte er dann. Dieser Schluß war einfach und effektvoll und verfehlte nie seine Wirkung. Ja, auf die Treckfiedel lasse ich nichts kommen!

Ich fühlte mich also glücklich in Dannenhagen, und Ruhe und Frieden kehrten ein in mein Herz. Ich lag ungemein viel auf dem Rücken, entweder im Sande gegen einen Dünenhügel gelehnt, sah auf die See oder in die Wolken und dachte an gar nichts,

oder im Walde in das weiche Gras gestreckt, blickte durch das feine Geäst und Nadelwerk der Kiefern nach dem blauen Himmel und dachte ebenfalls an gar nichts. Nicht jeder kann das, aber ich habe das Talent. Ich fühlte, daß ich nach der großen Hetzjagd der letzten Monate in Berlin, die mir manche schlaflos durchgrübelte Nacht gebracht hatte, endlich wieder ein menschenwürdiges Dasein führte. Die Leute, die heutzutage so viel vom Segen der Arbeit schreien, wissen gar nicht, was sie thun. Was bringt die hochgeschätzte Arbeit hervor? Krüppel, Kurzsichtige, Idioten, Nervenüberreizung und Schwindsucht; ein verständig geleiteter Müßiggang aber schöne, blühende Menschen. Jedoch was nützt es, ein Prophet zu sein in einer Wüste von Fabrikschornsteinen!

Ich wohnte bei dem Krugwirt Krischan Voß und hatte ein kleines Zimmer nach hinten hinaus, mit der Aussicht auf einen Kartoffelacker und dahinter auf eine Scheunenwand. Die Kartoffeln standen in Blüte, und das üppig grüne Kraut war über und über mit weißen und violetten Sternen bedeckt. Ich kenne keinen Anblick, der mehr geeignet ist, das Gemüt zu beruhigen, als diesen; er vereinigt Nützlichkeit mit Schönheit, und jeden Morgen, wenn ich meinen dünnen Kaffee schlürfte, ließ ich ihn auf mich wirken und trat dann mit harmonisch gestimmter Seele mein Tagewerk an.

Aber in diesen meinen stillen Frieden kam eine Störung und zwar allein durch den schnöden Mammon, den uralten Unheilstifter. Ich hatte mit Herrn

Krischan Voß abgemacht, ihn am Ablauf jeder Woche zu bezahlen, zur Vermeidung unliebsamer Irrtümer. Als nun zum erstenmal dieser Termin herankam, fiel mir ein, daß ich außer einem Tausendmarkschein, den ich mir am Tage vor meiner Abreise vom Bankier geholt hatte, weil ich später noch weiter, nach Norwegen, reisen wollte, nur noch wenige Pfennige besaß. Heute kann ich nur über die Naivität, — um nicht das schöne deutsche, aber ehrenrührige Wort Dummheit zu gebrauchen, — lächeln, mit der ich Krischan Voß fragte, ob er mir einen Tausendmarkschein wechseln könne. Zuerst sah er mich eine Weile sprachlos an, dann sagte er: „Wiesen S' mal her; so'n Ding heww'k noch gornich seih'n." Er betrachtete die Banknote sorgfältig von vorn und von hinten, hielt sie dann mit gestrecktem Arme weit von sich und sagte in einem Tone, gemischt aus Verachtung und Bewunderung: „So'n Lappen Papier, dat sünd nu dusend Mark. Dat's dull!" Dann rief er laut: „Fru, kam mal rin, kam blot mal rin!" Die Frau mußte nun auch dieses papierene Wunder anstaunen, allein sie that dies sichtlich mit einem Beigeschmack von Mißtrauen: „Gifft't denn ok sonne Dinger?" fragte sie. „Wenn hei man gellt?" Das verwies ihr aber der Mann, indem er sagte: „Na, dei Herr ward doch nich!" Aber mit dem Wechseln war es nichts. „Dat kann ik nich, Herr," sagte Krischan Voß, „dat kann hier keiner in dei ganze Gegend. Wen hett woll so väl boor Geld up'n Hümpel. Mäglich, dat sei dat in Rostock känen, wat de groten Koplür sünd; äwer hier? Neee."

Meine Rechnung konnte ich nun allerdings nicht bezahlen, und außerdem wurde ich, wie es mir schien, mit Mißtrauen betrachtet. Ich verwünschte meine Thorheit, daß ich nicht Gold mitgenommen hatte, sondern in einem Anfall von Gedankenlosigkeit diesen hier gänzlich nutzlosen großen Schein. Mit diesem Stück Geld in der Tasche mußte ich ja entweder betteln oder verhungern in einer solchen Gegend. Außerdem besaß ich nur noch neun Pfennig. Dafür gab es ja nicht einmal ein Glas Bier. Ganz zerknirscht begab ich mich in den Wald, und als ich da in der Einsamkeit zwischen den großen Kiefernstämmen einherwandelte, kam mir das Humoristische meiner Lage zum Bewußtsein, daß ich lachen mußte. Nach einer Weile begegnete mir der Botaniker, der vor lauter Glück einen ganz roten Kopf hatte. Er hatte zum erstenmal in seinem Leben eine weiße Spielart des Tausendgüldenkrautes gefunden, und sein Herz jauchzte. „Das ist gewiß sehr interessant," sagte ich, „aber tausend Mark liegen mir augenblicklich mehr am Herzen; können Sie mir die vielleicht wechseln?" Er machte so ein verblüfftes Gesicht, daß ich lachte und weiter ging. In der Dämmerung kam ich wieder in das Dorf zurück, und da fiel es mir auf, daß mich die Leute so sonderbar ansahen und, wenn ich vorüber war, die Köpfe zusammensteckten. Auch in der Krugwirtschaft, wo ich wohnte, herrschte eine schwüle Stimmung. Die Leute waren so merkwürdig einsilbig, und als ich mein Abendbrot verzehrte, studierte Krischan Voß in einem Zeitungsblatte

und warf zwischendurch sonderbar prüfende Blicke auf mich. Ich ging früh auf mein Zimmer und überlegte mir die Sache. Offenbar traute man mir nicht und meinem großen Schein. Was sollte ich nur anfangen, um Geld zu bekommen? Sicher war es, daß ich nach Rostock reisen mußte, um den Tausendmarkschein zu wechseln, aber würde man mich fortlassen? Das war es, was ich sehr bezweifelte. Mir blieb kein anderer Ausweg, ich mußte mich in aller Frühe heimlich davonmachen.

Mit diesem Entschluß legte ich mich angekleidet auf das Bett, vermochte jedoch nicht zu schlafen, sondern horchte auf alle Geräusche der Nacht und grübelte zwischendurch über meine verdrießliche Lage nach. Kaum ließ sich das erste dämmernde Morgengrauen bemerken, so stieg ich leise aus dem Fenster, schlich mich durch die blühenden Kartoffeln, kletterte über den Zaun, und einen Augenblick später war ich schon im Walde. Die Stadt Rostock war etwa vier Meilen entfernt; noch vor Mittag konnte ich dort sein, wenn ich mich nicht verirrte oder sonst Zeit verlor. Ich hatte mir den Weg gemerkt, auf dem ich gekommen war, und schritt eilig vorwärts, während es allmählich hell und heller wurde und die Stimmen des Waldes erwachten; aber für den herrlichen Morgen, der jetzt seine ersten Sonnenstrahlen in die Wipfel der Bäume warf, hatte ich keinen Sinn. Für mich galt es nur, die Ribnitz-Rostocker Chaussee zu erreichen; da konnte ich nicht mehr irren, und wenn ich erst in Rostock war, hatte alle Not

ein Ende. Durch meine Papiere konnte ich mich ausweisen; dort war ich in einem Mittelpunkte der Kultur, dort gab es Banken, dort konnte ich meinen in der Wildnis ganz nutzlosen Tausendmarkschein zum Fließen bringen und in allerlei köstliche Dinge verwandeln. Aber der vertrackte Wald wollte kein Ende nehmen. Ich hatte endlich die ungemein lange Schneise erreicht, die gerade auf den Krug „Zur Stadt Rostock" zuführt, und diese lag schier endlos vor mir, wie ein Weg in die Ewigkeit. Ich hatte in der Nacht nicht geschlafen und am Morgen nichts genossen. Das gibt Hunger, denn was man an Schlaf einbüßt, muß man durch Essen ersetzen. Aber vielleicht bot mir der Wald etwas. Ich fand auch einige Himbeeren in einer Lichtung, gerade genug, um den Hunger erst recht scharf zu machen. Dabei entdeckte ich ein Grasmückennest mit Jungen. Die Alten saßen, jedes mit einem Räupchen im Schnabel, ängstlich zirpend in der Nähe. „Glückliche Tierchen," dachte ich, „euch ist der Tisch überall gedeckt, obwohl ihr keinen Pfennig besitzet, und wenn es euch hier nicht gefällt, so schwingt ihr euch mit leichtem Flügel in das schöne Land Italia und weiter. Ich armes, beklagenswertes Opfer der Kultur aber, ich muß hungern, obwohl ich die Mittel in der Tasche trage, tausend Menschen zu sättigen."

Ich zog meine Banknote hervor und betrachtete sie mit Abscheu und Verachtung: „Lappen!" rief ich, so eindringlich ich konnte. Dann ballte ich sie in einem Anfall von Zorn zusammen und schleuderte sie

in einen Graben. Als ich auf diese Art meinen gerechten Gefühlen Luft gemacht hatte, suchte ich sie eiligst wieder auf, glättete sie sehr sorgfältig und steckte sie behutsam in meine geheime Brusttasche. Mir ging es wie Robinson, als er auf seiner einsamen Insel den Goldklumpen fand, der ihm zu nichts nütze war. An der Chaussee nach Rostock, die ich nun bald erreichen mußte, lagen die angenehmsten Landkrüge, aber für mich waren sie zwecklos, denn für meine neun Pfennig gab es nichts, als höchstens einige Schnäpse. Sollte ich meine Hand zum Betteln in den Bauernhäusern ausstrecken? Nein, lieber wollte ich Hunger und Durst ertragen, so lange es anging. Ach, ich malte mir schon aus, wie man meinen verschmachteten Leichnam im Chausseegraben finden würde, und sah den Zeitungsartikel über diesen traurigen Fall deutlich vor Augen: „Erdarbeiter fanden gestern morgen im Chausseegraben die Leiche eines anständig gekleideten Mannes im Alter von etwa dreißig Jahren. Der ärztliche Befund ergab gänzliche Entkräftung durch Hunger als Todesursache, was um so seltsamer erscheint, als man bei der Leiche einen Tausendmarkschein und neun Pfennig in Kupfer vorfand.“ Endlich erreichte ich den Krug „Zur Stadt Rostock“, der am Ausgang der Heide verlockend an der Chaussee lag. Es wehte ein Duft von etwas Gebratenem aus ihm hervor. Vorüber, vorüber!

Nun hatte ich noch reichlich zwei Meilen Chaussee bis nach Rostock, und die Julisonne brannte herzhaft.

Zum Hunger gesellte sich der Durst, allein was konnte es helfen? Nur immer vorwärts! Noch nie in meinem Leben hatte mir das idyllische Glück, in einem Landkruge einzukehren, mit so glänzenden Farben vor Augen gestanden. Ich sah ihn im Geiste vor mir, den köstlichen mecklenburgischen Landschinken, das duftende Schwarzbrot, die frische Butter, süß wie Nußkern, und dazu ein schäumendes Glas Rostocker Bier nebst einem herzhaften Aquavit. Oder herrliches Rührei mit Speck oder einen Eierkuchen, glänzend, goldig und braun, der üppig über den Rand des Tellers hängt. Ha! — So war ich eine gute Stunde weiter marschiert und war mit seufzendem Herzen auch am Kruge „Zur Stadt Ribnitz" vorübergegangen, als ich mich in der Gegend kurz hinter Häschendorf zufällig umblickte und einen Reiter bemerkte, der im Galopp hinter mir herjagte. Sollte man mich verfolgen? Möglich war es, ja sogar sehr wahrscheinlich. Flucht war aussichtslos, und so blieb mir nichts übrig, als mit den Gefühlen eines Hasen, der, mit angezogenen Ohren, in eine Furche gedrückt, seine Verfolger herannahen hört, weiter zu wandern. Dabei schwenkte ich harmlos zuweilen meinen Wanderschirm und begann, den Tod im Herzen, ein heiteres Lied zu pfeifen. Immer näher hörte ich das Schlagen der Hufe auf dem Sommerwege, dann das Schnaufen des Pferdes, dann ein Klirren, wie von einem Säbel, — und plötzlich sauste ein harmloser Reitknecht an mir vorüber, eine Wolke von Staub hinter sich lassend. Weg war er, und

verschwunden war auch mit einem Male die Beklemmung meines Herzens.

Endlich aber, nach einer siebenstündigen Wanderung, kam ich, früher als ich dachte, noch am Vormittag in Rostock an. Einen behäbig aussehenden Bürger fragte ich nach einem Bankgeschäft. „Ja, da gehen Sie man zu Konsul Lesenberg," sagte dieser und beschrieb mir das Haus. Aber mein Herz war verzagt, ich ging eine Weile vor der Thür auf und ab und wagte mich nicht hinein; denn ich war durch die Ereignisse ganz verschüchtert und erwartete nur neue Verwickelungen von meinem unglückseligen Besitztum. Ich hatte das Gefühl, daß mir eigentlich niemand in der Welt helfen könne hier in diesem traurigen Lande. Endlich faßte ich mir ein Herz und trat entschlossen in das Kontor. Ein junger Mann kam mir entgegen. „Können Sie mir vielleicht einen Tausendmarkschein wechseln?" sagte ich, ohne mit der Stimme zu zittern, und legte meine Banknote auf den Zahltisch. Ich hatte die ganz bestimmte Erwartung, er würde mit den Achseln zucken und „sehr bedauern". Der junge Mann jedoch warf einen flüchtigen Blick auf den Schein, griff dann hinter sich und legte zwei Goldrollen zu je fünfhundert Mark vor mich hin. Ich nahm sie, sagte „Danke schön!" und verabschiedete mich mit einem ganz unbeschreiblichen Gefühl von Erleichterung. Die ganze Geschichte hatte kaum eine halbe Minute gedauert. Welch ein rosiges Licht lag plötzlich wieder auf allen Dingen dieser Welt, und mit wie elastischen Schritten eilte ich zu Friemann,

um bei einem guten schwedischen Frühstück und einer Flasche Rotspohn alle meine Sorgen zu vergessen! Noch desselben Tages nahm ich Extrapost und kehrte zum großen Erstaunen der Bewohner von Dannenhagen, die dergleichen noch nie erlebt hatten, unter dem Schmettern des Posthornes als ein Triumphator zurück.

Seit dieser Zeit nannte man mich hinter meinem Rücken „den reichen Berliner", obwohl ich leider diese Bezeichnung nicht im geringsten verdiene, und mein Andenken lebt noch heute in Dannenhagen. Ja, ein Freund, der, nachdem seit damals vierzehn Jahre vergangen sind, dort war, teilte mir einen ganzen Sagenkreis mit, der sich um meine Person und meinen mythischen Reichtum angesetzt hatte. Du liebe Zeit — ich wollte nur, die Leute hätten recht!

Heinrich Seidel's

erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Sechster Band.

Phantasiestücke.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Phantasiestücke

von

Heinrich Seidel.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Mit Augen des Geistes leibhaft Gesehenes
Ist oft wahrer, als wirklich Geschehenes!

Die Augen der Erinnerung.

*

I.

Der Fabrikant Adolf Berning hatte das Unglück, in seinem besten Mannesalter, im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens, gänzlich und unheilbar zu erblinden. In einem thätigen, an Mühe und Arbeit reichen Leben hatte er so viel erworben, um sorgenfrei und behaglich leben zu können. Er fand sich in sein Schicksal, verkaufte seine Fabrik und behielt nur in der Nähe sein Landhaus mit einem ausgedehnten Garten und Park, was alles er selber im Laufe der Jahre liebevoll gebaut und angelegt hatte. In der unfreiwilligen Muße, die ihm nun reichlich zu teil wurde, erwachten allerlei sonst durch notwendige Berufsarbeiten zurückgedrängte Neigungen und Liebhabereien in ihm. Insonderheit kam ein Stückchen vom Poeten, das in ihm steckte, nun zum Durchbruch. Wenn man das Leben genauer betrachtet, wird man öfter finden, daß Menschen, die scheinbar in einem nüchternen und praktischen Berufe aufgehen, ganz in der Stille in einer Ecke ihres

Gemütes einen ganz romantischen, ja manchmal phantastischen Blumenwinkel pflegen. So war es auch mit Berning gewesen, und nun, da das Kartoffelland der täglichen, angestrengten Berufsarbeit nicht mehr beackert zu werden brauchte, konnte sich dieser Blumenflor weiter verbreiten und sich farbig und vergnüglich ausblühen. Adolf Berning hatte stets trotz seiner auf scheinbar so nüchterne Dinge gerichteten Thätigkeit eine ausgesprochene Vorliebe für das Phantastische gehabt. Ob diese noch aus seiner Kinderzeit stammte, oder wie sich das entwickelt hatte, wußte er nicht, jedoch liebte er es überaus, sich in seinen so spärlich bemessenen freien Stunden in die Welt heiterer Phantasiespiele zu vertiefen, und Zeugnis davon gab eine stattliche Märchen- und Sagenbibliothek, die er im Laufe der Zeit zusammengebracht hatte. Da waren die Märchen der Tausend und einen Nacht in verschiedenen Ausgaben nebst anderen orientalischen Sammlungen, darunter auch das vortreffliche „Rosenöl" des Freiherrn von Hammer-Purgstall, da fehlten nicht indische und japanische Märchen, sowie Lucian und Apulejus, die antiken Märchenpoeten, und allerlei derartige Sammlungen der verschiedensten Völkerschaften. Ganz besonders war natürlich Deutschland vertreten, das ja reich an Sagen, Volks- und Kunstmärchen ist. Als ein ernsthafter und praktischer Mann, der Berning war und sein wollte, schämte er sich zu gestehen, daß ihn eine rein poetische Teilnahme, eine sozusagen kindliche Freude an der Sache zu diesen Dingen zog, und hatte darum zuweilen die

Schwäche, ein wissenschaftliches Interesse vorzuschützen. Denn unter dem Vorwande der wissenschaftlichen Behandlung eines Gegenstandes darf man sich in Deutschland mit dem allerelendesten Quark beschäftigen, ohne befürchten zu müssen, seiner Würde etwas zu vergeben.

Er hätte sich dessen nicht zu schämen brauchen, greifen doch die ersten Dichter zum Märchen, wenn sie das Lieblichste und Tiefste auszusprechen haben, wenn sie frei die Flügel im Sonnenlichte schwingen wollen, unbehindert von den Fesseln irdischer Möglichkeit. Was ist die Odyssee anders, als ein Märchen, was das Nibelungenlied! Die höchste Blüte der germanischen Poesie, der Faust, ist ein Märchenspiel und das tiefsinnige Schwanenlied des gereiften Shakespeare war ein Märchen, der Sturm. Und nicht der ist ein wahrhaft realistischer Dichter, der das Leben abschreibt, wie es ist, sondern der, der wirklich geschautem Leben etwas vom Glanz und Schimmer oder auch von dem grusligen Schauer des Märchens zu verleihen weiß. Deshalb sage ich, das Höchste leistet die Dichtkunst nur auf dem Gebiete des Märchens.

Adolf Berning konnte und wollte natürlich nicht so hoch hinaus. Aber waren ihm schon früher mitten zwischen dem Schwirren der Riemen, dem Rasseln der Räder, dem Knirschen der Feilen und dem taktmäßigen Fauchen der Dampfmaschine allerlei liebliche Bilder gekommen von stiller Waldeinsamkeit, wo schimmernde Nixen im Mondschein aus dem schwarzen Waldsee auftauchten, und hatte es ihn schon damals

oft gerufen wie ferner Waldhornklang, so drängten sich jetzt, da sein äußeres Auge erloschen war, die farbigen Gestalten seines Innern lebendiger hervor und allerlei Träume und Ahnungen verdichteten sich zu leuchtenden Bildern. Er begann in stillen Abendstunden seiner Frau dergleichen zu diktieren, und so wurde aus dem sehenden Geschäftsmann ein blinder Märchenpoet.

II.

Berning hatte keine Kinder, doch liebte er diese, und sein Haus war ein beliebtes Ferienquartier für allerlei jugendliches Volk aus der Verwandtschaft. Doch auch außer der Ferienzeit fehlte es nicht an jungem Besuch. So traf auch einmal im Juni ein munteres, schlankes, siebzehnjähriges Persönchen ein, eine Nichte, die wegen der Entfernung ihres Wohnortes noch nie dort gewesen war, nun aber zum erstenmal einen weiteren Ausflug in die ihr so neue Welt zu dem unbekannten Onkel unternommen hatte. Die Kleine war nicht wenig verwundert, als am Tage nach ihrer Ankunft die Tante nach dem Frühstück zu ihr sagte: „So, Aennchen, nun hole deinen Hut und deinen Sonnenschirm; der Onkel will dir die Gegend zeigen.“ Anna sah die Tante zögernd an; da diese aber nur ein wenig lächelte, so that das Mädchen, was ihm geboten war. Berning stand schon vor der Thür mit einem langen Stabe in der Hand, der wie ein Bergstock anzusehen

war. Die Nichte wollte ihm den Arm reichen, um ihn zu führen, allein er lehnte es lächelnd ab. „Wir gehen auf Wegen," sagte er, „die ich vor Jahren selber gebahnt und liebevoll angelegt habe, da kenne ich jeden Schritt."

Sie gingen nun durch den Obst- und Blumengarten, Berning zwar mit der eigentümlichen Kopfhaltung und dem tastenden Schritt der Blinden, aber sonst ganz sicher. Seinen Stab streckte er zuweilen wie ein Fühlhorn vor sich oder zur Seite, um sich des rechten Weges zu versichern. Sie bogen in einen Obstgang ein und gewannen dann durch eine kleine Pforte den Park, der sich dem eigentlichen Garten anschloß. Hier senkte sich der Weg, zur Seite ragten zwischen bemoosten und mit Farnen, Heidelbeerkraut und jungen Fichten bewachsenen Felsblöcken einzelne stattliche Edeltannen auf, zuweilen öffnete sich der Blick auf eine kleine, sonnige, mit Blumen bedeckte Waldwiese, und hie und da murmelte ein Quellchen durch üppiges Kraut oder plätscherte über Steine und kiesigen Grund dahin. Vor ihnen aber war ein stärkeres Rauschen und Klingen wie von einem größeren Gewässer und nahm an Stärke zu, als sie niederstiegen. Insonderheit ein sonorer Ton, gleich dem Klange einer tiefen Orgelnote, schwoll immer mehr an. Bei einer Biegung zeigte sich eine Holzbrücke, wo der Weg über den also musizierenden Gebirgsbach führte. Aber kurz vor dieser Brücke lenkte der Blinde mit merkwürdiger Sicherheit in einen kleinen Seitenpfad ein und führte seinen Gast zu einem

schattigen Winkel, wo unter einer mächtigen, alten, moosbärtigen Tanne ein aus Naturholz gezimmertes Bänkchen stand. Dort setzten sie sich und hatten nun den Lauf des Baches vor sich, wie er von der Höhe in tausend Sprüngen und Fällen und rieselnden Rinnsalen durch sein schmales Felsenthal herniederkam. Dicht vor ihnen stürzte er über eine niedere Wand in ein schwarzes strudelndes Becken, wo sich das beschäumte Wasser in wunderlichen Spiralen durch vorliegende Felsblöcke wieder hinauskräuselte. Bei Hochwasser stürzte der Bach wohl in breiter Fläche über den glattgespülten Fels, da aber für gewöhnlich sein Gewässer in geringerer Breite lief, so hatte es im Laufe der Jahre in der Mitte des Ueberfalles eine tiefe Rinne nach rückwärts gegraben, und indem das Wasser durch diese Beengung in gedrängtem Strahle in das schwarze Becken schoß, brachte es jenen tiefen Orgelton hervor, der schon von fern hörbar war.

„Siehst du Kind," sagte der Blinde, „dies ist mein Lieblingsplätzchen schon von alter Zeit her, als hier noch keine Wege gingen. Achte darauf, wie immer verschieden und doch immer gleichmäßig das Wasser von der Höhe gesprungen kommt, wie die Sonnenlichter von der Seite einfallen und hier das zierliche goldgrüne Gefieder des Buchenlaubes hervorheben und dort das zackige Geäst und die hellen Stämme der Edeltannen. Wie sie blitzen auf dem glasklaren ruhelosen Gewässer, wie sie aus dunkeln Winkeln zitternde Funken locken und den weißen Schaum

schimmernd hervorheben. Achte auf die Musik des Wassers, das klingende Tropfen, das Rieseln, Rauschen und Plätschern durchtönt von der tiefen Baßnote des kleinen Wasserfalls. Und dies alles ist nur um seiner selbst willen da, unbekümmert darum, ob ihm wer zuhört oder zuschaut, und war schon vor Jahrtausenden so, als noch kein Mensch die Einöden dieser Wälder durchstreifte."

Das junge Mädchen schwieg. Sie war noch in dem Alter, wo man wenig Verständnis für die intime Schönheit der Natur hat oder sich dies, wenn man es zu haben glaubt, gewöhnlich nur einbildet.

Nach einer Weile fragte der Blinde: „Springen die Forellen, mein Kind?"

„Wo, lieber Onkel?"

„Dort bei dem kleinen Wasserfall, du wirst es schon sehen, wenn du darauf achtest."

„Ja, nun sehe ich es, eben sprang ein schwarzes Ding ganz hoch hinauf, aber der Wasserstrom warf es wieder zurück . . . und eben wieder . . . die kommt nicht hoch."

„O doch, o doch," rief Berning eifrig, „sie läßt nicht nach, und zuletzt glückt es ihr. Du mußt wissen, von den Forellen kommt es her, daß ich zuerst dies Plätzchen lieb gewann. Vor vielen Jahren, als ich diese Fabrik gebaut hatte, kämpfte ich mit großen Sorgen, denn die Zeiten waren unvermutet schlecht geworden, und ich hatte in meiner neuen wohleingerichteten Werkstatt nichts zu thun. Alle Anstrengungen schlugen fehl, und von durchgrübelten Tagen

und schlaflosen Nächten war ich ganz schwach und elend geworden. Nur eine Hoffnung hatte ich noch auf eine große Bestellung, die mir auf lange Zeit Arbeit geben und mich herausreißen konnte. Als die Zeit kam, wo sich dies entscheiden sollte, wurde eines Tages meine Unruhe so groß, daß ich es im Hause nicht mehr aushielt. Ich ging hinaus in den Wald, und als ich dort, wo noch keinerlei Wege führten, in der Wildnis zwischen den Felsen und alten Tannen herumkletterte, wurde ich durch den tiefen Orgelton des kleinen Wasserfalles an diesen damals ganz versteckten Ort gezogen. Ich setzte mich auf jenen Felsen, der dort gerade vor dem Fall im Wasser liegt, und starrte auf das unablässige Fließen und Rinnen und bei der einförmigen und doch in sich so wechselreichen Wassermusik kam etwas wie Ruhe und Frieden über mich. Dann wurde ich aufmerksam auf die Forellen, die unablässig an dem glatten, unbarmherzigen Wasserstrahl in die Höhe sprangen und fast immer wieder zurücksanken. Das erschien mir wie ein Bild meines eigenen vergeblichen Strebens, und ich begann mit Teilnahme diesem Spiel zuzuschauen. Es war eine Forelle dabei, die ich herauskannte, weil sie etwas größer war als die anderen. Sie war besonders hartnäckig und wohl fünfmal hatte ich sie schon springen sehen. Da überkam mich ein wunderlicher Gedanke: ‚Wenn sie hinauf kommt,‘ sagte ich mir, ‚soll es ein Zeichen sein, daß auch du siegen wirst.‘

Aber sie sprang immer wieder vergebens. Manch-

mal erreichte sie fast den oberen Rand und hielt sich eine Sekunde durch heftiges Schlängeln, dann aber wie ein Stein schoß sie wieder hinab. Endlich schien sie des vergeblichen Spiels müde zu sein, denn eine lange Weile verging, wo sich nichts regte, so daß mich eine tiefe Niedergeschlagenheit befiel. Da mit einemmal, was für ein Sprung! das Tier hatte offenbar alle Kräfte zusammengenommen und alle gesammelten Erfahrungen benutzt. In prächtigem Bogen schnellte es empor, gewann die Höhe und mit einigen kräftigen Schwanzschlägen schoß es davon. Das Spiel war gewonnen. Es mag dir lächerlich erscheinen, mein Kind, aber mich überkam eine große Heiterkeit und Zuversicht, und ganz getröstet ging ich nach Hause. Dort kam mir meine Frau mit einem großen Briefe in der Hand entgegen, der den gewünschten Auftrag enthielt. Von diesem Augenblick an war mein Glück gemacht und hat mich nie wieder verlassen."

Es folgte nun eine kleine Stille, nur unterbrochen von der Musik des Wassers und dem Gesang eines Wasserschwätzers, der sich in einiger Entfernung von Zeit zu Zeit in das strudelnde Wasser stürzte und zwischendurch auf einem Stein sein fröhlich schwatzendes Liedchen sang.

Mit einemmal unterbrach das Mädchen lachend und mit fröhlichem Ausruf das Schweigen. „Meine ist hinauf!" rief sie mit einem Ausdruck, als sei ihr ein großes Glück widerfahren.

„Du hast dir gewiß etwas dabei gedacht, Aennchen?"

„O ja," antwortete sie geheimnisvoll.

„Darf man wissen, was?“

Anna errötete sanft, obwohl sie wußte, daß ihr Begleiter sie nicht sehen konnte. „Ich kann's nicht sagen,“ erwiderte sie leise.

Der Blinde lächelte wie ein Sehender.

III.

Sie wanderten nun weiter, überschritten auf der Holzbrücke den Bach und stiegen auf gewundenem Wege den gegenüber liegenden sanften Abhang empor. Das tiefe Brummen hinter ihnen wurde leiser und leiser, und als sie aus dem Walde traten, war es nur noch wie ein ferner summender Ton vernehmlich. Zur Rechten wurde nun der Weg vom Walde begrenzt, zur Linken senkten sich Saatfelder hinab, fern wieder von Wald eingeschlossen. Dahinter strebten ansehnlichere Höhen empor, die den nicht sichtbaren Fluß, der im Grunde dahinlief, begrenzten und hie und da mit einer Burgruine oder einem alten Wartturm geziert waren. Weiterhin ein fernes Gedämmer von Hügeln und Bergen. Vor ihnen sahen über die Waldwipfel einige Türme der nahen Stadt hervor. Die Saatfelder wogten im leichten Winde, darüber war die Luft voller Lerchengesang und zuweilen tönte aus den Feldgebüschen die kurze Sommerstrophe der Dorngrasmücke.

Als sie diesen Feldweg etwa bis zur Mitte seiner Länge durchschritten hatten, trug der Wind den zarten Duft wilder Rosen herbei von einem flachen steinigen Hügel, der am Rande des Feldes,

über und über mit den blaßrot blühenden Büschen bedeckt, wie eine Roseninsel in der grünen Saat lag. Der Blinde tastete mit seinem Stock zur Seite, bis er auf eine Bank stieß, die am Waldrande ebenfalls unter einem mächtigen Rosenbusche stand, der hoch in die Zweige eines benachbarten Baumes gestiegen war und oben aus dem Grün seiner Zweige Hunderte von schönen Rosen leuchten ließ.

Sie setzten sich und Berning begann zu erzählen: „Was du hier siehst, ist ein bemerkenswerter Ort, man nennt ihn den Rosenplatz. Es geht die Sage, daß hier nichts anderes gedeihe, als wilde Rosen, und so oft man auch versucht habe, sie auszurotten, sie seien immer wieder gekommen. Ein habgieriger Bauer wollte sich vor langer Zeit dies schöne Stück Land nicht entgehen lassen und versuchte es mit Gewalt urbar zu machen. Zwar brach ihm bei dem Versuch der Pflug und ein Pferd stürzte ihm, allein er setzte hartnäckig mit Hacke und Spaten seinen Willen durch und im nächsten Sommer erntete er dort Weizen, wie man ihn in der ganzen Gegend noch nicht gesehen hatte. Voll Stolz fuhr er ihn ein, doch kaum war die letzte Garbe in der Scheune, so ging diese in Flammen auf, und diese sollen geleuchtet haben, wie lauter wilde Rosen. Im folgenden Jahre aber war der Platz wieder mit neuaufgeschossenen Rosenbüschen dicht bedeckt. Seitdem hat man nie wieder versucht, diesen Fleck zu bebauen.

Ebenfalls vor langer Zeit hat sich hier eine noch viel wunderlichere Geschichte ereignet Damals

lebte in einem benachbarten Dorfe eine alte Frau, die sich davon ernährte, daß sie allerlei heilsame Kräuter sammelte, daraus sie nach alten Erbrezepten gar mannigfache Tränke braute, die gegen allerhand Gebresten gut waren und ihr manches Gröschlein einbrachten. Man sagte, sie sei früher schön gewesen, doch wie die glatteste, goldene Frucht zur runzlichsten Backbirne wird, so war es wohl auch mit ihr gegangen, und nur, wenn man ihr sechzehnjähriges Töchterchen sah, konnte man glauben, daß diese Sage auf Wahrheit beruhte. Denn diese war über die Maßen schön. Sie war eins von den schwarzbraunen Mädchen, die das Volkslied preist, und kaum ein junger Bursche konnte ihr ungestraft in die dunklen, glänzenden Augen sehen. Als sie nun eines Tages, wie sie es von Kind auf gewohnt war, mit ihrer Mutter zum Kräutersuchen ausgegangen war, kamen beide auch an diesen Ort und da stand mitten in diesem Dickicht ein Busch, der war über und über bedeckt mit Rosen, so schön, wie sie zuvor noch nie welche gesehen hatte, und ein Duft erfüllte die Gegend, so herrlich, wie er der wilden Rose sonst nicht eigen ist. Da wurde das Mädchen von einer unbezwinglichen Begier erfaßt, diese Rosen zu brechen, und obwohl die Mutter sie warnte, zog es sie doch wie mit Gewalt hinein in das Dickicht und seltsam war es, wie die hakigen Zweige ihr auswichen, so daß sie ohne Hindernis zu dem schönen Strauche gelangte. Als sie aber die Hand nach den Rosen ausstreckte, da rief eine Stimme:

„Du Dieb, du Dieb!
Ich habe dich lieb!“

und die dornigen Zweige schlangen sich um sie und hielten sie fest. Sie wollte schreien, aber die Stimme versagte. Sie sah nichts als einen rosenroten Schein, und die schweren Rosendüfte betäubten sie, so daß sie die Besinnung verlor. Den Augen der Mutter aber war sie entrückt, und so viel diese auch schrie und jammerte, sie erhielt keine Antwort und sah ihre Tochter niemals wieder. Auf dem schönen Strauche aber blühten zwei Rosen auf, noch herrlicher anzuschauen wie alle anderen. Das Mädchen jedoch erwachte in den Armen des Rosenprinzen, eines schönen Jünglings mit goldenem Haar, der ganz in blaßrote Seide gekleidet war, und lebte mit ihm in seinem schönen Garten, wo die Rosen niemals welken. Doch soll sie immer ein wenig Sehnsucht nach dieser Welt behalten haben, und manche wollen hier in schönen Junimondnächten einen leisen Gesang gehört haben, von süßem Heimwehklang erfüllt. Das aber ist gewiß, daß hier in jedem Jahre zwei Rosen blühen, die schöner sind als alle anderen.“

„Onkel, ich sehe sie, ich sehe sie!“ rief das Mädchen, „soll ich sie pflücken?“

Der Blinde legte die Hand auf ihren Arm. „Um alles nicht!“ rief er. „Man kann doch niemals wissen. Wenn du nun auch in die Schlingen des schönen Rosenprinzen gerätst, wird da nicht vielleicht ein anderer Prinz sein, den das mit tiefem Gram erfüllt?“

Das Mädchen errötete wieder und sah den Onkel heimlich forschend von der Seite an. Dieser aber hatte die leeren Augen in die Ferne gerichtet und lächelte ganz sanft.

IV.

Als sie nun weiter gingen, tauchte immer mehr von der alten Stadt am Flußufer vor ihnen auf.

Zuerst schob sich das weitläufige Gemäuer der alten Burg, die einstmals den Kernpunkt der Stadt gebildet hatte, hinter einem benachbarten Waldhügel hervor mit Türmen und Zinnen und einem hohen vielfenstrigen Steinhause. Die Türme der Kirche wuchsen aus dem Thalgrunde herauf, dann wurden ihre Dächer sichtbar, dann das unzählige Giebelwerk der niederen Bürgerhäuser und dann das Gewirr der Straßen, in die man von oben hineinblickte. Der Fluß blitzte auf, und man sah, wie er sich in behaglichen Windungen in seine weite, mit winzigen Städten, Flecken und Dörfern, Feldern, Wiesen und Wäldern besäte Thalebene verlor. Dann gelangten sie zu einer Bank unter einer alten Linde am Rande des Abhanges, der sich zum Ufer des Flusses ziemlich steil hinabsenkte.

Als sie dort saßen, sagte Berning, indem er, gleich als sehe er noch, die Hand in einem Bogen bewegte: „Dies ist einer der schönsten Punkte in unserem ganzen Lande. Hier hast du alles bei einander, was zu einer modernen Kulturlandschaft

gehört, in einem Reichtum', wie man es sonst selten finden wird. Hier zur Seite im Vordergrunde, an den Abhängen des Burgberges hinaufgebaut, die uralte Stadt mit ihrem viertürmigen romanischen Dom und all den anderen Kirchen und Kapellen, dem alten gotischen Rathause mit dem feinen Spitzenwerke seiner Bekrönung, die riesigen Thore nebst den Resten der ehrwürdigen Stadtmauer und die unzähligen Giebel, Erker, Türmchen und Schornsteine der Bürgerhäuser. Aus vielen der Schornsteine siehst du jetzt, da es bald 12 Uhr sein wird, ein feines Räuchlein in die stille Luft emporsteigen, aber du kannst ihm nicht ansehen, ob es sich von der Bratpfanne des Reichen oder dem Kochtopf des Armen erhebt. Aber noch andere Schornsteine senden weiterhin in der modernen gewerbreichen Vorstadt schwärzeren Rauch zum Himmel, das sind die Minarete der Arbeit, wie sie einmal jemand genannt hat. Dort liegen auch die schimmernden Landhäuser der Fabrikbesitzer in weiten Gärten und Rasenplätzen, Baum- und Gebüschgruppen. Du siehst hinab auf den Hafen des Flusses mit den Schiffen und Kähnen, die dort vor Anker liegen oder kommen und gehen und mit weißen Segeln in die Ferne schwinden. Dazwischen die schnellen Dampfer, die allen vorbeieilen oder, wie als wäre es nichts, mit zwei oder drei mächtigen Kähnen im Schlepptau gegen den Strom dampfen. Du siehst die Kisten, Ballen und Tonnen wälzenden Hafenarbeiter und hier und dort die Güter aller Weltteile zu Haufen und Mauern aufgestapelt.

Dann ertönt zuweilen, wie eben jetzt, aus der Ferne ein langgezogener Pfiff, und eine lange dampfende Raupe kommt am Ufer des Stromes entlang gekrochen, zuweilen auf wunderliche Weise in einem vorspringenden Berge verschwindend, worauf sie auf dieser Seite nach einer Weile aus einem kleinen schwarzen Loche wieder zum Vorschein kommt, bis sie, größer und größer werdend, in jene dunkle Halle einläuft, die gleich einem Walfischrücken über die niederen Häuser emporragt.

Hast du dich nun in der Nähe satt gesehen, so magst du dein Auge in die Ferne schweifen lassen, wo sich das Stromthal weitet und sich in die dämmernde Ebene verliert, wo die Türme ferner Städte herüberragen, und Dörfer und Dörfchen in ihren Obstbauminseln hier und dort verstreut liegen zwischen Feldern und Wiesen, die wie farbige Täfelchen aneinander gelegt sind, während lange Obstbaumreihen, die Straßen begleitend, quer durch oder in die Ferne wandern. Oder du magst deinen Blick über die Stadt hin weiter senden, wo sich die Berge aufbauen, zuerst noch im dunkeln Grün ihrer Bewaldung, dann immer mehr mit Blau gemischt und immer mehr verblassend, bis die fernsten sich nur noch als ein zarter Dämmer vom Himmel unterscheiden.

Aber immer wieder, glaube ich, wird dein Auge zurückkehren zu der breiten Landstraße, die hier unten am Fuße des Abhanges, auf dessen Höhe wir sitzen, vorüberläuft, um dann über jene stattliche, vielbogige

Brücke hinweg durch das mächtig aufgetürmte gotische Thor in die alte Stadt einzumünden.

Ueber diese Brücke muß jeder, der von dieser Seite des Landes der alten Stadt zustrebt, und das ist seit vielen hundert Jahren so. Hier sind schon die ganz in Eisen gepanzerten Ritter hinübergezogen, und dann wieder lange Kärrnerzüge der reichen Handelsherren, von Bewaffneten begleitet, Landsknechte mit langen Spießen, in Pluderhosen und geschlitzte Wämser gekleidet und mit wallenden Federn über den verwegenen, sonnverbrannten Gesichtern, und Kriegsvolk allerlei Art haben sich hier hin und her gewälzt bis auf die neueste Zeit, wo unsere deutschen Soldaten unter den Klängen der Wacht am Rhein hinüber nach Westen marschierten. Dies habe ich selber hier gesehen und gehört.

Und immer anders waren die Bilder, die uns diese Brücke bot. Noch gar nicht lange ist es her, da sah man die mit weißen Plantüchern bespannten stattlichen Frachtwagen hinüberrollen, mit vier stattlichen Pferden bespannt, deren Geschirr mit blitzenden Messingbeschlägen gar anmutig verziert war, deren blaublusige Fuhrleute so bewunderungswürdig mit der Peitsche knallen und deren Begleithunde so ganz erschrecklich kläffen konnten. Von Zeit zu Zeit rollte unter vergnüglichem Horngeschmetter die Post vorbei, und der Postillon thronte in seiner schmucken Uniform gleich einem Halbgott auf seinem hohen Sitze. Ehrsam wanderte zu Fuße in allen seinen Abarten der Bruder Straubinger, je nach seinem Handwerk

anders gekleidet und anders ausgerüstet, so daß man schon auf eine Viertelmeile weit sehen konnte: dort kommt ein Schuster oder ein Zimmermann. Alles das ist verschwunden, der Bahnzug hat sie eingeschluckt, die Frachtgüter, die Postgäste und die Handwerksburschen, und nur deren Auswurf, die Fechtbrüder und die Stromer wandern noch zu Fuß.

Wie hat sich jetzt das Bild verändert. Die Landstraße ist leer geworden im Vergleich gegen die sogenannte gute alte Zeit, nur Landwagen sieht man jetzt noch aus- und einfahren, zuweilen eine Doktorkutsche und manchmal eine Droschke oder einen Möbelwagen. Aber eins ist ganz neu, der flinke Radfahrer auf seiner Rollspinne, der lautlos und fast gespenstisch vorüberflitzt und im nächsten Augenblick schon in der Ferne verschwunden ist.“

Berning schwieg eine Weile, scheinbar ganz seinen Gedanken hingegeben, dann belebten sich seine Züge wieder und er sagte:

„Da wir nun doch einmal bei den Wandersleuten sind, so fällt mir eine Märe ein von einem fahrenden Geigerlein aus der alten Zeit, die sich an jene kleine Kapelle knüpft, die du wohl finden wirst, wenn du den Punkt der Landstraße beachtest, wo sie anfängt, sich zu der Brücke hin langsam in die Tiefe zu senken. Die Straße macht dort einen Bogen, und an dieser Stelle bekommt der Wandersmann zuerst die ihm bis dahin verborgene alte Stadt zu Gesicht, ein überraschender und schöner Anblick. Die Geschichte hat meine Frau schon aufgeschrieben, und da ich,

durch die Not gezwungen, ein Kopfarbeiter bin, so behalte ich fast wörtlich, was ich vor kurzem erst in Gestalt gebracht habe und ich werde die Märe vom armen Geigerlein erzählen, wie sie im Buche steht. Höre, wie sie geht.

V.

„Vor Zeiten war einmal ein armer, alter Geiger, dem ging es sehr schlecht. Seine Beine wollten gar nicht mehr recht vorwärts, und seine Finger waren so steif geworden, daß er nur mit Mühe die Saiten auf seiner Geige zu greifen vermochte. Darum wollten die Leute seine Musik nicht mehr hören, und wenn ihm nicht mancher aus Mitleiden ein Almosen oder Stück Brot gereicht hätte, so wäre er am Ende wohl gar des Hungers gestorben.

Eines Tages war er auf der Wanderung begriffen zu einer Stadt, wo ein großes Fest gefeiert werden sollte, bei dem er mit seinem kümmerlichen Geigenspiel etwas zu verdienen hoffte. Der Wind hatte ihn durchkältet und der Regen durchnäßt, er war müde, hungrig und elend, und so trübselig war ihm zu Mute, daß er sich am liebsten in den Straßengraben gelegt hätte, um zu sterben.

Endlich, als gerade die Abendsonne noch einmal hervorbrach und ihren funkelnden Schein auf die vom Regen glänzenden und tropfenden Blätter warf, trat er aus dem Walde und sah vor sich im Grunde die Stadt liegen mit ihren vielfachen Türmen und roten

Giebeldächern. Dahinter stand eine dunkelgraue Wolkenwand, und auf dieser wölbte sich ein leuchtender Regenbogen, der aus dem lichten Schimmer frischbelaubter Frühlingsbäume hervorzuwachsen schien wie aus grünen Golde. Dies hätte das arme Geigerlein nun wohl als eine gute Vorbedeutung betrachten können, allein er war viel zu elend, um dergleichen überhaupt zu denken und setzte sich seufzend auf einen feuchten Stein, um sich vor dem Abstieg ins Thal noch ein wenig zu ruhen. Da fielen seine Blicke auf eine Muttergotteskapelle zur Seite des Weges, deren Thüre gerade geöffnet stand, und der farbige Dämmer darin lockte ihn zum Eintritt. In dem Kapellchen war es feierlich still, und die Bildsäule der Mutter Maria mit dem Jesuskindlein auf dem Arm stand von dem Schimmer der Sonne, der durch bunte Fenster eindrang, in so überirdischem Lichte, daß dem elenden Geiger die Schauer der Andacht das Herz bewegten. Gar herrlich war sie gekleidet in blaue und purpurne Seide, daraus mit sanftem Schimmer farbiges Geschmeide hervorleuchtete; auf dem Haupte glänzte eine funkelnde Krone, und an den weißen Füßen trug sie zierliche Pantöffelchen von blinkendem Golde. Als nun der arme Geiger mühsam niederkniete und betend die Hände zu der Mutter Maria aufhob, da war es ihm, als ob sie mit gar milden Augen auf ihn hinschaue, und auch das Jesuskindlein auf ihrem Arme schien ihn mit sanften, mitleidigen Blicken zu betrachten. Da erwachte in ihm ein seltsamer Mut und wie eine holde Tröstung kam es über ihn, und

da er weiter nichts hatte, seinen Dank zu bezeugen, so nahm er seine alte Geige aus dem Beutel, denn er gedachte der Mutter Gottes sein schönstes Stück vorzuspielen, damit er in seinen jungen Jahren alle Herzen gerührt hatte. Und als er nun stand und den Bogen ansetzte, da lief es ihm wie eine strömende Glut bis in die äußersten Fingerspitzen, und mit einemmal waren die alten gichtischen Glieder nicht mehr steif und schmerzhaft, sondern so flink und gewandt wie nur je; in seinen Arm fuhr die alte Kraft, und er geigte so schön und gewaltig, daß ihm selber vor Rührung die Thränen unablässig über die hageren und gefurchten Wangen liefen. Als er nun sein Stück geendet hatte und noch in sinnender Verwunderung dastand, daß er es gewesen sei, der so herrlich gespielt hatte, da, o Wunder, ging ein sonniges Lächeln über die Züge der Mutter Maria; dann erhob sie den Fuß, daß das goldene Pantöffelchen eine Weile auf dessen weißer Spitze hin und her schwankte, und warf dies blinkende Kleinod mit einer zierlichen Bewegung dem armen Geiger zu. Vor Freude und Verwunderung war dieser fast starr und vermochte kaum ein kurzes Dankgebet zu stammeln. Dann eilte er, so schnell es seine alten, müden Beine vermochten, den Berg hinab in die Stadt, mit der frohen Hoffnung, durch den Verkauf dieses goldenen Geschenkes so viel zu gewinnen, daß er einige Zeit davon zehren könne. Den Laden eines Goldschmiedes hatte er bald gefunden, allein als er diesem den kostbaren Pantoffel zum Verkauf anbot, betrachtete ihn der Meister mit

großem Verdacht als einen Dieb, denn diese zierliche Beschuhung war ihm sehr wohl bekannt, da er sie selber angefertigt hatte. Er ließ sich aber nichts merken, sondern begab sich in seine Werkstatt unter dem Vorwande, den Goldgehalt zu prüfen, schickte aber statt dessen eiligst seinen Lehrling zum Häscher. Während nun der arme Geiger im Laden saß und wartete und sich derweil mit der behaglichen Vorstellung ergötzte, wie er sich an diesem Abend die Güte anthun wolle, recht was Köstliches zu essen und ein Schöpplein Roten darauf zu setzen, da lief schon das Schicksal eilig klipp klapp in Holzpantoffeln durch die engen Gassen und nicht lange dauerte es, da tönte neben den Holzpantoffeln der schwere Schritt nägelbeschlagener Stiefel, und als der hungrige Musikant gerade in seinem Geiste die Frage erwog, ob es im „Goldenen Lamm“ heute abend wohl sein Lieblingsgericht, saure Linsen mit Speck, geben würde, that sich die Thür auf, und die Gesetzesmacht trat in Gestalt eines handfesten Gerichtsdieners herein, nahm den erschrockenen Geiger beim Kragen und schleppte ihn als einen abscheulichen und gottlosen Kirchendieb ins Gefängnis.

Als man ihn dann vor Gericht brachte und er dort den Hergang der Sache erzählte, da hielten dies alle für eine so alberne und thörichte Ausrede, daß selbst der Richter sich nicht enthalten konnte, in ein ungeheures fettes Lachen auszubrechen, so daß ihm die wampigen Backen zitterten und sein Schmerbauch auf und nieder tanzte. Der hagere Schreiber blickte

über die spitze, bleiche Nase hinweg das arme Geigerlein an und meckerte wie ein Böcklein, und alle andern Anwesenden stimmten in diese ungeheure Lustigkeit mit ein, so daß man hätte denken können, es würden dort die heitersten Dinge verhandelt. Aber trotz alledem, in dergleichen Dingen verstand man damals gar keinen Spaß, und die Gerechtigkeit war sehr kurz angebunden, zumal mit fahrenden Landstreichern ohne Sippe und Anhang. Deshalb wurde das vermeintliche arme Sünderlein ohne weiteres zum Galgen verurteilt, und zwar sollte die Hinrichtung sobald als möglich vollzogen werden.

Als nach drei Tagen die Sache nun so weit gediehen war, und man den Geiger aufforderte, sich, wie es sein Recht war, eine letzte Gnade auszubitten, da verlangte er, daß man ihm gestatten möge, noch einmal vor jenem Marienbilde zu spielen. Dies konnte man ihm nicht abschlagen, und eine große Volksmenge, die diesem Schauspiele und der folgenden Hinrichtung beizuwohnen gedachte, zog mit hinaus auf den Berg. Die Kapelle war so gedrängt voller Menschen wie noch nie und viele Leute, die keinen Eintritt mehr gefunden hatten, stießen und drängten sich draußen und standen auf den Zehen oder auf schnell herbeigewälzten Steinen und machten die Hälse so lang, als sie nur konnten.

Kaum hatte man dem Geiger so viel Platz gemacht, daß er die Ellbogen rühren konnte, so erhob er den Bogen und begann zu spielen, und siehe, dieselbe Kraft erfüllte ihn wie damals, so

daß die Versammelten, denen ein solches Geigenspiel noch nicht vorgekommen war, mit verhaltenem Atem lauschten, um keinen Ton zu verlieren. Ja, einer derer, die draußen standen mit vorgestrecktem Ohre, gebot voller Zorn einem Raben Schweigen, der auf dem Dache der Kapelle hungrig krächzte, als könne er kaum erwarten, daß sein Opfer ihm ausgeliefert werde.

Als nun der alte Geiger sein Stück beendet hatte, herrschte tiefe Stille ringsumher und in den meisten Herzen regte sich Mitleid und Teilnahme für ihn, während alle wie in einem Banne auf das schöne Marienbild hinstarrten. Da ging, o Wunder, ein sonniges Lächeln über die Züge der gnadenreichen Mutter, langsam und allen sichtbar hob sie den andern zierlichen Fuß und warf dem überglücklichen Geiger auch den zweiten Pantoffel zu. Und als dieser nun von einem Sonnenstreif getroffen durch die Luft blitzte, da kam es wie ein einziger großer Schrei aus der versammelten Menge, und dann folgte eine tiefe Stille, die nur unterbrochen war durch das Schluchzen des durch göttliche Kundgebung so herrlich gerechtfertigten Musikanten. Und dann ein Murmeln und dann ein Reden, das immer lauter anschwoll und untermischt war mit preisenden Rufen auf die Gebenedeite, und plötzlich drangen sie alle hinaus und rissen den Geiger mit sich und brachten ihn draußen fast um mit Drücken und Liebkosen.

Von einer Hinrichtung war natürlich keine Rede mehr, nein, zwei mächtige Brauknechte nahmen den

Geiger auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumph voran, während dieser in der einen Hand die Geige hielt und mit der andern den goldenen Pantoffel an sein Herz drückte. So wälzte sich die jauchzende Menge gleich einem Bergstrom zu Thal, während die Leichtfüßigsten eilfertig voraus rannten, um den Zurückgebliebenen die wunderbare Märe zu verkünden, wie durch die Gnade der Mutter Maria der arme, alte Geiger nun mit einemmal von einem Galgenvogel fast in einen Heiligen verwandelt worden sei.

Desselben Abends aber veranstaltete man auf dem Rathause dem fremden Spielmann zu Ehren ein großes Bankett, bei dem die Bürgerschaft ein gewaltiges Loch in das allgemeine Gut zehrte und ein mächtiges Faß alten Weines zum Hohlklingen brachte. Man ließ auch späterhin den alten Geiger nicht weiter ziehen, sondern gab ihm ein kleines Aemtchen, also, daß er auf seine alten Tage vor Not gesichert war."

VI.

Das junge Mädchen war der Erzählung des Blinden nur mit halber Aufmerksamkeit gefolgt, denn in die ferne Bahnhofshalle war unterdes ein Zug eingelaufen, und als nun die Menge der Angekommenen auf den freien Platz hinausströmte und sich nach allen Seiten zerstreute, war ihr unter den winzigen Figürchen, die dort wie Ameisen durcheinander kribbelten, die Gestalt eines jungen Mannes in sehr hellem Anzuge aufgefallen, der mit einem Kofferchen

in der Hand auf eine Droschke zuging und nach einer kurzen Unterredung mit dem Kutscher hineinstieg und davonfuhr. Diese Erscheinung hatte ihr einen Schlag auf das Herz gegeben, erst war sie blaß und dann rot geworden, und ihr Busen wogte so rasch hin und her, daß der Blinde, dessen feines Ohr das am leisen Knistern des Mieders merkte, ganz verwundert war, welche Teilnahme seine Geschichte vom armen Geigerlein erregte.

Sie folgte mit den Augen der merkwürdig schnell davonfahrenden Droschke mit großer Aufmerksamkeit. Diese bog in eine der Querstraßen ein, die von dem Berge aus nicht zu überblicken war, und mit einiger Verzweiflung sah sie das Fuhrwerk mit dem Grauschimmel und den gelben Rädern spurlos verschwinden. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach mußte der Wagen in der breiten Straße, die auf das Thor zuführte, wieder zum Vorschein kommen, und richtig, nach einer langen Weile sah sie erst den Grauschimmel und dann die gelben Räder dort wieder aufleuchten. Der Wagen bog in die breite Straße ein und fuhr mit einer solchen Geschwindigkeit auf das Thor zu, daß man ihm schon von weitem ein Extratrinkgeld ansehen konnte. Die Droschke rollte über die Brücke gerade in dem Augenblicke, als der Onkel erzählte, wie sie das arme Geigerlein denselben Weg im Triumphe wieder zurückbrachten, und dann fuhr sie die Landstraße empor. Aber so weit sich Anna vorbeugte, sie vermochte von dem Insassen nichts weiter zu entdecken als einen Arm in hellem Rockärmel, der

auf dem Rande des Schlages lag, und dadurch wurden ihre Zweifel, ob sie vorhin richtig gesehen habe, durchaus nicht beseitigt. Dann rollte der Wagen an der Kapelle vorbei und verschwand um die Ecke.

In diesem Augenblick war der Blinde mit seiner Geschichte zu Ende, was das Mädchen nur daran merkte, daß er plötzlich schwieg, und nun dachte sie, sie müsse doch etwas sagen, aber was nur, da sie fast gar nichts gehört hatte. Es fuhr ihr heraus: „Ist die Geschichte wahr, lieber Onkel?"

Der Blinde war etwas verwundert und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, ein kleines Gänschen neben sich sitzen zu haben. Doch in seiner milden Weise antwortete er: „Jede Geschichte ist wahr, auch das tollste Märchen, wenn wir nur wirklich schauen und empfinden, was uns erzählt wird."

Noch mehr aber wunderte sich Berning, als die Nichte plötzlich fragte: „Wo geht der Fahrweg zu deinem Hause, lieber Onkel — von der Stadt aus, meine ich?" Obwohl er nun den Zusammenhang dieser Frage mit der soeben erzählten Geschichte gänzlich vermißte, so antwortete er doch, ohne eine Befremdung zu verraten: „Er führt hier die Landstraße hinauf bis hinter die Kapelle, dann biegt er zur Seite ab, was man hier nicht sehen kann."

Das Mädchen sah nach der Uhr und sprach: „Tante sagte mir, um halb zwei würde gegessen, wird es da nicht Zeit?"

„Da magst du wohl recht haben, Kind," sagte der Blinde und erhob sich. Sie wanderten nun den-

selben Weg wieder zurück, und da der Onkel natürlich nur langsam ging, so war es bemerkenswert zu sehen, wie die Nichte, eine seltsame Ungeduld vorwärts zu kommen bekämpfend, fortwährend ihre Schritte zügeln mußte und trotzdem immer ein Stückchen voraus war.

„Du hast wohl großen Hunger, mein Kind?“ fragte der Blinde lächelnd.

„O nein,“ antwortete das Mädchen fast ein wenig gekränkt, denn die weibliche Jugend verleugnet in diesem Alter gern die Thatsache, solchen gemeinen irdischen Empfindungen überhaupt zugänglich zu sein, „gewiß nicht, lieber Onkel, verzeihe, wenn ich zu rasch ging.“

Doch dem feinen Gefühl und dem scharfen Ohr des Blinden entging auch ferner die Unruhe nicht, die in seiner Begleiterin nach vorwärts strebte, und als sie wieder am Rande des Parkwaldes angelangt waren, und der Bach schon von Ferne seinen summenden Ton vernehmen ließ, sagte er: „Lauf nur voran, Aennchen, und sage der Tante, daß ich gleich komme. Ich bin diesen Weg schon hunderte von Malen allein gegangen.“

Das Mädchen ließ sich das nicht zweimal sagen, und wie ein Vogel fliegt, so eilte sie leichtfüßig zum Bach hinab und jenseits wieder hinauf. Der Blinde schüttelte verwundert sein Haupt und ging bedächtig hinterher.

VII.

Als sich Berning nach einer Weile seinem Hause näherte, vernahm er schon aus der Ferne die ihm unbekannte Stimme eines Mannes, der mit seiner Frau und seiner Nichte in eifrigem Gespräch war. Plötzlich verstummte dies, und eilige Laufschritte von kleinen Füßen und ein Rauschen von Kleidern kam auf ihn zu.

Die Nichte fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Onkel, Onkel!“ rief sie, „er ist da, nämlich Theodor! Er hat sein Examen gemacht und ist nun Doktor und hat eine Assistentenstelle. Von dem Examen haben meine Eltern die Verlobung abhängig gemacht. Und er hat immer so gethan, als sei es noch lange hin, damit ich mich nicht ängstigen sollte, und nun hat er es plötzlich hinter sich, und gleich mit dem nächsten Schnellzug ist er hierher gereist. Sei nur nicht böse, lieber Onkel, daß ich bei deiner schönen Geschichte so wenig aufgepaßt habe, aber ich sah ihn ja auf dem Bahnhof ankommen und in der Droschke an uns vorbeifahren, wer kann da zuhören. Das aber will ich dir sagen, lieber guter Onkel, wir haben jetzt dasselbe Lieblingsplätzchen du und ich am Bache dort bei den Forellen und noch heute will ich es Theodor zeigen. O, die Forellen sind kluge und liebe Tierchen!“

Als sich Anna später in ruhigerer Stunde des Tages erinnerte, wo ihr der Onkel die Gegend gezeigt hatte und sich alle Umstände wieder ins Ge-

dächtnis zurückrief, ging sie zu ihrer Tante und fragte: „Sage mal, kann der Onkel denn wirklich gar nicht ein bißchen sehen?"

„Nein," antwortete diese, „er ist ganz blind, aber er sieht mit den Augen der Erinnerung."

Die Geschichte eines Thales.

⁂

Seit vielen Tausenden von Jahren floß der Bach schon durch das Thal. Sein Rauschen und Rieseln war ohne Ende, ob er nun im Frühling, wenn der Schnee in den Bergen schmolz, mit trüber Flut und mit stärkerem Brausen einhertobte, ob er im Sommer grünlich und glasklar zwischen bemoosten Felsblöcken plätscherte, ob er im Herbste die Fülle der gelben Blätter mit sich führte und in seinen stillen Buchten anhäufte, oder ob er im Winter fast schwärzlich und dampfend durch Eis und Schnee dahinging. So war es einst, so ist es heute und so wird es sein, so lange über ihn hinweg die Wolken ziehen und die Gipfel in Dunst hüllen, so lange der Tau fällt und in den feuchten Wiesen die Nebel brauen.

Es war vor langer Zeit, da hatte diesen Bach noch keines Menschen Auge erblickt, dieweil es keine gab im weiten Umkreis, und das Thal war erfüllt mit einem mächtigen Urwalde, der, aus sich selbst hervorgewachsen, in sich selbst wieder verging. Keine anderen Töne kannte es, als den Donner des Himmels, das Sausen des Windes in den Wipfeln, das Rauschen der Gewässer, das Brüllen und den Schrei

der wilden Tiere, den Gesang der Vögel und das Summen der wilden Bienen. In den Höhlen der Felsen und der uralten Eichbäume wohnten der Bär, der Luchs und die wilde Katze, und an den Bach kamen zur Tränke stolze Hirsche und zierliche Rehe. Der Dachs hatte einen ausgetretenen Steig von seiner Höhle bis ans Wasser, und der listige Fuchs schnürte dort gerne entlang, um bei der Tränke ein leckeres Vögelchen zu erhaschen oder eine jener rotgetüpfelten Forellen, die den klaren Bach in Menge erfüllten.

Die Bäume in diesem Thale wuchsen, wie sie wollten, und wurden uralt, bis sie endlich, von den Larven der Käfer und anderer Insekten vielfach durchbohrt und überall angehämmert von fleißigen Spechten, abstarben und mit weißgebleichten Aesten dastanden. Dann kam ein Sturmwind, der sie unter gewaltigem Krachen zu Boden schmetterte, und alsbald wuchs üppig aus den vermodernden Trümmern neues Leben hervor. Zuweilen stürzte ein solcher Riese in das Bachbett, so daß sich die Gewässer schäumend Bahn brechen mußten durch verworrenes Geäste. Es kam dann wieder ein mächtiger Wolkenbruch, der den Bach hoch anschwellen ließ, so daß er die Hindernisse beiseite warf und die Trümmer bergabwärts führte.

Nun geschah es einst an einem stillen Sommerabend, da weiter nichts vernehmlich war, als das endlose Rieseln der Gewässer und der Gesang der Rotkehlchen und Amseln, die der letzte rote Abendschein noch wach hielt, daß ein stattlicher Rehbock aus dem Walde vorsichtig auf eine begraste Waldblöße

trat und dann, nachdem er nach allen Seiten gesichert hatte, an den Bach zur Tränke ging. Als er sich dort zum Wasser niederbeugte, ertönte plötzlich der durchdringende Warnruf einer aufmerksamen Amsel, wodurch sie ein Raubtier oder sonst etwas, das ihr gefährlich scheint, ankündigt. Auf diese wohlbekannten Töne hin richtete sich der Rehbock hoch empor und wollte sich eben zur Flucht wenden, als ein seltsames Schwirren durch die Luft ging, worauf das Tier einen plötzlichen Satz machte, dann unter mehrfachem Schrecken in die Kniee brach und nach einigen vergeblichen Versuchen, wieder hoch zu kommen, vornüber sank und mit dem Kopf im fließenden Wasser regungslos liegen blieb. Da ertönte hinter dem bergenden Buschwerk ein jauchzender Schrei, und hervor trat der erste Mensch, der je in diese Gegend gedrungen war, eine neue Art von Raubtier, gefährlicher als alle anderen zusammengenommen. Er war notdürftig in Felle gekleidet, rot gebrannt von Luft und Sonne, und trug als Waffen Bogen und Pfeile, einen Speer und ein Steinbeil. Zunächst betrachtete er wohlgefällig seinen Pfeil, der dem Rehbocke gerade auf dem Blatt saß und tief eingedrungen war, dann zog er aus einer Tasche von Biberfell ein Feuersteinmesser hervor, brach seine Beute auf, streifte ihr zum Teil die Haut ab und löste eine der stattlichen Keulen heraus. Nun trug er von dem überall reichlich verstreuten dürren Holz zusammen, davon er drei paßliche Stücke sorgsam aussuchte. Zwei davon stieß er tief in den Boden und machte dann mit seinem Messer zwei sich gegen=

über liegende Vertiefungen in die hervorstehenden Enden. Dann schlang er die Sehne seines Bogens um das dritte beiderseitig zugespitzte Holz und klemmte es mit den Enden in die Vertiefungen der aufrechten Aeste, also daß die Figur eines Reckes entstand, dessen Seitenteile mit starker Federkraft auf den wagerechten Stab drückten. Diesen nun versetzte er durch die umgeschlungene Bogensehne, indem er mit dem Bogen selbst heftig hin und her fiedelte, in eine schnelle, wechselnde Drehung, wodurch wegen der starken Reibung an den Auflagepunkten alsbald eine solche Hitze erzeugt wurde, daß ein leichter Rauch aufstieg und nach einer Weile einzelne Funken hervorsprühten. Solche fing er mit einem bereit gehaltenen Stücke verwitterten Weidenholzes auf, dies entzündete sich alsbald und fing an zu glimmen. Dann hüllte er es in feines, trockenes Gras, das er bald durch eifriges Blasen in den schwelenden Zunder hell aufflammen machte, und nun häufte er neues Gras darauf, dann feine, dürre Zweiglein, dann gröbere Aeste, und endlich flammte in der schweigenden Wildnis das erste Feuer empor und sandte eine schnurgerade Rauchsäule in die stille Abendluft. Der Mann hieb sodann mit seinem Steinbeil von einem benachbarten Haselbusch zwei gabelige Aeste zu sowie einen glatten Schößling, der ihm zum Bratspieß dienen sollte. Daran steckte er seine Rehkeule, legte ihn über die Gabeln der in die Erde gebohrten Stangen und briet nun sein Abendessen, indem er mit sichtlicher Gier auf das Ende wartete. Als er mit dem Hunger

eines Raubtieres den größten Teil des noch halbrohen Fleisches verzehrt und seinen Durst aus dem nahen Bache gelöscht hatte, schleppte er noch mehr Holz zusammen, wälzte auch einen mächtigen Block zum Feuer, der voraussichtlich die ganze Nacht ausdauerte, und streckte sich dann zwischen der Glut und einem benachbarten Felsblock zum Schlafe nieder, unbekümmert um das Gebrüll der wilden Tiere, denn er wußte wohl, daß sie das Feuer scheuten. So hielt der erste Mensch, der diese einsame Wildnis betrat, seine Nachtruhe, indes die Gewässer des Baches lauter durch die Stille rauschten, das Feuer knisternd weiter brannte, die funkelnden Sterne schweigend am Himmel dahinwandelten, und die Eulen mit schaurigem Schrei über ihn hinwegflogen. Zuweilen waren im Walde leise, schleichende Schritte vernehmlich, und zwei glimmende Augensterne, in denen der Widerschein des Feuers lag, stierten aus der schwarzen Finsternis eine Weile auf das unbekannte Neue und tauchten dann wieder in das geheimnisvolle Dunkel zurück.

Von dieser Zeit an kamen häufig derlei Gesellen in das Thal, um dort zu jagen, und dann hallten die Berge wider vom Geschrei der Jäger, dem Bellen ihrer Hunde und dem dumpfen Blasen der Stierhörner. Es war ein starkes, wildes Geschlecht, das den Bären in seiner Höhle aufsuchte, den gereizten wilden Eber auf vorgehaltene Spieße aufrennen ließ, eine blutgierige Art, nur trachtend nach Fleisch und dem süßen, fetten Mark der Knochen.

Als nun des Mordens genug und das Wild seltener geworden war in der Gegend, verschwanden sie wieder, um bessere Jagdgründe aufzusuchen, und für lange Zeit kehrte die alte Einsamkeit in das Thal zurück.

Dann kam es wieder, daß eines Morgens ein stattlicher Zweiunddreißigender, der auf einer saftigen Waldwiese behaglich äste, plötzlich den Kopf mit dem mächtigen Geweih hoch emporhob und lauschend in die Ferne horchte. Das war nicht das Pochen des Schwarzspechtes, das dort so taktmäßig klopfte, solche Töne hatte sein aufmerksames Ohr noch niemals vernommen. So stand er eine Weile, doch als sich das neue Geräusch immer gleich blieb und in der gleichen Ferne, senkte er gleichmütig den Kopf zu dem fetten Grase wieder hinab. Es war aber das Pochen stählerner Aexte, was das Tier vernommen hatte, und diese Töne verschwanden nun nicht mehr aus der Gegend, sondern rückten von Jahr zu Jahr näher und an stillen Abenden konnte man an jenen Orten eine Reihe von Rauchsäulen zählen, die in die unbewegte Luft emporstiegen. Dann kam eines Tages ein kräftiger Mann das Thal hinaufgewandert, der war in gewebte Gewänder gekleidet und stützte sich auf einen Spieß mit blanker, stählerner Spitze. Dieser Mann durchstreifte die Gegend um den Bach herum nach allen Richtungen, betrachtete sich die Wiesen und die Waldung, grub mit seinem Spieß von der Erde aus und prüfte diese, indem er wohlgefällig dazu nickte, und verschwand dann wieder thalabwärts.

Nach einiger Zeit vernahm die Wildnis wieder neue Töne, das Schnaufen von Pferden, das Kreischen mangelhaft geschmierter Wagenräder und das Gebrüll von Kühen, denn das Thal herauf zog eine kleine Karawane, geleitet von jenem Manne, dem eine stattliche Frau und sechs Kinder folgten, von denen zwei Söhne und eine Tochter bereits erwachsen waren. Auf einer anmutigen Grasblöße an dem Ufer des Baches machte die Gesellschaft Halt, es ward mit Stahl und Stein und Zunder ein Feuer angemacht und eine Mahlzeit bereitet. Zur Nacht schliefen sie in den mit Leinewand überspannten Planwagen.

Am anderen Tage begann nun auch hier das unablässige Pochen der Aexte, der Boden bedeckte sich mit gelblichen Holzsplittern und die Luft war erfüllt mit dem frischen Harzgeruch gefällter Edeltannen. In geschützter Lage entstand ein Blockhaus, dessen Fugen mit Moos und Lehm gedichtet und dessen Dach mit frisch gespaltenen Schindeln eingedeckt wurde, während sich zur Seite mächtige Stapel von Brennholz für den Winter auftürmten. Als nun durch die unablässige Arbeit schwieliger Hände eine genügende Strecke Landes geklärt worden war und die vom Sommersonnenschein gedörrten Abfälle der Zweige und Aeste einen schweren, balsamischen Duft verbreiteten, da kam ein hoher Festtag für die Kinder, denn eines Tages, da gerade der Wind eine günstige Richtung hatte, wurde dieser ganze ungeheure Scheiterhaufen von trockenem Reisig angezündet, damit man sich so

auf eine bequeme Art dieser hinderlichen Gegenstände entledige. Zwischen den schwarz gebrannten Stümpfen der gefällten Bäume, von denen man nur die kleineren auch ausgerodet hatte, ward dann mit Pflug und Spaten, so gut es ging, die Erde gelockert und die erste Wintersaat in den jungfräulichen Boden eingebracht. So kam allmählich der Herbst heran. Die Spitzen des jungen Kornes sahen bereits aus der schwarzen Erde hervor, auf den Waldwiesen standen mächtige Schober köstlichen Gebirgsheues zum Wintervorrat für das Vieh, im Rauchfange hingen die Keulen und Rücken von wilden Schweinen, Bären und feisten Hirschen, und im Eichwald schwelgten die wenigen mitgebrachten Schweine in unermeßlichen Eicheln, um Kraft und Stärke zu gewinnen für eine gedeihliche Nachzucht im nächsten Jahre. So sahen die ersten Ansiedler dieses gesegneten Thales mit Zuversicht dem nahenden Winter und mit gutem Vertrauen der Zukunft entgegen.

Das nächste Jahr brachte die erste Ernte, neue Ansiedler und der entstehenden Ortschaft einen Namen, denn da der erste Bebauer den Namen Walter führte, so nannte man nach ihm den Platz Waltersrode, und also heißt das Dorf bis auf den heutigen Tag. Im Laufe der Zeit verschwand nun der Urwald bis auf einige wenige alte Riesenbäume, die man zum Wahrzeichen stehen ließ, ganz aus der Ebene des Thales, und nur von den Bergen und steilen Hängen schaute er noch finster hin auf den einstigen Schauplatz seiner Größe und alleinigen Herrschaft. Anstatt seiner

breitete sich dort ein bunter Teppich verschieden-farbiger Felder und saftig grüner Wiesen aus, an dem Bache entlang zog sich die Dorfstraße, und an dieser lagen saubere Häuser mit hübschem Schnitzwerk verziert, umgeben von Gärten, in denen Basilikum, Raute, Lavendel, Salbei und andere Würzpflanzen dufteten, in denen Mohn und Lilien, brennende Liebe und Gelbveigelein blühten und sich strotzende Küchengewächse üppig ausbreiteten. Hinter den Häusern aber im Grasgarten schimmerten im Frühling silbern und rosig die Obstbäume und standen im Herbste gebeugt von goldenen und blauen Früchten. Am höchsten Punkte des Dorfes streckte nun aus dem Schatten uralter Eichen eine Kirche ihr spitzes Türmlein hervor und an den stillen Sommerabenden hörte man statt des rauhen Gebrülles der wilden Tiere ein friedliches Läuten, das Dengeln von Sensen und das fröhliche Geschrei spielender Kinder.

Nur der Bach blieb bei diesem Wechsel der Dinge immer derselbe und rauschte durch Dorf und Wiesen mit demselben Geplätscher dahin, wie einst durch den unberührten Urwald; er sah die endlose Kette menschlichen Daseins an sich vorübergleiten und dahinfließen wie seine eigenen Wellen, die ewig neu und ewig dieselben waren. Er sah die Kinder an seinen Ufern spielen, wie sie Kanäle und Mühlen bauten und Krebse und Forellen griffen. Er sah sie heranwachsen und pärchenweise im Mondschein an seinen Ufern wandeln, indem sie sich umschlungen hielten und Küsse miteinander tauschten. Er sah ge-

bräunte Männer auf die Arbeit ziehen, indes sich die Frauen in Haus und Garten fleißig regten. Er sah an seinem Rande gebrechliche Greise träumend in der Sonne sitzen, zu deren Füßen neue Kinder die alten Spiele übten, und so flossen die Wellen und die Jahre unablässig dahin. Dieses friedliche Leben ward nur unterbrochen durch solche Ereignisse, für deren Fernbleiben allsonntäglich auf der Kanzel gebetet wird, und denen das Menschengeschlecht doch nie und nimmer entrinnen kann. Es kamen Kriegsläufte, in denen sich die krystallklaren Wellen des Baches mit Blut färbten, es kam eine Feuersbrunst und verzehrte die Häuser des halben Dorfes, eine Pestilenz, ausgebrütet in den Sümpfen der Länder gegen Sonnenaufgang, wanderte herbei, leerte die Häuser und füllte den Kirchhof, Mißwachs und sein scheußliches Kind Hungersnot zehrten an den Gebeinen der Dorfbewohner, doch alles überwand die unverwüstliche Kraft des Lebens und so blüht und gedeiht der freundliche Ort Waltersrode bis auf den heutigen Tag.

Und wie sieht es denn jetzt dort aus? Schon wieder ein wenig anders, und wieder sind neue, unerhörte Töne bis in die entlegene Einsamkeit dieses Thales gedrungen, denn von dem Hauptthale aus, in das es mündet, wie sein Bach einläuft in das Flüßchen, das sich dort glänzend durch den Grund windet, schrillt zuweilen herüber, wie der Todesschrei eines furchtbaren Riesentieres aus dem Geschlechte der Schweine, der gellende Pfiff der Lokomotive. Den Bach hat man eingefangen und seine Kraft vor allerlei Mühlen und

Fabriken gespannt, wo er mit unwilligem Brausen über die Wehre stürmt, um wimmelnde Räder und Riemen und knirschende Sägen zu treiben. Aus einem schmalen Seitenthale ragt sogar der mächtige Schornstein einer Papierfabrik hervor, die eifrig bestrebt ist, ganze Wälder zu fressen und sie in ungemein schlechtes Papier zu verwandeln.

Um die Sommerszeit aber kommen aus Berlin und Leipzig und anderen großen Städten Geheimräte und Kommerzienräte mit gebildeten Gattinnen, ästhetischen Töchtern und klugen Söhnen, um die köstliche Gebirgsluft zu genießen. Und die Väter wandeln würdevoll in der nächsten Umgegend spazieren und führen weise Gespräche über den Stand der orientalischen Frage oder die neueste Anleihe, während die Mütter, auf den Bänken sitzend und in der schönen Aussicht schwelgend, die große Dienstbotenfrage erwägen, und wo man den besten und billigsten Kaffee kauft. Die Töchter aber sind meist mit Skizzenbüchern behaftet, mit denen sie überall in der Gegend herumsitzen, und es gibt in dem ganzen Dorfe und seiner Umgebung keinen bemoosten Felsblock, keine alte Kropfweide, keine Kuh und keinen Schweinestall, der nicht schon in solchem Skizzenbuche stände. Die klugen Söhne aber hocken beim Biere, rauchen ein Cigarettlein nach dem anderen und genießen die balsamische Gebirgsluft auf diese Art.

So ist es jetzt, wie es aber in Zukunft sein wird, das weiß niemand. Es gab ja Städte, die einst glänzend dastanden in der Pracht ihrer Paläste

und weit hinaus ihre mächtige Herrschaft ausübten, doch heute kennt man kaum den Ort in der Wüste, wo sie lagen. Sie sind vergessen und fast ohne Spur verloren. So kann es auch sein, daß die Menschen einmal wieder verschwinden aus diesem Thale, und das Dorf in Trümmer sinkt. Dann wird langsam der Wald herabsteigen aus dem Gebirge in seine alten Standplätze und nach hunderten von Jahren ein neuer Urwald dort seine Wipfel wiegen, und das Andenken der Menschen, die dort wohnten, wird hinabgeflossen sein in das große Meer der Vergessenheit. Doch mit demselben Rauschen und Rieseln, wie einst und jetzt, wird auch dann der Bach zu Thale wandern mit seinen klaren Gewässern, die ewig kommen und ewig gehen und ewig bleiben.

Der Tulpenbaum.

In früherer Zeit hatte in dem Dorfe ein Guts-
besitzer gewohnt, der ein großer Freund der
Bäume und des Waldes gewesen war. Mit beson-
derer Liebe aber hatte er einen Park gepflegt und
vergrößert, der sich in der Nähe seines Wohnhauses
bis an die schräge abfallenden Ufer des Sees er-
streckte. Allerlei verschiedene Bäume und Sträucher
aus allen Weltteilen hatte er dort angepflanzt, und
so bot dieser Park im Frühling den Anblick der
fremdartigsten Blüten und im Herbst eine Fülle un-
bekannter Beeren und eine Abwechslung der Laub-
färbung vom tiefsten Purpurbraun bis zum hellsten
Gelb. Dieser freundliche und immer thätige Mann,
dessen sich die ältesten Einwohner des Gutes noch
aus ihrer Kindheit erinnern konnten, war hochbetagt
ohne Hinterlassung von Kindern gestorben, und das
Gut war in andere Hände übergegangen. Der
Nachfolger hatte solche Liebhaberei nicht geteilt, son-
dern den Park zwar bestehen, doch verwildern lassen
und nur zuweilen notdürftig für die Offenhaltung

der Steige gesorgt, während Gesträuch und Bäume üppig wucherten und wuchsen, wie sie wollten, und wilder Hopfen, Geißblatt und Brombeeren dazwischen ihre Ranken spannen. Wo der Park mit einer kleinen Landzunge in den See vorsprang, stand auf der Höhe des schräg abfallenden Ufers ein prächtiger Tulpenbaum, der einzige seiner Art in dieser ganzen Gegend. In früherer Zeit war darunter eine Bank gewesen, und dort hatte der alte Herr an schönen Abenden gerne gesessen, um über den See hinweg der untergehenden Sonne zuzuschauen, wie sie hinter fernen, bewaldeten Höhenzügen in einem Bette von Gold und Rosen zur Ruhe ging. Wer jetzt dort sitzen wollte, der fand keine Bank mehr, aber er konnte ausruhen auf einem mächtigen Granitblock, der, von Epheu überrankt, in einer kleinen Insel von Sinngrün lag und des Abends die letzten Strahlen der Sonne empfing anstatt dessen, der unter ihm ruhte, denn dort lag der alte Herr begraben.

Der jetzige dritte Besitzer des Gutes war ein tüchtiger Landmann und hatte für unnütze Zierate, wie Parks und Lustgärten, ebenfalls wenig übrig. Sein Ideal war ein Garten, „wo was Ordentliches wächst", wie er sich ausdrückte, und darunter verstand er Aepfel, Birnen, Erdbeeren und dergleichen Obst, ferner Spargel, Erbsen, Kohl und Kartoffeln. Nach beendigter Tagesarbeit liebte er es, mit seiner langen Pfeife behaglich in seinem wohlgepflegten Obst- und Gemüsegarten auf und ab zu

spazieren, und die stattlichen Gurken und Stangen-
bohnen, die dort prächtig gediehen, mit Wohlwollen
zu betrachten, während er für den verwilderten
Park immer nur eine leise Verachtung hatte oder
höchstens im stillen ausrechnete, wie viel er lösen
würde, wenn er das Holz schlagen ließe und wie
viel schöner Weizen dann auf dem ausgezeichneten
Boden wachsen könne. Aber er hatte auf dem
etwas verwahrlosten Gute so viel zu verbessern
und zu bauen, daß dies seine ganze Arbeits- und
Kapitalkraft in Anspruch nahm, und solches war
wohl der Hauptgrund, daß der Park einstweilen er-
halten blieb.

Dieser Gutsbesitzer hatte zwei Söhne, deren
ältester, Robert, ganz die Neigungen seines Vaters
geerbt hatte, während dagegen der um zwei Jahre
jüngere Johannes so verschieden von seinem Bru-
der geartet war, daß beide fast niemals zusammen
gesehen wurden, weil sie gar nichts miteinander
anzufangen wußten, da die Neigungen des einen
dem andern ganz unverständlich waren. Für Jo-
hannes gab es keinen schöneren Aufenthalt, als
den verwilderten Park, und alle seine freie Zeit
brachte er dort zu. Dort las er alle Bücher, deren
er habhaft werden konnte, dort baute er seine heim-
lichen Hütten und Räuberhöhlen, dort spielte er
Robinson oder Einsiedler und dort saß er gern an
stillen Abenden auf dem Grabstein unter dem schö-
nen Tulpenbaum, schaute in das verglimmende
Farbenspiel des Abendrotes und träumte von Ame-

rika, dem Lande der untergehenden Sonne. Dies war ein goldenes Wunderland für ihn und das Ziel seiner Sehnsucht, er hörte es nennen „die neue Welt“ und „das Land der Freiheit“, er hörte erzählen, wie viele dorthin ausgewandert seien und ihr Glück gefunden hätten in dem Lande, wo das Gold auf der Straße liege, er hörte und las von seinen mächtigen Strömen, ungeheuren Wasserfällen und riesigen Urwäldern, und alles umkleidete seine kindliche Phantasie mit märchenhaftem Zauber, so wie die versunkene Sonne die grauen Wolken mit leuchtend rotem Golde verbrämt.

Außerdem zog ihn eine andere Ursache an diesen Ort, insbesondere im Juni, wenn der Tulpenbaum blühte und ganz bedeckt war mit den fremdartigen blaßgrün und rotgelb gefärbten großen Blumenglocken. Auch dieser märchenhafte Baum, der seinesgleichen unter den einheimischen nicht hatte, stammte aus dem Wunderlande Amerika. In der Umgegend ging die Sage, daß sich um die Zeit der Sommersonnenwende zuweilen unbekannte, goldene Vögel in ihm zeigen sollten, die sich unter zauberischem, sehnsüchtigen Gesange auf seinen Zweigen wiegten, um dann bei dem letzten Strahle der versinkenden Sonne, in den goldenen Abendschimmer hineinfliegend, zu verschwinden. Es mußte wohl nur eine Sage sein, denn obwohl Johannes zu der richtigen Zeit an jedem sonnigen Abend dort weilte, war er doch niemals dieses Anblicks teilhaftig geworden. Da saß er eines Abends am Tag der Sommersonnenwende wieder unter

dem Tulpenbaum und hing seinen wunderlichen Träumereien nach. Die Luft war so still, daß sich kein Grashalm rührte, daß selbst die Blätter der Zitterpappel regungslos an ihren beweglichen Stielen hingen und der See da lag, wie poliertes Glas; nur wo die Taucher oder Wasserhühner schwammen, zogen sie einen feinen, allmählich verblassenden Streifen hinter sich her. Aber sonst war es nicht still, denn in dem sonnigen Grase der Uferhänge zirpte, wetzte und schwirrte unendliches kleines Getier, wie in seltsamer Hast, als ahnten sie, daß der Wendepunkt der schönen Zeit nun da sei; in dem Uferschilf lärmten die Rohrsänger, hier und dort warf eine Nachtigall eine Strophe dazwischen, aus allen Gebüschen klang das schnell dahingleitende Flöten und Schwatzen der Grasmücken; in der Höhe waren die Laubsänger thätig und in dem Wipfel einer ungeheuren Silberpappel saßen sämtliche Stare aus der ganzen Umgegend und hielten Abendschule.

Plötzlich horchte der Knabe auf, denn mitten aus diesem unendlichen Klanggewirr von Tönen heraus vernahm sein geübtes Ohr ein seltsam wunderbares Singen, das er nie zuvor gehört hatte. Aus dem Tulpenbaum zu seinen Häupten schien es zu kommen. Er ging leise bis an den Rand des abfallenden Ufers und blickte in den schönen Baum empor, der über und über voll seiner tulpenartigen Blüten hing und von den Strahlen der sinkenden Sonne angeleuchtet war. O welch ein Wunder sah er dort! In den

Zweigen bewegten sich goldglänzende Vögel, die sich hin und wieder schwangen, während ihre leuchtenden Schweife sanft nachschwebten und gleißende Funken von den schimmernden Spiegeln ihrer Flügel sprühten. Andere wieder saßen mit geblähtem Kropfe und sangen so herrlich, daß das Herz sich in der Brust bewegte vor sehnsüchtiger Wonne. Voll stiller Andacht stand Johannes eine lange Weile, ohne sich zu rühren. Unterdes ging die Sonne langsam nieder zum Horizont, versank hinter den waldigen Höhenzügen, warf noch einmal durch eine Lücke zwischen zwei Wipfeln einen langen Strahl und verschwand, eine große, goldene Glut hinter sich lassend. In diesem Augenblick verstummten die Vögel, erhoben sich alle zugleich und schwangen sich in reißendem Fluge der sinkenden Sonne nach, wohin über das Wasser eine goldene Straße gebreitet war. Mit gefalteten Händen blickte Johannes ihnen nach, so lange er sie sehen konnte, bis sie endlich in dem schimmernden Dunste entschwanden. Noch einmal sah er sie aufblitzen wie leuchtende Funken und dann nichts mehr. Auch sie zogen nach Westen zu dem Wunderlande der untergehenden Sonne, wo ihre Heimat war.

* * *

Als Johannes schon eine Weile erwachsen war, starb sein Vater und der älteste Sohn übernahm das Gut. Johannes aber nahm sein Erbteil und machte

sich unverweilt auf nach dem Lande seiner Sehnsucht. Er durchstreifte es zuerst nach allen Richtungen. Er besuchte die mächtigen Seen des Nordens und sah mit zitterndem Herzen die ungeheure Wassermasse des Niagara in die Tiefe donnern. Er befuhr die mächtigen Ströme, durchschweifte die Steppen und Wüsten, sah die ungeheuren Riesentannen in Kalifornien und alle Wunder, die dieses reiche Land bietet. Ja, das Land gefiel ihm wohl, aber die Menschen, die es bewohnten, blieben seinem Herzen fremd. Zwar die edlen Indianer, von denen seine Bücher erzählten, hatte er wohl kaum zu finden gehofft, aber solche schmutzigen, betrügerischen Strolche hatte er doch nicht erwartet. Ach, und die weißen Eingeborenen des Landes der Freiheit entsprachen ebensowenig seinen Träumen. Sie waren eine Art von weißen Indianern, ewig auf dem Kriegspfade nach dem Dollar und stets bereit, dem listig überwundenen den Skalp recht gründlich abzuziehen. Dennoch blieb er dort, weil er sich schämte, so früh mit Enttäuschung zurückzukehren. Des Landes und seiner Bewohner noch zu unkundig, verlor er sein Vermögen, aber der tüchtige Kern, der in ihm steckte, ließ ihn nicht verzagen und jeder Arbeit sich zuwendend, die ihm geboten ward, kam er langsam wieder empor und brachte es zu einer kleinen Unternehmung, die ihn ernährte und noch etwas darüber abwarf. Er hatte längst Verzicht geleistet und lächelte über seine kindischen Träume, aber es war ein wehmütiges Lächeln. Er lernte nun im Laufe der Zeit

das Land seiner Sehnsucht gründlich kennen. Er sah die ersten Vertreter dieses stolzen Reiches dem schnapsduftenden Pöbel schmeicheln und um seine Gunst buhlen, und fand, daß sie keinen anderen Gott hatten, als den Dollar. Im Munde führten sie hochtönende Phrasen und hinter dem Rücken machten sie die Hand hohl. Er sah eine Korruption, wie sie unter Kulturvölkern nur noch in Rußland vorkommt, und sah mit Abscheu, wie, wenn bei einer Präsidentenwahl die gegnerische Partei hochkam, die widerliche Teilung der Beute vor sich ging, und alle einflußreichen Posten mit Stellenjägern und Kreaturen besetzt wurden, die oft für ihr Amt nicht die geringste Kenntnis mitbrachten und nur die einzige Absicht hatten, die Macht ihrer Stellung auszunützen und möglichst viel Geld daraus zu machen. Er sah, daß in diesem Lande alles nur Geschäft war, daß Religionsunternehmungen gegründet wurden, einzig um sich damit zu bereichern, und daß der Kampf um das Recht nur ein Kampf der Geldbeutel war. Er sah, wie sich dieses sogenannte freie Volk gegenseitig knechtete, schlimmer, als Tyrannen es können, deren es statt eines unzählige hatte, nämlich sich selbst, den vielköpfigen Pöbel. Dazu fand er überall einen unglaublichen nationalen Dünkel verbreitet, der von Kind auf anerzogen, in dem fruchtbaren Boden allgemeiner Unwissenheit die reichste Nahrung fand und wie Unkraut auch in den besten Köpfen wucherte.

Es überfiel ihn manchmal das Heimweh, aber er blieb. Er hatte sich so in den engen Kreis seiner gleichförmigen Thätigkeit eingesponnen, daß er sich nicht herausfinden konnte. Seit langem trug er sich mit dem Vorsatze, im nächsten Jahre in die Heimat zurückzukehren; aber dabei blieb es auch, es ward immer wieder ein nächstes Jahr daraus. Er war einsam geblieben, denn die rechnenden, selbstbewußten Weiber dieses Landes gefielen ihm nicht. Sie waren wie schöne Blumen ohne Duft und glichen den glänzenden Puppen der Spielwarenläden, die inwendig mit Kleie ausgestopft sind.

So ward er allmählich grau und ein müder Mann. In seinen nächtlichen Träumen wanderte er oft durch die verschlungenen Gänge des schönen Parks in seinem Heimatsdorfe. Er wanderte und wanderte und konnte doch nicht ins Freie gelangen, obwohl er das Abendrot durch die Zweige schimmern sah und die goldenen Vögel in dem Tulpenbaume singen hörte. Da geschah es, daß er einmal dem Stiftungsfeste eines deutschen Gesangvereins beiwohnte, wo er in einer verborgenen Ecke den Klängen seiner vaterländischen Weisen lauschte. Da hörte er von einer schönen Stimme das wunderbare Lied von Heinrich Heine:

> Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
> Der Eichenbaum
> Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft,
> Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

Dem ergrauten Manne liefen die schweren Thränen über die Wangen und von dieser Zeit ab hatte er keine Ruhe mehr im Lande. Er löste seine Verbindungen, zog seine Gelder ein und machte sich auf nach seiner Heimat. Den Bruder traf er in behaglichen Verhältnissen, von einer rundlichen Frau und einer stattlichen Kinderschar umgeben. Er erntete den besten Weizen, hatte die glattesten Pferde und zog die fettesten Schweine in der ganzen Umgegend. Den schönen Park hatte er, wie es schon der Vater plante, wieder in Ackerland verwandelt, und es standen gerade Kartoffeln darauf. Nur um das Grab herum war ein Stückchen erhalten geblieben und der schöne Tulpenbaum hatte an Pracht und Größe zugenommen.

Johannes verbrachte den Rest seines Lebens als ein stiller Mann, er wandelte in der Gegend umher, las die Bücher, die er als Kind gelesen hatte, und an schönen Abenden saß er unter dem Tulpenbaum und schaute in das Gold der untergehenden Sonne, während seine Gedanken im Lande seiner Jugend weilten. Als die Füße ihm den Dienst versagten, ließ er sich doch, so oft es anging, auf einem Fahrstuhl hinausbringen, doch auch dies hörte allmählich auf, als das Alter zunahm. Dann kam

wieder einmal der Tag der Sommersonnenwende, und da sich der kranke Mann nach Tagen großer Schwäche seltsam wohl fühlte, ließ er sich in den Wagen tragen und noch einmal hinausfahren an den geliebten Ort. Seine jüngste Nichte, ein rosiges Mädchen von sechzehn Jahren, schob ihn dorthin, rückte ihm die Kissen zurecht und sprang dann hinab, um am Seeufer Vergißmeinnicht zu suchen. Durch all das Getön der Vögel am buschigen Abhang und im Rohre hörte man zuweilen ihre frische Stimme, wie sie sang:

„Blau blüht ein Blümelein,
Das heißt Vergißnichtmein ...“

Es war ein Abend, gerade wie damals in der Knabenzeit, und eine selige Schwäche und ein träumerisches Erinnern kam über den alten Mann. Die Augen fielen ihm zu und auf dem bleichen Gesichte lag der Glanz der Abendsonne. Was war das plötzlich für ein wundervolles Singen, gerade so wie damals, daß sich das Herz füllte mit sehnsüchtiger Wonne? Der alte Mann schlug die Augen auf und sah zwischen dem grün leuchtenden Gezweige und den schimmernden Glocken des Tulpenbaumes die goldenen Vögel schweben und hörte sie singen, aber es klang so traumverloren und wie weit aus der Ferne. Und als der letzte Strahl der Sonne hinter den Wipfeln des fernen Waldes verschwunden war, schwangen sie sich auf und zogen eilenden

Fluges hinein in das goldene Abendrot. Der müde Mann erhob mit letzter Kraftanstrengung seine Arme nach ihnen, sank dann hintenüber in den Fahrstuhl zurück, und seine Seele zog mit den goldenen Vögeln in jenes Land der wahren Freiheit, aus dessen Gefilden niemand zurückkehrt.

Der Haselwurm.

*

Eine so große Stadt wie Berlin birgt eine Menge von Originalen, allein sie machen sich nicht sehr bemerklich, da sie bei dem ewigen Wogenschlage strömenden Lebens zu hastig an uns vorübertreiben, während sie sich in einem kleinen Städtchen, gleichsam unter einer Glasglocke eingesperrt, der täglichen Beobachtung darbieten. Jedoch im Laufe der Zeit sammelt man auch in Berlin die Kenntnis einer ganzen Reihe von wunderlichen Persönlichkeiten. Dieser Gedanke kam mir, als ich in einer Konditorei vor dem Potsdamer Thore an einem heißen Junitage Selterswasser mit Kognak schlürfte, und mir gegenüber der Lachonkel vor seiner Zeitung saß. So nannte man im Kreise meiner Bekannten einen Mann in mittleren Jahren mit einem erdgrauen, ziemlich nichtssagenden Antlitz, den man in den verschiedenen Konditoreien jener Gegend beobachten konnte, wie er süßen Kuchen mit Schlagsahne verzehrte und dazu eifrig in irgend einer beliebigen Zeitung las. Das Wunderliche war nun, daß er nie über die erste Seite hinauskam und stets auf dieser, selbst im Reichsanzeiger oder im Militärwochenblatt, eine Fülle

von Humor zu entdecken schien, denn alle Augenblicke brach er in ein anhaltendes, lautes Kichern aus. Sah ihn deswegen jemand verwundert an, so nahmen seine Züge wie der Blitz den Ausdruck finsteren Ernstes an, und mit einer Miene des tiefsten Nachdenkens, vergrößerten Augen und gerunzelter Stirn betrachtete er den erschrockenen Beobachter. Sonst war er harmlos und still für sich hin, die Stammgäste dieser Lokale hatten sich längst an sein schnurriges Wesen gewöhnt und beachteten ihn gar nicht mehr.

Heute hatte er seine Lektüre, die erste Seite des Intelligenzblattes, bereits unter unglaublichem Kichern beendet und stand nun an der Wand vor seinem Regenschirme und seinem Hute im Begriffe, fortzugehen. Diese Situation schien von erschütternder Komik für ihn zu sein, denn beim Anblicke dieses Parapluies brach er in ein erneutes Kichern aus und schüttelte wie überwältigt den Kopf dazu. Plötzlich aber erhob er die Hand und stieß sie mit ausgestrecktem Zeigefinger heftig nieder, als wolle er sagen: „Nun aber ist's genug," ergriff Hut und Schirm und ging mit dem finstersten Ernst davon. Ich habe schon manchen herzlich lachen sehen bei seiner Lektüre, ja ich kannte einen Mann, der, wenn er die Hand nach den „Fliegenden Blättern" ausstreckte, in Erwartung des sicheren Genusses stets schon pränumerando lachte, allein solche Genügsamkeit und Erheiterungsfähigkeit, die selbst aus Reichsanzeiger und Intelligenzblatt und dem Anblicke eines Regenschirmes den Honig des Vergnügens saugt, ist mir weiter nicht vorgekommen.

Als ich dann mit den Gedanken an diesen wohl geistig etwas gestörten Sonderling dem Tiergarten zuschlenderte, begegnete mir der Mann mit dem Hörrohr, ein alter, kleiner und etwas fetter Herr, der sich durch eine unermüdliche Neigung für Gänsebraten auszeichnet, den der Berliner fast zu jeder Jahreszeit verzehrt. Dieser beinahe taube alte Herr besteht mit unerbittlicher Energie darauf, daß ihm stets ein Bruststück gereicht wird, und zeichnet sich dabei durch beträchtliche Grobheit aus. Ich saß einmal in einem Bierhause, als er ankam, mit gewaltiger Stimme den Kellner herrief und Gänsebraten bestellte. „Aber ein Bruststück!“ setzte er mit drohender Stimme hinzu. Nach einer Weile kam der Kellner zurück und äußerte sein tiefstes Bedauern, daß leider nur noch eine Keule vorhanden wäre. Der Mann setzte sein ungeheures grünlackiertes Hörrohr, das er stets an einem Lederriemen wie eine Art Gewehr umgehängt trug, ans Ohr und ließ sich die Sache wiederholen. „Ich will aber Bruststück!“ donnerte er furchtbar; der Kellner kroch ganz in sich zusammen, blieb aber bei seinem ersten Bescheide. Der Mann stieß sein Hörrohr wütend auf den Tisch und schrie: „Kenne ich schon! Flausen! Wollen mir bloß keins geben. — Bringen Sie mir Keule!“ fügte er plötzlich mit solchem Gebrüll hinzu, so daß der Kellner fast in die Kniee sank und davoneilte. Die Pause, bis das Essen kam, füllte der Mann durch Lesen aus, indem er sich sechs Zeitungen verschiedener Richtung herbeiholte und eine nach der andern ruckweise und

heftig, wie von tiefem inneren Zorn über die Erbärmlichkeit ihres Inhaltes erfüllt, durchblätterte und sie dann verächtlich auf den Tisch schmetterte. So war er mit allen sechs politischen Organen fertig, als der Gänsebraten kam, den er unter heftigem Knurren und vielen Flüchen auf Kellner und Wirt, die Polizei, die solche Schändlichkeiten duldet, und die Menschheit, die solche Auswürflinge hervorbringt, verzehrte.

Kaum war der Mann mit dem Hörrohr vorüber, als die Pelztante in Sicht kam. So nannten mein Freund Abendroth und ich eine weitere sonderbare Erscheinung des Viertels vor dem Potsdamer Thore, eine hagere, ungeheuer große Dame am Ende der dreißiger Jahre mit einem langen Leichenbittergesicht, die sich sowohl im Sommer wie im Winter in kostbare Pelze kleidete. Sie trug trotz des heißen Juniwetters auch heute wieder einen wunderbar schönen Samtmantel, der an den Aermeln und dem untern Rande fußbreit mit köstlichem Rauchwerk besetzt war. Diesen Mantel hatte sein Verfertiger auf eine reiche Fülle von Unterzeug berechnet; da jedoch diese sonderbare Dame ein Kleid trug, das ganz eng um die Füße schlackerte, so stand der Pelz nach allen Seiten weit ab, also daß man dies wunderliche Geschöpf einer Glocke vergleichen konnte, die auf ihrem etwas zu langen Klöppel einherwandelt. So schwankte sie an mir vorüber, zuweilen mit ihrem Sonnenschirm einen energischen Ausfall machend auf einige Straßenjungen, die sie umschwärmten wie die kastilianischen Bremsen einst den edlen Rosinante.

Das war ja ein Glückstag heute, denn als ich zwischen vier und fünf Uhr in den Tiergarten kam, fand ich dort richtig den „Mann von der Luiseninsel“ vor. Dort stand er, in etwas vorgebeugter Haltung auf seinen Stock gestützt, und sah mit seinem leeren Blicke auf den Weg hin, der an der Luiseninsel vorüberführt. Dieser Mann ist eine der bekanntesten Erscheinungen solcher Art in Berlin, und vieles ist über ihn geschrieben und gefabelt worden. Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter kann man ihn um die genannte Stunde dort antreffen; er steht dort längere Zeit, als warte er auf jemand, und wandert dann langsam wieder den Weg zurück, den er gekommen ist, durch die Tiergarten- und die Bellevuestraße. Er ist ein schöner, alter Mann mit einem langen, zweigeteilten Vollbart und fällt besonders auf durch zwei wohlgedrehte, sogenannte Schönheitslocken, die sorgfältig an seine Schläfen geklebt sind. Man erzählt, vor langen Jahren habe ihn seine Geliebte an diesen Ort bestellt, sie sei aber nicht gekommen, sondern mit einem andern davongegangen. Wegen dieser Thatsache fiel er in eine schwere Krankheit, und nachdem er von dieser körperlich wieder genesen war, wanderte er Jahr für Jahr nachmittags zu derselben Stunde hinaus und wartete auf die Ungetreue.

Als ich nun weiter in den Tiergarten hineinschritt, und mich die kühle, grüne Dämmerung aufnahm, da dachte ich: „Wenn mir nun noch der ‚Vogelfritze‘ begegnet, dann ist meine Sammlung vollständig.“

Also hatte ich einen Stammgast des Tiergartens getauft, einen behaglichen, kleinen Herrn in höheren Jahren, der mir bei meinen Spaziergängen überall, auch in den abgelegensten Teilen, zu begegnen pflegte und sich einen großen Teil des Tages hindurch dort aufzuhalten schien. Zuerst war er mir, der ich selber ein großer Vogelfreund bin, aufgefallen durch seine Teilnahme an diesen gefiederten Geschöpfen. Bald traf ich ihn, wie er die wilden Enten fütterte, die sich in den letzten Jahren so massenhaft dort angesiedelt haben, bald fand ich ihn vor, indem er zu den Staren emporsah, die auf einer der kleinen Inseln in dem Wipfel der großen Silberpappel ihre Abendversammlung abhielten, bald sah ich ihn das Treiben einer rotbraunen Nachtigall verfolgen, die auf dem mit welkem Laub bedeckten Boden in zierlichen Sprüngen ihrem Erwerbe nachging. Und so traf ich ihn nie, ohne daß er sich in einer oder der anderen Art mit irgend einem fröhlichen Gefieder beschäftigt hätte. Das seltsamste aber war, daß er immer mit den Tieren sprach und auf ihre Stimmen und Laute mit Gebärden und Worten Antwort gab. Mehrfach hatte ich schon bemerkt, daß er sich auf einen Vogelruf nach der Richtung wendete, wo dieser erschallte, und ausrief: „Ja, ja, das sagst du wohl!“ oder: „Na, na, so schlimm ist es wohl nicht!“ oder auch: „Ganz recht, mein Sohn, sehr richtig!“

Als ich ihn einmal in der Gegend des Floraplatzes traf, wo in den alten Eichen zahlreiche Dohlen zu kläffen pflegen, da sah ich, wie er einer solchen

lärmenden Gruppe aufmerksam zuhörte. Als ich an ihm vorüberkam, schwenkte er die erhobene Hand mehrmals an seinem Ohre hin und her, sah mich pfiffig an und sagte: „'s ist alles Schwindel, alles Schwindel, so 'ne Dohle kann lügen wie gedruckt." Dann ging er, in sich hineinlachend und seine Hand noch mehrfach wie zur Abwehr schwenkend, weiter.

Solch wunderliches Betragen hatte mich längst aufmerksam gemacht auf diesen Mann, und auch ich war ihm im Laufe der Zeit wohl bekannt geworden, so daß er mir mit Vorliebe, wenn wir uns begegneten, allerlei kurze, sonderbare Bemerkungen zurief. Einmal, vor acht Tagen, kam er mir sehr eilig entgegen. Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter und rief schnell weiterschreitend: „In einer halben Stunde gibt's Platzregen! Ich hab's vom Pirol! Ein sehr zuverlässiger Vogel!" Ich lachte darüber und mußte dies bald dadurch büßen, daß ich bis auf die Haut naß wurde. Als ich in diesem Zustande mit blanken, glänzenden Kleidern vor der kleinen Konditorei an der Bendlerstraßenecke vorbeikam, saß der Vogelfritze am offenen Fenster und grinste mich überaus freundlich an. Dann pfiff er wunderschön mehrere Male wie ein Pirol und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Der Tiergarten war wegen des heißen Nachmittages heute noch wenig besucht; auf den Spielplätzen saßen einige Kindermädchen, deren Schützlinge im Sande die herrlichsten Bauten ausführten, zuweilen traf ich auf einer einsamen Bank ein zärt-

liches Pärchen, das vor dem Vorübergehenden mit höchst mangelhaftem Erfolge Gleichgültigkeit gegeneinander zu heucheln versuchte, einige ältere Gewohnheitsspaziergänger liefen ihr Pensum ab, und manchmal tauchte ein gelangweilter Schutzmann auf, der mit dem Auge des Gesetzes vergeblich nach irgend einer Unordnung spähte. So gelangte ich allmählich an den neuen See, setzte mich dort auf eine leere Bank und sah den wilden Enten zu, die zahlreich dort umherschwammen, sowie den wenigen jungen Leuten, die auf den kleinen Fahrzeugen des Bootverleihers meist ziemlich ungeschickt umhergondelten. Ich hatte mich bereits eine Weile mit dämmernden Gedanken diesem angenehmen Nichtsthun hingegeben, als ich Schritte in meiner Nähe vernahm, die ich jedoch weiter nicht beachtete, bis plötzlich jemand auf derselben Bank Platz nahm und die bekannte Stimme meines Vogelfreundes sagte: „Guten Tag, lieber Herr ...“ mit jener eigentümlichen Dehnung des letzten Wortes, die andeutet, man würde gern Namen oder Titel hinzufügen, wenn man ihn nur wüßte. Ich erwiderte den Gruß höflich, und nun fuhr er mit schlauem Lächeln fort: „Wie ist Ihnen neulich der Platzregen bekommen?“

„O, sehr gut,“ sagte ich, „aber ich wollte doch lieber, ich hätte Ihnen und dem Pirol Glauben geschenkt, denn mein neuer Sommeranzug hat diese Behandlung sehr übel vermerkt.“ Er lächelte scheinbar sehr befriedigt, so daß in seinem alten Gesichte hundert kleine Fältchen sichtbar wurden, und fragte

dann: „Sie sind auch ein Vogelfreund, lieber Herr?“

Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Nun, da freuen Sie sich auch über die wilden Enten, nicht wahr? Vor einigen Jahren erst haben sie sich hier angesiedelt, und nun zählen sie schon nach vielen Hunderten. Das macht Spaß!“ schloß er und rieb sich die Hände.

Wir kamen nun in ein angeregtes Gespräch, wie es sich unter zwei Liebhabern so leicht entspinnt, und während dessen bemerkte ich gar nichts Sonderbares an ihm, nur daß er einmal einem Buchfinken, der sich in der Nähe vernehmen ließ, mit halbzugekniffenen Augen beifällig und schlau zunickte und ein andermal einer krächzenden Krähe höhnisch zurief: „Ja, das möchtest du wohl!“

Als ich im Laufe des Gespräches der stillen Freuden erwähnte, die einem Freunde und Kenner der gefiederten Welt erblühen aus der Beobachtung der so mannigfaltigen Gewohnheiten und Eigenschaften seiner Lieblinge, und wie die Natur durch diese sangeskundigen Geschöpfe gleichsam mit lieblichen Stimmen zu ihm spricht, da nahmen die Gesichtszüge des alten Herrn einen geheimnisvollen Ausdruck an, er rückte mir etwas näher und sagte: „Aber den wahren Genuß hat man doch erst, wenn man ihre Sprache wirklich versteht.“

„Ja, gewiß,“ sagte ich, „ihre Lock- und Warnrufe, ihre Ausdrücke für Schreck und Wonne, Haß und Liebe.“

„Nein, nein,“ sagte er, zog die Stirn kraus und drehte seine Hand mit ausgespreizten Fingern schnell vor dem Gesichte hin und her, „das meine ich nicht, ich meine ihre wirkliche Sprache. Sie reden miteinander, ganz wie die Menschen. Ich muß das wissen.“

Ich sah ihn verwundert an: „Wieso denn?“ fragte ich.

Er rückte mir ganz nahe, sah mir mit seinen weitgeöffneten grünlichen Augen starr ins Gesicht und sagte: „Weil ich die Vogelsprache verstehe! — Ja, ja!“ fügte er dann hinzu und nickte einigemal sehr eindringlich mit dem Kopfe.

Ich muß gestehen, mir ward ein wenig wunderlich zu Mute, denn im Grunde der seltsamen Augen dieses Mannes glomm es wie ein irrer Schein, jedoch ich faßte mich schnell und nur um etwas zu sagen, fragte ich: „O, wirklich? Wie gelangten Sie zu dieser Kenntnis?“

Der Mann lehnte sich in die Bank zurück, sah vor sich hin über den See hinweg und sprach, indem er leise den Kopf dazu schüttelte: „Das ist eine absonderliche Geschichte. Ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben.“ Er schien mir jedoch nicht abgeneigt, zu erzählen, und so ermunterte ich ihn ein wenig dazu. Nachdem er meine Gesichtszüge mit einem seltsam prüfenden Blicke gemustert hatte, begann er ohne weiteres: „Der kleine Ostseebadeort Dannenhagen ist Ihnen wohl nicht bekannt?“

„Gewiß kenne ich ihn,“ sagte ich fast freudig

überrascht, „dort habe ich ja die Geschichte mit dem Tausendmarkschein erlebt und bei meinem Freunde Johannes die famose Pfirsichbowle getrunken, zu der der liebe Gott selber vermittelst eines gewaltigen Hagelschlages das Eis geschickt hatte.“

„So, so,“ sagte er, „um die beiden Geschichten bitte ich nachher, wenn Sie die meine erfahren haben. — Also desto besser, da kennen Sie die Gegend und die ungeheure Strandwaldung, in der dieser Ort gelegen ist. — Vor etwa zwanzig Jahren hielt ich mich dort auf und streifte bei gutem und schlechtem Wetter redlich in der Gegend umher. Ich war damals noch ein tapferer Fußgänger und tägliche Märsche von acht bis zehn Stunden waren mir nichts Ungewöhnliches, so daß ich nach dem Verlaufe von drei Wochen die ganze Waldung so ziemlich zu kennen glaubte. Um so überraschter war ich an einem heißen Julitage, als ich in einer schon häufig durchstreiften Gegend an einen Ort geriet, der mir gänzlich unbekannt war. Wie konnten mir diese mächtigen Eichen bisher entgangen sein, dergleichen gab es ja sonst in der ganzen Heide nicht. Es überkam mich etwas wie Ehrfurcht vor der Majestät dieser düsteren Stämme, die sich in gewaltige knorrige Aeste teilten, deren vielfache Verzweigung die mächtigen Kuppeln grünen Laubes trug. Es war ganz still dort und trotz des hellen Sonnenscheins ein wenig dämmerig. Nur aus der Höhe kam der tiefe, dumpfe Ruf eines Kolkraben, sonst kein Ton. Im Weiterschreiten schreckte ich ein Eichhörnchen aus dem trockenen Laube; ich hörte deutlich das Ein=

häkeln seiner scharfen Zehennägel, als es an einem rauhen Stamme in die Höhe sprang und dann listig hinter einem Baumknorren auf mich herablugte. Nun vernahm ich wieder das dumpfe Rufen des Kolkraben, der hoch in der Luft seine Kreise zog, und als ich mit meinen Blicken durch das Laubgewirr zu ihm emporzudringen versuchte, entdeckte ich im Gipfel der höchsten Eiche einen mächtigen Horst dieses bei uns schon so selten gewordenen Vogels. Sie können sich denken, daß dies für mich ein Vergnügen war. Dann schritt ich aus der Dämmerung der alten Eichen hervor, und nun lag dort ein muldenförmiger Grund, eingeschlossen von Hochwald und ganz erfüllt mit Haselsträuchern, zwischen denen die glühende Sonne brütete. Dergleichen Haselsträucher waren mir in meinem Leben nicht begegnet. Gruppenweise schossen sie aus den mächtigen Wurzelstöcken hervor, jede Pflanze mehr einer Versammlung von stattlichen Bäumen vergleichbar, als einem Strauche; ich mußte mich erst durch die zahlreichen, noch grünen Früchte überzeugen, daß ich wirklich Haseln vor mir hatte. Wunderlich, wunderlich, dachte ich, wie konnte dir dies alles bis jetzt entgehen? Diese Haselbäume mußten übrigens uralt sein; manche von den Stämmen hatten über einen Fuß im Durchmesser. Ich kann Ihnen kaum deutlich machen, wie wunderbar unheimlich still es dort in der glühenden Sonne zwischen dem mächtigen Strauchwerk war; die Rabenrufe waren verstummt und nur zuweilen ging ein seltsames Rascheln durch das welke Laub am Boden, so daß es mir

jedesmal kalt den Rücken herablief. Kennen Sie die Sage vom Haselwurm? Sehen Sie, dies war der richtige Ort für ihn. Unter solchen uralten Haselbäumen wohnt die weiße Schlange oder der Haselwurm, und ganz sicher darf man auf seine Anwesenheit rechnen, wenn auf den Zweigen dieser Bäume die sonderbare Mistelpflanze schmarotzend angetroffen wird. Dies hatte ich, langsam weiterschreitend, kaum gedacht, als ich wie von einem elektrischen Schlage getroffen zusammenfuhr, denn ich erblickte bei einer Wendung plötzlich vor mir eine Baumgruppe, die wie der Großvater aller der übrigen in der Gegend erschien und auf allen Zweigen mit den wunderlichen Nestern der Mistelpflanze bedeckt war. Ich vermag es nicht auszudrücken, ein wie ehrwürdiges und greisenhaftes Aussehen diese Baumansammlung durch die mächtigen Bärte des wuchernden Gewächses erhielt und welchen Eindruck des Uralten, von aller Kultur Unberührten dieser Anblick auf mich machte. Ich stand eine Weile und schaute, und eine Angst befiel mich vor der Einsamkeit. In dem ungeheuren Wurzelstocke der Hasel und in dem etwas erhöhten Boden, auf dem sie stand, waren allerlei kleine Höhlen und Vertiefungen mit glatten Rändern, als würden sie zum Aus- und Einschlüpfen täglich benutzt; sie lagen schwarz in der grellen Sonne da, und ich erwartete alle Augenblicke ein weißes, züngelndes Schlangenköpfchen daraus hervorschauen zu sehen.

Aber nichts dergleichen geschah, alles blieb so still, daß ich fast das Niedergleiten der Ströme des

Sonnenlichtes zu vernehmen glaubte. Sie war doch wohl nur eine Sage, die Geschichte vom Haselwurm oder der weißen Schlange, von der man nur ein ganz kleines Stückchen zu essen braucht, um die Sprache der Vögel zu verstehen, fest gegen Schuß und Hieb und Stich und der Liebling aller Weiber zu werden. Kaum hatte ich dieses gedacht, da raschelte es wieder durch Gras und dürres Laub und zwar auf der anderen Seite der Hasel. Ich sprang schnell zu, konnte aber nur die Halme sich noch ein wenig bewegen sehen, dann war es wieder still. Offen gesagt, mir ward etwas unheimlich zu Mute und ich strebte weiter, um in bekannte Gegenden zu kommen. Zu meiner Verwunderung lichtete sich der Wald jetzt und durch eine Lücke zwischen den Zweigen sah ich ein Stück von einem uralten, mit Moos und Hauslauch bewachsenen Strohdach ragen; aus dem Schornstein kam heller Rauch. Dies nahm mich ganz besonders wunder, denn von einer menschlichen Ansiedelung hatte ich in dieser Gegend ebenfalls niemals etwas bemerkt. Weiterhin am Strande lag allerdings eine sogenannte Heringshütte, allein diese ward nicht mehr benutzt, da man den Fischfang an dieser Küste schon seit einer Reihe von Jahren aufgegeben hatte. Ich gelangte auf einen unbetretenen, mit hohem Grase bewachsenen Weg, der an dem Hause vorüberführte. Eine langhaarige weiße Ziege von unbeschreiblich ehrwürdigem Aussehen war dort angebunden, sah eine Weile forschend auf mich hin und graste dann ruhig weiter. Das Haus war ebenfalls uralt,

wie ich beim Näherkommen sogleich sah, die Balken schwarz und verwittert, und auf dem bemoosten Strohdach mit wunderlich geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel standen unzählige, rötlich blühende Dolden des Hauslauches empor. Ein vielhundertjähriger Holunderbusch, dessen mächtige Kuppel ganz mit grünen Beerentellern bedeckt war, stand wie ein alter Freund daneben. Nur der Unterflügel der alten morschen Thür war geschlossen, der obere geöffnet und zeigte die schwarze Finsternis des inneren Flures. Ich hob die Klinke und trat in den verräucherten Vorraum. Oben an den Balken nisteten die Schwalben und schossen zwitschernd durch den offenen Thürflügel aus und ein, im Hintergrunde auf dem großen Ziegelsteinherde hing ein Kessel über dem Feuer und sang, sonst war es einsam und still. Ich klopfte an die Thür zur Linken; es kam keine Antwort. Dann trat ich ein in eine saubere Bauernstube, wie man sie bei solchen Leuten findet, die eine kleine Gastwirtschaft betreiben. Der Fußboden war weiß gescheuert und mit Sand bestreut, um den alten, schwarzglasierten Kachelofen, der auf hölzernen Füßen stand, lief eine Bank und einige saubere, braune Tische waren von ebensolchen Stühlen und Bänken umgeben. Aus einem großen Glasschranke lugten Flaschen und Gläser hervor und an den Wänden hingen schöne Bilder, die Schicksale der Genoveva, das Erdbeben von Lissabon, Napoleon auf Elba und zwei wunderschöne spanische Jungfrauen, Namens Elvira und Bianka, darstellend. In der einen Ecke tickte mit

lautem Schlage eine alte Standuhr, und das einzig Lebendige von Betracht war ein zahmes Rotkehlchen, das, nachdem es den ersten Schreck über meine Ankunft verwunden hatte, eifrig hinter den summenden Fliegen her war. Mein Marsch hatte mich hungrig und durstig gemacht; ich setzte mich auf einen Stuhl und wartete, ob nicht jemand kommen würde. Der Pendel der Uhr ging hin und wider, die Fliegen summten, das Rotkehlchen flatterte, draußen zwitscherten die Schwalben und sang der Kessel, aber niemand kam. Ich trat ans Fenster und blickte hinaus. Dort blühten brennende Liebe, Lawendel und Ringelblumen und weiterhin erstreckte sich ein Grasgarten mit mächtigen Obstbäumen. Da erblickte ich einen alten Mann bei einem Bienenstand und klopfte an die Scheiben, um mich bemerklich zu machen. Dies hatte Erfolg, und nach einer kleinen Weile schlurften langsame Schritte über den Flur und der alte Mann trat ein. O, wie uralt war der. Er trug ein schwarzes Käppchen, unter dem sich spärliches weißes Haar hervorstahl. Die pergamentene Haut seines Antlitzes war von hundert kleinen Fältchen und den zierlichen Flußgebieten feiner blauer Aederchen durchzogen und der zahnlose Mund ein wenig geöffnet. Er war in die alte Tracht des Landes gekleidet, trug weiße Hemdsärmel, eine lange Weste mit großen Taschen, Kniehosen, schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe, auf denen er sich langsam schurrend fortbewegte.

„Wat will dei Herr?“ fragte er. — „'n bäten

tau äten un tau drinken, müch ik woll," sagte ich. — „Tau drinken känen Sei kriegen — Melk un Snaps," erwiderte der Alte. „Warm Aeten kann ik Sei nich gäben. — Hier is keiner in, as ik. — Sei sünd all in't Heu. — Aewer groff Brot känen Sei kriegen — un schöne Bodder — un Honnig — und Pimkees — un'n bäten suren . . . Aal is ok noch dor." Es war merkwürdig; als sträube er sich, das Wort Aal auszusprechen, machte er vorher eine kleine Pause und drückte es dann scheinbar mit Widerstreben hervor. — „Gaud," sagte ich, „denn bringen Sei mi ein Glas Melk — un'n Aquavit — un groff Brot — un schöne Bodder — un Honnig — und Pimkees — un ok 'n bäten suren Aal." — Der Alte zog die Stirn in Falten, ließ seine Lider einigemal schnell über den hellblauen Augen, die aussahen, als seien sie vor Alter ausgeblaßt, auf und nieder spielen und wiederholte mit einem gewissen Nachdruck: „Un ok 'n bäten suren . . . Aal."

Dann schurrte er im Zimmer umher und auf den Flur hinaus und brachte mir alles einzeln heran, so daß es eine Weile dauerte, bis alle die Sachen beisammen waren.

„Dei Flietigen lopen sik dot, dei Fulen drägen sik dot," sagte ich, „nich wohr, Olling?" Darüber mußte der alte Mummelgreis so sehr lachen, daß er ins Husten kam und einen kleinen Erstickungsanfall erlitt. „Is richtig, is richtig!" sagte er, als er endlich wieder zu sich kam, „Sei sünd 'n spaßigen Herr! Jejajeja!"

Ich that den guten Dingen alle Ehre an, während der Alte immer im Zimmer herumlauerte, mit Gläsern klapperte oder aus dem Fenster sah, mich aber dabei nicht aus den Augen ließ. Als ich mich an den sauren Aal machte, merkte ich, wie er still ward, und ein Seitenblick überzeugte mich, daß er mit den Händen auf dem Rücken und etwas geöffnetem Munde vorgebeugt dastand und mich mit einiger Spannung beobachtete.

„Dei Aal hett jo so 'ne witte Hut,“ sagte ich. Der Alte zog wieder die Stirn kraus und seine Lider gingen unglaublich schnell auf und nieder: „Hei is von dei witte Oart,“ erwiderte er, „dat sünd jo dei besten!“

Ich wollte mir nun nicht die Blöße geben, zu bekennen, daß mir von einer Art des Aales mit weißer Haut bis dahin noch nicht das Geringste bekannt geworden war und machte mich tapfer an das gut aussehende Gericht. Ich fand es vorzüglich. Das Fleisch war schneeweiß und zart, schmolz auf der Zunge und hatte einen ganz besonderen Haselnußgeschmack — mir däuchte, ich hätte noch nie ein so köstliches Gericht gegessen. Ich ließ nichts übrig, und als der Alte das merkte, ging er mit stillem Händereiben hinaus. Das zahme Rotkehlchen war unterdes auf meinen Tisch geflogen und immer dreister einhergekommen:

„Ach wat, ik nehm' mi 'n bäten Kees, hei ward mi woll nix dauhn!“ sagte es plötzlich, hüpfte dreist herzu und nahm ein wenig von dem weißen Käse

auf. Ich war ganz starr vor Schreck und stierte mit entsetzten Augen auf den Vogel hin. Da ich mich nun so ruhig verhielt, so ward das Tierchen noch mutiger und pickte sich etwas von der Butter ab. Dann rief es: „Dank ok schön, min leiwe Herr!“ hüpfte auf das Fensterbrett und putzte sein Gefieder.

In diesem Hause blieb ich keinen Augenblick länger bei diesem Hexenmeister, wo die Rotkehlchen sprechen konnten und man weißen Aal vorgesetzt bekam, den es gar nicht gibt. Der Alte kam wieder in die Thür, ich zog meine Börse und fragte nach der Schuldigkeit. „Ich bedank mi välmals vör de Ihr, die Sei mi andahn hebben,“ sagte er, „un kosten deiht dat nix. Un laten Sei sik den suren . . . Aal gaud bekamen.“ Dabei plinkte er wieder so wunderlich mit den Augenlidern, und um seinen zahnlosen Mund lag ein sonderbares Lächeln. Ich stammelte ein paar Dankesworte und machte, daß ich fortkam. Draußen stand wie vorhin die alte, ehrwürdige Ziege, sie sah mich wieder aufmerksam forschend an und meckerte dann, daß es klang wie ein Gelächter. Ich lief weiter durch den Haselbusch, doch nun war die brütende Mittagsstille vorüber und überall Vogelstimmen vernehmlich. O welch ein Kichern und Geschwätz, ich vernahm deutlich Spottworte, die nur auf mich gemünzt sein konnten. Hatte ich denn zu viel von dem guten Rostocker Aquavit getrunken? Unter den Eichen war es stiller; ich setzte mich auf eine alte hervorragende Baumwurzel am Fuße eines der

riesigsten Stämme, fühlte mir den Puls, rieb mir die Schläfe und kniff mich schmerzhaft und schonungslos; es war hohe Zeit, daß ich aus diesem Traume endlich aufwachte. Aber es blieb alles, wie es war, ja aus der alten Eiche zu meinen Häupten, die den Rabenhorst trug, kamen nun auch tiefe, grobe Stimmen, und ich hörte, wie ein alter Rabe den jüngeren von der guten, alten Zeit erzählte, da noch vor jeder Stadt ein vielbenutzter Galgen stand, an dem fleißig gehängt wurde, so daß die Raben es gut hatten. Die Welt begann sich zu drehen vor meinen Augen, ein Schwindel überkam mich; ich sank zurück gegen den Stamm der alten Eiche und verlor die Besinnung.

Bis hierher enthält meine Geschichte ja nur wenig des Wunderbaren, aber von dem, was nun folgt, werden Sie — so fürchte ich — mir manches nicht glauben. Denn, denken Sie, als ich wieder zu mir kam, lag ich nicht unter einer alten Rieseneiche, sondern unter einer jungen Kiefer in einer mir durchaus wohlbekannten Gegend. Die einzigen Eichen in der Nähe waren solche, die, soeben erst aus Samen aufgegangen, mit nur zwei Blättern aus dem Moose hervorsahen. Ferner habe ich trotz aller aufgewendeten Mühe weder die Eichen, noch den Haselhorst, noch das alte Haus jemals wiedergefunden. Alles war wie von der Erde hinweggelöscht. Sie werden sagen, ich sei auf meiner Wanderung eingeschlafen und habe die ganze Geschichte nur geträumt. Aber wie wollen Sie dann erklären, daß ich von diesem

Tage ab die Sprache der Vögel verstehe in allen Dialekten, von dem des Zaunkönigs bis zu dem des Kondors? Erst vorgestern hatte ich mit dem alten Kondor im zoologischen Garten einen längeren Gedankenaustausch. Er hat Heimweh nach den Anden, wo, wie der Dichter so schön sagt:

„Der Kondor überm Abgrund hängt,
Den Orchideen bunt umrahmen."

Wie wollen Sie das erklären, wenn ich nicht damals von dem sauren . . . Aal gegessen hätte? Ich bin übrigens sehr zufrieden damit, denn diese Kenntnis gewährt mir viel Unterhaltung und unerschöpfliches Vergnügen. Nur manchmal läuft eine kleine Enttäuschung mit unter. Sie wissen, was die Dichter dem Gesange der Nachtigall unterlegen, daß er Lust und Leid der Liebe jauchze und klage. Wollen Sie ein Stückchen dieses Liedes in wortgetreuer deutscher Uebersetzung, so hören Sie:

„Fette, fette, fette, fette Flieg'n,
Mück'n, Mück'n, Mück'n, Mück'n,
Käf-, Käf-, Käf-, Käf-, Käferchen,
Zuck-, zuck-, zuck-, zuck-, zuckersüße Holderbeer'n
Schmeck'n, schmeck'n, schmeck'n fein,
De-, de-, de-, de-, de-, delikat!"

„Ich fürchte, Sie haben sich das anders gedacht. Wie es mit der Festigkeit gegen Schuß, Hieb und Stich aussieht, das habe ich noch nicht ausprobieren können, gegen Hexenschuß bin ich jedenfalls nicht gefeit" — hier rieb er sich ein wenig mit der Faust die Kreuzgegend — „ebenso, wie Sie sehen, nicht

gegen Mückenstich." Damit erschlug er eine Mücke, die sich soeben auf seiner Hand den durchsichtigen Hinterleib prall voll Blut gesogen hatte. Dann fuhr er fort: „Und was das Glück bei den Weibern betrifft, so ist es damit auch nichts, und vielleicht ist das nicht gerade das Schlimmste."

Ein mir unbekannter Vogel hatte schon seit einiger Zeit aus der Ferne einen Lockruf von seltsam eindringlichem Tone erschallen lassen und jedesmal hatte der alte Herr, ohne sich in seiner Erzählung unterbrechen zu lassen, mit der Hand nach jener Richtung hin abgewinkt. Jetzt wurden die Rufe immer dringender; der Alte murmelte: „'s ist gut, ich komme ja schon!" und stand auf: „Ich habe die Ehre, mein Herr," sagte er, indem er mit der Hand an seinen Hut griff. „Sie hören, man ruft mich." Damit machte er sich auf und ging eilig davon, während er, wie damals bei den Dohlen, seine Hand in der Gegend des Ohres eifrig auf und ab schwenkte.

Mit äußerster Verblüffung sah ich ihm nach. Ich war, was man mit einem vulgären Ausdrucke „baff" nennt. Und seitdem zergrübele ich mir den Kopf und kann nicht ins klare darüber kommen, ob der Mann verrückt ist, oder ob er mich ganz ungeheuer zum besten gehabt hat. Was denkst du, lieber Leser?

Waldfräulein Hechta.

⁂

1. Die Dürre.

Eines gleichen Frühlings wußte sich niemand im ganzen Dorfe zu erinnern. Seit der Schnee verging, war noch kein einziger Tropfen Regen gefallen; erbarmungslos blank und glänzend stand der Himmel Tag für Tag über den Bergen, und selten nur kam es vor, daß ein schimmerndes Wölkchen versuchte, das öde Blau zu durchschiffen. Es gelangte aber nicht weit, denn schnell ward es dünn und durchsichtig wie ein zarter Schleier und alsbald war es verschwunden, aufgetrunken von der heißen Luft. Der Bach, dessen Rauschen und Brausen um diese Zeit sonst weithin vernommen ward, schlich und rieselte mit ein paar dünnen Wasserfäden durch die sonnigen Steinblöcke, auf denen das Moos vertrocknet war, und bildete an einzelnen Orten stille, glasklare Teiche, in denen die Forellen ängstlich hin und her huschten. Die sonst so ruhelose Sägemühle am unteren Ende des Dorfes war mitten in der Arbeit stehen geblieben, und das wenige Wasser, das noch vorhanden war, plätscherte und tropfte von einer Schaufel des

feiernden Rades in die andere. Was war sonst auf den berieselten Bergwiesen zu beiden Seiten des Thales für eine klingende Musik gewesen von lebendigen Quellen, die, in Rinnen und Röhren hin und her geführt und über das üppige Gras geleitet, fröhlich in der Sonne blitzten und alle Zeit noch vermocht hatten, nach gethaner Pflicht einen plätschernden Ueberfluß an den Bach abzuliefern. Aber das wenige Wassergeriesel, das jetzt aus dem so quellenreichen Walde noch hervorkam, ward gleich anfangs von dem durstigen Wiesenboden aufgetrunken; statt des sonst überall so üppigen Grüns war eine fahle Färbung verbreitet, und bis zu dem fast ausgetrockneten Bach gelangte kein Tropfen mehr. Weiter hinauf, wo sich in verschiedenfarbigen Flecken und Streifen die Felder bis an den dunklen Hochwald hinaufzogen, sah es noch schlimmer aus, denn niedrig und dürftig standen die Saaten auf dem sonst so fruchtbaren Boden, und hätte nicht der starke nächtliche Tau des Gebirges sie allezeit ein wenig erquickt, so wären sie wohl ganz vergangen.

Eine trübe Stimmung herrschte im Dorf, und vielleicht noch nie, seitdem es stand, hatten so viel forschende Augen den Himmel gemustert, und noch nie war von den klugen Wetterverständigen so viel prophezeit worden. Aber alles Prophezeien nützte nichts und wurde leider nicht zu Wasser, sondern immer wieder zu Sonnenschein.

Der alte Lindenbauer saß an einem schönen Sonntagnachmittag unter dem Schatten der uralten

Linde vor seiner Hausthür und trank verdrießlich seinen Schoppen Roten. Neben ihm auf der hölzernen Bank hockte sein Sohn, ein hübscher, zwanzigjähriger Bursche, und flocht an einem Peitschenstiel aus Wacholderzweigen.

Der alte Bauer paffte aus seiner kurzen Stummelpfeife still vor sich hin, blickte in die sonnenflimmernde Landschaft und knurrte nur zuweilen ein wenig. Endlich trank er einen langen Zug, räusperte sich bedächtig und sprach: „Weißt du, Joseph, Verlaß ist in diesem verdrehten Jahr auf nichts mehr. Siehst du da wieder den Abendberg, was? Wie war es immer, so lang ich denken kann und wie mir mein Großvater schon erzählt hat? ‚Wenn der Abendberg eine Mütze aufsetzt, da gibt's Regen, ehe vierundzwanzig Stunden um sind.' Und das kam so sicher wie das Amen in der Kirche. Siehst du, heute hat er sich wieder seine Kappe tief über die Ohren gezogen, aber glaubst du wohl, daß es morgen regnen wird? Gott bewahre, fünfmal hintereinander ist es schon nicht mehr eingetroffen! Die Welt ist konträr geworden."

Dann knurrte er wieder ingrimmig, paffte heftig vor sich hin und sah zu, wie die heiße Luft über seinen Feldern zitterte.

Der junge Mensch hatte zu der Rede des Vaters nur genickt, dann sagte er:

„Ja, wenn wir jetzt keinen Regen bekommen, da ist es mit dem Futter zu Ende. Am Erlenbruch da finden die Kühe noch eine Woche was, dann ist

es vorbei. Sie lassen alle Tage mehr nach mit der Milch, die Liese steht schon beinahe trocken und war sonst die beste."

Der Alte kratzte sich hinter den Ohren und brummte etwas, das wie ein Fluch klang. Dann fuhr der Sohn fort:

„Dort, hinter dem Abendberg, soll schöne Weide sein, genug für hundert Kühe."

„Was nützt uns das!" sagte der Alte verdrießlich. „Aus dem verwünschten Wald ist noch niemand wiedergekommen außer dem Mühlenhannes, und der ist verrückt geworden. Dort wächst das Irrkraut, und wer darauf tritt, der geht in die Irre, bis er verschmachtet."

„Aber der Herr Picus," warf nun der Sohn ein, „der wandert dort doch überall herum und sammelt seine Kräuter, und es thut ihm nichts. Er hat doch damals den Mühlenhannes gefunden und zurückgeführt. Freilich, den Verstand konnt' er ihm auch nicht wiedergeben!"

„Ja, Herr Picus," sagte der Alte, „der kann mehr als Brot essen. Den wird der Leibhaftige auch wohl in seinem Hauptbuch zu stehen haben."

„Herr Picus thut niemand was zuleide," erwiderte Joseph. „Mit seinen Kräutertränken hat er schon vielen geholfen, und er verschickt sie weithin, bis ins Holland, sagen die Leute. Soll ich ihn, wenn morgen wieder kein Regen kommt, mal fragen, wie er es macht, daß der verrufene Wald ihm nichts anhaben kann? Wenn er's mir sagt, da suche ich die

Wiesen hinter dem Abendberg, und unseren Kühen ist geholfen. Sonst müssen wir sie verkaufen oder sie kommen um."

Der Alte wollte nicht heran an diesen Vorschlag, als aber am Abend seine Kühe eingetrieben wurden und er sah, wie ihnen die Hüftknochen hervortraten und alle Rippen zu zählen waren, da brummte er: „Na, kannst es ja mal versuchen mit dem Herrn Picus!"

⁎

2. Herr Picus.

Als sich am frühen Morgen des nächsten Tages der Abendberg wieder in voller Klarheit zeigte, so daß man jegliches Bäumchen und jeden Stein auf seinem Gipfel zählen konnte, und sich der Himmel ebenso glänzend blau über das Thal wölbte wie immer, da packte die alte Bäuerin allerlei Gaben in einen Korb, die sie für geeignet hielt, den Herrn Picus günstig zu stimmen. Da hinein kam ein Häflein Lindenhonig vom vorigen Jahre, weißgelb und schon verzuckert, aber noch von köstlichem Geschmack, dazu eine stattliche Rauchwurst, dergleichen niemand in der ganzen Gegend so wohl gelang als ihr, und ein paar Flaschen vom Besten, der schon zwölf Jahre im Keller lag. Während sie so kramte, fiel ihrem Sohn Joseph ein Ring ins Auge aus gelbem Metall, der auf dem Bort lag. Der war daumsdick, von länglicher Form

und so groß, daß man die vier Finger der ganzen Hand hineinstecken konnte. Dieses sonderbare Gerät, dessen Gebrauch niemand im Dorfe zu erklären wußte, hatte er einst unter einem großen Stein gefunden, wo es in alter Zeit wohl jemand verborgen haben mußte. Da ihm nun einfiel, daß Herr Picus für derlei seltsame Dinge und Altertümer eine besondere Liebe zeigte und allerlei Steinbeile, bronzene Schwerter und sonstiges altes Gewaffen sorglich aufbewahrte, so legte er auch diesen merkwürdigen Ring mit in den Korb und machte sich auf den Weg. Dieser war sonst gar beschwerlich, denn er führte auf steilen Pfaden über das Gebirge; jetzt aber, da die Bäche fast leer waren, konnte man viel näher und ganz bequem zu dem Wohnorte dieses seltsamen Laboranten kommen durch eine schmale Felsschlucht, die sonst wegen der brausenden Gewässer eines Baches unzugänglich war, desselben, der später das freundliche Thal in seiner ganzen Länge durchfloß.

Joseph wanderte aufwärts und stand bald vor der steilen Felswand, aus deren schmaler Schlucht der Bach hervorkam. Hier war es glühend heiß, die Sonne strahlte von dem grauen Felsen zurück, und nichts Lebendiges war zu bemerken als einige Schmetterlinge, die dort lautlos umherflogen. Dazu herrschte Stille ringsum, nur das leise Rieseln der spärlichen Wasserader auf dem Grunde des Baches war vernehmlich.

Eine angenehme Kühle umfing ihn, als er in die Schlucht eintrat, und wachsende Dämmerung, je

weiter er sich vorwärts bewegte, denn die Wände zu beiden Seiten stiegen mächtig empor, und von oben schaute nur ein schmales Streifchen des blauen Himmels herein. So schritt er eine lange Weile zwischen den feuchten, tropfenden Steinmauern dahin und kletterte über die Felsblöcke immer höher empor, bis es allmählich lichter ward und vor ihm helles Grün im Schein der Sonne glänzte. Er verschnaufte eine Weile und hörte nun vor sich ein schnelles, taktmäßiges Hacken und dazwischen zuweilen den gellen Schrei eines Schwarzspechtes.

Der Bach durchströmte hier ein kleines, fast überall von steilen Seitenwänden umgebenes Thal, aus dem zwischen umhergestreuten Felsblöcken einige gewaltige Edeltannen aufgeschossen waren. In einem sonnigen Winkel dieses Thales, wo die mächtige Platte eines aus der Wand vorragenden Felsblockes ein natürliches Dach bildete, hatte sich Herr Picus angesiedelt und sich aus Balkenwerk und Steinen ein wunderliches, aber warmes und wetterdichtes Haus gebaut, in dessen einzigem großen Raum er sicher und behaglich hauste und auf einem gewaltigen steinernen Feuerherde seine mannigfaltigen Elixiere und Kräutertränke kochte.

Das emsige Hacken und das Schreien des Schwarzspechtes dauerte fort, als Joseph die unregelmäßigen Steinstufen emporstieg, die aus dem Bette des Baches zu jenem Thalgrunde hinaufführten, und schon erblickte er das wunderliche Haus und die vor ihm aufgespeicherten Brennholzvorräte, als sich plötzlich von

einem Haufen gelblich-weißer Späne mit gellendem Warnungsgeschrei und großem Geräusch ein Schwarzspecht erhob und die Flucht ergriff. Man sah die rote Kappe des seltsamen Gesellen noch einmal aufleuchten und dann war er verschwunden, ob hinter der großen Edeltanne oder in der schwarzen Thüröffnung des Hauses, das blieb zweifelhaft. Dort, wo der Vogel scheinbar gesessen hatte, waren lange, schmale Späne zum Feueranmachen teils sauber aufgeschichtet, teils lagen sie neben einem großen Holzscheit, als seien sie eben erst heruntergehauen worden. Das hatte ja fast den Anschein, als sei das Tier dort mit Holzkleinmachen beschäftigt gewesen. Dem guten Burschen ward etwas wunderlich zu Mut und das Herz klopfte ihm bänglich, als er nun langsam auf das Haus zuschritt. Rings herrschte ein schwerer, narkotischer Duft, denn an einzelnen sonnigen Stellen war der Boden urbar gemacht worden, und allerlei seltsame, aromatische Pflanzen standen dort mit unerhörten Blüten geziert. Aus dem hoch aufgemauerten Schornstein des Hauses kam ein leichter, veilchenfarbiger Rauch und verlor sich allmählich in die Zweige der Edeltannen.

Als Joseph in den dämmerigen Raum eintrat, war er zu Anfang geblendet, bald aber erkannte er den Herrn Picus, der sich gerade an dem Feuerherde zu thun machte und neues Holz in die Flammen warf. Aus dem Kessel darüber tönte ein feines, weinerliches Singen und Miauen, das sich gar seltsam anhörte. Herr Picus war ganz schwarz gekleidet

und trug auf dem Haupt ein feuerrotes Käppchen, darunter schaute ein pergamentenes Vogelgesicht hervor mit gelben, stechenden Augen und einer langen, spitzen Nase, mit der er, wenn er nach seiner Gewohnheit den Kopf lebhaft bewegte, stets nach irgend etwas zu hacken schien. So warf er nun auch plötzlich den Kopf zu Joseph herum und fragte mit einer hohen, gellenden Stimme:

„Nun, was bringst du? Was willst du haben? Denn wenn der Bauer was bringt, will er auch was haben!“ Dann kicherte er, als hätte er den schönsten Witz gemacht, und fuhr fort: „Soll's was sein für den Magen oder für das Herz, gegen die Gicht oder für die Liebe? Es ist alles da, alles da!“ rief er und schwenkte seine Hand gegen die Hinterwand seines Zimmers, wo auf Borten unzählige Fläschchen standen von den wunderlichsten Formen, kugelige mit langen Hälsen und vierkantige mit kurzen, bauchige und schlanke, kleine und große. In den einen leuchtete es wie Rubin, in den anderen wie Smaragd, in diesen veilchenblau, in jenen goldgelb.

Joseph hob den Deckel von seinem Korbe und sagte:

„Meine Mutter schickt hier ein paar Kleinigkeiten und läßt Euch einen schönen Gruß sagen.“

„Weis her, weis her!“ rief Herr Picus eifrig und holte das Honighäflein hervor. „Süße Sachen, süße Sachen!“ murmelte er befriedigt. „Schön, schön!“ Dann hob er die Wurst heraus und fuhr mit seiner Nase darauf los, als wolle er gleich hin-

einhacken. Er beroch sie mit Kennermiene und rief dann: „Lecker, lecker! Gefällt mir!“ Darauf hielt er eine der Flaschen gegen das Licht und schmunzelte: „Kenn' ich, kenn' ich! Ist von dem alten!“ Und seine spitze Zunge kam hervor und befeuchtete wohlgefällig die schmalen ledernen Lippen. Dann sah er auf dem Grund des Korbes noch etwas schimmern, und dem aufmerksamen Joseph entging es nicht, mit welcher Gier er nach dem Ringe griff und wie seine gelben Augen dabei funkelten. Er nahm ihn, wog heimlich in der Hand seine Schwere und drehte ihn sehr eifrig hin und her; dann suchte er seine Aufregung zu dämpfen und sich ein gleichgültiges Aussehen zu geben. „Danke, danke für das Ringelchen!“ sagte er. „Kann's zwar nicht gebrauchen, aber weil's ein altes Stück ist.“ Und damit legte er ihn scheinbar gleichgültig zu dem übrigen.

Joseph nahm ihn sofort wieder an sich und sprach:

„Der gehört nicht dazu, der ist wohl nur zufällig in den Korb gekommen.“

Der Alte war aber fest entschlossen, das Stück an sich zu bringen, denn er hatte sofort erkannt, daß es ein sogenannter Eidring war aus alter Heidenzeit von dem reinsten Gold und wohl über hundert Thaler wert. Er sagte darum in schmeichlerischem Ton:

„Söhnchen, Söhnchen, nun sag, was wünschest du von mir? Um den Ring werden wir schon einig!“

„Ihr sollt ihn gern haben, wenn Ihr mir sagt, was ich wissen will," erwiderte Joseph, der das begehrte Kleinod fest umschlossen hielt, und dann trug er ihm sein Anliegen vor.

Herr Picus fing an, erklecklich zu wimmern, als er vernahm, was der junge Mensch wollte.

„Ja, das glaub' ich, Söhnchen, das glaub' ich, Söhnchen! In dem verwunschenen Wald am Abendberg da wachsen die herrlichsten Kräuter der Welt. Wenn da erst jeder ungestraft herumstapfen darf, da würden die anderen Laboranten bald kommen und mir alles fortrupfen und ich hätte das Nachsehen. Dann könnten sie ebenso gute Tränke machen als ich. Ja, ja!"

Joseph drehte den Ring in seiner Hand, ließ ihn in der Sonne blitzen und steckte ihn dann langsam in die Tasche. Herr Picus aber geriet in große Unruhe, kraute sich hinter den Ohren und lief in seinem Zimmer umher, während er mit den Armen schlug, als ob er auffliegen wollte, und von Zeit zu Zeit sonderbare Wehrufe ausstieß; dann kramte er zwischen seinen unzähligen Flaschen und schloß endlich eine eisenbeschlagene Truhe auf und wühlte darin längere Zeit. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, und näherte sich Joseph wieder.

„Es ist nicht um den Ring," sagte er, „aber ich hab' dich immer gern gehabt, Söhnchen, und dann dauert mich auch eure Not, dauert mich wirklich. Wenn du schweigen kannst und schwören willst, es nie zu verraten, da will ich dir das Mittel geben.

Du brauchst nur deinen Ring in die rechte Hand zu nehmen und zu sagen: „Ich schwör's!"“

Als Joseph sich hiezu gern bereit erklärte, da öffnete Herr Picus seine Hand, überreichte dem jungen Burschen ein winziges pergamentenes Päckchen und sagte: „Wer Farnsamen bei sich trägt in seinen Schuhen, der ist gefeit gegen das Irrkraut. Und nun gib mir den Ring.“

Joseph traute dem Alten noch nicht so recht.

„Ist es auch wirklich das rechte Mittel?“ fragte er mißtrauisch, indem er das unscheinbare Päckchen zwischen den Fingern drehte.

„Der Habicht soll mich schlagen, wenn's nicht wahr ist!“ rief Herr Picus. „Gib her, ich schwör's dir auf den Ring.“

So wurden denn die beiden Leute handelseins, und Joseph machte sich vergnügt wieder auf den Abstieg, während Herr Picus ebenso vergnügt zurückblieb, seinen goldenen Ring in der Sonne glänzen ließ und zuweilen in ein anhaltendes, vergnügtes Kichern ausbrach.

⁂

3. Die Wanderung.

Es war noch früh am Tag, als Joseph wieder in den Lindenhof zurückkehrte, deshalb packte er schnell sein Bündel und beschloß, noch an demselben Tag aufzubrechen, denn je eher er eine Weide für die

darbenden Kühe fand, desto besser war es. Er nahm Abschied von seinen Eltern und wanderte auf dem nächsten Wege dem Gebirge zu. Als er auf der Brücke über den Bach schritt, saß da unten auf einem großen Steine der Mühlenhannes, ließ sich die Sonne auf seinen wirren Haarschopf scheinen und brüllte sein sonderbares Lied:

„Das Haar wie Feuer,
Der Leib wie Schnee,
Und die Augen so grün wie Glas . . .“

sang er gerade, als Joseph vorüberkam.

Da der Verrückte nun sah, daß jener mit einem Bündel auf dem Rücken dem Abendberge zuwanderte, so unterbrach er sich und rief: „Glück auf, Glück auf! Und grüß den alten Uhu!“ Dann lachte er so gräßlich, daß Joseph, von Schauer erfüllt, schneller ausschritt.

Im Walde war es schwül und still, und ein Duft nach Harz und vertrockneten Pflanzen herrschte überall. Das Gras am Boden war versengt, die Kräuter ließen die Blätter hängen, und die kleinen Wäldchen von Heidelbeeren und jung aufgeschossenen Bäumchen, die die großen, moosigen Felsblöcke bedeckten, begannen zu verdorren. Je weiter Joseph den Berg hinanwanderte, desto wilder ward die Gegend, desto mächtiger die verstreuten Felsblöcke, und desto gewaltiger die Bäume. Es waren meist Edeltannen, zuweilen aber standen dazwischen große Horste uralter Eiben von unbeschreiblich ehrwürdigem Aussehen.

Als er schon über eine Stunde bergauf gestiegen war, sah er etwas Dunkles, Mächtiges zwischen den Tannenstämmen ragen, und beim Näherkommen fand er eine uralte, turmdicke Eiche, die mit der ungeheuren Wölbung ihrer laubigen Kuppel einen ebenen, runden Platz beschattete. Rings um diesen Platz standen im Kreise, wie von Menschenhand geordnet, Felsblöcke in regelmäßigen Entfernungen voneinander, und unter der alten Eiche, dicht am Stamm, lag ein großer Stein, in dessen Oberfläche sich einige Vertiefungen und Rinnen befanden. Gerade über diesem hatte der riesige Baum eine Höhlung wie eine Altarnische, und plötzlich schrak Joseph heftig zusammen, denn in dieser Höhlung saß ein ungeheurer Uhu und blickte mit großen, runden Augen ruhig auf ihn hin. Als nun der junge Mann, dem es an diesem düstern Orte mit seinem feierlichen Schweigen gar nicht geheuer war, eilend vorüberschritt, drehte das stolze Tier langsam den Kopf und folgte ihm mit den Augen, bis er hinter den Felsen verschwunden war. Joseph sah nach dem Stande der Sonne und schritt rüstig weiter, bis er plötzlich durch ein leises, feines Winseln zu seinen Füßen erschreckt wurde. Er stand und blickte zu Boden, konnte aber nichts bemerken als ein seltsames Kraut, das mit seinen langen Ranken gleichsam wie suchend durch das Moos hinirrte. Er setzte den Fuß weiter und war eben im Begriff, wieder auf eine solche Ranke zu treten, als er nochmals das feine Winseln hörte und zu seinem Schrecken bemerkte, daß die Ranke

sich wie ein lebendes Wesen vor seinem Fußtritt zurückzog. Er machte einen Satz, um aus dem Bereich dieser unheimlichen Pflanze zu gelangen, und wanderte unverdrossen weiter in dem verwunschenen Walde.

Bäume und Felsen, Felsen und Bäume, immer dasselbe. Und merkwürdig eben war die Gegend geworden, nirgends sah er einen Hang emporsteigen, wie vorhin, da er doch stetig aufwärts geschritten war. Felsen und Bäume, Bäume und Felsen; sie waren sich alle so merkwürdig ähnlich. So wanderte er wohl eine Stunde, da sah er plötzlich etwas Dunkles, Mächtiges zwischen den Tannenstämmen ragen, und als er näher kam, fand er dieselbe uralte Eiche, die er vorhin schon gesehen hatte. Voll Grauen rannte er vorüber, der alte Uhu drehte langsam den Kopf und sah ihm ruhig nach.

Aus dem Bereich dieser schauerlichen Gegend gelangt, setzte er sich auf einen Stein, und die Schrecken der Einsamkeit kamen über ihn. Herr Picus hatte ihn betrogen, denn der Farnsamen half ihm nichts. Nun suchte er nach dem Päckchen in allen Taschen mit steigender Angst und konnte es nicht finden. Endlich kam es ihm zwischen die Finger, allein was nützte es, daß er das Mittel bei sich trug, wenn es doch nichts half!

Nun galt es, wieder herauszukommen aus diesem verwünschten Walde, und das erschien ihm gar nicht so schwer, denn den Herweg hatte er sich gut gemerkt. Dann wollte er Herrn Picus wohl zur Rede stellen.

Er sah nach dem Stande der Sonne und machte sich auf den Rückweg. Aber sonderbar, der Boden senkte sich nirgends thalwärts, es blieb alles eben, und die Zeichen, die er sich beim Aufstieg gemerkt hatte, fand er nicht wieder. Ueberall nur Felsen und Bäume, Bäume und Felsen, einer wie der andere, und ehe er es sich versah, war er wieder bei der alten Eiche. Er rannte schaudernd vorüber; der alte Uhu blickte ihm nach wie vorhin. Nun war ihm, als höre er weit in der Ferne das schauderhafte Gelächter des Mühlenhannes, und ganz leise und dumpf seinen Zuruf: „Glück auf, Glück auf! Und grüß den alten Uhu!“

Er sank wieder auf denselben Stein, und die Verzweiflung überkam ihn. Noch einmal zog er das Päckchen hervor und betrachtete es. Es stand nichts darauf, als ein sonderbares, magisches Zeichen wie eine Vogelklaue und das Wort „Farnsamen“ in zierlichen Schriftzügen. Endlich verfiel er darauf, es zu öffnen. Er fand darin ein feines bräunlichgelbes Pulver und wollte das Pergament schon wieder schließen, als er bemerkte, daß auf der Innenseite auch etwas geschrieben war. Unter demselben Zeichen einer Vogelklaue, wie draußen, stand dort ebenfalls: „Farnsamen“, und dahinter noch etwas: „So du davon in deine Schuhe thust, ist gut gegen die Irrwurz.“

Wie eine Last fiel es ihm plötzlich von der Seele, und zugleich erinnerte er sich, daß Herr Picus nicht allein gesagt hatte: „Wer Farnsamen bei

sich trägt," sondern hinzugefügt hätte, „in seinen Schuhen." Doch das war ihm ganz entfallen. Nun streute er ein wenig von dem Pulver in diese hinein und machte sich erneuten Mutes auf die Wanderschaft.

Jetzt war es anders denn vorhin. Klar und deutlich lag der Weg vor ihm, der zur Höhe führte, und seine Füße wandelten von selber den richtigen Pfad. Als er fast die Höhe des Bergrückens erreicht hatte, der sich zur Seite zu dem mit gewaltigen Felstrümmern besäten Gipfel des Abendberges auftürmte, fiel ihm auf, daß der Boden grüner wurde, und die Kräuter frisch und üppig dastanden. Hier war offenbar der Regen nicht ganz ausgeblieben. Nach einer Weile ward es licht vor ihm zwischen den Bäumen, und zugleich vernahm er ein Hämmern und Pochen unzähliger Spechte, sowie die schrillen Rufe dieser Vögel. Dann trat er hinaus auf eine Stelle grausiger Verwüstung. Hier war vor Jahren ein Wirbelsturm durch den Wald gegangen und hatte einen breiten Streifen vollständig niedergelegt, nur einige wenige jüngere Bäume mit zerzausten Wipfeln waren stehen geblieben. Aber die alten Riesen lagen alle am Boden, wild durcheinander ihre verdorrten Wipfel mischend. Sie waren mit ihren gewaltigen Wurzeltellern einfach umgekantet wie riesige Leuchter und hatten den ganzen Boden in ihrem Umkreis mit emporgenommen; sogar einzelne mächtige Felsblöcke hingen an diesen senkrecht hochstehenden Erdwänden, von dem Geflecht der Wurzeln fest umklammert. Aus

dem also freigelegten Boden war ein üppiges Gewirr von Himbeersträuchern, hohem Gras und den verschiedensten Kräutern emporgeschossen, insonderheit der giftige Fingerhut stand dort in ganzen Wäldern und leuchtete mit roten und gelblich weißen Blüten überall hervor.

Ehe sich Joseph in diese Wildnis hineinwagte, stand er eine Weile und blickte sich um. Die Sonne war schon im Sinken, bestrahlte rötlich die vorragende Kuppe des Abendberges und säumte die Wipfel des ringsum aus der Ferne dämmernden Waldes mit Gold. Und in dieser Abendstille war es ihm, als vernehme er das unsägliche, mannigfache Knirschen und Wirken der zahllosen Käfer und Holzwürmer, die in den gewaltigen Baumleichen unablässig thätig waren. Jedoch übertönt wurden diese leisen Geräusche durch das emsige Trommeln und Hacken der Spechte von allen Arten, die sich wohl an dieser reichbesetzten Tafel aus der ganzen Umgegend zusammengefunden hatten.

Dann schritt Joseph weiter und suchte zwischen den haushohen Wänden der Wurzelgeflechte und über die gefallenen Riesenstämme seinen Weg. Nicht weit war er gegangen, da schreckte ihn ein leises, träges Rascheln im Gras, so daß es ihm kalt den Rücken herablief. Er gewahrte den zickzackstreifigen Rücken einer Kreuzotter, die sich langsam entfernte. Nun tastete er mit seinem Stock vor sich her, wie er weiter schritt, und dann raschelte es bald hier, bald da; zuweilen bäumte sich auch solch giftiges Geziefer zischend

auf und biß wütend nach dem Stecken. Hier und dort sah er auch derlei häßliches Gewürm an einem freien Fleck zusammengeringelt liegen; sie waren schön, fett und groß und schauten mit bösen Augen auf ihn hin. Er sehnte sich hinaus aus diesem Wirrsal. Dazu war rings ein süßer, schwerer Duft verbreitet nach trockenen Nadeln und Aesten, die den ganzen Tag in der Sonne gebrütet hatten, und nach allerlei wunderlichen Kräutern, deren unbekannte Blüten ihn wie mit Augen anblickten.

Plötzlich fuhr er wieder schreckhaft zusammen, denn mit gellendem Geschrei stieg in seiner Nähe ein Schwarzspecht empor und schoß geräuschvoll davon. Und was war das? An der Stelle, wo der Vogel verschwunden war, ging ja Herr Picus in seiner schwarzen Kleidung und mit dem roten Käppchen auf dem Haupte in gebückter Stellung umher, scheinbar emsig nach Kräutern suchend. Schon wollte er ihn freudig anrufen, da blickte er näher zu und sah, es war nur ein seltsam gekrümmter Wurzelstock, über den die roten Blüten des Fingerhutes emporragten.

Endlich hatte er dieses Spechtparadies und Otternnest hinter sich und schritt mit erleichtertem Herzen in dem dunkelnden Walde weiter. Er mußte daran denken, sich eine Stelle zum Nachtlager zu suchen, aber in der Nähe dieses giftigen Gewürms wäre er um keinen Preis geblieben. Der Boden senkte sich wieder, und Joseph folgte nun dem Lauf eines klaren Baches, der reichlich mit Wasser gefüllt

war. Wie köstlich erschien ihm dies üppige Murmeln, Rauschen und Plätschern nach so langer Entbehrung.

Die Finsternis lagerte sich zwischen den Stämmen und aus dem fernen Dunkel des Waldes schallte zuweilen schon ein Eulenruf, da fand Joseph einen Ort, der ihm zusagte und wo er zu übernachten gedachte. Hier hielt er seine Abendmahlzeit und stieg dann in einen Baum, wo er sich, so gut es ging, aus abgebrochenen Zweigen ein Lager bereitete.

Als es ganz dunkel war, kam der Mond herauf, und seine schimmernden Lichter wandelten durch die Finsternis. Bald hier, bald da glänzte das flimmernde Gewässer des Baches aus der nächtlichen Schwärze. Langsam wanderte der leuchtende Schimmer weiter und glitt über die sprudelnden Fälle, hob hier einen Strahl von flüssigem Silber hervor und ließ dort hundert blitzende Lichter auf bewegter Fläche tanzen. Und in der Stille der Nacht hörte man deutlicher die endlose Musik des Gewässers, das metallene Tönen, das Gurgeln, Rieseln und Plätschern und Klänge wie von silbernen Glöckchen. Doch noch andere Töne vernahm Joseph zu der melodischen Begleitung des Baches. Aus der Ferne der silbernen Nacht kam der Gesang einer schönen weiblichen Stimme, als wäre der Mondschein zu Klang geworden, eine holde, schwermütige Melodie, wie ein sanftes Wiegenlied für die schlafende Natur. Und im Horchen auf diesen Gesang entschlief er endlich.

*

4. Das Waldfräulein.

Am anderen Morgen in der Frühe, als noch nebelgraue Dämmerung im Walde lag, erwachte Joseph auf seinem harten Lager, hielt seine Morgenmahlzeit zu einem frischen Trunk aus dem Bach, und als die ersten Strahlen der Sonne die Wipfel streiften, setzte er seine Wanderung fort. Ihr Ziel war näher, als er dachte, denn da er, dem Laufe des Baches folgend, um eine vorspringende Felsenkuppe bog, schien es licht durch die Stämme und eine kurze Weile später lag vor seinen Augen ein herrliches Wiesenthal, eingeschlossen von sanft ansteigenden Bergwänden. Da er so lange den Anblick reichen, frischen Grüns entbehrt hatte, so däuchte ihn diese blumige Wiesenmulde, durch die der Bach in blanken Bögen dahinging, während ihm plätschernde Quellen von allen Seiten zueilten, ein wahres Paradies. Nun hatte er gefunden, was er suchte, und eilend machte er sich auf den Rückweg. Es gelang ihm, den großen Windbruch mit seinen giftigen Insassen zu vermeiden, und da er nun nicht mehr gezwungen war, in die Irre zu gehen, erreichte er schon nach wenigen Stunden das Dorf auf einem Wege, der gar keine Schwierigkeiten darbot. Dort herrschte große Freude über die geglückte Unternehmung, und am nächsten Morgen in aller Frühe schon zog er mit seinen Kühen zu dem neu entdeckten Paradiese.

O, wie die Tiere brüllten, als sie den Duft der frischen Wiesen witterten. Die matten Augen be-

gannen zu glänzen, und obwohl sie durch lange Entbehrung kraftlos und von der weiten Wanderung ermüdet waren, so rannten sie doch ihrem Hirten davon, und bald standen sie alle bis an die Kniee in dem frischen Grün und rupften nach Behagen das fette Gras und die saftigen Kräuter. Joseph sah ihnen vergnüglich eine Weile zu, dann ließ er sie unter der Obhut seines getreuen Hundes und wanderte in der Gegend umher, in der Hoffnung, eine Höhle oder sonst einen Unterschlupf zu finden, oder einen Platz, der zur Anlegung einer Hütte geeignet sei. In der Mitte dieses lieblichen Thales war ein kleiner Hügel gelegen wie eine Insel. Auf seinem Gipfel trug er eine mächtige Buche, und unter dieser leuchtete es in rötlichem Schimmer, denn der ganze Hügel war mit wilden Rosenbüschen bedeckt, die tausende von zarten Blüten dem Lichte darboten. Die Büsche mit ihren dornigen Zweigen hielten dort alles umsponnen, nur ein schmaler Pfad führte zu dem Baume empor. Als nun Joseph dort oben stand in den Rosendüften unter der Buche, deren reiner Stamm schimmerte wie mattes Silber, da ward ihm wunderlich zu Mut, denn ihm war immer, als stünde jemand neben ihm, als fühle er den Anhauch eines warmen Menschenleibes. Ein süßes Grauen überlief ihn. Ueber den Rosen spielten die Schmetterlinge in der Luft, im Sonnenschein standen glänzende Schwebefliegen, und in den Blättern des Baumes säuselte zuweilen ein leichter Wind, daß es klang wie sanfte Musik, gleich dem holden Gesange, den

er in der vorletzten Nacht gehört hatte. Dann, wenn der Wind schwieg und wieder Stille herrschte, nur unterbrochen von dem leisen Rieseln der Gewässer, da glaubte er sanfte Atemzüge zu vernehmen, und zuweilen ging es wie ein Seufzer durch die Luft. Da ihm solches diesen lieblichen Ort unheimlich machte, so wanderte er weiter durch das Thal und kam in eine Gegend, wo es durch eine zerklüftete Wand begrenzt wurde und große, herabgestürzte Steinblöcke im Grase lagen. Auf den Vorsprüngen der steilen Felsen hatten sich rankende Gewächse angesiedelt und hingen aus den Spalten hernieder, zarte, grüne Schleier über den grauen Stein hinbreitend, und dort, wo sie am dichtesten, fast bis auf den Boden niederhingen, ward in den Lücken ein tiefes Schwarz sichtbar. Joseph schob die Ranken beiseite und fand den Eingang zu einer geräumigen Höhle, welche Entdeckung er mit Freuden begrüßte. Er schaffte alsbald seine auf dem Rücken und den Hörnern der Kühe mitgebrachten Geräte und Vorräte hinein, bereitete sich ein Lager aus weichem Laub, sammelte Feuerholz in dem benachbarten Walde, griff unter den Steinen des Baches einige stattliche Forellen und war so bald aufs schönste eingerichtet. Er hielt seine Mahlzeit, trieb gegen Abend seine Kühe in diese Gegend zum Melken und saß dann noch eine Weile auf dem Stein vor seiner Höhle, während der Tag langsam in die helle Juninacht hinüberdämmerte. Zu seinen Füßen lag der Hund und ringsum die satten Kühe, behaglich wiederkäuend.

Dann, als der Mond groß und rot hinter fernen Tannenzacken emporstieg und die Gewässer lauter durch die Stille der Nacht rauschten, streckte er sich auf sein Lager und entschlief bald süß und sanft. Doch um Mitternacht erwachte er wieder von einem leisen Winseln seines Hundes, das aber sogleich wieder verstummte. Ein apfelartiger Duft nach den Blättern der wilden Rose war in der Höhle verbreitet, vielleicht stand der Wind gerade von dem kleinen Hügel her. Er stützte den Kopf auf und horchte eine Weile. In der Oeffnung der Höhle stand die weißliche Junimondnacht, und nichts war vernehmlich als die unablässige Musik der Gewässer oder ein vereinzelter Glockenton, wenn eine Kuh das Haupt bewegte. Schon wollte er sich niederlegen, da vernahm er wieder den wunderbaren Gesang näher und deutlicher als damals, ja, sogar die Worte konnte er verstehen:

„Die Rosen blühen im Mondenschein
In der silbernen Juninacht,
Wenn alles schläft — mein Herz allein,
Mein Herz nur pocht und wacht.

Die Rosen blühen ohne Zahl
Beisammen froh gesellt,
Die Quellen rieseln und rauschen zu Thal
Selbander in die Welt.

Ich weiß eine Blume, die blüht allein
In der stillen Mondennacht,
Wenn alles schläft — mein Herz allein,
Mein Herz nur pocht und wacht.“

Ein holdes Grauen überlief Joseph bei diesem Gesang, und lange noch lauschte er, als er verstummt war. Doch alles blieb still, und über dem vergeblichen Lauschen schlief er endlich ein.

Am andern Morgen in der Dämmerung, als er von dem Läuten der weidenden Kühe erwachte, war wieder der Duft nach wilden Rosen das erste, das ihm bemerklich ward, und als er sich aufrichtete, sah er bei dem einfallenden Morgenlichte, daß überall im Umkreise seines Lagers und über ihn hinweg dergleichen zarte Blumen gestreut lagen, und ein verwunderliches Grübeln befiel ihn über diese seltsame und liebliche Thatsache. Und als er nachsann, welch ein Wesen es wohl sei, das seine Einsamkeit teile und sich durch so anmutige Kundgebungen bemerklich mache, da fiel ihm eine Märe ein, die man im Dorf erzählte, und die er, wer weiß wie oft schon, gehört hatte.

„Draußen hinter dem Abendberge," so erzählte man, „liegt eine wunderschöne Wiese. Dort wohnt das Waldfräulein Hechta in einem Rosenhage. Wenn man dreimal an die schöne Buche klopft, die dort steht, so tritt sie herfür, und wem sie ihre Liebe schenkt, der wird zum Glücklichsten unter den Sterblichen. Denn so er die Probe besteht und dem Fräulein die Treue bewahrt, steigt aus dem Rosenhügel ein prächtiges Schloß empor und er wird herrschen mit ihr über alle Lande weit umher. Aber ringsum in den Wäldern wächst das Irrkraut, und niemand findet vor oder zurück, der sich dort hineinwagt."

Diese Geschichte ging dem jungen Manne den ganzen Morgen durch den Kopf, und unabläßig sah er von ferne nach dem kleinen Hügel hinüber. Dorthin zog es ihn mit sehnsüchtiger Gewalt, und dennoch hielt ihn wieder eine bange Scheu zurück. Endlich um die Mittagszeit konnte er diesem seltsamen Drange nicht mehr widerstehen und immer näher kam er dem Orte seiner Sehnsucht. Die Sonne glühte am wolkenlosen Himmel und kein Grashalm regte sich. Verschlafen rieselten die Quellen über den steinigen Grund, und der Bach murmelte und rauschte wie im Traum. In dem Wipfel der Buche, die mit blanken, glänzenden Blättern regungslos dastand und und ihre flachen Zweige wie Hände offen hielt, um den Sonnenschein aufzunehmen, saß ein Pirol und ließ unabläßig seine flötenden Rufe ertönen; es war, als riefe er lockend zu unsäglichem Glücke. Joseph stieg langsam den Pfad zwischen den Rosen empor und stand nun vor dem silbergrauen Stamm der schönen Buche. Ihn schauderte, denn wie ein zitternder Seufzer der Erwartung hauchte es wieder durch die Luft.

Sein Herz pochte, daß er es zu hören glaubte, als er nun den Zeigefinger krümmte und langsam die Hand erhob. Eine Weile schwebte sie zögernd, dann in raschem Entschluß klopfte er dreimal leicht an den Stamm. Da ging es wie ein leichtes, silbernes Lachen durch die Luft, wie ein Lachen der Erlösung, und ihm war, als höre er auf der anderen Seite des Baumes ein sanftes Geräusch. Als er sich zögernd

dorthin wandte, sah er auf dem Stein unter der Buche eine helle, weibliche Gestalt sitzen, so schön, daß er bis ins Herz hinein erschrak. Sie erhob sich, das lange Haar von der Farbe des roten Goldes wallte zurück, und mit einer Gebärde lieblicher Hoheit streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Sei mir gegrüßt, Holder," sagte sie; „du bliebst gar lange."

Joseph wagte es kaum, diese rosendurchschimmerte Lilienhand zu ergreifen, und stand stumm und hölzern vor der wunderbaren Schönheit dieses Weibes. Sie war gekleidet in ein weißes, sich anschmiegendes Gewand, darin blühende Ranken wilder Rosen in zarten Farben eingewebt waren, aber lieblicher noch als jenes Weiß schimmerten die schönen Arme, der wohlgerundete Nacken und das blühende Antlitz.

Als nun Joseph so Hand in Hand mit ihr dastand und ihm die Purpurröte ins Gesicht stieg über dies liebliche Abenteuer, da ging ein sanftes Lächeln über das Antlitz des Waldfräuleins und die Schöne sprach: „Warum küssest du mich nicht, da du doch der Rechte bist? Ach, wie lange schon wart' ich dein!"

Damit legte sie den Kopf an seine Brust und sah vertraulich zu ihm empor. Und der Blick dieser Augen, die bald im dunkelsten Blau des Himmels, bald in jenem herrlichen Grün leuchteten, das der bewegten See im Sonnenschein eigen ist, berauschte Joseph, daß er sich, seine Scheu vergessend, zu den so lieblich dargebotenen Lippen niederbeugte. Und der Pirol im Wipfel der schönen Buche erhob noch

einmal seinen Jubelruf, dann schwang er sich auf und zog, goldglänzend im Schein der Sonne, zum Walde hinüber.

⁂

5. Der Abschied.

Nun lebte Joseph den ganzen Sommer hindurch in einer Welt voll eitel Glück und Wonne und seliger Erwartung noch schönerer Zukunft. Kaum konnte er es manchmal fassen, daß er dies schönste aller Wesen sein eigen nennen und diese Welt von Liebreiz in seine Arme schließen dürfe, und immer neu erschien sie ihm in der Frische des Morgens, der Glut des Mittags und der seligen Ruhe des Abends. Aber die Tage glitten dahin, eilend wie ein munterer Bach, der im Sonnenschein blitzende Lichter wirft, und ehe er es sich versah, war der Herbst ins Land gekommen. Da saß er eines Tages mit Hechta auf dem Stein unter der schönen Buche, die schon einen Kreis roten Laubes um sich ausgebreitet hatte. Aus dem fahlen Grün der wilden Rosen leuchteten wie Scharlach die Hagebutten hervor und farbige Herbstschmetterlinge schwankten umher oder plätteten ihre Flügel auf besonnten Steinen. Die blaßvioletten Herbstzeitlosen blühten ringsum, feines Gespinst zog durch die klare Luft und hoch aus dem Blau kamen die Rufe wandernder Kraniche. Die beiden Liebenden waren verstummt und schauten still hinaus in

die sonnige Vergänglichkeit. Da griff Hechta zu der schönen, goldbesaiteten Laute, die neben ihr lehnte, und während ihre schönen Finger sanft darüber hin= glitten, daß es klang wie leises Quellengeriesel und das Flüstern des Laubes im sanften Abendwinde, begann sie zu singen:

„Abschiedshauch durchweht die Lüfte,
Letzte Farben, letzte Düfte,
Und ein letzter holder Klang. —
Wo sind jene schönen Tage,
Da aus jedem Blütenhage
Tönte Nachtigallensang?

Zwar noch blüht die letzte Rose,
Doch die bleiche Herbstzeitlose
Schimmert schon im Wiesengrün:
Sie verschlief das beste Wetter,
Und nun eilt sie, ohne Blätter
Sich beizeit noch auszublühn.

Träumerisch in sich versunken
Und wie von Erinnrung trunken
Liegt die Welt so blau und weit,
Sehnsuchtsvoll, mit sanfter Klage,
Still gedenkend goldner Tage
Und der schönen Rosenzeit!“

„Hörst du es rufen in der Luft?“ fragte sie dann. „Es geht zum Abschied, meine Zeit ist um.“

Joseph erschrak, denn daran hatte er noch gar nicht gedacht. Er sah ihr fragend in die Augen. Ein leiser Luftzug kam von den Bergen das Thal entlang, rauschte durch das Gezweige der schönen

Buche und sandte einen rotgoldenen Regen welken Laubes herab.

„Die Blätter fallen,“ sagte Hechta zusammenschauernd, und strich das rote Laub von ihrem Schoß, „ich muß hinunter. Morgen wirst du mich nicht mehr sehen. Hab Dank für deine Liebe und lebe wohl für immer!“

Joseph war durch diese Mitteilung ganz zu Boden geschlagen und faßte sie kaum. Als sie dann seine Verzweiflung sah, da ging es wie ein helles Licht über ihre Züge, und sie sprach:

„Möglich ist es, daß wir uns wiedersehen, ja, daß wir für immer vereinigt leben im höchsten Glück. Aber eine Probe mußt du bestehen, allzu schwer für den menschlichen Wankelmut. Du mußt mir Treue bewahren, bis der Frühling ins Land kommt, bis das erste Buchengrün im hellen Lichte steht.“

Joseph konnte nicht fassen, wie sie daran zweifeln möge. Das war doch eine Bedingung, allzu leicht zu halten. Denn wie könnte er wohl Augen haben für ein anderes weibliches Wesen in der Welt, da sich ihm die Schönheit selbst lieblich geneigt hatte. Sie aber sprach mit stillem Ernst:

„Achte die Prüfung nicht gering, die ich dir auferlege, denn ein Schimmer wie aus einer schöneren Welt wird um dich sein, wenn du wieder ins Dorf zurückkehrst, und sie werden dir nachstellen. Es gibt liebliche Dirnen da draußen, und kein Menschenherz wird gefunden, das nicht einmal seine schwache Stunde hätte. Bedenk es wohl, es ist dein sicherer

Tod, wenn du dein Versprechen brichst, in dreien Tagen mußt du dann sterben."

Als nun aber Joseph seine unwandelbare Liebe beschwor und sie anflehte, ihm ihr Vertrauen zu schenken, da strahlten ihre Augen von unendlicher Liebe und sie sprach:

„O, du Holder, ja, ich glaube dir! So komm denn und nimm das Zeichen unseres Bundes." Sie wickelte dann um den Ringfinger seiner linken Hand eine feine Strähne ihres goldfarbigen Haares, zog eine blitzende Schere hervor, schnitt das Haar ab und drückte einen Kuß darauf. Da ward es zu einem festen goldenen Ringe, der den Finger eng umschloß. „Dieser Ring mag dich stets mahnen an dein Versprechen. So du aber im geringsten dagegen handelst, wird sich sein Glanz trüben. Wird er aber gar schwarz werden, dann wehe dir, denn das ist das Ende."

Derweilen hatten sich fern um den Abendberg schwere Dünste gelagert, der Himmel hatte sich verfinstert und der Sonnenglanz schwand plötzlich hinweg. Im Walde wogten die Wipfel durcheinander und eine wirbelnde Säule welken Laubes erhob sich hoch in die Luft. Dann kam sie eilend über die Wiese herangewandelt, und als Hechta dies sah, da rief sie klagend:

„Weh, so früh schon, ach, so früh schon!"

Sie umarmte Joseph eilend und küßte ihn; dann kam der Sturm heran und riß sie von ihm hinweg, während rauschend und brausend die letzten

Blätter der schönen Buche in die Luft flogen. Aus einer dichten Wirbelwolke roten Laubes hörte Joseph noch einmal Hechtas Ruf: „Leb wohl, leb wohl!“ und als sich diese Wolke lockerte und zerstreute und mit dem Sturme weiterzog, da war das schöne Waldfräulein verschwunden. Es half Joseph nichts, daß er sich fast die Finger wund klopfte und die Luft mit seinen Wehrufen erfüllte; nur durch die blattlosen Zweige der schönen Buche säuselte der Wind ein sanftes Klagelied.

6. Die Prüfung.

Am nächsten Tage lag Schnee auf dem Gipfel des Abendberges und Joseph zog mit seinen Kühen zurück in das Dorf. Dort konnte man sich nicht genug verwundern über das stattliche und glänzende Aussehen der wohlgenährten Tiere. Der Lindenbauer klopfte sie wohlgefällig auf den Hals, ging um sie herum und lobte sie mächtig. Die Bäuerin aber konnte ihren Sohn nicht genug ansehen, so stattlich und schön war er geworden. Dies war auch das Urteil der ganzen Weiblichkeit im Dorfe, und selbst solche Mädchen, die schon ihre Schätze hatten, konnten nicht umhin, nach ihm zu blicken und ein wenig zu seufzen, wenn sie an die ihrigen dachten. Die anderen nun gar warfen ihm sehr wohlwollende

Blicke zu, aber es half ihnen nichts. Denn ob die schüchterne Käthe rot ward und auf ihr Busentuch blickte, wenn er vorüberkam, ob die lustige Grete ihm von ihrem Garten aus ein paar neckische Vers-chen zusang, ob die kecke Vroni ihn beim Vorüber-gehen herausfordernd mit der Schulter anstieß und ihm einen Blick zusandte, der Eisen hätte schmelzen können, so machte das alles keine Wirkung, er blickte sie ruhig an und ging kaltsinnig weiter, denn der Gedanke an das holde Waldfräulein war wie ein Nebel um seine Sinne. Da er nun auch nim-mer den Tanzboden besuchte, wo allsonntäglich die jungen Burschen die hübschen Mädchen herum-schwenkten, noch die Spinnstuben, da man Schnur-ren und Spässe erzählte und allerlei verliebte Thor-heit trieb, so galt er bald für stolz und hochfahrend, und sie nannten ihn spöttisch den Prinzen vom Abendberge.

Nur bei der Tochter seines nächsten Nachbarn, der schönen Annemarie, gab es eine kleine Ausnahme, dort wagte er nicht hinzusehen, wenn er vorüberging. Er hatte sie früher gern gehabt, und auch sie hatte ihn mit den schwarzbraunen Augen stets gar lieblich angeblickt, wenn er sie grüßte und hatte den roten Mund zum Lächeln verzogen, daß die weißen Zähne hervorblitzten. Er hatte auch wohl eine Weile am Gartenzaun mit ihr geplaudert, doch das war nun vorüber, denn seit er von der Wiese hinter dem Abendberge zurückgekehrt war, vermied er sie ebenso wie die anderen.

Unterdes war der Winter ins Land gekommen und hatte die Berge mit Schnee bedeckt, und der Bach ging schwärzlich und dampfend zwischen den mit Eis verglasten Steinblöcken dahin. Wie endlos erschien Joseph dieser Winter, denn seine Sehnsucht war einzig auf den Frühling gerichtet, und sein Haupt mit lieblichen Sommergedanken der Erinnerung und Hoffnung gefüllt. Und wenn sich die anderen Burschen und Mädchen auf den Sonntag freuten, so war er ihm nur lieb, weil dann wieder sieben Tage um waren und der Lindenbauer an seinem Wandkalender mit Rotstift einen dicken Strich durch die Woche machte. Doch der alte Kalender ging zu Ende, der neue ward in Gebrauch genommen, und mit rotem Zickzack fraß sich auch in diesen die Vergangenheit immer weiter hinein. Schon gab es einzelne schöne, verheißungsvolle Tage, wo über der grünen Saat, die aus dem Schnee hervorgetaut war, schon die Lerchen sangen; immer eifriger läutete die Kohlmeise ihr Frühlingsglöckchen, und endlich schallte auch der flötende Schlag der Drossel aus den Wipfeln des Waldes. Von den Bergen plätscherte es in tausend neuen Rinnsalen, die Bäche schwollen und rauschten ungestüm dahin, und hier und da auf den Wiesen schimmerte blankes Wasser im Sonnenschein. Und wie sich die selige Unruhe in der Natur mehrte, wie das Knospen und Keimen und Blühen begann und der Gesang der Vögel immer reicher von allen Zweigen schallte, da ward auch die Sehnsucht in dem Herzen des jungen Mannes größer und kaum konnte

er noch die Zeit erwarten, da sich sein holdes Glück vollenden sollte.

Als die Knospen der Buchen kurz davor waren, sich aufzuthun, ward eine große Hochzeit im Orte gefeiert, denn der reichste Bauer im Unterdorfe verheiratete seine Tochter. Davon konnte sich Joseph nicht ausschließen, obwohl er es gerne gethan hätte, und fand sich dort auch in seinem besten Staat ein. Als man sich nach der Trauung an den mit Wein und Speisen schwerbeladenen Tisch setzte, fand es sich, daß er die Annemarie zur Tischnachbarin erhalten hatte. Er mußte unwillkürlich staunen, wie schön sie war, denn in dieser Gesellschaft kam ihr keine gleich. Doch obwohl er fröhlich gestimmt war, weil er am Morgen gesehen hatte, daß ein einziger warmer Regen die Knospen der Buchen öffnen konnte, so blieb er doch stumm und einsilbig, denn vor seiner Nachbarin hegte er eine stille Furcht, und er vermied es, sie anzusehen. Sie aber schien nicht darauf zu achten, plauderte und lachte mit den anderen und strahlte scheinbar vor Glück. Allmählich ward die Gesellschaft lauter und brausender, denn der Bauer hatte seinen besten Roten aus dem Keller hergegeben, und man trank sich fleißig zu. Da konnte Joseph doch manchmal nicht umhin, seine Nachbarin heimlich anzusehen, die so unbekümmert um ihn plauderte und lachte, daß die weißen Zähne hervorschimmerten, während die schwarzbraunen Augen in verhaltenem Glanze leuchteten.

Als dann nach dem Essen das Kreischen der

Fiedel, das Gequäk der Klarinette, das Geblöke des Horns und das Knurzen des Kontrabasses zum Tanze lud, da konnte sich Joseph ebenfalls nicht ausschließen. Er tanzte mit der hübschen Käthe, die sich so andächtig und feierlich herumdrehte, als sei es eine heilige Handlung. Sie hielt dabei die Augenlider mit den langen seidenen Wimpern niedergeschlagen, und nur zuweilen sendete sie einen schüchternen Blick empor und ihre roten Wangen färbten sich noch ein wenig tiefer. Er tanzte mit der lustigen Grete, die zu der Melodie des Hopsers allerlei kecke Verschen sang und ihn mit glänzenden Augen anfunkelte, er tanzte mit Vroni, die sich gar zuthunlich an ihn schmiegte, allein der schönen Annemarie ging er aus dem Wege. Doch plötzlich stand diese vor ihm, in ihren Augen funkelte es und um den schönen Mund zuckte es, und ehe er recht wußte, wie es geschah, hatte er sie in den Reigen geführt. Bald traten die anderen zurück und bildeten einen Kreis um das schöne Paar, denn die Annemarie tanzte so leicht wie eine Feder und so zierlich wie eine Bachstelze, und Joseph verstand es ebenfalls am besten im Dorfe. Selbst die Alten aus dem Nebenzimmer kamen herbei und sagten, besser hätte man in der guten alten Zeit auch nicht getanzt, und das wollte etwas sagen. Annemarie blickte ihn aber nicht an, sondern sah über seine Schulter hinweg ins Leere.

Als nun die Lustbarkeit zu Ende ging und alle sich auf den Heimweg begaben, ging es nicht anders, als daß Joseph die schöne Annemarie nach Hause

brachte, denn sie wohnten beide am äußersten Ende des oberen Dorfes. Zu Anfang hatten sie noch andere Begleitung, doch als sich diese scherzend und lachend in die Nebengassen nach ihren Häusern verloren hatte, wanderten sie allein und schweigend durch die wolkenverhangene Frühlingsnacht. Es war ein Wehen und Sausen in der Luft, sehnsuchtsvoll brauste es durch das junge Laub und die knospenden Wipfel, und mit leidenschaftlichem Rauschen stürmte der Bach durch die Nacht dahin. Zuweilen fielen ein paar vereinzelte Regentropfen und sprühten auf die glühenden Gesichter, dann wieder kam der Mond durch eine Wolkenlücke und warf ein kurzes Licht auf schäumende Gewässer und weißliche Blütenbäume.

Die beiden jungen Leute waren in ihrer schweigenden Wanderung thalaufwärts geschritten, bald hörte Joseph die leichten, festen Schritte und das zarte Rauschen der Gewänder neben sich, bald hinter sich, je nachdem die Breite des Pfades es zuließ, und so waren sie endlich am Ende ihres gemeinschaftlichen Weges angelangt. Wo das kleine Pförtchen unter dem Nußbaum in den Garten ging, standen sie, und Joseph reichte dem Mädchen die Hand zum Abschiede. Zugleich kam der Mond noch einmal wieder hervor, warf sein Licht über das ganze Thal, über die Pfade, die sie gegangen waren, und die stillen Häuser, die mit schwarzen Fenstern in ihren Gärten lagen, auf den Bach, der hier und da aus dem Dunkel blitzte, und auf das schöne Antlitz, das mit schwarzbraunen Augen auf ihn hinblickte. Das Mädchen ließ seine

Hand nicht los, sondern hielt sie fest umspannt, und dann brach es hervor aus den Tiefen einer aufgeregten Seele und eines leidenschaftlich bewegten Herzens.

„O, du schlechter Mensch," sagte sie mit bebender Stimme, „was hab' ich dir gethan? Was hab' ich verbrochen, daß du mich verachtest, daß du mich nicht ansiehst, daß du nicht mit mir redest, daß du mir aus dem Wege gehst? O, so schön du aussiehst, so schlecht bist du!"

Joseph war erschrocken, er wußte nicht, was er sagen sollte. „O Annemarie!" brachte er nur heraus.

„O du, o du!" rief sie und ihrer selbst nicht mehr mächtig, schlang sie die Arme um ihn und barg den Kopf an seiner Brust, während ein krampfhaft schluchzendes Weinen den jungen Leib erschütterte. Joseph suchte sich sanft aus den lieblichen Schlingen zu lösen, allein nur noch fester schloß sie sich an und noch hilfloser klang das Weinen an seiner Brust. Er ward von Mitleid bewegt und wußte nicht, wie er sie trösten sollte. Und als er sich niederbeugte und ihr, während er sie sanft von sich zu drängen suchte, verwirrte Worte zuflüsterte, kam es, daß er, im Bestreben, freundlich gegen sie zu sein, sie sanft auf die Stirn küßte. Da wandte sich das thränenüberströmte Antlitz voll gegen ihn, und ohne zu wollen, mußte er die Thränen fortküssen, und so geriet er an den schwellenden Mund, der sich ihm sehnsüchtig entgegendrängte.

„Ach ja, ach ja," flüsterte sie, „du bist doch gut." Und sie wußte ihre Lippen so lieblich zu gebrauchen und sich so hingebend an ihn zu schmiegen, daß ihm das von Tanz und Wein erwärmte Blut wie Feuer durch die Adern rieselte, daß seine Glut sich an der ihrigen entzündete und er vergaß, was er nicht vergessen sollte.

*

7. Schluß.

Als Joseph am anderen Morgen mit einem dumpfen Druck auf seinem Herzen erwachte, fiel sein erster Blick auf den Ring, und siehe, er war schwarz. Ein Todesschrecken überkam ihn. Er scheuerte und putzte so lange an ihm herum, daß der Finger wund wurde, allein es half nichts. Von bösen Gedanken gepeinigt, lief er den ganzen Tag ruhelos durch den knospenden Frühlingswald und verbrachte die nächste Nacht schlaflos. Am anderen Morgen fiel ihm ein, ob Herr Picus nicht helfen könne; der wußte doch sonst Mittel für und gegen alles in der Welt.

Jetzt aber, da der Bach, von den Gewässern des schmelzenden Schnees geschwellt, ungestüm durch seine enge Schlucht brauste, war der Herr Picus nicht so leicht zu erreichen, sondern der Weg zu ihm führte auf weiten Umwegen über die Schroffen des Gebirges und an steilen Abhängen vorüber. Als Joseph gegen

Mittag das kleine Felsenthal erreicht hatte, fand er den Laboranten nicht zu Hause. Die Thür war verschlossen und das Thal einsam, nur von dem Getöse des Wildbaches erfüllt, der von dem Felsen herabstürzte und in der Tiefe gurgelte, kochte und schäumte. Dort saß Joseph eine lange Weile, schaute in das tobende Wasser- und Schaumgewirr und wartete. Endlich schrie ein Schwarzspecht einigemal so laut, daß jenes wütige Gebrause davon übertönt ward, und kurze Zeit hernach sah man Herrn Picus mit einem Kräuterbündel auf dem Rücken in das Thal herabsteigen.

Als Joseph sein Anliegen vorbrachte, schloß der Alte sein Haus auf, brachte aus einem Schränkchen eine kleine Flasche mit goldgelbem Inhalt zum Vorschein und sagte: „Das werden wir bald haben, bald haben. Wird wohl nicht echt sein, das Gold. Schwindelware, Schwindelware! Zieh ab den Ring!"

„Das geht nicht!" erwiderte Joseph.

„O was, o was," sagte Herr Picus, „muß gehen!" Aber ob er auch mit allen Kräften daran zog und zerrte, der Ring wich nicht und saß fest, wie angewachsen. „Hm, hm," sagte Herr Picus, „nun, woll'n 'mal sehen!"

Damit nahm er ein feines Hölzchen, fuhr damit in die Flasche, betupfte mit ihm vorsichtig den Ring und fing an, die Stelle mit einem Läppchen zu reiben. Aber der Ring blieb schwarz. Der Alte schüttelte den Kopf, holte ein großes, in Horn gefaßtes Glas und betrachtete dadurch aufmerksam den schmalen Reifen.

„Das ist nicht Arbeit von Menschenhand," sagte er dann, „Söhnchen, Söhnchen, wer hat dir den Ring gegeben?"

Da beichtete Joseph und erzählte dem Laboranten alles, was geschehen war.

„O weh, o weh!" wimmerte der Alte; „schlimm, schlimm! Morgen sind die Buchen grün, das sah ich heut im Wald, und morgen ist der letzte Tag für dich. Da lauf hinaus und sieh, daß du Verzeihung gewinnst. Ich kann nicht helfen, kann nicht helfen. Schlimm, schlimm!"

Joseph kehrte in das Dorf zurück, den Tod im Herzen. Wie im Traum schritt er über die steilen Pfade und an den schwindelnden Abhängen entlang, in deren blau dämmernden Gründen die Frühlingsgewässer unabläßig rauschten und brausten.

Am nächsten Morgen in der Frühe war er auf der Wanderung nach der Waldwiese. Die Luft war schwül und still, kein Blatt bewegte sich, der Abendberg hatte sich in Schleier gehüllt, und der Himmel war von weißlichem Dunste bezogen, in dem die Sonne nur wie ein matter Schimmer bemerklich war. Der Tag ward nicht heller, je weiter er fortschritt, sondern die unheimliche Dämmerung nahm zu, denn die Luft verdickte sich und stand blauschwarz hinter den Bergen. Durch die unheimliche Stille vernahm man zuweilen ein fernes, dumpfes Grollen.

Das grüne Wiesenthal durchbrausten unabläßig die schäumenden Gewässer, und mit Mühe und Not erreichte Joseph, watend und springend, den kleinen,

inselgleichen Hügel in der Mitte. Dort standen die Rosen im ersten jungen Grün, und die schöne Buche hatte eben die zarten hellen Blätter aus den braunen Knospen hervorgethan. Joseph schritt den schmalen Pfad hinauf. Hinter den Bergen ringsum grollte der Donner und zuweilen ging es durch die Luft wie ein banger Seufzer aus schwer bedrücktem Herzen. Lange stand er und wagte nicht, an den Stamm zu klopfen. Es ward immer dunkler, und in der blauschwarzen Luft zuckten die Blitze. Endlich ermannte er sich und klopfte zaghaft an. Da schallte ein Wehlaut tief aus gequälter Seele und das Waldfräulein stand vor ihm ganz in Schwarz gekleidet und marmorblaß. Joseph sank auf ein Knie, hob die Hände zu ihr empor und rief:

„Laß Gnade walten und verzeihe mir!“

Sie aber sah mit starren Augen auf ihn nieder.

„Weh, was hast du gethan!“ sprach sie. „Nun kann dir niemand helfen, niemand. Lebe wohl!“ Sie beugte sich nieder und küßte ihn auf die Stirn. Da wogten die Bäume im Wald und beugten die Wipfel tief zur Erde. Nun kam es heran unter Brausen und Knattern wie ein Heer wütender Dämonen, der Wind stürzte sich heulend in das junge Laub der Buche und dann schritt ein gewaltiger Regen über die Wiese heran, wie eine große senkrechte Wand, während bald hier, bald dort mit jähem Krach die Blitze niederfuhren und das schreckliche Getöse des Donners unablässig war.

Waldfräulein Hechta aber stand hochaufgerichtet; ihr langes, rotgoldenes Haar flog im Wind, und mit ineinander gewundenen Händen sah sie starr zum Himmel empor. Da fuhr es hernieder wie eine mächtige Feuerkugel und zerspaltete die schöne Buche von oben bis unten. Zu ihren Füßen lag Joseph, vom Blitz erschlagen.

Im gleichen Augenblick aber neigte am Ende des Thales, wo der Bach durch eine enge Schlucht den Ausweg suchte, der Bergwald seine Wipfel, diese wogten eine Weile durcheinander und fuhren dann in grausiger Schnelle und mit einem Krachen, das das Rollen des Donners übertönte, in den Abgrund. Ein Bergsturz hatte die ganze Schlucht verschüttet und wehrte den Fluten des Baches den Ausgang. Mit grausiger Schnelle stieg das Gewässer in dem bereits überschwemmten Thale, und bald sah nur noch der kleine Rosenhügel wie eine Insel aus den Fluten hervor. Unter der zerschmetterten Buche aber saß, unbekümmert um Sturm und Unwetter und den ewig strömenden Regen, Waldfräulein Hechta und sah mit starrem Blick in die Vernichtung. — — —

Am anderen Morgen, als die Sonne vom klaren Himmel lachte und die kleinen Wellen des neu erstandenen Sees mit tausend Lichtern blinken ließ, begrub Hechta mit ihren eigenen zarten Händen den Geliebten unter den Rosen und zog sich dann zu langjähriger Gefangenschaft in die Tiefe zurück.

Der vom Blitz getroffene Baum zerfiel und ver-

moderte im Laufe der Jahre; an seiner Stelle ist eine neue Buche emporgewachsen, die nun schon stattlich ihre Zweige breitet. Um die Zeit, wenn die wilden Rosen blühen, hört man dort in schönen Mondscheinnächten zuweilen einen holden, schwermütigen Gesang.

Die Monate.

⁂

I. Die Brüder.

In einer kleinen Stadt im Norden von Deutschland lebten zwei Brüder, deren Glücksumstände sich in ganz verschiedener Art gestaltet hatten. Obwohl beider väterliches Erbteil das gleiche gewesen war, so befand sich doch nach einigen Jahren Johann Bobertag, der ältere von beiden, in behaglichem Wohlstande, während der jüngere Bruder Christian in die höchste Not geriet. Jener war von einer mißtrauischen und übelwollenden Gemütsart und stets geneigt, von Menschen und Dingen das Schlimmste zu denken. Es erfreute seine hämische Seele und that seinem neidischen Herzen wohl, überall die häßlichen Seiten und Fehler aufzufinden, und dies ging so weit, daß er an unserer lieben Sonne zum erstenmal eine Freude hatte, als ihm kund ward, daß auch ihr strahlender Glanz nicht ohne Flecken sei. Dabei war er ein rechter Geizkragen, und indem er einzig und allein auf die Vermehrung seiner irdischen Güter bedacht war, verschmähte er auch das verächtliche Mittel nicht, die Not seiner Mitbürger auszunutzen

und ihnen durch wucherische Künste das Letzte abzupressen. Dabei ließ er sich selber nichts abgehen und schleckte im geheimen Törtchen, Pasteten, gebratene Schnepfen oder sonstige leckerhafte Gerichte, wozu er schmunzelnd manch Gläschen köstlichen Weines leerte, und wenn er dadurch in heitere Stimmung geriet, so pflegte er sich wohl, höchlich vergnügt über die Schlechtigkeit und Dummheit der Menschen und seine eigene Schlauheit, kichernd die Hände zu reiben.

Von ganz anderer Art war Christian, der jüngere Bruder. Konnte man ihn auch nicht gerade leichtsinnig nennen, so war er doch leichten Sinnes und stets geneigt, von Menschen und Dingen das Beste anzunehmen, ja es betrübte ihn, wenn er irgendwo einen Fehler und eine schlechte Seite entdeckte, und er bemühte sich, darüber hinwegzusehen. Da er nun so vertrauensvoll, gutmütig und dienstfertig war, so vermochte er selten eine Bitte abzuschlagen, und so war ihm, ehe er sich's versah, im Lauf einiger Jahre sein Geld und Gut durch die Finger gerollt, obwohl er selber für seine Person anspruchslos war und wenig genug brauchte. Aber leichtsinnige Freunde und vor dem Bankrott stehende Geschäftsleute hatten es ihm abgeborgt, und durch eine Bürgschaft für einen spekulierenden Bekannten, dessen Luftschlösser plötzlich spurlos in den Boden versanken und nichts weiter als einen großen Sumpf von Schulden hinterließen, hatte er zuletzt den Rest seines Vermögens verloren. Als es nun so weit gekommen war, daß die Not mit

spitzem Knöchel bei ihm anklopfte, erschien ihm nichts natürlicher, als sich an seinen reichen Bruder zu wenden. Da kam er aber ganz an den Unrechten und fand statt Rat nur Hohn, statt Hilfe eitel harte Worte und Vorwürfe. Traurig ging Christian heim, verkaufte das Letzte, das er entbehren konnte, zog mit dem geringen Reste seiner Habe in ein kleines, ärmliches Kämmerchen und war eifrig bemüht, seine Umstände zu verbessern und sich wieder vorwärts zu bringen. Allein dies wollte ihm auf keine Weise gelingen. Die Freunde, denen er früher geborgt hatte, besaßen entweder selber nichts oder verleugneten ihre Habe; vergeblich waren die Bemühungen des Verarmten, eine Stellung zu erringen, die ihm etwas einbrachte, und so ging das Jahr und mit ihm seine geringe Habe zu Ende. Am Sylvestertage besaß er nicht mehr so viel, sich satt zu essen, und mit dem Beginn des neuen Jahres sollte er auch sein ärmliches Kämmerchen verlassen, weil er die Miete nicht mehr zu bezahlen vermochte. Nur ein wertvoller Ring, ein Andenken an seine verstorbene Mutter, war noch sein eigen, aber diesen hätte er nur in der äußersten Not aus der Hand gegeben. Lieber beschloß er, sich noch einmal an seinen hartherzigen Bruder zu wenden und ihn um ein wenig Reisegeld zu bitten, denn seine einzige Hoffnung setzte er darauf, daß er in einer zwei Tagereisen entfernten Stadt noch eine Schuld ausstehen hatte, deren Einziehung ihm vielleicht glücken möchte, wenn er sich selber an Ort und Stelle befand.

Als er kurz vor Mittag in das Haus seines Bruders eintrat, wehte ihm ein verlockender Küchenduft entgegen, als wenn dort allerlei köstliche Dinge gebraten und geschmort würden, und in seiner hungrigen Seele entstand die ausschweifende Hoffnung, der Bruder möge ihn vielleicht heute zum Essen einladen. Dieser aber empfing ihn unwirsch mit der Frage, ob er schon wieder zu betteln käme, und als Christian seine Bitte vorbrachte, bemerkte der andere den Ring, der gar lieblich blitzte und funkelte. Dann sagte er: „Du hast dein Gut leichtsinnig vertrödelt und kommst nun zu mir, der das seinige zusammengehalten hat, als Bettler mit einem kostbaren Ring am Finger. Es muß dir doch wohl nicht so schlecht gehen, wie du sagst.“

„Es ist das letzte Andenken an unsere Mutter,“ sagte Christian, „und das einzige, was ich noch besitze. Es thäte mir weh, ihn in fremde, gleichgültige Hände zu geben.“ Johanns Augen leuchteten gierig, denn ihm kam plötzlich ein guter Gedanke. Er suchte einen milden Klang in seine Stimme zu legen und sprach in heuchlerischem Ton:

„Jawohl, ich verstehe, lieber Bruder. Der Ring ist ja auch so ungemein kostbar nicht und der Stein hat, soviel ich weiß, einen Fehler, der seinen Wert beeinträchtigt. Aber es wäre doch unrecht, wenn ein solches Familienandenken in fremde Hände käme. Darum will ich dir gerne behilflich sein in deiner Not und dir den Ring für einen Dukaten abnehmen. Da hast du ein schönes Reisegeld und der Ring

bleibt in der Familie. Später, wenn deine Umstände sich bessern, da magst du ihn wieder zurückkaufen."

Obwohl nun Christian dies Gebot sehr gering erschien, so leuchtete ihm doch diese Wendung der Sache sehr ein, und nach einigem Zögern und einem schüchternen Versuche, einen höheren Preis zu erhalten, gab er den Ring hin. Johann begab sich innerlich schmunzelnd in ein Nebenzimmer, wo er ziemlich mit Schlüsseln rasselte, und sich das Knacken verschiedener Schlösser vernehmen ließ. Sodann klimperte er eine Weile mit Goldstücken und kam endlich mit dem beschnittensten Dukaten, den er finden konnte, zurück, händigte ihn Christian mit einer Miene ein, als erweise er ihm die höchste Wohlthat, und nahm den Ring dafür in Empfang. Indes hatte die Wirtschafterin bereits den Kopf durch die Thür gesteckt, um anzukündigen, daß das Essen bereit stände, und nun sagte Johann: „An deiner Stelle, lieber Bruder, würde ich mich keinen Augenblick mehr hier aufhalten, sondern mich ohne Zeitverlust auf den Weg machen."

Mit stillem Bedauern sah der arme Christian seine Hoffnung, zum Essen bleiben zu dürfen, schwinden und entfernte sich. Auf dem Flur begegnete ihm die Wirtschafterin, die einen schöngespickten und köstlich braun gebratenen Hasen vorübertrug, der eine verlockende Wolke herrlichen Duftes hinter sich ließ. Das stieg dem Hungrigen gar lieblich in die Nase, und seufzend ging er die Treppe hinab. Als er

dann kurze Zeit später seine wenigen Habseligkeiten in die Wandertasche packte und dazu sein trockenes Brot mit Wasser hinabspülte, saß Johann behaglich an seinem wohlgedeckten Tische und verzehrte die zarten Schlegel und den größten Teil des saftigen Rückens nebst köstlichem Apfelmus mit Zimmet bestreut und leerte dazu ein Fläschchen alten Rheinweins. Der neuerworbene Ring lag vor ihm, und in den Zwischenpausen, wo er Kraft schöpfte zu neuem Angriff auf den trefflichen Hasen, nahm er das Geschmeide in die Hand, ließ den Stein wohlgefällig im Lichte funkeln und schmunzelte vergnüglich, denn es war ein Rubin vom reinsten Wasser und wohl an die fünfzig Dukaten wert. Es war ein Augenblick des Glücks, und Herr Johann Bobertag war mit sich zufrieden. Christian marschierte derweil wohlgemut in den kalten Dezembertag hinaus. Sein hoffnungsreiches Gemüt spiegelte ihm die schönsten Bilder vor, wie alles glücklich ablaufen werde, und was er dann mit dem geretteten Gelde für kluge Dinge beginnen wolle, damit es sich vermehre und ihn ernähre. „Es wird mit mir auch gehen, wie mit dieser verschneiten Welt,“ dachte er. „Ueber ein kleines, und statt krächzender Raben über öden, verschneiten Fluren werden hier jauchzende Lerchen sein über hoffnungsgrünen Saatfeldern, und die Bäume und Sträucher werden mit einem neuen Schnee von schimmernden Blüten bedeckt sein. Ja, und dann wird es mir Spaß machen, daran zu denken, daß ich einmal nicht genug hatte, mich satt zu essen, und

mich mit dem Dufte des Bratens begnügen mußte, der anderen Leuten wohlschmeckte.“ Und auf diese guten Aussichten hin überlegte er, ob er sich nicht heute abend bei der Einkehr in ein Wirtshaus die Güte anthun solle, eine tüchtige Schüssel Schweinsknöchlein und ein großes Glas Bier zu bestellen.

Aber der Nobiskrug, das Ziel seiner heutigen Wanderschaft, war noch weit, und der frühe Winterabend breitete schon rings seine Dämmer aus, als Christian den mächtigen Tannenwald betrat, den die breite Landstraße schnurgerade durchschnitt. Vor ihm in der Ferne des scheinbar endlosen Weges brannte das Abendrot und verklärte die schneebedeckten Tannenäste mit rosigem Schimmer; es war, als läge eine schöne, himmlische Welt dort vor ihm ausgebreitet, die zu erreichen er nur tapfer darauf loszugehen brauche. Aber das ferne Feuer verdämmerte in einen zarten, rosigen Schein, und auch dieser verblaßte allgemach. Nun segelte ihm zur Seite über den Wipfeln der Bäume die schmale Silbersichel des Mondes dahin wie ein mit Schätzen hochbeladener Kahn, und ringsum blitzten und funkelten die Sterne mit unsäglichem Glanze gleich köstlichen Edelsteinen. Christian vernahm nur das Tönen der eigenen Schritte auf dem knirschenden Schnee, und als er einmal stand und lauschte, weil er vermeinte, in der Ferne eine liebliche Musik zu hören, war es so still, daß nur ein sanftes Sieden in seinem Ohre war und er das leise Geknister der brennenden Sterne zu vernehmen glaubte.

So schritt er immer schneller dahin, denn die Nacht war bitter kalt und ihn begann zu frieren. Aber immer noch wollte der Robiskrug nicht kommen und der Weg kein Ende nehmen. Ihm fielen nun manche Geschichten ein, die man von diesem Wirtshause erzählte. Allerlei wunderliches Volk sollte da zu gewissen Zeiten verkehren, und besonders in der Sylvesternacht hütete sich jedermann, dort einzukehren, denn dann war es im Robiskruge gar nicht richtig. Auch wenn jemand dort zu dieser Zeit vorsprechen wollte, so nützte es ihm nichts, denn der Wirt wies vornehm und gering mit der Einwendung zurück, sein Haus sei besetzt. Vorüberfahrende hatten dann wohl eine liebliche, geisterhafte Musik oder fröhlichen Gesang aus dem hellerleuchteten Hause tönen hören, was ihnen trotzdem ein seltsames Grausen einflößte, zumal da in dem hellerleuchteten Zimmer, aus dem diese Töne kamen, niemand zu sehen war. Zugleich verbreitete sich dann in der ganzen Gegend ein köstlicher Geruch von Gebratenem und Gebackenem und von herrlichem Punsch.

Solches fiel dem guten Christian plötzlich schwer auf die Seele, denn er hatte bis dahin noch gar nicht daran gedacht, daß er sich gerade die Sylvesternacht zu seiner Einkehr ausersehen hatte. Was sollte er nun wohl anfangen, müd, durchfroren und hungrig wie er war, da doch die nächste Ortschaft noch drei Stunden weiter entfernt war? Unter diesen trüben Gedanken hatte er das Haupt hängen lassen, und als er es nun erhob, sah er mit einemmal einen

hellen Lichtschein in den Schnee fallen und bemerkte, daß der Robiskrug ganz dicht vor ihm lag. Er wollte jedenfalls sein Heil versuchen und schritt auf das aus allen Fenstern festlich leuchtende Haus zu.

Als er auf den Flur trat, kam gerade der Wirt aus der Küche und trug, ganz feurig im Gesicht und unter mächtigem Schnaufen, eine gewaltige Schale mit dampfendem Punsch vor sich her, während ihm ein alter Herr, der einen langen, talarähnlichen Pelz trug und ein rosiges, freundliches Antlitz mit einem ungeheuren schneeweißen Bart zeigte, bedächtig folgte. Als der Wirt den fremden Gast bemerkte, rief er ihm unter Schütteln des Kopfes abwehrend zu: „Ich kann Euch kein Quartier geben, es ist alles besetzt. Ihr könnt auch heute nichts bekommen, ich habe mein Haus an eine geschlossene Gesellschaft vergeben, die ungestört sein will.“ Dazu mochte wohl der hungrige und frierende Christian ein sehr trübseliges Gesicht machen, denn der alte Herr, der den Fremdling mit teilnehmenden Blicken beobachtet hatte, sagte plötzlich: „Laßt den Mann nur ein zu uns. Er hat ein gutes Gesicht, und ein Plätzchen wird sich schon finden.“

Der Wirt zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: „Nun, ich habe das Meinige gethan,“ öffnete dann mit dem Ellbogen die Thür des großen Gastzimmers, aus dem das Rauschen eines fröhlichen Gespräches hervorschallte, und trug den Punsch hinein. Der alte Herr und Christian folgten ihm.

*

11. Das Abenteuer im Nobiskrug.

In dem hellerleuchteten Gastzimmer des Nobiskruges stand ein großer, runder Tisch, bedeckt mit den Resten einer reichlichen Abendmahlzeit, und um diesen Tisch herum saß eine höchst sonderbare Gesellschaft von elf Personen, zu denen sich als die zwölfte jener alte Herr gesellte, der Christian hier eingeführt hatte. Diese zwölf Männer waren in die allerverschiedensten Trachten gekleidet, die man sich nur denken kann, von der leichtesten Sommergewandung bis zum schwersten Winterpelz, so daß man hätte denken können, hier sei eine etwas verfrühte Karnevalsgesellschaft beisammen. Sie beachteten Christian gar nicht, der sich still hinter den großen, glasierten Kachelofen drückte, sondern wandten ihre Aufmerksamkeit dem mächtigen Gefäß mit Punsch zu, das der Wirt stöhnend auf den Tisch setzte. Der alte Herr mit dem großen, weißen Barte füllte bedächtig die Gläser, die von Hand zu Hand wanderten, bis ein jeglicher versehen war. Danach entstand eine tiefe Stille, alle erhoben bedächtig die Gläser und thaten einen nachdenklichen Zug. Sodann verklärten sich alle Angesichter und Laute des Beifalls und des Entzückens ließen sich vernehmen. Der eine erhob Daumen und Zeigefinger der Linken, als prüfe er die Güte des Getränks zwischen den Fingerspitzen, und flüsterte: „Köstlich!“ Der andere lehnte sich in den Stuhl zurück, erhob die Augen gen Himmel und

schmunzelte: „Deliziös!“ Ein dritter wieder schlug, von Begeisterung ergriffen, auf den Tisch, daß Gläser und Geschirr klirrten, und schrie: „Donnerwetter!“ Ein vierter aber rief: „Ja, der Alte versteht es, das muß man sagen!“ und hielt dem weißbärtigen Herrn sein Glas entgegen, und nun stießen alle an mit diesem, dessen gutmütiges, rotes Gesicht vor Vergnügen glänzte, während der behäbige Wirt, die Hände über dem Bäuchlein gefaltet, schmunzelnd daneben stand und bald den einen, bald den anderen anblickte. Danach erhielt dieser den Auftrag, den Tisch abzuräumen und dem fremden Gaste die Reste der Mahlzeit vorzusetzen. Hei, das kam dem hungrigen Christian gelegen, und er fing an, tüchtig einzuhauen. Zwischendurch betrachtete er immer wieder mit Verwunderung die sonderbare Gesellschaft, die an dem großen Tische lustig pokulierte. Er bemerkte nun, daß jeglicher von ihnen ein schön gearbeitetes Musikinstrument neben sich lehnen oder an seinem Stuhlpfosten hängen hatte. Sollten es wandernde Musikanten sein? Aber einige von ihnen waren so leicht bekleidet, daß sie auf der Stelle draußen in der scharfen Winterkälte hätten erfrieren müssen.

Als sich Christian satt fühlte, war die Gesellschaft bereits in eine behagliche, mitteilsame Stimmung geraten, und man forderte ihn auf, sich an den großen runden Tisch neben den Herrn mit dem weißen Bart zu setzen. Als er dort bescheiden Platz genommen hatte, und ihm ein Glas von dem köstlichen Punsch vorgesetzt worden war, fragte der Nachbar, indem er

ihn wohlwollend anblickte: „Nun, Fremder, wart Ihr mit dem letzten Jahre zufrieden?“

Christian antwortete: „Das Jahr war schon gut; wenn es mir dennoch schlecht ergangen ist, so trug ich wohl selbst die Schuld.“

„Wir hören gerne etwas Neues,“ sagte darauf der Alte, „wenn Ihr mögt, so laßt uns Eure Geschichte hören.“

Obgleich nun Christian meinte, diese Geschichte sei gar nicht ergötzlich und mehr trübselig als lustig zu berichten, so mußte er doch erzählen. Als er nun zum Schluß von seiner heutigen Reise sprach und den schönen, wenn auch kalten Dezembertag lobte und von der herrlichen Abendröte sprach, in die er hineinmarschiert sei, gute Hoffnungen für die Zukunft aus ihr schöpfend, da schmunzelte der alte weißbärtige Nachbar wohlgefällig, und die anderen sahen sich bedeutungsvoll an, als ob sie es in der Macht hätten, solche Hoffnungen zu erfüllen. Als er nun fertig war, entstand eine kleine Stille. Sodann räusperte sich Christians anderer Nachbar sehr laut und kräftig, so daß unser guter Reisender fast erschrak und ihn verwundert ansah. Er war ein großer, stattlicher Herr in kurzem, weißem Wams mit schneeweißem Pelz besetzt, ja, alles war weiß an ihm, bis auf das rosige, von Gesundheit leuchtende Antlitz, den hellblonden Schnurrbart und die gleichfarbigen Haare. Seine Beine steckten in enganschließenden Hosen, und bis über die Kniee waren Stiefel gezogen von weichem Leder, oben mit Pelz besetzt. An dem

einen seiner Stuhlpfosten hing eine weiße Pelzmütze und an dem anderen eine glänzende, silberne Posaune. Als sich dieser Herr nun ausgeräuspert hatte, sprach er mit einer Stimme, die dem Hallen glich, das in kalten Wintern durch die Eisfläche großer Seen dahindonnert: „Nun, guter Freund, Ihr habt da eben so nette Sachen über den Dezember gesagt, was haltet Ihr von dem Januar?“

„O,“ sagte Christian, „der Januar ist ein frischer Monat, den hab' ich schon lieb. Herrlich ist er, wenn er die klingende Kälte bringt, daß die Seen wie ein Spiegel glänzen und die Bäume im Schmuck des glitzernden Reifes dastehen, wie silberne Korallen. Wenn man da auf dem Schlittschuh über die blanke Fläche dahinfliegt, gießt sein frischer, nordischer Hauch Kraft, Mut und Feuer durch die Adern, wie es sonst nur der sonnenreichste südliche Wein vermag. Herrlich sind auch seine klaren, sternfunkelnden Nächte, wenn das Nordlicht seine schwankenden Strahlen über den Himmel schießt und in die feste Decke mächtiger Seen unaufhörlich mit langhindonnerndem Krachen die Spalten springen; das ist die echte Wintermusik!“

Das Gesicht des weißgekleideten Mannes war bei diesen Worten immer strahlender geworden, und als Christian geendet hatte, schlug jener mit der Faust auf den Tisch, daß es donnerte, und rief: „Famos gesagt, das laß ich mir gefallen!“ Sodann stieß er mit Christian an und leerte sein ungeheures Glas Punsch auf einen Zug.

Nun beugte sich hinter diesem Kraftmenschen ein zweiter der zwölf Gesellen hervor; der war nur ziemlich klein und der Behendeste von allen. Er war auch weiß gekleidet, aber in die faltigen und bauschigen Gewänder eines Pierrots, und nur die kugelförmigen Knöpfe seines Wamses waren rot und so groß wie Apfelsinen. Sein rabenschwarzes Haar war kurz geschoren gleich dem Sammet und trat mit einer kleinen Schneppe in die niedrige Stirn des weißgepuderten Gesichtes. Indes er mit seinen Fingern leise auf einer Schellentrommel trillerte, die vor ihm auf dem Tische lag, blickte er Christian mit den schwarzen, glänzenden Augen pfiffig an und fragte: „Nun, und was wißt Ihr vom Narrenmonat Februar zu sagen?“

„Ja, da habt Ihr recht,“ sagte Christian, „ein lustiger Monat ist's. Man hat ihn auch darum zum kürzesten gemacht, weil die Leute so viel Spaßhaftigkeit sonst gar nicht zu ertragen vermöchten. Alle Welt macht er zu Narren, die ehrbarsten Leute verführt er zum Possenreißen und die feierlichsten Esel zum Hintenausschlagen; diesen Monat hab' ich immer gern gehabt, denn ein herzhafter Spaß ist Goldes wert!“

Solche Antwort mußte dem kleinen Manne wohl besonders gefallen, denn plötzlich war er auf dem Tisch und ging dort, jedenfalls weil er sein Vergnügen nicht anders zu bändigen wußte, unter dem Beifall aller Anwesenden auf den Händen herum. Sodann stand er wieder vor seinem Platze, über-

schlug sich in der Luft, daß er hinter seinen Stuhl zu stehen kam, grätschte mit einem mächtigen Satze über die Lehne und saß plötzlich wieder so ruhig da, als sei er es gar nicht gewesen. Ein solches verwunderliches Benehmen erzeugte bei Christian die Vermutung, daß er unter eine Gesellschaft von Seilspringern und Kunststückmachern geraten sei.

Unterdes war der dritte in der Runde unruhig geworden, ein gesetzter Herr, der einem Pächter ähnlich sah und einen Brummbaß neben sich lehnen hatte. Er sprach dann: „Und wie denkt Ihr über den März?“

„Ueber den März läßt sich viel Gutes sagen,“ antwortete Christian. „Das ist ein wichtiger Monat für den Landmann, dem er die Felder befreit und den Frost aus der Erde taut. O, so köstliche, sanfte Frühlingstage hat er schon, wo die Lerchen über der grünen Saat tirelieren und die Drosseln im knospenden Walde flöten, wo man meint, nun müsse der Frühling gleich über die Berge schauen und rufen: ‚Ja, ich komme schon!‘ In den Gärten duftet mit kräftigem Erdgeruch das gegrabene Ackerland, und um das unsägliche Grün der Stachelbeerbüsche, die mit lauter zarten braunen Glöcklein behängt sind, summen die Bienen. Aus der schwarzen Erde steigen nun liebliche Wunder empor, zarte Schneeglöckchen, schimmernde Krokus und leuchtende Narzissen und gegen Ende gar, da bannt ein holdes Duften deinen Schritt und siehe: die Veilchen blühen. Ja, der März, den laß ich schon gelten.“

Dies schien dem Manne in dem Pächteranzuge sehr zu gefallen, er bekam vor heimlicher und unterdrückter Freude ordentlich rote Ringe um die Augen und sagte fast abwehrend: „Na, na, nur nicht so poetisch, das kann ich ja gar nicht verlangen!“

Das Spiel mit den Monaten sagte den zwölf Leuten scheinbar ungemein zu, sie waren sehr aufmerksam, wenn Christian sprach, und gaben ihre Zustimmung durch Nicken und beifälliges Gemurmel kund. Nun meldete sich auch schon wieder der nächste in der Runde, ein sehr sonderbar und narrenhaft gekleideter junger Mann. Die rechte Hälfte seines ausgezackten, mit Schellen besetzten Wamses war blau, die linke orangegelb, ebenso war es mit den Beinen bestellt und mit seiner Mütze, nur daß hier die Farben in umgekehrter Reihenfolge angebracht waren, und wenn man dem Manne genau in sein ewig bewegliches Gesicht sah, bemerkte man, daß es auch hier an Abwechselung nicht fehlte, denn eines seiner Augen war blau, das andere braun.

„Ich möchte nun ein wenig vom April hören!“ sagte dieser.

„Die Leute,“ antwortete Christian, „schelten den April einen unbeständigen Monat, aber das ist ja gerade das Hübsche an ihm. Es ist wie im Theater, immer gibt es etwas Neues zu sehen. Oder ist es nicht herrlich, wenn die Sonne durch den Regen lacht, daß es von den grüngoldenen Bäumen rinnt wie Perlen und Edelgestein und am Abend hoch über dem Sammetgrau abziehenden Gewölkes der leuch-

tende Regenbogen steht? Oder wenn der Sturm dahinbraust durch den knospenden Wald und dennoch plötzlich ein Sonnenstrahl hervorbricht aus finsterem Gewölk und in der Ferne ein leuchtendes Saatengrün oder eine schimmernde Wasserfläche hervorhebt wie eine selige Verheißung? Er versteht sich auf das Durcheinander. Lachen ist nicht schwer und Weinen ist nicht schwer, aber Lachen und Weinen zugleich, das ist die Kunst!"

Der närrische Mann, als wollte er zeigen, daß er dieser Fertigkeit mächtig sei, fing gewaltig an zu lachen, während ihm die Thränen sowohl aus dem blauen als dem braunen Auge liefen. Sodann sprang er ganz begeistert auf, hing die Pauke um, die neben ihm stand, und tanzte, während er sie tüchtig mit dem Schlegel bearbeitete und dazu die Becken fleißig tönen ließ, eine Weile im Zimmer herum. Unterdes stimmte der junge Mann, der nun zunächst am Tische saß, ein wenig an seiner kunstreich mit Blumen und Vögeln eingelegten Mandoline und klimperte dann erwartungsvoll darauf. Diesen Jüngling hatte Christian schon immer mit Bewunderung angesehen, denn er war über die Maßen schön. In dem seidenweichen, etwas gewellten Goldhaar trug er einen Kranz von Maiblumen und aus seinem rosigen Antlitz schauten sonnenhaft und siegreich zwei leuchtende blaue Augen. Bekleidet war er mit einem kurzärmeligen, griechischen Gewande, das um den Leib durch einen goldenen Gürtel zusammengefaßt wurde und auf weißem Grunde köstliches Blumenwerk ein-

gewebt zeigte, in dessen farbigen Ranken schimmernde Vögel und glänzende Schmetterlinge sich wiegten; an den Füßen jedoch trug er Sandalen mit übers Kreuz geschnürten Bändern. Dieser schöne Jüngling griff auf seiner Mandoline ein paar Accorde und sang dann mit angenehmer Stimme:

„Nun lieber Fremder sagt mir frei,
Was haltet Ihr vom Monat Mai?“

„Ich möchte wohl,“ erwiderte Christian, „daß ich verstünde wie Ihr die Mandoline zu schlagen, und daß mir Gott eine so schöne Stimme verliehen hätte, dann wollte ich euch singen von diesem Monat, wie er es wohl verdient, denn er ist ein Zauberer, der für alle Sinne das Lieblichste bietet. Dem Auge schmeichelt er durch das zarteste Grün und die schönsten Farben, er betäubt fast das Ohr durch die Fülle wechselnden Gesanges, er läßt den weichen Westwind dahingehen über blühende Gefilde, daß er sich mit Düften erfülle, und sendet ihn dann, uns zärtlich die Wangen zu streicheln; er treibt aus den geheimnisvollen Tiefen der Erde köstliche Kräuter und leckere Schossen hervor, daß auch die Zunge nicht leer ausgehe, ja, der Mai ist ein Monat, der seine Schätze so recht aus dem Vollen ausstreut, und leicht ist es, sein Lob zu singen.“

Der schöne Jüngling verneigte sich, daß ihm die goldenen Haare vornüber fielen, winkte dann Christian wohlwollend mit der weißen, schlanken Hand, griff auf seiner Mandoline einige Accorde und ließ ihnen eine liebliche Musik folgen, die klang wie

Quellengeriesel und Flüstern des Frühlingswindes in blühenden Zweigen. Sein Nachbar, ein junger Mann in studentischer Tracht, der eine Rose im Knopfloch trug und aus leuchtenden Augen gar munter in die Welt blickte, nahm mit seiner Geige die Melodie auf und beide musizierten eine kurze Weile gar anmutig. Dann fragte er sofort: „Und nun der Juni, wie steht es mit dem?"

Christian antwortete: „Vom Frühling und vom Sommer vereinigt er das Schönste. Er bringt die Rosen und die Erdbeeren, taufrische glänzende Morgen, glühende Mittage, stille sonnige Abende und helle, träumerische Nächte. Die Sonne und das Jahr sind auf der Höhe angelangt, am Feldrand blühen die wilden Rosen und ihr Duften mischt sich mit dem köstlichen Geruch frischgemähter Wiesen. Wohl dem, der nun wandern kann in die herrliche Welt hinaus, daß er all diese Schönheit sein eigen nennen darf!"

„Das will ich meinen!" rief der studentisch gekleidete Jüngling und trank Christian ein ganzes Glas zu. Ehe nun der Folgende, ein etwas träumerisch aussehender junger Mann in leichter Hirtentracht, der mit einer Flöte und einem Schäferstabe ausgerüstet war, den Mund öffnen konnte, sagte Christian:

„Ich weiß es schon, Ihr wollt nun vom Juli etwas wissen. Das ist der wahre Sommermonat, der das Korn reift und einen Segen von köstlichem Gemüse ausschüttet. Da ist es schön um die Mit-

tagszeit in den weiten Kornfeldern, wenn die Glut der Sonne über all dem reichen Segen brütet und sich nur zuweilen leise wie im Traum das weite Meer der Aehren flüsternd regt. Alle Vögel sind verstummt; einzig die Ammern spinnen unermüdlich den dünnen Faden ihres Gesanges, aber zwischen den Halmen und an den Rainen schwirrt und wetzt und zirpt und summt und brummt es von unsäglichem Insektenvolk; Schwebefliegen und Libellen stehen in der Luft und schießen dann plötzlich davon, während die Schmetterlinge wie trunken von Duft und Glut dahintaumeln. Aber auch gewaltig kann dieser Monat sein. Das schimmernde Gebirge von Wolken dort hinter dem Walde türmt sich immer höher empor und verdichtet sich zu einem finstern Graublau, das nur noch an den Rändern mit Silber gesäumt ist. Zuweilen tönt es von ferne wie ein dumpfes Gemurmel grollender Stimmen durch die stille Luft. Nun steigt es schneller auf und verschlingt die Sonne und dann jagt es heran mit Sturm und Regen über die wogenden Felder und ineinander schlingt sich unter dem Zucken der Blitze die endlose Kette rollender Donner und knatternder Schläge bei dem unendlichen Strömen des Regens. Aber weiter saust das Unwetter und vergrollt in der Ferne. Am Himmel wird ein schimmerndes Thor aufgethan und hervor tritt auf leuchtendem Blau die siegreiche Sonne in ihrer alten Pracht; ja, schön und gewaltig ist der Juli!"

Besonders daß Christian diesen Monat gewaltig

nannte, schien dem Hirtenjüngling zu gefallen, denn er winkte wohlgefällig bei diesem Worte und blickte triumphierend um sich. Dann legte er die Hand aufs Herz, verbeugte sich und warf dem Gaste eine Kußhand zu.

Der nun kam, war wie ein Schnitter anzusehen; er trug einen Kranz von Aehren, Mohn und Kornblumen im Haar, war gebräunt von der Sonne und vor ihm lag eine Klarinette. Er sagte weiter nichts als: „Nun weiter!"

Christian sprach: „So wie der Mai und der Juni ein wenig zusammengehören, so auch der Juli und der August. In dem einen wird die Ernte begonnen in dem anderen vollendet. Der August ist aber der richtige Erntemonat, und es ist eine lustige Sache, trotz harter Thätigkeit nur fröhliche Gesichter zu sehen und Menschen, die sich zur Arbeit schmücken mit hellen Gewändern und bunten Farben. Wenn nun all der Segen eingebracht ist und der letzte schwer beladene Erntewagen, dunkel sich abhebend gegen den goldenen Abendhimmel, unter Jauchzen und Gesang in die Scheune gebracht ist, wenn das Wetzen der Sensen am Tage und das Dengeln am Abend verstummte, da hebt sich bald ein anderes Tönen an von Fiedel, Klarinette, Horn und Brummbaß, die Röcke fliegen und die Jauchzer schallen — ja lustig ist der Erntemonat!"

Der braune Schnitter stieß einen Juhschrei aus, daß die Fenster klirrten, man hörte, daß er die Sache verstand, und merkte wohl, daß ihm Christians Rede

gut gefallen hatte. Dieser fuhr nun fort, indem er sich an den nächsten wendete, einen Mann mit behäbigen apfelroten Backen, der einem Gärtner gleichsah:

„Nun kommt der September und schüttet seine Früchte vor uns aus, köstliche Pflaumen, von zartem Hauch bereift, taufrische Aepfel, deren einer schon das ganze Haus mit Duft erfüllt, und Birnen, die fast von süßem Safte überquellen. Du rührst den Nußbusch nur an, und ein Segen von sauberen Nüssen prasselt hernieder, am Gartenzaun liegen die Kürbisse, groß wie Schweine, und am Geländer schwillt und rötet sich die Traube, süßer Verheißung voll, o, ein köstlicher Monat, ich liebe ihn!" schloß Christian, ganz in Erinnerung und Anschauung vertieft.

Der Gärtner rieb sich behaglich die Hände und sah vergnügt um sich. Dann nickte er ein paarmal schnell mit dem Kopfe und lehnte sich befriedigt in seinen Stuhl zurück.

Mit großer Spannung hatte ein Mann in der Ausrüstung eines Jägers, dem ein goldenes Waldhorn zur Seite hing, bis dahin gewartet. Nun beugte er sich vor und rief: „Hallo, Fremder, nun der Oktober!"

„Er bringt mit Macht den Herbst," sagte Christian, „und damit Abwechselung in die Welt. Das wenig unterschiedene Grün des Waldes färbt er um in Gold und Braun und Purpur, zum Zeichen, daß das Feuer des Sommers nun verglüht, und ist über-

haupt ein Maler, der die bunten Farben liebt. Und da ihm an Blumen nicht viel zu Gebote steht, so läßt er die seltsamen Teller und Hüte der Pilze aus dem Waldboden hervortauchen und malt sie mit Scharlach, Eiergelb und Sammetbraun. Aus dem goldgelben Laub der Eberesche leuchten die Beeren wie rote Korallen, und, wo der Juni an der Heckenrose blasse Tellerchen aufthat, glüht nun purpurn die Hagebutte. Schön ist es in stillen, sonnigen Oktobertagen auf einer einsamen Waldblöße, wenn ringsum die Bäume im Schmuck des Herbstes glühen und sich die späten Schmetterlinge, der bunte Admiral und der sammetbraune Trauermantel mit den blauen Pünktchen und dem goldenen Rande an den Stämmen sonnen. Silberne Fäden spinnen sich durch die Luft dahin und hoch aus dem Blauen schallt ein Wanderruf von Vögeln, die nach Süden ziehen, indes von Zeit zu Zeit in der Ferne ein Schuß verhallt. Schön ist es auch, wenn zu fröhlicher Jagd die Waldhörner klingen, das Geläut der Meute durch den Wald hallt, die rotröckigen Reiter zwischen den Kiefernstämmen dahinjagend in der Ferne verschwinden, und das Geräusch der Jagd leiser und leiser wird, so daß am Ende nur das sanfte Singen der Zweige übrig bleibt, bis dann schließlich wie aus traumhafter Ferne das Halali herübertönt!"

Wunderbar, klang dieses Jagdsignal nicht wirklich aus der Weite? Nein, der Jäger war es, der ganz heimlich das Horn an den Mund gesetzt hatte und es leise ertönen ließ. Kaum war dies beendet,

so kam eine Gestalt zum Vorschein, die Christian bis dahin gar nicht bemerkt hatte, da sie in einem großen Lehnstuhl mit Ohrenklappen ganz in sich zusammengekrochen neben dem weißbärtigen Nachbar gesessen hatte. Der alte Herr mußte wohl Zahnweh haben, denn er trug ein buntes, seidenes Tuch um sein graues, grämliches Gesicht und darüber hatte er eine Zipfelmütze bis auf die Ohren gezogen. Er war gekleidet in einen Schlafrock von der Farbe des gewelkten Laubes und seine Füße steckten in ungeheuren Filzschuhen. Indes nun seine mageren Finger mit einer Maultrommel spielten, die vor ihm auf dem Tische lag, beugte er sich hinter den Ohrenklappen seines alten Lehnstuhls hervor, sah mit seinen gelben Augen Christian starr an und sagte gar nichts.

Dieser kratzte sich ein wenig hinter den Ohren und sagte: „Ja der November. Die Leute wollen nicht viel von ihm wissen und schelten ihn einen verdrießlichen Monat, aber ich kann das nicht finden. Er hat manchmal so stille, graue Regentage, wo die Luft eigentlich nur sehr naß ist und es an jeder Knospe und jedem welken Blatt wie eine dicke Thräne hängt, das ist eine herrliche Zeit zum Träume spinnen und Luftschlösser bauen, wie ja auch die Maler auf dem grauen Grunde der Leinwand ihre farbigen Kunstwerke hervorzaubern. Aber die Stille und Verdrossenheit ist eigentlich gar nicht sein Element, er kann ein sehr gewaltiger Herr sein. Ja, schön ist es zu sehen, wenn er dann auf seinem wilden Roß, dem Nordwind, unter fliegendem Regen dahinsaust,

das letzte Laub von den Bäumen reißt und wirbelnd vor sich her jagt, das Wasser zu sprühendem Schaum in die Höhe peitscht und durch die Wipfel des Waldes dahinstürmt, daß sie donnernd brausen!"

Es war merkwürdig zu sehen, wie sich bei dieser Schilderung der alte, grämliche Herr veränderte; er richtete sich gerade empor und seine Schultern schienen sich zu verbreitern, seine welken Züge spannten sich und wurden fest wie Eisen, während aus den sonst so matten Augen ein seltsames Leuchten hervorbrach. Als Christian seine Rede geendet hatte, sank der Alte jedoch plötzlich wieder in sich zusammen in seinen Lehnstuhl und murmelte: „Ich bin zufrieden."

Nun war Christian die Reihe herum, und sein Nachbar mit dem großen, weißen Barte und dem rosigen Antlitz sah ihn lächelnd an. Christian bemerkte nun, daß in dem weitläufigen Pelze des Alten eine Unzahl von Taschen angebracht war, in deren jeder etwas bauschte, ja zuweilen waren sie so angefüllt, daß allerlei Spielwerk oder auch kostbarere Gegenstände oben heraussahen.

„Nun fehlt nur noch der Dezember," sprach Christian. „Von dem brauche ich nur ein Wort zu sagen, daß er in vollem Glanze strahlt: „Er ist der Weihnachtsmann, und fürwahr, wenn ich Euch so ansehe, so muß ich sagen, daß ich mir denke, er muß gerade so aussehen wie Ihr."

„Das habt Ihr getroffen," erwiderte der Alte, und ich meine, Ihr müßt doch wohl schon gemerkt

haben, in welcher Gesellschaft Ihr Euch heute abend befindet, oder solltet Ihr noch nicht wissen, daß es die Monate sind, mit denen Ihr hier an einem Tische sitzet?"

„Gedacht habe ich es mir zuletzt schon halb und halb," sagte Christian, „aber ich konnte doch kaum glauben, daß so große Herren so freundlich mit mir sein würden."

„Wir wollen allen guten Leuten wohl," sagte der Dezember, „und zudem habt Ihr so hübsche Dinge über uns gesagt, daß wir damit zufrieden sind. Selten gibt es in heutiger Zeit so sonnige Gemüter, wie Eures, das überall nur das Gute und Schöne hervorhebt und von allen das Beste denkt. Darum glaube ich der Zustimmung meiner Genossen sicher zu sein, wenn ich Euch zum Dank für Eure freundlichen Worte eine Gabe mitteile, die wohl geeignet ist, die Not, in die Euch Eure Herzensgüte versetzt hat, zu heben und Euch fernerhin glückliche Tage zu verschaffen." Damit grub und wühlte er sich in eine seiner tiefsten Taschen ein, während die anderen Monate durch Gebärden und Worte ihre freudige Zustimmung bekundeten. Endlich zog der Dezember ein sehr schönes, viereckiges Kästchen hervor, an dessen Seiten die zwölf Monate in eingelegter Arbeit dargestellt waren, während sich auf dem Deckel die vier Jahreszeiten in ewigem Reigentanze drehten, reichte es Christian dar und sprach weiter:

„Wenn Ihr einen Wunsch heget, so öffnet nur dieses Kästchen, es wird alles darin sein, was Ihr

begehrt. Wir wünschen, daß es Euch eitel Segen und Glück bringen möge. Aber eines dürft Ihr nicht vergessen. Nur auf ein Jahr können wir Euch diese köstliche Gabe verleihen, darum nutzet die Zeit, solange Euch das Kästchen zu Gebote steht. Am nächsten Sylvesterabend um dieselbe Zeit wird es plötzlich aus Eurem Besitze verschwinden, ob Ihr es auch in sieben eisernen Kisten verschlossen hieltet."

Als nun Christian seinen freudigen Dank aussprechen wollte, wehrte der Dezember dies ab und klopfte stark auf den Tisch. Infolge dieses Zeichens verstummte rings die Unterhaltung, alle Monate nahmen ihre Instrumente zur Hand, auch der September öffnete einen Kasten, der vor ihm stand, und holte eine Zither hervor, während der Dezember aus einer seiner unerschöpflichen Taschen allerlei Kinderinstrumente nahm, wie Kuckucksflöte, Vogelpfeife und dergleichen. Sodann begannen sie eine liebliche Musik, die das Walten und Weben der Jahreszeiten darstellte, und zu seinem großen Staunen erkannte Christian in diesen Tönen alles wieder, was er vorhin in Worten ausgedrückt hatte. Aber während sich die Musik in die Länge zog, überkam unseren Wandersmann infolge der späten Nachtzeit, des angestrengten Marsches vorher und des jetzt reichlich genossenen Punsches die Müdigkeit, er sank in den Stuhl zurück und entschlief süß und sanft.

*

III. Das wunderbare Kästchen.

Als Christian am anderen Morgen aufwachte, lag er auf der Ofenbank, im Zimmer war aufgeräumt und von den Spuren des gestrigen Gelages nichts mehr zu sehen, so daß er fast geneigt war, das ganze Abenteuer für einen sonderbaren Traum zu halten. Der Wirt kam ihm ganz höflich entgegen und auf die Frage nach der Schuldigkeit forderte er ein Geringes für Nachtquartier und Morgenzehrung. Danach marschierte Christian wieder munter in den kalten, grauen Neujahrstag hinaus. Es wehte eine scharfe Luft und nach einer Weile begann es zu stäuben, von einem feinen, prickelnden Schnee, der in alle Lücken der Kleidung eindrang. Trotzdem wanderte Christian mutig weiter, suchte sich durch eine raschere Gangart warm zu halten und war im Geiste fortwährend mit den sonderbaren Erlebnissen des gestrigen Abends beschäftigt. Je mehr er daran dachte, je unglaublicher erschien ihm alles, und doch stand jede Einzelheit so klar vor seinem Gedächtnis, es mußte jedenfalls eine sehr gründliche und deutliche Art von Traum gewesen sein. Mittlerweile mehrte sich der Schnee und der Weg ward immer beschwerlicher. Zudem fühlte Christian immer einen sonderbaren Druck auf der Brust wie von einem harten Gegenstande, und als er nachfühlte, fand er das Kästchen, das er gestern abend hatte in die Brusttasche gleiten lassen. Er zog es hervor und betrachtete es neugierig; die Sache war also doch kein

Traum gewesen. Er öffnete es und besah das Inwendige. So reich geschmückt die Außenseiten auch waren, so leer und schmucklos war es im Innern. Er klappte den Deckel wieder zu und dachte über die Worte nach, die der Dezember bei der Ueberreichung gesprochen hatte. Er setzte zwar wenig Glauben in die verheißene Wunderkraft des Kästchens, allein er dachte doch unwillkürlich: „Wenn ich jetzt so eine schöne Staatskutsche hätte und zwar eine geheizte mit vier Pferden davor, Kutscher und Bedienten und allem, was dazu gehört, da wollte ich besser und bequemer vom Fleck kommen.“ Kaum hatte er dies ausgedacht, so vernahm er ein leichtes Stampfen und Getrappel in dem Kästchen, und als er es verwundert öffnete, da hätte er es beinahe vor Schreck fallen lassen, denn es war nicht mehr leer, sondern eine kleine, allerliebste Kutsche darin mit vier Pferden, nicht größer als Zwergmäuse, mit winzigem Kutscher und Bedienten, so klein wie die grauen Grashüpfer, die im Sommer auf den Wiesen zirpen. Aus dem Verdeck der Kutsche kam ein kleines Kaminrohr hervor und ließ ein zartes, blaues Räuchlein in die Luft steigen. „Ja, was soll ich damit anfangen?“ dachte Christian, als die erste Ueberraschung vorbei war, „für Geld sehen lassen ist das einzige.“ Endlich verfiel er darauf, das Kästchen auf die Erde zu setzen, und damit war das Richtige getroffen, denn kaum war dies geschehen, als der Bediente vom Bock sprang und die Vorderwand des Kästchens gleich einem Thore öffnete. Sogleich fuhr der kleine Wagen hinaus und im

Weiterfahren fing alles an mit großer Schnelligkeit zu wachsen, so daß nach wenigen Sekunden die richtige Größe erreicht war. Der Bediente sprang wieder vom Bock, riß die Wagenthüre auf und sah Christian erwartungsvoll an. Dieser war so verblüfft, daß er fast das Kästchen hätte stehen lassen. Zum guten Glück stolperte er aber fast darüber, als er weiter gehen wollte, steckte es schnell zu sich und stieg ein. In dieser Kutsche war es aber hübsch, das muß man sagen. Sie war wirklich geheizt und drinnen eine behagliche Wärme. Dabei hing sie in so vorzüglichen Federn, daß Christian auch bei dem schnellsten Dahinjagen kaum etwas von den Unebenheiten des Weges verspürte, und in den veilchenblauen Sammetpolstern saß er wie in Abrahams Schoß. Als ihm nun auf diese Art klar wurde, welchen unermeßlichen Schatz er an diesem Kästchen besaß, ward er fast unsinnig vor Freude, sprang in dem Wagen herum, hopste vom Vorder- auf den Rücksitz, schlug sich auf die Kniee, klatschte in die Hände und lachte und weinte in einem Atem. Endlich beruhigte er sich ein wenig und nun fiel ihm plötzlich auf, wie schlecht sein alter, abgeschabter Anzug zu der schönen Kutsche passen wollte und wünschte sich schnell das Feinste. Sogleich fand er in dem Kästchen ein Röcklein vom herrlichsten Tuch mit goldgesticktem Kragen und Aufschlägen, eine geblümte Atlasweste, seidene Höschen und Strümpfe, Wäsche vom feinsten Batist, Schuhe mit goldenen Schnallen, kurz alles, was dazu gehört, und alles wuchs zur rich-

tigen Größe, sobald es herausgenommen wurde. Er kleidete sich nun um und warf das alte Zeug zum Fenster hinaus. Aber in einem so schönen Anzug leere Taschen zu haben, das ging nicht, flugs wünschte er sich das Nötige, und als er das Kästchen öffnete, war es gestrichen voll der schönsten Randdukaten. Das ließ er sich gefallen. Als sich schließlich Hunger und Durst regten, entnahm er dem unerschöpflichen Kästchen einen Eßkober, gefüllt mit den herrlichsten Gerichten und ein Flaschenfutter mit den feinsten Weinen aller Länder und frühstückte wie ein Kaiser.

Als um die Mittagszeit dieses Tages die vornehme und glänzende Kutsche vor dem ersten Gasthofe der Stadt anhielt, die Christian aufsuchen wollte, und ein so kostbar gekleideter Herr ausstieg, da erstarb der Wirt fast vor Ehrfurcht und sein Antlitz leuchtete wie Vollmondschein, indes die Kellner den seltenen Gast dienend umschwärmten wie die Fliegen einen Honigtropfen. Solche Wendung hatte mit einemmal sein Schicksal durch das wunderbare Kästchen genommen.

Natürlich dachte er jetzt nicht mehr an die Einziehung seines ausgeliehenen Geldes, nahm sich auch vor, noch nicht in seine Vaterstadt zurückzukehren, sondern beschloß einstweilen die Welt zu durchreisen, sich allenthalben aufzuhalten, wo es ihm gefiel, und die Gaben seines unvergleichlichen Schatzes recht auszukosten. So reiste er denn fast ein ganzes Jahr in Deutschland herum und hinterließ überall, wo er sich

aufgehalten hatte, ein gutes Andenken, da er große Summen an die Armen schenkte, mittellose Brautpaare ausstattete und Leute aus dem Schuldturm befreite. Dabei vergaß er jedoch nicht, daß sein Schatz ihm nur auf die Dauer eines Jahres verliehen war, und ließ durch einen Agenten in der Nähe seiner Vaterstadt eine große Herrschaft aufkaufen, zu der prächtige Wälder und Seen, viele Güter, ein herrliches Schloß auf dem Lande und ein wohleingerichtetes Haus in der Stadt gehörten, und alles aufs schönste und kostbarste wohnlich in stand setzen. Wegen seiner großen Wohlthaten hatte ihn der Fürst eines Landes, wo er besonders den Armen hilfreich gewesen war, unter dem Namen Herr von Kästchen in den Adelstand erhoben, und als man nun in seiner Vaterstadt erfuhr, daß sich dieser Mann, dessen Reichtum und dessen Wohlthätigkeit schon überall sprichwörtlich geworden waren, in der Umgegend niederlassen wollte, da herrschte große Freude und man fühlte sich durch diese Wahl höchlichst geehrt. Freilich hatte niemand eine Ahnung, wer sich unter diesem Namen verbarg, auch sein Bruder nicht.

Um die Weihnachtszeit kehrte Christian in seine Vaterstadt zurück und die Leute konnten nicht genug erzählen von der Pracht seines Wagens, von der Schönheit seiner Pferde und der Leutseligkeit seines Wesens, denn niemand erkannte ihn wieder. Anfangs ließ er sich wenig sehen, sondern saß fleißig die Tage über in einem Kämmerchen seines Hauses, das er ganz mit zolldicken Eisenplatten hatte austapezieren

und mit schweren eisernen Thüren hatte versehen lassen, und war ausschließlich damit beschäftigt, sein Kästchen voll Dukaten zu wünschen und das köstliche Gut dort wie Weizen auf einem Kornboden aufzuspeichern. Als endlich die goldene Last dort drei Fuß hoch lag, und nur einige schmale Gänge dazwischen frei gelassen waren, da schien es ihm genug, er verschloß diese Schatzkammer sorgfältig und dreifach mit den künstlichsten Schlössern und machte sich auf, seinen Bruder zu besuchen. Als er dort gerade wieder am Morgen des Sylvestertages vorfuhr und sich melden ließ, war dieser sehr erstaunt und verwirrt über den vornehmen Besuch, allein noch mehr verwunderte er sich, als dieser ihm entgegentrat mit den Worten: „Da bin ich wieder, lieber Bruder, und komme, meinen Ring zurückzukaufen. Ich vermag dir jetzt zehntausendfach zu vergelten, was du damals an mir gethan hast.“ Damit winkte er dem Diener, der an der Thür stehen geblieben war und dieser lief nun an den Wagen und schleppte keuchend einen Geldsack herbei, der zehntausend Dukaten enthielt. Christian löste die Schnur, stieß den Sack um und leerte den mächtigen Haufen Gold auf den Tisch aus. Wie da Johanns Augen gierig funkelten und wie er verblüfft war, das kann man sich wohl leicht vorstellen, fast wäre er vor seinem Bruder auf die Kniee gefallen und hätte ihn angebetet. Als er nun wohl zehnmal seinen verwirrten Dank gestammelt hatte, stürzte er fort und holte den Ring. Dann stierte er wieder auf den Goldhaufen hin; der Schweiß trat ihm auf die

Stirn und das Wasser lief ihm im Munde zusammen — einmal mußte er jetzt darin wühlen, anders hielt er es nicht aus. Wie ein Magnetberg zog es ihn an, er grub die Hände hinein und nun lief es ihm von den Fingerspitzen aus wie Wollust durch alle Glieder. Heimlich aber behielt er einen Dukaten in der Hand und während er allerlei von Bewirtung stammelte und seinen Bruder bat', sich einen Augenblick zu gedulden, lief er in das Nebenzimmer, wo sich sein Probierstein und seine Goldwage befanden, und prüfte das Goldstück. Wahrhaftig, es war echt und von dem feinsten Dukatengolde. Nun rief er nach seiner Wirtschafterin und befahl ihr, das Beste aufzutischen, was im Hause zu finden war, und dann rannte er wieder hin, bedeckte den Goldhaufen mit einem Tuche, damit die Frau ihn nicht sehen sollte, kurz er war ganz außer sich.

Als die Brüder dann bei einer Flasche köstlichen französischen Weißweins saßen, erzählte Christian seine Geschichte. Da überkam seinen Bruder eine Gier nach dem wunderbaren Kästchen, die ihn wie Feuer brannte. Heute, da die Monate wieder im Nobiskrug zusammenkamen, war ja gerade die Zeit günstig, dort mußte er hin auf jeden Fall und ihm, als dem Klügern, mußte es doch sicher gelingen, das Kästchen in seinen Besitz zu bringen. Den Monaten wollte er schon etwas Angenehmes sagen: Sirup und Zucker wollte er reden mit Honig dazwischen.

Als Christian ihn dann verlassen und er sein Gold verwahrt hatte, lief er sofort hin und mietete

für den Nachmittag einen Wagen, um dorthin zu fahren. Er bekam einen solchen, aber nur gegen eine hohe Summe, deren Hälfte er vorausbezahlen mußte, weil die Fuhrleute in der Sylvesternacht diesen verrufenen Ort zu meiden pflegten. In der Dämmerung ging die Reise ab. Draußen war ein trübes, regnerisches Wetter; die Felder waren mit schmutzigem, zerfließendem Schnee bedeckt und in den Wagenspuren stand das Wasser. Der Himmel war von einem verdrießlichen, einförmigen Grau, und der Tannenwald stand da wie eine schwarze Masse in finsterem Schweigen.

Als er in dem Nobiskruge ankam, geriet er sogleich in einen Wortwechsel mit dem Wirte, der ihn nicht hineinlassen wollte, aber Johann war zäh und ließ sich so leicht nicht abweisen. Da deshalb der Streit immer lauter wurde, öffnete sich die Thür und der Dezember schaute heraus. Als dieser erfuhr, worum es sich handelte, wies er den Wirt an, den Fremden eintreten zu lassen, und nun fügte sich anfangs alles, wie es bei Christian gewesen war. Schließlich saß Johann ebenfalls mit in der Runde, und die verfänglichen Fragen begannen. Da bemerkte er mit Schrecken, daß es mit Sirup, Zucker und Honig nichts war, denn dieser Gesellschaft gegenüber gab es keine Verstellung, und mochte man wollen oder nicht, es kam nur die innere Wahrheit, und damit bei Johann eitel fressendes Gift und bittere Galle zum Vorschein. Und ob er sich auch mit Anstrengung aller seiner Kräfte zwingen wollte, es half ihm nichts,

er nannte den Januar einen störrischen Eisbock, der außer den Kohlenhändlern keinen Freund auf der Welt habe; den Februar schalt er einen eitlen Fant und Leuteverführer, den März einen Schmutzfinken, den April einen Sausewind ohne Charakter, und über den Mai schimpfte er nun gar. Sein ganzer Ruhm sei erfunden von lügenhaften Dichterlingen und keine größere Wonne kenne er, als eisigen Schnee in die blühenden Obstbäume zu werfen und durch tückische Nachtfröste die Hoffnungen des ganzen Jahres zu zerstören. Der Juni sei ein Mischling, halb Frühling, halb Sommer, aber beides nicht ordentlich, der Juli entweder zu trocken oder zu naß, der August bringe auf eine mäßige sieben Mißernten und fast nichts als Aerger und Enttäuschung, und ebenso halte es der September mit dem Obst. Den Oktober schimpfte er einen Lärmmacher und Weinverderber, den November nannte er einfach gräßlich, darüber sei sich die ganze Welt einig, und der Dezember sei wieder dem Januar zu vergleichen, verführe ferner die Menschen zu unnützen Ausgaben, sich und ihre Kinder mit allerhand Albernheiten zu beschenken.

So ließ er an keinem ein gutes Haar, und als er geendet hatte, saßen alle in finsterem Schweigen da. Endlich räusperte sich der Dezember und sagte langsam und bedenklich: „Ei — ei — ei — ei — ei! Ja — ja!“

Darauf grub er aus einer seiner tiefsten Taschen ein ganz schwarzes Kästchen hervor und sprach:

„Nehmt hier dieses Andenken, es wird Euch die Stunde, da Ihr so sinnreiche Urteile von Euch gabet, unvergeßlich machen. Aber eins sage ich Euch: Wenn Euch das Leben lieb ist, so öffnet es nicht, bevor Ihr in Eurem Hause angelangt seid. Dies merkt Euch wohl!“

Johann griff gierig nach dem Kästchen und wollte danken, der Dezember ließ es aber nicht zu, sondern klopfte stark auf den Tisch. Da ergriffen alle Monate ihre Instrumente und nun erhoben sie eine Musik, die so über alle Beschreibung gräßlich war, als seien alle Mißtöne der Welt in diese Werkzeuge gesperrt und kämen nun mit einemmal zum Vorschein. Es klang wie ein Gemisch aus den Liebesmelodien freiender Kater, dem Kreischen ungeschmierter Thüren, den letzten Gesängen verblutender Schweine, dem nächtlichen Geheul mondsüchtiger Hunde und dem Gebrüll verliebter Ochsenfrösche. Und dabei saßen die Monate mit einer finsteren Andacht da und manche schlugen verklärt die Augen empor, als spielten sie das herrlichste Requiem der Welt.

Johann erschrak zwar ein wenig, als dies losging. Allein was kümmerte es ihn schließlich, er hatte ja das Kästchen, und als die zwölf Gesellen sich immer mehr in ihre grauenhafte Musik vertieften, benutzte er einen günstigen Augenblick und huschte schnell zur Thür hinaus. Seinen Wagen fand er aber nicht mehr vor, denn sofort bei Beginn dieser furchtbaren musikalischen Orgie war der Kutscher von

Entsetzen ergriffen davongejagt und längst im Dunkel der Nacht verschwunden. So mußte er sich wohl oder übel entschließen, zu Fuße nach Hause zu gehen. Aber was machte das, er hatte ja das Kästchen! So stampfte er denn in der Dunkelheit durch den nassen Schnee, stolperte, fiel in die schlammigen Gräben und kroch wieder heraus und tastete alle Augenblicke nach, ob er den Schatz auch noch in der Brusttasche habe. Die Anstrengung dieses nächtlichen Ganges durch die Nässe und den zerfließenden Weg fühlte er nicht, denn vor den Augen seines Geistes flammte nichts als Gold und Gold und wieder Gold. Ja, er wollte es klüger machen als sein Bruder Christian. Sein ganzes Haus wollte er mit dem geliebten gelben Metall erfüllen und seine Phantasie schwelgte in den üppigsten Bildern. Wälzen wollte er sich auf lauter Dukaten und sich eingraben bis an den Hals und darin wühlen und mit den Händen unablässig einen goldenen Sprühregen in die Luft schleudern.

Müde, durchnäßt und beschmutzt kam er zu früher Morgenstunde in seinem Hause an, allein bevor er die Ruhe suchte, wollte er einen Beweis von der Kraft seines Schatzes sehen. Er stellte das Kästchen auf den Tisch und wünschte es gehäuft voll Kremnitzer Randdukaten. Mit zitternden Händen öffnete er den Deckel, allein statt funkelnden Goldglanzes bemerkte er nur etwas Schwarzes darin, das er nicht genau erkennen konnte. Er schob das Licht näher hinzu und nun sah er, daß es lauter dicht aneinander gedrängte Mäuseköpfe waren, deren blanke,

schwarze Aeuglein ihn listig anfunkelten. Kaum war ihm dies klar geworden, als auch schon Bewegung in die Masse kam und die Mäuse wie ein aufquellendes Wasser über den Rand auf den Tisch strömten, wo sie mit häßlichem Quieken umherliefen. Als Johann sah, daß sich das Kästchen gar nicht erschöpfen wollte und unausgesetzt Mäuse daraus hervorquollen, so daß schon der ganze große Tisch von dem häßlichen Geziefer erfüllt war, klappte er schnell den Deckel zu, allein mit Gewalt sprang das Kästchen wieder auf und ergoß unabläßig neue Mäuse. Zuletzt hatten sie auf dem Tische nicht mehr Platz, sie drängten sich gegenseitig herab und wie das Wasser bei einer Springbrunnenschale allseitig überfließt, so strömten die Tiere über die Ränder und plumpsten auf den Fußboden. Hier rannten sie quiekend und pfeifend nach allen Seiten auseinander und nun fielen sie über alles her, das zu zernagen und zu zerbeißen war, und das war so ziemlich alles, denn selbst Eisen und Metall hielt vor den scharfen Zähnen dieser Unholde nicht stand. An den Fenstervorhängen huschten sie empor, und eine kurze Weile hinterher rauschten diese schon abgenagt zu Boden, um alsbald unter den knirschenden Gebissen zu verschwinden. Die Schränke waren im Nu durchnagt und nun rumorte und knabberte es inwendig; überall war nichts als Huschen und Nagen und Knirschen und funkelndes Blitzen tückischer Aeuglein. Und immer mehr der schrecklichen Tiere spie das teuflische Kästchen hervor, schon war das ganze Zimmer erfüllt und Hunderte

nagten schon an den Ausgängen. Johann befiel eine furchtbare Angst, die noch stärker wurde, als er sah, wie die eisenbeschlagene Thüre schon halb durchfressen war, die zu seinem Allerheiligsten führte, wo er seine Kostbarkeiten, seine Papiere, sein Gold, sein alles aufbewahrte. Halb wahnsinnig vor Aufregung rannte er in die Küche, wo seine beiden Katzen in der warmen Asche schliefen, holte sie herbei und warf sie unter das Ungeziefer. Aber in demselben Augenblicke schon waren die beiden Tiere von oben bis unten mit Mäusen bedeckt, daß man nur zwei schwarze, wimmelnde Haufen sah, aus denen ein schnell verstummendes, jämmerliches Miauen hervorbrach. Dann wurden diese beiden kleinen Hügel schnell flacher und flacher, und als die Mäuse wieder auseinanderliefen, waren die beiden Katzen bis auf einige wenige Haare spurlos verschwunden. Unterdes aber hatten andere Mäuse die eisenbeschlagene Thür durchnagt und durch diese Oeffnung ergoß sich sofort ein endloser Strom in die Schatzkammer, die zugleich das Schlafzimmer des Geizhalses darstellte.

Nun galt es zu retten, was noch zu retten war. Er schloß die Thür auf und stürzte hinein; unendliche Mäuse drängten nach. Ueber seinem Bette hing eine Menge Waffen, von diesen riß er schnell einen scharfgeschliffenen Kavalleriesäbel herab und hieb in grenzenloser Wut auf die fürchterlichen Mäuse ein, die in dichten Haufen die eisenbeschlagene Kiste umdrängten, die alles enthielt, daran sein Herz hing. Aber wenn er mitten in das dickste Gewühl hinein-

schlug, erschallte nur ein höhnisches Quietschen und es war, als würden der gräßlichen Tiere davon nur noch mehr. Plötzlich nun fiel die gänzlich zernagte Kiste auseinander und ein Strom glänzender Dukaten rollte heraus. O welch ein fürchterlicher Anblick bot sich nun dem entsetzten Geizhals dar! Sogleich waren Tausende dieser schrecklichen Mäuse über die Dukaten her, saßen manierlich auf den Hinterbeinen, drehten die glänzenden Goldstücke zierlich zwischen den Vorderpfötchen und fraßen sie so sauber auf, als seien es Anisplätzchen. Andere machten sich über die Staatspapiere, andere über die Schmucksachen her und bald war dort nichts mehr vorhanden als ein wenig Staub und einige kleine Späne. Mit gesträubtem Haar und Schaum vor dem Munde hatte Johann mit starren, irrsinnigen Augen auf diese furchtbare Scene hingeblickt, während ein dumpfes Stöhnen aus seinem Innern kam. Als alles vorüber war, stieß er einen furchtbaren, heiseren Schrei aus, warf die Arme in die Luft und rannte vom Wahnsinn ergriffen die Treppen hinab zum Hause hinaus und so, indem er von Zeit zu Zeit aufschrie wie ein gepeinigtes Tier, durch die Straßen bis an den Strom. Dort heulte er noch einmal auf: „Die Mäuse, die Mäuse!“ und sprang über das Bollwerk ins Wasser.

Niemand hatte dies gesehen, da die Straßen zu der frühen Stunde noch dunkel und menschenleer waren. Als die Wirtschafterin am anderen Morgen aufgestanden war, fand sie zu ihrem Erstaunen alle Thüren im ganzen Hause geöffnet, das Bett ihres

Herrn aber unberührt und leer. Sonst war alles im Hause wie gewöhnlich und von der furchtbaren Zerstörung durch die Mäuse keine Spur zu bemerken, alles war, wie sie es am Abend vorher verlassen hatte, auch die beiden Katzen kamen ihr wie sonst mit krummem Rücken und steil erhobenen Schwänzen schmeichelnd entgegen. Desselben Morgens aber noch fand man im Strom die Leiche, und nun erinnerte sich ein Schiffer, daß er in der Nacht von einem Schrei: „Die Mäuse! die Mäuse!" erwacht sei und dann einen Fall ins Wasser gehört hatte.

Das Haus und das übrige Erbe fiel an Christian, der sich unterdes zu erkennen gegeben hatte, und dieser verteilte alles unter die Leute, die sein Bruder bei Lebzeiten durch wucherische Aussaugung besonders geschädigt hatte.

Er selber aber betrauerte das unglückselige Schicksal seines Bruders und einzigen Verwandten, obwohl dieser es kaum verdient hatte, und war fernerhin bestrebt, von seinen Gütern den edelsten und hilfreichsten Gebrauch zu machen. Späterhin heiratete er ein schönes und tugendhaftes Fräulein aus gutem Geschlecht, das ihn im Laufe der Zeit mit einer Anzahl wohlgebildeter Kinder beschenkte, und lebte vergnügt mit ihr bis an sein seliges Ende.

Der Goldbrunnen.

*

I.

An einem schnell dahinrauschenden Gebirgsbache lebte in alter Zeit ein Fischer, der alltäglich ausging, um seine Angel nach Forellen und Aeschen auszuwerfen, aus deren Verkauf in der benachbarten Stadt er seinen Unterhalt zog. Dies war ihm nun auch alle Zeit wohl gediehen, bis in einem Sommer der Fang nicht mehr gelingen wollte, ob er gleich mit derselben Kunst und Geschicklichkeit wie früher die Fliegen oder Grashüpfer, die an seiner Angel als Köder befestigt waren, über das strömende Wasser tanzen ließ. Nur selten bekam er ein Gericht der köstlichen Fische beisammen und geriet in solche Not, daß er bereits seine wenigen Sparpfennige angreifen mußte und in Sorgen darüber fiel, wie er sich von seinem Berufe ferner ernähren möchte. An einem heißen Sommertage hatte er wieder unzähligemal vergeblich die Angel ausgeworfen und war hinaufgewandert bis dahin, wo er nicht mehr fischen konnte, weil dort das Wasser in brausenden Fällen über mächtige Felsblöcke herabgeschossen kam. Dort saß

er nun, während schon die Abendsonne rötlich in den Wipfeln lag und die Kuppen der Felsen leuchtend aus den dunklen Massen des Waldes hervorhob, hatte das Gesicht auf beide Hände gestützt und dachte über sein trauriges Schicksal nach, als er plötzlich zusammenfuhr, denn eine weiche, weibliche Stimme in seiner Nähe sagte deutlich: „Was fehlt dir, mein guter Fischer?"

Er erhob seine Augen und erschrak nun fast noch mehr, denn ihm gegenüber auf der anderen Seite des Baches saß in einer Felsenhöhlung, aus der ein klarer Quell hervorrieselte, eine wunderschöne Wasserfrau. Sie war gekleidet in ein schneeweißes Gewand, aber noch weißer leuchteten ihre schimmernden Glieder daraus hervor, und bis zu den Hüften war sie umwallt von ihrem langen Haar, das wie rötliches Gold schimmerte.

Als der Fischer nun wieder etwas Mut geschöpft hatte, klagte er der schönen Frau seine Not und bat sie, ihm zu helfen, wenn sie könne, denn ihm war wohl bewußt, daß solche Wesen allerlei besonderer Künste mächtig sind. Darauf schien das schöne Weib nur gewartet zu haben, denn es lachte lieblich, griff hinter sich und rief: „Nun fange, lieber Fischer!" Damit warf sie ihm ein rundes, silbernes Büchschen zu, das er auch geschickt in der Luft ergriff und alsbald neugierig öffnete. Es befand sich weiter nichts darin als eine künstliche Fliege von wunderbarer Schönheit, denn ihr Leib war aus Edelsteinen und schimmerte herrlich rot und grün, die Beine und

Fühlhörner waren fein aus Gold gearbeitet, und die Flügel aus überaus zarten Silberfäden gewebt. Als er nun danken wollte, und zugleich verwundert fragen, wozu er das sonderliche Geschenk brauchen solle, da bemerkte er zu seinem Staunen, daß nun das schöne Weib spurlos verschwunden war; nur die Quelle rieselte dort einsam aus der kühlen Grotte hervor.

Seufzend wollte der Fischer noch einmal, bevor die Sonne ganz fort ging, sein Glück mit der Angel versuchen, da bemerkte er, daß von den Fliegen, die ihm als Köder dienten, bereits die letzte verbraucht war, und zugleich fiel ihm ein, wozu das Geschenk der schönen Wasserfrau wohl am Ende nützlich sein könne. Er steckte die künstliche Fliege an seine Angel und ging an einen Ort in der Nähe, wo in den Höhlungen des überhangenden Ufers immer gern Forellen zu stehen pflegten. Kaum hatte er hier das glänzende Juwel einmal sänftlich auf das Wasser fallen lassen, da blitzte und sprang schon etwas und eine Forelle saß am Haken. Ein solches Prachttier hatte er selten gesehen. Der Fisch war über zwei Fuß lang, der olivengrüne Rücken feist und rund, und der Bauch leuchtete wie Gold. So ging es weiter, kaum hatte er die Angel ausgeworfen, so saß auch schon ein Fisch daran, und ehe die Dunkelheit herein- brach, hatte er so viele gefangen, wie sonst in einer ganzen Woche nicht. Da sah er, welch ein herrliches Geschenk er von der Wasserfrau bekommen hatte, sperrte die Fische in seinen Hütkasten und ging dank- erfüllt und fröhlichen Herzens nach Hause.

Durch den Besitz dieser wunderbaren Fliege wendete sich nun sein Glück zum Besseren, so daß er fortan fast mehr Fische fing, als er verkaufen konnte. Jedoch hatte ihn eine starke Sehnsucht erfaßt, die wunderschöne Wasserfrau wiederzusehen; allein, obwohl er sich an jedem Abend an der Stelle einfand, wo er sie zuerst erblickt hatte, so wollte sie sich doch niemals wieder zeigen. Zuweilen wohl glaubte er ihre sanfte Stimme zu hören oder einen leisen, melodischen Gesang, allein wenn er dann genauer zuhorchte, ward er inne, daß er sich durch das klingende Rieseln des Baches hatte täuschen lassen. Sonst hatte er wohl nach den hübschen Mädchen gesehen im Dorfe und in der Stadt, und auch diese blickten den stattlichen Fischer nicht unfreundlich an, allein jetzt erschienen ihm alle unschön und gering, denn immer schwebte ihm das rosige Antlitz vor Augen, von dem das weiche Haar in goldenem Falle herniederging, und die schimmernden Glieder, die weißer waren als Kirschenblüte. So war fast ein Monat vergangen, da saß der Fischer einst zur Abendzeit wieder an jenem Orte, hatte wie damals das Gesicht in beide Hände gestützt und dachte voll starker Sehnsucht an die schöne Wasserfrau. Zuletzt übermannte es ihn, er seufzte tief und sprach: „O du allerschönstes Weib, soll ich dich niemals wiedersehen?!"

Da hörte er plötzlich ein silberhelles Lachen, und diesmal war es nicht das melodische Rieseln des Baches, was ihn schon so oft getäuscht hatte, denn

als er aufblickte, sah er die schöne Wasserfrau wieder wie damals in der Quellgrotte sitzen. Sie winkte mit ihrer weißen Hand und sprach: „So komm doch und setze dich zu mir!“

Der Fischer erschrak sehr und das Herz pochte ihm gewaltig, allein er gehorchte doch sofort und ging über die großen Steine, die aus dem Bache hervorragten, zu ihr hin. Als er nun dort stand so steif wie ein Bock und nicht wußte, ob er es wagen dürfe, worum die Schöne ihn ersucht hatte, da rückte diese ein wenig zur Seite und zog ihn sanft mit der Hand zu sich nieder. Da saß er nun und scheute sich, sie anzusehen, denn er fürchtete sich fast vor ihren sieghaften Augen, die so blau waren wie das südliche Meer bei klarem Sommerhimmel. Sie aber lehnte sich an ihn, daß es ihn wie sanftes Feuer durchströmte, neigte den Kopf an seine Schulter, sah zu ihm empor und sagte: „Nun, so küsse mich doch, es ist dir wohl vergönnt, mein lieber Fischer!“

Einen Augenblick war ihm, als müsse er nun Hals über Kopf davonlaufen, aber da blickte er in ihre Augen, die voll tiefer Zärtlichkeit auf ihn gerichtet waren, und da war es um seine Besinnung geschehen, er beugte sich nieder auf den Mund, der glühte wie eine Purpurrose, zwei weiße Arme schlangen sich um seinen Nacken, und nun küßten sie sich so recht von Herzen.

Da ging ein Rauschen und Klingen durch das Gewässer des Baches wie lauter Musik, blitzende Forellen schleuderten sich wie jauchzend aus den

Wellen hervor und eine der sonst so scheuen Wasseramseln kam geflogen, setzte sich ganz in der Nähe auf einen Stein und sang ihr lieblich geschwätziges Lied, daß es schallte. Sie gewannen sich nun alsbald sehr lieb und der Fischer fragte das schöne Wasserweib, ob es nicht seine Frau werden wolle. Da ward ihr Gesicht ganz ernst, sie schüttelte langsam den Kopf und sagte: „Ich thäte es schon gern, denn seit lange gefällst du mir wohl, allein fast noch niemals hat eine Verbindung eines Wesens unserer Art mit einem Menschen zu dauerndem Glücke geführt, und furchtbare Strafe, sowie langwierige Gefangenschaft in finsteren Höhlen warten mein, wenn ich gezwungen werde, in das Reich der unterirdischen Wasser zurückzukehren."

Sie konnte aber dem inbrünstigen Flehen des Fischers nicht widerstehen und sprach dann: „Ach, du guter Mann, wie kannst du lieblich bitten. Ich vermag es nicht, dir abzuschlagen, was du wünschest, ob ich gleich für die Zukunft fürchte. Denn obwohl es leicht erscheint, die Bedingung zu erfüllen, die ich stellen muß, so ist es doch fast noch keinem Menschenkinde gelungen, sie inne zu halten, denn neugierig und mißtrauisch ist eure Art und ihr duldet nicht, daß jemand anders sei und sich von euch unterscheide. Darum merke, wenn ich zuzeiten von dir gehe auf kurze Zeit, so darfst du niemals fragen, wohin ich mich begebe, noch mir nachspüren, noch mich darum schelten. Kannst du mir dies beschwören, will ich die Deine sein. Brichst du aber

diesen Schwur, so ist es dein Tod und mein Verderben!"

Diese Bedingung schien dem Fischer kinderleicht zu halten, und er beschwor, was das schöne Weib verlangte. Dieses aber sprach: „Noch einen Monat gedulde dich, mein Geliebter, nicht eher darf ich dein werden. So lange magst du meiner harren, in geduldiger Treue."

Weildes war die Sonne ganz gesunken und der Abendschein brannte durch die lichten Stämme mit einer roten Feuersglut. Das schöne Wasserweib umschlang den Nacken des Fischers und küßte ihn zum Abschied. In diesem Kuß entschwanden seine Sinne, und es war ihm, als würde er hinausgetragen in jene leuchtende Glut und löse sich auf in eitel feurige Wonne. Und wie das Abendrot allmählich verschwimmt in das Dunkel der Nacht, so verdämmerte auch seine Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, war er allein, ringsum war es finster und still, nur der Bach rauschte stärker durch die Dunkelheit.

Für den Fischer kam nun ein Monat, der ihm so lang erschien, als sonst nicht Jahre. Die Anzahl von Forellen, die er in der kleinen Stadt absetzen konnte, war vermöge seiner wunderbaren Fliege bald gefangen und in der übrigen Zeit saß er gegenüber der kleinen Felsengrotte und starrte unabläßig auf das rieselnde Rinnen der Quelle, die daraus hervorkam, und hing sehnsüchtigen Träumen nach.

Als nun der Monat endlich entschwunden war,

und der Fischer am nächsten Tage die Erfüllung seiner Wünsche hoffte, klopfte es eines Morgens ziemlich leise an die Thür seiner Wohnstube, und als er öffnete, stand eine allerliebste Bauerndirne draußen und lachte ihn halb schüchtern, halb verführerisch an. Der Fischer, dessen Gedanken ganz von seiner Liebe erfüllt waren, bemerkte ihre Schönheit nur wie durch einen Schleier und fragte nach ihrem Begehr. Das Mädchen aber schlüpfte an ihm vorüber ins Zimmer, drehte sich dann einmal zierlich vor ihm herum, daß die Röckchen flogen und fragte: „Kennst du mich denn nicht mehr?“

Nun kam sie dem Fischer wohl bekannt vor, allein er vermochte sich nicht auf sie zu besinnen: „Bist du vielleicht die Lore, mit der ich als Kind gespielt habe?“ fragte er. Da lachte die Schöne hell auf und rief: „O du hübscher Fischer, was hast du für blöde Augen!“ Und damit, ehe er sich dessen versah, fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn. Darüber geriet aber der Fischer in Zorn, denn er gedachte einzig seiner schönen Wasserfrau, der er die Treue bewahrte. Er drängte das Mädchen von sich, schob es zur Thüre hin und rief: „Hinaus mit dir, du lose Dirne, ich habe nichts mit dir zu schaffen!“

Diese aber, anstatt beschämt oder erzürnt zu sein, lachte jauchzend auf, sprang einen Schritt zurück, nahm mit der einen Hand das gestickte Käppchen ab und löste mit der anderen das Band ihrer Haare und als diese nun wie ein goldener Strom bis über die Hüften hinab flossen, als ihn zwei Augen

so blau wie das südliche Meer bei klarem Sommerhimmel sieghaft anblickten, da wußte er mit einemmal, wer sie war, und daß er sein einziges Glück hatte von sich stoßen wollen. Nun aber war seine Freude unbeschreiblich und Seligkeit und Wonne eingekehrt in das einsame Fischerhaus.

*

II.

Der Fischer lebte mit seiner schönen Frau herrlich und in Freuden, und nach Jahresfrist ward ihnen auch ein wunderschönes Töchterchen geboren, das beider Eltern Schönheit in sich vereinigte. Niemals forschte oder fragte er, wenn seine Frau zuweilen heimlich von seiner Seite schwand und erst nach vierundzwanzig Stunden zurückkehrte. Es war dann jedesmal, als läge es wie frischer Morgentau auf ihrem Antlitz und gleichsam ein Leuchten ging von ihr aus, wie der Wiederschein einer seligeren Welt. So lebten sie eine Reihe von Jahren, bis daß ihr Töchterlein, das Wogelinde hieß wie ihre Mutter, zu einer holdseligen Jungfrau herangewachsen war. Um diese Zeit begab es sich, daß sich ein benachbarter junger Ritter Namens Werner von Steinbach mehr als notwendig in der Gegend zu schaffen machte, so daß es dem Fischer bald auffällig wurde, zumal als er eines Tages von ferne sah, daß sich der junge Mann mit seiner Frau unterhielt und sich bei seinem Nahen

in anderer Richtung schnell entfernte. Von diesem Augenblicke an kehrte der böse Dämon der Eifersucht in sein Herz ein und ließ ihm fortan keine Ruhe mehr. Der junge Ritter, der die Laute wohl zu schlagen verstand, besaß außerdem die Kunst des Dichters und vermochte in wohlklingende Verse zu bringen alles, was ihm das Herz bewegte. Als nun einmal der Fischer an einem einsamen Waldgewässer angelte, im Gebiete des Werner von Steinbach, da vernahm er den melodischen Gesang einer männlichen Stimme. Es war ein Minnelied und der Kehrreim eines jeden Gesetzes lautete, wie er nur zu wohl verstand: „Dein gedenk' ich, Wogelinde!" Er schlich näher und bemerkte den jungen Werner, der, ganz in seinen verliebten Gesang vertieft, seiner nicht ansichtig ward. Das schnürte ihm das Herz zusammen und zehrte an seiner Seele, denn nichts anderes glaubte er, als daß diese Verse an seine Frau gerichtet seien. Diese bemerkte wohl die Veränderung, die mit ihrem Manne vorgegangen war, und sah ihn oftmals wehmütig fragend an oder strich leise mit der Hand über seine Stirn, als wolle sie die bösen Falten weglöschen, die sich dort seit einiger Zeit eingefunden hatten. So kam wieder einmal der schöne Sommermonat Juli heran, da bemerkte der Fischer, den seine fressenden Gedanken in einer Nacht nicht schlafen ließen, wie seine Frau um die zwölfte Stunde leise aufstand und an den Schrank ging, wo ihre Kleider hingen. Er sah es deutlich bei dem hellen Schein des Mondes, wie sie

ein weißes Gewand hervornahm, dergleichen sie früher als Wasserfrau getragen, und sich damit bekleidete. Dann ließ sie ihr langes goldenes Haar herniederrollen, seufzte einmal recht tief wie aus bedrängtem Herzen und glitt lautlos zur Thüre hinaus. Der böse Dämon, der das Herz des Fischers gefangen hielt, flüsterte ihm zu: „Was kann sie anderes treiben in solcher Heimlichkeit als böse und verbotene Dinge.“ Und seinen Schwur vergessend kleidete er sich schnell an und folgte ihr. Er sah die schimmernde Gestalt bei dem hellen Schein des Mondes in einiger Entfernung bachaufwärts gleiten. Zuweilen verschwand sie in dem Schatten überhängender Baumzweige, dann tauchte sie fernerhin leuchtend wieder hervor. Während er ihr nun lautlos folgte, war sie zu jenem Orte gelangt, wo er ihrer zuerst ansichtig geworden war, und hier schwebte sie wie eine Erscheinung über den Bach und verschwand in der dunklen Felsenhöhlung. Der Fischer verlor nun wieder allen Mut; er setzte sich gegenüber der Grotte auf einen Felsblock und starrte auf die Quelle hin, die silbern aus dem finstern Grunde hervorrieselte. Zur Seite war ihm das wilde Brausen und Rauschen des Baches, der über felsige Trümmer hundertfach zerteilt herabstürzte, und sonst that sich nichts hervor in der weiten Runde als das glänzende Weben des Mondlichtes, das alles rings mit Silber säumte und mit wechselndem Lichte durch geheimnisvolle Finsternisse wandelte. So saß er in grübelndem Schwanken, bis der Schein des Mondes vor der herannahenden

Sonne entschwand, und sich die schwarzen Schatten in eine weiche, graue Dämmerung auflösten; so saß er noch, als rings die Welt bereits in voller Klarheit lag, die Schatten sich wieder vertieften und die Berghäupter und Baumwipfel in den goldnen Strom des Morgenlichtes getaucht waren.

An das ewig gleichmäßige Rauschen und Brausen des Gewässers hatte sich sein Ohr allmählich gewöhnt und nun war es ihm, als höre er durch alles dieses Getöne hindurch flüsternde Liebeslaute und kosendes Gespräch; er glaubte die zärtliche Stimme seiner Frau zu unterscheiden und nun schwoll es wieder giftig in ihm empor. Mit einem plötzlichen Entschluß sprang er auf, schritt über die hervorragenden Steine an das andere Ufer und drang in die Höhlung des Felsens ein. Hier fand er, daß sich zur Seite ein schmaler Gang öffnete, wo er sonst stets nur den starren Felsen bemerkt hatte. Am Grunde dieser engen Höhle ging in schmalem Faden die Quelle dahin. Als er eine Weile mit pochendem Herzen den mehrfach gewundenen Gang vorangeschritten war, stand er und horchte. Das Geräusch der Außenwelt drang nur wie ein dumpfes Summen an sein Ohr, sonst hörte er nur das leise Rieseln des Wässerchens zu seinen Füßen und von ferne ein melodisches Klingen gleich dem Tone silberner Glöckchen. Er schritt noch eine Weile voran, da ward das Klingen stärker und vor ihm an den von weißem Sinter bezogenen Wänden des schmalen Ganges ward ein seltsamer goldiger Schein bemerklich, in dessen Lichte

das aus den Fugen des Gesteines fein hernieder-
rieselnde Wasser beständig glitzerte. Dem Fischer
war so bange zu Mute und das wunderliche Klingen
schlug so mahnend an sein Herz, aber dennoch schritt
er weiter. Der Lichtschein verstärkte sich, der Gang
bog plötzlich um die Ecke und nun that sich eine
weite Höhle mit weißen, glänzenden Wänden vor ihm
auf, ganz durchleuchtet von jenem seltsamen goldenen
Scheine. Von den Wänden rieselte das Wasser in
feinen, glitzernden Fäden, an den Vorsprüngen der
Decke sammelte es sich in Tropfen wie durchsichtiges
Gold; diese fielen dann melodisch klingend in die
schimmernden Lachen am Boden und diese wieder
sendeten schmale, gewundene Rinnen von sich aus,
die sich zu dem abfließenden Wässerchen vereinigten.

Die Quelle des Lichtes, von dem die Höhle er-
hellt ward, konnte der Fischer nicht sehen, deshalb
trat er leise noch einige Schritte vor und nun be-
merkte er eine grottenartige Vertiefung, gleichsam
eine Seitenkapelle der Höhle, die ganz in goldenem
Feuer stand. Ein furchtbarer Schreck befiel ihn, denn
auf dem Grunde dieser Seitenhöhle sah er einen fast
kreisrunden Brunnen, bis an den Rand mit diamant-
klarem Wasser gefüllt, und um den Rand dieses
Brunnens lag eine mächtige, goldene Schlange, die
von innen heraus wie in krystallenem Feuer leuchtete.
Sie schien aus dem Brunnen zu trinken, denn ihr
Kopf lag nahe dem Rande und die leuchtende zwie-
gespaltene Zunge tauchte unablässig in die klare Flut
hinab. In seinem Schreck hatte der Fischer wohl

ein lautes Geräusch verursacht, denn plötzlich fuhr die Schlange empor, richtete den Kopf hoch auf und sah auf ihn hin mit zwei seltsam leuchtenden Augen, die so blau waren wie das südliche Meer bei klarem Sommerhimmel. Reglos vor Angst erwartete der Fischer, das glänzende Ungetüm werde sich nun zischend auf ihn stürzen, allein nichts derartiges geschah. Ein schneidender Wehlaut ging durch die Luft, und dann erblaßte das goldene Feuer, in dem der Leib der Schlange leuchtete, so daß in kurzem die schwärzeste Finsternis herrschte. Der Fischer in tödlicher Furcht, daß sich nun im Dunkeln das schreckliche Tier über ihn hermachen werde, stürzte eilig in den engen Gang zurück, stolperte und fiel gegen die Wände und stieß sich blutig, allein er hielt nicht eher inne, als bis er das Freie gewonnen und endlich das eigene Haus wieder erreicht hatte.

Der arme Fischer hatte nun all sein Glück verscherzt, da er entgegen seinem Schwur die Heimlichkeit seiner Frau belauscht hatte, denn von dieser Zeit an sah er sie niemals wieder. Er verfiel in eine schwere Krankheit, in der er sich immer von einer furchtbaren goldenen Schlange verfolgt glaubte, und in einem solcher Anfälle stürzte er sich in ein tiefes Wasser und ertrank. Nun war Wogelinde, die schöne Tochter, ganz allein. Der junge Werner von Steinbach, der ihr und nicht der Mutter in herzlicher Liebe zugethan war, befand sich in einer entfernten Stadt, wo zu Ehren einer fürstlichen Hochzeit ein festliches Turnier stattfand, sonst hätte er jetzt wohl seine

Schüchternheit überwunden und dem verlassenen Kinde seine Hilfe angeboten. Dem schönen Mädchen blieb nun nichts, als auf dem Grabe ihres Vaters zu weinen und um ihre verschwundene Mutter zu klagen. Da erschien diese in einer Nacht an ihrem Bette. Sie sah nicht mehr so blühend und schön aus, sondern ihre Wangen waren bleich wie Wachs, und ihr Antlitz trug einen Zug tiefen Leidens. Sie sprach: „Noch einmal ist es mir auf kurze Zeit vergönnt worden, dich zu sehen und Abschied von dir zu nehmen, mein Kind. Entzünde das Licht in der Laterne und folge mir."

Zitternd entsprach die Tochter diesem Verlangen, denn sie wußte nicht, ob sie wirklich ihre Mutter oder nur deren Geist vor sich habe. Die Erscheinung führte sie zu jener Höhle, zeigte ihr das Geheimnis, wie sie zu öffnen sei, und führte sie dann an den klaren Brunnen, um den sich damals die Schlange geringelt hatte: „Das Geheimnis dieses Brunnens gebe ich dir als dein Erbteil," sagte sie, „wisse also, daß sich alle Dinge, die man hineintaucht, in eitel Gold verwandeln, nur mußt du dich hüten, selber mit dem Wasser in Berührung zu kommen. Dies merke wohl, es wäre sonst dein Tod, denn obwohl von meinem Blute in deinen Adern fließt, so genügt das doch nicht, dich vor dem Verderben zu bewahren. Zugleich auch würde dadurch die Kraft des Brunnens auf ewig verlöschen. Meinem Geschlechte kann dies Wasser nichts anhaben; ich trank aus ihm Kraft und neues Leben für mein ungewohntes Dasein unter den

Erdenbewohnern, bis dein armer Vater vorwitzig all unser Glück zerstörte."

Dann schwieg sie und nur das melodische Klingen der Tropfen und das leise Rieseln der Wasserfäden tönte durch die Einsamkeit. Da hörte man tief unter der Erde, dumpf, aber deutlich den Ruf einer furchtbaren Stimme: „Die Zeit ist um, wo bleibst du!"

Die Frau seufzte tief auf, umarmte und küßte noch einmal ihre Tochter, stieg dann in den Brunnen und versank, indem sie noch einmal die Arme sehnsüchtig nach ihr ausbreitete. Wogelinde aber kehrte in das verlassene Haus zurück, und große Thränen rollten ihr reichlich über das liebliche Antlitz.

⁂

III.

Um diese Zeit begab es sich, daß die schöne Witwe Brigitte von Löwen, die in der Nähe ein stolzes Schloß bewohnte, eines Tages auf ihrem isabellfarbenen Zelter in das Thal geritten kam und der Jungfrau Wogelinde ansichtig wurde, die vor der Thüre des Fischerhauses saß und Fäden spann, so zart und glänzend wie Seide. Da sie von deren traurigen Schicksalen erfahren hatte, ritt sie näher hinzu und als sie die Anmut und Geschicklichkeit der schönen Fischerstochter bemerkte, die demütig und bescheiden vor ihr stand, da erinnerte sie sich, daß sie

gerade einer neuen Zofe bedürftig war, und fragte Wogelinde, ob sie gewillt sei, einen solchen Dienst anzunehmen. Diese war es wohl zufrieden und so beredete man, daß sie am anderen Tage schon nach Schloß Löwen übersiedeln solle. Wogelinde besorgte nun das Haus, schnürte ihr Bündelchen und pflückte sich zum Andenken die schönste Rose von dem Strauche, der an der Hauswand gerade in vollster Blüte stand. Da gedachte sie, wie unliebsam es wäre, daß diese schöne Blume so bald welken würde, und dabei fiel ihr das Vermächtnis ihrer Mutter ein. Es stand ja in ihrer Macht, diese Rose in Gold zu verwandeln und ihr dadurch ewige Dauer zu verleihen. Zugleich war ihr kleines Rotkehlchen gestorben, das sie schon jahrelang gepflegt hatte; es war, als solle sie alles Lebende verlieren, daran ihr Herz hing. Sie nahm auch dieses tote Vögelchen, sowie eine fein und kunstreich gearbeitete Spindel, deren sich ihre Mutter immer bedient hatte, und ging damit zum Goldbrunnen. Sie band alle drei Gegenstände sauber an Fäden, tauchte sie in das zauberkräftige Wasser und zog sie alsbald, in das feinste Gold verwandelt, wieder hervor. Sie packte diese Sachen sorglich in ihr Bündelchen und trat am anderen Tage ihren Dienst bei der schönen Frau Brigitte von Löwen an.

Nun ereignete es sich, daß Werner von Steinbach, durch die Sehnsucht nach der schönen Wogelinde getrieben, noch vor Beendigung der Festlichkeiten an jenem fürstlichen Hofe eilig nach Hause zurückkehrte. Unter all den stolzen Schönheiten des Adels und den

anmutigen Bürgerstöchtern jener Stadt hatte er keine gefunden, die der schönen Fischerstochter gleich kam; diese schien ihm alle zu überstrahlen, gleich wie der ruhig leuchtende Mond die Sterne besiegt, ob sie auch noch so sehr funkeln und blitzen. In seiner Heimat angelangt, erfuhr er zuerst von dem Unglück, das die Fischersfamilie heimgesucht hatte und zugleich, wo sich die schöne Wogelinde jetzt befand.

Da erinnerte er sich schnell, wie unrecht es sei, daß Nachbarsleute so wenig Verkehr miteinander hätten, machte der Frau Brigitte von Löwen sehr bald einen Besuch und war dann unter allerlei Vorwänden recht oft auf ihrem Schloß zu sehen. Die stolze Frau bemerkte diese Annäherung mit großem Vergnügen, denn schon lange hatte sie ein Auge auf den stattlichen jungen Ritter, und nichts lag ihr ferner als der Gedanke, die schöne Jugendzeit, die noch vor ihr lag, allein und ohne Gemahl zu verbringen. Nein, sie dachte im Gegenteil einen recht frischen jungen Mann zu gewinnen und sich mit ihm schadlos zu halten für die trübselige Zeit ihrer ersten kurzen Ehe mit einem alten Raufdegen und Saufaus, der sich zu keines Menschen Bedauern vor einem Jahre bei einem Sturz vom Pferde das Genick abgeschossen hatte. Sie hätte aber kein Weib sein müssen, wenn sie nicht bald gesehen hätte, daß diese Besuche nicht ihr, sondern ihrer schönen Zofe galten, und diese Entdeckung verursachte ihr den heftigsten Zorn und verwandelte die wohlwollenden Gefühle, die sie anfangs für das einsame Fischerkind gehegt hatte, in den bittersten

Haß. Da sie noch immer hoffte, Werner von Steinbach für sich zu gewinnen, so ließ sie sich diesem gegenüber nichts merken, das unglückliche Mädchen aber sperrte sie in ein einsames Turmzimmer mit vergitterten Fenstern und gab ihr alltäglich so viel zu spinnen auf, daß sich die Arme bei der ungenügenden Nahrung von Wasser und Brot, die sie erhielt, noch dazu den Schlaf abbrechen mußte, um so schwere Aufgaben zu erfüllen. Wenn nun Werner kam und seine Augen suchend umhergehen ließ voller Unruhe, daß er der Geliebten nicht ansichtig wurde, während er doch nicht nach ihr fragen mochte, so war Brigitte wohl äußerlich so lieblich wie Honigseim, doch innerlich von bitterer Galle erfüllt und ließ es am Abend die schöne Wogelinde entgelten, deren Arbeit sie nicht genügend fand und sie dafür an den goldenen Zöpfen zerrte, mit den Füßen nach ihr stieß, ja sich nicht entblödete, das wehrlose Kind mit ruchloser Hand in das blütenreine Antlitz zu schlagen. Und diese weinte, duldete und spann vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und ihre Wangen, die sonst wie Apfelblüte anzusehen waren, glichen bald den schneeweißen Rosen, die man auf Gräber pflanzt. Da ereignete sich an einem Morgen das Unglück, daß ihr die Spindel zerbrach, und nun war ihre Sorge groß, denn konnte sie am Abend die vorgeschriebene Menge Garn nicht abliefern, wie bisher, dann waren sicher schreckliche Mißhandlungen ihr Los. Zum Glück fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß sie ja die in Gold verwandelte Spindel ihrer Mutter besitze. Sie holte

das Päckchen herbei, das die drei goldenen Dinge enthielt, setzte das Rotkehlchen auf den Tisch, legte die Rose daneben und brachte die Spindel in Gang. Wie groß war aber ihre Verwunderung, als sie bemerkte, daß nun das Spinnen ganz von selber ging, ohne daß sie etwas zu thun brauchte. Der Faden schlüpfte ihr aus der Hand, aber die Spindel tanzte und sprang allein weiter und spann so feine, glänzende Fäden wie sie noch niemals gesehen hatte, und dabei glitzerten und funkelten sie in dem schmalen Sonnenstreif, der durch das kleine Fenster hereinstand, wie eitel Feuer. Wogelinde steckte den Rocken in den Halter und sah eine Weile vergnügt zu, wie das Spinnen vor sich ging. Sie brauchte nur zuweilen neuen Flachs aufzustecken, das übrige besorgte die kluge Spindel. Das Mädchen setzte sich nun aller Sorgen frei an den Tisch und betrachtete den Vogel und die Rose, und da liefen ihr bald die Thränen der Erinnerung über die bleichen Wangen. Deren eine fiel aber auf die goldene Rose. Da thaten sich die Kelchblätter ein wenig weiter voneinander, und der süßeste Duft füllte das Zimmer, ein Duft, der Hunger, Kummer und Schmerzen vergessen ließ und solche Stärkung gab, daß mit einemmal die bleichen Wangen des schönen Kindes rosig wieder aufblühten. Diese Kraft schien auch auf das goldene Vögelchen zu wirken, denn plötzlich wendete es sein Köpfchen und fing an sich die Federn zu putzen. Sodann hüpfte es Wogelinden auf den Finger und sang so herrlich, wie diese es noch niemals von dem Vogel

gehört hatte, als er noch lebte. So blieb es fortan, bis die Spindel den ganzen Flachsvorrat aufgesponnen hatte und sich auf den Boden niederlegte. Da that sich die Rose wieder zusammen und verlor ihren Duft, das Vögelchen hörte auf zu singen und erstarrte zu festem Golde wie vorhin.

Als am Abend Brigitte kam, um nachzusehen, war sie so verwundert über das feine, seidenglänzende Gespinst, daß sie gar nicht zu schelten und zu zanken vermochte, wie sie sich doch vorgenommen hatte. Desgleichen war sie erstaunt darüber, daß sie die vorher so bleichen Wangen der schönen Fischerstochter wieder fein rosenfarb angeblümt fand. Sie gab ihr deshalb für den nächsten Tag die doppelte Menge Flachs zum Spinnen und drohte ihr mit grausamen Strafen, wenn sie nicht am andern Abend alles in ebenso feines, seidenglänzendes Garn verwandelt habe. Am nächsten Tage ging es ebenso: die Spindel tanzte, die Rose duftete, der Vogel sang, und schon um Mittag war sämtlicher Flachs aufgesponnen. Frau Brigitte entsetzte sich fast, als sie am Abend diese unglaubliche Menge Garn vorfand, daran auch die strengste Hausfrau nichts hätte aussetzen können. Sie gab dem Mädchen noch einmal so viel Flachs wie am Abend vorher, beschloß aber im stillen, sie am anderen Tage zu belauschen, denn solches konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen.

Nach dem Frühmahl schlich Brigitte leise herzu und sah nun durch das Schlüsselloch mit großem Staunen, was in dem Turmzimmer für verwunder-

liche Dinge vor sich gingen. Sie brach dann schnell hinein, überraschte Wogelinden mitten in ihren Heimlichkeiten und drängte sie alsbald, ihr zu gestehen, wo sie diese drei kostbaren Dinge herhabe. Sie ließ auch nicht nach mit Drohungen und Mißhandlungen, ja sogar Versprechungen, die sie allerdings nicht zu halten gedachte, bis Wogelinde ihr endlich das Geheimnis des Goldbrunnens mitteilte. Da erwachte in dem bösen Weibe die Gier nach Gold und unermeßlichem Besitz und keinen Augenblick wollte sie zögern, sich von der Wahrheit dessen, was sie vernommen hatte, zu überzeugen. Und mit solcher Hast drängte es sie zu dem wunderbaren Brunnen hin, daß sie vergaß die Thür des Gefängnisses wieder zu verschließen. Sie ließ sich alsbald ihr Pferd satteln und ritt, so schnell sie es vermochte, zu dem ihr wohl beschriebenen Orte.

Als sich Wogelinde überzeugt hatte, daß sie nicht mehr eingesperrt war, packte sie ihr Bündelchen zusammen und beschloß, aus ihrer Gefangenschaft zu fliehen. Als sie eben aus dem Schloßthore schlüpfen wollte, das gerade zufällig unbewacht war, denn der Thorwart hatte die Abwesenheit seiner Herrin schnell benutzt, um zu seinem Freunde, dem Kellermeister, zu schlüpfen und einen Blick in dessen geräumige Weinkanne zu thun, da begegnete ihr Werner von Steinbach, den seine verliebte Unruhe wie gewöhnlich um diese Zeit auf das Schloß trieb. Als er nun die Vermißte blühend und rosig so plötzlich vor sich sah, da verließ ihn mit einemmal seine große Schüchtern-

heit, er sprang vom Pferde, schloß sie in seine Arme und sagte ihr, wie lieb er sie habe. Sie erzählte ihm dann in großer Eile ihre Schicksale. Dann nahm er sie vor sich auf sein Pferd und ritt mit ihr auf sein Schloß. Und rings sangen jauchzend die Vögel auf allen Zweigen in der blauen Luft, aus den fröhlichen Berggewässern sprangen blitzend die Forellen empor, und auf den Waldwiesen standen ohne Scheu die Rehe und sahen nach ihnen hin, als sie so durch den glänzenden Sommertag davonritten.

Als Brigitte von Löwen den ganzen Tag ausblieb und auch in der Nacht nicht zurückkehrte, da geriet die Dienerschaft in große Unruhe, zumal als sich ihr Pferd mit zerrissenem Zügel am Morgen allein einstellte, und man schickte überall hin Boten nach ihr aus. Einer davon kam auch auf die Burg des Werner von Steinbach, und nun fiel es Wogelinden mit Schrecken ein, daß sie in der Eile vergessen hatte, Brigitte zu warnen, mit dem Wasser des Goldbrunnens nicht in leibliche Berührung zu kommen. Schnell wurden einige Diener mit Fackeln und einer Bahre ausgerüstet, und als man unter der Führung Wogelindens in die geheimnißvolle Höhle bis an den Brunnen vorgedrungen war, fand man dort Brigitte starr und in eitel Gold verwandelt. In der Hand trug sie einen Stein von der Größe eines Kindskopfes, der ebenfalls ganz golden war. Wogelinde war so guten Herzens, daß sie ihrer Peinigerin viele Thränen nachweinte, allein ihr Schmerz verlor sich bald, da sie nach einer prächtigen Hochzeit

Werner von Steinbachs glückliche Gattin wurde. War nun auch die Kraft des Goldbrunnens erloschen, so besaßen sie doch genug Geld und Gut und was noch mehr war, ihre Liebe. Und dazu erhielten sie prächtige Kinder, so daß das Geschlecht der Steinbachs sich vermehrte und ausbreitete und noch blühet bis auf den heutigen Tag.

Die Erben der Frau Brigitte von Löwen wollten anfangs den goldenen Leib als ein Denkmal in der Schloßkapelle aufstellen, allein schließlich überwog doch bei ihnen die Geldgier. Sie haben ihn nachdem heimlich in die Münze gegeben, und es sind eine große Menge der feinsten Dukaten daraus geprägt worden.

Der Trilpetritsch.

*

Man konnte eigentlich nicht sagen, daß der Christian dumm war, und doch galt er im ganzen Dorfe dafür. Es mochte wohl davon kommen, daß es niemanden gab, der sich besser und geduldiger hänseln ließ und für alle ländliche Kurzweil dieser Art ein so sicheres Opfer war. Das hatte nun seinen Grund weniger in seiner Dummheit, als in seiner großen Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit, denn er war als ein Sohn armer Köhlersleute in der Einsamkeit des Waldes groß geworden und hatte von der Welt und den Leuten wenig gehört und gesehen, höchstens einmal den Fuhrmann, der die Kohlen auflud, oder ein Beeren und Kräuter suchendes Weiblein, oder den Jäger, der sein Revier abschritt und dabei ein wenig mit dem Köhler plauderte. Desto besser aber wußte Christian im Walde Bescheid und kannte im weiten Umkreis jedes Fleckchen und die Stellen, wo die besten Beeren und Haselnüsse wuchsen. Er wußte die Orte, wo sich am steinigen Bergabhang die Eidechsen und Ringelnattern sonnten, und verstand es, an dem rasch fließenden Waldbach Forellen zu greifen, die in den Uferhöhlen standen, oder in

der Dunkelheit bei dem Lichte eines Kienspans die scheuen Krebse zu belauern.

An den stillen Sommerabenden, wenn die Baumwipfel ringsumher in rötlichem Lichte standen und der Rauch des Meilers kerzengerade in die Luft emporstieg, da hockte er gern neben dem Vater auf einem gefällten Stamme, und jener erzählte ihm Geschichten und Sagen aus der Umgegend, denn davon war der Köhler ganz erfüllt. Da erfuhr nun Christian, warum die Holzhauer in jeden gefällten Stamm drei Kreuze einhieben. Dies geschah der Waldweiber wegen, die auf also gezeichneten Stämmen Schutz fanden vor der Verfolgung des wilden Jägers, der sie sonst ewig hetzte. Natürlich ging Christian dann auf dem Holzschlag herum und sah nach, ob überall dies Zeichen angebracht war. Vom wilden Jäger gab's überhaupt manche schauerliche Geschichten, und in einer stürmischen Herbstnacht hatten die Köhlersleute ihn gar selber gehört, wie er durch die Luft dahinzog, und hatten das Rufen der Jäger und das Gekläff der Meute deutlich vernommen.

Aber noch mehr wunderliche Wesen gab es im Walde: so die Moosmännchen und -weibchen, die, nur so groß wie dreijährige Kinder, am ganzen Leibe mit Moos bewachsen sind und in hohlen Bäumen wohnen. Sie baden sich des Morgens im Tau, und wer darauf achtet, kann oftmals die Stellen finden, wo sie sich gewälzt haben. Wenn aber jemand die Rinde rings von einem Baume schält oder ein Stämmchen verdreht, daß der Bast platzt, oder es aus der Erde

reißt, da müssen sie sterben, und man hört ihre laute Wehklage. Aber auch im Wasser gab es derlei wunderliche Wesen. Dort weiter unten, wo der Bach aus dem Walde tritt und sich das weite Wiesenland ausbreitet, zeigten sich früher, zur Zeit der Heuernte, in einem Weidengebüsch am Wasser eine Menge ganz kleiner Weiblein, die ihre Hemdchen in den Zweigen aufhängten und weildes mit vielem Geplätscher und Gelärm, so daß man ihre feinen zwitschernden Stimmen weit hören konnte, in dem Bache badeten. Aus der Ferne durfte man sie beobachten; trat aber jemand näher hinzu, da erhoben sie ein großes Geschrei, rafften eilig ihre am Lande aufgehängten Hemdchen zusammen, sprangen kopfüber, wie die Frösche, ins Wasser und verschwanden.

Nun war aber in einem benachbarten Dorfe ein pfiffiger Bauernbursche, der machte eine große Falle aus grünem Weidengeflecht und verbarg sie dort geschickt in den Büschen. Als Köder that er ein rotes, seidenes Tüchlein hinein, denn er dachte: Weib ist Weib, und was unseren eitlen Bauerndirnen so wohl behagt, das wird auch den kleinen Wasserfräulein nicht zuwider sein. Er legte sich in der Nähe auf die Lauer, und richtig, bald hatte er auch eins der niedlichen Dinger gefangen. Dies zeigte nicht die mindeste Furcht, ließ sich ruhig von dem Burschen auf den Arm nehmen und schaute mit den Aeuglein, die so schwarz waren wie Heidelbeeren, ganz munter und grell um sich. Sobald er es in die Stube gebracht und auf den Boden gesetzt hatte, streifte das

Ding seine Hemdärmel auf, schürzte sein schneeweißes Kleidchen und band das schwarze Haar zurück, das ihm wohlgekämmt über die Schultern hing, und dann begann es so eifrig und flink aufzuräumen, zu scheuern, zu bürsten, zu klopfen und zu fegen, daß es eine wahre Lust zu sehen und alle Hausarbeit im Umsehen besorgt war. So blieb das Weibchen im Hause den ganzen Sommer lang. Jeden Abend in der Dämmerung kam aber ein kleines Wassermännlein durch eine Lücke im Gartenzaun gekrochen und kletterte außen an der Spalierwand in die Höhe, bis es ins Fenster blicken konnte; das Weiblein stand aber drinnen auf einem Stuhl, und dann steckten sie die Köpfchen zusammen und wisperten und pisperten miteinander in einer fremden, wunderlichen Sprache, die so klang, als wenn ein kleiner Quellbach über Kiesel und Gestein klingend dahinrieselt. Bald ist das Männlein dann wieder gegangen und hat sich zuweilen noch ein wenig im Garten zu thun gemacht, an den Obstbäumen emporgesehen oder kopfnickend, mit auf den Rücken gelegten Händen und weiser Miene, die Gemüsebeete betrachtet oder an einer Blume gerochen. Einmal im Sommer hat es einen Büschel Feuerlilien zu sich niedergeholt und sein Näschen in deren Kelche vergraben. Da hat es aber von dem Blütenstaub ein puterrotes Gesicht bekommen und hat so erschrecklich niesen müssen, daß es beinahe auf den Rücken gefallen ist. Darüber hat das kleine Wasserweiblein nun eine unbändige Freude gehabt, es hat in die Händchen geklatscht und mit

seinem silbernen Stimmlein unaufhörlich gelacht. Das Männchen hat zwar dies nicht gerade übel genommen, ist aber doch etwas eilfertiger als sonst durch den Zaun gekrochen und hat sich dann, wie gewöhnlich, mit einem kleinen Schrei kopfüber in den Ziehbrunnen gestürzt. Aus diesem Brunnen ist es auch jedesmal bei seinen Besuchen zum Vorschein gekommen.

Als es nun gegen den Herbst ging, da dauerte es die Leute im Hause, daß das kleine Wesen mit seinen feinen Füßchen immer barfuß umherlief, und sie beschlossen, ihm ein Paar Schuhe zu schenken; allein das Ding war nicht zu bewegen, sich Maß nehmen zu lassen. Da streute man Mehl auf den Boden, und nach den Abdrücken der kleinen Fußsohlen mußte der Schuster sein Werk verrichten. Der machte nun auch mit besonderem Fleiß zwei Schuhe, die waren noch zierlicher und feiner als die ersten, die ein Kind bekommt, gar säuberlich mit rotem Leder eingefaßt, daß es eine wahre Freude zu sehen war. Als man nun aber dem Weiblein die Schuhe hinstellte und es bat, sich ihrer zu bedienen, da erhob es ein Jammern und Wehklagen, weil man ihm seine Dienste belohnen wolle, zog, indessen die Thränen über sein Gesichtchen strömten, die niedlichen Dinger an, streifte dann die Hemdärmel wieder vor, entschürzte sein Röckchen, löste das Haarband und lief davon, um niemals wieder zu kommen. —

Aber nicht allein in Luft und Wald und Wasser lebte es von solcherlei Geschöpfen, nein, auch in der

Erde waren sie zu Hause, und diese hatten es zumeist mit Schätzen zu thun. Diese Zwerge oder Erdmännlein sonnten zur Mittagszeit zuweilen ihre goldenen Geräte und köstlichen Geschmeide, allein dem Unkundigen erschienen die herrlichen Dinge nur als blinkende Scherbenhaufen. Kam aber ein Wissender und raffte stillschweigends alles in ein Tuch, so fand er es, zu Hause angekommen, gefüllt mit den wertvollsten Schätzen.

Einst, auf seinen weiten Streifereien, war nun auch Christian, dessen Sinn erfüllt war mit derlei Geschichten, an den Rand des Waldes gekommen, wo dieser von den Feldern eines benachbarten Dorfes begrenzt wurde, und siehe, dort mitten in dem gepflügten Acker auf einem kleinen, steinigen Hügel da glänzte und funkelte es unsäglich in der Sonne und streute förmlich Blitze auf ihn hin. Da dachte Christian, er wolle fein klug sein, lief eilends hinzu, schüttete die Steinpilze aus, die er schon in seinen leinenen Sack gesammelt hatte, und füllte den glitzernden Scherbenhaufen hinein. Als er dann, ganz heiß vom schnellen Lauf und glühend von froher Erwartung, nach Hause kam und dem Vater die köstlichen Schätze zeigen wollte, da erntete er nur Spott und Gelächter, denn aus dem Sacke kamen nur wertlose Scherben von zerschlagenen Bierflaschen hervor, und er mußte noch einmal fort, um die weggeworfenen Steinpilze wieder zu holen.

Die Zwerge waren häufig in der Gegend, und überall zeigte man die Orte, wo sie wohnen sollten.

Daß es aber niemanden gab, der sagen könnte, er hätte ein solches Männlein gesehen, das hatte seinen besonderen Grund, denn jeglicher von ihnen trug ein Käppchen, das ihn unsichtbar machte. Dies war ihr höchstes Besitztum, weil es die schwachen Geschöpfe vor den Angriffen von Mensch und Tier beschützte und ihnen die Möglichkeit gab, sich von allem, das sie zu ihrer Ernährung brauchten, ungesehen ihren Anteil zu nehmen. Das wiederholte der Köhler oft in seinen Erzählungen und fügte dann immer hinzu: „Darum, wenn man von einem Zwerge was erlangen will, muß man trachten, daß man sich seines Mützchens bemächtigt, denn um dieses wieder zu erlangen, wird er alles anwenden und seine kostbarsten Schätze hergeben.“

Solcher Art waren die Kenntnisse, die Christian in seiner Jugend sammelte. Außerdem lernte er die Kuh und die zwei Ziegen hüten und in der Abwesenheit des Vaters den Meiler zu besorgen. Als er nun im Laufe der Zeit zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen war, brachte der Kohlenfuhrmann die Nachricht, daß man in einem großen, an den Wald angrenzenden Dorfe einen jungen Burschen suche, der den Dienst eines Kuhhirten auf der Gemeindeweide versehe. Dafür solle er freie Kost, ferner einen neuen Anzug und für den Sommer sechs Speziesthaler erhalten. Er habe schon den Christian vorgeschlagen, und wenn die Köhlersleute nichts dagegen hätten, sei alles in Ordnung. Diesen leuchtete ein solcher Vorschlag sehr ein, und auf diese Art

war Christian in das Dorf gekommen und hatte sein Amt den Frühling und Sommer hindurch zur Zufriedenheit verwaltet. Zwar manchmal überkam ihn das Heimweh, zumal an stillen Sommerabenden, wenn rings um ihn nichts vernehmlich war, als das Rupfen der Kühe an dem kurzen Grase und das Summen der Bremsen. An solchen Abenden sah er aus dem blauen Dämmer des fernen Waldes die schmale Rauchsäule des Meilers in die stille Luft emporsteigen und wußte dann, daß dort seine Heimat war.

Als der Sommer und ein Teil des Herbstes vergangen war und die Kühe nicht mehr auf die Weide gehen konnten, da blieb Christian bei dem einen der Bauern als Kleinknecht, und nun begannen jene Hänseleien, deren geduldiges Opfer er lange Zeit blieb, weil seine Gutmütigkeit ihn immer wieder Glauben schöpfen, und seine Unerfahrenheit ihn in alle Schlingen fallen ließ. Welches Vergnügen bereitete es der ausgelassenen Dorfjugend, jemanden zu haben, dem man die allerbekanntesten Dinge aufbinden konnte, der sich in die Stadt schicken ließ, um vom Krämer ein Fläschchen rosagrüne Tinte oder sechs Lot ungebrannte Asche zu holen, oder vom Apotheker für sechs Pfennige Mückenfett.

An den Abenden, wo die jungen Leute in den Spinnstuben zusammen waren, wurde immer etwas Besonderes für Christian ausgeheckt oder Altbewährtes an ihm probiert, und da er nun bereits anfing, etwas gewitzigter zu werden, so trafen seine Gegner

ihre Vorbereitungen um so viel pfiffiger, so daß es ihnen vor einigen Tagen noch gelungen war, ihn zu veranlassen, mit der Zunge an dem eisernen Pumpenschwengel auf dem Dorfplatz zu lecken, indem ein jeder in überschwenglicher Weise die herrlichen Empfindungen zu schildern versuchte, die dies bei ihm erwecken würde, und alle um die Wette ihre Verwunderung ausdrückten, daß er sich diesen Genuß nicht schon öfter bereitet habe. Da sich Christian hierbei nun nichts Gefährliches denken konnte und seine Neugier groß war, zumal ihm einige versicherten, er werde die Engel im Himmel singen hören, wenn er die Sache ordentlich mache, so ließ er sich wiederum einmal übertölpeln. Nun war es aber ein bitterkalter Dezemberabend, und sobald er nur mit der Zunge den Pumpenschwengel berührt hatte, war sie festgefroren, und der arme Christian saß wie ein Fisch an der Angel, zum großen Jubel derer, die ihn zu dieser That verführt hatten. Er wäre nun wohl nicht ohne Verlust eines Teiles seiner Zungenhaut wieder losgekommen, hätte sich eines der Mädchen nicht schon vorher weggeschlichen, und nun war sie zur rechten Zeit mit einem Töpfchen voll warmen Wassers bei der Hand, um den Geprellten wieder loszutauen. Während sie so liebreich thätig war, schalt sie leise in sein Ohr: „O du dummer Christian, hast so schöne kluge Augen und bist so ein Tölpel, daß du glaubst, was jeder Hansnarr dir vorredet. O du Einfalt, o du Pinsel!“

Diese Scheltworte thaten aber dem Christian

gar nicht weh, sondern tönten ihm gar lieblich, denn mit diesem Mädchen hatte es seine besondere Bewandtnis, und wenn er in der Spinnstube, wie gewöhnlich, in dem dunkelsten Winkel saß, da mußte er immerfort heimlich nach ihr hinsehen, denn ihm dünkte, der liebe Gott habe mit ihrem rosigen Gesicht und ihrer rundlich schlanken Gestalt ein rechtes Meisterstück vollbracht. Kürzlich war sie ihm begegnet, auf dem schmalen Fußwege, zwischen den Hecken, und da hatte sie im Vorübergehen ganz derb mit ihrer runden Schulter an seine gestreift und ihm einen Blick dabei zugeworfen, daß er blutrot geworden war. Ja, was die Marieanne wohl nur damals gewollt hatte! Den Blick konnte er nicht vergessen, und an der Stelle, wo sie ihn damals berührt hatte, glaubte er noch immer eine gewisse Wärme zu spüren.

Die strenge Winterkälte hielt an, und als die Burschen und Mädchen mal wieder in der Spinnstube beisammen waren, da entspann sich eine neue Verschwörung gegen den armen Christian. Ein alter Dorfspaßmacher, der voll von Schwänken saß, hatte einen Brauch aus seiner Jugend in Erinnerung gebracht, den man an kalten Winterabenden auszuführen pflegte, sobald man einen Dummen finden konnte, der darauf einging. Es hieß dann: „Wir wollen den Trilpetritsch jagen“, und alle zogen hinaus in die kalte Winternacht. Dann gab man dem Dummen einen Sack, dessen Oeffnung er aufhalten mußte, in einer Lücke zwischen zwei Gebüschen oder an einem sonstigen geeigneten Ort, und schärfte

ihm ein, wohl aufzupassen; die anderen würden sich jetzt verteilen und den Trilpetritsch jagen und in den Sack treiben. Zuerst vollführten sie dann im Umkreis einen ziemlichen Lärm mit Händeklatschen und Rufen: „Ho, Trilpetritsch!“ Dann drückte sich aber einer nach dem anderen heimlich in die warme Spinnstube zurück und man ließ den guten Sackträger so lange in der bitterlichen Kälte stehen, als er es aushalten mochte. Kehrte er dann endlich zu seinen Genossen zurück, so erhoben sie ein großes Gelächter, der Arme wurde über die Maßen gehänselt und behielt so lange den Namen der „Trilpetritsch“, bis ein neuer Dummer gefunden wurde, der ihn ablöste.

Nachdem nun an diesem Abend schon allerlei Schnurren erzählt, Lieder gesungen und Possen getrieben worden waren, ging einer der Verschwörer an das Fenster, sah nach dem sternfunkelnden Himmel empor und sagte: „Heute wäre so ein rechter Abend, den Trilpetritsch zu jagen.“

„Ja,“ sagte ein anderer, „in den klaren Nächten bei Mondschein und Sternenlicht, da treibt er sich gern umher.“

„Wer ist denn der Trilpetritsch?“ fragte eins der Mädchen, das nicht eingeweiht war. Der Bursche am Fenster zwinkerte ihr mit den Augen zu und deutete heimlich auf Christian hin, faßte sich aber schnell und sagte auf gut Glück: „Nun was wird's sein? So ein Unterirdischer, so ein Zwergenmännlein.“

„Ein grünes Röcklein hat's an und 'ne rote Nase im Gesicht," log ein anderer schnell dazu.

An dieser Sache nahm Christian großen Anteil, denn mit solchen Dingen wußte er Bescheid und erinnerte sich sofort an eine Erzählung seines Vaters. Er rief plötzlich: „Hier am Fuchsberg, da wohnen welche, da, wo die großen Steine liegen!"

„Natürlich," rief der erste wieder, „und da wollen wir den Trilpetritsch auch jagen!"

Sie zogen nun alle hinaus zum Fuchsberg, einem kleinen Hügel am Rande des Dorfes, wo der Wald begann. Dort lagen viele mächtige Steinblöcke verstreut, und einige höhlenartige Oeffnungen zogen sich in das Innere des Berges; die einen hielten diese für einen Fuchsbau, andere aber wollten wissen, daß dort seit uralten Zeiten schon Zwerge hausten. Es entstand nun eine Beratung darüber, wer den Sack halten solle, und die allgemeine Stimme entschied sich natürlich für Christian. Dieser fühlte sich sehr geehrt durch diese Wahl, fragte aber: „Was soll ich denn mit ihm machen, wenn ich ihn habe?" Auf so gründliche Fragen waren die anderen eigentlich gar nicht vorbereitet, jedoch rief einer schnell: „Zuerst bindest du den Sack mit einem tüchtigen Kreuzknoten zu," und ein anderer fügte hinzu: „Und dann kannst du dir ja so viel Geld von ihm wünschen, daß du dir den Erlenhof kaufen kannst, der übermorgen auf die Gant kommt." Dies leuchtete Christian sehr ein, und man stellte ihn nun am Fuchsberge an zwei große Steine, die einen schmalen Pfad zwischen sich

frei ließen. Hier mußte er seinen Sack ausspannen, und man schärfte ihm ein, recht aufzupassen und sich die Zeit nicht lang werden zu lassen; man werde sich nun im weiten Umkreis verteilen und den Trilpetritsch allmählich hertreiben. Nach einer Weile hörte er auch rings in der Ferne ein Händeklatschen und Rufen, allein anstatt näher zu kommen und sich zu verstärken, ward es allmählich immer leiser und seltener, und nach einer Viertelstunde etwa hörte er gar nichts mehr, worüber er sich sehr verwunderte, denn er wußte ja nicht, daß die jungen Treiber bereits unter heimlichem Kichern auf dem Wege nach der warmen Spinnstube waren.

Es war bitterlich kalt, und die Sterne funkelten unsäglich. Vor ihm in der Lücke zwischen zwei schwarzen Kieferwipfeln stand der Vollmond, glänzend wie poliertes Silber, und schaute mit einem sonderbaren Grinsen auf ihn hin. Bald fror ihn tüchtig, seine unbeschützten Finger waren wie Eis, und der Hauch seines Mundes schimmerte weißlich im Mondlicht. Dabei horchte der Arme scharf nach allen Seiten und suchte, so gut es ging, das Klappern seiner Zähne zu unterdrücken. Allein er vernahm nichts, als endlich in einiger Entfernung ein leichtes Rascheln, als wenn sich dort ein Hase bewegte oder ein Eichhörnchen, das unter dem welken Laube nach Eicheln suchte. Allein, obwohl die Stelle hell vom Monde beschienen war, so vermochte er doch dort nicht das Geringste zu sehen. Plötzlich aber wurden Schritte vernehmlich, von der Seite des

Dorfes her. Sie nahten eilig, und dann verstummte ihr Geräusch, als wenn die Person lausche oder sich umsehe. Hernach kamen die Tritte wieder schnell näher, doch sehen konnte Christian nach dieser Seite nicht, weil ein finsteres Gebüsch von jungen Fichten dort im Wege war. „Ho Trilpetritsch!“ hörte er jetzt eine bekannte Stimme leise sagen. Es war Marie-anne, die sich heimlich fortgeschlichen hatte, um den guten dummen Christian, den sie trotz alledem herzlich gern hatte, möglichst frühzeitig aus seiner häßlichen Lage zu befreien. Aber ehe dieser recht zur Besinnung kam, geschah etwas anderes, das seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Als die Tritte des Mädchens immer näher kamen, wurde es an der Stelle, wo Christian vorhin das leichte Rascheln gehört hatte, plötzlich lebendig, und als nun gar jene ihren leisen Ruf erschallen ließ, wurzelte etwas wie mit kurzen Beinchen eilig durch das welke Laub, kam hastig auf Christian zu, und plötzlich spürte dieser einen heftigen Ruck an seinem aufgestellten Sack und daß sich darin etwas mit gewaltigem Zappeln regte und bewegte. Das durchzuckte den braven Trilpetritsch-Fänger wie ein Schlag, und eilig, so gut er es mit den verklammten Fingern vermochte, schnürte er den Sack mit einem tüchtigen Kreuzknoten zu.

Nun stand mit einemmal Annemarie vor ihm, doch ehe sie noch etwas sagen konnte, rief Christian voller Freude: „Ich habe ihn, ich habe ihn, den Trilpetritsch! Du hast ihn mir zugetrieben!“ Damit

ließ er den zugeschnürten Sack am Boden liegen, und ehe es sich Annemarie recht versah, hatte Christian sie um den Leib gefaßt und mitten auf den Mund geküßt. Das war doch eine unerhörte That, und er bekam auch einen ziemlichen Schreck, als er sich dessen bewußt ward, allein Marieanne, obwohl sie mit der Hand nach ihm stieß und ihn von sich drängte, schien es doch gar so übel nicht aufzunehmen. Dem klugen Mädchen war außerdem gleich klar geworden, daß nun, da Christian in seinem Sacke wirklich etwas gefangen hatte, der Vorteil auf seiner Seite lag und es darauf ankam, die anderen gehörig damit bange zu machen. „Nun, was wirst du drin haben?“ sagte sie; „ein Hase wird's sein, oder gar ein Fuchs, aber die anderen werden sich schön davor graulen, denen sollen die Haare zu Berge stehen.“ Damit eilten beide ebenfalls der Spinnstube wieder zu. Als Christian plötzlich in die Thür trat, tönten ihm von allen Seiten ein gewaltiges Gelächter und die höhnischen Rufe: „Der Trilpetritsch! Der Trilpetritsch!“ entgegen; allein er ging mitten in die Stube, setzte den Sack auf den Fußboden und rief: „Ja, ich habe den Trilpetritsch!“ Als nun die anderen sahen, daß sich in dem Sacke wirklich etwas regte und bewegte, erschraken sie und wichen in abergläubischer Furcht bis an die Wände zurück, während es zugleich totenstill im Zimmer ward.

Bis dahin hatte sich das unbekannte Ding in seinem Gefängnis ganz mäuschenstill verhalten; nun aber mußte es wohl denken, daß seine Zeit gekommen

sei, denn plötzlich tönte aus dem Sack ein so greuliches, höllenmäßiges Geschrei, ein Jaulen und Wehklagen in den schrillsten Tönen und ein Zischen, wie von Schlangen, daß die sämtlichen Insassen der Spinnstube, mit Ausnahme von Christian, in die furchtbarste Angst gerieten, und als nun gar der Sack anfing, sich fortzubewegen, und auf den Haufen derer loskobolzte, die sich fluchtbereit an der Thür zusammendrängten, da stürzten alle mit Geschrei aus der Stube heraus und stießen sich und traten sich und kreischten vor Entsetzen, denn jeder glaubte, schon im nächsten Augenblick die Faust des leibhaftigen Satans in seinem Nacken zu spüren. Als nun alle fort waren, von solcher Angst erfüllt, daß keiner den Mut hatte, von außen in das Fenster zu sehen, da fing Christian seinen Sack wieder ein und ließ sich weder durch Fauchen noch Prusten, Zischen und Geheul beirren, denn dergleichen Sachen kannte er und wußte, daß solches nichts zu bedeuten hatte. Er packte zu und fühlte nun, daß das Ding kein Tier war, sondern Arme und Beine und einen Leib hatte, wie ein Mensch. Mit einem geschickten Griff faßte er es um den Hals, und nun zog das Geschöpf andere Saiten auf und begann mit einem quäkenden Stimmlein um Gnade zu flehen und die schönsten Versprechungen zu machen. Aber Christian wußte, was er zu thun hatte. Mit der anderen Hand löste er die Verschnürung des Sackes und schälte nun sorgfältig, ohne das wunderliche Wesen loszulassen, dessen Kopf heraus. Das Sonder-

barste aber war, daß er diesen nun wohl befühlen konnte, aber nichts sah. Das änderte sich jedoch plötzlich, als er zugriff und die rote Mütze in der Hand behielt, die er sofort in seiner Tasche verbarg. Nun sah er in das zornige Gesicht des Zwergenmännleins und sagte sehr vergnügt: „Guten Abend, lieber Herr Trilpetritsch."

„Ach was, Trilpetritsch!" rief dieser unwirsch, „Rumpetrumpen heiß ich! Und was würgst du mich so, du Tapps!"

Christian ließ das Männlein los, und nun verhandelten sie miteinander und kamen überein, daß der Zwerg ihm am anderen Morgen bei Sonnenaufgang gegen Zurückgabe des Mützchens dreitausend Kremnitzer Randdukaten auszahlen solle.

„Dir gönn' ich's noch am meisten," sagte Rumpetrumpen, „denn ich hatte dich immer gern, und obwohl mir meine schönen Dukaten leid thun, so freut es mich, daß die anderen, die dich mit dem Trilpetritsch zum Narren haben wollten, dir so zum Glücke verholfen haben. Ich verlustierte mich da ein wenig im Mondschein und sah dich nicht, weil du im Schatten standest. Als nun das Mädchen kam, da wischte ich fort und geriet in den infamen Sack. Ja, die Dummen haben das Glück," schloß er dann und kicherte mächtig.

Das Männlein ließ sich nun wieder in den Sack stecken und Christian trug es, unbemerkt von den anderen, da das rote Mützchen ihn unsichtbar machte, wieder zum Fuchsberge. Dann eilte er schnell in

seine Kammer, verbarg das Mützchen an einem sicheren Ort und kehrte wieder auf den Dorfplatz zurück, wo die anderen Leute noch alle frierend herumstanden und mit ängstlichen Gefühlen auf die erleuchteten Fenster der Spinnstube hinstarrten. Soeben hatte sich einer der Kühnsten herangewagt und einen scheuen Blick hineingethan. Jetzt kam er gerade zurück und rief: „Alles ist leer, der Teufel ist bereits mit ihm abgefahren!"

Darüber mußte Christian so laut lachen, daß alle zusammenschraken; doch als sie bemerkten, daß er es war, stürmten sie auf ihn ein und befragten ihn um das seltsame Abenteuer. „Nun, es war der Trilpetritsch!" sagte Christian, den das geglückte Abenteuer ganz übermütig gemacht hatte.

„Wie sah er denn aus?" rief einer.

„Ein grünes Röcklein hatte er an, und 'ne rote Nase im Gesicht, das wißt ihr ja schon."

„Was hast du denn mit ihm angefangen?"

„Nun, ich hab' ihn wieder laufen lassen. Ich konnte das Ding doch nicht in ein Bauer sperren, wie ein Eichhörnchen oder einen Starmatz."

Unterdes war es Christian gelungen, Marieanne verstohlen am Rock zu zupfen, diese verstand ihn und entfernte sich heimlich. Während nun die anderen wieder Mut schöpften und die Spinnstube aufsuchten, drückte sich auch Christian unbemerkt beiseite und folgte ihr. Dann, in einer dunklen Ecke, erzählte er ihr alles, und als er endlich eine Frage an sie that, über deren Kühnheit er fast selber erschrocken war,

sagte sie ja, sank ihm an die Brust und küßte ihn herzlich.

Am nächsten Morgen holte sich Christian das Geld von dem braven Rumpetrumpen, und am Tage darauf, als der Erlenhof zur Versteigerung kam, da that er zur allgemeinen Verwunderung das höchste Gebot und zahlte bar in den herrlichsten Dukaten. Da sahen die Leute wohl, daß es mit dem Trilpetritsch doch seine besondere Bewandtnis hatte, und manche von den jungen Männern wurden gelb vor Neid und fast krank vor Aerger, als sie bedachten, daß sie ihm durch ihre Hänseleien zum Glücke verholfen hatten. Die jungen Mädchen aber fanden sämtlich, daß der Christian ein hübscher, kluger Bursche sei, und begriffen kaum, wo sie früher ihre Augen und ihren Verstand gehabt hatten, daß sie dessen nicht eher inne geworden waren. Er aber blieb seiner Marieanne treu, und im Frühjahr gab's eine mächtige Hochzeit auf dem Erlenhofe. Alles gedieh ihnen, sie bekamen schöne Kinder und lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.

Die Wirtin von Bornau.

*

In Bornau war eine junge, hübsche Wirtin, die besonders gut tanzte und wegen ihrer Kochkunst ringsum berühmt war. Damit war sie jedoch nicht zufrieden, denn der Ehrgeiz plagte sie, besser kochen und besser tanzen zu können als irgend jemand in der ganzen Gegend. Dies aber war nicht der Fall, denn die schöne, braunäugige Tochter des Teichmüllers, die so zierlich auf den Füßen ging wie eine Bachstelze, tanzte noch besser, so leicht wie die Luft und so flink wie ein Vogel, weshalb alle Leute ihr den Preis zuerkannten. Und was nun das Kochen betraf, so kehrten öfters Fremde bei ihr ein, die weit in der Gegend herumkamen und manchmal einen kleinen Umweg nicht gescheut hatten, um in dem berühmten Wirtshause ihres Leibes zu pflegen. Jedoch immer hieß es dann: „Ja, ja, recht gut, aber die Wirtin im ‚Silbernen Roß‘ zu Goldberg versteht es doch noch besser.“ Darüber verzehrte sich die junge Frau fast vor Neid und Ehrgeiz, denn mit aller Mühe konnte sie dies nicht ändern und trotz aller Uebung und alles Fleißes blieb sie in ihren beiden Lieblingskünsten immer nur die zweite.

Da geschah es eines Tages, daß ein vornehm gekleideter Mann, der auf einem glänzenden, schwarzen Rößlein ritt, in das Gasthaus zu Bornau einkehrte. Die Wirtin, die gerade am Fenster stand, konnte sich nicht genug verwundern über die zierliche Leichtigkeit, mit der sich dieser Mann vom Pferde schwang, während er bei Berührung des Bodens sogleich wieder ein wenig in die Höhe schnellte, als hätte er Sprungfedern in den Beinen. Sodann warf er dem herbeigeeilten Hausknecht die Zügel zu und trat mit so leichten Schritten in das Haus, daß der jungen Wirtin voller Verwunderung der Gedanke kam, sie sehe heute zum erstenmal in ihrem Leben, was wirklich gehen heiße. Als der Fremde der Wirtin ansichtig wurde, begrüßte er sie mit einer Verbeugung von so außergewöhnlicher Schönheit, daß es die junge Frau heiß überlief und sie stotternd vor Verwirrung über die Ehre, die ihr der Fremde erwies, ihn in das Herrenzimmer nötigte und ihn nach seinem Begehren fragte. Da mußte man nun wieder sehen, wie er einen Stuhl mit leichter Handbewegung zurechtrückte, sich niedersetzte und die wohlgeformten Beine übereinander schlug — um einen Begriff zu bekommen, daß sich selbst die gewöhnlichsten Handlungen im Leben so ausführen lassen, daß sie den Eindruck vollendeter Schönheit machen. Die Wirtin nun gar war durch alles dies wie verzaubert, denn dergleichen war ihr nie begegnet, und sie starrte den schlanken Fremdling an wie ein Wunder. Dieser ließ sich davon wenig beirren, sondern bestellte ein gutes Essen und eine

Flasche vom Besten, indem er zugleich in zierlicher Wendung einflocht, daß er von der Kochkunst der jungen Frau bereits manches Rühmliche gehört habe. Da gedachte diese ihre ganze Fertigkeit aufzuwenden, um den vornehmen Herrn zu befriedigen, eilte in die Küche und bereitete das Beste für ihn zu, das im Hause nur zu finden war. Den Tisch ließ sie ihm decken mit dem feinsten Linnen, das sonst nie gebraucht wurde, sondern nur, um gelegentlich besehen und bewundert zu werden, in dem lavendelduftigen Leinenschranke ruhte, und sogar das alte Erbsilberzeug gab sie heraus, so hatten es ihr die feinen Manieren dieses Mannes angethan. Dieser unterhielt sich derweil dadurch, daß er in einem Taschenbuche blätterte, das in roten Korduan gebunden war und allerlei Namensunterschriften enthielt, die mit einer seltsamen rötlichen oder ins Gelbliche verblaßten Tinte geschrieben waren. Zuweilen rechnete er dann ein wenig, und hätte die Frau Wirtin das böse Lächeln gesehen, das dann seine schmalen Lippen kräuselte, so wäre ihr wohl sonderbar zu Mute geworden.

Endlich, nachdem schon das ganze Haus von köstlichem Küchendufte erfüllt war, trug die junge Frau das Essen auf und wünschte dem Gaste eine gesegnete Mahlzeit. Dieser aber, wie es oft die Art vornehmer und verwöhnter Leute ist, genoß von allem nur ein wenig, lobte aber die Gerichte in wohlgesetzten Worten, jedoch in einer solchen Weise, daß das ehrgeizige Gemüt der Wirtin nicht vollständig befriedigt ward, und sie alle Augenblicke die ihr so verhaßte

Redensart von ihrer Nebenbuhlerin in Goldberg zu hören erwartete. Dies ereignete sich jedoch nicht, sondern am Schluß sagte der Fremde, indes er leicht mit den weißen, schlanken Fingern auf dem Tisch dazu trommelte: „Nun, ich habe erfahren, daß das Gerücht über Eure Kochkunst der Begründung nicht ganz entbehrt, allein noch weiteres sagt man von Euch, daß Ihr nämlich auch im Tanze so geschickt seid, wie man es selten findet. Da Ihr nun meinen Leib so wohl gepflegt habt, wie wäre es, wenn Ihr auch mein Auge durch eine Probe dieser Eurer Kunstfertigkeit ergötzen möchtet."

Die Wirtin wollte anfangs nicht, denn sie schämte sich vor dem feinen Herrn, der gewiß schon genug berühmte und vornehme Tänzerinnen gesehen hatte, deren Kunst und Gunst man mit Säcken Goldes bezahlt, aber ehe sie es sich versah, hatte der Fremde eine flache Tanzmeistergeige hervorgezogen und begann so wunderseltsam zu spielen, daß es ihr in alle Glieder fuhr und sie tanzen mußte, ob sie wollte oder nicht. Und während sie nun zierlich das Kleid mit den Fingerspitzen faßte, sich drehte und wandte und gar behende die Fußspitzen warf, ward das Geigenspiel immer wilder und aufreizender, daß der jungen Frau das Blut feurig durch die Adern rieselte und ihre Augen vor Lust blitzten. Es war ihr, als würde sie von den Tönen getragen und tanze ganz von selber.

Als der Fremde nun mit seinem Spiele aufhörte und die Wirtin atmend stand, um ihr vom heftigen Tanze verwirrtes Haar zu ordnen, da sagte

jener: „Nicht übel, nicht übel! Ihr tanzt und kocht wohl am besten in der ganzen Umgegend?“

Da wurde die junge Frau erst bleich, dann rot, und das vom Tanze erhitzte Blut gab ihr wohl den Mut, so plötzlich mit ihrem Lieblingswunsche herauszufahren: „Nein, leider nicht, aber dies zu können, ist der höchste Wunsch meines Lebens.“

Der Fremde wiegte sanft den Kopf hin und her und sprach: „Nun, dazu kann wohl Rat werden. Ich bin der Tanzmeister Diabelli aus der Residenz und auch in der edlen Kochkunst nicht unerfahren, ich könnte Euch beide Dinge wohl lehren in kurzer Zeit.“

„Was verlangt Ihr dafür?“ fragte die Wirtin von Bornau begierig.

„Nicht viel, nur eine Kleinigkeit,“ sagte der Tanzmeister, indem er sanft sein rotes Buch ein wenig auf- und zuklappte, „ein Ding, was man nicht sehen kann, ein Ding so gut wie Luft und dies auch erst nach zwanzig Jahren. Ihr braucht nur Euren Namen in dies kleine Buch zu schreiben, das genügt. Er steht da in großer und guter Gesellschaft.“

Aber ein katzenhaft grünliches Blitzen seiner dunklen Augen war der jungen Frau dabei doch nicht entgangen, und mit jähem Schreck kam ihr plötzlich die Eingebung, wen sie vor sich habe. Obwohl es sich um die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches handelte, so erschienen ihr diese Kunstfertigkeiten mit der Hingabe ihres unsterblichen Teiles an den alten und pfiffigen Seelenfänger doch zu teuer erkauft. Dieser, der ihr Zurückfahren und Zaudern wohl be-

merkte, sprach so verloren und gleichmäßig vor sich hin: „Zwanzig Jahre ist eine schöne lange Zeit für ein Leben voller Ruhm und Herrlichkeit. Wollt Ihr aber immer, solange Ihr lebet, hören und erfahren, wie des Müllers flinke Bachstelze oder irgend eine andere Euch vorgezogen wird, wollt Ihr immer wieder das Lied hören von der Wirtin in Goldberg? Denkt nur, ein kleiner Federzug, und niemand kann Euch mehr den Ruhm rauben, am besten zu tanzen im ganzen Lande, selbst des Königs oberste Ballett-springerin nicht, und was das Kochen anbetrifft, so soll des Königs erster Koch kommen, um von Euch zu lernen, hier vor Euch soll er stehen und Euch demütig bitten, ihn zu belehren."

Es ist nicht festgestellt, ob es Hilfsgesellen des Meisters Urian in der Gaststube waren, die jetzt in der Gestalt zweier Reiter an dem geöffneten Fenster der Gaststube langsam vorüberkamen, so daß man ihr Gespräch vernehmen konnte. Der eine sagte: „Wollen wir einkehren, hier ist ein berühmtes Gast-haus." — „O nein," sprach der andere, „unsere Pferde sind noch frisch, und wenn wir uns dazuhalten, können wir noch vor Abend im ‚Silbernen Roß' zu Gold-berg sein, dort ist es unvergleichlich, dort wird am besten gekocht in der ganzen Gegend." Dazu schnalzte er bewundernd mit der Zunge, und beide ritten vor-über.

Die junge Wirtin schritt hastig auf den Frem-den zu und rief: „Ist es wahr, was Ihr mir ver-sprecht?"

„Sofern es sich nicht bewährt," sagte der Fremde, „soll unser Vertrag null und nichtig sein. Ihr wißt doch, daß ich bei solchen Dingen mein Wort zu halten pflege."

„Gebt her die Feder!" sagte die Frau.

Mit großer Geschicklichkeit bemächtigte sich der Gast ihrer Hand, ritzte den Arm mit einem verborgen gehaltenen Messerchen so zierlich, daß nur ein einziges Tröpfchen Blut zum Vorschein kam, tauchte die Feder ein und bot sie mit verbindlichem Lächeln der schönen Frau dar. Ohne sich weiter zu besinnen, schrieb diese ihren Namen in das Buch. Der Fremde dankte, und während er auf die Schriftzüge blies, um sie schneller zu trocknen, fuhr er mit der schmalen, weißen Nase witternd darüber hin, scheinbar wollüstig den Duft des frischen Blutes einsaugend.

Sodann ergriff er wieder ihre rechte Hand und betrachtete sie sorgfältig. „Es fehlt an dem richtigen Gefühl," sagte er sodann, zog eine kleine, feine Raspel hervor und begann zart und sorgfältig die Fingerspitzen abzuschleifen, bis die Haut so dünn war, daß das Blut rosig durchschimmerte. „So," sagte er, „nun werdet Ihr Euch nimmermehr vergreifen in Maß und Würze."

Dann zog er ein Döschen mit köstlich duftender Salbe hervor und fuhr fort: „Hier, nehmt dies, meine weise Großmutter kochte dieses Arkanum aus Zauberkräutern des indischen Gebirges. Morgen haben wir Neumond. Da nehmt ein Bad um Mitternacht und salbet Euch danach den ganzen Körper mit dem In-

halt dieses Döschens. Das wird Euren Gliedern Geschmeidigkeit und Euren Gebärden Anmut verleihen, und niemand im Lande wird Euch mehr im Tanze gleichkommen. Und somit empfehle ich mich. Auf Wiedersehen in zwanzig Jahren!“

Bei diesen letzten Worten ließ der Gast die ihm lästige Maske des geschniegelten Tanzmeisters fallen. Die Züge seines Gesichts wurden ledern und faltig und unter den buschigen, zusammengewachsenen Brauen hervor funkelte sein Blick in katzenhafter Tücke. Er glich nun ganz einem alten, häßlichen und ausgedorrten Zigeuner, verließ mit schlürfendem Schritt das Zimmer und ritt gleich darauf mit grinsendem Nicken am Fenster vorbei. Auch sein Pferd war nicht mehr das glatte schwarze Rößlein von vorhin, sondern ein rauher und hagerer Klepper, der von seinen Hinterbeinen nur eines benutzte, während er den anderen Schenkel an den Leib zog und der untere Teil wie zerschossen hin und her baumelte. Die Wirtin befiel ein Grauen und eine furchtbare Angst über ihre That, sie rannte schnell hinaus und hinter dem Fürchterlichen her, indem sie rief: „Hier, nehmt alles wieder und gebt mir meine Schrift zurück.“ Der andere aber ritt ruhig im Schritt weiter, zog nur zuweilen die Schulter hoch, und man sah an dem Schüttern des Leibes, wie er in sich hineinkicherte. Und obwohl die junge Frau rannte und rannte, so schaffte es sie doch nicht vorwärts, sondern sie blieb immer zehn Schritt hinter dem humpelnden Pferde zurück. Endlich kamen sie an einen von düsteren Eichen beschatteten Teich

an dem Dorfe, den man „das schwarze Soll“ nannte. Der Fremde ritt, ohne sich umzusehen, kaltblütig hinein und versank immer tiefer, bis auch der Deckel seines spitzen Hutes verschwunden war. Einige große Blasen blubberten noch empor, und Wellenkreise schwangen sich in immer sanfteren Ringen ans Ufer, bis endlich der Teich wieder so schwarz und blank dalag, als wäre nichts geschehen.

* * *

Der Ruhm der jungen Wirtin von Bornau verbreitete sich in kurzem durch das ganze Land. Die Besitzerin des „Silbernen Rosses“ in Goldberg bekam vor Aerger die Gelbsucht, denn nun hatte die Sache sich umgedreht und sie mußte die unliebsamen Vergleiche hören, und die schöne Müllerstochter wurde aus lauter Neid vor der Zeit alt und häßlich. Das Wirtshaus bekam einen ungeheuren Zulauf und manche Feinschmecker aus der Residenz scheuten sogar eine kleine Reise nicht, um sich an der unvergleichlichen Kochkunst dieser Frau zu ergötzen. Alle Hochzeiten aus weitem Umkreise wurden zum großen Zorn der übrigen Wirte der Umgegend in dem Gasthause zu Bornau gefeiert, und zuweilen holte man fast gewaltsam die junge Frau aus der Küche zum Tanz. Obgleich sie dann nicht im Staat war und die Küchenschürze nicht ablegte, so tanzte sie doch so, daß die Augen der Greise leuchteten und sich die Herzen der jungen Männer begeisterten. Ja selbst die Mädchen und Frauen konnten nicht umhin, ihr Beifall zu

spenden. Nun geschah es eines Tages, daß ein vornehmer Graf, der in geheimer Sendung an den Hof des Königs ging, bei ihr einkehrte und sie diesen unter anderem mit einer von ihr neu erfundenen Entenpastete bewirtete, dergleichen köstliches Gericht dieser noch niemals gegessen zu haben glaubte. Es trug sich ferner zu, daß, als dieser Mann später an der Tafel des Königs speiste, ebenfalls eine Entenpastete aufgetragen ward, in deren Bereitung der königliche Oberkoch seinen höchsten Ruhm suchte. Da konnte sich nun der Graf nicht enthalten, die Kunst der Wirtin von Bornau zu preisen, die in der Bereitung dieses Gerichtes einen so hohen Meister wie des Königs obersten Koch noch übertreffe. Darob runzelte der strenge Herrscher die Stirn, denn in solchen Dingen verstand er keinen Spaß und erachtete es als eine heilige Pflicht, in Sachen der Kunst dem Volke als ein Beispiel voranzuleuchten. Wie sollte aber das geschehen, wenn sein berühmtester Kochkünstler sich schon von einer einfachen Landköchin übertreffen ließ. Dem Oberkoch fuhr die ihm bewiesene Ungnade so in die Glieder, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als heimlich mit den schnellsten Pferden nach Bornau zu fahren und sich bei der gerühmten Wirtin Rat zu holen, den diese auch von Stolz geschwellt dem fetten, weißlichen Manne mit den drei Unterkinnen freundlich gewährte, so daß er bald im stande war, seinen erschütterten Ruf wieder herzustellen.

So lebte die Wirtin von Bornau herrlich und in Freuden und ihr Ruhm mehrte sich von Tag zu

Tag. Aber immer rascher schienen ihr die Jahre hinzuschwinden, je mehr die Zeit herannahte, da sie einlösen mußte, was sie mit der verhängnisvollen Unterschrift versprochen hatte. Und je näher dieser dunkle Tag heranrückte, desto mehr verlor sie die Lust an den sonst so gerne geübten Künsten. Zuletzt war sie kaum noch zum Tanze zu bewegen und stand oft wie abwesend in ihrer Küche am Herde von schweren Sorgen geplagt. Des Nachts quälten sie böse Träume, und als nun das letzte Jahr herangenaht war, kam sie aus den angstvollen Gedanken gar nicht mehr heraus. Am Ende konnte sie diese ewige Gewissenspein nicht mehr ertragen, faßte sich ein Herz und klagte ihre Not einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der wegen seiner ausbündigen Frömmigkeit in großem Rufe stand und schon manchen bösen Geist für ewig zur Ruhe gebannt hatte. Dieser, der ihre tiefe Reue sah und die große Pein, die sie bereits erlitten hatte, redete ihr liebreich Trost zu und flößte ihr neuen Mut ein, indem er seine Hilfe an dem schweren Tage zusagte, so daß die Wirtin dessen Herannahen mit leichterem Herzen entgegensah. Als nun die zwanzig Jahre um waren, fand sich an dem bestimmten Tage der fromme Pfarrer ein und auch der Teufel ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in Gestalt eines alten Advokaten in einem Einspänner vorgefahren und trug einen Stoß Akten unter dem Arm, darunter man auch das rote Buch mit den Unterschriften bemerkte. Als er nun in der Gaststube einen seiner schlimmsten Feinde, den frommen

Pfarrer, bemerkte, da verzerrten sich seine Züge zu einem scheußlichen Grinsen, allein er verlor nicht den Mut, denn konnte er seinem Gegner auch nur die kleinste unrechte Handlung vorwerfen, so vermochte dieser nichts über ihn. Deshalb blätterte er, als der Pfarrer seine Beschwörungen begann, ganz gemächlich in den Akten, und als eine kleine Pause eintrat, fragte er, indem er einen Ton widerlicher Sanftmut in seine Stimme legte:

„Erinnert Ihr Euch wohl noch an jenen siebenzehnten September vor acht Jahren, Herr Pfarrer? Da zogt Ihr eine Rübe aus fremdem Felde, putztet sie säuberlich ab und verzehrtet sie mit großem Appetit, obwohl es gestohlenes Gut war."

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl," sagte der Pfarrer, „und auch dessen, was ferner geschah. Ich ging auf der Stelle zu jenem Bauern, dem das Feld gehörte, und bezahlte ihm die Rübe mit einem Groschen."

Der Teufel blätterte emsig weiter und sagte dann: „Am vierzehnten April vor fünf Jahren, als Ihr den Stand Eurer Feldfrüchte besahet, nahmt Ihr einen großen Stein von Eurem Acker und warft ihn über die Grenze auf das Nachbarfeld, das könnt Ihr nicht leugnen."

„Dies that ich," sagte der Pfarrer, „unbedachtsam einer sündlichen Regung meines Herzens folgend, allein im nächsten Augenblicke schon ging ich hinüber und trug den Stein auf meinen Acker zurück."

Der Schwarze knirschte vor Wut mit den Zähnen,

daß es draußen vor der Thür zu hören war, dann aber faßte er Mut zu einem neuen Angriff:

„Am sechsten November, abends sieben Uhr einunddreißig Minuten, habt Ihr Eure hübsche Dienstmagd geküßt!“ sagte er dann, schob leise wiehernd das Kinn vor und blinzelte triumphierend den Pfarrer an.

„Es ist wahr,“ sagte dieser unbeirrt, „das Mädchen hat die Gestalt meiner Frau, und als ich an diesem Abend voller Sehnsucht nach den Meinen von längerer Reise zurückkehrte und eilends die Treppe hinaufging, da kam es mir entgegen; im Halbdunkel habe ich beide verwechselt und gethan, was nicht in meiner Absicht lag. Nur Gott irrt sich niemals!“

Nun aber wußte der Teufel nichts mehr, und der Pfarrer setzte ihm alsbald mit den kräftigsten Beschwörungen also zu, daß sich der Schwarze wand und krümmte wie ein Wurm und man bald sah, er könne auf die Dauer so kräftigem geistlichen Zuspruch nicht standhalten. Er begann Ausflüchte zu machen und mit dem Prediger zu handeln, allein alles half ihm nichts, er mußte die Unterschrift herausgeben und nur der eine Wunsch ward ihm zugestanden, daß er durch die Wand hinausfahren dürfe. Der einst so zierliche und schöne Tanzmeister Diabelli erschien jetzt in seiner greulichsten Gestalt mit Hörnern, Hufen und Klauen, und mit gräßlichem Geheul und entsetzlichem Geprassel fuhr er jetzt mit dem Kopfe voran gleich einer Kanonenkugel durch die Wand hinaus. Das Loch, wo er hindurchgesaust ist, wird noch heutigen Tages

im Wirtshause von Bornau gezeigt. Man hat es mit Brettern zugeschlagen, denn so oft es auch am Tage vermauert wurde, in der Nacht sind immer die Steine wieder herausgeflogen. Die Wirtin von Bornau hat aber von nun an ein Leben geführt, der Frömmigkeit und guten Werken gewidmet, und ist hernach eines seligen Todes gestorben.

Hans Peiter Semmelmann.

*

Dor wir mal eins ein Fiedelmuskant, den'n sin Nam wir Hans Peiter Semmelmann. Hei wir man 'n lütten wanschapen Kierl; hei seig ut as 'n Nätknacker acht Dag na Wihnachten, wenn dei Lack dor all von af is, un dei Gören em dat Krüz all afdreiht hebben; äwer spälen künn hei up sin Vigelin, dat de öllsten Kräpels mit Holtfööt rümspringen müßten un Hurra schriegen. Wenn hei bi ne Hochtied ore ne Austköst upspälen dehr, denn wir dat en Läben un ne Lust un 'n Gejuch, un de klöökjsten un ihrborsten Lür, dei dat ganze Johr dörch so utverschamt vernünftig wiren, fohrte dat in dei Bein, un sei müßten ok eins mit rümdanzen.

De Buren säden äwer ok: „Uns Hans Peiter spält vör söß und krigt man vör einen betalt."

Dor wir jo denn ok Prefit bi.

Hans Peiter dreiw sik ümmer in 'n Lann' un in dei Kröög rüm un wir in dei ganze Gegend bekannt. Hei wir kinnerleiw un bugte dei Jungs Wind- un Watermählen un makt' ehr Ballerbüssen un liehrt ehr schöne Fläuten snieden ut Wieden un Ruhr, wo

'n ollich up spälen künn. Hei kloppte dei Wieden ok ümmer na den schönen Vars:

„Hupp, hupp, hupp, Basterjan!
Lat dei Fiedel un Fläuten gahn ..."

denn süß kann dor nix nich ut warden.

Krischan Römpagel in Rütebusch harr hei ne Ruhrfläut makt, dor künn hei ollich up spälen:

„O du lieber Augustin!
Allens is weg, weg, weg!"

un ok dat anner:

„Lott is dot,
Lott is dot,
Jule licht in 'n Graben ..."

Dei Dierns bröcht hei bunt Flicken- un Lappenwark mit vör ehr Poppen, wat hei sik allerwägt tosamen snurren dehr, un dei Husfrugens 'n Strämel niegen Snack, un dei Mannslühr vertellt' hei wo 't inne Welt utseig, von 'n Krieg un von Napolion un allerhand, wat hei inne Stadt süß to weiten kreeg.

So reist' hei ümmer von ein Dörp na 't anner. Ball eins führt hei mit 'n Slachter- ore mit 'n Möllerwagen 'n Enning, un wenn 't nich anners wir, denn güng hei mit sin lütten scheiwen Beinen ganz giern tau Faut. Mennichmal müß hei ok noch mirren inne Nacht dörch 't Holt gahn, denn grugen dehr hei sik nich, un wenn em denn ok mal so 'n bäten von Grugel ankamen wull, denn nehm hei sin

Vigelin un spält 'n lustigen Danz, denn wir dat gliek vörbi.

Eins Abends, dat wir all ganz lat, keem hei ok in 'n grotes Holt, wat väle Milen lang wir. Hei güng ümmer forsch vör sik hen. De Maan schiente haben dörch de Bäuken, dat dei blanken Stemm' in Düstern lüchten dehren. Dat was ne rechte kloare Harwstnacht, un dat Loow ruschel in 'n Fautstieg un mennichmal reep ne Ul deip in 'n dicksten Holt, süß wir Allens still.

Hans Peiter äwer schimpt' un gnätert' vör sik hen, denn hei wir hellschen falsch un harr ok 'n bäten to deip in dei Buddel käken. Hei argert' sik, dat hei nich ok rank und slank wußen wir, as dei annern jungen Kierls. Dor wir ne smucke bralle Dirn wäst hüt abent mit brune blanke Ogen, en oll lütt säute Pummel, dei wir hei mit verleiwte Redensorten ünner dei Ogen gahn, wil dat hei ehr gor to giern liden mücht — un sei harr sik snipschen ümdreiht un tau Korlin Pümpel, wat ehr Fründin wir, seggt: „Wat dei oll verdrögt Nätknacker woll will!“

Dat harr em tau dull argert.

Süll hei denn gor nix hebben von Leiw un Läben, wil hei man kort verstiepert wir un lütte scheiwe Bein harr un 'n lütten Verdruß mank dei Schullern? Künn hei nich bäter ne Fru ernehren, as so 'n langen Lümmel von Knecht, dei wire nix verstünn as mit Pierd rüm tau ramenten un in 'n Meß tau aasen? Harr hei nich 'n gatlichen Strumpschacht

vull preußsche Dalers in sin Beddstroh, un weck wiren gor Luggedurs? Un künn hei nich alle Dag heu-raten?

So gnäterte un gnarrte hei vör sik hen un markte gor nich, dat hei von 'n richtigen Weg af-kamen wir up'n annern, dei mirren dörch dei dickften Dannen güng.

Mit eins störr hei sik an ne Bomwöttel, dei as ne Adder äwer den Weg leeg, dat hei binah follen wir.

„Au, au!" maute dat dütlich, un 't was em, as wenn dei Bomwöttel sik vör Weihdag winnen dehr.

De Dannen stünnen hoch un düster, as ne Wand an beiden Siden un dat ruschelt' und muschelt' dor in un kröp in de Telgen un wir 'n heimliches Ge-wäs', dat em ganz gruglich to Maud würr. Dor satt ne Ul up den Telgen un glupt' em an mit glöön-dige Ogen un wiwagte mit den Kopp, ümmer up un dal, ümmer up un dal. Up den Weg schinte dei Maan, und dat leep dor up un krabbelt' vör em weg in dei Büsche un wölterte sik äver den Stieg, dat harr all so 'n verdeuweltes Anseihen, hei künn dor nich klauk ut warden.

De ollen Bomknäst keeken em an mit olle Minschengesichter un trekten dat Mul scheif un stickten dei Tung ut un dreihten mit dei Ogen, un wenn hei denn scharp hinseihen dehr, wiren 't doch man olle Bomknäst. Dat wir, as wenn em allens to 'n Narren hebben wull.

Toletzt würr em dat tau dull, denn ein en-

samtiges Katteiker leep ümmer vör em her un trök den Puckel krumm und füng an to humpeln, as wull et sine Gangort namaken. Hei würr hellschen falsch: „Du verdammtes Veih!“ sär hei, rakt 'n poor Dannenappels up un smet dorna. Denn in dissen Punkt güng't em as den Swinägel — up sin scheiwen Bein leet hei nix kamen.

Dor würr nu äwer ein grugligen Larm in 't ganze Holt, un 'n Lachen un Hulen un Jaulen mit fine und grawe Stimmen, un 'n Upstand un Burren in dei Telgen, un ein Gespring in den Weg, un Ulen sus'ten em üm den Kopp un krieschten: „Nätknacker! Nätknacker!“ dat den armen Fiedelmusikanten Hüren und Seihn vergüng.

Mit 'n mal reep dat äwer mit ne grawe Stimm: „Ruhig dor, Takeltüg!“ un allens würr bodenstill.

Dor würr dat ein Bräken in dei Dannen un en grotes olles Wildswin güng ganz langsam un ihrbor äwer den Weg.

„Gun Abend!“ sär dat in 'n deipsten Baß.

„Gun Abend!“ sär Hans Peiter un nehm dei Mütz af, denn hei wir 'n sihr höflichen Minschen.

„Den 'n Dunner, wat 's dit!“ sär Hans Peiter donn un keek dat oll Swin ganz verstutzt na.

Dat durt nich lang, donn güng dat Läben in dei Telgen wedder los.

De Ulen seeten wedder dor un glupten em mit glöönbige Ogen an und knackten mit 'n Snabel, un lütt Müs keeken mit ehr plietschen Ogen ut dei Löcker un piepten hönschen achter em an.

Dor dacht Hans Peiter an sin Vigelin, un füng an to spälen so wild un dull un lustig, dat dat wiet in 't Holt tau hüren wir.

Dor künn ok de öllste Ul sik nich betähmen un höhrte ein Bein up un denn dat anner, ümmer in 'n Takt, un dat durt' nich lang, donn danzten alle Ulen old un jung ümmer rund üm. Dorbi rullten sei mit dei Ogen un knackten mit den Snabel un slögen mit dei Flüchten, dat wir gruglich antoseihn. Un dei Katteikers danzten dörch dei Telgen ümmer in Sprüng' von einen Bom na 'n annern, dat ein oll Ul ganz düsig würr von 't Tauseihn un sei von 'n Telgen föll. Dat wir en grugeliges Danzen in 't ganze Holt; dei Müüs danzten Kringelkranz, un dei groten Holtbück harren sik mit dei Vörderbein an ehr langen Hürn fat't un danzten Kattendanz, un in dei ollen Dannen keem ein Rögen un Wiwagen; dat wir man gaud, dat sei fastwussen wiren, süß harren sei jewoll ok noch mitdanzt. Donn mit eins seeg Hans Peiter vör sik her up den Weg dat oll Swin wanken, as wenn ne oll Kommor dat Danzen krigt, un achter her swenkt' sik ne ganze Reig Farken, dei harren sik all in 'n Swanz bäten un dat vördelst harr Mudding ehren in 't Mul, un so danzten sei den Weg entlang.

As hei disse Wirkung von sin Vigelin gewohr würr, donn würr hei so dull un lustig spälen, dat ein oll Ul na dei anner ut dei Pust keem un von 'n Bom föll, denn de ollen Ulen wiren man wat kortlustig.

Dat wohrte nich lang, donn würr hei ein Licht mank de Böm gewohr un hei keem an ein lütt fries Flach mirren in 't Holt. Dor brennte ein grotes Füer unner ne holl Eik un ne olle gruglige Hex mit 'n Puckel, de noch väl gröter wir as Hans Peiter sin, rögte dor ümmer in einen Kätel rund üm.

Dei swenkte ehren Kaakläpel üm den Kopp un krischte em an:

„Gun Abend, gun Abend! Hans Peiter, kikst ok mal 'n bäten vör? Dat 's nett von di, dat du mi olle Fru ok mal besöchst!"

„Gun Abend, Trilksch!" sär hei, denn hei kennte ehr — sei wahnte in Rugenhagen, un dei Lür sären, sei künn Wäre maken un allerhand anner Hexenkünst — „gun Abend!" sär hei, „wat kaakst du dor?"

„Supp," sär sei, „Supp, Hans Peiter, 'n bäten warme Supp up 'n kollen Abend." Un dorbi griente sei, dat em dat kolt den Puckel lang leep.

Un in den Kätel dor maute dat un günste dat, as lütt Kinner un Katten, äwer ganz lising, un dat rögte sik dorin, as wenn sik Slangen und Poggen dörch enanner wünnen, un denn wir dat wedder speigelblank, un 't schiente em, as wenn em ein gruglich Gesicht dorut ankieken dehr, un denn smeten sik werre Blasen up un platzten, un ut jere Blas flackert' ein lütt blag' Flamm un flög un spält' inne Luft.

Em würd dat unheimlich un hei wir girn tau Hus wäst.

„Trilksch,“ sär hei, „ik heww mi verbiestert, kannst du mi nich den richtigen Weg wiesen?“

„Ne, min Jung,“ sär sei, „äben büst du irst kamen un wist denn glik werre weg? Wi willen lustig sin, min Jung, hüt abend! Ik heww lang’ nich danzt, späl mal einen up, äwer düchtig.“ —

„Na, denn helpt dat nich,“ sär Hans Peiter, un füng an to spälen.

Nu würr dei oll Hex ganz as dull. Den Kaakläpel swenkt’ sei sik üm den Kopp, un nu würr dat en Springen un Beinsmieten un Juchen von dat olle Wief, dat einen Hüren un Seihn vergahn künn. Wo seeg dat Diert ut! De ollen dünnen Bein mit dei groten Schoh leten as ’n poor grote Soden Torf, wo Bessenstäls rin stäken sünd, dei Kopp wackelt’ ehr up den dünnen Hals un so danzte sei ümmer üm dat Für un üm den Kätel rüm. Den Maan würr dat tau gruglich un hei verkröp sik achter ne Wolk. Eigentlich wir dat äwer mihr tau ’n Lachen as tau ’n Grugen, un Hans Peiter satt denn ok up sinen Bomknast un lachte sik un schürrte sik un spälte immer düller un ümmer lustiger. Toletzt künn hei ’t äver nich mihr uthollen, sett’t sin Vigelin af un höll sik den Buk un lachte, dat hei binah ümfollen wir. As nu de oll Hex marken dehr, dat ehr dat gellen süll, donn keem sei so inne Wut, dat sei ollich bewern dehr. Mit glöönbige Ogen stört’t sei up em tau un bäwert’ mit dei Mund, as wenn sei wat seggen wull, äver sei wir tau dull ut dei Pust. Aever so väl künn sei noch, dat sei ’n Bäten vör sik hen

hädt' un mit den Kaakläpel in dei Supp langt' un den armen Hans Peiter dormit besprützt'.

Dor wir 't vörbi mit em.

Sin Vigelin wüß fast an em, un hei würr lütter un ümmer lütter. Sin grise Rock un sin rode West deilten sik tau Feddern ut enanner, un sin Vigelin würr 'n lütten Snabel.

Dei scheiwen Beinings würren dünner un dünner, un Vagelkrallen wüssen em an dei Fäut. Un ganz lütt un lütting seet hei toletzt up den Telgen as 'n lüttes Rotböſting.

„Ik will di lihrn, oll Frugens tau 'n Narren tau hebben!" säd dei Hex un fohrte dörch dei Luft as ne oll Ul mit glöönige Flüchten.

Un Hans Peiter beswiemte dat, un 't würr em düster vör dei Ogen.

⁂

As hei dei Ogen werre upmaken dehr, schiente em dei Sünn' grar in 't Gesicht, un hei leeg verdwas mirren in 'n Graben, dei Bein in 'n Enn, den Kopp in 'n Enn, tosamenklappt as 'n Klappmetz, un 't was grugelig düsig in sinen Kopp.

Baben in 'n Telgen hüppte en oll lütt Rotböſting un piepte, un 't klüng grar as: „Aetsch — ätsch!"

Donn flög et äwer mit eins baben in ne sünnbeschiente Dannenspitz un füng wunnerschön an to singen, un flög up ne anner Spitz un süng un süng

sik ümmer von einen Bom na 'n annern. Hans Peiter grawwelt na sin Vigelin un kröp verdreitlich ut den Graben rut, reckte sin stiewen Bein un reew sik den düsigen Kopp un schöw langsam as dei düre Tied dörch dat Holt na Hus, un em wir jämmerlich tau Maud. Dat is dei Geschicht von Hans Peiter Semmelmann, den Fiedelmuskanten.

Das arme alte Gespenst.

*

Am Rande des Kiefernwaldes lag ein wüstes, sandiges Feld. Es war ganz sich selber überlassen; es wuchs darauf, was wollte, und das war recht wenig, denn es gehörte viel guter Wille dazu, auf diesem Felde zu gedeihen. Einige kegelförmige Wachholderbüsche hatten es mit zäher Energie vor sich gebracht und zeigten sich von ferne gesehen als einzelne dunkle Gestalten darüber zerstreut, scheinbar in trauriges Nachdenken versunken über ihren trübseligen Beruf. Eine tapfere und listige Sorte von Sandgras, das unter der Oberfläche in sicherer Tiefe strahlenförmig lange, schnurgerade Ranken treibt und aus diesen in abgemessenen Entfernungen seine spitzigen Blätter emporsendet, hatte einzelne Strecken übersponnen, an geschützteren Orten hatte sich rötliches Heidekraut zu kleinen Flächen zusammengedrängt, und auf einem niedrigen Sandhügel stand eine knorrige, verkrüppelte Kiefer, bald mit bloßgelegten Wurzeln, bald auch wieder fußtief im Sande vergraben, je nach des regierenden Windes allmächtiger Herrscherlaune. Dieser kleine Sandhügel, der an sonnenhellen Tagen als ein blendender Punkt in der ebenen

Landschaft weithin sichtbar war, hatte sich noch nicht für seine endgültige Form entschieden, und sich unter Beihilfe gütiger Luftströmungen in immer neuen Gestalten der erstaunten Umgebung zu zeigen, war sein unablässiges Bestreben.

Der Fleck war einsam und lag an der letzten Grenze der Stadtfelder; niemand suchte dort etwas, weil dort nichts zu finden war. Eine kurze Zeit lang war es anders gewesen, bald nach der Abholzung des kümmerlichen Waldes, der dort vor Jahren gestanden hatte. Es ward bekannt gemacht, daß die Bürger der Stadt an dieser Stelle gegen eine ganz geringe Gegenleistung Kartoffelland erhalten könnten, und es fanden sich zwei Nachbarn, deren Herzen dies Anerbieten mit vagen Hoffnungen und hochfliegenden Spekulationen erfüllte und die in wunderbarer Verblendung von diesem „Urboden" eine üppige Ernte erwarteten. Weise Männer zuckten die Achseln, gewichtige Ackerbürger gaben abmahnende Ratschläge aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrung, allein der Dämon der Habgier hatte die Herzen der beiden Männer verhärtet, also daß ihr Sinn verblendet war.

Eines Tages ließ der eine von ihnen, ein Schuster, sämtliche landwirtschaftlichen Schätze, die seine fleißige Kuh den Winter über produziert hatte, aufladen und hinausfahren. Er schwang selber die dreizinkige Gabel und schaute mit Befriedigung auf den reichen Segen, der ihm verheißend entgegendampfte.

Am anderen Tage fand bei dem Nachbar Schneider ein ähnliches Ereignis statt. Aber ach, es war

nur eine Karikatur dessen, was wir vorhin gesehen haben. Der arme Schneider hatte es nur zu einem Exemplare jenes Tieres bringen können, dessen männliche Mitglieder von alters her zum Schneiderstande in einer von gewissenlosen Spöttern vielfach ausgenutzten Beziehung stehen, und wer die geringen Leistungen dieses Vierfüßlers für den vorliegenden Zweck aus eigener Anschauung kennt, der wird es begreiflich finden, daß es der dünne Schneider und seine kümmerliche Ehehälfte vermochten, im Laufe des Tages auf zwei Handkarren die ganze wohl zusammengesparte Sammlung auf den Acker zu befördern. Seufzend betrachtete das Ehepaar dort den sich in üppigen Hügeln darstellenden Reichtum des Nachbars — ach, ungleich verteilt sind die Güter dieser Welt!

Nach einigen Tagen ging der Schneider wieder hinaus, um sein Land umzugraben. Wohlausgebreitet, einer Sammetdecke vergleichbar, lag jetzt das nachbarliche Gut auf dem Felde. Der Schneider seufzte wieder und begann seine Arbeit. Aber der kräftige Duft, der vom Nebenlande zu ihm herüberwehte, ließ ihm keine Ruhe und befruchtete seine Phantasie. Er sah im Geiste beide Felder nebeneinander liegen, das eine grün und üppig bewaldet, so daß man den Grund nicht sah, das andere mit niedrigen, gelbgrünen Büschen besetzt, so daß man sie vergleichen konnte mit den beiden Tieren, die so fleißig für ihr Gedeihen gearbeitet hatten. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und zu dem Dämon der Habsucht gesellte sich der des Neides. Und aus beider Vermählung ward

die Unthat geboren, die dem armen Schneider so verhängnisvoll werden sollte. Er war der ehrlichste Schneider von der Welt gewesen, und seine Hölle war leer geblieben bis auf diesen Tag. Selbst als er dem reichen durchreisenden Herrn den Rock gemacht hatte von dem feinsten Tuche der Welt, dergleichen er nie zuvor und nie nachdem gesehen hatte, behielt er nichts zurück, als, mit Erlaubnis des Fremden, ein kleines Fleckchen, das ihm für diesen meteorglänzenden Höhepunkt seiner Laufbahn als Beweisstück diente. Es lag zu Hause, in sieben Papiere eingewickelt, wohlverwahrt in einer Schachtel. Aber der Mensch soll sich hüten, bösen Leidenschaften die Einkehr in sein Herz zu gestatten.

Er hatte aufgehört zu graben und sah sich vorsichtig um, dann stieg er auf einen Stein und reckte sich und schaute in die Ferne, so daß er mit seiner dünnen Gestalt wie ein einsames Ausrufungszeichen in der Landschaft stand. Aber es war ringsum niemand zu sehen, nur ein in Nahrungssorgen vertiefter Storch stelzte in einem fernen Wiesengrunde umher. Der Schneider brachte einen Busch zwischen sich und diesen Storch und schaute wieder auf den Nebenacker. Wie das köstlich und verheißungsvoll dalag! Dann sah er sich noch einmal vorsichtig um und schlich auf das schusterliche Feld. Nach kurzer Prüfung schob er sein Grabscheit behutsam unter eines jener flachen Gebilde, die, wie allgemein bekannt, nur der Kuh in dieser Vollendung gelingen, und schleuderte es auf seinen Acker. Eine geschickte Verteilung des umherliegenden Materials

ließ die entstandene Lücke verschwinden, und bald war die letzte Spur der That unter dem Sande verborgen. Mit einemmale geschah ein Klappern auf der Wiese, der Storch hüpfte mit ausgestreckten Beinen eine Weile über das Gras, hob sich dann empor und flog auf die Stadt zu. Der Schneider schrak zusammen und zitterte, ihm war, als habe der kluge Vogel alles gesehen und eile, ihn anzuklagen. Doch der Schreck legte sich, und da nun der erste Schritt gethan war, so folgten ihm noch manche andere, wobei jedoch der vorsichtige Schatzdieb allemal bestrebt war, die Spuren seiner That sorglich zu verbergen.

Sie blieb auch unentdeckt. Am andern Tage schickte der Schuster seine Gesellen und sein Mädchen hinaus, und diese gruben wohlgemut den Acker um, ohne im geringsten an dergleichen zu denken. Dem armen Schneider fiel ein Stein vom Herzen, als in der nächsten Zeit alles still blieb. Die Ruhe seines Gemütes aber war und blieb verschwunden. Es war, als ob ihn ein dämonisches Etwas immer zu dem Kartoffelfelde hinzöge, wo die Jungfräulichkeit seiner ehrlichen Gesinnung neben so geringfügigen und niedrigen Gegenständen begraben lag. Des Abends, wenn es dunkel ward, sah man ihn den Feldweg entlang schleichen und in den Himmel nach Wolken spähen. Von Zeit zu Zeit bohrte er mit dem Fuß im mahlenden Sande, bis er auf die Feuchtigkeit kam, die sich vor den Sonnenstrahlen und dem ausdörrenden Winde in die Tiefe zurückzog. Je klarer der Himmel leuchtete, desto bewölkter waren seine Züge, bis endlich der er=

sehnte Regen kam, mehrere Tage anhielt und einen freundlichen Schein über sein abgewelktes Gesicht verbreitete.

Die Kartoffeln mußten von einer leichtgläubigen, vertrauensseligen Sorte sein, denn sie ließen sich durch diesen Regen verleiten zu keimen, nach einiger Zeit streckten sie die ersten grünen Blätter aus dem Sande hervor und schienen gesonnen, sich auch von den schwierigsten Umständen nicht zurückschrecken zu lassen. Ein warmer Frühling und günstige Regengüsse beförderten ihr Wachstum, und nun begann eine neue Qual für den armen Schneider. Das böse Gewissen leitete seine Blicke mit dämonischer Macht immer auf einzelne seiner Pflanzen, die sich unter den anderen durch ein volleres Grün und ein üppigeres Wachstum auszeichneten. Seine Schuld wuchs aus dem Boden und jedes dieser Gewächse war eine grünende Anklage.

Das Kartoffelkraut mochte etwa die Höhe von drei Zollen erreicht haben, und der Schneider dachte schon daran, ob es wohl Zeit sei zu häufeln, da trat eine große Dürre ein. Ein Himmel wie poliert glänzte hernieder und eine unerbittliche Sonne brannte Tag für Tag auf das unbeschützte Feld. Zuweilen rotteten sich nach Mittag einige unternehmende Wolken zusammen und versuchten einen kleinen Angriff; allein am Abend gaben sie schamrot den Versuch auf und die Sonne ging siegreich unter. Einmal gelang es ihnen, sich zu einem Kumulus zu vereinigen, aber sie schienen wenig Vertrauen in sich zu setzen und

hatten es sehr eilig. Im hastigen Vorüberschweben bekam das Sandfeld auch seinen Tribut, einige schwere Tropfen fielen puff, puff, auf das ausgedörrte Land, und jeder erzeugte eine kleine Staubwolke um sich her. Nach fünf Minuten hatte die gierige Sonne alles wieder aufgesogen. Bald war das ganze Land fußtief in ein feines Pulver verwandelt, das Kartoffelkraut nahm eine gelbgrüne Farbe an und legte sich. Jetzt mußte ein schwerer und nachhaltiger Regen kommen, oder alles war verloren.

Das Quecksilber des Barometers, das wochenlang mit einer kleinen Kuppe geziert zu immer heitereren Höhen aufgestiegen war, fing plötzlich an zu sinken. Dann eines Mittags zog ein gewaltiges Gewitter herauf, blieb jedoch in der Ferne stehen und sandte nur einen mächtigen Sturm herüber. Allenthalben in der Weite sah man in dunklen Streifen den Regen aus dem Gewölk herniedergehen, nur hier war weiter nichts als das flatternde Aechzen der Bäume, und die Wege, die in die Stadt führten, standen wie lange, wogende Staubmauern in der Landschaft.

Am Nachmittag konnte es der Schneider nicht länger aushalten und machte sich auf nach seinem Acker. Ein breiter gelblicher Streif zeigte sich ihm an der Stelle, wo er sonst hinter dem Felde den dunklen Wald zu sehen die Berechtigung hatte. Schlimme Ahnung beflügelte seine Schritte, und als er nahe genug war, zeigte es sich, daß sie ihn nicht betrog.

Das Schrecklichste, das einem Menschen, der auf Sandfelder seine Hoffnung setzt, geschehen kann, war eingetroffen: Sein Acker befand sich auf Reisen. Mit dem fröhlichen Leichtsinn und der geringen Anhänglichkeit an die Heimat, die diesem Boden eigen ist, benutzte er die günstige Gelegenheit, andere Gegenden und fremde Länder zu sehen, bereitwillig. Der arme alte Schneider stieg auf den Sandberg und schaute stumm in das grausige Treiben. Heute war einer der Glanztage des kleinen Hügels; er konnte dann im Stolz auf seine Proteusnatur stets sagen: „Wer ist unter den Sterblichen, der mich kennt, wie ich jetzt bin, und wer unter ihnen dürfte es wagen zu behaupten, daß er mich kennen wird, wie ich morgen sein werde?“ Er hatte seine Abnahme- und seine Zunahmetage, heute war das letzte der Fall, und der Schneider saß bereits im wahren Sinne des Wortes auf den Trümmern seiner Hoffnung. Und der Wind heulte und wütete in dem fliegenden Felde, hier häufte er Sandwehen auf, die jede Spur von Grün verschlangen, dort entblößte er erbarmungslos die armen, welken Pflanzen bis auf die Wurzel, und über dem Ganzen schwebte, stets wallend und wechselnd, die dichte, hohe, gelbgraue Wolke. Am Abend, als es schon zu spät war, kam das Gewitter herauf, ein gewaltiger Platzregen entlud sich und jagte unter Donner und Blitz den armen durchnäßten Schneider wieder nach Hause.

Von diesem Schlage erholte er sich nicht mehr. Hatte er sich nun bei dieser Gelegenheit erkältet, oder

hatte Gemütsbewegung seine Gesundheit zerrüttet, er verfiel bald darauf in eine heftige Krankheit, und nach ein paar Tagen war er begraben. Aber selbst im Grabe hatte sein armer Geist keine Ruhe. Er umflatterte und umschwebte noch immer die Stätte seiner Sorge und seiner Schuld, und indem er die feinsten ätherischen Dünste aus der Luft an sich zog, verdichtete er sich allmählich zum Gespenst.

Es möchte an der Zeit sein, die vielfachen und bedauerlichen Irrtümer, die über die Natur der Gespenster verbreitet sind, einmal näher zu beleuchten. Eine der rohesten Anschauungen lautet: Ein Gespenst ist eine Gestalt in einem weißen Bettlaken, die nachts zwischen zwölf und ein Uhr Unfug treibt. Ich vermute, daß diese Fabel von einem Liebhaber erfunden ist, den sein Nebenbuhler des Nachts in dieser Vermummung durchgeprügelt hat. Schon der allgemeine Glaube, daß sich ein Gespenst an gewisse engumschriebene Nachtstunden bindet, zeugt von einer betrübenden Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse. Ich glaube des Dankes unserer verstorbenen Mitbürger, die das Schicksal genötigt hat, sich diesem wenig befriedigenden Beruf zu widmen, gewiß zu sein, wenn ich die Ergebnisse meines eingehenden Studiums über die Natur und die Eigenschaften der Gespenster zur allgemeinen Kenntnis bringe. Vielleicht geschieht dies am besten, wenn ich ganz einfach in meiner Geschichte fortfahre und die weiteren Schicksale, die den armen alten Schneider in seiner neuen Laufbahn trafen, ans Licht der Oeffentlichkeit ziehe.

Sein Geist war also zu dem Anfang alles wirklichen Gespenstertums gelangt, er hatte wieder eine sichtbare Hülle angenommen. Diese Hülle war ein feiner, ätherischer Dunst, der die Umrisse seines verstorbenen Körpers trug und zwar mit der Kleidung, die er im Hause zu tragen gewohnt war, die in Schlappschuhen, einem Paar Unterhosen, einer Flanelljacke und einer baumwollenen Zipfelmütze bestand. Man darf es glauben, es war ein recht armes, altes, kümmerliches Gespenst. Gar oft saß es an stillen, heißen Sommertagen bei dem kleinen Sandhügel auf den Wurzeln der alten, knorrigen Kiefer und spähte nach seinem Schatten, der nicht vorhanden war. Ja selbst seinen eigenen Dunstkörper konnte es zu solcher Zeit nicht erblicken, und es gehört zu den niederdrückendsten Gefühlen von der Welt, daß man die ganze Umgebung rings umher zu sehen vermag, nur die eigene Hand nicht, auch wenn man sie sich dicht vor die Augen hält. Nur in der Nacht bei Mondschein gegen einen dunklen Hintergrund gesehen, ward es sich und anderen sichtbar, auch leuchten die Gespenster mit einem matten, phosphorischen Schimmer, der sich nur zur Nachtzeit offenbart. Aus diesen bis jetzt nicht bekannten Eigenschaften ist wahrscheinlich zu erklären, daß sich so viele irrige Meinungen über die Erscheinungszeit der Gespenster gebildet haben.

Die größte Plage für den armen unglücklichen Schneider war die Langeweile, die entsetzliche, bodenlose, ewige Langeweile, die sich seiner bemächtigte. Ohne Schlaf, ohne Abwechslung, ewig Tag und

Nacht ruhelos auf dem kleinen Sandfelde umhergetrieben, dehnten sich ihm die Stunden zu endloser Länge. Dazu ward er von gespenstischen Empfindungen seiner früheren menschlichen Neigungen geplagt. Er empfand zu den bestimmten Zeiten einen gespenstischen Hunger und Durst, eine gespenstische Müdigkeit, ohne das Vermögen zu haben, diese Triebe zu befriedigen.

Am Tage saß er wie gesagt gern auf dem kleinen Hügel und spähte dann in die Landschaft hinaus und zu der Stadt hinüber, die fern hinter dem Wiesengrunde zwischen Bäumen versteckt lag, oder er wanderte ruhelos an der längst verwehten Scheide, die die beiden verhängnisvollen Aecker einst trennte, auf und ab. Die kleinen blauen Schmetterlinge, die über dem Heidekraut ihr Wesen treiben, flogen ungehindert durch ihn hindurch, und eines Tages, als er gerade so stand, daß ein dürrer Zweig in seinen Leib hineinragte, kam ein kleiner Vogel geflogen, setzte sich auf diesen Zweig und sang. Das Tier saß genau in seinem Magen, ohne auch nur das Geringste davon zu bemerken.

Eine andere Pein für den armen Schneider war, daß niemals des Nachts ein Mensch in diese Gegend kam, dem gegenüber er in seinem Beruf hätte arbeiten können. Wenn er auch nur ein armes, altes und sehr kümmerliches Gespenst war, so hatte er doch den Ehrgeiz seines neuen Standes, und es hätte ihm wohl gethan, nach seinem Tode noch gelingen zu sehen, was er im Leben nie erreicht hatte: nämlich einen Menschen fürchten zu machen. Aber die Ge-

gend war wüst und einsam, es hatte am Tage niemand dort zu thun, und noch weniger des Nachts. So kam zu allem noch der nagende Kummer eines verfehlten Berufes und das niederschlagende Bewußtsein, für den besten Willen in der Welt ohne Anerkennung zu bleiben.

Aber die Zeit mag noch so langsamen Schneckenganges gehen — sie geht doch wenigstens; aus Wochen wurden Monate, aus Monaten Jahre, und immer noch schwebte das arme alte Gespenst einsam, verlassen, ohne Anerkennung an dem alten Ort.

Doch endlich in einer wundervollen mondhellen Sommernacht sollte der lang gehegte Wunsch in Erfüllung gehen. Der gespenstige Schneider saß gerade wieder auf seinem Hügel, da hörte sein feines Ohr im Walde ein Geräusch, und kurze Zeit darauf sah er eine menschliche Gestalt vom Monde hell beleuchtet auf das Sandfeld heraustreten. Die Gestalt schaute sich um und schritt dann auf den Hügel zu. Es schien ein Student zu sein, wie sich beim Näherkommen zeigte; er trug eine bunte Mütze und eine leichte Wandertasche. Das Gespenst zitterte an allen Gliedern vor Aufregung, es machte sich so lang, als es konnte, versuchte sich ein wenig aufzublasen und bemühte sich, schrecklich zu sein. Darum sah es über alle Begriffe komisch aus. Das fand auch der lustige Student, denn er lachte, als er es erblickte, und rief: „Guten Abend, altes Gespenst, könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Weg zur Stadt geht, ich habe mich verirrt!“

Das Schreckliche, was der arme Schneider im geheimen gefürchtet hatte, das Jämmerlichste, das seinem Stande begegnen konnte, war eingetroffen, der erste Mensch, der ihn sah, fürchtete sich nicht einmal vor ihm. Doch so leicht wollte er es nicht aufgeben und noch einmal blies er sich auf, verzerrte seine Züge und begann feierlich auf den Studenten loszuschreiten. Doch dieser lachte wieder und sprach: „Ach, laßt das nur, alter Herr, es kleidet Euch nicht, Ihr habt Euern Beruf verfehlt. Warum habt Ihr kein anderes Metier ergriffen, — als Gespenst werdet Ihr es nie zu etwas bringen!"

Das war zu viel für den armen Schneider, er stieß einen wehmütigen Klagelaut aus, sank auf eine Baumwurzel nieder und verbarg das Gesicht in beiden Händen. Der Student war eine mitleidige Seele.

„Was habt Ihr denn, altes Phantom?" fragte er liebreich und setzte sich zu ihm, „wenn ich Euch helfen kann, so thue ich es gern, ich habe zu Berlin die Schwarzkunst studiert und fürchte mich vor nichts." Der Student redete ihm so freundlich zu, daß der arme alte Schneider das Gespenst der Rührung empfand und alles herunterbeichtete, was er auf der Seele hatte. Es war das erste Mal, daß er seine Schuld offenbarte. Und wie er sprach und sich selbst anklagte, ward seine Dunstgestalt immer blasser und blasser und die letzten Worte erschallten nur noch wie aus leerer Luft. Das bloße Geständnis hatte ihn befreit. Dann hörte es der Student in einiger Ent-

fernung aus den Lüften tönen: „Dank, Dank, du hast mich erlöst.“ Hierauf kam von Zeit zu Zeit, aus der Richtung, wo die Stadt lag, immer ferner und leiser ein Ruf: „Dank . ., Dank . ., Dank . .!“ Zuletzt nur noch wie ein Hauch, dann war alles still.

Der Student saß lange nachdenklich auf dem Hügel und schaute der Richtung nach, wo er die Stimme zuletzt gehört hatte. Im Osten rötete sich der Himmel, und als die Sonne emporstieg, und rings alles wieder im glänzenden Lichte dalag, brach er einen Zweig von der alten Kiefer, steckte ihn an seine Mütze und wanderte auf die Stadt zu, die im Schimmer der Morgensonne vor ihm lag.

Der unbekannte Garten.

*

Ich bin ein Schriftsteller, manche schelten mich gar einen Poeten, und obgleich mich Neigung und freie Wahl dazu bestimmten, bin ich doch mit dem bekannten und berühmten Staatsmann der Meinung, daß ich meinen Beruf verfehlt habe. Ich bin nämlich mit einer ausgesprochenen Begabung auf die Welt gekommen, von Renten zu leben, ohne daß die allgütige Natur ihre Freundlichkeit so weit ausgedehnt hätte, mir die notwendigste Bedingung dazu, nämlich die Renten, zu gewähren. Meine hervorragende Befähigung zu diesem Fache ist außer allem Zweifel. War ich nicht von Kind auf mit der Neigung behaftet, auf dem Rücken im Grase zu liegen und in den blauen Himmel zu sehen? Hatte ich nicht stets eine unüberwindliche Vorliebe dafür, gerade das zu treiben und zu thun, was die vernünftigen Leute als überaus thöricht und unnütz erkannt und dahingestellt haben? Gelang es mir nicht stets besser und war mir natürlicher auszugeben als zu erwerben? Die Hauptbedingung jedoch, das Talent zum Nichtsthun, ist in mir so stark, daß es als ein Verlust für die Mensch-

heit bezeichnet werden darf, daß eine so ausgesprochene Begabung nutzlos zu Grunde gehen muß. Den gewundenen Pfad des Lebens hinzuschlendern, ins Blaue nach den Lerchen zu sehen und auf der Wiese nach den spielenden Schmetterlingen, am Bache zu sitzen und dem ruhlosen Glitzerspiel der Wellen zuzuschauen, im Wald zu liegen und den Atemzug der schlummernden Einsamkeit zu lauschen, den Strom hinabzufahren mit fröhlichen Gesellen beim Klange der Becher und Lieder, und von alledem, wenn es das Herz erfüllt, selber ein Lied zu singen, das wäre mir ein Genügen gewesen. Es ist nun allerdings ganz anders geworden und muß auch ertragen werden, und wenn man sieht, wie manches Stück herzhafter Arbeit von mir in die Welt schon hingestellt ist, so mag man daraus erkennen, daß Not und Liebe gar tüchtige Lehrmeister sind, die auch den spröden Stoff tapfer heranzubilden wissen.

Aber der Pudel mag noch so musterhaft auf zwei Beinen gehen gelernt haben, er fällt doch immer wieder auf seine natürlichen viere, und so geschieht es auch mir, daß ich von Zeit zu Zeit in ein moralisches Quadrupedentum zurücksinke, um neue Kräfte zu suchen für die unnatürliche Gangart, die die große Welt- und Menschenbändigerin, die Not, von mir verlangt. Vor allem befällt mich dieses Bedürfnis im Sommer, und ich weiß einen Ort, wo mir in vollem Maße Gelegenheit gegeben ist, ihm nachzugehen. Es ist das Gut meines Schwagers, den

ich zu diesem Zweck in jedem Jahre getreulich aufsuche.

Wer die Gegend kennt, in der dieses Gut gelegen ist, wird kaum die Anziehungskraft begreifen, die sie auf mich ausübt. Einförmige, dürftige Kornfelder, eingerahmt von dunklen Kiefernwäldern, abwechselnd mit Heidestrecken, aus denen zuweilen mit weißem Schimmer ein nackter Sandhügel hervorragt, Moorwiesen mit hartem, wehendem Gras, umgeben von Birken, Weiden und wucherndem Brombeergestrüpp, und als einzige Oase der Anmut ein grünes Wiesenthal, durch das in launischen Bogen ein schimmernder Bach einhergeht, der sein Wasser einem hochumuferten Landsee zuführt, das ist alles, was sich dort findet. Aber ich habe von jeher einen ausgesprochenen Sinn für das Dürftige gehabt und vermag mich wohl zu erfreuen an dem schimmernden Spiel der Wolken, dem eintönigen, rötlichen Heidemeer, dem Summen der Bienen, dem Flatterspiel der kleinen blauen Schmetterlinge, dem melancholischen Lullen der Heidelerchen und dem einsamen Schrei eines Vogels aus fernem Moorgrund.

Die Schönheit der Natur ist überall, man muß sie nur zu finden verstehen. Die Heide ist ein Mädchen in braunem Bettlergewande, an der die Welt achtlos vorüberschreitet, nur wer sie näher anschaut, sieht aus dem zerrissenen Lumpengewand die feinen Glieder hervorschimmern, ihn trifft aus dem sonnverbrannten Gesicht der träumerische Blick der dunklen Augen, die voll schüchterner Schönheit sind.

Es war im vorigen Sommer an einem Julinachmittage, als ich an dem Punkte, wo der Bach in den See ausmündet, in einem Kahne saß und zu angeln vorgab. Die Sonnenglut, in der die Welt gebannt lag, hatte im Hause alles in süßen Nachmittagsschlummer versenkt; das ist sonst die Zeit, in der ich es liebe, einsam umherzuschlendern oder in der Sonne zu liegen und das schwirrende Treiben der Sommerinsekten zu beobachten. Heute hatte ich eine andere Form des Müßigganges gewählt, ich angelte. Um den Mund des alten Hofarbeiters Balow, eines jener mechanischen Talente, wie man sie auf jedem Landgute findet, von dem das Dorf den Glauben hegte, daß er alles machen könne, was er wolle, zuckte stets ein ironisches Lächeln, wenn er mich mit der Angelrute ausgehen sah, denn er war ein Meister in all diesen kleinen Sportangelegenheiten, während meine Versuche stets ohne das geringste praktische Resultat blieben, denn mit Ausnahme einiger unerfahrener jugendlicher Weißfische, denen ich sofort wieder die Freiheit zu schenken pflegte, war noch kein einziger Bewohner der feuchten Tiefe durch die mangelhafte Ueberredungskraft meines wenig kunstgerechten Köders bewogen worden, sein heimatliches Element zu verlassen.

Ich saß und angelte. Der Korkschwimmer glitt unablässig die Strömung hinab und ward ebenso unablässig oberhalb wieder eingeworfen. Zuweilen zupften daran kleine, raubgierige Stichlinge, sonst blieb alles ruhig. Wo der See nicht mehr von der

sanften Strömung des Baches leise bewegt ward, lag er glatt und still in der Sonne da, nur zuweilen durch langsam verschwimmende Kreisbildungen unterbrochen, wo sich ein Fisch plätschernd emporschnellte. An dem Bug meines Kahnes wurden mit leisem Gurgeln kleine Wellchen laut und brachten in das Schilf ein flüsterndes Regen und Rascheln. Gegenüber auf dem kahlen, sandigen Abhang lag die Glut der Mittagssonne, und ferner hinter dem dunklen Tannensaum bauten sich gewaltige weiße Wolken zu einem schimmernden Gebirge auf.

Das unablässige Vorüberströmen des Wassers, das leise Wiegen des Kahnes und die brennende Glut des Mittags machten mich schläfrig. Anfangs hielten mich noch die Mücken wach, die mit leise singenden Flügeln um mich geschäftig waren, dann vergaß ich endlich, die Angel wieder einzuwerfen, vor meinen schläfrigen Augen tanzten die blauen Wasserlibellen über die Flut hin, und endlich neigte sich mein Kopf auf den Bord des Kahnes, und ich entschlief.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht, allein schließlich weckte mich ein scharrendes Rauschen zu beiden Seiten meines Kahnes. Ich schaute mich verwundert um, denn ich befand mich in einer Gegend des Seeufers, die mir vollkommen unbekannt war. Der Kahn, den ich nicht besonders befestigt, sondern nur gegen einen Pfahl gelegt hatte, der in der Mündung des Baches stand, mußte mit mir davongetrieben

sein, und jetzt hatte er sich im Rohre festgefahren; der starke Zweig einer Weide ragte vom Ufer aus über mich hin. Der See kam mir weit größer vor, als er mir je erschienen war, und während ich mich noch so umschaute, kam vom gegenüber liegenden Walde ein großer, fremdartiger Vogel geflogen und zog mit gewaltigem Flügelschlag über mein Haupt an das diesseitige Ufer. Im Nachschauen bemerkte ich etwas, das mich bewog, mit Hilfe des überhangenden Weidenzweiges den Kahn zu verlassen und ans Land zu steigen.

Der See hatte nur ein schmales Vorland, dann kam ein kleiner, steil abfallender Abhang und oberhalb dessen erblickte ich eine mächtige Mauer, über deren Rand allerlei fremdartige Baumwipfel in die blaue Sommerluft emporstanden. Niemals auf meinen weit ausgedehnten Streifereien hatte ich nur eine Spur von dergleichen sonst bemerkt. Ich mußte mit meinem Kahn um die ferne vorspringende Waldecke getrieben sein, die man von der Bachmündung aus liegen sehen konnte; nach dieser Seite hin war ich nie gekommen. „Merkwürdig,“ dachte ich, „es scheint ein Park dahinter zu liegen.“

Ich erstieg den Abhang und sah mir die Mauer an. Sie war glatt und einfach aus großen, behauenen Quadern hergestellt, von der Höhe hingen Rankgewächse mit glänzenden Blättern hernieder und zuweilen war auf der verwitterten Mauerkrone ein unbekanntes Gewächs aufgeschossen, das leuchtend rote Blumen zur Schau trug. Zwischen den Fugen

der Steine hatten sich zierliche Pflanzen eingenistet und hingen mit unzähligen kleinen blauen Blüten hervor.

„Es muß doch einen Eingang geben," dachte ich, und als ich mich darnach umsah, bemerkte ich in einiger Entfernung einen vorspringenden Pfeiler, der ein Thor zu bezeichnen schien.

Beim Näherkommen schimmerte und blitzte es goldig im Sonnenschein, und dann stand ich vor einem großen vergoldeten Thor in durchbrochener Arbeit, die aus dem anmutigsten Rankenwerk der Welt gebildet ward. Pflanzen- und Tiergestaltung, in phantastischem Spiel auseinander hervorwachsend und sich ineinander verschlingend, bildeten ein reizendes Gewirr, das sich dennoch, vom Geiste der Schönheit beherrscht, zum anmutigen Ganzen fügte. Mit halbem Leibe ragten aus Blumenkelchen zierliche Gestalten hervor, schlanke Drachenbildungen hatten sich um die gebogenen Ranken geringelt und züngelten unter dem Blätterwerk listig heraus, und wenn der Schimmer des Sonnenlichtes und der Schatten leichtbewegter Baumblätter auf dem Ganzen spielte, schienen die goldenen Augen zu funkeln und sich die lieblichen Gestalten leise wiegend zu regen.

Ich hätte wohl noch lange gestanden und mir das schöne Thor betrachtet, wenn nicht meine Augen durch das Gitterwerk auf noch größere Pracht und Herrlichkeit gefallen wären. Ein Garten lag dahinter, wie ich nie einen gesehen hatte, mit Bäumen von

tropischer Kraft, und Blumen von sonnenhafter Schönheit. Weiterhin ein Teich mit blauem Wasser, bedeckt mit stillen Lotosblumen, zwischen denen Schwäne einherschwammen; fern hinter Baumwipfeln stiegen schimmernde Kuppeln und Türme eines märchenhaften Wunderbaues in die Luft. Als ich mich vorbeugte, um besser sehen zu können, und meine Hand an das Thor legte, geschah auf einmal ein schwirrender Ton, wie das Klingen einer Saite, und langsam und geräuschlos thaten sich die beiden Thorflügel voneinander und ließen mich eintreten.

Ein kühlerer Hauch umfing mich, als ich das Thor hinter mir hatte. Die Sonne strahlte mit demselben Glanze vom wolkenlosen Himmel wie draußen, allein nichts von dem glühenden Brande war hier zu spüren. Weiche, von leichtem Duft getränkte Lüfte umspielten meine Wangen, als ich weiter schritt, und aus den Wipfeln der Bäume kam, bald nah, bald in der Ferne verhallend, das melodische Rufen unbekannter Vogelstimmen. Von stillem Gleichmaß und ruhiger Schönheit umfangen war alles in diesem Garten.

Ich schritt weiter und weiter und merkte es kaum, denn immer neue Herrlichkeiten thaten sich vor meinen Blicken auf. Bald war dort ein Baum, der auf einer weiten Rasenfläche in einsamer Farbenpracht blühte, bald ein dunkler Weiher, umsäumt von hohen, schweigenden Baumriesen, bald eine blumenbedeckte, von farbenbunten Schmetterlingen umspielte Waldblöße. Zuweilen that sich eine

Fernsicht auf mit Busch- und Baumwerk und blauen Gewässern, in denen blühende Inseln lagen, zuweilen führten Brücken, die die Natur selber aus bemoosten Felstrümmern gebildet zu haben schien, über gewundene Kanäle, deren Wasserfläche sich in die grüne Dämmerung der überhängenden, sonndurchschienenen Baumwipfel verlor. Und immer wieder, bei jeder neuen Ansicht sich strahlender und gewaltiger ausbreitend, stieg der wunderbare Kuppelbau vor mir empor, dem ich meine Schritte zulenkte. Nirgends bemerkte ich auch nur eine Spur von der Anwesenheit eines Menschen; es schien, als sei alles aus der Kraft der Natur hervorgewachsen als herrliche Schönheitsoffenbarung.

Endlich trat ich auf einen weiten, freien Platz hinaus, und vor mir lag im Schimmer der Farben und im Glanze des Goldes fast übermächtig emporsteigend und fast unabsehbar in die Breite hingelagert das herrlichste Bauwerk, das ich je geschaut hatte. Ich schritt auf den mächtigen Eingang zu, hinter dem sich die Kuppel wölbte, und trat ein. Eine feierliche, von schlanken Säulen getragene Vorhalle, in deren Hintergrunde ich einen Vorhang erblickte, nahm mich auf. Ich stand eine Weile zögernd davor. Ein sanftes, melodisches Klingen war hinter ihm vernehmlich, wie wenn der säuselnde Frühlingswind eine Aeolsharfe streift. Endlich schlug ich den Vorhang zurück, und ein ehrfurchtsvoller Schauer befiel mich vor der gewaltigen Größe des Anblickes, der sich mir darbot. Ich stand in einem ungeheuren Kuppelsaal,

der von oben her mit einem gedämpften, gleichmäßigen Lichte erfüllt war. Zwischen den mächtigen, von poliertem Granit gebildeten Pfeilern, die die Kuppel trugen, hingen in herrlichen Falten köstliche Vorhänge hernieder, und der Fußboden bestand aus geschliffenem Marmor. Es war nichts in dem ganzen Raume vorhanden, als in der Mitte ein goldgetriebener Altar, auf dem eine schöne, ruhige Flamme brannte. Neben dem Altar saß auf einem Elfenbeinstuhl eine weibliche Gestalt. Sie stand auf und trat einen Schritt vor. Es floß ein weißes, köstliches Gewand an ihr hernieder, und langes, aufgelöstes Goldhaar umgab sie wie ein himmlischer Glanz. Von Ehrfurcht und Schauer erfüllt, wagte ich nicht zu sprechen, und es war eine Weile still in dem mächtigen Raume; nur das leise, melodische Klingen, das von selber in der Luft zu entstehen und zu vergehen schien, war vernehmlich.

„Wer bist du, Fremdling?“ sprach sie dann, „was führt dich her in den Garten der Poesie?“

„Ja, du bist es!“ rief ich, „so habe ich dich geschaut in meinen Träumen, Heil mir, daß es mir vergönnt ist, dein Antlitz zu schauen!“

Sie blickte mich an mit strenger Erhabenheit: „Nur wenigen ist es vergönnt, zu wandeln in meinem Garten, und sie stehen leuchtend da unter ihrem Geschlecht; wer bist du, o Sterblicher, daß du es wagen darfst, so Großes zu verlangen?“

„Ich weiß es wohl!“ rief ich aus, „nicht brennt auf meiner Stirn die heilige Flamme des Genius,

nicht bin ich berufen, erfüllt von deinem Segen, voranzuleuchten der Menschheit! Und dennoch wage ich es, sehnend die Arme nach dir auszustrecken, denn oft hat mich umweht der Hauch deines Geistes, und ich habe dir nachgestrebt mit der ganzen Kraft meines Herzens. Nicht im Donnergewölk bist du mir erschienen, nicht im wilden Sturmgewühl der Leidenschaften, mit der Strahlenkrone auf dem Haupte, aber in der stillen Schönheit der Natur und in den sanften Regungen des Gemütes habe ich dich gesucht und in stummer Inbrunst geküßt den Saum deines Gewandes. Und wie ich dir nachgestrebt habe mit sehnendem Herzen all die Zeit meines Lebens, so will ich auch hier vor dir niederknieen und beide Arme nach dir ausbreiten und dich anflehen, daß du einen Hauch deines Segens auch auf meine Stirne niedersenkest."

Sie sah mit einem Blick voll milden Ernstes auf mich hernieder: „Ich weiß es wohl," sagte sie, „nur wenige wandeln im Licht und viele mühen sich im Schatten. Und wie sie sich auch mühen, sie erringen es nimmer, denn es ist ein freies Geschenk der Gottheit und dem Auserwählten schimmert schon in der Wiege der Glanz des Himmlischen um das Haupt."

„Es gibt nur eine Sonne, es gibt nur einen Mond," sagte ich, „doch mit unzähligen bescheideneren Flammen leuchten die Sterne. Gewaltig und herrlich ist der Eichbaum, wenn der Sturm durch seine Wipfel saust, ohne ihn zu beugen, aber darf man

darum die kleine Blume verachten, die zu seinen Füßen blüht?"

Noch immer schaute das schöne Antlitz auf mich herab, doch nicht mehr so ernst, und ein mildes Lächeln verklärte die Züge. Dann erhob sie langsam, wie segnend, die schimmernd schönen Hände über mein Haupt, und dann neigte sie das leuchtende Angesicht gegen meine Stirn, so daß ich in süßem Schauer der Berührung ihres Kusses entgegenbebte. Schon streifte mich der sanfte Hauch ihres Mundes, als sie plötzlich wie von einer fremden Hand zurückgezogen ward, und mich eine unbekannte Kraft vom Boden emporriß. Eine mächtige, drohende Greisengestalt in einem weiten Talar, bis an den Gürtel umwallt von einem grauen Bart, stand mir gegenüber. Mit einem Blick voll unendlicher Strenge und Erhabenheit schaute er mich an.

„Eitler Menschensohn!" rief er, und seine Stimme tönte gewaltig in der hohen Halle, wer hat dir erlaubt, dich einzudrängen, wo nur die Geweihten wandeln dürfen? Glaubst du durch Bitten und Flehen zu erlangen, was keine Macht zu erringen im stande ist? Hinweg von hier! Schafft ihn hinaus!"

Auf das letzte Wort des Alten stürzten vier feuerfarb gekleidete Mohren, die unterwürfig im Hintergrunde gelauert hatten, eilfertig auf mich zu, ergriffen mich an Armen und Beinen und liefen mit mir in rasender Geschwindigkeit aus der Halle

und durch den Garten davon. In buntem Fluge glitt noch einmal die ganze Schönheit des Gartens an mir vorbei. Ich strebte hastig, mich zu befreien, allein eisenfest hielten mich die Mohren umklammert, und ihre schwarzen Gesichter mit den weißen Zähnen grinsten höhnisch auf mich hernieder. An der Mauer angelangt, liefen sie eine steinerne Treppe mit mir hinauf, schwangen mich eine Zeit lang gewaltig hin und her, und dann, unter ihrem teuflischen Jubelgeschrei, flog ich in weitem Bogen in den See hinaus.

Als ich mich wieder aus dem Wasser hervorgearbeitet hatte, fand ich meinen Kahn neben mir, dessen Bord ich sofort ergriff und mich hineinschwang. Ich rieb mir das Wasser aus den Augen und sah mich verwundert um. Der Kahn war ganz nahe an der Mündung des Baches, wo er zu Anfang gelegen hatte, in das Schilf getrieben, von einer Mauer war nichts zu erblicken und auf dem Abhang stand gelbes, schwer reifes Korn empor. Da ich nun doch einmal naß war, watete ich ans Land und kletterte den Abhang hinauf. Es war nichts zu sehen, als ein mit Blumen durchwirktes Kornfeld, über dem einige Schmetterlinge in der glühenden Sonne einherschwankten. In einiger Entfernung ragte ein kleiner mit Buschwerk bewachsener Hügel daraus hervor. Die Grillen zirpten eintönig, die Libellen standen mit schimmernden Flügeln in der Luft und schossen dann pfeilschnell vorüber, und in der Ferne schlug eine Uhr lang=

sam vier. Ich ruderte meinen Kahn an seinen Ort und kehrte dann triefend und nachdenklich in das Haus zurück.

Noch oft umfuhr ich in späterer Zeit suchend das ganze Ufer des Sees, aber den wunderbaren Garten fand ich niemals wieder.

Professor Muckensturms „Lebensretter“.

*

Schon längst war ich auf die außerordentlichen Erfolge aufmerksam geworden, die Herr Professor Muckensturm mit seinem wunderbaren Elixir, dem „Lebensretter“ erreicht hatte. Nicht allein, daß die Zeitungen in ihren Inseratenteilen fast täglich schriftliche Arbeiten dieses Herrn enthielten, die sich sämtlich mit den Vorzügen dieses königlichen Trankes beschäftigten, sondern es hatten sich auch viele begeisterte Jünger gefunden, die, durch den „Lebensretter“ von einer erstaunlichen Anzahl von verschiedensten Krankheiten befreit, dies im Interesse der leidenden Menschheit brieflich bezeugt hatten, und zwar niemals ohne eine Nachbestellung von so und so viel Flaschen der köstlichen Flüssigkeit. Herr Professor Muckensturm mußte eins der tiefsten Geheimnisse der Natur ergründet haben, er mußte den wunderbaren Stoff entdeckt haben, der in rätselhafter Weise auf den innersten Kern des Menschen einwirkt, denn anders war es nicht zu erklären, daß Schwindsucht und Schlagfluß, Dysenterie, Zipperlein und Fettsucht, und wie nun alle die unzähligen Leiden heißen

mögen, denen das Meisterwerk der Schöpfung ausgesetzt ist, dadurch beseitigt wurden.

Ich interessierte mich außerdem für Herrn Professor Muckensturm, weil er ein origineller Schriftsteller war. Wie er radikal zu Werke ging in der Heilung der leidenden Menschheit, so war seine Behandlung der deutschen Sprache nicht minder bahnbrechend und von einem neuen Geiste durchdrungen. Gleich allen bedeutenden Männern hatte er über alle Dinge seine eigene Ansicht, und so hatte er sich auch eine eigene Orthographie gebildet und war ein Meister in der Erfindung neuer Wörter und Wendungen, was alles seiner Schreibweise etwas plötzlich Hervorspringendes gab, so daß man seinen Stil mit dem Ausdruck „Vexierdosenstil“ nicht unangemessen bezeichnen könnte. Am schrecklichsten war dieser Herr aber, wenn er voll sittlicher Entrüstung in einem seiner Inserate den hinreißenden Strom der Beredsamkeit gegen die Sippschaft der Medizinärzte rückhaltslos erbrausen ließ. Von wahrer Trauer wurde man erfüllt, wenn man erfuhr, daß so viel Geist und Mittel seit so vielen Jahrhunderten zwecklos auf das Studium der Medizin verschwendet worden seien, daß alle Triumphe der Wissenschaft, aller Fortschritt in der Kenntnis der Krankheiten auf bewußter und unbewußter Täuschung beruhen, und daß es der unglücklichen Menschheit Schicksal sei, allmählich, aber planmäßig im Interesse einer Minderzahl von gewissenlosen und prunkhaften Ignoranten hingemordet zu werden. Nachdem der vortreffliche Schriftsteller so eine hin-

reichend trübe Verzweiflungsnacht geschaffen hatte, ließ er trostreich, wie einen milden, hoffnungsvollen Stern, den „Lebensretter“ aufgehen und zierte sich selber das Haupt mit der Strahlenkrone eines Apostels, der gesandt sei, die Leiden zu mildern und die Kranken zu heilen. Aus unzähligen Kräutern, in denen die Natur ihre geheimnisvollen Kräfte niedergelegt hatte, war sein Trank bereitet, und wer daran zweifelte, wurde aufgefordert, ihn zu besuchen, wo er bereit war, jedem die Hunderte von Substanzen, die er in einem eigenen Zimmer aufbewahrte, zu zeigen. Und alles dies ward mit einer Sicherheit und einem Posaunenton der Bestimmtheit in die Welt gerufen, daß selbst dem ärgsten Zweifler der Gedanke kam, dieser Apostel müsse wenigstens selber an seine Mission glauben.

Ich konnte mich nicht länger den bestrickenden Einwirkungen der Muckensturmschen Beredsamkeit entziehen, und die Folge davon war, daß ich mich eines Tages im Besitze einer viereckigen, kurzhalsigen Flasche befand, die mit einer geheimnisvollen grünlichen Flüssigkeit gefüllt war. Auf der Etikette, die mit allen verführerischen Künsten des Buchdruckes ausgestattet war, prangte mit großen roten Buchstaben die Bezeichnung „Lebensretter“. Ich muß bekennen, daß ich von dieser Zeit an mit einer Art wilder Sehnsucht eine Gelegenheit herbeiwünschte, um die so gepriesene Wirkung dieses kostbaren Getränkes zu erproben. Wenn ich auch nicht behaupten darf, daß meine Wünsche auf ein Nervenfieber, einen Typhus

oder sonst eine hervorragende Krankheit gerichtet waren, so wäre mir doch ein leichter Katarrh, eine Verstimmung der Magennerven oder ein kleines Schnupfenfieber nicht ganz unerwünscht gewesen. Aber ich war in dem feuchten und nebligen Winter, von dem wir heimgesucht waren, mit einer solchen Gesundheit geschlagen, daß die Aussicht, die Wirkung des Lebensretters an mir selber zu erproben, bereits die Gestalt eines schönen Traumes anzunehmen begann.

Einst, an einem nassen und feuchtkalten Wintertage, an dem der Himmel unablässig jene teuflische Mischung von Schnee und Regen herabgeschüttet hatte, die zuweilen über den Bewohner der norddeutschen Tiefebene als eine wässerige und naßkalte Strafe seiner Sünden verhängt wird, kam ich durchnäßt und erfroren und in einer Stimmung, die sich mit diesen Thatsachen in der wünschenswertesten Harmonie befand, spät zu Hause an. Nach einer kleinen Unterhaltung mit meiner Wirtin, in der wir beide in der Verfluchung des schlechten Wetters im allgemeinen und dieses Wetters im besonderen Anerkennenswertes geleistet hatten, befand ich mich mit meinem troststreich und heimlich summenden Theekessel allein. Zufällig fielen meine Augen auf den „Lebensretter“. Die Anwesenheit dieser Flasche hatte, wie vorhin angedeutet, bereits einen demoralisierenden Einfluß auf mich ausgeübt. „Heute war es so ein Tag, heute könntest du dich mit voller Berechtigung erkältet haben,“ dachte ich und fing bereits an, in der Vor-

stellung zu schwelgen, daß ich am nächsten Morgen mit einem tüchtigen Schnupfen aufwachen würde. Indem ich begann, dies als feststehend anzunehmen, schweiften meine Gedanken weiter in das Gebiet einer gewagten Hypothese. „Wenn,“ dachte ich, „der ‚Lebensretter‘ gut ist, die Krankheiten zu beseitigen, so wird er nicht minder vortrefflich sein, diese zu verhindern. Vermag er das Uebel sicher zu vernichten, wenn es schon ausgewachsen und groß ist, wird er nicht ungleich gefährlicher seinen unbedeutenden Keimen sein?“ Zugleich glaubte ich ein Kribbeln in der Nase zu empfinden und einen Hustenreiz im Halse zu verspüren, welche vermeintlichen Thatsachen mir eigentlich eine beschämende Erinnerung an meine Kindheit hätten ins Gedächtnis rufen sollen, wo sich jedesmal eine Art Heuchelhusten bei mir einstellte, wenn meine Geschwister aus katarrhalischen Gründen mit Bonbons behandelt wurden. Denn ich will es nur offen gestehen: der „Lebensretter“ hatte ein so verlockendes und einschmeichelndes Aussehen, daß er die nicht abzuweisende Vorstellung erweckte, er müsse ganz verteufelt gut schmecken.

Unter diesen Betrachtungen hatte ich ein Likörglas herbeigeholt und den Kork von der Flasche entfernt. Ich füllte das Glas und hielt es gegen das Licht. Das Getränk war von der angenehmen grünlichen Farbe des Chartreuse und verbreitete einen aromatischen Kräuterduft, der die Phantasie vermöge eines Gedankenzusammenhanges mit der angenehmen Vorstellung von Alpenwiesen und Sennhütten be-

fruchtete. Dann probierte ich, und meine Meinung lautete: „Hm!“ Dies ist zwar kaum ein Wort, und die Nase scheint bei seiner Aussprache mehr beteiligt zu sein als der Mund, allein dennoch bieten diese zwei Konsonanten ein bequemes Gefäß, um es mit dem Ausdrucke einer rückhaltslosen Bewunderung zu erfüllen. „Hm,“ sagte ich noch einmal, wobei ich in den Ton meiner Stimme noch einige Nuancen Bewunderung mehr hineinfärbte, und trank das Glas aus.

Professor Muckensturm hatte eine Idee gehabt, die mir einen hohen Begriff von seiner Weisheit beizubringen geeignet war. Er hatte in seinem „Lebensretter“ das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen gesucht, indem er ihn in Gestalt eines äußerst wohlschmeckenden Schnapses hergestellt hatte. Es ist allgemein bekannt, welche gewaltigen Erfolge durch diese Methode erreicht werden können. Ich brauche nur an den Dichter zu erinnern, mit dessen Schöpfungen wir in unserer Jugend eine genaue Bekanntschaft zu machen genötigt waren, ich meine den alten Zumpt, der uns die höchst nützlichen, aber wehrsamen Genusregeln in anmutiger Versüberzuckerung — wie kleinen Kindern den Wurmsamen — beibrachte, wodurch sich diese Gesetze so rammeltief in unser Gedächtnis einprägten, daß alle Stürme des Lebens nicht hinreichten, sie wieder zu entwurzeln.

Ich beschloß, um Herrn Professor Muckensturm einen schwachen Beweis meiner Hochachtung zu geben,

ein zweites Glas auf sein Wohl zu leeren. Ich that es nicht mehr als gerne, denn dies Getränk hatte jenen interessanten Beigeschmack nach „mehr", der eine unerläßliche Eigenschaft aller guten Getränke ausmacht. Nach diesem Glase geriet ich in einen wissenschaftlichen Zweifel, ob wohl die außerordentlich gelungene Mischung von Milde und Kraft, oder die geschickte und diskrete Anwendung aromatischer Würze den Hauptanteil an der vortrefflichen Wirkung habe. Dies war eine ernste Frage und erforderte drei weitere, mit Anspannung aller Sinneskräfte und nachdenklicher Zunge geschlürfte Gläser. Das Resultat war günstig, denn wie in einem echten Kunstwerk hielten sich alle diese Eigenschaften in einem so maßvollen Gleichgewicht, daß sie zusammen ein vollendet schönes Ganzes bildeten. Ein sechstes Glas konnte diese meine Meinung nur bestätigen.

Die Wirkung des „Lebensretters" war vortrefflich. Die schwarze Laune, mit der ich anfing, ihn zu trinken, war längst gewichen, und ich begann die Dinge dieser Welt in rosenfarbiger Verklärung zu sehen und vermochte nicht zu begreifen, wie man sich durch äußere Dinge von so geringer Wichtigkeit, wie schlechtes Wetter und dergleichen, verstimmen lassen könne. Ich fand sogar, daß das vorliegende wässerige Schneegestöber ein durchaus charaktervolles und außerordentlich humoristisches Wetter sei. Alle grauen Raupen, die sich im Laufe des Tages in meinem Kopf verpuppt hatten, krochen jetzt aus und flogen als bunte Schmetterlinge umher. Meine Zukunft lag klar und

offen vor mir, wie ein schöner, breiter Weg mit blühenden Obstbäumen eingehegt, die Schlagbäume waren aufgezogen und standen wie angenehme Zierate zur Seite, die Dornenhecken hatten sich mit Rosen bedeckt und waren voll singender Nachtigallen. Auch begriff ich durchaus nicht, warum ich nicht neulich, als die Gelegenheit so günstig war, Karolinen um den Hals gefallen sei und gesagt hätte: „Teures Mädchen, ich liebe dich!“ Ich beschloß dies bei der nächsten Gelegenheit zu thun.

Bei alledem wollte mir diese Wirkung des „Lebensretters“ nicht so ganz unbekannt erscheinen. Ich glaubte mich zu erinnern, früher nach gewissen Quantitäten Portwein oder eines ähnlichen geistigen Fluidums verwandte Erscheinungen bemerkt zu haben. Nachdenklich füllte ich das unterdes mehrfach geleerte Glas von neuem und betrachtete dann die Etikette und das darauf befindliche Kunstwerk. Dabei machte ich die Bemerkung, daß meine Augen zum Sehen weit ungeeigneter waren als gewöhnlich, indem alle Gegenstände von einem höchst seltsamen Flimmern befallen schienen, das zuweilen in ein deutliches Schwanken überging. Trotzdem erkannte ich mit einiger Mühe den dargestellten Gegenstand. Der alte klapperbeinige Hans Mors selber war darauf abgemalt, wie er mit Stundenglas und Hippe scheinbar in entsetzlicher Angst vor einem Manne entfloh, der wie eine Keule eine mächtige Flasche „Lebensretter“ nach ihm schwang. „Ja, jetzt soll er nur kommen!“ rief ich und ergriff in plötzlicher Begeisterung die

Flasche am Halse, um sie ebenfalls zu schwenken, wobei sich leider ein Teil der kostbaren Flüssigkeit in den Aermel meines aufgehobenen Armes ergoß, wie ein Katarakt darin hinunterfuhr und, sich ausbreitend, kühl an meiner Seite bis zu den unteren Regionen hinabrieselte. Dieser äußerliche Gebrauch des Heilmittels beruhigte mich wieder soweit, daß ich die Flasche bedächtig auf den Tisch stellte.

Unterdes war es im Hause und draußen ganz still geworden, denn es war fast Mitternacht, und ich hörte deshalb ganz deutlich die leisen Tritte jemandes, der jetzt die Treppe heraufging. Ganz langsam in unheimlicher Regelmäßigkeit, Stufe für Stufe, kam es näher, und ich wußte merkwürdigerweise mit vollständiger Sicherheit, daß dies Etwas zu mir wolle. Nach dem Klange der Schritte mußte es von behender und leichter Gestalt sein, und doch ging nach jedem Tritt ein deutliches, aber lautloses Zittern durch das ganze Haus. Jetzt kam es mit langsamem, klapperndem Gang über den Vorplatz, und dann ließ sich ein spitzes, knöchernes Pochen an meiner Thüre hören, worauf eine Totenstille folgte; denn in unwillkürlichem Schauer vermochte ich anfangs nicht „Herein!“ zu rufen. Erst, als mein Zimmer einen plötzlichen Versuch machte, mich zu dem Mittelpunkt einer rotierenden Bewegung zu benutzen, ermannte ich mich wieder und rief das Wort, über dessen Klang ich zugleich erschrak.

Die Thür öffnete sich bedächtig, und es schob sich ein hagerer, zugeknöpfter Herr herein, dessen Ge-

sicht von der ungeheuren Krempe seines Hutes ganz bedeckt war. Er trug einen langen, im Lichte meiner Lampe blitzenden Gegenstand in der Hand, den er vorsichtig an die Wand lehnte. Als er sich dann bückte, um die Thür zu schließen, lief das Wasser aus seiner Hutkrempe platschend auf den Fußboden. Zugleich verspürte ich einen widerwärtigen Geruch nach alten, vermoderten Blumenkränzen.

„Guten Abend,“ sagte er dann mit einer Stimme, die einen Klang hatte, als wäre die Essenz von allem, was jemals zersprungen und geborsten war, darin vereinigt. „Guten Abend,“ sagte er, „Sie haben mich gerufen und hier bin ich.“ Dann schlürfte er langsam durch das Zimmer, setzte sich ohne weiteres zu mir auf das Sofa und nahm bedächtig seinen riesigen Hut ab. Ich fuhr zusammen in jähem Entsetzen, denn ein weißgebleichter hohläugiger Totenschädel grinste mir entgegen. Er war es selber, der klapperbeinige Hans Mors, den ich vorhin so verwegen herausgefordert hatte. Mein Entsetzen schien ihn sehr freudig zu berühren, denn er öffnete mehrmals die Kiefern mit den blendend weißen Zähnen, und ich vermute, daß er lächelte, obgleich dieser Anblick über alle Maßen gräßlich war. Dann strich er sich mit den Knochenfingern bedächtig den blanken Schädel an der Stelle, wo den Menschen die Haare zu wachsen pflegen, lächelte noch viel schauderhafter und nahm dann langsam seine Sanduhr, die er an einem Lederriemen wie einen Operngucker umgehängt trug, und stellte sie auf den Tisch. „Sie läuft

noch zehn Minuten," sagte er mit einer Stimme, die irgend woher aus dem Sofapolster zu kommen schien, und knöpfte dann langsam seinen Rock auf, so daß die sauber gehaltenen weißen Rippen zum Vorschein kamen. Er zog zwischen diesen eine Uhr hervor, die er an einer Kette von kleinen silbernen Totenknochen um den Hals trug, und betrachtete sie aufmerksam. Sie war schwarz und wie ein kleiner Totenkopf geformt und hatte einen Gang gleich dem knirschenden Picken des Holzwurmes. Nachdem er sie wieder an ihren Ort versenkt hatte, wo sie in der Gegend zwischen den falschen Rippen noch eine Zeit langsam einherbaumelte, steckte er die Daumen unter die Schlüsselbeine, und trommelte mit den dürren Fingern behaglich auf dem Brustknochen, wobei er aufmerksam seine Sanduhr betrachtete.

Aus einer Art von Erstarrung, in die mich dieser entsetzliche Besuch versetzt hatte, erwachte ich erst, als mein Blick auf den „Lebensretter" und seine vielverheißende Etikette fiel. Ein Funke Hoffnung erwärmte das Blut in meinen Adern und ließ es wieder vom Herzen strömen; ich begann mich mit einer Art von Galgenhumor meiner Wirtspflichten zu entsinnen. Ich füllte das Glas bis zum Rande; „Schlechtes Wetter heute," stotterte ich, „frostiges Wetter! vielleicht ein Gläschen Schnaps gefällig?"

„Schlackerwetter — Lieblingswetter — gefällt mir!" antwortete der Entsetzliche, und ich sah mich erschreckt um, denn die Stimme kam scheinbar aus

meinem Kleiderschrank. Dann grinste er wieder, streckte die dürre Hand aus und ergriff das Glas.

Zwei Gedanken, die mich fast das Schreckliche meiner Lage vergessen ließen, nahmen mich jetzt gefangen. „Wie wird dieser durchlöcherte Hohlraum trinken und wie wird es ihm bekommen?"

Er setzte das Glas an, ich sah die Flüssigkeit an seinem Halswirbel niedergleiten und sich in einen grünlichen Dunst auflösen, der die ganze innere Höhlung ausfüllte und an einzelnen Stellen zwischen den Rippen in kleinen Wölkchen wieder hervorquoll. Aber kaum hatte er getrunken, als seine Kinnladen ein paarmal hastig auf und nieder klappten und dann immer schneller aneinander fuhren, zuletzt in so rasendem Tempo, daß man einen gelinden Trommelwirbel zu hören vermeinte. Ein Zittern und eine hastige Unruhe kam in das ganze Knochengerüst, ein paarmal versuchte es aufzustehen, sank aber immer wieder auf das Sofa zurück. Endlich erhob es sich mühsam und irrte suchend in furchtbarer Verwirrung im Zimmer umher, wobei jedes Knochenglied an seinem Körper selbständig ein zitterndes Klappern vollführte. In gänzlicher Verstörung tappte es an den Wänden nach seiner Sense, sich von Zeit zu Zeit angstvoll nach dem „Lebensretter" umsehend, was stets ein verstärktes Klappern zur Folge hatte. Endlich kam ich ihm zu Hilfe, reichte ihm die Sense hin und öffnete ihm die Thür. Mit sichtbarer Freude drängte er sich hinaus und eilte zur Treppe.

Dort aber, als er gerade im Begriff war, hinab-

zusteigen, ersah ich die Gelegenheit, setzte meinen Fuß kraftvoll auf seine Hinterseite und erteilte ihm einen so gewaltigen Stoß, daß das alte Knochengebäude kopfüber kopfunter mit entsetzlichem Geprassel die Treppe hinabfuhr. Ich sprang schnell in mein Zimmer zurück, verriegelte die Thür und lauschte. Nicht viel war vernehmlich, es rappelte und krabbelte nur ein wenig auf der unteren Diele. Nach einiger Zeit wagte ich durch ein Guckloch zu sehen, das in der Thür angebracht war. Da sah ich den alten Knochenmann auf dem Hausflur, der die ganze Nacht erleuchtet zu sein pflegte, auf den Knieen liegen, daß seine spitze Hinterseite hoch emporstand, mit Kopf und halber Brust unter dem großen Wäscheschrank verborgen, scheinbar emsig nach etwas tastend. Endlich kam er wieder hervor und hielt eine Hälfte seines zerbrochenen Stundenglases in der Hand, die er traurig an die andere Hälfte anpaßte und dann bekümmert in die Tasche steckte. Dann hinkte er zu seiner Sense, die er mit Kopfschütteln besah, denn sie war gänzlich verbogen, und versuchte, sie an einem Treppenabsatz wieder gerade zu treten. Endlich fühlte und tastete er an seinem ganzen Leibe herum, als wollte er untersuchen, ob er sonst noch Schaden gelitten habe, warf noch einen scheuen, hastigen Blick die Treppe hinauf nach meiner Zimmerthür und humpelte kläglich davon.

Als ich am anderen Morgen erwachte, lag ich unausgekleidet auf meinem Sofa: das ganze Zimmer roch nach Kräutern und auf dem Tische stand eine

vollständig geleerte Flasche „Lebensretter“. Es dauerte einige Zeit, bis ich mir dieser Thatsachen vollständig bewußt wurde, denn in meinem Kopfe war ein Gefühl, wie es ein Dampfkessel haben muß in dem Moment, wo er platzen will.

Nie in meinem Leben soll wieder ein Tropfen „Lebensretter“ über meine Lippen kommen!

Die Nebeldroschke.

⁎

Man hat immer geglaubt, Gasbeleuchtung und Eisenbahnen seien der Tod der Gespenster. Das ist nicht richtig; ein Gespenst gewöhnt sich an alles. Wenn das abschreckende Neue erst alt gegeworden ist und Generationen in seiner Gewöhnung aufgewachsen sind, so wagt sich schüchtern das nebelbeinige Phantom wieder hervor aus dem Asyl alter, verfallener Waldschlösser, wo es ein trauriges und angezweifeltes Dasein führte, und in neuen Formen und veränderten Gestalten kehrt es zurück in sein Verhältnis zu den Lebenden. Selbst das nüchterne, moderne Berlin besitzt eine eigentümliche, furchtbare Gespenstergattung, die in nebligen und dunstigen Nächten mit empfänglichen Gemütern ihr grauliches und wunderbares Spiel treibt.

Es ist bisher nicht aufgeklärt worden, welches Verbrechen der unglückselige Kutschergeist, der des Nachts die Nebeldroschke führt, zu sühnen hat. Vermutungen sind manche vorhanden. Man erzählt davon eine ähnliche Sage, wie von jenem Fuhrmann, dessen Geschäft ihm so wohl gefiel, daß er sich verschwor,

den Himmel gern entbehren zu wollen, wenn er nur ewig als ein lustiger Fuhrmann weiter kutschieren dürfe. Sein Wille ging in Erfüllung; er kam nicht in den Himmel, wohl aber an den Himmel, wo er im Sternbild des großen Wagens über dem Mittelstern der Deichsel ewig durch den unendlichen Raum dahinsaust. In sternklaren stillen Winternächten hört man zuweilen das Knallen seiner Peitsche.

Diese Sage, entsprechend auf den Nebeldroschkenkutscher angewendet, hat leider nicht den Vorzug der Wahrscheinlichkeit für sich; denn der Wunsch: statt in den Himmel — ja sogar statt in die Hölle — zu kommen, ewig eine Berliner Droschke zu fahren, eine solche Verirrung des menschlichen Geistes ist undenkbar! Uebrigens mag ihre Entstehung sein, welche sie wolle — die sagenbildende Kraft des Volkes wird mit der Zeit schon das Richtige feststellen — so viel bleibt sicher, die Nebeldroschke ist eine Thatsache — dies weiß ich durch die Versicherung eines ebenso ehrenwerten als glaubwürdigen Mannes, des Herrn Tobias Gründler, der dieses Fahrzeug aus eigener Anschauung und Benutzung kennen gelernt hat.

Herr Tobias Gründler ist ein junger Mann ohne Aberglauben und Vorurteile. Er schwört auf Häckel und Darwin, von deren Schriften er allerdings nie eine Zeile gelesen hat und über deren Theorien seine Vorstellungen überaus dunkel und unklar sind. Herr Gründler gehört nämlich zu jenen Verehrern des Fortschritts, denen es nicht um dessen

Verständnis zu thun ist, sondern ihm nur anhängen, weil er das Lärmmachende in der Welt ist, und weil sie gern einen Schimmer von Starkgeistigkeit um sich verbreiten möchten. Es wäre beleidigend, wollte man Herrn Gründler auch nur den Hauch des Glaubens an Geister und Gespenster und ähnliches längst überwundenes Ammentum zumuten; allein, wenn man das Gespräch auf die Nebeldroschke bringt, so legt sich seine Stirn in nachdenkliche Falten, seine Augen nehmen einen besonderen Ausdruck an, und er gewinnt die Miene eines Menschen, dem man im Skat bei einem sonst unantastbaren Null die Farbe anspielt, darin er den König blank hat.

Es war eines schönen Abends bei Moselbach; Herr Gründler bestellte gerade den sechsten Schoppen jener Sorte von Moselwein, der unter dem Namen „Kutscher" den Liebhabern des Säuerlichen bekannt ist, und sein Gemüt war infolge dessen in einer angenehmen, mitteilsamen, zu Aufschlüssen geeigneten Stimmung, die bei solchem Getränk eigentlich wunderbar erscheint und wohl auch nur durch lange Gewöhnung erworben werden kann. An diesem Abend hat er mir sein Erlebnis mit der Nebeldroschke anvertraut.

„Vor einem Jahre im Herbst," erzählte Herr Gründler, „feierten wir den Geburtstag eines meiner Bekannten, eines Bildhauers, in dessen Atelier. Wie Sie sich wohl denken können, wurde viel Punsch getrunken, eine eigentümliche Sorte: Herbstpunsch genannt, ein teufelsmäßiges Getränk, dessen Rezept

direkt aus der Hölle stammt. Ich erinnere mich, daß ich nach seinem Genuß sehr heiter wurde. Draußen war eine echte, naßkalte, nebliche Herbstnacht; der erste Schnee war gefallen und wieder im Vergehen; die ganze Natur war melancholisch; der Mensch aber fühlte sich verlockt, ihr ein Schnippchen zu schlagen und nun doppelt lustig zu sein. Es ist mir dunkel im Gedächtnis, daß ich in jener Nacht mit Menschen Brüderschaft getrunken habe, die mir niemals vorher oder nachher in meinem Leben wieder begegnet sind. Ich habe eine dämmerige Vorstellung von einer schwärmerischen Neigung zu dem Gipsmodell einer Venus und daß ich nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, ihr auf den Knieen meine Liebe zu erklären und ihr Punsch zu trinken zu geben. Ueber diesen Moment hinaus werden alle meine Vorstellungen verworren, bis ich mich im Nebel allein auf der Straße wiederfinde, durch den nassen Schnee patschend, in einem dunklen Drange, meine weitentlegene Wohnung und mein sicheres Bett zu gewinnen. Der nächste Weg dorthin führte im Zickzack durch viele Straßen, die ich mit der müden Verdrossenheit eines Droschkenpferdes durchtappte. — Nach einer Weile erwachte in mir der Wunsch zu fahren; bis jetzt aber war mir auf meinem Wege noch keine Droschke begegnet. Die Straßen waren bei der späten Nachtzeit schon wie ausgestorben. Endlich an der nächsten Ecke leuchtete ein matter, verschwommener Schein durch den Nebel; dort hielt ein Wagen. Trotz meiner Müdigkeit faßte mich ein seltsames Grauen, ein Wider-

wille gegen dieses Gefährt, als ich ihm näher trat. Obgleich ich es mit den Händen berühren konnte, wollte es sich doch nicht mit klarer Bestimmtheit aus dem Nebel ablösen. Bei dem alten Schimmel, der gesenkten Hauptes dastand, konnte man kaum unterscheiden, wo das Pferd anfing und wo der Nebel aufhörte. Vom Gesicht des Kutschers sah ich nur einen blassen Schein; mir war, als sähe er mich mit hohlen Augen auffordernd an und winkte mit seiner Peitsche. Mir schauderte und ich tappte weiter. — An der nächsten Ecke traf ich wieder eine Droschke. Merkwürdig, es war zweifellos dieselbe wie vorher; sie zeigte sich meinen Blicken bestimmter, und ich sah deutlich, wie der alte Schimmel, ganz der nämliche von der früheren Ecke, aus seinen Nasenlöchern zwei gleichmäßige Dunstströme in den Nebel hinausblies, als sei noch nicht genug von diesem Stoff vorhanden. Der Kutscher sah mich wiederum mit den hohlen Augen auffordernd an und winkte schweigend mit der Peitsche; wieder ging ich vorüber.

Ich will gehängt sein, wenn an der nächsten Ecke nicht ganz dieselbe Droschke hielt, der ich schon zweimal begegnet war! Jetzt trat sie mir so deutlich entgegen, wie es bei dem starken Nebel nur erwartet werden konnte. Meine Müdigkeit war inzwischen so groß geworden, daß sie meine Besorgnis überwand; mit rasch gefaßtem Entschluß trat ich näher und rief dem Kutscher Straße und Nummer meiner Wohnung zu. Dann hielt ich ihm das Geld hin, das er zu fordern hatte, allein er

nahm es nicht, sondern schüttelte traurig das Haupt und winkte mir schweigend mit der Peitsche, einzusteigen.

Mein Geist war zu müde, um sich zu verwundern; auch daß die Droschke, wie ich beim Einsteigen bemerkte, die Nummer „0“ führte, erregte kaum meine Aufmerksamkeit. Ich muß sofort eingeschlafen sein, denn außer einer dumpfen Verwunderung, daß die Räder der Droschke beim Davonfahren gar kein Geräusch machten und daß der Huftritt des Schimmels durchaus unvernehmlich blieb, ist mir von dem, was zunächst geschah, nichts in der Erinnerung geblieben.

Wie lange ich in dieser Weise gefahren bin, weiß ich nicht genau; doch als ich endlich wieder zu mir kam, zeigte mir der hellere Schein des Nebels, daß der Anbruch des Morgens nicht mehr fern sei. Ich konnte mich in die Sachlage anfangs nicht finden. Dies geräuschlose Dahinfahren erschien mir so fremdartig, so spukhaft und geheimnisvoll, daß ich zunächst dachte, ich sei in einem Traum befangen. Ich blickte aus dem Fenster: so weit ich sehen konnte, eine weite, mit zerfließendem Schnee bedeckte Fläche; in kleinen Vertiefungen stand blankes Wasser. Zuweilen glitt die in Nebel gehüllte Gestalt eines Baumes oder eines niedrigen Busches vorüber, und plötzlich ward mir klar, daß ich mich gar nicht mehr in der Stadt befand. Meine erste Regung war natürlich, den Kutscher zum Halten zu bringen und ihn zur Rede stellen. Vor mir, durch das Glasfenster, sah ich

seinen breiten, dunklen Rücken; der Kopf war etwas nach vorn geneigt, vielleicht war der Mensch eingeschlafen, und der Schimmel nachtwandelte in dunkler Sehnsucht nach den Gefilden seiner Jugend eigene Wege. Ich rief, ich schrie, ich klopfte ans Fenster, allein dies machte keine Wirkung. Endlich nahm ich meinen Stock und steckte ihn durch das kleine, halbmondförmige Loch des Vorderfensters, um den Kutscher aus seiner Ruhe aufzustören, allein — ohne jeglichen Widerstand fuhr der Stock durch den Leib des Rosselenkers hindurch und die Droschke fuhr weiter. Da überfiel mich ein kaltes Grausen, wie ich es nie zuvor gekannt hatte. In einer Art von stillem Wahnsinn bohrte ich meinen Stock fortwährend in den gespenstischen Fuhrmann hinein, in der dunklen Hoffnung, endlich doch noch auf einen Widerstand zu stoßen; allein blasser und blasser wurde jetzt sein Umriß und verschwamm in dem alles erfüllenden Nebel. Fast gleichzeitig empfand ich ein Brausen in den Ohren, ein Klingen — —; ein Ruck, ein scharfer Stoß — — ich verlor die Besinnung!

Als ich wieder zu mir kam, war es Tag, soweit es unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen überhaupt Tag sein konnte. Ich saß allein auf weitem Felde in einer Schneelache und ringsum war nichts als der einsame, dichte, traurige Nebel.

Müde, erfroren und in der jämmerlichsten Stimmung machte ich mich auf und fand nach langem Suchen eine Chaussee, die mich nach etwa einer halben

Stunde wieder zu bewohnten Gegenden in die Straßen-
welt Berlins zurückführte.

„Seit jener Zeit bin ich niemals wieder in einer Berliner Nachtdroschke gefahren", sagte Herr Tobias Gründler, seine Erzählung schließend.

Dann rief er den Kellner herbei und bestellte den siebenten Schoppen, den „Nebelkutscher".

Das Zauberklavier.

*

I.

Ganz hinten in der Welt, wo die Geographie zu Ende ist und die Weltgeschichte aufhört, lag ein sehr angenehmes Königreich. Die Unterthanen waren recht artige und regierliche Leute, so daß der König morgens immer eine Stunde länger schlafen konnte, als seine Nachbarkönige. Ja, zuweilen kam es vor, daß er des Vormittags, von zehn bis zwölf, wo er gewöhnlich zu regieren pflegte, mit Krone, Zepter und Reichsapfel in seinem Regiersaal saß, und gar nichts zu regieren da war. In seinem Königreich waren die meisten Leute Gelehrte und Büchermenschen. Dies kam daher, weil es so hübsch abgelegen war und der große Spektakel, den die übrigen Menschen in der Welt machten, dort fast gar nicht vernommen ward.

Es gab jedoch noch einige andere Leute in dem Königreich. Erstens waren da die Frauen, Kinder und sonstigen Angehörigen der Büchermenschen, und zweitens Leute, die nichts Besonderes an sich hatten, wie man sie in allen Königreichen findet. Diese langweilten sich sehr oft, denn die Büchermenschen hatten niemals Zeit, sich mit ihnen zu unterhalten.

Da begab es sich, daß aus einem sehr entfernten Königreich ein Mann einzog, der ein Klavier mitbrachte. Er verstand nun zwar nicht besonders, darauf zu spielen, allein er vermochte ihm doch einige Melodien abzukneifen, die in dem Königreich sehr beliebt waren.

Dies ward bald bekannt, und in drei Tagen wußte man allgemein, daß der fremde Mann, der so weit hergekommen sei, einen Zwitscherkasten im Hause habe, auf dem er mit den Fingern Musik mache. Nun dauerte es nicht lange, da hatte jeder im Königreich, die Büchermenschen natürlich ausgenommen, die sich niemals um dergleichen bekümmerten, abends vor dem Fenster des fremden Mannes gestanden und hatte diese Zaubertöne selber gehört. Die Folge davon war, daß eine allgemeine Sehnsucht im ganzen Lande entstand, auch solche Musikkiste zu besitzen und sich ein allgemeines Kribbeln in den Fingern regte. Nachdem man erfahren hatte, wo diese Instrumente zu haben seien, ward gleich eine ganze Schiffsladung voll bestellt, und man übte sich einstweilen auf Fensterbrettern und Kommoden, um sich wenigstens vorläufig das Kribbeln in den Fingern ein wenig zu vertreten.

Die Klaviere kamen an und wurden bei vielen Leuten aufgestellt. Diese begannen nun darauf zu spielen, allein sie bemerkten, daß diese Instrumente auf eine besondere Weise bearbeitet sein wollten, um solche Töne herzugeben, wie man sie von ihnen erwartete. Der fremde Mann wurde um Rat gefragt und er sagte, er kenne bei sich zu Lande einen sehr

berühmten Klavierschläger, der besitze die Kunst, auch anderen Leuten diese Fertigkeit beizubringen. Den müßten sie sich verschreiben. Dieses thaten sie auch, und der Mann kam und begann seine Arbeit. Sie verwunderten sich baß, als sie den zuerst spielen hörten. Der schlug das Klavicymbalum vorwärts und rückwärts und mit verbundenen Augen und zappelte dabei so mit den Händen, daß einem Hören und Sehen verging. Er bekam gleich so viel Unterricht zu geben, daß er es nicht allein bewältigen konnte und sich noch drei handfeste Gehilfen verschreiben mußte. So geschah es, daß in diesem Königreiche das Klavierspiel in Mode kam.

Anfangs machte es noch nicht so viel aus, da in vielen Häusern gar kein Klavier und in anderen nur eine derartige Fingertretmaschine vorhanden war, aber dies blieb nicht so. Da die Leute sahen, wie lieblich darauf zu spielen sei, so griff es immer weiter um sich, und die Alten sagten: „Wenn wir es auch nicht mehr lernen können, so sollen es doch unsere Kinder lernen.“ Und kaum hatten nun diese Würmer laufen gelernt, so wurden sie auf den Musikstuhl geschraubt und mußten Tonleitern spielen. Denn der große Klavierschläger hatte gesagt, dies seien die einzigen Leitern, die in den Musikhimmel führten. Dies ging so fort, bis es zu einem Grade gelangte, wo es staatsgefährlich wurde. Es wurden allmählich immer mehr dergleichen Leiselautfingerklopfkasten, wie sie in der Landessprache genannt wurden, im Lande aufgestellt, und es ereignete sich, daß zur Zeit der Höhe

der Epidemie in einem einzigen Hause sieben Stück vorhanden waren. Wenn diese nun alle gleichzeitig in verschiedener Weise in Thätigkeit gesetzt wurden, so konnte man schon genug davon bekommen. Es war nun den ganzen Tag über in dem Königreiche ein immerwährendes Geklimper, dem man nur entrinnen konnte, wenn man in die tiefste Einsamkeit flüchtete. Es kamen betrübende Folgen zum Vorschein. Eines Tages versammelten sich sämtliche Lerchen, Nachtigallen und andere Singvögel, die in dem Reiche wohnhaft waren, in einem großen Walde und zogen gemeinschaftlich fort, denn die Konkurrenz war ihnen zu groß geworden.

Es kamen so viele Klagen an den König, daß er das ganze Vergnügen an seinem Geschäft verlor. Wenn er früher oft von zehn bis zwölf nichts zu regieren hatte, so mußte er jetzt schon um neun Uhr in seinen Regiersaal gehen und hatte so lange zu thun, alle die Beschwerden der durch das Klavierspiel geplagten Unterthanen anzuhören, daß er nicht selten seine Mittagssuppe kalt werden lassen mußte. Da endlich kam eine Deputation der bedeutendsten Männer des Königreiches und stellte ihm das Elend des Landes in der beweglichsten Weise vor:

„Majestät,“ sagte der Erste, „es schreit gen Himmel und es muß ein Ende gemacht werden. Zu meinem Turm dringt es herauf, verworren wie eine Milchstraße von Tönen, und wirrt meine Gedanken durcheinander. Ich habe seit sechs Monaten keinen neuen Stern entdecken können, und wenn der, dessen

Bahn ich neulich berechnet habe, wirklich so läuft, so würde er in acht Tagen das ganze Weltsystem in Grund und Boden bohren! Haben Sie Erbarmen!"

„Majestät," sagte der Zweite, „seit dreißig Jahren suche ich den Stein der Weisen. Vor einem halben Jahre war ich ihm auf die Spur gekommen; und ich hätte ihn gefunden, da kam diese satanische Trommelmusik, und der Nebelschleier, der sich schon vor dem großen Geheimnis gelüftet hatte, schloß sich wieder zusammen, und der leitende Faden glitt mir aus den Händen und zerriß. Das Geheimnis ist mir auf ewig verloren. O ich armer, geschlagener Mann!"

Der Dritte war eben von seinen schweinsledernen Büchern aufgestanden und hatte noch die Augen voll Bücherstaub und die Ohren voll Klaviermusik; er war ganz schwindlig, daß er nicht in seinem Studierzimmer war, und konnte nichts weiter als seufzen. „O," sagte er nur, aber es lag ein großer Jammer darin.

Der Vierte sah sehr niedergeschlagen aus: „O Majestät," sprach er, „ich bin ein ruinierter Mann. Sämtliche Käsekrämer und Lichtzieher im ganzen Königreich haben mir ihre Kundschaft aufgesagt, weil ihre Kunden das Einwickelpapier, für das ich sonst die Erzählungen und Gedichte geschrieben habe, nicht mehr lesen wollen. Sie sagen, es sei zu langweilig und dumm. Aber wer kann bei dieser Musikplage etwas Vernünftiges schreiben? Wenn es nicht aufhört, muß ich verhungern."

Jetzt kam der Fünfte daher, der sah ganz perplex aus und stierte gedankenlos vor sich hin. Zuweilen

summte er in den Bart: „Dibudel, dibidel, dibudel, dibidel.“

Als er gar nichts weiter sagte, fragte der König endlich: „Sprecht, was habt Ihr mir vorzutragen?“

Der Angeredete lächelte blödsinnig und stierte den funkelnden Edelstein an, den der König auf seinem Zepter als Knopf trug: „Dibudel, dibidel, dibudel, dibidel!“ sagte er.

„Ach Majestät,“ sagte nun einer von den anderen, gewöhnlichen Leuten, „seht, dies ist der größte Denker im ganzen Königreich. Früher konnte er in einem Tage mehr denken, als man in zehn Jahren begreifen kann, aber nun haben sie in seinem Hause sieben solche Leiselauten aufgestellt, auf denen fortwährend Etüden gespielt werden. Und es gibt welche, die des Nachts nicht schlafen können und so lange das Winselbrett bearbeiten, bis die anderen am morgen wieder anfangen. Da haben sie ihm denn seine ganze Denkkraft aus dem Kopfe herausgetrommelt, daß er nichts weiter denken kann als: Dibudel, dibidel, dibudel, dibidel. Dies aber ist himmelschreiend!“

„Ha!“ sagte der König und stand auf, denn er war sehr zornig. Die Denker waren nämlich der größte Stolz des Landes, weil sie in keinem anderen Weltteil zu solcher Vollkommenheit gediehen, und man konnte es dem König nicht übel nehmen, wenn er über die Beschädigung seiner besten Landesprodukte ergrimmte.

„Ha!“ sagte der König, „ist es so weit gekommen? Das soll anders werden! Bei meinem Bart, ich will ein furchtbares Exempel statuieren!“

Am folgenden Tage zog der Landesausrufer mit einem Trommler und einem Trompeter durch das ganze Königreich und verkündete, daß jegliches Klavierspiel bei Todesstrafe verboten sei. Die feinhörigsten Polizeisoldaten im Lande wurden mit Hörrohren ausgerüstet und mußten Tag und Nacht im Lande umherhorchen, ob auch nicht gegen das Gesetz gesündigt wurde. Aber dazu waren die Unterthanen viel zu wohl erzogen. Die Betroffenen seufzten zwar ein wenig, doch dann sagten sie: „Es muß sein!" und suchten ihre Klaviere so gut als möglich anderweit zu verwenden. Die einen nahmen das ganze musikalische Eingeweide heraus, legten Betten hinein und schliefen darin. Ein anderer fütterte es mit Blech aus und hielt Fische in dem Kasten. Viele Hausfrauen legten die Wäsche hinein, andere kochten Kaffee damit. Einer, der in der Stadt wohnte und doch das Bedürfnis eines Gartens hatte, füllte das Innere mit Erde und zog Blumenkohl und Schoten darin. Und so war das Klavierspiel in kurzer Zeit aus dem Lande vertilgt. Die guten Folgen zeigten sich sehr bald. Die Lerchen und Nachtigallen wanderten allmählich wieder ein, die Astronomen entdeckten fünf neue Planeten und einen Kometen, und alle die anderen Gelehrten kamen wieder in ihr altes Geleise. Selbst dem schwer geschädigten Denker überwuchs allmählich der Fußsteig, den das „Dibudel, dibidel" in sein Gehirn getreten hatte, mit Gras, und er dachte fast ebenso gut wie zuvor. Der König aber saß manchen Tag morgens von zehn bis zwölf

schmunzelnd in seinem Regiersaal, rauchte seine lange Pfeife und spielte mit seinem Zepter, bis die Zeit um war, denn die Regierungsgeschäfte waren wieder, wie er es gern hatte, sie waren gar nicht vorhanden.

✳

II.

Um die Zeit, da das Verbot gegen das Klavierspiel erlassen wurde, war dem König eine wunderschöne kleine Tochter geboren worden. Als diese zwei Monate alt und nach dem Urteil aller Leute bereits so verständig war, wie gewöhnliche kleine Kinder von zwei Jahren, da bemerkte die Königin oft, daß das kleine Kind mit den Fingerlein auf dem seidenen Wiegenkissen allerlei Bewegungen machte, die gerade so aussahen, wie die Fingerübungen eines Klavierspielenden. Sie geriet darüber in großen Schrecken und sagte es dem König, der sofort den Befehl an seine Hofleute ausgehen ließ, daß niemand jemals zu der Prinzessin von einem Klavier reden dürfe. Dies wurde auch genau und gewissenhaft befolgt, und die Prinzessin wuchs auf in Holdseligkeit und Schönheit, ohne daß jemals die geringste Kunde von einem solchen Musikinstrument zu ihr drang. Eines Tages, da sie achtzehn Jahre alt war, ließ sie sich ihr weißes Einhorn satteln und begab sich, wie sie es gern that, in den großen Wald. Sie ritt in den Wald hinein, und geriet bald auf einen Weg, den sie sonst noch nie bemerkt hatte. Es war ganz still und einsam

rings umher, nur über die Wipfel der Bäume hin ging ein leises Klingen wie ferne Musik, bald anschwellend, bald ersterbend schwebte es dahin. Der Wald war ganz dicht und verworren, und seltsame Schlingpflanzen waren an den Bäumen hinaufgeklettert und hingen mit leuchtenden Blüten hernieder. Zuweilen flogen prächtig glänzende Vögel über den Weg oder saßen auf den Ranken der Schlingpflanzen, wendeten den Kopf und sahen sie mit klugen Augen an. Die Musik tönte immer schwellender und voller und schien die Wipfel der Bäume leise zu bewegen, wie sie durch diese dahinströmte. Dann mündete der Weg auf einen freien Platz, der, eingeschlossen von hohen Bäumen, wie ein grüner Saal dalag und ganz erfüllt war von den herrlichen Klängen. Die Prinzessin ritt über die Grasfläche dahin, denn gegenüber am Rande des Waldes sah sie ein kleines Häuschen liegen, aus dem die Musik wie ein Strom hervorbrach. Das Häuschen war ganz mit rotblühenden Schlingpflanzen bewachsen, nur die Thür und die Fenster, die geöffnet waren, schauten dunkel hervor. Die Prinzessin ließ ihr weißes Einhorn vor der Thür stehen und trat hinein. Sie kam in ein kleines Zimmer, in dem nichts weiter stand, als ein Klavier, und davor saß eine schöne Frau und spielte so wunderherrlich, daß der kleinen Prinzessin gleich die Thränen in die Augen kamen. Sie setzte sich ganz stille auf einen Stuhl und hörte zu. Und als die Accorde immer schwellender klangen und vorüberrollten, und die Melodie mit leiser Sehnsucht dahinging, da wuchsen und dehnten

sich die Wände des kleinen Zimmers, es stieg auf wie ein Tempel, von schlanken Palmensäulen getragen, mit Nebelwänden wallend in bläulichem Duft, und zwischen den Kronen der Palmen schwebten in rosigem Gewölk schimmernde Engel in weißen Gewändern.

Mit einem Male war wieder das kleine einfache Zimmer da. Die Fee, denn eine solche war es doch gewiß, hatte aufgehört zu spielen und sah sich freundlich nach der Prinzessin um: „Es ist gut, daß du da bist, Prinzessin," sagte sie, „ich habe schon lange auf dich gewartet." — „Was ist das, was du thust," sagte die Prinzessin, „o lehre mich das auch, es ist so herrlich."

„Ich bin Frau Musika," sagte sie, „und will dich alles lehren, was ich vermag. Denn in deines Vaters Lande hat man wegen des Ueblen das Ueblere gethan und meine Kunst ganz verbannt und ausgerottet; du aber bist ausersehen, das Rechte wieder herzustellen. Ich gebe dir zwei Zauberbücher, die enthalten alles. Das erste mußt du ganz durchspielen, es ist minder schön, aber ohne das kannst du das zweite nicht verstehen.

„In dem zweiten steht nur ein Stück, es ist aber das Herrlichste, das je auf Erden gewesen ist. Ich brauche die Bücher nicht mehr, denn ich kann sie auswendig. Dann nimm diese Walnuß und bewahre sie wohl, sie enthält das Notwendige." Damit fing die Frau wieder an zu spielen, und nun klang es so leise und süß wie ein Wiegenlied. Die Prinzessin machte die Augen zu und schlief ein.

Als sie wieder erwachte, saß sie in ihrem nied-

lichen Zimmerchen auf dem Sofa, und vor ihr auf dem Tische lagen die beiden Bücher und die Walnuß. Sie holte sich sofort den Nußknacker und knackte sie auf. „Kling," sagte es, als die Nuß aufging, es klang wie das Schwirren einer Saite. Ein ganz wunderniedliches, kleines Klavier war darin. Die Prinzessin setzte es auf den Tisch und dachte, das könne ihr auch nicht viel nützen, denn mit dem kleinen Finger konnte sie alle Tasten auf einmal bedecken. Aber mit einemmale fing es so an zu wachsen, daß sie es gar nicht schnell genug auf die Erde setzen konnte, sonst wäre es ihr vom Tische heruntergewachsen. Als es ausgewachsen hatte, war es ein ganz natürliches, lebensgroßes Klavier. Die Prinzessin schlug gleich das erste Buch auf und fing an zu spielen.

Zu derselben Zeit ging der König gerade über den Gang, denn er wollte auf dem Boden nachsehen, was seine Tauben machten. Mit einemmale hörte er die Töne des Klaviers erklingen. „Was," sagte er, „in meinem eigenen Hause? — es ist unerhört." Dann horchte er und sagte: „Es ist im Zimmer meiner Tochter; dies muß untersucht werden."

„Prinzessin," sagte er, als er hineintrat, „um des Himmels willen, was machst du da?" — „Ich spiele Klavier, Papa," sagte die Prinzessin, „es ist das Schönste was es gibt." — „O Gott," sagte der König und sank auf einen Stuhl. Ihm wurde ganz schwindlig, denn er wußte, die Prinzessin hatte ihren eigenen Willen. Dann erzählte er der Prinzessin alles. „Ja, lieber Papa," sagte diese, „Klavierspielen muß ich

nun einmal, warum gibst du solche Gesetze, und wenn du sie gibst, kannst du sie auch wieder aufheben."

„Ich kann mich doch nicht vor allen meinen Unterthanen und vor der ganzen Umgegend blamieren!" sagte der König, „sie haben mich so wie so schon oft genug ausgelacht!"

Aber es half nichts, die kleine Prinzessin mußte ihren Willen haben. Der König verfiel endlich auf einen Ausweg. Das Klavier wurde auf einen Wagen gesetzt und alles so eingerichtet, daß es ganz harmlos und unverdächtig aussah. Nun fuhr die Prinzessin alle Tage in den Wald mit ihren weißen Einhörnern, die ohne Kutscher auf den Ruf gehorchten. Wenn sie dann recht in der Einsamkeit angelangt war, schlug sie das Lederwerk zurück, das das Klavier einhüllte, und fing an zu spielen. Rings um den ganzen Wald aber waren große Tafeln errichtet, auf denen zu lesen stand, daß es jedermann aufs strengste verboten sei, diesen Wald zu betreten. Es war sehr wunderbar, wenn die weißen Einhörner so verständig in den weichen Sandwegen den Wagen einherzogen, und die Prinzessin dazu eifrig Klavier spielte, daß es durch den Wald schallte.

Eines Tages kam sie mit dem ersten Buch zu Ende. Am folgenden Morgen zog sie ihr neues Kleid an, das sie zum letzten Weihnachten bekommen hatte, setzte ihre kleine Sonntagskrone mit den Diamanten auf und fuhr mit dem zweiten Buch in den Wald.

Auf dem schönsten freien Platze, der im Walde zu finden war, ließ sie die Einhörner halten. Sie schlug das Buch auf und fing an zu spielen.

Wie klang das herrlich durch den Wald, es stieg von dem Klavier auf wie ein Springbrunnen von Wohllaut und breitete sich aus ringsum. Bei den ersten Tönen standen alle Blätter im Walde still und lauschten, und alle Blumen, die in der Knospe waren, fingen an zu blühen. Dann schwoll es immer schöner an, und die Schmetterlinge hörten auf zu flattern und die Käfer auf zu kriechen. Aber als die Prinzessin weiterspielte, verstummten alle Vögel, kamen leise geflogen, setzten sich auf die Bäume, die um den freien Platz standen, und hörten zu.

Dann hörten die Rehe und Hirsche auf zu äsen und die Hasen auf, Purzelbäume zu machen, und kamen herbeigelaufen und horchten. Immer herrlicher und voller erklang es, die Töne brausten durch die Wipfel und schwammen hinaus ins freie Land, und wer es hörte, der ließ alles stehen und liegen und folgte ihnen nach. Sie drangen hinauf zu den Türmen der Astronomen und schwebten in die dumpfigen Studierzimmer der anderen. Die Astronomen hörten auf zu rechnen, wenn auch eben gerade das Fazit kommen wollte, die anderen legten die Feder oder das Buch fort und gingen sofort dem holden Klange nach. Selbst der große Denker hörte mitten im Satze auf zu denken und wanderte, wie er ging und stand, dem Walde zu.

Der König war gerade dabei, sich zu rasieren, er stand in seinem Brokatschlafrock mit seiner Hauskrone auf dem Kopfe vor dem Spiegel und hatte gerade die eine Hälfte seines Bartes abgeschabt, als mit einemmale das herrliche Klingen durch das

offene Fenster hereingeschwebt kam. Er legte sofort das Messer aus der Hand, wischte sich den Seifenschaum aus dem Gesicht, ergriff sein Spazierzepter und wanderte dem Walde zu. Unterwegs stieß er auf große Scharen seiner Unterthanen, die alle den gleichen Weg zogen. Sie sprachen nicht miteinander, sondern zeigten nur zuweilen vor sich auf den Wald, woher die herrlichen Klänge kamen, und schritten wacker fürbaß.

Unterdessen saß die Prinzessin an ihrem Klavier und spielte und wußte selber kaum, wie ihr geschah. Unter ihren Händen quoll es hervor in immer neuen Strömen von Wohllaut, und es war ihr, als würde sie emporgetragen und schwebe in einem goldenen Schimmer weit über der Welt und ihrer Niedrigkeit.

Als nun das Stück zu Ende war, da stand das ganze Königreich versammelt um sie herum, und alle hatten Thränen in den Augen. Der alte König aber trat hervor, umarmte seine Tochter und sagte gar nichts, denn er war sehr gerührt. Dann spannten die Leute die weißen Einhörner aus und sich selber an den Wagen und brachten die Prinzessin im Triumph in die Stadt.

Am anderen Tage aber setzte der König sich an seinen Schreibtisch und verfaßte ein weises Gesetz, in dem das Klavierspiel wieder gestattet, durch viele verständige Paragraphen aber so eingeschränkt wurde, daß es nimmermehr so entsetzliche Wirkungen wieder hervorbringen konnte, als von ihm schon dagewesen waren. Und somit ist die Geschichte vom Zauberklavier zu Ende.

Höchst merkwürdiges Abenteuer eines Luftschiffers.

⁂

Ich bin in ausgesprochenem Grade das, was man ein „Gewohnheitstier“ nennt. So vergeht wohl kein Abend, daß ich nicht zwischen sechs und ein halb acht Uhr in einer Weinhandlung der Potsdamer Straße sitze, Zeitungen zu lesen und meinen Schoppen Moselwein zu trinken. Um diese Zeit ist die beliebte Weinstube nicht stark besucht, man trifft dort dann nur wenige Leute von ähnlichen einsiedlerischen Neigungen oder eine bis zwei kleine Gruppen älterer Männer, die immer an denselben Tischen die Zeitläufte mit vieler Weisheit erörtern. Da sich dieser Besuch aber auf drei Zimmer und eine geräumige Veranda verteilt, so sitze ich, besonders in der warmen Jahreszeit, oft in dem von mir erwählten Raume mit meinen Zeitungen oder allerlei spintisierlichen Gedanken allein. Dies war wieder einmal längere Zeit der Fall gewesen, als sich ein Mann dorthin gewöhnte, der etwa in der Mitte der fünfziger Jahre stand und allabendlich auf demselben Platze seinen Schoppen Leoville trank, ein wenig in den Zeitungen blätterte, und wenn er damit fertig war, eine Zigarre rauchend behaglich vor sich

hin sah und langsam seinen Wein ausschlürfte. Nach einer Stunde bezahlte er und ging. Ein starkes Mitteilungsbedürfnis schien er ebenso wie ich nicht zu besitzen, denn niemals redete er mich oder jemand anders an, und außerdem, daß wir uns seit einigen Wochen stummer Bekanntschaft beim Gehen oder Kommen begrüßten, hatten wir keinen Verkehr miteinander.

Ich interessierte mich für diesen Mann seines Aussehens halber. Für sein Alter waren seine Bewegungen noch sehr jugendlich; es hatte den Anschein, als habe er die Kraft und Gewandtheit seines wohlgebauten Körpers durch unausgesetzte körperliche Uebung immer frisch erhalten. Er trug noch sein volles Haar, ohne eine Spur von Grau, seine Gesichtszüge waren markig, über einem schönen, blonden Schnurrbart stand eine etwas gebogene Nase, und seine grauen Augen hatten jenen festen, ruhigen Adlerblick, der nicht in Studierstuben gewonnen wird, sondern Leuten eigen ist, die sich im Freien mit allerlei Gefahren vertraut gemacht haben.

Der Mann mußte vieles erlebt haben, das sah man ihm an, und wenn meine Aufmerksamkeit sonst nicht abgezogen wurde, ertappte ich mich öfter darüber, daß ich nachgrübelte, welch ein Beruf ihm wohl eigen sein, und welche Schicksale er wohl erlebt haben möchte.

Da geschah es eines Tages, am Ende des Junis, daß ausnahmsweise der Tisch, an den ich mich gewöhnt hatte, besetzt war von einer etwas lärmenden

Gesellschaft junger Leute, die irgend ein für sie erfreuliches Ereignis eifrig mit Wein begossen. Der einzige Platz, der außerdem gutes Licht zum Lesen darbot, fand sich an dem Tisch des Unbekannten, und ich setzte mich nach gewohntem Gruße dorthin mit jenem stillen Groll, der einem von seinem gewohnten Orte vertriebenen Stammgast eigen ist. Der Unbekannte schien auch eben erst gekommen zu sein, denn er war mit dem Studium der Weinkarte beschäftigt, ausnahmsweise, wie ich hinzufügen muß, denn sonst brachte ihm der Kellner ungeheißen den gewohnten Schoppen. Nach einer Weile bestellte er eine Flasche Rauenthaler Auslese von, ich weiß nicht mehr welchem, berühmten Jahrgange. „Ei, da geht's ja heute hoch her," dachte ich. Der Wein wurde gebracht, er drehte die Flasche eine Weile sorgfältig im Eiskübel herum, schenkte ein, hob das Glas gegen das Licht, nahm ein Schlückchen und ließ es, indem er Luft durch die gerundeten Lippen einzog, prüfend über die Zunge gleiten, trank noch einmal, nickte befriedigt und setzte das Glas vor sich hin. Ein gewisses Etwas in dem Benehmen des Mannes sagte mir, daß er sich heute in einer mitteilsamen Stimmung befände, und nachdem er sein Glas wohlgefällig geleert und wieder gefüllt hatte, redete ich ihn an.

„Ein köstlicher Tropfen!" sagte ich.

Er brummte mir Beifall, hielt auch dieses Glas gegen das Licht, erfreute sich eine Weile an dem goldklaren Schein seines Inhaltes und trank. Dann sagte er: „Ich versteige mich sonst nicht leicht so hoch,

aber heut ist für mich ein kleiner Erinnerungstag. Heute vor zwanzig Jahren trank ich solchen Wein viertausend Meter über Berlin und erlebte dort ein sehr merkwürdiges Abenteuer."

Ich muß ihn wohl etwas verblüfft angesehen haben, denn er lächelte und fügte erläuternd hinzu: „Ich war nämlich früher Luftschiffer, mein Herr."

„Ach so," sagte ich etwas erleichtert, denn ich hatte schon geglaubt, es rapple ein wenig bei dem Fremden. Dieser fuhr fort: „Nach dem großen Kriege mit Frankreich kam bekanntlich die Luftschiffahrt sehr in Mode, und da ich durch einen Freund, mit dem ich oft aufgestiegen war, einige Vorkenntnisse in dem Fach hatte, so gab ich meinen Beruf als Turn- und Fechtlehrer einstweilen auf, baute mir den Riesenballon ‚Zaunkönig' und habe dann das Geschäft fünfzehn Jahre lang betrieben."

„Warum Zaunkönig?" fragte ich. „Ein komischer Name für einen Riesenballon."

„Nun, kennen Sie nicht das Märchen vom König der Vögel? Da flog doch der Zaunkönig bei dem großen Wettfliegen am höchsten, weil er sich in den Federn des Adlers versteckt hatte und erst anfing zu fliegen, als dieser nicht mehr weiter konnte. Sie waren übrigens wohl in jener Zeit nicht in Berlin? Ich bin damals mit meinem Ballon ‚Zaunkönig' von der Hasenheide aus wohl fünfzigmal aufgestiegen."

„Ich befand mich damals in Berlin," erwiderte ich, „doch ist mir dies entgangen. Uebrigens wie war es mit dem Abenteuer?"

Ein merkwürdig feines und seltsames Lächeln kräuselte sich um den Mund des Fremden. „Disse Geschicht' is lögenhaft tau vertellen," sagte er, „wie es von dem Wettlauf zwischen dem ‚Swinegel' und dem Hasen heißt, und ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben. Können Sie viel vertragen in dieser Hinsicht?"

„Das Stärkste," erwiderte ich. „Ich arbeite selbst in dem Fach."

„Nun gut, daraufhin will ich es wagen. Also heute vor zwanzig Jahren war ein ganz ungewöhnlich stiller, sonniger Junitag, an dem sich kein Lüftchen rührte. Mein Freund, der alte Weinhändler Bötefür, meinte scherzweise, ich würde wohl heute auf denselben Fleck wieder herunterkommen, von dem ich aufgestiegen wäre. Er wußte aber ebenso gut wie ich, daß, wenn unten auch vollkommene Windstille herrscht, in der oberen Luft doch immer eine gewisse Strömung geht. Ich hatte beschlossen, den günstigen Tag zu benützen, um einmal ganz besonders hoch aufzusteigen, und dies wurde dem zahlreich versammelten Publikum angekündigt, während Bötefür diese meine Absicht schon um Mittag von mir erfahren hatte. Der alte Herr nahm ein ganz besonderes Interesse an mir und meinen Fahrten und fehlte nie, wenn ich aufstieg. Heute kam er kurz vor der Abfahrt und brachte mir eine wohleingewickelte Flasche Wein. ‚Rauenthaler Auslese', sagte er, ‚ich habe nur die eine Flasche noch von diesem köstlichen Jahrgang. Wenn Sie den höchsten Punkt erreicht haben, da trinken

Sie ein Glas davon auf mein Wohl. Ich denke mir, das wird von ganz besonderer Wirkung sein, und ich kann dann sagen, mein Wohl ist schon in so und so viel tausend Meter Höhe über dem Meeresspiegel getrunken worden!‘

„Ich lachte über den alten Kauz und legte die Flasche in die Gondel. Als ich aufstieg, rief er mir noch nach:

„‚Nun, heute werden Sie wohl die Engel im Himmel zu sehen kriegen! Grüßen Sie Petrus von mir!‘

„Der Aufstieg ging bei dem stillen Wetter glatt und ruhig von statten.

„Als der Auftrieb nachließ, löste ich langsam nacheinander die Schnüre der Sandsäcke, und während ihr Inhalt in taktmäßigen Pausen wie ein weißer Strahl in die Tiefe fuhr, stieg ich zu immer reineren Höhen auf. Das Geräusch der Welt war längst verstummt, unter mir lag Berlin, von seinem eigenen Dunste leicht verschleiert, wie ein riesiges Spinnennetz, und die Eisenbahnzüge krochen wie kleine Raupen hinein und heraus. In der Tiefe kreiste ein Falke und warf mir zuweilen einen schnellen Flügelblitz zu. Trotzdem auch er im Steigen begriffen war, ward er doch bald zum Punkt und entschwand meinen Augen. So war ich eine ganze Weile gestiegen, als ich bemerkte, daß mein Ballast zu Ende ging. Eine Anzahl von Sandsäcken mußte ich mir für allerlei Möglichkeiten bei der Niederfahrt aufbewahren, auch hatte sich der zuerst noch schlaffe Ballon in der leich-

teren Luft ausgedehnt und war stramm gefüllt. Ich hatte die größte unter diesen Umständen mögliche Höhe erreicht. Mein Barometer zeigte gegen 4000 Meter an. Der Montblanc ist nur 800 Meter höher. Es war empfindlich kalt, mich fror ein wenig, und ein bißchen Schläfrigkeit kam über mich. Da fiel mir die mitgenommene Flasche in die Augen. Sie enthielt rheinischen Sonnenschein aus einem der heißesten Jahre dieses Jahrhunderts und konnte mir willkommene Erwärmung bringen. Ich wickelte die Flasche aus und fand, daß der vorsorgliche Weinhändler ein Trinkglas über den Hals gestülpt hatte. Dann öffnete ich sie. Nie in meinem Leben habe ich so etwas von Blume an einem Weine gespürt; ein so edles Getränk war noch nie über meine Lippen gekommen. Von Dankbarkeit gegen den Geber erfüllt, hob ich das Glas empor und rief: „Herr Johannes Bötefür ist ein edler Mann, er lebe hoch! viertausend Meter hoch! Hurra!“

„Dann trank ich behaglich ein Glas nach dem andern. Ich führte bei meinen Luftfahrten sonst nie alkoholische Getränke mit, daher war mir diese Kneiperei mitten in dem unendlichen Luftozean, wo ich als einsamer Punkt schwamm, ganz etwas Neues. Ich geriet in eine seltsam träumerische Stimmung und hatte allerlei Gesichte. So stellte ich mir zum Beispiel plötzlich vor, wie unzählige Menschen in und um Berlin zu mir emporschauten, und sah sie deutlich vor mir, eine blitzschnelle Reihenfolge von Gestalten, hübsche Mädchengesichter, die unter Blumen-

hüten hervorschauten, und Köpfe alter, schrumpliger Mütterchen, von Spitzenhauben eingerahmt, Sonnenbrüder, die, faul auf Bänke gerekelt, schnapsrote Nasen zu mir emporhoben und die Lippen zu faulen Witzen verzogen, einen einsamen Schäfer im Felde, auf seinen Stock gestützt, einen Feldjäger, der auf der Chaussee ritt, und so noch Unzähliges. Auch Herrn Bötefür sah ich. Er hatte den Kopf so weit in den Nacken gelegt, daß sein breiter weißer Bart horizontal stand; sein gutes, rundes, rötliches Weingesicht leuchtete wie die Sonne, die im Nebel aufgeht. Seine Lippen bildeten Worte; ich hörte sie zwar nicht, verstand dennoch aber ganz deutlich: ‚Grüßen Sie Petrus von mir!'

„Aus solchen und ähnlichen wunderlichen Träumereien wurde ich aufgeschreckt, als ich plötzlich in dieser ungeheuren Einsamkeit des Luftmeeres Stimmengemurmel vernahm und dazwischen ein Jauchzen wie von munter spielenden Kindern. Verwundert sah ich nach den Seiten und endlich hinter mich. Wo war denn mit einemmal das mächtige Wolkengebirge hergekommen? Wie eine Felswand, aufgetürmt aus mächtigen Ballen weißer Watte, stieg es aus der Tiefe empor, und als ich höher blickte, ward meine Verwunderung noch größer, denn oben wurde diese Wand gekrönt durch einen überaus prächtigen Palast von durchscheinendem Alabaster, dessen goldene Zieraten in der Sonne blitzten. Auf den Wolken, die dieses schimmernde Gebäude umschwebten, bald es zum Teil verdeckten, bald mit neuem Glanze wieder hervor-

treten ließen, tummelte sich eine Unzahl von geflügelten Kindern:

,Auf den Wolkenbänken saßen
Ros'ge Engel reihenweise —
Andre lauschten aus den Wolken,
Andre schwebten hin und wider;
Spielten hier mit Wolkenflocken,
Ritten dort auf einem Wölkchen —
Und es war ein stillbewegtes,
Schimmernd rosiges Getümmel.'

„Auf der breiten Freitreppe aber von weißem Marmor, die zu diesem Wunderbau hinführte, standen einige alte, würdige Patriarchen und sahen unter verwunderten Ausrufen und Gesprächen auf meinen Ballon hin. Der ansehnlichste unter diesen trug einen langen, weißen Bart und eine Stirnlocke in der Form einer Flamme: in der Hand hielt er einen großen goldenen Schlüssel. Da wußte ich mit einemmal, woran ich war, öffnete schnell noch einen Sandsack, wodurch der Ballon ein wenig stieg, und warf den Leuten ein Tau zu. Der eine der Patriarchen fing es auf, und nun ward mein Ballon herangezogen. Ich band ihn an einen goldenen Ring, der in das Mauerwerk eingelassen war, und stieg aus.

„,Na, hören Sie mal,' sagte der Mann mit der Stirnlocke, ,auf die Art ist hier noch keiner angekommen.'

„,Habe ich die Ehre,' fragte ich, ,Herrn Himmelspförtner Petrus vor mir zu sehen?'

„,Jawohl, mein Name ist Petrus,' erwiderte er. ,Sie wünschen?'

„‚Ich habe Ihnen einen schönen Gruß zu bestellen von Herrn Bötefür aus Berlin.‘

„‚Danke schön, obgleich ich Herrn Bötefür nicht kenne, hoffe aber sehr, später einmal seine werte Bekanntschaft zu machen. Was hat der Mann für ein Geschäft?‘

„‚Er ist Weinhändler.‘

„Da machte der gute, alte Petrus ein bedenkliches Gesicht und kratzte sich hinter dem Ohr. ‚Da sieht's windig aus mit der späteren Bekanntschaft,‘ sagte er, ‚Weinhändler kommen hier nur sehr selten her. Sie haben immer so kleine Geschäftsgeheimnisse, die ihnen hinderlich sind. Sie logieren meist eine Etage tiefer. Hören Sie 'mal, Riquet, sagte er dann zu dem Alten, der das Tau aufgefangen hatte, ‚Sie sind ja aus Berlin und waren auch Weinhändler; wie steht es mit Bötefür?‘

„‚Es ist'n ordentlicher Mann, Herr Oberpförtner,‘ antwortete dieser.

„‚Na, dann wollen wir das Beste hoffen.‘

„Ich hatte mich unterdessen neugierig umgesehen, und da war mir eine wunderschöne Thür aufgefallen, von Elfenbein mit Gold beschlagen, die in das Innere dieses herrlichen Palastes zu führen schien. Hinter ihr ertönte eine wunderbare Musik, wie von Aeolsharfen in wechselnden Harmonien; bald schwollen die Töne gewaltig an, bald säuselten sie sanft, ‚dem Weste gleich, der über Veilchenbeete weht‘.

„‚Verehrter Herr Oberpförtner, da ich nun einmal hier bin, so erfüllen Sie mir einen sehnlichen

Wunsch. Darf ich einen Blick thun auf das, was hinter jener Thüre ist?'

„Da wurde der alte Herr sehr ernst und runzelte die Stirn.

„,Lieber junger Mann,' sagte er, ‚das ist ein sehr vermessener Wunsch, denn irdische Augen ertragen nicht den vollen Glanz des himmlischen Lichtes; es würde sie vernichten. Schauen Sie her!'

„Damit ging er an die Thür und schob nur die Klappe vom Schlüsselloch zurück. Da fuhr ein blendender Strahl heraus wie eine lange, scharfe Klinge von weißglühendem Eisen, daß ich entsetzt die Hände vor das Gesicht schlug und die Stufen hinabgetaumelt wäre, wenn der alte Riquet mich nicht gehalten hätte.

„Petrus und die Patriarchen lächelten sanft, die kleinen Engel aber erhoben ein lautes Gekicher.

„,Erklären Sie uns lieber Ihr sonderbares Fahrzeug,' sagte Petrus dann, ‚das ist doch wohl ein sogenannter Luftballon?'

„Ich war dazu gern bereit, stieg in die Gondel und erklärte dem alten Herrn alles, die Anwendung der Sandsäcke, die Füllung des Ballons, das Ablaßventil, meine Instrumente und die ganze Bauart des Luftschiffes. Unterdes kletterten die Engel in dem Tauwerk herum und tanzten auf der oberen Rundung; der Ballon wimmelte von ihnen, und sie umschwärmten ihn wie die Fliegen einen Honigtopf. ‚Kinder,' sagte ich, ‚daß mir keiner von euch an der Ventilschnur zieht — dann gibt's 'n Unglück!'

„Der alte Riquet hatte mit kundigem Auge die Weinflasche entdeckt. Er nahm sie und las die Aufschrift. ‚Eine gute Nummer — wenn's wahr ist,‘ meinte er.

„‚Belieben Sie vielleicht zu kosten?‘ sagte ich.

„Er schenkte sich ein und prüfte wie ein alter Kenner. Dann goß er den Rest, der noch in der Flasche war, in das Glas und bot es Petrus dar.

„‚Wie wär's, Herr Oberpförtner, das ist wirklich Nummer Eins.‘

„Petrus machte ein wunderliches Gesicht, er schien nicht recht zu wissen, ob sich es auch für ihn passe. ‚Seit achtzehnhundert Jahren hab' ich keinen Wein mehr probiert,‘ sagte er dann; ‚nun, der Wissenschaft halber möcht' ich's wohl riskieren.‘ Dann sog er wohlgefällig den herrlichen Duft ein und trank mit Gefühl in kleinen Schlückchen das Glas leer. Seine Züge hatten sich verklärt.

„‚In manchen Dingen ist die Welt doch fortgeschritten,‘ sagte er, ‚so etwas kannte man zu meiner Zeit noch nicht.‘

„‚Der Wein ist von Bötefür,‘ sagte ich darauf mit Beflissenheit.

„‚Ich denke,‘ antwortete er, ‚ich habe doch noch Aussicht den Mann kennen zu lernen. Wer solchen Wein in seinem Keller hat, kann kein schlechter Mensch sein.‘

„Während wir nun so miteinander diskurierten, hörte ich plötzlich ein Geschrei, das ich nicht verstand; ich hatte aber das Gefühl, es ginge mich an.

„‚Wer schreit denn hier so?‘ fragte ich.

„‚Hier schreit niemand,‘ sagte Petrus, ‚hier wird überhaupt nie geschrieen.‘

„Diese Antwort kam aber wie aus weiter Ferne, und ich sah niemand mehr: Petrus, die Patriarchen, die Engel, das schöne Schloß und alles war verschwunden. Ich riß die Augen auf und bemerkte ringsum nichts als die leere Luft. Das Geschrei aber dauerte fort. Ich blickte über Bord und sah Wasser unter mir mit Kähnen, auf denen Leute saßen und mir zuschrieen. Der Ballon sank und war nur noch höchstens hundert Meter über dem großen Müggelsee. Wie der Blitz stürzte ich zu und zog die Schnüre an den letzten Sandsäcken. Das half, der Ballon hielt sich eine Zeit lang in gleicher Höhe und segelte dann langsam sinkend, von einem leisen Luftzuge getrieben, dem Ufer zu. Mit knapper Not entging ich dem Wasser und kam auf einer Wiese bei Rahnsdorf, mit Hilfe herzueilender Leute, glücklich ans Land. Noch am selbigen Abend war ich wieder in Berlin und konnte meinem Freunde Bötefür dies höchst merkwürdige Abenteuer erzählen und ihm Glück wünschen dazu, daß er sich für die Zukunft da oben einen so guten Freund erworben habe.“

Der fremde Herr hatte während der Erzählung seinen Wein nicht vergessen und die Flasche war unterdes leer geworden. Die Bezahlung hatte er im Laufe des Gespräches, als gerade der Kellner vorüberkam, ebenfalls abgemacht, und kaum hatte er das letzte Wort hinter sich, als er sich erhob und nach Stock

und Hut griff. „Ja, es passieren die wunderlichsten Geschichten,“ sagte er, „man sollt' es kaum für möglich halten. Ich habe die Ehre, mein Herr.“

Und fort war er.

Ich sah ihm etwas verblüfft und nicht ganz befriedigt nach. Ueber einige dunkle Punkte in dieser Geschichte hätte ich ihn gern um Aufklärung gebeten. Ich vertröstete mich auf den nächsten Tag, allein er kam nicht, während er sich doch sonst so regelmäßig einfand. Er ist seitdem überhaupt nie wieder in diese Weinstube gekommen und die dunklen Punkte werden für mich wohl ewig dunkel bleiben. Vielleicht geht er jetzt wieder zu Bötefür. Längst schon hätte ich ihn dort aufgesucht, aber im Adreßbuch ist ein Weinhändler dieses Namens nicht zu finden. Er wird am Ende schon bei Petrus sein.

Die Seeschlange.

*

In jenen Tagen, da der reisende Berliner anfängt, in ganz Deutschland und den umliegenden Ländern epidemisch zu werden, im heißen Sommer, in der sogenannten Zeit der sauren Gurken, da wehe dem, den ein grausames Schicksal verurteilt, in der Reichshauptstadt auszuharren. Ich kann versichern, daß dann für die Eingeborenen der Wert des Lebens desto tiefer gegen den Nullpunkt zu sinken pflegt, je höher das Thermometer gegen den Siedepunkt steigt.

Eines Tages, im Anfang des August, trank ich eben, similia similibus homöopathisch behandelnd, meinen heißen Kaffee und durchblätterte dazu die Zeitungen, die in diesen Tagen im allgemeinen den Eindruck eines ungeheuren Nichts machen, das man auf eine unendliche Menge von Zeilen verteilt hat, als mich plötzlich ein tief schmerzliches Mitleid befiel, denn meine Augen hafteten auf einem Artikel, der also begann: „Wieder einmal die Seeschlange.

Die Hamburger Bark Hummel, Kapitän Mors, soeben mit einer Ladung Kopra aus dem Stillen Ozean zurückgekehrt, war im Frühling dieses Jahres genötigt, wegen Wassermangels die kleine, unbewohnte Südsee-Insel Ninanana anzulaufen. Als sich die Matrosen dort nebenher mit dem Aufsuchen von Schildkröteneiern beschäftigten, fanden sie einen im Sande verscharrten gelblichen Gegenstand, der ganz den Eindruck eines Schildkröten- oder Schlangeneies machte, jedoch von der Größe und Form eines mächtigen Kürbis war. Der Kapitän, den bei diesem Anblick eine seltsame Ahnung befiel, ließ das Ding aufs Schiff und in eine vergitterte Koje bringen. Seine Vermutung täuschte ihn nicht, denn nach acht Tagen kroch aus diesem Ei eine junge Seeschlange aus, die vollständig den vielfachen und bekannten Beschreibungen dieses seltenen Reptils entsprach. Das Tier zeigte einen guten Appetit und verzehrte gleich am ersten Tage einundzwanzig Pfund Salzfleisch, siebzehn Schiffszwiebacke und die Seestiefel des Bootsmanns. Außerdem biß es dem Schiffshunde ein Hinterbein ab. Leider gelang es der jungen Bestie, schon in der nächsten Nacht in ihr heimatliches Element zu entkommen — ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft."

Ich senkte mein Haupt und schwieg vernichtet. Kaum besaß ich so viel Kraft, meinen Kaffee zu bezahlen und langsam auf die glühende Straße hinauszuschwanken. Ich schlich zwecklos dahin, alles war

mir gleichgültig. ‚Die Seeschlange,‘ murmelte ich, ‚das ist das Letzte, der letzte Angstseufzer des von Stofflosigkeit und Staubfülle fast zum Wahnsinn getriebenen Redakteurs. Darauf kann nur noch folgen, daß die Reporter selber Morde begehen, einbrechen und zum Petroleum greifen, nur um Stoff zu Artikeln zu haben.

Unter solchen Gedanken war ich in den Tiergarten gelangt. ‚Es ist mir alles gleich,‘ brummte ich und schlenderte weiter, und so demoralisierend hatte diese Nachricht bereits auf mich gewirkt, daß ich mich dabei ertappte, schöne, besonders hervorragende Baumäste mit einer Art von grausamem Behagen in Bezug auf ihre Brauchbarkeit zum Aufhängen prüfend zu betrachten. Endlich sank ich auf eine Bank und stierte auf die eintönige Wasserfläche. Ein alter Mann ging vorüber und sah sich bedenklich nach mir um; ich achtete nicht darauf. Dann ward es rings ganz einsam, nur ferne von der Tiergartenstraße tönte das dumpfe Rollen der Wagen. Mir ward schläfrig zu Mut, es summte und brummte in meinem Kopf und ich lehnte mich eine Weile zurück, bis ich plötzlich von einem Geräusch auf dem Wasser wieder munter ward. Ich hörte ein Schnattern und Rauschen, und mit einemmal schoß um eine Buschecke ein Kahn, umgeben von einer Menge von Enten, — sonst war niemand darin zu sehen. Als er näher kam, bemerkte ich, daß sie mit feinen Fäden davorgespannt waren. Der Kahn hielt vor mir am Ufer und sämtliche Enten erhoben ein ge=

wastiges Geschnatter, das wie eine Aufforderung zum Einsteigen klang. Ich, ohne eigentlich zu wissen, was ich that, setzte mich in das Gefährt, und mit großer Schnelligkeit fuhren die Enten mit mir von dannen.

In kurzer Zeit lag der Tiergarten hinter mir, es ging durch ein endloses Gewirr von Gräben und Kanälen, Gegend auf Gegend flog pfeilschnell an mir vorüber, bis endlich der Kahn in einem einsamen Teich anlangte, der rings von langsam ansteigenden Bergwänden umgeben dalag. Hier ruderten die Enten ans Ufer und ich stieg aus. Ich ging am Rande des Teiches entlang und bemerkte, indem ich mich umschaute, daß die ganzen Berghänge mit üppigen Gurkenpflanzungen bedeckt waren. Auf dem Teiche schwammen unzählige Enten und zwar von allen Formen und Farben, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Endlich bemerkte ich eine alte Frau, die gebückt zwischen den Gurken stand und mit einem großen Messer hantierte.

„Guten Tag, gute Frau,“ sagte ich, „was ist das hier für eine Anlage?“

Sie richtete sich auf und schaute mich durch ein Paar große Brillengläser an.

„Ich bin die Entenmutter,“ sagte sie, „und dies hier ist der internationale Ententeich — ich liefere für alle Zeitungen der ganzen Welt.“

„So,“ sagte ich, „wie gehen denn die Geschäfte?“

„Ei, danke," antwortete sie, „meine beste Zeit ist jetzt."

Plötzlich ertönte eine Glocke. „Hören Sie wohl," sagte sie, „schon wieder der Telegraph, so geht's jetzt den ganzen Tag!"

Damit eilte sie zu einem kleinen Häuschen und sagte zurückkehrend:

„Eine recht fette Kursente wird verlangt für die Berliner Börse." Dann pfiff sie über den See hinaus und eine Anzahl von weißen, mit zahlenartigen Flecken gezeichneten Enten kam ans Land geschwommen. Sie suchte die fetteste aus, die auf den Flügeln die Zahl 235½ trug, flüsterte ihr etwas zu und warf sie dann in die Luft. Schnurgerade in sausendem Fluge schoß sie davon. Dann holte die Alte einen Sack und warf lockend Futter ins Wasser. Von allen Seiten kamen jetzt quakend die Enten herzugeflattert, das Wasser mit den Flügeln schlagend, und nun zeigte sie mir ihre Lieblinge.

„Seht die feuerroten dort, von denen nur einige Paare vorhanden sind, die sind jetzt sehr selten geworden, denn die Franzosen haben im letzten Kriege unzählige Mengen verbraucht, es ist die Gambetta- oder Siegesente. Die ganz weißen Kapitulationsenten dort rechts dagegen fanden in Deutschland starken Absatz. Die sammetschwarzen im Hintergrund sind die Trauer- oder Todesenten und finden für manche Personen zwei- bis dreimal Anwendung, wenn das Glück gut ist."

„Was ist das für eine Art," fragte ich, „die buntscheckige, von der eine so große Menge vorhanden ist, daß die anderen fast darin verschwinden?"

„Damit ist jetzt ein schönes Geschäft," schmunzelte sie, „das ist die Sauregurken- oder Dauerente, sie wird gebraucht für kleine Unglücksfälle, Vierlingsgeburten, frühzeitige Maikäfer, verloren gegangene Kinder, die in sieben Provinzen des Landes gleichzeitig gesehen werden, ausgebrochene Krokodile und dergleichen. Aber nun sollen Sie auch mein bestes Stück sehen." Damit führte sie mich zu einem zweiten, weit kleineren Teiche, der zwischen den Gurkenfeldern lag und mit einer steinernen Einfassung versehen war. Ich erschrak, denn ein furchtbarer, riesenhafter Drachenkopf ragte aus dem Wasser hervor, und weiterhin sah ich an verschiedenen Stellen den stachligen Kamm des gewundenen Leibes aus dem Wasser starren. Es war die Seeschlange.

„Komm, mein Goldschlängelchen, mein Liebling!" rief die Alte, und das Scheusal setzte sich in Bewegung; das Wasser haushoch zu Schaum schlagend, kam es ans Ufer. Die Entenmutter kraulte es schmeichelnd, und das Vieh drängte den Kopf wohlbehaglich aufs Land, während es vergnügt mit dem Schwanze plätscherte. „Sehen Sie," rief die Alte, „dies Jahr haben wir sie mit einem Fächerschwanz, die Moden sind immer verschieden!"

Plötzlich klingelte es, die Alte eilte nach ihrem Telegraphenhäuschen, und ich befand mich dem Greuel allein gegenüber. Das Ungeheuer sah mich eine

Weile tückisch mit den rotfunkelnden Augen an, dann schloß es sie gleichgültig und blieb mit dem Kopf auf dem Lande schlafend liegen.

Plötzlich bemerkte ich neben mir im Sande etwas Blitzendes. Es war ein Messer, das die Alte in der Eile hatte fallen lassen, als sie zum Telegraphenhäuschen eilte. Ein ungeheurer Gedanke machte mich schwindeln. Dort lag vor mir das gehaßte Unding, der Schrecken aller Zeitungsleser, schlafend und wehrlos und war in meine Hand gegeben. Ein sicherer Stoß mit dem Messer in die tödliche Stelle des Nackenwirbels, und befreit ist die Menschheit von dieser Plage und ewiger Ruhm ist mir gewiß. Ich raffte das Messer auf und schlich mich näher. Leise von der Seite kommend, suchte ich mit den Augen den verwundbaren Punkt. Da, wo sich der Kopf an den Nacken setzte, bemerkte ich bei jedem Atemzuge ein Auf- und Niedergehen der Haut. Ich erhob das Messer, zielte so ruhig wie möglich, und mit kraftvollem Stoß bohrte ich den scharfen Stahl bis ans Heft in den Nacken. Ein glühender Blutstrom schoß auf, ein furchtbares Brüllen und ein Brausen des turmhoch von den Schlägen des Scheusals aufspritzenden Wassers ertönte, ich wollte entfliehen, allein der furchtbare Hauch, der aus dem Rachen des Ungeheuers ausströmte, betäubte mich, ich hörte nur noch die schrille Stimme der Alten: „Unglücklicher, was thust du, die Seeschlange ist ja unsterblich!“ Dann traf mich ein furchtbarer Schlag und ich verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in den Händen von mitleidigen Leuten, die mich neben der Bank des Tiergartens liegend gefunden hatten, mich in eine Droschke packten und nach Hause beförderten, wo dieses Abenteuer in einem dreitägigen Fieberanfall seinen Abschluß fand.

Eine Storchgeschichte.

*

In der Vorstadt standen an der Hauptstraße viele Pappeln. Eine davon hatte vor langen Jahren ihre Spitze verloren, und ein Storchpaar hatte sich darauf angesiedelt.

Wenn es in einer Stadt viele Storchnester, aber nur einen geheimen Rat giebt, so ist dieser eine sehr gewichtige Persönlichkeit, in einer sehr großen Stadt aber, wo es ganz erbärmlich viele geheime Räte, aber nur ein Storchnest giebt, da ist dieses viel wichtiger und merkwürdiger als hundert geheime Räte der feinsten Sorte. Das hatten die Bewohner der Vorstadt denn auch wohl erkannt und waren stolz darauf. Wenn es im Frühling plötzlich wie ein Lauffeuer durch die Straßen ging, „die Störche sind da“, dann sagten sie „unsere Störche sind da“, und der wohlsituierte Bürger ließ sich am Abend in seinem Lieblingsgasthause das Tageblatt geben, um es schwarz auf weiß zu lesen. Dann kamen an Sonntagen die Familienväter und Familienmütter mit Nachkömmlingen jeglichen Formates und dem gebräuchlichen Kinderwagen, die hinaus in das Grün wollten. Sie hatten heute diesen Weg gewählt, um „die Störche“

zu sehen. Und den ganzen Tag ward es nicht still von den Bittgesängen der Jugend, in denen diese geheimnisvollen Vögel in dringender Weise um baldige Vermehrung der Familie angegangen wurden.

Die Störche machten sich nicht viel aus ihrer Berühmtheit. Sie waren es wie alle Hochgestellten von Anfang an gewohnt, daß die Augen voll Bewunderung auf sie gerichtet waren, und fanden es ganz natürlich und in Ordnung. Sie waren sich ganz genau bewußt, daß sie unter einer Million Menschen die einzigen Störche waren, und wenn an einem schönen Frühlingsnachmittage die Menschen unten in ganzen Scharen vorbeizogen und alle zu dem Storchneste aufschauten, sagte Storchvater, der würdevoll auf einem Beine am Nestrande stand, höchstens: „Wie sie da wieder krabbeln!“ Und Storchmutter sah über den Rand des Nestes, wo sie emsig brütete, hinab und meinte: „Was sie für komische Anstalten haben, sieh mal, wie sie die Nester mit ihren Jungen hinter sich herziehen!“

Und die Storchmutter brütete und brütete, bis sie eines Morgens sagte: „Vater, mir ist so, als wäre es so weit, ich glaube, da pickt was.“ Es pickte wirklich was, und als Mutter ein wenig mit dem Schnabel nachhalf, kam der erste kleine Storch aus dem Ei, und am Abend waren sie alle da, vier reguläre Störche von durchaus zufriedenstellender Beschaffenheit.

Nun flogen Vater und Mutter fleißig auf die Wiese und in den Sumpf und auf den Saatacker,

um die vier hungrigen Schnäbel zu versorgen. „Ich habe einmal einen Menschen mit Glasaugen sagen hören,“ sprach der alte Storch: „Für unsere Kinder ist das Beste gerade gut genug. Ich sehe nicht ein, warum für meine Kinder nicht dasselbe gelten sollte.“ So bekamen die jungen Störche die fettesten Frösche und Mäuse, die in der Umgegend zu haben waren, die leckersten jungen Lerchen und Bachstelzen, die köstlichsten Schlangen und die appetitlichsten Eidechsen von der Welt. Dabei gediehen sie und wuchsen und nahmen zu an Weisheit und Verstand.

Am Abend, ehe man schlafen ging, pflegten die alten Störche ihnen zu erzählen. Am liebsten hörten sie die Geschichte von Afrika und vom Nil; dahin zu kommen freuten sie sich ebenso sehr, wie sich die Menschenkinder auf Weihnachten freuen.

„Es ist sehr schön dort am Nil,“ sagte der alte Storch, „aber vor dem Krokodil muß man sich in acht nehmen. Es liegt im Schlamm und sieht aus wie ein alter Baumstamm, und wenn man dort einhergeht und behaglich sein Mittagbrot verzehrt, da sperrt es mit einemmal seinen roten Rachen auf und schnappt einen weg, ehe man sich nur besinnen kann.“

„Hu, wie schrecklich!“ sagten die jungen Störche, „erzähle uns doch noch mehr vom Krokodil, wie sieht es denn aus?“

„Ihr kennt doch die Eidechsen, die ich euch manchmal mitbringe?“ fragte der alte Storch.

„Ja, ja, bringt uns morgen doch wieder welche,

sie krabbeln so angenehm im Magen, wenn man sie gegessen hat."

„Ich will mal sehen," sagte der Storchvater, „ob ich morgen in die Gegend komme. Also das Krokodil sieht aus wie eine Eidechse, nur daß es ungeheuer viel größer und wohl dreimal so lang wie ein Mensch ist. Seht, Kinder, so ist es oft in der Welt, wenn die Tiere kleiner sind als wir, dann essen wir sie, sind sie aber größer als wir, dann essen sie uns. Darum ist es gut, daß man immer bescheiden bleibt."

Storchmutter aber sah ihren Mann an und dann die Kinder, als wollte sie sagen: „Seht, solchen Vater habt ihr!" und die Jungen schauten ihm ehrfurchtsvoll nach, als er auf den nächsten Schornstein flog, um zu Bett zu gehen, und dann steckten sie die Köpfe unter die Flügel und schliefen ebenfalls ein.

Als die Jungen fast erwachsen waren und schon zuweilen auf dem Nestrande standen und die Flügel probierten, waren die Alten eines Morgens beide auf die Wiese geflogen, und die Kinder waren allein zu Hause. Sie hatten in den letzten Tagen unten bei den Menschen ein seltsames Treiben bemerkt und doch immer vergessen, die Alten nach dessen Bedeutung zu fragen. Heute sahen sie wieder voller Verwunderung über den Nestrand, denn eine solche Rührigkeit und ein solches Leben war von ihnen noch niemals zuvor beobachtet worden.

„Sie haben etwas vor da unten," sagte der Aelteste, „das ist gewiß, — was es nur sein kann?"

„Seht mal ihre Jungen," meinte das Nesthäkchen, „sie haben heute viel buntere Federn als gewöhnlich."

„Und sie lassen heute ganz ihre langweiligen Betteleien um kleine Brüder und Schwestern," sagte der zweite, „das hat was zu bedeuten."

Es war auch wirklich merkwürdig, was die Störche da unten erblickten. Menschen mit frohen Gesichtern und im Festanzuge drängten sich in buntem Gewimmel an beiden Seiten der breiten Straße, die Häuser waren bekränzt und verziert, und Guirlanden zogen sich von Haus zu Haus in bunten Bogen.

Mit einemmal ward in dem Hause, das ganz nahe an dem Storchnest stand, ein Geräusch, und plötzlich kam an einer hohen Stange, die aus dem Dache ragte, ein fürchterliches Wesen emporgestiegen, desgleichen die jungen Störche noch niemals gesehen hatten. Schwarz, weiß und rot waren seine Farben, und es wand sich schlangenartig in schrecklichen Windungen, wobei es ein schauriges, knatterndes Rauschen vollführte.

„Welch ein schreckliches Tier," sagte der Aelteste, „seht, wie es auf uns zustrebt; wenn es sich nur nicht losreißt."

„Das ist gewiß das Krokodil," rief das Nesthäkchen, „es schnappt mit seinem roten Rachen nach uns!"

Und die Störche fürchteten sich sehr, duckten sich hinter den Nestrand, daß nur die vier Schnäbel hervorsahen, und starrten unverwandt auf das Ungeheuer,

denn trotz ihrer Furcht konnten sie kein Auge davon verwenden.

Endlich kamen Storchvater und Storchmutter nach Hause.

„Vater," riefen die jungen Störche ihm entgegen, „siehst du das schreckliche Tier? Es ist gewiß das Krokodil?"

„Dafür, daß ihr meine Kinder seid," meinte der Alte, „seid ihr eigentlich noch reichlich dumm. Vor dem Ding braucht ihr euch nicht zu fürchten, das nennen die Menschen eine Fahne. Ihr wißt ja, liebe Kinder, daß die Menschen unvollkommen eingerichtet sind und sich kümmerlich behelfen müssen. Wenn wir Störche recht vergnügt sind, so steigen wir in die Luft und schwimmen in mächtigen Kreisen unter dem Himmel dahin, oder wir bedienen uns unseres herrlichen Schnabels zu jubelndem Geklapper. Die Menschen können nicht fliegen, ja sie können nicht einmal klappern. Wenn nun ihre Freude so groß wird, daß sie in ihren Häusern nicht mehr Platz hat, so lassen sie zum Wahrzeichen etwas Buntes in der Luft fliegen, und wenn sie klappern wollen, so binden sie sich eine runde Höhlung vor den Magen und schlagen sie mit hölzernen Schnäbeln."

„Das haben wir schon gesehen und gehört!" riefen die jungen Störche.

„Seht ihr wohl," sagte der Alte. „Nun möchtet ihr auch wohl gerne wissen, warum heute so viel Freude dort unten herrscht?"

„Ach ja, bitte, erzähle!" riefen die Jungen.

„Es giebt furchtbar viele Menschen, das müssen wir Störche am besten wissen," sagte der Alte, „denn wir haben viel Arbeit davon. In Afrika giebt es sogar ganz schwarze, denen, wie ihr wißt, die schwarzen Störche die Kinder bringen. Die Menschen teilen sich in verschiedene große Herden, die alle einen Obersten haben, gerade wie wir Störche, wenn wir nach Afrika reisen, einen haben, der voranfliegt. Zuweilen geraten nun diese Menschenherden miteinander in Streit, und dann gibt es das, was sie Krieg nennen. Der Krieg ist sehr fürchterlich und es werden viele, viele Leute dabei getötet. Seht, solch einen Krieg haben die Menschen in diesem Lande mit dem Nachbarlande überstanden und sie haben gesiegt und dem Nachbar viele schöne Wiesen und Sümpfe abgenommen. Darum sind sie heute so vergnügt, denn sie feiern heut ein Fest des Sieges, und die Söhne des Landes, die den Sieg gewonnen haben, sollen von ihnen begrüßt werden."

„Vater," sagte das Nesthäkchen, „die Fahne hat ja ebensolche Farben wie wir, schwarz, weiß und rot!"

„Der Bengel hat Beobachtungsgabe," meinte der Alte, indem er seiner Frau zunickte. Dann fuhr er fort: „Du hast recht, mein Sohn. Die Menschen haben eingesehen, daß es ungerecht wäre, unser für all die Mühe, die wir gehabt haben, zu vergessen. Alle die kräftigen Söhne, die ihnen den Sieg gewannen, haben sie uns zu verdanken. Wir sind ab und zu geflogen an den geheimnisvollen See und haben ihnen immer die besten ausgesucht, die vorrätig waren.

Darum haben sie zum Dank unsere Farben gewählt, schwarz, weiß und rot, und nun wollen wir uns wiederum dankbar beweisen, damit diese Farben immer hoch und stolz im Winde fliegen mögen."

„Wenn ich groß bin," rief das Nesthäkchen, „bringe ich nur noch Zwillinge!"

Mit einemmal ging eine Bewegung durch das Volk auf der Straße, Taschentücher wehten, und unter dem Klange der Musik kamen die Krieger vorüber gezogen. Voran auf prächtigen Rossen die Helden und Anführer, hinterher, gebräunt und mit sicherem Siegestritt, die Scharen der Krieger. Die Musik und die Trommeln tönten, die Tücher wehten, die Menschen riefen Hurra, und Glockenläuten und Kanonendonner tönte gewaltig durch die Luft. Da überkam es den alten Storch ganz sonderbar und indem er seines Anteils an diesem Siege gedachte, schwellte ihm Stolz die Brust, er legte den Hals auf den Rücken und klapperte in all den Jubel hinein, so hell und schneidig, daß es durch das ganze Siegesgetön hindurch vernommen wurde.

„Hurra, die Störche!" riefen die Krieger. „Hurra, die Störche!" rief das Volk, und wenn der alte Storch später einmal diese Geschichte erzählte, pflegte er zu sagen: „Es war doch der größte Augenblick meines Lebens!"

Mondschein.

*

Gestern abend, als ich eben eingeschlafen war, wachte ich wieder auf, denn der Mond leuchtete mir gerade ins Gesicht, und das Zimmer war ganz von seinem silbernen Schein erfüllt. Als ich so lag und in behaglicher Trägheit schwankte, ob ich die Vorhänge niederlassen sollte oder nicht, kam ein dröhnender Klang von ferne herüber; es war die Turmuhr auf der Lukaskirche und es schlug zwölf. Kaum war der letzte Schlag verhallt, so erhob sich im Zimmer ein eigentümliches Wispern und Rascheln, und in der Weinflasche, die noch von meinem Abendtrunk her auf dem Tische stand, geschah ein kribbelndes Rumoren, als seien Maikäfer darin eingesperrt. Es dauerte eine Weile und dann kam oben aus dem Halse der Flasche ein blondes Köpfchen zum Vorschein. Es arbeitete sich weiter und weiter, und endlich stand ein kleines, pausbäckiges Figürchen auf dem Flaschenhalse und schaute sich um. Dann kniete es nieder, wisperte ein wenig in die Flasche hinein und schwebte in den Mondschein hinaus. Nun kamen immer mehr und mehr dergleichen kleine Kerle aus der Flasche hervorgearbeitet. Einige glitten an ihr hernieder und

sprangen übermütig auf dem Tische umher, andere hielten sich bei den Händen und tanzten Ringelreihen auf dem Rande des Weinglases.

Unterdes war auf meinem Schreibtisch ein Sprühen und Rauschen entstanden; ich sah aus dem Sandfaß den Sand wie die Garbe eines Springbrunnens aussprühen, und wo er den Tisch berührte, gingen kleine, erdgraue Männlein daraus hervor, die sich mit verdrossenem Quäken umherwälzten, während aus dem Tintenfaß ein behender schwarzer Kobold nach dem anderen hervortauchte. Diese schienen sehr kriegerischer und reizbarer Natur zu sein, denn sie gingen gleich auf einander los mit Schreibfedern, die sie wie Lanzen eingelegt trugen, und überall, wo sie hintraten, ließen sie häßliche schwarze Tintenflecke zurück.

Dann zitterte es wie Windesrauschen durch meine Papiere, und es flatterten und krochen allerlei seltsame Tierchen draus hervor, kleine schwarze Drachen mit Ringelschwänzchen und allerlei häßliches, schwirrendes Insektenvolk mit Stacheln und Saugrüsseln. Mit einemmal schob sich dann eine Schieblade meines Schreibtisches leise auf, ein anmutiges Singen und Klingen und ein sanfter rosiger Schimmer ging von ihr aus, und ein Duft von Rosen und Veilchen erfüllte das Zimmer. Ach, es waren allerlei Rosabriefchen, vertrocknete Blumen, Bänder und Schleifen darin, und ich seufzte unwillkürlich, als ich daran dachte. Der Schein ward stärker, und kleine rosige Engelchen stiegen in ihm empor. Sie hatten Flügel-

chen an den Schultern und trugen Bogen und Köcher mit kleinen Pfeilen.

Das ganze Zimmer war jetzt von luftigen Gestalten erfüllt, und mit einemmal schwirrten sie zu einer dichten Wolke zusammen und kamen unter singendem Gesumme auf mein Bett zu. Unwillkürlich wollte ich mich bewegen, allein wie gebannt lagen meine Arme auf der Bettdecke und ich mußte ruhig erdulden, was nun mit mir geschah. Die Unbeholfenen senkten sich auf meine Bettdecke nieder und kribbelten dort umher, allein es blieben noch genug in der Luft, um eine dichte Wolke zu bilden. Aus dem Geschwirr und Gewirr sonderten sich die kleinen Flaschengeister und tanzten in wildem Wirbel um mein Haupt. Dazu schwangen sie kleine, blitzende Becher, und es klang mir in den Ohren wie lustige Lieder, die ich einst mit fröhlichen Genossen gesungen hatte. Und aus all dem Gesinge und Gesumme tönte es hervor: „Sing und Sang, Kling und Klang — Weingold, Rheingold, Klingelingeling! — Jugendblut, goldne Glut — Blink und blank, Schlägerklang! — Weingold, Rheingold, Klingelingeling! — Sing und Sang, Kling und Klang!" ... und so fort, und immer tönte das feine Klingen der Gläser dazwischen. Unterdessen kam es auf der Bettdecke an meinen Kopf herangekrabbelt und gekrochen, die Flaschengeister verschwanden in der Wolke und die grauen Erdmännlein tanzten mit trägen Sprüngen um mein Gesicht und sangen dazu mit knarrenden Stimmen: „Diff'rential, Integral, Logarithmus, Lo-

garithmus! — Sitzen, Schwitzen, Tag und Nacht! — Armer Tropf — brummt der Kopf! Kubus, Kubus, Kubus, Kubus, Diff'rential, Integral!" ... und es klang immer dazwischen wie das Knirschen von Schreibfedern. Die schwarzen Tintenteufelchen hatten aber über ihnen in der Luft einen Kreis gebildet und wirbelten in anderer Richtung herum und kreischten dazwischen: „Jambus, Jambus, Daktylus! Hinkefuß! — Kurz und lang, Kling und Klang; Herzen, Schmerzen; Liebe, Triebe; Schnickschnack, Schnickschnack, Schnickschnack, Schnickschnack!" ... und dazu machten sie ein so höhnisches Rezensentengekicher, daß es mir in allen Fingern kribbelte, aber ich konnte mich nicht rühren.

Es war gut, daß nun Ablösung kam. Ein liebliches Singen und Klingen und ein Rosenschein ward um mich her; und alle die kleinen Engel mit den zarten Flügeln schwebten herbei, und wie ferner Nachtigallensang und wie Säuseln des Frühlingswindes hallte es, was sie sangen: „Rosen — Rosen — Rosenschein, Mägdelein, Mägdelein, zart und fein! Jung an Jahren, braun von Haaren, Blumenduft und Mondenschein! Mägdelein, Mägdelein, Rosen — Rosen — Rosenschein!" ... Dazwischen aber kreischten die schwarzen Teufelchen wieder: „Schnickschnack, Schnickschnack!" ... und die Sandmänner kamen wieder hervor und knarrten mit ihren verdrossenen Stimmen: „Diff'rential, Integral, Logarithmus, Logarithmus!" ... Und dann mischte und wirbelte sich wieder alles durcheinander und die kleinen Drachen

und das übrige Sorgengevögel schwirrten hervor. Es huschte mit Fledermausflügeln um meinen Kopf, kleine, tückische Augen funkelten mich an, und auf der Bettdecke kam es langsam gekrochen und züngelte mit spitzigen Zungen. Ein höhnisches Schwirren und Kichern ward um mich her, und da — plötzlich stieß eines der geflügelten Wesen nieder auf mein Haupt, ich fühlte einen leisen, stechenden Schmerz und da flog es davon und trug ein schimmerndes Haupthaar in seinen Krallen. Und nun immerfort mit Krallen und spitzigen Schnäbeln, mit rosigen Händchen und zierlichen Fingern stieß es auf mich hernieder, es war ein fortwährendes Prickeln auf meinem Haupte, und mir schwindelte bei dem unendlichen Geschwirre. Ich hörte noch, wie die Uhr dröhnend Eins schlug, und dann verlor ich die Besinnung.

Am anderen Morgen, als ich vor dem Spiegel stand und wehmütig den helleren Schein betrachtete, der sich auf meinem Haupte seit einigen Jahren langsam, aber sicher ausbreitet, fiel mir das nächtliche Erlebnis wieder ein und zum Angedenken für mich und zu Nutz und Frommen derer, so da Freunde von allerlei Traumgespinsten sind, habe ich es also niedergeschrieben.

Die drei Knaben.

*

Draußen, am Ende der Welt, wo sie mit Brettern zugenagelt ist, lag eine große, schöne Wiese. Drei Knaben, die nicht weit davon wohnten, waren mit Armbrüsten hinausgegangen, um dort zu spielen.

„Kinder," hatte die Mutter gesagt, „steigt mir nicht auf den Bretterzaun, ihr möchtet sonst hinunterfallen!" Und es ist kein Spaß, so in das ewige Nichts hinauszupurzeln, wo man viele Millionen Meilen fallen kann, ohne auch nur einem einzigen Stern zu begegnen. Das wollten sie denn auch nicht, aber durch die Astlöcher, meinten sie, dürften sie sehen, denn das sei nicht gefährlich. Es muß doch Etwas dort sein, dachten sie, und schauten jeder durch ein Loch hinaus ins Nichts, denn hinter dem Geländer war gleich das Nichts; wenn sie den Finger durchsteckten, konnten sie es anfühlen; aber sie fühlten natürlich nichts. Der Jüngste hatte es bald satt.

„Das ist langweilig," sagte er, und ging fort. Die anderen beiden blieben aber noch dort; sie wollten durchaus etwas sehen und starrten so lange hinaus,

bis ihnen das Wasser in die Augen kam. Dann sahen sie auch etwas, aber es war nur Einbildung.

„Wie schön,“ sagte der eine, „welch schöne, grüne Wiese!“

„Wieso?“ sagte der andere, „ein Berg ist es, und es stehen lauter Nußbäume darauf.“

„Du hast wohl keine Augen! es ist ja nur Gras da, und große Blumen, und Knaben spielen dort und schießen mit Armbrüsten!“

„Was Armbrüste!? Leitern haben sie und steigen damit in die Bäume und pflücken Walnüsse und Haselnüsse, und jede dritte knacken sie auf und essen sie — ach, dort ist es schön; so prachtvolle Nüsse sah ich noch nie!“

„Nüsse, sagst du? Wachsen die im Grase und sehen rot aus? Nein, Erdbeeren sind es, und die Knaben sitzen dort und essen sie! Ach, das ist herrlich, könnte ich doch auch dort sein! So große Erdbeeren sah ich noch nie!“

„Das ist alles nicht wahr, du lügst!“

„Du lügst, dummer Junge!“

„Dummer Junge, sagst du? Ich werde dir eine Ohrfeige geben, wenn du es noch einmal sagst!“

„Nur zu, ich bin nicht bange vor dir, dummer Junge!“

Und dann fielen sie übereinander her und rauften sich und wälzten sich auf der Erde. Bald lag der eine oben, bald der andere; es war eine richtige Prügelei, und zwar um etwas, das gar nicht da war. —

Unterdessen war der dritte Knabe zurückgegangen auf die wirkliche Wiese. Dort schien die Sonne so schön und die Vögel sangen; es war eine wahre Lust.

In einem Baume saß ein Eichhörnchen und putzte sich. Er spannte seine Armbrust und legte an, um es zu schießen. „Schieß nicht," sagte das Eichhörnchen, „dann bringe ich dir Nüsse aus meiner Vorratskammer."

„Das ist mir lieb," sagte der Knabe, „die esse ich sehr gern."

Und nun lief es den Baum auf und nieder und brachte prächtige große Nüsse, wie sie dort in den Wäldern wachsen.

Als sich der Knabe bückte, um einen Stein zu suchen zum Aufklopfen, sah er dort prachtvolle rote Erdbeeren stehen, so groß wie Hühnereier. Das gefiel ihm, und nun saß er im Grase, klopfte auf einem Baumknorren die Nüsse auf und aß Erdbeeren dazu.

Als er satt war, hörte er das Geschrei der sich prügelnden Brüder und lief hinzu, um Frieden zu stiften.

„Nun, was habt ihr denn!" rief er, „laßt euch doch einmal los!"

„Und es war doch eine Wiese!" schrie der eine.

„Und es war doch ein Berg!" brüllte der andere.

Und dann erzählten sie ihm, was sie gesehen zu haben glaubten.

Da lachte er und erzählte, was er erlebt hatte.

„Wo sind die Erdbeeren?“ riefen beide.

„Ich habe sie alle aufgegessen!“

„Wo ist das Eichhörnchen?!“

„Eben ist es fortgelaufen!“

„O!“ sagten beide und machten dumme Gesichter.

Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Siebenter Band.

Von Perlin nach Berlin.

MDCXL

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Von Perlin nach Berlin.

Aus meinem Leben.

Von

Heinrich Seidel.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Hör nicht, was die andern schrein!
Wage stets, du selbst zu sein!

Von Perlin nach Berlin.

*

Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn.

Gottfried Keller.

1. Die Vorfahren.

Es geht eine dunkle Sage, daß der Urahn meiner Familie wegen irgend eines Verbrechens aus der Schweiz entflohen sei. Man nagelte dort, da man seiner selbst nicht mehr habhaft werden konnte, sein Bildnis an den Galgen, er aber wandte sich nach Sachsen und gründete ein zahlreiches Geschlecht, wie ja denn noch heute der Name Seidel in Sachsen häufig ist. Ob diese Sage auf Wahrheit beruht, weiß ich nicht, mir aber hat sie stets ein gewisses Vergnügen bereitet. Denn der Mensch ist im allgemeinen so geartet, daß er, anstatt sich mit seiner Ahnenreihe bald ehrbar und spurlos in das Dunkel der Vergangenheit zu verlieren, lieber eine recht herzhafte Abscheulichkeit eines Vorfahren in den Kauf nimmt, wenn sie nur dazu beigetragen hat, sein Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten.

Ob nun, wie einige sagen, der Name Seidel mit siedeln zusammenhängt und soviel wie Siedler oder Siedel (vergl. Einsiedel) bezeichnet, ob er, wie andere behaupten, Zeidler oder Zeidel d. i. Bienen=

züchter bedeutet, vermag ich ebenfalls nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist man in heutiger Zeit mehr geneigt, ihn mit Bier in Zusammenhang zu bringen, und der Witz, die männlichen Kinder unseres Namens als Schnitte, die weiblichen als Tulpen zu bezeichnen, erzeugt sich stets aufs neue und hat manchem schon viel billigen Spaß bereitet. Als ich noch studierte, hielten aus denselben Gründen sehr oft neue Bekannte meinen Kneipnamen Till für meinen wirklichen, Seidel aber für meinen Kneipnamen.

Der erste meiner Vorfahren nun, der für mich außer jenem sagenhaften aus dem Dunkel der Vergangenheit hervortritt, ist der Vater meines Urgroßvaters. Er war Buchhalter in Dresden, stammte wahrscheinlich aus bäuerlichem Geschlecht und hatte zwei Söhne, Gottlieb und Heinrich.

Der ältere kam nicht gut in der Schule fort und eine häufige Redensart des Lehrers war: „Großer Seidel, großer Seidel, wenn dein kleiner Bruder in der Kutsche fährt, wirst du hinten auf stehen müssen.“ Das ging für ihn auch fast wörtlich in Erfüllung, denn er wurde später herrschaftlicher Diener, starb aber früh. Es wird erzählt, daß der zweite Sohn Heinrich, mein Urgroßvater, obwohl nur klein und von zartem Körperbau, doch von großem persönlichen Mute beseelt gewesen sei. Einmal, als Dresden von Oesterreichern besetzt war, trat er mit anderen Chorschülern aus der Kirche, vor der sich eine große Anzahl von Soldaten gelagert hatte. Ein etwas angetrunkener, baumlanger Kerl ging auf sie zu mit

den drohenden Worten: „Wartet, ihr lutherischen Bestien, ihr!“ Die anderen Chorschüler drückten sich schnell beiseite, mein Urgroßvater aber ließ ihn ankommen und rannte ihm plötzlich mit dem Kopf vor den Bauch, so daß der lange Goliath umstülpte und erheblich rolläugend nach Luft schnappte. Die anderen Soldaten brachen darob in ein schallendes Gelächter aus und riefen beifällig: „Braver Student, braver Student!“

Auch später in seinem Amte bewährte er solchen Mut, und, was Menschenfurcht war, kannte er nicht. Er studierte Theologie und wurde später Pastor in dem Dorfe Mecklenburg bei Wismar, wie denn schon seit alter Zeit das Land Mecklenburg seinen Bedarf an Geistlichen und Lehrern nicht aus eigener Produktion zu decken vermochte und solche vielfach von außerhalb zu beziehen genötigt war. Dagegen an Rechtsgelehrten leidet es Ueberfluß und Landleute, Kaufleute, Offiziere und Ingenieure exportiert es in Mengen. Das Dorf Mecklenburg war zur Wendenzeit der Hauptsitz der Obotriten und hat dem ganzen Lande den Namen gegeben. In einer großen Wiese ist noch heute deutlich der ausgedehnte Wall der alten Burg zu sehen.

Von Mecklenburg ward er auf Anlaß des Herzogs, der ihn hatte predigen hören, nach Parchim berufen, nicht zu seinem Vorteil, denn seine Einnahme war dort erheblich geringer als in Mecklenburg. Der Herzog hatte zwar versprochen, ihm nach dem ersten Jahre, wenn er den Unterschied übersehen könne, eine

entsprechende Zulage zu gewähren, starb aber darüber hinweg, und so war mein Urgroßvater genötigt, sich bis an sein Ende der äußersten Sparsamkeit zu befleißigen. Er starb als Pastor Primarius in Parchim am 21. August 1811. Während seiner Amtsthätigkeit wurde dort am 26. Oktober 1800 ein Kind geboren und von meinem Urgroßvater am 2. November desselben Jahres getauft, ein Knabe, dessen Ruhm nachher den Weltkreis erfüllen sollte. Es war der spätere Feldmarschall Helmuth Graf von Moltke.

Mein Urgroßvater hatte außer mehreren Töchtern zwei Söhne, Heinrich und Georg. Der älteste, mein Großvater, studierte Medizin und wurde Arzt in der kleinen Stadt Goldberg in Mecklenburg. Er verheiratete sich mit einer geborenen Hermes, die aus der Familie jenes Biedermannes stammte, der „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" geschrieben hat. Aus Pietät für solche Familientradition habe ich mir dieses sechsbändige, dickleibige Romanungetüm verschafft, und es prangt sehr stattlich in meiner Bibliothek neben dem neunbändigen „Irdischen Vergnügen in Gott" des alten Brockes. Ich habe auch versucht, jenen Roman zu lesen, allein es ist über meine Kräfte gegangen. Zwar ward mir ebenso wie meinem Freunde Trojan die Gabe zu teil, sehr langweilige Bücher lesen zu können, allein alles hat seine Grenzen. Und doch betrachte ich mir von Zeit zu Zeit das stattliche Werk mit Wohlgefallen. Es gibt eben Bücher, die eine doppelte Freude gewähren, erstens daß man sie hat, und zweitens, daß man sie nicht

zu lesen braucht. Von meinem Großvater weiß ich sehr wenig, weil er früh gestorben ist, noch vor seinem Vater. Es herrschte damals 1811 wegen des Franzosenkrieges das Lazarettfieber und der Amtsarzt hatte aus Furcht vor Ansteckung solchen Kranken seine Hilfe verweigert. Man wandte sich an meinen Großvater. Dieser that seine Pflicht, wurde aber von der gefährlichen Krankheit ergriffen und starb, als mein am 4. Februar 1811 geborener Vater Heinrich Alexander Seidel vier Wochen alt war.

Von meinem Urgroßvater heißt es in einer Niederschrift seines jüngsten Sohnes: „Der Vater war Pastor, ein kleiner, aber rühriger und wissenschaftlich sehr gebildeter Mann mit dichterischen Anlagen.“ — Die kleine Figur hat sich nun in Mecklenburg, dem Lande der großen Leute, allmählich verloren, indem unausgesetzt durch drei Generationen hindurch die Söhne über ihre Väter hinauswuchsen, die dichterischen Anlagen haben sich aber in den ältesten Söhnen der Familie ständig fortgeerbt. Denn auch von meinem Großvater sind mir poetische Versuche bekannt geworden, und mein Vater hat sich auf dem Gebiete des religiösen Liedes, des Epos und der Volkserzählung ausgezeichnet. Einzelne seiner Gedichte sind in viele Sammlungen übergegangen, und seine Volkserzählung „Balthasar Scharfenberg“ hat im Verlage des „Rauhen Hauses“ mehrere Auflagen erlebt und wird noch jetzt gekauft und gelesen. Ungenügende Beachtung fand dagegen meiner Meinung nach sein in der Nibelungenstrophe geschriebenes Epos: „Der Sieg des Kreuzes

an der Usenz", dem Stöbers hübsche Sage von der Bekehrung der letzten Heiden im Einfischthale durch den buckligen Zwerg Zacheo als Stoff zu Grunde liegt. Das Gedicht enthält besonders ausgezeichnete Schilderungen der großartigen Alpennatur, obwohl mein Vater, ebenso wie Schiller, die Schweiz nie gesehen hat.

Mein Vater verlebte seine erste Jugend in Goldberg und besuchte später das Gymnasium in Schwerin. Ich weiß von dieser Zeit wenig; nur eine wunderliche Geschichte, die mein Vater gern erzählte, hat sich mir eingeprägt.

Zum Neubau des dortigen Regierungsgebäudes — nebenbei eines der vornehmsten und edelsten Bauwerke der Schinkelschen Richtung — wurde der Grund ausgehoben, und da dort früher der Klosterfriedhof gelegen hatte, so kam eine Menge von wohlerhaltenen menschlichen Gebeinen zum Vorschein. Man konnte von den Arbeitern ein Memento mori, zwei Armknochen und einen Schädel für vier Schillinge (25 Pf.) kaufen. Mein Vater erstand sich ebenfalls so ein grausiges Ornament und war zu Hause sehr erfreut, als er fand, daß sich die beiden gekreuzten Knochen mit dem Schädel drüber schicklich in die Ofenröhre oder wie man in Mecklenburg sagt, „das Röhr" klemmen ließen, gerade in der Stellung, wie man diesen Todeszierat immer dargestellt findet. Als er nachher zu Bett ging, ließ er wie gewöhnlich die Thür zu seinem Wohnzimmer geöffnet. Der Mond schien hell und er konnte anfangs nicht davor

einschlafen. Dann aber, als er eben eindrusen wollte, wurde er durch ein lautes Geräusch im Nebenzimmer wieder aufgeschreckt. Es krachte und rasselte dort mächtig — dann ein anhaltendes Kollern, und plötzlich stand der Schädel im Mondschein auf der Schwelle der Schlafstube und grinste ihn an.

Mein Vater studierte später in Berlin und Rostock Theologie und besonders an den Aufenthalt in dieser Stadt erinnerte er sich gern. Er verkehrte mit anderen Studenten in einem Familienkreise, wo man sich vorzugsweise für Musik interessierte. Die jungen Leute hatten ein besonderes Geschick in kleinen Stegreif-Aufführungen, denen eine verabredete Idee zu Grunde lag, wobei es aber jedem überlassen blieb, sich, so gut er konnte, mit seiner Rolle abzufinden. Von der gelungensten dieser Aufführungen erzählte mein Vater gern. Unter diesen jungen Leuten waren zwei, die sich besonders viel mit Musik beschäftigten, der eine dilettierte ohne wesentliche theoretische Kenntnisse fleißig als Komponist, während sich der andere, eine etwas pedantische Natur, eifrig mit dem Studium des Generalbasses beschäftigte. Dieser lag immer mit dem anderen im Streit, schalt ihn leichtfertig, suchte ihn zu einem eifrigen Studium der Gesetze der Musik zu bekehren und hielt ihm große Reden, wobei er sich beträchtlicher Weisheit entledigte und mit bezifferten Bässen, Tonika, Dominante und ähnlichen Fachausdrücken mächtig um sich warf. Der Inhalt des Stückes nun war folgender: Der Musikdilettant stellte einen Komponisten dar, dem für eine

festliche Gelegenheit der Auftrag geworden ist, eine Ouvertüre zu komponieren. Verzweifelt irrt er in seinem Zimmer umher, fährt sich bald in die Haare, bald schlägt er einige Akkorde auf dem Klavier an, bald sitzt er wieder und starrt ratlos auf das leere Notenpapier, denn ihm will durchaus nichts einfallen. Ein Freund besucht ihn, dem er seine Not klagt. Vergeblich sucht dieser ihn zu trösten und zu ermuntern. Endlich kommt ihm eine Idee: „Wir wollen Mozarts Geist zitieren," sagt er, „wenn einer, kann der dir helfen!" Das leuchtet dem Komponisten ein; es wird ein Kreis aus Notenbüchern gebildet, ein Fiedelbogen als Zauberstab geschwenkt und unter furchtbaren Beschwörungen Mozarts Geist herbeigerufen. Blitz und langnachhallender Donner hinter der Scene. Aus der Kulisse hebt sich ein Filzschuh, dann schießt in Kopfhöhe ein langer Dampfstrahl hervor, und nun zeigt sich der Musiktheoretiker als Mozarts Geist in ein langes weißes Laken gehüllt, das nur die spitze Nase und eine Hand mit einer mächtigen Papierrolle sehen läßt. Den verhüllten Kopf ziert ein Lorbeerkranz. Langsam, lautlos und bei jedem Schritt einen mächtigen Dampfstrahl aus der unter dem Laken verborgenen Pfeife schießend, schreitet das Gespenst auf die Beschwörer zu. Dann steht es feierlich in erhabenem Schweigen da und pafft. Der Komponist beugt nun das Knie und fleht den Geist des großen Mozart an um Errettung aus seiner Not. Unter den Zuschauern herrscht große Spannung, wie sich dieser wohl aus der Affaire ziehen wird, und da allen der ständige

Streit zwischen diesen beiden Musikfreunden bekannt war, so ist das Gelächter auf Kosten des unglückseligen Komponisten natürlich groß, als Mozarts Geist nun langsam und feierlich seine mächtige Papierrolle erhebt und sie jenem vor die Füße schleudert mit dem vernichtenden Ausruf: „Studiere Generalbaß!".

Sodann wendet er sich mit erhabener Gebärde und schreitet unter erneutem Blitz und Donner und mächtigem Paffen in die Kulisse zurück, während der andere vernichtet sein Haupt in den Händen verbirgt.

Noch eine andere kleine Geschichte sehr wunderlicher Natur aus dieser Zeit hat sich mir eingeprägt, weil ich sie öfter von meinem Vater habe erzählen hören. Ihm träumte eines Nachts, er besuche eine Familie, in der er viel verkehrte, da trat ihm die Frau des Hauses entgegen und sagte: „Kommen Sie mit, Herr Seidel, und helfen Sie mir." Sie gingen dann zusammen eine Treppe hinauf und packten in einer großen Bodenkammer allerlei Sachen in Körbe. Durch das Fenster kam ein seltsamer, roter Schein. Nicht lange darauf wurde er des Nachts durch Feuerlärm geweckt und da er bei näherer Erkundigung erfuhr, daß es ganz in der Nähe des Hauses jener bekannten Familie brenne, machte er sich schnell auf, um, falls es nötig sein sollte, seine Hilfe anzubieten. Dort fand er alle in Thätigkeit, ein schnelles Ausräumen vorzubereiten, und die Frau des Hauses kam ihm gleich entgegen mit den Worten: „Gut, daß Sie kommen, Herr Seidel, Sie können mir helfen. Wir müssen auf alles gefaßt sein." Sie gingen dann die

Treppe hinauf in eine große Bodenkammer und packten allerlei Porzellangeschirr, das dort aufbewahrt wurde, in Körbe ein. Durch die Fenster kam der rote Schein des nahen Brandes.

Als mein Vater ausstudiert hatte, wurde er Hauslehrer, lebte als solcher längere Zeit in Dobbin bei Krakow und wurde im Jahre 1839 nach Perlin bei der kleinen Stadt Wittenburg berufen.

*

2. Perlin.

Das Pastorenhaus in Perlin war alt, hatte schon den dreißigjährigen Krieg überstanden und trug noch ein Strohdach. Es paßte nicht mehr in die Zeit, und in der Nähe wurde ein funkelnagelneues Haus errichtet aus roten Ziegeln mit einem turmartigen Vorbau für die Treppe und einem flachen, sogenannten Dornschen Dache. Es sah für die damalige Zeit und für ein Pastorenhaus sehr vornehm aus und wurde später von Fremden oft für „das Schloß" gehalten, was uns natürlich mit großem Stolze erfüllte. Doch vorher schon, ehe dies neue Haus vollendet war, sorgte der junge Pastor dafür, daß die ansehnlichen Räume, die darin für eine Pastorin vorgesehen waren, nicht leer stehen sollten. Der Gutsverwalter Dimpfel des Grafen B., dem das große Gut Perlin gehörte, hatte ganz in der Nähe auf dem Pachtgute Pogreß eine Schwester, die an den Pächter Römer verheiratet

und in dieser Ehe außer mit vier hünenhaften Söhnen auch mit drei Töchtern gesegnet war. Als nun mein zukünftiger Vater dort mit dem Verwalter Dimpfel seinen Besuch machte, fand er diesen Verkehr so angenehm, daß er solchen Besuch öfter wiederholte. Er ritt dabei auf einem Fuchs, der ihn, wie meine Mutter erzählt, oftmals in sausender Eile ans Ziel brachte, oft aber auch höchsteigene Ansichten entwickelte und dann durchaus nicht vom Hofe oder an einem Blatt Papier vorbei wollte, das am Wege lag. Es mochte auch wohl sein, daß mein Vater dieses irdische Pferd weniger beherrschte als den Pegasus, der noch nie vor einem Blatt Papier scheu geworden ist. Es kam dann im Lauf der Zeit so weit, daß der junge Pastor die Frau Römer bat, ihm Gelegenheit zu geben, ihre zweite Tochter Johanna unter vier Augen zu sprechen. Es war am zweiundzwanzigsten September 1840, als diese Frau ihr Schicksal, dereinst meine Großmutter zu werden, dadurch besiegelte, daß sie ihrer Tochter den Auftrag gab, Herrn Pastor Seidel doch den Rosenstrauch im Garten zu zeigen, der trotz der herbstlichen Zeit in voller Blüte stand. An dieser freundlichen Naturerscheinung nahmen die jungen Leute großes Interesse und besichtigten sie lange und gründlich. Es wird vermutet, daß im Laufe dieser Besichtigung auf den Wangen des Fräuleins Johanna Römer vier neue Rosen aufgeblüht sind, erst zwei weiße und dann zwei dunkelrote, aber gewiß ist, daß sie, als sie zurückkam, den Entschluß gefaßt hatte, eine Frau Pastorin zu werden.

Am 8. Oktober des Jahres 1841 war die Hochzeit. Das junge Paar hauste noch ein halbes Jahr unter dem alten Strohdach, siedelte dann im nächsten Frühjahr in das neue schöne Haus über und dort, am 25. Juni 1842, kam ich zur Welt, genau an demselben Tage, an dem zwanzig Jahre früher der alte E. T. A. Hoffmann die Augen schloß. Bei der Taufe wurde mir als dem ältesten Sohne, wie es nun schon Familiengebrauch geworden war, der Rufname Heinrich zuerteilt, jedoch erhielt ich außerdem noch eine Menge anderer, und wenn ich mit allen zugleich vorfahre, so macht es den Eindruck, als wenn ein Güterzug durch eine ebene Wiesenlandschaft dampft. Man prüfe selbst, wie es sich ausnimmt: Heinrich Friedrich Wilhelm Karl Philipp Georg Eduard Seidel.

Wie alle Erstgeborenen war ich natürlich ein unbegreifliches Wunderkind und zeigte Eigenschaften, die man kaum jemals, solange die Welt steht, an einem Geschöpfe so zarten Alters in solcher Vollendung zu bemerken Gelegenheit hatte. Zwei von diesen Geistesblitzen, die etwa aus meinem zweiten Jahre stammen, sind mir später oft erzählt worden. Auf die Frage: „Wo is Papa?“ hätte ich stets geantwortet: „Hinnen löppt'e!“ Ferner: hätte ich einen Topf, einen Teller oder sonst etwas zerschlagen, so hätte ich mich nachdenklich vor die Trümmer gestellt mit der verwunderten Frage: „Wen hett dat dahn?“ und dann mit großer Bestimmtheit selbst geantwortet: „Dat hett ik dahn!“ Man sieht aus diesen wenigen erhaltenen Beispielen, daß auch meine nächsten Vor-

fahren nicht frei waren von jener lieblichen Milde und rührenden Anspruchslosigkeit den Geistesäußerungen ihres Erstgeborenen gegenüber, die fast allen jungen Eltern zur freundlichen Zierde gereichen soll.

Meine erste wirkliche Erinnerung stammt aus dem Anfang meines vierten Jahres und hat es mit einem beträchtlichen Gegenstande zu thun, einem Elefanten nämlich, der damals in einer benachbarten kleinen Stadt für Geld gezeigt wurde. Viel mehr aber als das unförmliche ausländische Ungetüm erfreute mich ein kleiner Pony, der dem Elefanten unter dem Bauche und zwischen den Beinen durchlief und ihm zugesellt war, wie dem mächtigen Falstaff der winzige Page, um gegen ihn abzustechen. Ich glaube, es war bei dieser selben Gelegenheit, wo sich mir ein zweites kleines Erlebnis für die Dauer eingeprägt hat. Die städtischen Straßenjungen waren ein Geschlecht, das ich mit einem Gemisch von Grauen und Hochachtung zu betrachten gewohnt war. Die außerordentliche Sicherheit ihres Auftretens, die edle Frechheit, mit der sie mich besahen und Kritik an mir übten, die großartige Ueberlegenheit, die sich in allen ihren Reden und Handlungen kundgab — ich hatte gesehen, daß sie sogar die Macht des Gesetzes nicht achteten und einen Polizeidiener verhöhnten — kurz, alles dies erzeugte in mir eine achtungsvolle Scheu, die mit einiger Furcht durchtränkt war. Als ich nun mit meinen Eltern an einem Wassergraben entlang zu irgend einem Festplatze ging, kam ein echter Vertreter dieser Gattung, die Hände in den

Hosentaschen und die Mütze im Nacken tragend, an uns vorüber. Da ich nahe an der Kante des Grabens ging, sagte er im Vorbeigehen zu mir mit einem Wohlwollen, das ich diesem gehärteten Geschlecht von jugendlichen Heroen niemals zugetraut hätte: „Du, fall man nich in'n Graben." — Diese Herablassung hob und rührte mich zugleich, und obgleich ich diesen Jüngling nie wiedergesehen habe, so habe ich ihm seinen Edelmut doch niemals vergessen. Noch jetzt ertappe ich mich manchmal bei den Gedanken, daß ich wohl wissen möchte, was aus ihm geworden ist. Wäre er ein Schuster geworden, so würde ich meine Stiefel bei ihm machen lassen.

Aus etwas späterer Zeit haben sich mir zwei Ereignisse eingeprägt, bei deren einem ich mich als vermeintlicher Held, bei dem anderen aber ohne Frage als das Gegenteil eines solchen benommen hatte. Ich mochte etwa sechs Jahre alt sein, als ich in einen Haufen Glasscherben fiel und mir den Rücken der linken Hand so stark verletzte, daß ich noch jetzt die deutliche Narbe davon trage. Ich lief zu meiner Mutter, die mir die heftig blutende Wunde mit Wasser auswusch und mich verband. Dabei lobte sie mich sehr, daß ich gar nicht geweint habe. Dieses Lob muß mir wohl zu Kopfe gestiegen sein, denn ich erinnere mich, daß ich nachher eine ganze Weile vor dem Spiegel stand, um mir solchen Helden recht genau zu betrachten.

Da ich entschlossen bin, mich in diesen Blättern der Wahrhaftigkeit zu befleißigen, so will ich auch die

zweite Geschichte nicht verschweigen, obwohl ich wenig Ruhm, sondern nur das Gegenteil dadurch gewinnen kann. Sie wird zeigen, welch häßlicher kleiner Dämon in der Brust eines sonst gut gearteten Kindes auftauchen kann. Mein Vater hatte eine Zeit lang große Not, seine geliebten Blumenbeete vor meinen jungen Geschwistern Werner und Frieda zu schützen, die damals, wie ich denke, drei und zwei Jahre alt waren. Diese kleinen Berserker hatten sich gewöhnt, alles abzureißen, was ihnen vor die Finger kam, und hatten so oft Strafe dafür bekommen, daß sie endlich anfingen, durch Schaden klug zu werden. Als wir uns nun einmal an einem schönen Frühlingsabende alle drei in der Nähe eines schönen Hyazinthenbeetes befanden, da plagte mich der Teufel, daß ich niederhockte und mit der Hand eine stattliche Hyazinthe hin und her wackelte, als wollte ich sie pflücken. Kaum sahen die beiden Kleinen, was der große Bruder that, so erwachten die mühsam unterdrückten Instinkte in ihnen aufs neue, sie stürzten sich jauchzend auf das Blumenbeet und rissen sich ganze Hände voll der schönsten Hyazinthen ab. Ich aber ging sofort hin und klänte sie an, wie man in Mecklenburg sagt, oder wie der Berliner sich ausdrückt: ich petzte. Bei dem nun folgenden peinlichen Verhör fielen höchst bedenkliche Streiflichter auf mich, und die ganze Schändlichkeit meines heimtückischen Verfahrens kam heraus. Ich erinnere mich noch ganz genau der peinlichen Spannung, die mich beherrschte, während die nötigen Knöpfe an dem hinderlichen Kleidungsstücke

gelöst wurden, und als nun im Angesicht der sinkenden Frühlingssonne ein furchtbares Strafgericht über mich hereinbrach, war ich fest überzeugt, dies vollkommen verdient zu haben. Ich habe überhaupt während meiner ganzen Kindheit nie die entsetzliche Bitterkeit des Gefühles kennen gelernt, ungerecht gestraft zu werden, sondern immer die Empfindung gehabt, daß Soll und Haben in dieser Hinsicht zu meinen Gunsten abschlössen. Kinder haben oft ein sehr feines Gerechtigkeitsgefühl, und so hat mir der Umstand, daß ich bei einer Gelegenheit nicht genug Strafe bekommen hatte, mehr Qual bereitet als jede Züchtigung, die mir sonst geworden ist. Ich hatte meinen um drei Jahre jüngeren Bruder Werner mit einem Stück Fischbein geschlagen und zwar so, daß ich es durch Zurückbiegen an seine Hand schnellen ließ, was bekanntlich sehr weh thut. Er schrie nach der Mutter; diese kam und schlug mich zur Strafe mit dem dünnen Fischbein ein paarmal einfach über die Hand, was ich natürlich gar nicht fühlte. Aber in der Seele that es mir weh, und eine unendliche Rührung überkam mich über die Güte und den Edelmut meiner Mutter, die mich so nach der besseren Seite hin verkannte. Ich verkroch mich tief ergriffen in einen Winkel, wo meine Thränen unaufhaltsam flossen. Noch nach Jahren konnte ich diesen Eindruck nicht verwinden, und tiefe Rührung ergriff mich stets, wenn mir dieser kleine Vorgang wieder einfiel. Hätte sie mich auf dieselbe schmerzhafte Weise gestraft, wie ich gesündigt hatte, so wären wir quitt gewesen und niemals wäre mir

meine Mutter aus diesem Anlaß in einem so engelhaft erhabenen Lichte erschienen, wie es nun der Fall war.

* * *

In Perlin verblieb mein Vater bis zu meinem neunten Jahre, bis Anfang 1852, und diese Zeit erscheint mir in meiner Erinnerung als die eines ungetrübten Glückes. Der Ort war aber auch ein richtiges Kinderparadies. An das neu erbaute geräumige Haus schloß sich ein großer Garten mit unzähligen Obstbäumen und Beerensträuchern. Er enthielt viele Lauben und dichte Gebüsche, in denen man einsam hausen und Robinson und Einsiedler spielen konnte, und in der Nähe des Hauses bildete er einen Winkel, die sogenannte Kapellenecke; hier schloß sich unmittelbar, nur durch eine niedrige Feldsteinmauer getrennt, der Kirchhof an, wie eine Fortsetzung des Gartens. Ich betrachtete ihn auch so und spielte gern zwischen den verwilderten Gräbern und unter den riesigen Linden an seinem Eingange und stieg gar oft auf den alten, grau bemoosten Glockenstuhl neben der Kirche, um die Glocken zu bewundern, die für mich etwas von lebenden Wesen hatten. Die kleine Landkirche war aus Findlingsblöcken und Ziegeln von großem Format erbaut und an den gotischen Fenstern ihres Chores nisteten Hunderte von Schwalben, deren kugelige Nester die Linien der Architektur begleiteten, und deren unablässiges Ab- und Zufliegen, Schwirren und Schrillen mir noch

heute vor Auge und Ohr steht. In der Nähe unseres Gartens, in einer Gruppe von Bäumen und Gebüsch lag die gräfliche Grabkapelle, für mich ein Ort von stillen Schauern umweht. Denn dort ruhte die junge Gräfin ganz allein in einem von verdorrten Kränzen bedeckten Sarge. Ich erinnere mich nicht, sie noch lebend gesehen zu haben, allein mein Vater erzählte mir von ihrer Anmut, Schönheit und Güte, und ich konnte dann lange ihr Bild betrachten, das in seinem Zimmer hing, oder mit dem Gesicht ans Gitter gedrückt in die dämmerige Kapelle starren und wunderlichen Gedanken nachhängen.

Ich hatte von Kind an einen Hang zum einsiedlerischen Leben und erinnere mich nicht aus jener Zeit an viele Gespielen unter den Dorfkindern. Nur eines flachshaarigen Jungen gedenke ich, der mich, als ich etwa acht Jahre alt war, an einem kühlen Herbsttage dazu verführte, barfuß zu gehen, wie er, und dabei aus einer Schilfrohrpfeife Kartoffelkraut zu rauchen. Als ich nachher mit großer Begeisterung von diesen mannhaften Thaten erzählte, ward der Umgang mit diesem Jünglinge eingeschränkt. Ich weiß nicht, ob dieser derselbe war, der mir einmal eine Schilderung von einer Delikatesse entwarf, die er sich in einer Stunde ausschweifender Phantasie als das Höchste ausgemalt hatte: „Denk di mal,“ sagte er, „ierst Brot, äwer nich tau dick, un denn fett Bodder up, un dor Speck up, un up den Speck Pannkoken, un denn werre Bodder un denn werre Speck un denn werre Pannkoken, un noch'n poormal

so — ik segg di, Paster-Heinerich, dat smeckt fein!“ Nun, das glaubte ich schon, aber daß er solchen kostbaren und verwickelten Leckerbissen schon einmal erhalten hätte, wie er mir einreden wollte, das bezweifelte ich ein wenig, obwohl er schwor: „Dei Hahn sall mi hacken, wenn’t nich wohr is!“

Ich lernte früh lesen und benutzte diese Kenntnis, um den Inhalt jedes Buches, das ich bekommen und bewältigen konnte, mit einer wahren Gier zu verschlingen. Später, als ich schon längst erwachsen war, habe ich von den verschiedensten Leuten, die mich als Kind gesehen hatten, den Ausspruch gehört: „Ja, ich erinnere mich Ihrer noch sehr wohl, Sie lagen immer auf den Knieen vor einem Stuhle und lasen.“ Von dieser Lieblingsstellung bei solchem Geschäfte hatte ich ordentlich Schwielen an den Knieen. Ein Buch, das mich durch irgend einen bildnerischen Schmuck oder durch irgend einen Satz, den ich darin erschnappt hatte, anzog, wich, auch wenn ich es nicht zu lesen bekam, jahrelang nicht aus meiner Vorstellung. So erinnere ich mich, daß unter einer Ansichtssendung zu Weihnachten ein Buch war, dessen Titelbild einen jungen Menschen zeigte, der sich durch Rauch und Flammen an einem Strick herabließ. Ich bekam es nicht zu lesen, aber wie wundervoll mußte ein Buch sein, das solche Bilder hatte! Jahrelang war es einer meiner sehnlichsten Wünsche, es möchte mir einmal wieder vorkommen, doch erst nach langer Zeit, als wir schon in der Stadt wohnten, fiel es mir durch Zufall in die

Hände. Es stellte sich heraus, daß es höchst langweilig war.

Mein Vater hatte sich einmal eine hübsch illustrierte Ausgabe von Tausend und einer Nacht geliehen. Er gab mir in seiner Gegenwart die Bilder zu besehen, aber ich sollte nicht darin lesen. Hätte er geahnt, welche Tantalusqualen er mir dadurch schuf, so hätte er mir das Buch gar nicht in die Hände gegeben. Ich denke noch jetzt oftmals an die Marter, die es mir bereitete. Was bedeutete nun wieder dies wunderbare, phantastische Bild? Wie mit Polypenarmen kam es aus den schwarzen Druckzeilen hervor und sog meine Augen an sich, und ehe ich es selber recht wußte, las ich auch schon: „Da spaltete sich auf einmal die Mauer, und es kam aus der Oeffnung ein schönes Mädchen heraus, von hübschem Wuchse, oval gebildeten Wangen, ohne Tadel, die Augen mit Kohle bemalt; sie hatte ein Oberkleid von Atlas an, mit Kreisen aus ägyptischen Blumen, kostbare Ringe an den Ohren und am Arme, und in der Hand trug sie ein indisches Rohr. Sie steckte das Rohr in die Pfanne und sagte mit wohltönender Stimme: ‚O Fisch, hältst du dein Versprechen?'" ... Mein Vater, dem es auffiel, daß ich so lange nicht umblätterte, sah dann mit einemmal von seiner Arbeit auf und sagte: „Heinrich, du liest doch nicht?" Mit einem unterdrückten Seufzer mußte ich dann wieder umschlagen, und erst viele Jahre später erfuhr ich, wie diese Geschichte weiterging.

Mein Vater hatte eine Gemeindebibliothek an=

gelegt, und in dieser fand ich manche Bücher, die mir unvergleichliches Vergnügen bereiteten, so die vorzüglichen Erzählungen von Karl Stöber, insbesondere „Das Elmthäli“, dann Hebels „Schatzkästlein“ und dergleichen gute Volksbücher. Die allergrößte Wirkung auf mich machte aber eine Erzählung, von der ich sonderbarerweise weder den Titel noch den Verfasser weiß und von deren Inhalt ich nur eine dunkle Vorstellung habe. Ich glaube, es erstickte ein kleines Mädchen im Heu und eine Mutter wurde darüber wahnsinnig. Diese Geschichte habe ich wohl an die dreißigmal mit immer gleicher wollüstiger Wehmut gelesen und Ströme von Thränen dabei vergossen. Ich gäbe viel darum, wenn ich dieses Buch einmal wieder lesen könnte.

Diese vorstehenden Sätze fanden sich auch in einer kürzeren Skizze meines Lebens, die 1889 im „Daheim“ veröffentlicht wurde. Der Erfolg war überraschend. Ich bekam daraufhin nicht allein etwa ein Dutzend Briefe, die mir alle richtig den Titel des gesuchten Buches angaben, sondern auch von dem damaligen Pastor in Perlin, Herrn Radloff, dasselbe Exemplar zugeschickt, das ich als Kind gelesen hatte. Ferner schenkte mir eine Enkelin des Verfassers ein Exemplar der fünften Auflage dieses kleinen Werkes: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“ von Gotthilf Heinrich von Schubert.

Dadurch nun kam ich in die Lage, diese Geschichte wieder lesen zu können und fand, was ich schon halb vermutet hatte, daß sie auch nicht annähernd so er=

greifend auf mich wirkte wie damals in der Kinderzeit. Uebrigens war es auch kein Mädchen, sondern ein kleiner Knabe, der im Heu erstickte. Mir fiel die Stormsche Strophe ein:

„Wir harren nicht mehr ahnungsvoll
Wie sonst auf blaue Märchenwunder;
Wie sich das Buch entwickeln soll,
Wir wissen's ganz genau jetzunder.“

Und wenn es erlaubt ist, sich selber zu citieren, mein eigenes Gedicht „Das Lesen“ kam mir in den Sinn, wo es am Schlusse heißt:

...... Einmal nur, ach einmal,
So denk' ich oft, wenn müde und verdrossen
Mein Auge jetzt durch Bücherzeilen schweift,
Und all' die kleinen Teufel kritisch meckern,
Ach einmal nur möcht' so ich lesen können,
Wie damals in der gläub'gen Kinderzeit.

Noch eine andere Erzählung, die ebenfalls in diese Volksbibliothek eingereiht war, bot ein ganz besonderes Interesse, da ihr Schauplatz mein Geburtsdorf war zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Auf dem Boden des Schlosses in Perlin hatte man eine alte Handschrift gefunden, die ein Protokoll enthielt, das einer der früheren Besitzer des Gutes, ein Herr von Lützow, hatte aufnehmen lassen. Es enthielt die Aussagen eines alten Bauern über die Schicksale des Dorfes im Dreißigjährigen Kriege und den Zustand, in den es schließlich geraten war. Daraus ging hervor, daß in dem großen und wohlhabenden Dorfe nur noch sieben Personen übrig geblieben waren, die

alle in dem Pfarrhause, dem einzigen, das noch erhalten war, bei dem alten Pastor Dörnerg wohnten. Außerdem hauste in der Nähe auf einer verlassenen Glashütte noch eine Person von verruchter Gemütsart Namens Fieke Roloff. So hieß sie nach dem Küster des Dorfes, denn sie war ein Findelkind und von den Küsterleuten aufgezogen worden, hatte sich aber bald auf die schlechte Seite gelegt, war, als der Küster, um den Schrecknissen des Krieges zu entgehen, nach Ostpreußen entfloh, im Dorfe geblieben und hatte sich in der verlassenen Glashütte eingenistet. Nun kam Fritz Kienhorst, ein im Kriege verwildertes Dorfkind zurück, brachte Verwirrung und Unfrieden in die kleine, um ihren Pastoren gescharte Gemeinde und verbündete sich schließlich mit Fieke Roloff und zwei anderen bösartigen Gesellen, um den im Keller des Pfarrhauses eingemauerten Schatz des Gutsherrn zu rauben. Durch die rechtzeitige Dazwischenkunft des ebenfalls aus dem Kriege zurückkehrenden Dorfkindes Balthasar Scharfenberg aber ward die Sache vereitelt, die Tugend siegte, und alle bösen Gesellen erhielten ihren verdienten Lohn.

Mein Vater, der sich dies Schriftstück zur Ansicht ausgebeten hatte, studierte es mehrfach mit großem Interesse durch und schickte es dann auf das Schloß zurück. Dort blieb es in der Bedientenstube liegen, und als man später danach fragte, war es verschwunden. Nun machte sich mein Vater daran, aus dem Gedächtnisse den Inhalt dieses Schriftstückes wieder aufzuzeichnen, und daraus entstand schließlich

die Volkserzählung: „Balthasar Scharfenberg oder ein mecklenburgisches Dorf vor 200 Jahren.“ Das war nun eine Geschichte, wohl geeignet, in mir lebendig zu werden, denn alle Orte, die dort erwähnt wurden, waren mir gut bekannt. Zwar das alte Pfarrhaus stand nicht mehr, aber mein Vater hatte noch darin gewohnt, und im Keller hatte man ihm die Nische gezeigt, wo damals der Schatz eingemauert gewesen war. Einer von den Perliner Bauern hieß Scharfenberg, war ein direkter Nachkomme jenes Mannes und wohnte in demselben Gehöft, das dieser sich, als ruhigere Zeiten kamen, wieder aufgebaut hatte. Auf der Stelle, wo die Glashütte gestanden hatte, war jetzt Ackerland, jedoch beim Pflügen kamen immer noch buntfarbige Schlacken und Glasbutzen zum Vorschein, und wir Kinder sammelten sie, denn sie erschienen uns wie ehrwürdige Altertümer. Einmal zeigte mir mein Vater auch die fichtenbewachsene Halbinsel am See, wo der schwarze Peter, einer jener Raubgesellen, auf der Flucht ins Wasser sprang, um sein Leben durch Schwimmen zu retten, jedoch elend ertrank. Das Merkwürdigste in Bezug auf diese Geschichte erlebte ich aber später, als ich in Hannover das Polytechnikum besuchte. Wir hatten in unserer Verbindung einen jungen Mann aus Ostpreußen, Namens Roloff. Dieser fragte mich eines Tages: „Du, hat nicht dein Vater eine Geschichte geschrieben: Balthasar Scharfenberg?“ „Jawohl,“ sagte ich. Da fuhr er fort: „In der Geschichte kommt doch ein Küster Roloff vor, der nach

Ostpreußen auswandert. Sieh mal, das ist mein Vorfahr."

Da ich nun einmal vom Lesen handle, das in meiner Kindheit und Jugend eine große Rolle spielt, so muß ich noch eines anderen Dichters gedenken, der damals großen Einfluß auf mich gewann. Das war Robert Reinick, dessen köstliches ABC-Buch mir mein Vater geschenkt hatte und dessen herrlicher Jugendkalender alljährlich auf meinem Weihnachtstische lag. Wenn ich später in meinem Leben an die vierzig Märchen oder märchenartige Geschichten geschrieben habe, so ist Robert Reinick daran nicht ohne Schuld gewesen. Besonders die „Schilfinsel", die ich ungezählte Male las, entzückte, rührte und ergriff mich stets aufs neue. Wer meine „Wintermärchen" aufschlägt, der wird in der „schwimmenden Insel" und in „Erika" die Spuren dieser kleinen Geschichte wiederfinden. Fast ebenso entzückte mich das mehr heitere Märchen „Rübezahls Mittagstisch" mit den köstlichen kleinen Bildern. Insonderheit den alten bemoosten und bewachsenen Felsblock mit den winzigen Figürchen darauf konnte ich mir stundenlang betrachten. Der größte Teil des Inhalts dieses unvergleichlichen Jugendkalenders und noch einiges andere befindet sich in „Robert Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch", einem der besten Kinderbücher, die wir besitzen, und oft vertiefe ich mich noch jetzt in seinen Inhalt und gedenke dabei der Tage meiner Kindheit.

Robert Reinick ist nicht alt geworden und ich

erinnere mich noch genau, wie mein Vater eines Tages im Februar 1852 aus der Zeitung aufblickte und zu mir sagte: „Du, Heinrich, Robert Reinick ist gestorben.“ Der Tod selbst machte auf mich keinen besonderen Eindruck und nur mittelbar trat mir dies Ereignis näher durch den Gedanken: „Nun gibt's keinen Jugendkalender mehr!“

* * *

Mehr noch als alles andere trug dazu bei, meine schon so wie so leicht bewegliche Phantasie anzuregen, eine unverheiratete Schwester meines Vaters, Tante Therese, die mit ihrer Mutter in dem benachbarten Städtchen Wittenburg wohnte und uns alljährlich in Perlin besuchte. Sie hatte eine besondere Gabe zu fabulieren, und auf unseren Spaziergängen lebten wir stets in irgend einer erträumten Welt. Ich erinnere mich, daß wir einmal, während die untergehende Sonne durch die Bäume schien, in einem kleinen Wäldchen auf gefällten Stämmen saßen. Natürlich befanden wir uns nicht an einem Orte, der nur eine halbe Stunde von dem mecklenburgischen Kirchdorfe Perlin entfernt war, sondern ganz wo anders, in dem ungeheuren amerikanischen Urwald nämlich. Denn wir waren Ansiedler und berieten uns sehr sorgfältig, wie wir unser Blockhaus bauen und was wir in unserem Garten pflanzen wollten. Das wunderliche Phantasieleben, das wir mit einander führten, habe ich in meiner Erzählung „Der schwarze See“ ausführlicher dargestellt. Meine Tante

wußte eine Menge Geschichten zu erzählen, die sie gelesen, erlebt oder erdacht hatte, und da ich mit dergleichen nicht zu sättigen war, so kann man sich denken, wie ich an diesem Borne sog.

Eine von diesen Geschichten hieß „Die schwarze Blume“ und hat sich mir so eingeprägt, daß ich den Inhalt noch jetzt wiedergeben kann. Ein sehr schönes Mädchen war wegen irgend einer That von einer bösen Fee verwünscht worden, als Abzeichen auf der Stirn eine schwarze Blume zu tragen, deren Anblick jedermann mit Grauen und Entsetzen erfüllte. Nur am Sonntag war sie davon befreit. Deshalb lebte das Mädchen die Woche über in der Verborgenheit oder wagte sich höchstens in einen dichten schwarzen Schleier gehüllt in der Dämmerung oder Nacht auf die Straße, des Sonntags aber mischte sie sich unter die Menschen und entzückte dann jedermann durch ihre Schönheit. So sah sie ein junger Prinz und verliebte sich sehr in sie. Sie aber widerstand seinen Werbungen, weil sie wußte, er würde sich beim Anblick der schwarzen Blume vor ihr entsetzen. Jeden Sonntag abend, wenn es dunkel ward, entschwand sie ihm plötzlich und trotz aller Nachforschungen vermochte der Prinz nicht zu entdecken, wo sie sich die Woche über aufhielt. Darüber wurde seine Liebe immer stärker, und die ganze Woche war ihm nur ein Harren auf den Sonntag. So war schon fast ein Jahr vergangen, da erschallte einmal an einem Freitag großes Wehgeschrei durch die Stadt und man rief sich zu, der Prinz sei von einer giftigen Schlange

gebissen worden und müsse sterben. Plötzlich drängte sich durch den Haufen der ratlosen Hofbeamten und Aerzte ein schwarz verschleiertes Mädchen, warf sich über den Prinzen hin und sog ihm das Gift aus der Wunde. Und diesem, dem schon die Blässe des Todes das Antlitz bedeckte, röteten sich aufs neue die Wangen, seine fast erloschenen Augen fingen an zu glänzen und er richtete sich kräftig empor. Das Mädchen wollte sich still entfernen, der Prinz aber griff nach ihrem Schleier und dieser blieb in seiner Hand. Ergebungsvoll senkte das Mädchen die Augen, aber kein Schreck malte sich in den Zügen des Prinzen, sondern nur eitel sonnige Freude. Denn durch diese That war der Fluch von ihr genommen und ihre Stirn strahlte, obwohl es Freitag war, in dem reinsten Silberglanze. Natürlich war dann eine große Hochzeit und sie lebten lange und glücklich bis an ihr seliges Ende.

Zuweilen besuchte ich meine Tante in Wittenburg auf längere Zeit, wo ich dann von ihr und der Großmutter sehr verzogen wurde. In dieser Stadt gefiel es mir stets sehr wohl, nur an dem Schützenhause ging ich nicht gern vorbei, denn das war für mich ein Ort des Grauens. Ich hatte als Kind eine heftige Abneigung gegen den Knall der Gewehre, wie überhaupt gegen alle überlauten Geräusche. Das mochte wohl der erste Grund sein, dann aber hatte ich eine fürchterliche Angst vor dem Schützenkönig, der mir oft in den schrecklichsten Angstträumen erschienen war als ein mordlustiger Tyrann

in der Art des Königs von Dahomey mit dem Motto: „Blut muß fließen knüppeldick.“ Traum und Wachen waren mir so in eins geflossen, daß ich stundenlang darüber nachgrübelte, warum wohl in der guten Stadt Wittenburg solch ein entsetzliches Scheusal geduldet würde. Nur mit Furcht und Zittern ging ich an dem Hause vorbei, hinein hätten mich auch die lockendsten Versprechungen nicht gebracht.

Da war es denn doch besser in Perlin, wo nur lauter gute Leute wohnten, die sich alle bemühten, gegen Paster-Heinerich freundlich zu sein und ihm nicht in gräßlichen Träumen vorkamen, mochten sie nun geringen oder hohen Standes sein. Könige gab es da zwar nicht, aber doch den alten Grafen B., dem das Gut gehörte und der in einem stattlichen Hause wohnte, das von einem schönen Park umgeben war und das Schloß genannt wurde. Zwar ich habe es als Kind nie für ein richtiges Schloß ästimiert, denn solches mußte nach meiner Ansicht eine Fülle von Türmen und schön gezierten Giebeln haben wie z. B. das Schweriner, und dies in Perlin war doch nur ein recht stattliches Haus mit einem Kofferdach.

Der alte Graf B. war ein stiller, friedlicher Mann, der niemandem etwas that und ausschließlich für sein Diner lebte, denn er war ein großer Feinschmecker und bezog allerlei Delikatessen aus Hamburg, zum Teil durch Eilboten. Den ganzen Vormittag über und des Abends genoß er fast gar nichts als ein Täßchen Kaffee, Bouillon oder Thee und einige Biskuits und sparte seine ganze Kraft auf das Mittag-

essen, das um vier Uhr stattfand und zu dem er sich durch planmäßige Spaziergänge Appetit erzeugte. Mein Vater, der öfters dort eingeladen war, pflegte später zu sagen, er habe beim Grafen B. an einem Wochentage besser gespeist als beim Großherzog von Mecklenburg an einer Festtafel. Ich bewahre noch eine freundliche Erinnerung an die geräumige Schloßküche, wo es so lieblich duftete und schneeweiß gekleidete Köche in bläulichem Gewölk wie Opferpriester ihres Amtes walteten.

Nach dem Schlosse zu kommen trachteten wir Kinder sehr, denn dort war alles wie aus einer besseren Welt. Der alte Graf, die alte Gräfin und ihre Tochter Gräfin Klara waren natürlich höhere Wesen, sie ließen es uns aber nicht fühlen und waren gütig gegen uns. Auf der großen, kühlen Diele des Schlosses, die mit weißen und schwarzen Marmorfliesen gepflastert war, befand sich ein Schrank, der eine ganz besondere Anziehungskraft auf uns ausübte. Wenn wir bemerkten, daß es zu diesem Schranke hinging — und sein Besuch gehörte stets zum Programm, wenn wir einmal dort waren — folgten wir der alten Gräfin stets mit liebevoller Hingabe. Er enthielt allerlei Süßigkeiten und Näschereien, er war gewissermaßen ein Dessertschrank, und insbesondere erinnere ich mich gewisser kleiner Biskuitpantöffelchen, die auf der Zunge zerschmolzen und ganz bezaubernd nach Vanille schmeckten. Wenn ich meine offene Meinung sagen darf, so bin ich der Ansicht, daß es so köstliche Dinge, wie dieser Schrank enthielt, heutzutage gar nicht mehr gibt.

Das Zimmer der Gräfin Klara erschien mir immer als ein besonderes Heiligtum. Schon der feine Duft, der dort herrschte, hatte etwas feierlich Stimmendes, und dann war dort ein Schrank mit vier Glaswänden, der so viele kleine Zierlichkeiten und köstliche Dinge enthielt, daß man stundenlang daran zu besehen hatte. Von allem, was er enthielt, habe ich merkwürdigerweise nichts behalten, ich weiß nur noch, daß es wunderbar war.

Außerdem war noch ein Kind im Hause, die Tochter jener jungen Gräfin, die so allein in der Kapelle auf dem Kirchhofe ruhte. Der junge Graf hatte sich wieder verheiratet; er lebte auf einem benachbarten Gute und hatte die Tochter erster Ehe seiner Schwester Klara überlassen, die das Kind zärtlich liebte und sich nicht von ihm zu trennen vermochte. Sie hieß Lila, und wenn ich an sie denke, habe ich immer den Eindruck von einem blaß violetten Seidenstoff. Sie war ein zartes Kind, und da man fürchtete, sie möge den Keim der Krankheit in sich tragen, der ihre Mutter erlegen war, so ward sie aufs äußerste behütet. Für uns war sie noli me tangere, und nur, wenn wir uns ganz unnatürlich gesittet und artig betrugen, durften wir einmal mit ihr in demselben Zimmer sein und zusehen, wie sie spielte. Sie hatte natürlich die herrlichsten Sachen und ich erinnere mich noch eines kleinen, wunderbaren Männchens mit beweglichen Gliedmaßen, das die Stufen einer Treppe hinab Kobold schoß und dabei seine Arme und Beine so natürlich setzte wie

ein Mensch. Dies erschien mir als der Gipfel menschlicher Kunst.

Doch auch für uns kamen aus diesem Schlosse allerlei schöne Dinge, denn der junge Graf und seine Schwester waren als Kinder nicht solche Berserker gewesen wie wir, und die Spielsachen, die sie damals benutzt hatten, standen alle noch wohl erhalten auf dem Boden. Dort wurde jeden Weihnachten etwas für uns hervorgesucht, und so kamen wir zu einer schönen Laterna magica, deren rot geblümter Kasten mir noch deutlich vor Augen steht und womit ich mich an manchem Winterabend auf unserer weiß getünchten Diele vergnügte. Auch ein anderes Spielwerk, das mir später nie wieder begegnet ist, kam dort her. In einem schwarzen Kasten befand sich eine um eine senkrechte Spitze drehbare Trommel, die von innen erleuchtet werden konnte und dann zugleich durch den aufsteigenden heißen Luftstrom der Lichter vermöge eines metallenen Windrades in Bewegung gesetzt wurde. Ueber diese Trommel konnte man verschiedene andere schieben, zum Beispiel eine buntfarbig gestreifte. Dann setzte man in die eine offene Seite des Kastens Papptafeln ein, in die durch kleine runde Löcher allerlei Bilder einzezeichnet waren, Blumensträuße, Tempel, Vasen und dergleichen. Wenn sich nun hinter diesen Bildern die buntgestreifte Trommel drehte, so flimmerten sie gar lieblich in stets wechselnden Farben. Oder man schob einen Rahmen von Oelpapier ein und ließ sich dahinter die Hexentrommel drehen, in der allerlei greuliche Blocksberghexen

ausgeschnitten waren, die dann als gespenstige weiße Gestalten vorüberzogen. Dies Spielwerk habe ich lange gehabt und mir stets neue Variationen dazu ausgedacht. Wenn ich später auf den Gedanken gekommen bin, Maschinenbauer zu werden, so glaube ich fast, daß durch diese kleine Maschine der erste Anstoß zu dieser Berufswahl gegeben worden ist.

Am besten gefiel es uns aber von den Schloßbewohnern, daß wir in jedem Jahre nach Weihnachten zum Plündern des Tannenbaumes eingeladen wurden. Der gräfliche Tannenbaum trug natürlich ganz andere Wunderdinge als der unsere, der außer mit Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen nur noch mit etwas billigem Naschwerk und mit einigen großen Zuckerpuppen behangen war. Diese Puppen von solider Bauart aus festem weißem Zucker, farbig bemalt und geziert mit köstlichen goldenen und bunten Flittern, die gleich Edelsteinen glänzten, gibt es jetzt auch nicht mehr. Sie waren kostbare Stücke, wurden gleich Heiligtümern verehrt und jedesmal nach Weihnachten in die Sekretärschublade gelegt und für das nächste Fest aufbewahrt. War man sehr artig gewesen, so konnte man sie auch in der Zwischenzeit einmal besehen. So hatten sie schon viele Jahre ehrenvoll gedient. Wir Kinder aber wurden älter und ruchloser und an einem Weihnachten wurden sie, als sie noch am Tannenbaum hingen, angebissen und ihnen die Erde abgegessen, auf der sie standen, wodurch die kleinen Stöcke zum Vorschein kamen, die gleichsam ihre Knochen bildeten und ihnen ihren sittlichen Halt

verliehen. Wir mochten uns wohl sagen, daß, da ihr Beruf darin bestand, zu hängen, ihnen diese Erde nicht von wesentlichem Nutzen sein konnte. Außerdem war sie von besonders dickem Zucker und sehr wohlschmeckend. Durch dieses Verfahren jedoch wurden diese Puppen in ihrem Aussehen so grausam geschändet, daß ferner mit ihnen kein Staat mehr zu machen war. Sie wurden nach der Plünderung des Tannenbaumes uns überantwortet, und wir verzehrten den langjährigen Zucker mit vielem Behagen.

* * *

Was nun meinen Bildungsgang in dieser Zeit betrifft, wenn man ein so pomphaftes Wort für eine so einfache Sache anwenden darf, so lernte ich, wie schon gesagt, früh lesen. Ob bei meiner Mutter oder bei Küster Sandberg, weiß ich nicht mehr, aber die Dorfschule habe ich in der ersten Zeit besucht. Zur Schule mußte ich über den Kirchhof gehen. Sie befand sich in einem alten Hause mit Strohdach. Zuerst kam man auf einen schwarz geräucherten Flur, wo sich der Herd befand und durch die geöffneten Oberflügel der Hausthür der Rauch ging und die Schwalben aus und ein schossen. Rechts war das Schulzimmer und links die Wohnstube des Küsters Sandberg. Hatte mich dieser einmal gestraft, was wohl vorkam, denn für das Lernen in der Schule habe ich in meinem ganzen Leben kein Talent gehabt, so nahm er mich nach Schluß der Stunde regelmäßig mit in sein Zimmer. Dort standen auf einer Kommode einige

Schautassen und aus der einen davon erhielt ich dann ein ganz kleines Stück Kandiszucker, ob als Aequivalent für die ausgestandene Strafe oder damit ich zu Hause nichts sagen sollte, weiß ich nicht.

Wir hatten einige Pensionäre, die mein Vater unterrichtete, und später nahm ich auch an solchem Unterricht teil. Zuletzt wurde zur Aushilfe ein Seminarist als Lehrer angestellt, und ich erinnere mich sehr genau, wie dieser kleine, freundliche junge Mann bei uns eintraf. Ich war natürlich dabei, als er seinen Koffer auspackte, und interessierte mich für jedes neue Ding, das da zum Vorschein kam. Endlich holte er einen länglichen, in Papier gewickelten Gegenstand hervor, wickelte ihn aus, und siehe da, es war ein Ende spanischen Rohrs. Du liebe Zeit, in der Umgegend wuchsen ja unzählige Haselbüsche, aber er hatte wohl gedacht, jeder richtige Mann führt sein Handwerkszeug bei sich. Als er den Stock beiseite legte, sagte er mit freundlichem Lächeln zu mir: „Nun, den werde ich wohl nie brauchen." Trotz dieser liebenswürdigen und optimistischen Aeußerung betrachtete ich das Erziehungsinstrument mit Mißtrauen, und etwas wie dunkle Zukunftsahnung rieselte mir den Rücken entlang.

Aus der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Perlin stammen auch meine ersten Erinnerungen an politische Ereignisse, deren Wiederklang aber nur wie ein fernes Summen in die Einsamkeit unseres abgelegenen Dorfes drang. Es kam ein wandernder Fremdling mit einer Drehorgel und einer furchtbaren

Mordgeschichte, die auf eine große Leinwandtafel gemalt war und von ihm mit heiserer Stimme und einem langen Rohrstocke beweglich expliziert wurde. Außerdem hatte er aber auch noch „vier schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr“ und ich höre es noch, wie er mit furchtbarer Inbrunst sang:

„Schleswig-Holstein stammveranwandt,
Wanke nicht, mein Vataland!“

Seitdem sang das ganze Dorf dieses Lied. Später ritt auch einmal österreichische Kavallerie durch. Wir Kinder standen mit zwei Dienstmädchen auf dem hochgelegenen Kirchhofe und sahen die weißgekleideten Reiter unten vorbeiziehen. Sie warfen den Mädchen Kußhände zu und riefen sie an: „Schöne Minka,“ worüber sich diese fast zu Tode kichern wollten. Es ist ihnen gewiß eine Erinnerung fürs Leben gewesen. Als wir vor dieser Zeit bei meiner Großmutter zu Besuch waren, die unterdes das Gut Bredentin bei Güstrow gepachtet hatte, war dort wegen der Unruhen im Lande ein Gendarm einquartiert. Er war sehr gutmütig und spielte gern mit uns Kindern. Wegen seiner tiefen Schwärmerei für Lederkäse wurde er nur die „Kässchandarre“ genannt. Dies sind meine Kindheitseindrücke vom Jahre 1848 und von der schleswig-holsteinschen Erhebung.

Ich war schon über neun Jahre alt geworden und eines Morgens gerade beschäftigt, schwarzes Brot in meine heiße Milch zu brocken, als mein Vater das Wort ergriff und uns mit bewegter Stimme mitteilte, wir würden nun bald Berlin verlassen und

nach der Residenzstadt Schwerin ziehen, da er dorthin an die Nikolaikirche berufen worden sei. Obgleich sonst Kinder alles Neue mit Jubel begrüßen, so ergriff mich doch wohl der Ton, mit dem der Vater dieses vorbrachte, so, daß einige Thränen in meine heiße Milch fielen. Auch später dachte ich nicht mit Freude an diese Uebersiedelung, denn es ward mir bald klar, was wir verlieren würden, ohne Aehnliches dafür einzutauschen. Dort würden wir keine Kühe haben, keine Schweine, Gänse und Enten, höchstens einige Hühner. Auch unsere beiden hübschen Littauer Pferdchen, Peter und Liese, mußten verkauft werden, und ich konnte dann nicht mehr mit dem Vater über Land fahren, fremde Pastoren und Gutsherren zu besuchen und allerlei Abenteuer zu erleben. Nun erschienen mir all die kleinen Annehmlichkeiten, die das Landleben bietet, in glänzendem Lichte. Es gab so vieles, von dem man Abschied nehmen mußte, aber am meisten that es mir doch leid um unseren schönen großen Garten, wo ich jeden Baum und jeden Strauch persönlich kannte und in jedem Winkel zu Hause war. Welch ein Füllhorn köstlicher Gaben war er aber auch für uns. Die Stachelbeeren, die er bot, waren von uns vier Kindern nicht zu bewältigen und in guten Jahren streute er so viel rote und gelbe Pflaumen aus, daß sie waschkörbeweise an die Schweine verfüttert werden mußten, weil dergleichen Obst in der abgelegenen Gegend gar keinen Wert hatte. Manche Bäume erntete ich ganz allein ab, weil sich niemand um sie kümmerte. Am meisten schätzte ich aber die

Früchte, die bei der Ernte an den Bäumen vergessen oder übersehen wurden, dort vollständig ausreiften und dann nach und nach einzeln von selber abfielen. Diese erschienen mir immer ganz besonders köstlich und wohlschmeckend. Zur Zeit der Obsternte baute ich mir dann aus Ziegeln und Brettern in einem abgelegenen Gebüsch sogenannte „Muddelkisten", wo ich wie ein Geizhals meine Schätze aufspeicherte. Unser Garten grenzte an zwei Seiten an den Schloßpark und dort war an dem ganzen Reisigzaune entlang Gebüsch gepflanzt, darunter viele mächtige Haselnußsträuche, die ihre Zweige zu uns herüberstreckten, und im Herbste war es dann ein köstlicher Sport, die abgefallenen Nüsse aufzusuchen, die sauber, braun und glänzend zwischen dem welken Laube lagen. Welch eine Fülle von kleinen Freuden bot uns nicht der Lauf des Jahres auf dem Lande, aber es half nichts, von alledem mußten wir Abschied nehmen, und kurz vor unserer Abreise ward sogar Phylax verschenkt, unser getreuer alter Haushund, mit dem ich aufgewachsen war. Ein befreundeter Pastor wollte ihn an sich nehmen und kam in einer Glaskutsche, um ihn abzuholen. Aber kaum hatte man den Hund hineingelockt und die Thür geschlossen, so sprang er auch schon mit einem mächtigen Satze durch die klirrende Glasscheibe wieder hinaus und außer sich vor Freude über seine Befreiung an uns in die Höhe. Aber es half ihm nichts, er wurde in einen Sack gesteckt und mußte trotz seines jammervollen Gewinsels doch mit. Es war herzzerreißend. Man hat das treue

Tier in dem neuen Wohnorte an die Kette gelegt, weil es sonst nicht geblieben wäre, und dort ist es bald aus Gram gestorben.

An einem Tage, da der Regen unablässig vom Himmel strömte, ward der Umzug bewerkstelligt, und von nun ab that sich eine neue Welt vor mir auf. Aber die alte vergaß ich nie, ich hatte lange Heimweh nach ihr, und noch jetzt gedenke ich ihrer, wer weiß wie oft.

Hold Erinnern schwebt mir vor,
Wie um Fensterbogen
An dem alten Kirchenchor
Tausend Schwalben flogen.

Schwalben rings ohn' Unterlaß
In den Lüften wiegend,
Wo ich schöne Märchen las
Zwischen Gräben liegend.

Jene grüne Einsamkeit
Ist schon lang versunken,
Wo ich in der Kinderzeit
Poesie getrunken.

Doch, wenn heut die Schwalben schrein,
Die im Licht sich schwenken,
Meiner Kindheit Morgenschein
Muß ich still gedenken.

Denn die Sehnsucht dauert fort
Nach der Jugend Räumen,
Und noch immer wandl' ich dort
Nachts in meinen Träumen.

Ja, wohl hundertmal im Laufe der Jahre bin ich dort im Traum umhergewandelt. Aber immer

mit dem Gefühl, daß ich dort nicht mehr hingehöre und mit der stillen Furcht, was wohl der jetzige Besitzer sagen würde, wenn er mich in seinem Eigentum träfe. Aber niemals kam jemand. Zuweilen ging ich in solchem Traume in das Haus, um mir zuvor die Erlaubnis zu erbitten, die geliebten Stätten meiner Kindheit besichtigen zu dürfen, allein obwohl ich Stimmen hörte in der Ferne und das Schlagen von Thüren, so durchwanderte ich doch die sämtlichen Räume, ohne jemand zu finden, oder wenn ich dort Menschen antraf, so sahen sie mich nicht, als sei ich Luft. Dieser Traum ist nicht wiedergekehrt, nachdem er einmal eine besonders wunderliche und neue Form angenommen hatte. Als ich in das Haus trat, war ich erstaunt, alles dort prachtvoll verändert zu finden, so daß ich zu der Meinung kam, der jetzige Prediger müsse wohl ein sehr reicher Mann sein. Die Möbel waren mit köstlichem Schnitzwerk bedeckt und überall schimmerten seidene Vorhänge und farbige Teppiche aus dem Orient. Als ich in das Speisezimmer trat, stand da ein mit dem feinsten Linnen gedeckter Tisch mit den Resten einer reichen Mahlzeit; in den zierlich geschliffenen Kelchen der Krystallgläser blinkten die Neigen köstlicher Weine und überall herrschte jene unnachahmliche Unordnung, die eine von der Tafel aufstehende Gesellschaft hinterläßt. Es war aber niemand dort zu sehen oder zu hören, nur in einer Ecke plätscherte zwischen Blattpflanzen ein kleiner Springbrunnen. Ich ging nun hinaus in den Garten, aber auch dort war alles ganz sonderbar verändert. Man

hatte dort prächtige, von hellem Marmor schimmernde Museen erbaut mit glänzenden Thüren aus vergoldeter Bronze. Ein alter Mann führte mich dort umher und ich fand alle diese Räume angefüllt mit köstlichem Gerät, aus Gold, Silber und seltenen Steinen. Da waren Kunstwerke aus Perlmuttermuscheln, Straußeneiern, Bernstein und geschnitztem Lack und allerlei Naturseltenheiten, merkwürdige Vogelnester und seltsam gefärbte Eier, schimmernde Erzstufen und angeschliffene Kristalldrusen. Ich war auch nicht allein dort, sondern, da es Sonntag war, so waren viele Landbewohner herbeigeströmt, wanderten halb scheu vor der ungewohnten Pracht durch die Säle und starrten auf die meist unverständlichen Dinge hin, die sie umgaben. Ich aber hätte gern statt dessen meinen alten lieben und wohlbekannten Garten wieder gehabt, allein seitdem ist er aus meinen Träumen verschwunden.

⁂

3. Schwerin.

Von der ersten Zeit in Schwerin ist mir wenig in der Erinnerung geblieben. Ich weiß nur, daß wir unsere gute Großtante Malchen, in deren mit altjüngferlicher Sauberkeit und Zierlichkeit ausgestatteten Räumen wir vier wilden, an unumschränkte Freiheit gewöhnten Rangen uns aufhielten, bis das Haus eingerichtet war, daß wir diese an ein friedliches Stillleben gewöhnte alte Dame an den Rand

der Verzweiflung brachten. Solange sie lebte, erzählte sie mit Grausen von diesen Tagen. Das Haus, in das wir einzogen, lag der Kirche gerade gegenüber, war groß und geräumig, besaß einen mächtigen, mit allerlei Gerümpel angefüllten Boden, und Hof und Garten waren nicht allzu klein, so daß wir die beschränktere Freiheit nicht so sehr empfanden. Unsern Hauslehrer behielten wir noch eine Weile, und da dieser ein Neffe des Küsters unserer Kirche war, so hatte er seinem Onkel die Pflicht abgenommen, allabendlich die Betglocke zu läuten. Da ging ich natürlich mit, und nachdem ich unter Aufsicht meines Lehrers gelernt hatte, dieses Amt zu verrichten, durfte ich es später manchmal ganz allein besorgen. Wie verantwortungsvoll kam ich mir vor, wenn ich mit dem großen Kirchenschlüssel über die Straße ging und mühsam die Turmthüre aufschloß! In dem dämmerigen Raume hing ein starkes Seil hernieder, das zu der Glocke ging, und nun galt es, die Sache ordentlich und richtig auszuführen zur Befriedigung der Kenner. Denn ich wußte ja, die ganze Stadt hörte auf mich, sogar der Oberkirchenrat und der Großherzog. Es galt nun, die langsamen Schläge in gemessenen Pausen folgen zu lassen und dann einen Doppelschlag hinterher. Mit Zagen ging ich jedesmal an dies wichtige Werk, und hohe Befriedigung erfüllte mich, wenn ich glaubte, daß es mir gelungen sei. Und ich war der einzige Junge in der ganzen Stadt, der solches thun durfte.

Später kam ich in die erste Klasse einer Vor-

bereitungsschule für das Gymnasium, und da muß wohl mein einsiedlerisch träumerisches Wesen, das ich vom Lande mitbrachte, besonders auffallend gewesen sein, denn meine Mitschüler erteilten mir alsbald die Beinamen: „Drömer" (Träumer) und „Slapmütz". Doch streifte ich im Umgang mit so vielen Altersgenossen bald diese Eigenschaft ab, und als ich mit elf Jahren auf das Gymnasium kam, nannte mich niemand mehr so.

Bei einem Stadthause mit einem Garten dahinter kommen auch natürlich die Nachbarn in Betracht, und ich kann wohl sagen, daß wir deren bemerkenswerte und eigentümliche hatten. An der einen Seite wohnte ein Advokat R., der ein großer Gartenliebhaber, Blumenfreund und Obstzüchter war und alle seine freie Zeit in seinem Garten zubrachte. Es war unglaublich, was in diesem doch nicht allzu großen Raume alles wuchs. Alle Hauswände, die Wand eines hinten anstoßenden Hauses und die hohen Plankenzäune waren mit Spalieren versehen, an denen er eine Fülle köstlicher Weintrauben zog und außerdem Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren und Schattenmorellen. Er hatte auch eine Feigenplantage, die alljährlich große, süße Früchte lieferte und sonst viele Obstbäume von edlen Sorten. Am bemerkenswertesten aber war dieser Garten durch seine Rosenpracht. Um die Zeit des beginnenden Sommers glühten und blühten die Rosen dort in allen Formen und Farben, weiß, rosa, goldgelb und feuerrot bis purpurschwarz. Da waren buschige und hochstämmige, strauchartige und rankende,

winzige und riesige, einfache und gefüllte. Als ich später meine erste Novelle, den „Rosenkönig" schrieb, schwebte mir immer die Rosenpracht dieses Gartens vor.

Die Nachbarschaft auf der anderen Seite hatte einen kleinen Stich ins Unheimliche. Das Haus und der wenig gepflegte Garten gehörten dem Sanitätsrat G., dem wegen einer etwas dunklen Geschichte verboten war, zu praktizieren. Ich habe nie recht deutlich erfahren, welcher Art sein Vergehen gewesen ist. Meine Schwestern fürchteten sich vor ihm, und als sie halbwüchsige Mädchen waren, rannten sie sofort aus dem Garten, wenn der freundlich grinsende Eulenkopf des Nachbars mit den stechenden hellgrauen Augen über den Zaun blickte. Er hatte mehrere Häuser in der Stadt, galt für reich und konnte also den Verlust seiner Praxis verschmerzen. Zum Zeitvertreib beschäftigte er sich mit allerlei wunderlichen physikalischen und chemischen Experimenten. Er besaß eine asthmatische, fette Frau, mit der er sich stets zankte und einen kleinen, fetten Sohn, den sie beide gemeinschaftlich aufs äußerste verzogen. Im ersten Frühjahr unseres Aufenthaltes in Schwerin war dieser in unseren Garten gekommen, um mit uns zu spielen. Uns mißfiel aber der fette, verpimpelte Junge, der bei dem warmen Frühlingswetter einen schottisch karrierten Mantel trug, durchaus, welchem Mißfallen wir dadurch Ausdruck gaben, daß wir ihn nahmen und ihn hinten durch seinen Halskragen zwischen Hemd und Haut so voll feuchter Gartenerde füllten, als er fassen konnte. Er flüchtete sich natürlich unmenschlich

brüllend an seinen heimatlichen Herd, und wir gingen durch diese verruchte That seines ferneren Umganges verlustig. Später wurde dann öfter irgend ein blasser, duldsamer Knabe zu ihm eingeladen, der gegen gute Fütterung mit ihm spielen und sich von ihm tyrannisieren lassen mußte.

Das Hintergebäude des Hauses, in dem der Sanitätsrat G. wohnte, war ziemlich groß und hatte ein flaches Dach. Auf diesem Dache stand ein kleines Glashäuschen, dessen Fenster stets dicht verhangen waren und dessen Bestimmung dunkel war. Man behauptete, der Sanitätsrat nehme dort Sonnenbäder. Um das flache Dach lief ein eisernes Geländer, das seltsamen Zierat zur Schau trug. Auf jeden Pfosten war nämlich ein umgekehrtes Medizinglas gesteckt. Der Sanitätsrat G. wußte, daß Glas die Elektrizität nicht leitet, und so wollte er verhüten, daß der Blitz in dieses Haus schlüge.

Uns gegenüber lag, wie schon gesagt, die Nikolai- oder Schelfkirche und um sie herum ein stattlicher Platz, mit alten Linden bepflanzt, der „Schelfkirchhof". Das war ein herrlicher Spielplatz für die umwohnende Jugend. Darum wurde es in der schulfreien Zeit bei nur einigermaßen erträglichem Wetter dort nicht still von dem fröhlichen Getöse der Kinder, die dort die Spiele der Jahreszeit spielten. Sie begannen im ersten Frühling mit Buutz (Anwerfspiel mit Knöpfen) an der Kirchenmauer und Murmel. Dann wurden großartige Tründelband- (Reifen-) Wettrennen veranstaltet und später kamen alle möglichen

Ballspiele, Ausläufer, Krinkball (Kreisball) und Kuhlsäg' (Sauball). Wieder gab es dann eine Zeit, wo nur Hirsch und Has oder Klodibo (Anschlag), Letzten (Zeck), Hinken Düwel (Schwarzer Mann) und Abenkloß gespielt wurde. Das letzte war ein eigentümliches Spiel, bei dem jeder Teilnehmer einen Namen nach dem Alphabet erhielt, bei dem er aufgerufen wurde. Die Namen hießen: „Abenkloß, Bibo, Cizo, Dido, Eikenbräker, Fahnenstäker, Gurkenfräter . . . Weiter weiß ich sie nicht, wahrscheinlich, weil selten mehr als sieben Teilnehmer an dem Spiel vorhanden waren. Im Winter gab es dann Schanzenbau oder gewaltige Schneeballschlachten oder man fuhr im Schlitten die benachbarte steile Kirchenstraße hinab. Freilich, da gab es noch eine bessere Bahn, die steile Straße neben dem Arsenal, die so abschüssig war, daß man sie für Wagenverkehr gesperrt hatte. Dort aber war das Schlittenfahren verboten. Das war natürlich kein Hindernis, wenn man einen guten Freund hatte, der unten stand und auf die Wagen und „Auras" aufpaßte. Wenn der dann sein: „Numan!" rief, heidi, da gab es eine Fahrt, daß es nur so sauste. Im Nu war man unten, dann ging's quer über die Alexandrinenstraße und die Promenade, dann eine steile Uferböschung hinab und mit einem Hopps über die Kaimauer auf den gefrorenen Pfaffenteich hinauf. „Jungedi, wo güng dat fein!"

Was nun den vorhin genannten Auras betrifft, so war das der gefürchtetste von den Polizisten, den sogenannten Stadtdienern. Er war groß und hager

und ausgerüstet mit langen Beinen und desgleichen Fangarmen. Seine runden, hurtigen Augen schienen alles im weiten Umkreis gleichzeitig zu sehen. Etwas Wildes, Sprunghaftes lag in seinem Wesen: er hatte eine fatale Fertigkeit darin, plötzlich da zu sein oder unvermutet um eine Ecke zu kommen, und der warnende Ruf: „Auras!“ bedeutete für alle, die etwas Verbotenes vorhatten: „Rette sich, wer kann!“ Wenn ich jetzt die Phrase von dem Auge der Gerechtigkeit höre oder lese, so muß ich noch immer an Auras' Augen denken.

Um den Schelfkirchhof herum wohnten noch einige bemerkenswerte Leute, zum Beispiel Bäckermeister Trapp, der durch seine großen Appelstuten berühmt war, eine Delikatesse für sehr anspruchslose Feinschmecker, was schon aus dem Preise von einem Dreiling (wenig mehr als 1 ½ Pfennig) für das ziemlich große Gebäck hervorgeht. Es bestand aus gewöhnlichem Brotteig mit eingebackenen sauren Aepfeln. Es gab welche, die dafür schwärmten, ich aber habe mich nie so tief erniedrigt. An diesem Platze lag auch die Vorbereitungsschule, die ich zuerst besuchte, und von 1855 ab wohnte dort eine wirkliche Weltberühmtheit, nämlich der Komponist Friedrich von Flotow, Intendant des Schweriner Hoftheaters, dessen Opern Martha und Stradella damals schon über alle Bühnen gegangen waren. Ich habe ihn aber für nichts Besonderes geschätzt, obwohl ich genug davon hörte, denn wie konnte wohl ein behäbiger Mann, der uns gegenüber wohnte und jeden Tag über den Schelf-

kirchhof ging, eine große Berühmtheit sein. Ich glaube, hätte Goethe dort gewohnt, ich hätte ihn auch nicht für etwas Besonderes gehalten.

Neben diesem berühmten Manne wohnte der Forstrevisor M., der von einer einzigen Frau zweiundzwanzig Kinder hatte, von denen eine ganze Menge am Leben und zum größten Teil damals noch zu Hause waren. Da ich mit seinem Sohne Adolf befreundet war, so kam ich öfter ins Haus, und da hat sich mir als besondere Merkwürdigkeit ein großer Saal eingeprägt, in dem alle diese Kinder, worunter schon erwachsene Mädchen waren, schliefen. Durch allerlei spanische Wände, Vorhänge und dergleichen um die verschiedenen Bettgruppen herum war er in geschlossene Abteilungen geschieden und so dieser Reichtum ganz gut untergebracht. Für uns Kinder war dieser Schlafsaal am Tage mit seinen vielen Ecken und Winkeln, Ab- und Einbuchtungen eine Gelegenheit zum Versteckspiel, wie sie nicht leicht besser gefunden werden konnte. Dieser Adolf M. war dadurch merkwürdig, daß überall, wo er auch ging und stand, seine Augen auf den Boden gerichtet waren. Er hatte nämlich einmal ein Achtschillingsstück (50 Pfennig) gefunden, und das hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seitdem das Suchen als Sport betrieb. Wegen seiner Ausdauer darin fand er natürlich auch mehr als andere, bald ein Messer, einen Taschenkamm, einen Schilling, oder einen wertvollen Knopf, der seine sechzehn bis zweiunddreißig Hosenknöpfe wert war. Denn beileibe darf man nicht glauben, daß

bei uns ein Knopf ein Knopf war, da bestanden die größten Wertunterschiede und ein vollständig ausgebildetes Münzsystem. Der Hosenknopf bildete die Einheit und in der „Buutz“-Saison kam es vor, daß sich besonders eifrige und unglückliche Spieler alle Knöpfe vom Leibe schneiden mußten, um ihren Verpflichtungen zu genügen. Wenig geschätzt waren die hohlen Metallknöpfe, hoch dagegen die massiven, klingenden von Messing oder Bronze. Ein „Posthorn“ galt, wenn ich nicht irre, sechzehn. Die Stelle der Goldstücke aber vertraten die umfangreichen, oft über thalergroßen schwedischen Kupfermünzen, die durch Seeleute oder Reisende zuweilen ins Land kamen und den größten Reichtum der Knopfkapitalisten ausmachten. Denn solche gab es mit schweren, strotzenden Beuteln, deren Inhalt man auf viele tausend Hosenknöpfe schätzen konnte. Ich habe nie zu ihnen gehört, und spielte mir das Schicksal einmal ein kleines Kapital in die Hände, so half es bald einen dieser strotzenden Beutel schwellen. Es ist bei Kindern wie bei großen Leuten, und wer jene genau beobachtet, der kann schon früh voraussagen, wer einmal auf Gummirädern fahren wird.

* * *

Ich kam, wie schon gesagt, mit elf Jahren in die Quinta des Schweriner Gymnasiums und war damals der Jüngste in der Klasse, muß also wohl bis dahin ein ziemlich guter Schüler gewesen sein. Von diesem Zeitpunkt an war es aber damit zu Ende,

und ich erinnere mich noch, daß mir einmal vier Schillinge (25 Pf.) versprochen wurden, wenn ich einmal eine Woche lang nicht nachsäße. „Das läßt tief blicken!“ würde ein gewisser sozialdemokratischer Abgeordneter sagen. Ich gewann aber diesen Preis und erstand mir für das Geld eine Maultrommel, auf welchem Instrument ich mich mit vielem Eifer zu üben begann. Wir hatten nämlich einen Virtuosen in der Klasse, der es verstand, in den Zwischenstunden, Arion gleich, die wilde Bande in stille, zahme Lämmer zu verwandeln, wenn er ihnen etwas auf der Maultrommel vorspielte. Die zarten, geisterhaften Klänge dieses Lieblingsinstrumentes von Justinus Kerner gefielen mir wohl, allein ich brachte es zu keiner besonderen Kunstfertigkeit. Hier kann ich wohl gleich einfügen, daß sich drei Klavierlehrer durch acht Jahre an mir abgeärgert haben, ohne mir etwas beibringen zu können. Nicht daß ich unmusikalisch gewesen wäre, aber ich wollte nicht. Durch nichts kann man übrigens einen Klavierlehrer mehr ärgern, als wenn man achtmal hintereinander f anschlägt, während man ganz genau weiß, daß es fis sein soll.

In Quinta blieb ich drei Jahre, während der regelrechte Kurs nur ein und ein halbes Jahr dauerte. Das hatte ich nun allerdings nicht ganz meiner mangelhaften Arbeitslust zu verdanken, sondern als ich mich schon in der ersten Abteilung befand, wurde eine Sexta eingerichtet, wodurch die Quinta zugleich auf eine höhere Stufe rückte. Es wurden dann nur die allerbesten nach Quarta versetzt und aus dem

Rest die neue Quinta gebildet, in der ich als mäßiger Schüler wieder in die zweite Abteilung kam. Jedenfalls hat mir aber wohl das lange Hocken in einer und derselben Klasse die Lust an der Schule gänzlich verdorben. Uebrigens gab es zuletzt in dieser Klasse eine Bande von rohen Gesellen, die zum Teil schon über fünfzehn Jahre alt und deren einzelne, möchte ich sagen, mit allen Lastern bekannt waren. Man meint jetzt oft, die Jugend sei im allgemeinen verdorbener als vor etwa vierzig Jahren, das aber kann ich nach meinen Erfahrungen nicht zugeben. Es gab auch damals genug, die in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig ließen, und wollte ich davon erzählen, so könnte ein moderner Naturalist daran seine helle Freude haben. Der Anführer dieser Bande übrigens, auf dessen Anstiften die schwächeren in der Klasse auf eine nicht wiederzugebende Weise tyrannisiert wurden, erschoß sich später noch in jungen Jahren.

Etwas besser ging es mir in Quarta und zwar aus einem besonderen Grunde. Der Oberlehrer von Quarta, Doktor Büchner, bei dem das Griechische anfing, war musikalisch und hatte aus Liebhaberei die Singstunde übernommen. Da ich nun eine gute und starke Sopranstimme hatte und im Singen immer obenan saß, so hatte er eine Vorliebe für mich, kam mir, als ich in seine Klasse versetzt wurde, wohlwollend entgegen und, was mir noch nie passiert war, er traute mir etwas zu. Damit hatte er mich gefangen, und, obwohl ich auch hier kein Licht war, kam ich doch durch diese Klasse in der regelrechten

Zeit und wurde fünfzehn und dreiviertel Jahre alt nach Tertia versetzt, wo dann das alte Elend wieder von vorne anfing. Es gab allerdings Fächer, in denen ich etwas leistete, wie Deutsch, Mathematik, Geographie und alles, was mit Naturwissenschaften in Zusammenhang stand, allein das hatte damals gar nichts zu bedeuten und kam gegen die alten Sprachen überhaupt nicht in Betracht. Wer sein lateinisches Exerzitium ohne Fehler machte, seine unregelmäßigen Verba am Schnürchen hatte und im Griechischen etwas leistete, der konnte in den übrigen Fächern so mäßig sein, wie er wollte, und ein Deutsch schreiben wie ein Hausknecht, darauf kam es gar nicht an. So nützte es mir denn auch nicht das geringste, daß ich im deutschen Aufsatz stets einer der besten war. Der alte Doktor Schiller sagte dann wohl, wenn er solche Arbeiten zurückgab: „Ja, der Seidel! Ist sonst so'n schlechter Schüler, aber Deutsch kann der Jung'. Hab'm wieder 2 a geben müssen. Ich weiß nicht, wo der Jung' das her hat." Wäre ich auch in den anderen Fächern besser gewesen, hätte ich wahrscheinlich eine 1 erhalten. Solches Urteil diente dann zu meiner eigenen höchsten Verwunderung, denn ich hatte dies nie erwartet, weil ich wie gewöhnlich die Arbeit bis zum letzten Augenblicke aufgeschoben und den Aufsatz morgens vor Anfang der Schule ohne Kladde hingeschrieben hatte. Ich hielt dies für eine Art Verblendung des Lehrers, da ich selbst von meinen Fähigkeiten eine sehr geringe Meinung hatte. Aehnlich erging es mir, als ich früher einmal in

meinem zwölften Jahre, durch den damals ausgebrochenen Krimkrieg angeregt, mein erstes Gedicht machte. Mein Vater bekam es zufällig zu sehen, las es durch, schmunzelte und sagte: „Nun, gar nicht so übel!“ Da überkam mich eine tiefe Beschämung, es fiel mir ein, daß ich oft gelesen hatte, wie Eltern geneigt seien, die Befähigung ihrer Kinder zu überschätzen, und sofort ging ich hin und steckte das Gedicht ins Feuer.

War, wie bei dieser Aufsatzgeschichte, das wenige Lob, das ich erhielt, auch noch in einen Tadel eingewickelt, so verfuhr noch schlimmer mit mir der alte Prorektor Reiz, wenn ich, wie es öfters geschah, in dem ganzen Glanze meiner Unwissenheit vor ihm prangte. Er pflegte dann mit milder Stimme zu fragen: „Seidel, wann gehn Sie ab?“ Die ganze Klasse, der diese Frage natürlich ein besonderes Gaudium machte, murmelte dann im Chor: „Noch lange nicht, noch lange nicht!“ — „Das ist schade!“ erwiderte dann der alte Prorektor Reiz mit sanftem Ton. Dieser Lehrer, der übrigens nicht unbeliebt war, hatte eine sonderbare Art, sich mit Hyperbeln in Zorn zu reden. Einmal kam er darüber zu, wie zwei Brüder sich prügelten: „Der Jung', der Jung',“ sagte er, „schlägt seinen Bruder! Nächstens bringt er wohl gar seinen Vater um — schneid't seiner alten Großmutter den Hals ab! Der Jung', der Jung' — so'n Mörder!“

Er war damals schon ganz weiß und alt, ist aber noch lange Jahre auf seinem Posten geblieben. Zuletzt pflegte er während der Stunden mitten im

Satz einzuschlafen, oft an dreißig Minuten lang. Die Klasse verhielt sich dann zu ihrem eigenen Vorteil, um ihn nicht aufzuwecken, mäuschenstill, und es wurde auf diese Art eine Ruhe erzielt, wie sonst durch kein Mittel. Gegen Ende der Stunde pflegte er aufzuwachen und fuhr dann in seinem Satz fort, als sei nichts geschehen.

Bemerkenswert und bequem für die Klasse war die Methode, mit der Doktor Schiller in Tertia den Homer traktierte. Die Schüler mußten von oben an der Reihe nach übersetzen, und da jedesmal nur zwei, höchstens drei drankamen und er niemals außer der Reihe fragte, so hatte man gut Zeit, unter dem Tisch Heine oder Immermann zu lesen, oder irgend eine andere Arbeit zu erledigen. Schiller war als niederdeutscher Sprachforscher nicht unbedeutend und seine Arbeiten „Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes“ und zum „Niederdeutschen Wörterbuch“ haben den Beifall der Kenner gefunden. Als Lehrer stand er aber nicht auf der Höhe, wie das oft bei Gelehrten der Fall ist. In Tertia hatten wir eine Stunde Deutsch, die dadurch ausgefüllt wurde, daß von den Schülern der Reihe nach Gedichte aufgesagt wurden, während der Lehrer auf dem Katheder saß und Aufsätze korrigierte, wobei er weder sah noch hörte. Darauf baute mein Freund Fritz Jenning seinen Plan, als er es wagte, das berühmte Gedicht aus den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten“ zu deklamieren, dessen erste Strophe lautet:

„Hinan, hinan zum sprossenreichen Spiegel,
Zum flüss'gen Dolch, der bunte Schatten teilt,
Hinan, hinan, mit grinsend mattem Zügel,
Bis ihr das Ziel Thermopylä ereilt!"

und das weiterhin die wunderschöne Stelle enthält:

„Wo Chinas Vögel sich mit Anemonen gatten,
Stürzt ein Koloß in Weltenblütenstaub."

Ohne eine Miene zu verziehen, korrigierte der Doktor bei diesem Attentat seine Aufsätze weiter, doch mochte es ihm aus diesen Versen wohl etwas exotisch angeweht haben, denn er fragte am Schluß: „Von wem ist das?"

„Von Chamisso!" antwortete Fritz Jenning mit unerschütterlicher Frechheit.

„Gut, setz dich!"

Ich selber, der, wenn es mir Spaß machte, auch arbeiten konnte, lernte einmal für diese Stunde die sechsundvierzig siebenzeiligen Strophen des Lichtenbergschen Gedichtes über die Belagerung von Gibraltar in einem Nachmittag auswendig, weil mir diese burlesken Verse ungemein gefielen, und trug sie dann ohne Anstoß vor. Der Beiname dieses Lehrers war Gagus, weil in seiner breiten mecklenburgischen Aussprache der lateinische Eigenname Cajus diese Form annahm. Seine Frau hieß infolge dessen Gaga, sein Sohn Gagulus und seine Tochter Gagula. Gagulus, mein Mitschüler, ist nachher ein sehr tüchtiger Offizier und Prinzeninstruktor am mecklenburgischen Hofe geworden.

Gagus selber hatte mäßigen Schülern gegenüber

einige Redensarten an sich, die er oft wiederholte. Die eine lautete: „Der Jung' muß aufs Schiff, muß was mit'n Enn'butt (Tauende) haben!" Er hätte übrigens als niederdeutscher Sprachforscher wissen müssen, daß es „Buttenn'" heißt. Die zweite hieß: „Der Jung' muß Grobschmied werden!"

Seltsamerweise haben mein Bruder Werner und ich, die wir beide solche Redensarten oft genug zu hören bekamen, diese Ratschläge genau befolgt, denn mein Bruder wurde Seemann, und ich habe später, als ich in der Fabrik arbeitete, oft genug am Amboß gestanden, denn schmieden war meine Passion.

* * *

Das Schweriner Gymnasium befand sich damals noch in den Räumen des alten Klosters, das an den Dom angebaut ist. Der eine Flügel enthielt die Klassenzimmer, der andere die Aula, die früher als Refektorium diente, und die Wohnung des Schuldieners. Verbunden waren beide Gebäude durch einen Kreuzgang und dazwischen lag der alte Klosterhof, der in den Zwischenstunden als Spielplatz diente. Obwohl ich nun in diesem düstern Ziegelbau wenig Gutes erlebt habe, so hängt mein Herz doch noch ein wenig an ihm, wie an allen Stätten meiner trotz alledem glücklichen Kindheit. Oftmals noch wandere ich im Geist durch den kühlen, gewölbten Kreuzgang und höre dann das Kläffen der Dohlen, die in den zahlreichen Rüstlöchern des Domes ihre Nester haben, und das unablässige Schreien der Turmschwalben.

Auch sehe ich mich dann jedesmal selber, wie ich, ein hagerer, langaufgeschossener Junge, am Schluß der Schule als der Erste in ungeheuren Sätzen die alten, ausgetretenen Holztreppen hinabgedonnert komme, um, froh der gewonnenen Freiheit, schleunigst um die Ecke zu verschwinden.

In diesem alten Kreuzgange traten wir auch an, wenn es im Sommer an jedem Mittwoch oder Sonnabend um vier Uhr hinausging zum Turnplatz. An das Turnen knüpfen sich meine fröhlichsten Schulerinnerungen, denn an die vier Fächer, in denen ich etwas leistete: Deutsch, Mathematik, Geographie und Singen reihte sich als fünftes und bestes das Turnen an, eine Zusammenstellung übrigens, die dem richtigen Schulmanne ein mitleidig verächtliches Lächeln auf die Lippen nötigen muß. Der sehr große, zum Teil mit alten Bäumen bestandene Turnplatz liegt eine halbe Stunde vor der Stadt auf dem Schelf-Werder, einer hügelreichen, bewaldeten Halbinsel zwischen dem großen See und dem Ziegelsee, und wir zogen hinaus mit fliegenden Fahnen und Gesang. Besonders beliebt waren zwei Lieder, nach denen es sich gut marschieren ließ: „Die Hussiten zogen vor Naumburg," und das alte Volkslied: „Es war einmal ein Mädchen, das hatt' zwei Knaben lieb!" Diese wurden fast jedesmal gesungen.

Das Turnwesen war eigentümlich organisiert auf dem Schweriner Gymnasium und ganz den Schülern überlassen, ohne daß sich die Lehrerschaft viel hineinmischte. Der Turnrat erwählte aus sich den Turn-

wart, der das Ganze leitete und von den jüngeren Schülern als eine Art Halbgott betrachtet wurde. Denn an Macht stand er einem Lehrer gleich, und da man selbstverständlich immer eine möglichst energische Persönlichkeit für diesen verantwortungsvollen Posten wählte, so genoß er weit mehr Respekt, als wessen sich die meisten Lehrer rühmen konnten. Zwar war immer einer von diesen zur Beaufsichtigung abgeordnet, allein der zog es meist vor, in dem benachbarten Waldwirtshaus des Herrn Duve die schöne Luft zu genießen und dazu Kaffee zu trinken. Er zeigte sich meist nur auf wenige Augenblicke, um mit wohlwollendem Lächeln alles in Ordnung zu finden. Die Turnsache gedieh übrigens bei dieser Einrichtung und es war ein frischer Zug in dem Ganzen. Außerdem war noch ein Turnlehrer vorhanden, ein früherer Unteroffizier, der die Freiübungen leitete, sonst aber nur einen beratenden Einfluß ausübte.

Ging das offizielle Turnen gegen sechs Uhr zu Ende, so kündigte sich das durch den Ausruf an: „Dor kümmt Tesch mit 'e Kanon'!“ Man sah dann auf der Chaussee einen kleinen, grauhaarigen Mann, den Schuldiener, heranwurzeln, der auf einem kleinen Wagen ein Faß hinter sich her zog. Dies enthielt Wasser, denn solches war auf dem Turnplatze nicht vorhanden und mußte aus dem benachbarten Forsthofe herbeigeschafft werden. War nun diese Wasserkanone auf dem Turnplatz angelangt und nach Schluß der ersten Abteilung die allgemeine Tränkung beendet, so folgten darauf gemeinsame Spiele, Kürturnen und

dergleichen, und gegen Abend zog man mit fröhlichem Gesange wieder nach Hause. Der Schluß des Turnens fand jedesmal am 18. Oktober statt, und dieser wurde für mich der glänzendste und ruhmreichste Tag im Jahre. Denn bald gelang es mir, einen der acht Eichenkränze zu erringen, die beim Wettturnen an die Besten verteilt wurden, und dann erhielt ich vier Jahre hindurch den zweiten. An den ersten konnte ich trotz vieler Uebung und harten Kampfes nicht gelangen, denn einer meiner Mitschüler, Daniel mit Namen, konnte immer noch ein kleines bißchen mehr als ich. Zu diesem Feste zog man ebenso wie bei der Eröffnung des Turnens mit dem großen Banner und mit Militärmusik aus, und den Abschluß bildete die feierliche Verteilung der acht Eichenkränze und die Entzündung eines mächtigen Scheiterhaufens aus Holz und Teertonnen, wozu der Turnwart eine Rede hielt und patriotische Lieder gesungen wurden. Dann zogen wir mit Musik nach Hause, voran gleich hinter dem Banner die acht Sieger, die ihre mächtigen Kränze wie Schärpen umgehängt trugen. In der Stadt befanden sich trotz der Dunkelheit viele Leute und alle großen und kleinen Mädchen an den Fenstern und lächelten gar lieblich und winkten mit Taschentüchern.

In jedem Jahre wurde von den jüngeren Schülern eine kleine eintägige, von den älteren eine große Turnfahrt unternommen, die drei bis vier Tage dauerte. An einer großen Turnfahrt habe ich nur einmal zu Beginn meines fünfzehnten Jahres

teilgenommen und diese ist mir dadurch bemerkenswert geblieben, daß sie meine erste Reise war, die ins Ausland führte. Denn in Mecklenburg nannte man und nennt man vielleicht noch jetzt alles Ausland, was nicht Mecklenburg selber ist. Ich berührte auf dieser Fahrt sogar zwei Ausländer, nämlich Lauenburg und Lübeck, strenge genommen sogar drei, da das Fürstentum Ratzeburg zu Mecklenburg-Strelitz gehört. Doch dies zum Ausland zu rechnen, so weit gehen, glaube ich, meine Landsleute von der strengsten Observanz nicht. Sie sagen höchstens von einem, der dort geboren ist: „Er ist nur ein Strelitzer," weil Mecklenburg-Strelitz doch nur ein so kleines Land ist.

Wir marschierten am ersten Nachmittage bis zu der über drei Meilen entfernten Stadt Gadebusch, wobei wir natürlich nicht unterließen, bei Rosenberg das Denkmal zu besuchen, das die Stelle bezeichnet, wo Theodor Körner gefallen ist. Von Gadebusch wanderten wir am anderen Tage nach Ratzeburg und fuhren von dort mit der Bahn nach Lübeck. Die schönen, mittelalterlichen Bauten dieser freundlichen alten Hansastadt machten mir damals wenig Eindruck, daß ich aber am Abend in dem berühmten Ratskeller saß vor einer veritablen halben Flasche Rheinwein, daß ich diese saure Flüssigkeit mit männlicher Gelassenheit vertilgte, ohne daß sich meine stille Besorgnis erfüllte, ich würde nun einen sogenannten Rausch bekommen, das war eine Erinnerung fürs Leben. Am nächsten Tage fuhren wir mit einem Dampfer

nach Travemünde und wanderten an der Ostsee entlang über Schwansee und Klütz nach Schloß Bothmer, wo der Graf uns eingeladen hatte. Schloß Bothmer ist ein sonderbares, rotes, weitläuftiges Gebäude aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und liegt in einem Wiesengrunde. Schloß und Park sind umgeben von einem breiten Wallgraben, den eine Allee von hohen Linden begleitet, eine launenhafte Anlage, wie so manche aus jener Zeit. Wir wurden dort gut aufgenommen und im Garten waren große Tafeln für uns gedeckt. Zur Nacht schliefen wir auf Streu in einer mächtigen, bedeckten Reitbahn. Der nächste Tag war der unergiebigste der Reise, wir wühlten uns durch unendlichen Sand auf Wismar zu und fuhren von dort mit der Bahn nach Hause.

* * *

Da mir nun in der Schule wenig Glück blühte, so war es natürlich, daß ich mir anderweitige Beschäftigungen suchte, und dazu bot die herrliche Umgegend Schwerins die beste Gelegenheit. Diese Stadt liegt in einer echt norddeutschen Landschaft, deren Schönheit hauptsächlich beruht auf dem Reichtum an Wasser, bewaldeten Hügeln und grünen, von gewundenen Bächen durchströmten Wiesenthälern. Der sogenannte „Große See", an dem Schwerin liegt, erstreckt sich von Süden nach Norden in einer Länge von zweiundzwanzig Kilometern und ist bei der Stadt fast sechs Kilometer breit. Außerdem liegen in unmittelbarer Nähe der Stadt und zum Teil in ihr

noch acht andere größere und kleinere Seen, so daß überall, wohin man sich nur wendet, Wasserflächen aufblitzen, bald umrahmt von schönen, stattlichen Bauwerken, bald von Gärten und Anlagen, bald von hohen, bewaldeten Ufern oder wallenden Kornfeldern. Charakteristisch für den großen Schweriner See, wie für viele dieser in den Diluvialmergel eingegrabenen Gletscher-Erosionsseen, sind die steil abfallenden Uferböschungen, die sich stellenweise, wie bei dem großherzoglichen Mustergut Raben-Steinfeld, bis zu dreiunddreißig Metern über den Seespiegel erheben und meistens mit schön gemischtem Walde bestanden sind. In der Nähe dieses Schwerin gegenüberliegenden Gutes hat das steile Ufer einen gebirgsähnlichen Charakter, rieselnde Quellen entspringen aus ihm und Pflanzen kommen dort vor, die im Gebirge wohl häufig sind, aber in Mecklenburg nur wenige Standorte haben, wie z. B. Akelei und gelber Fingerhut und sonst viele im Lande seltene Gewächse. Der schmale, durchschnittlich kaum einen Kilometer breite Höhenrücken, auf dem Raben-Steinfeld liegt, trennt den Großen See vom benachbarten Pinnower See und ist auch dadurch interessant, daß er eine sehr ausgesprochene Wasserscheide bildet. Denn der Große See fließt durch Stör, Elde und Elbe in die Nordsee ab, während der so nahe, aber zehn Meter tiefer gelegene Pinnower See seinen Ueberschuß an die nicht weit davon vorüberfließende Warnow und somit an die Ostsee spendet. Zugleich aber hat der Große See die Eigentümlichkeit, durch den an seiner Nord-

spitze entspringenden Wallensteingraben, der eine Menge von Mühlen treibt, außerdem noch an die nur vierzehn Kilometer entfernte Ostsee abzufließen, so daß er zwei Meeren seinen Tribut zahlt.

Der etwa acht Kilometer von Schwerin gelegene, zur Hälfte von schönem Buchenwald umgebene und mit zwei kleinen Inseln gezierte Pinnower See gilt mit Recht als eine landschaftliche Perle der Schweriner Umgegend und ist ein beliebtes Ziel für Ausflüge. An seinem Ufer der bewaldeten Seite gegenüber liegen zwei Dörfer, Pinnow und Godern. Als ich vor etwa zwölf Jahren den trefflichen mecklenburgischen Landschafter Malchin besuchte, der sich für den Sommer in Godern festgesetzt hatte, einem Dorfe mit lauter uralten, bemoosten Strohdächern, da sagte er mir: „Zehn Jahre kann ich malen, ehe ich alle die Motive aufgebraucht habe, die es hier gibt.“

Ich habe meine Schilderung der Schweriner Umgegend an diesem entfernteren Punkte begonnen, weil sich hier dieses echt norddeutsche Landschaftsbild am schönsten darstellt. Wer die Umgegend von Potsdam kennt, kann sich von dem Anblick, der sich von der Raben-Steinfelder Höhe auf den Großen See, auf seine bewaldeten, dämmernden Uferbuchten und auf das ferne, turmreiche Schwerin gegenüber darbietet, schon eine Vorstellung machen, nur muß er sich alles etwas großartiger, die Wasserflächen mächtiger und den Laubwald üppiger denken.

Zwischen Schwerin und Raben-Steinfeld liegen in diesem südlichen Teile des Großen Sees zwei

ziemlich gleich große Inseln. Die eine, der Ziegelwerder, wird fast ganz beackert und ist ziemlich flach, die andere dagegen, der Kaninchenwerder, ist hügelig und zum größten Teil bewaldet und bildet einen sehr beliebten Vergnügungsort für die Schweriner. Man findet dort uralte Dornbüsche, die sich zu stattlichen Bäumen ausgewachsen haben, außerordentlich viele wilde Obstbäume und Haselnußhorste von riesenhafter Größe, deren einzelne Stämme über einen Fuß im Durchmesser haben, wilde Rosen, die zum Teil bis hoch in die Baumwipfel gestiegen sind, und Brombeeren von seltener Fülle und Ueppigkeit. Es war der Traum meiner Jugend und ist noch jetzt der Traum meines beginnenden Alters, diese Insel ganz für mich allein zu besitzen und in friedlicher Stille in diesem kleinen Paradiese zu hausen.

Eine weitere Merkwürdigkeit dieses Ortes bilden die unzähligen Weinbergsschnecken, die seine dichten Gebüsche bevölkern und sich ungestört vermehren, weil sie bei uns nicht gegessen werden. Das war aber einmal anders, als während des großen Krieges eine Anzahl von französischen Kriegsgefangenen dort interniert wurde. Diese sahen kaum die unzähligen Delikatessen, die dort, von den nordischen Barbaren verachtet, massenweise umherkrochen, als sie sich mit Jauchzen auf sie stürzten und sich mit Hingebung ihrer Vertilgung widmeten. Sie durchsuchten nach ihnen die dichtesten Gebüsche und es dauerte nicht lange, da waren diese friedlichen Hausbesitzer bis auf den letzten in den Mägen der schleckerhaften Fremdlinge

verschwunden. Als ich zwölf Jahre später im Jahre 1882 einmal wieder dorthin kam, war von diesem großen Morden allerdings nichts mehr zu bemerken, denn aus den vor dieser Katastrophe abgelegten Eiern waren ungezählte neue Schnecken entstanden und hatten sich nach Abzug der Franzosen wieder so vermehrt, daß ein Abgang nicht mehr zu spüren war.

Von dieser Insel hat man überall die reizendsten Ausblicke, nach Norden auf den ferne dämmernden Paulsdamm, der den Großen See ungefähr in der Mitte seiner Länge durchschneidet und mit seinen Chausseebäumen von hier wie eine blaue Linie mit Punkten darüber erscheint, sowie auf die Buchenhügel des Schelfwerders. Im Osten zeigt sich das hohe, bewaldete Ufer von Görslow und Raben-Steinfeld, im Süden das an der Spitze des Sees gelegene freundliche Zippendorf mit schimmernden Villen und dahinter ansteigenden bewaldeten Höhen, und im Westen neben den herrlichen Anlagen des weit ausgedehnten Schloßgartens das prachtvolle, fünftürmige Schloß mit goldener Kuppel und vielgegliedertem Dach, und weiterhin die giebelreiche Stadt selbst, überragt von dem stattlichen Dom und geziert mit schlanken Türmen. Ein herrlicher Anblick, wenn an einem stillen, schönen Sommerabend hinter der Stadt die Sonne untergeht und die dunklen Türme, Giebel und Zinnen mit Glorienschein umsäumt, während sich diese ganze Pracht im glatten See wiederspiegelt. Ich genoß dieses Schauspiel einmal als junger Mann, während ich mit meiner Schwester auf dem Stege stand und

auf das Dampfschiff wartete. Der Eindruck war mir unvergeßlich und nicht lange hernach entstand aus diesem landschaftlichen Motive eine der ersten meiner kleinen Erzählungen „Sonnenuntergang".

Damals freilich, als ich noch in Schwerin das Gymnasium besuchte, bestand keine Dampfschiffsverbindung und man konnte die liebliche Insel nur zu Boot oder Kahn besuchen. Dafür war aber auch alles dort damals frischer und ursprünglicher und weniger abgetreten.

Was nun Schwerin selbst betrifft, so ist es eine freundliche, garten- und wasserreiche Stadt mit zum Teil sehr schönen öffentlichen Gebäuden, unter denen das großherzogliche Schloß, herrlich auf einer kleinen Insel zwischen dem Burgsee und dem Großen See gelegen, bekanntlich weltberühmt ist. Die wundervollen Anlagen des Schloßgartens erstrecken sich weithin und gehen stellenweise in wirklichen Wald über. Das am meisten besuchte Gehölz bei Schwerin aber ist der schon erwähnte, rings von Wasser umgebene, hügelreiche Schelfwerder, der abwechselnd mit Eichen, Buchen, Fichten und Erlen bestanden ist und weiterhin in eine moorige Niederung übergeht, auch zuweilen von anmutigen Waldwiesen unterbrochen wird. Auf den Wegen, die dieses schöne Gehölz in allen Richtungen durchschlängeln, war ich besser zu Hause als in den Irrgängen der lateinischen Grammatik.

Daß sich in einer also beschaffenen Umgegend ein reiches Vogelleben entwickelt, ist selbstverständlich, und damals war das noch in viel höherem Maße

der Fall als jetzt. Das gemeine schwarze Wasserhuhn, dort Zappe und in der Mark Lieze genannt, bevölkerte in Scharen die Seen und überall sah man die schnurrigen Haubentaucher schwimmen und tauchen. Diese beiden Vögel legten ihre Nester oft so nahe bei menschlichem Verkehr an, daß man von der hochgelegenen Promenade hineinsehen und die Eier erkennen konnte. Noch jetzt tönt mir das unablässige, knarrende Geschwätz der Rohrsänger im Ohre, die in den großen Rohrbreiten der Seeufer zu Tausenden wohnten und im Frühling oft die ganze Nacht hindurch thätig waren; damals nistete noch in dem Ramper Moore, das sich halbinselartig in den Großen See erstreckt, der scheue Kranich, und die im nördlichen Teile des Sees gelegene kleine Insel „die Goldburg" war berühmt als Brutort für allerlei Wasservögel, Möven, Strandläufer, Enten und wilde Gänse. Das ist nun aber alles längst dahin, denn später wurde bei dem benachbarten Orte Wickendorf eine Zementfabrik errichtet, für die auf dem Ramper Moor und auf der Goldburg nach Wiesenkalk gegraben wurde, wodurch die Ansiedlungen dieser scheuen Vögel verschwanden.

Am reichsten an Singvögeln aber war ein eingehegter und besonders gepflegter Teil des Schloßgartens, der sogenannte Grüngarten, erfüllt von prächtigen Rasenplätzen, Blumen- und Gebüschgruppen und laubigen, von Wein übersponnenen Gängen. Dort war an schönen Frühlingsmorgen oder Abenden das vereinigte Gesinge der Nachtigallen, Grasmücken, Rot-

kehlchen, Laubvögel, Buchfinken und anderer kleiner Musikanten geradezu betäubend.

Doch nicht allein die schöne Jahreszeit, sondern auch der Winter zeichnete sich durch ein reiches Vogelleben aus. Zahlreiche Scharen von verschiedenen Meisen, untermischt mit Spechtmeisen, Baumläufern und Goldhähnchen durchzogen dann mit leisem, lockendem „Sit, sit“ die Umgebung und die Gärten der Stadt, der Zaunkönig ließ seinen hellen Gesang erschallen trotz Winterfrost und Schnee, auf den Landstraßen liefen in Menge die Goldammern und Haubenlerchen herum, und zuweilen wohl sah man auch den großen Würger, wie er von einem Baumwipfel aus auf Raub spähte. Wurde der Winter strenger und fror der Große See zu, so zeigten sich im Schloßgarten an einer Stelle, wo durch einen kleinen Fall das Wasser offen blieb, die seltsamen, edelsteinglänzenden Eisvögel und betrieben ihren Fischfang, indem sie sich von einem Zweige aus kopfüber ins Wasser stürzten. Es kamen auch wohl in Scharen aus dem hohen Norden die bunten Seidenschwänze oder die niedlichen rotköpfigen Birkenzeisige und brachten Leben in die schneebedeckten Baumzweige, von denen sie sich so anmutig abhoben. Auf dem Großen See aber war dann ein gewaltiges Treiben, denn auf verschiedenen Untiefen, deren Wasser sie durch Schwimmen offen hielten, fanden sich ungezählte Scharen von nordischen Enten ein, Schellenten, Bergenten, Reiherenten und andere, die sich, wenn man ihnen auf dem Eise zu nahe kam, mit donnerndem Fluge

in ganzen Wolken erhoben, um eine andere offene Stelle aufzusuchen. Zugleich aber erschien dann auch der mächtige, weißschwänzige Seeadler, der zwei und ein viertel Meter klaftert, und holte sich von Zeit zu Zeit einen Braten aus der auseinanderstäubenden Schar.

In diesem papiernen Zeitalter hat nun wohl fast jeder Knabe ohne Ausnahme eine Briefmarkensammlung oder hat doch einmal eine gehabt, das Sammeln von Naturgegenständen ist aber gegen früher sehr in Rückstand gekommen. Damals gab es jenen öden Sport noch nicht, und die Knaben sammelten viel häufiger als jetzt Vogeleier, Schmetterlinge, Käfer, Muscheln, Pflanzen, Steine und dergleichen. Das Eiersammeln will ich in dieser Zeit, wo die Vogelwelt bei uns von Jahr zu Jahr mehr abnimmt, nicht befürworten, es ist ja auch, Gott sei Dank, verboten, doch muß ich bekennen, daß es für mich die Brücke gebildet hat zu einer etwas intimeren Kenntnis der Natur als sie gewöhnlich ist, so daß ich mir im Laufe der Zeit durch unausgesetzte Beobachtung und fleißiges Nachlesen im Naumann und anderen Büchern eine gewisse Kenntnis der einheimischen Vogelwelt erworben habe, besonders der Insektenfresser, die von jeher meine Lieblinge waren. Da ich auch hier, wie in fast allen Dingen, die ich in meinem Leben gelernt habe, auf mich allein angewiesen war, so hat es oft viele Jahre gedauert, bis es mir gelang, nach Lockruf, Gesang oder Aussehen die Art eines Vogels zu bestimmen, dann aber saß es auch fest.

Ich habe als Knabe wohl viel und gern Vogel-

nester gesucht, ein Nesträuber aber bin ich nie gewesen und die Eier meiner kleinen Sammlung verschaffte ich mir meist durch Tausch oder Kauf oder erhielt sie geschenkt; diese Neigung hat auch nicht lange angehalten und machte bald dem Sammeln von Schmetterlingen Platz. Dazu wurde ich, wie ich denke, angeregt durch meinen Mitschüler Adolf von Buchwald, einen stillen, sinnigen Knaben, der in der Schule neben mir saß, was nach dem Voraufgegangenen seine Qualität als Schüler genügend kennzeichnet. Aber zwischen den Schmetterlingen wußte er Bescheid und hatte trotz seines jugendlichen Alters wohl eine der besten Sammlungen im Lande. Er kannte alle Flugstellen und Fundorte in weitem Umkreis und tauschte sich für einige unscheinbare, aber anderswo sehr seltene Schmetterlingsarten, die er massenhaft fing oder aus den Puppen zog, aus ganz Deutschland Seltenheiten ein. Er nahm mich einst mit auf einen seiner Ausflüge, und da imponierte es meiner jugendlichen Unerfahrenheit sehr, wie planvoll und zielsicher er vorging und mit welcher Genauigkeit er voraussagte: dort werden wir das und dort das finden. Ich bekam zum erstenmal einen Begriff davon, wie ein wirklicher Kenner vorgeht, während es bei mir, wenn ich auszog, eine Glückssache war und ich nehmen mußte, was der Zufall vor mein Netz führte. Dieser gute, stille Mensch ist nun auch schon lange nicht mehr. Er wurde Landwirt und ging dann später nach dem Westen von Südamerika. Dort ist er bei Gelegenheit eines Aufstandes erschlagen worden.

Obwohl ich mich nun längere Zeit mit Eifer den Schmetterlingen widmete, so habe ich es doch zu keiner nennenswerten Sammlung gebracht, wie ich denn überhaupt zum Sammler nicht geboren bin. Noch heute, wo ich seit längerer Zeit meine Neigung dem Aufspeichern von Büchern zugewendet habe, allerdings auch wieder, ohne darin etwas Besonderes zu leisten, bringe ich es über mich, eine oder die andere besondere Seltenheit, die mir durch Zufall in die Hände fällt, zu verschenken, und freue mich dann, daß ich das kann, und daß mich der Sammelteufel noch nicht in seinen Klauen hat.

So zersplitterte sich denn auch schließlich meine kleine Sammlung durch Vertauschen und Verschenken, die buntesten Schmetterlinge aber steckte ich in eine Spanschachtel zusammen und verkaufte sie an Herrn Jakobsohn für 10 Schillinge (62½ Pfennige), was ich für einen sehr stattlichen Preis hielt. Herr Jakobsohn war ein kleiner, merkwürdiger Mann mit einem Vogelgesicht, über das sich die höchst seltsam gebaute mächtige Kuppel eines wie Elfenbein glänzenden, fast haarlosen Schädels wölbte. Die Erscheinung war so seltsam, daß sich die Sage gebildet hatte, er habe seinen Kopf, natürlich erst nach dem Tode lieferbar, für hundert Thaler an die Berliner Anatomie verkauft. Er war, wenn ich mich nicht irre, aus Berlin in unsere Stadt gekommen, um hier als Maler und Zeichenlehrer sein Brot zu essen. Da er nun aber wegen einer älteren, wohl angesehenen Konkurrenz wenig Schüler erhielt und auch mit seinen Bildern,

obwohl er nicht ohne Talent war, nicht viel verdiente, so hatte er außerdem einen kleinen Laden eingerichtet, wo er mit Zeichenmaterialien und Naturalien handelte. Wie er auf Naturalien, wovon er gar nichts verstand, verfallen war, weiß ich nicht, jedenfalls war der Laden, wo allerlei ausgestopfte Vögel und andere Tiere, Schmetterlinge, Käfer, Vogeleier, glänzende Mineralien und farbige Muscheln zu sehen waren, für mich immer sehr interessant. Er ging bei seinen Ein- und Verkäufen meist nach dem Aussehen und es passierte ihm, daß er für ein recht buntes Ei eines ganz gemeinen Vogels mehr gab oder forderte, als für ein weißes von einem sehr seltenen. Auch liebte er hochtrabende Namen. Ein Freund von mir, der Geschick zum Ausstopfen hatte, verkaufte ihm einmal eine einheimische ausgestopfte Spitzmaus, die bald darauf zu sehen war mit der stolzen Bezeichnung: „Spitzmaus von der Wolga". Ein jugendlicher Betrüger hatte, darauf bauend, ihm eine in Spiritus eingemachte Ringelnatter mit der Etikette: „Boa israelitica" angeschmiert, und unter dieser Bezeichnung stand sie in ihrem Glashafen lange in dem Laden und gehörte zu den unverkäuflichen Gegenständen.

Herr Jakobsohn malte damals Stillleben und hatte auf einer Ausstellung ein solches Bild, das in der Hauptsache aus ziemlich viel schmieriger Wurst bestand. Der König von Preußen besuchte damals zufällig Schwerin, sah dies Bild und sollte eine mißbilligende Bemerkung über die Unappetitlichkeit dieses Frühstücks gemacht haben. Das sprach sich herum

und kränkte Herrn Jakobsohn tief. Er machte eine Eingabe, setzte alle Hebel in Bewegung und erreichte es, daß der König zur Herstellung gekränkter Künstlerehre bei ihm ein Stillleben bestellte, und zwar ein Karlsbader Frühstück, das sehr reinlich nur aus Weißbrot und Kaffee besteht. Er ließ sich nun als Modell Karlsbader Stangengebäck und dergleichen kommen und malte dazu schönes Porzellangeschirr auf einem Präsentierbrett mit großem Eifer. Als er fertig war, stellte er das Bild aus in seiner Wohnung und forderte in der Zeitung jedermann auf, das vom König von Preußen bei ihm bestellte Stillleben zu besichtigen. Ich ging auch hin und fand das Bild sehr sauber und schön. Dies ist, wie ich glaube, meine erste Berührung mit der Kunst.

Erst später hat Herr Jakobsohn seinen eigentlichen Beruf entdeckt, als er darauf kam, einen Klosterhof mit Schnee zu malen, der gefiel und bald verkauft wurde. Er hat dann immerfort Klosterhöfe mit Schnee gemalt, immer dasselbe mit kleinen Variationen, rotes Gemäuer, weißen Schnee und violette Luft. Als ich viel später nach Berlin kam, sind mir von ihm in mehreren Ausstellungen hintereinander noch solche Bilder begegnet.

* * *

Von den Schmetterlingen, den leichten und luftigen Wesen, verfiel ich, wohl nach dem Gesetz des Kontrastes, auf die Steine, durch welche Anregung, weiß ich nicht mehr.

Obwohl nun in Mecklenburg anstehendes Gebirge kaum vorhanden ist mit Ausnahme des Gipses bei Lübtheen, des Pläners bei Dietrichshagen an der Ostsee und der Kreide an verschiedenen Orten, sowie des berühmten Sternberger Kuchens, der aber, wenn auch einheimisch, nicht mehr an seiner ursprünglichen Lagerstätte gefunden wird, so ist das Land doch ungemein steinreich durch die riesigen Massen der nordischen Gerölle, Geschiebe und Findlingsblöcke, die an manchen Orten so mächtig und häufig sind, daß sie der Gegend einen Gebirgscharakter verleihen. Obgleich nun seit Menschengedenken daraus Kirchen, Scheunen, Häuser, Straßen und Chausseen gebaut worden sind, so ist in den reicher bedachten Gegenden doch noch kaum eine Abnahme zu spüren, alle Gärten und Felder sind dort mit zum Teil uralten Steinmauern eingezäunt, viele frühere Wasserlöcher sind mit den vom Felde beseitigten bis zum Rande angefüllt und an wüsten Orten liegen sie zu mächtigen Haufen gestapelt. Auch Versteinerungen werden im Lande in Menge gefunden. Ich betrieb auch diese Sache natürlich in knabenhafter Weise und glaubte oft Schätze zu besitzen, wo ich nur Wertloses eingesammelt hatte. Insbesondere als ich erfuhr, daß man in Gneis und Granit oft Granaten eingesprengt findet, begann ich alle Chausseesteinhaufen nach solchen Steinen zu durchsuchen, die ich für sehr wertvoll hielt, obwohl diese dunkel rotbraune, undurchsichtige Sorte von Granaten gar nicht geschätzt wird. An einer Stelle, wo man Steine gesprengt hatte, fand ich auch eine Menge

von Gneisstücken, die von Granaten rot punktiert oder zuweilen mit ausgebildeten kleinen Krystallen besetzt waren. Ich schleppte alles nach Hause, obwohl ich mehrmals deswegen gehen mußte. Später entdeckte ich bei einem meiner Onkel auf dem Lande, daß in dem Fundamente seines neuen Schweinehauses eine große Anzahl von Granitblöcken vermauert waren, die sich ganz gespickt zeigten mit Granaten bis zur Kartoffelgröße. Mir erschienen dies sehr pomphafte Untermauerungen für ein Bauwerk, das so niederen Zwecken diente, und wie oft habe ich davor gestanden, nachgrübelnd, wie ich wohl an diese Schätze gelangen könnte. Der große Garten desselben Landgutes war von einer Feldsteinmauer eingefaßt, und dort fand ich damals ein wohl acht Pfund schweres Stück Granit, das ziemlich große Bergkrystalle enthielt. Das war natürlich eine große Kostbarkeit für mich und ich schleppte den Stein über vier Meilen weit im Tornister nach Hause, obwohl mir seine scharfe Kante den Rücken wund rieb. Diese Leidenschaft ging aber schließlich vorüber wie alle anderen und die Steine wurden später gegen Muscheln allmählich umgetauscht. Jedoch kann ich noch heute nicht an einem Haufen geklopfter Chausseesteine vorübergehen, ohne ihn prüfend zu mustern.

* * *

Der Zusammenhang mit dem Landleben wurde in dieser ganzen Zeit nicht unterbrochen. Meine Großmutter hatte, als sie von Pogreß fortzog, das

ziemlich große und sehr fruchtbare Gut Bredentin bei Güstrow gepachtet, und dorthin zog die ganze Familie in den Hundstagsferien. Der älteste Sohn meiner Großmutter, Adolf Römer, ein Junggeselle, bewirtschaftete das Gut, und außerdem lebte dort Tante Luise, die jüngste Schwester meiner Mutter. Mein Onkel war ein großer und sehr starker Mann von strenger und harter Gemütsart und unterschied sich dadurch und durch sein Aussehen von seinen anderen drei Brüdern, mit deren keinem er eine Aehnlichkeit besaß. Er sah aus, wie er hieß, nämlich wie ein alter Römer. Sein mächtig gewölbter Schädel war ganz blank und nur von einem schmalen Kranze heller Haare umgeben. In dem glatt rasierten Gesichte standen über einer stark gebogenen Nase zwei hellgraue scharfe Augen und der festgeschlossene, einem Spalte gleichende Mund öffnete sich gern zu tadelnden, spöttischen oder ironischen Bemerkungen. Abgesehen von der Fülle seines Leibes war alles scharf an ihm. Das mochte wohl seinen Grund mit in einer harten Jugenderziehung gehabt haben. Er war bei einem sehr strengen Prediger in Pension gewesen, wo die einzige Erholung von der Schule in angestrengter Gartenarbeit bestanden hatte, und zur Ermunterung der Stock nicht geschont worden war. Kein Wunder, daß mein zum Träumen und Nichtsthun geneigtes Wesen ihm aufs äußerste mißfiel, und ich ihm ebenfalls sorgfältig aus dem Wege ging. Er war ein sehr schneidiger Mann, stand unglaublich früh auf und war den ganzen Tag in seiner großen Wirtschaft

thätig. Da er sich oft lange Zeit, wegen der hohen Ansprüche, die er machte und die nicht jeder zu erfüllen die Fähigkeit oder Neigung hatte, ohne Inspektor oder Lehrlinge behalf, so kann sich ein Kenner landwirtschaftlicher Verhältnisse schon vorstellen, was er auf einem Gute von nahezu 2000 Morgen schweren Bodens zu thun hatte. In schroffem Gegensatz zu seinem ganzen Wesen stand eine kleine Schwäche für Süßigkeiten und Kuchen, von denen er große Mengen verzehrte. Als er später einmal die Pariser Weltausstellung besucht hatte, brachte er viele Pfunde Pralinées mit, von denen er noch lange zehrte.

Charakteristisch für ihn war folgender Zug: Wenn mein Bruder Werner und ich einmal mit ihm ausfuhren und einem von uns wurde der Hut abgeweht, so fiel es ihm gar nicht ein, darum anzuhalten. Konnte man mit dem glücklich wieder erlangten Hute den Wagen im schnellsten Laufe noch wieder erreichen, war es gut, sonst mußte man einfach wieder nach Hause gehen.

Er war nicht ohne geistige Interessen, hielt den Kladderadatsch und die Illustrierte Zeitung und hatte für einen Landmann eine ganz stattliche Bibliothek, unter deren Büchern sich auch manche belletristischen Werke, wie die von Dickens befanden. Da sich aber dieser Teil seiner Bibliothek in einem verschlossenen Schranke befand, so konnte ich keinen Nutzen daraus ziehen, denn ihn darum zu bitten wagte ich nicht. Aber es gab dort noch manches andere zu lesen, und mein erster Gang war gewöhnlich, wenn ich vor allen

Dingen den Garten und den Stand der Stachelbeeren und Sommerscheiben besichtigt hatte, zu einer Kleiderkammer, wo auf einem Sims eine Menge Jahrgänge des Pfennig-Magazins, des Stammvaters aller unsrer illustrierten Zeitschriften, lagen. Besonders anziehend für mich waren darin die Holzschnittnachbildungen Hogartscher Kupferstiche wie: „die Biergasse und das Branntweingäßchen", „die Wahl", „die Punschgesellschaft", der „Dichter in der Not" und andere. Stundenlang konnte ich sitzen und diese Bilder betrachten, bis ich alle ihre vielen Einzelheiten fast auswendig wußte.

Auf einer Bodenkammer, wo es nach Flachs und Backobst roch, und zu der wir aus dem zuletzt genannten Grunde unsre Großmutter sehr gern begleiteten, fanden sich eine Reihe von Kinderbüchern aus alter Zeit, die aber für mich, der sonst alles mögliche Gedruckte verschlang, fast alle ungenießbar waren. Insonderheit „Gumal und Lina" von Lossius, ein dreibändiger Roman für Kinder, der zur Zeit unserer Großmütter ganz außergewöhnlich verbreitet war, widerstand allen meinen Angriffen, und ich habe dies einst berühmte Buch, obwohl ich die siebente Auflage von 1827 besitze, noch immer nicht gelesen. Da hielt ich mich lieber an das kleine Bücherbrett meiner Tante, auf dem ich eine damals viel verbreitete Anthologie aus deutschen Klassikern fand, sowie als bestes für mich eine sehr gute Ausgabe von Andersens Werken, soweit sie damals erschienen waren. Diese wurden nun jedes Jahr einmal durchgelesen.

Doch das Lesen war an diesem Orte nicht die Hauptsache. Da war erstens der große Garten mit seinen selbst für uns sehr leistungsfähigen Kinder unerschöpflichen Schätzen an Stachelbeeren. Die Sommerscheiben wurden gerade um diese Zeit reif und blieben, da diese Aepfel nicht sehr geschätzt wurden, ganz uns überlassen, die wir sie zu würdigen wußten. Da war der flache Hofteich, auf dem wir uns in einem großen Wassertroge spazieren fuhren, da war die Meierei oder das Milchenhaus, wie man in Mecklenburg sagt, mit der Buttermaschine und dem kühlen, sauber gescheuerten Keller, in dem unzählige Milchsatten standen, denn die Milch von gegen hundert Kühen wurde dort täglich zu Butter und mächtigen Lederkäsen verarbeitet, da war auf dem Dache des Milchenhauses eine weitere Merkwürdigkeit, das Wahrzeichen von Bredentin, eine Windmühle mit fünf Flügeln, dergleichen ich nie in meinem Leben anderswo gesehen habe. Eine fernere Eigentümlichkeit an ihr war, daß sie ungemein viel Wind brauchte, um in Gang zu kommen und deshalb nur in stürmischen Zeiten zum Schrotmahlen benutzt werden konnte. Auf diesem Gute waren noch einige andere sozusagen prähistorische Maschinen, wie man sie jetzt wohl so primitiv nirgends mehr in Deutschland sieht. Am meisten Eindruck machte mir die Pumpe am Viehhause, die durch einen zweipferdigen Göpel getrieben wurde und die Kühe mit Wasser versorgte. Das plumpe Bauwerk mit einem Gestänge aus Holz und Eisen trug oben ein kugelförmiges Gegengewicht, womit es wie ein alter Riese mit dem

Kopfe nickte und dazu ein schauriges Quietschen und dumpfes Stöhnen vollführte. Sie kam mir vor wie ein dämonisches Wesen, das, einem starken Zauber gehorchend, widerwillig niedere Dienste thut. Diese Pumpe stand im sogenannten Hellergarten, der von einem riesigen, mit Dornen gekrönten Reisigzaun umgeben, uns aber für gewöhnlich nicht zugänglich war. Denn dort zog mein Onkel an den langen Südostwänden des Viehhauses und einer anderen großen Scheune Wein, Spalierkirschen, Aprikosen und Pfirsiche. Besonders diese gediehen dort köstlich und in Menge, waren jedoch ein Obst, das zwar mein Onkel außerordentlich schätzte, dessen er aber uns nicht für würdig hielt. In dem Viehhause, bei den Schweinen, in den geräumigen Pferdeställen trieben wir uns natürlich gern herum. Ueberall nisteten hier in Menge die zierlichen Rauchschwalben auf Balken und Vorsprüngen, erfüllten die Räume mit Zwitschern und krausem Gesang und schossen durch Fenster und Thüren fleißig aus und ein.

Mindestens einmal in der Ferienzeit kam es vor, daß der Onkel mit einigen Leuten zum Fischen ausfuhr, denn nach seinem Prinzip, alles auszunutzen, was sich ausnutzen ließ, hatte er die vielen Teiche oder sogenannten Sölle, die sich auf dem Felde fanden, mit Karauschen, Schleien und anderen Fischen besetzt. Am reichlichsten gediehen die Karauschen in dem Hofteiche, der viel Nahrung hatte. Sie hatten sich dort so vermehrt, daß ein Zug mit der Wade in dem kleinen Teiche mehrere gefüllte Eimer ergab.

Da sie wegen der zu großen Menge nur klein blieben, so wurden öfters einige Eimer voll mitgenommen, um andere Teiche damit zu besetzen. Mein Bruder und ich nahmen an solchen Fahrten natürlich mit Wonne teil und halfen beim Ziehen des Netzes. Kamen wir dabei bis an den Bauch ins Wasser und gingen nachher unbekümmert mit „qwutschenden“ Stiefeln herum und ließen uns das Zeug auf dem Leibe wieder trocknen, so waren wir der Anerkennung des Onkels gewiß. Einmal hatte er es als eine Unmännlichkeit hingestellt, wenn Jungens überhaupt Strümpfe trügen. Das ließ ich mir nicht zweimal gesagt sein, und erst gegen Weihnachten, als wir schon zum Schlittschuhlaufen gingen, kam es heraus, daß ich von den Hundstagsferien ab strumpflos in meinen Stiefeln gesteckt hatte.

* * *

Bredentin lag in keiner schönen Gegend und Wald sah man an einigen Stellen nur fern am Horizont dämmern. Nur bei dem benachbarten Gute Karow war ein kleines Gehölz und einer jener allmählich zuwachsenden Seen, der reich an Wassergeflügel sein sollte, aber dahin kamen wir nicht, weil mein Onkel dorthin keinen Verkehr hatte. Und doch war die Gegend nicht ohne Reiz, besonders an den üppigen Wiesenthälern, wo sich lange Reihen von alten Kropfweiden hinzogen und mein Onkel an passenden Stellen kleine, aber dichte Gehölze von Weiden und anderen Bäumen angepflanzt hatte. Besonders war

es ein Teich in der Nähe des Hofes, wo ich mich gern aufhielt. Ein fast undurchdringliches Weidendickicht umgab ihn zur Hälfte, Schilf und Rohrbomben säumten sein Ufer und ein kleines, im Sommer nur spärlich fließendes Wässerchen durchströmte ihn. Dort war ein Paradies der grünen Wasserfrösche, die in mächtigem Bogen in den Teich plumpsten, wenn ich mich näherte. Diese Frösche wurden von einem Könige beherrscht, der an einer stark versumpften Stelle des Teiches seine Residenz hatte. Vielleicht war es auch nur ihr Kantor, dessen tiefen Baß man aus ihren abendlichen Gesängen immer deutlich heraushören konnte, allein ich hielt ihn für den König, denn ein solches majestätisches Tier hatte ich vorher nie erblickt, habe auch nachher nie seinesgleichen gesehen. Er war mindestens doppelt so groß wie die größten seiner Unterthanen, sah vornehm und weise aus und hatte in seinem Benehmen eine Würde, die sich zu seinem Range wohl schickte. Ich war natürlich von dem brennenden Wunsche beseelt, ihn zu besitzen, und da ich gehört hatte, man könnte Frösche angeln, so machte ich mir eine Angel, deren Haken aus einer umgebogenen Stecknadel bestand und mit einem roten Läppchen geködert war. Als ich diese Vorrichtung dem Froschkönig vor der Nase tanzen ließ, erregte sie die allerhöchste Aufmerksamkeit und Se. Majestät geruhten gnädigst danach zu schnappen. Ich lüftete ihn auch wirklich an der Angel etwa einen Fuß hoch, dann fiel er wieder ab und sah sehr beleidigt und verwundert aus, wie jemand, den man in seinen innersten

Gefühlen gekränkt hat. Noch einmal bewegte ich ihn zum Zuschnappen, aber wiederum vergeblich. Dann war es aus mit seinem Vertrauen, und als ich nun wieder das rote Läppchen verlockend um seine Nase tanzen ließ, drehte er sich mit einer Gebärde erhabener Verachtung herum und zeigte mir sein stattliches Hinterteil. Ich habe diesen Frosch viele Jahre lang gekannt und seitdem immer die Verpflichtung gefühlt, ihn als das wunderbarste Geschöpf seiner Art, das mir vorgekommen ist, der Nachwelt zu überliefern. Dies ist hiermit geschehen.

Eine andere Anziehung für uns bildete der sogenannte „große Graben", einer jener ungemein breiten und tiefen Entwässerungskanäle aus den Zeiten, da man die Drainage noch nicht kannte und mit großer Landverschwendung die mächtigen Gräben zog. Denn obwohl die eigentliche Wasserrinne die gewöhnliche Breite nicht überschritt, so lag sie doch so tief, daß wegen der schrägen Böschungen seiner Wände, der Graben an manchen Stellen zwanzig bis dreißig Fuß breit war. Im Sommer war er fast ganz wasserlos und dann ein wahres Füllhorn der mannigfachsten Blumen. Saß man in ihm, so war man ganz aus der Welt, rings nur nickten Tausende von Blumen und spielten unzählige Schmetterlinge. Libellen schossen in reißendem Fluge darüber hin und standen dann plötzlich wieder wie angenagelt in der Luft; man hörte in der Stille das Schwirren ihrer Flügel. Von oben schaute das reifende Korn hinein, wogte im sanften Winde und wisperte seinen Sommergesang; fern

schlugen die Wachteln, die Grillen zirpten und Gold- und Grauammern zwirnten ihr eintöniges Lied. Dort habe ich manchen Kindertraum geträumt.

An einer einsamen Stelle, wo dieser Graben eine sanfte Anhöhe durchschnitt und zwei Wiesen miteinander verband, hatte mein Onkel die hohen, schrägen Ufer mit Weiden und Pappeln bepflanzen lassen. Dort stand auch im hohen Sommer auf der Sohle immer Wasser und hier fand in späterer Zeit mein jüngerer Bruder Hermann, der ein fanatischer Vogelfreund von seiner frühesten Kindheit an war, das unzweifelhafte Nest einer Beutelmeise. Es war über dem Wasser an einem Weidenzweige frei aufgehängt und der länglichrunde Beutel hatte in der oberen Hälfte seitlich einen kurzen, röhrenförmigen Eingang. Mein Bruder hat das Nest noch lange gehabt und ich habe es selbst öfter bei ihm gesehen. Leider hatten er sowohl wie ich damals nicht die volle Einsicht von der großen Bedeutung dieses Fundes und wir versäumten, ihn zu veröffentlichen oder das Nest einem anerkannten Ornithologen vorzulegen. Später ist es verloren gegangen und mit ihm der einzige Beweis für das Vorkommen der Beutelmeise in Mecklenburg. Ein sogenanntes Unikum ist wieder einmal spurlos verschwunden, und obwohl für meinen Bruder und mich kein Zweifel besteht, daß wir damals ein wirkliches Nest der Beutelmeise vor uns hatten, so können wir den Beweis dafür doch nicht mehr führen.

*   *   *

Noch lieber als nach Bredentin reisten wir beiden ältesten Brüder, Werner und ich, zu einem jüngeren Sohne meiner Großmutter, Wilhelm Römer, der das Gut Kneese bei Gadebusch gepachtet hatte und das Schweinehaus mit den kostbaren Granaten-Fundamenten besaß. Dieser war ganz das Gegenteil von Onkel Adolf und besonders in seinen jungen Jahren war: „Leben und leben lassen!" seine Devise. Wir besuchten ihn meist in den Michaelsferien und machten den vier Meilen langen Weg gewöhnlich zu Fuße mit dem Ränzel auf dem Rücken. Wenn wir dann auf den Hof kamen und uns der alte Kettenhund am Viehhause durch wütendes Gebell und einen wahnsinnigen Kriegstanz an seiner Kette, sowie die beiden Teckel durch heftiges Kläffen angekündigt hatten, da sehe ich noch immer meinen riesigen, über sechs Fuß hohen und dreihundert Pfund schweren Onkel vor mir, wie er, angethan mit einem kurzen sogenannten Stepprocke und auf dem Kopfe einen alten, ins Gelbe verschossenen Jägerhut, die Treppe der Veranda herabkommt und uns entgegen wandelt. Wie er dann uns mit einem: „Gun Dag Jungs!" begrüßt und sich nach seiner Gewohnheit mächtig die Hände reibt. Das Händereiben war überhaupt ein Römerscher Gebrauch und ist durch Erbschaft auch auf mich und meine Geschwister übergegangen. Am stärksten darin war aber dieser Onkel Wilhelm. Wenn eine Sache ihn recht erfreute und bewegte, so setzte er sich sogar manchmal dazu in einen kurzen Trab und konnte also händereibend über seinen halben Hof laufen.

Dann begrüßten wir unsere Tante Emma, die so klein wie mein Onkel groß war, und, wenn sie zusammen gingen, auf einen Schritt ihres Mannes immer zwei machte. In der Nachbarschaft führte das Ehepaar deshalb den passenden Namen: „Maus und Löwe.“

„So, nu kommt man rein!“ sagte mein Onkel dann, „das Besperbrot steht schon da.“ Wenn wir dann an dem mit guten Sachen reich besetzten Tische saßen, pflegte er wohl zu sagen, wenn meine Tante das Rauchfleisch oder den kalten Braten vornahm: „Snied ehr 'n ollig Stück af, Emma, nich so 'n Finzel!“ und wenn wir es uns nach der langen Wanderschaft tüchtig schmecken ließen, rieb er die Hände vor Vergnügen. Das war ein anderer Empfang als in Bredentin, wo uns Onkel Adolf mit einem Inquisitorblick und einer sarkastischen Bemerkung begrüßte und uns, wenn es mal was besonders Gutes bei Tische gab, mit der Bemerkung zum Zugreifen aufmunterte: das sei eigentlich viel zu schade für uns.

Kneese hatte für uns Knaben den ungeheuren Vorzug, daß wir dort alles „durften“, sogar auf die Jagd gehen. Ich habe dort manchen Abend auf dem Anstand gesessen, während sich die Dämmerung niedersenkte, allerdings meist ohne jeden Erfolg, denn ich hatte keinen Anlauf und die noch dazu in der Gegend nicht gerade häufigen Hasen kamen stets an einer anderen Stelle heraus, als wo ich mich befand, und verhöhnten mich aus der Ferne durch fröhliches Männchenmachen. Freilich, Rehe gab es dort genug, aber

die durfte ich nicht schießen, da mein Onkel zur höheren Jagd die Berechtigung nicht hatte. Die Rehe, die dort aus dem großherzoglichen Revier austraten, wo sie sehr geschont wurden, waren unglaublich frech. Einer meiner Vettern, der bei meinem Onkel die Wirtschaft lernte, erzählte allen Ernstes, eines Abends habe ihm so ein unverschämter Rehbock in die Flinte hineingerochen. Da ihm der Pulvergeruch nun wohl nicht sympathisch gewesen wäre, so habe er lange vor ihm gestanden und immerfort geschreckt, als wolle er ihn ausschelten. „Ich konnt' das Beest gar nicht wieder loswerden!" schloß er diese merkwürdige Geschichte. Mein Bruder Werner hatte mehr Glück und kam öfter einmal bei beginnender Dunkelheit auf den Hof, einen stattlichen Hasen mit großem Stolze an den Löffeln tragend.

Doch schoß ich auch nichts, so war es doch schön für mich an den stillen Abenden am Waldrande zu sitzen, vor mir die grüne Wiese, hier und da durch ein rötliches, sich äsendes Reh belebt. Man sah doch immer etwas, z. B. einen Fuchs, der gegen den hellen Himmel wie ein Schattenbild mit niederhängender Lunte über einen benachbarten Hügel schlich, oder man lauschte auf die vielfachen, geheimnisvollen Stimmen des Waldes. Nun wurde ein leises Knistern und Rascheln des Laubes wie von vorsichtigen Schritten hinter mir vernehmlich, und da plötzlich stand seitlich von mir ein Rehbock am Rande der Wiese. Er sicherte eine Weile, zog dann ruhig weiter und senkte den Kopf zum Aesen nieder. Welch ein prächtiges Gehörn er

hatte. Ich zirkelte mit den Augen die Stelle des Blattes aus, wo er getroffen werden mußte. Der war mein, wenn ich nur gedurft hätte, das war aber leider etwas von dem wenigen, was ich nicht „durfte“. Einmal, als ich schon im Sommer in Kneese war, saß ich am Rande eines üppig mit Hopfen berankten Erlenbruches versteckt und hatte das Glück, eine Ricke mit zwei Kitzchen zu betrachten, die dicht vor mir in dem hohen Wiesengrase äste. Die kleinen zierlichen Tierchen spielten um sie herum und kamen mir so nahe, daß ich sie mit der Flinte hätte berühren können. Ich saß still wie eine Mauer, um die reizende Gesellschaft nicht zu verscheuchen, doch da die Mücken und die abscheulichen Blindfliegen sehr an mir thätig waren und mich von allen Seiten fleißig anzapften, so mußte ich doch wohl einmal eine Bewegung gemacht haben, denn plötzlich faßte mich die Ricke, die sich bis dahin ruhig geäst hatte, ins Auge. Nach Art der Rehe, wenn sie etwas Auffälliges oder Verdächtiges bemerken, tauchte sie einige Male stoßweise mit dem Kopfe auf und nieder, dann stampfte sie mit dem Vorderlaufe auf, ein zirpendes Warnungspfeifen, und die ganze zierliche Gesellschaft stürmte durch das hohe Gras davon.

In dieser Gegend war viel Buchenwaldung und nicht weit von Kneese lag der schöne, vielzipflige Schalsee mit seinen bewaldeten, buchtenreichen Ufern. Dort gab es eine Stelle, wo ein bei stiller Luft abgefeuerter Schuß dreizehnmal erkennbar zurückgeworfen wurde und dann noch als anhaltender Donner an fernen Waldvorsprüngen verhallte. Dort streiften wir eben=

falls umher mit dem etwa gleichalterigen Sohne des Försters und versuchten die wilden Tauben auf ihren Standbäumen zu beschleichen oder schossen auf einer sumpfigen Wiese nach den schreienden, sich im Winde schwenkenden Kiebitzen.

Schön war es auch, mit dem Jäger des Försters die Dohnensteige zu begehen und ihm zu helfen beim Auslösen der gefangenen Krammetsvögel, die wie kleine arme Sünder am Galgen in den dreieckigen Dohnen hingen. Im herbstlichen Walde war es so still, nur zuweilen schnickte ein Rotkehlchen oder eine Schar Meisen zog mit leisem: „Sit, sit!" vorüber. Ueberall aus dem feuchten Waldboden thaten sich Pilze hervor, hier leuchteten wie Scharlach die Fliegenschwämme, dort standen in Scharen die Elfenbeinpilze, glänzend wie weißes Porzellan, und von alten Baumstümpfen schimmerte der Schwefelkopf in Mengen, zu gelben Klumpen geballt. Bald ging es durch gemischten jungen Laubwald, den der Herbst mit allen seinen Farben geziert hatte, bald durch finstere Fichtenstangenschonung, wo es dunkel und still war und man lautlos auf der weichen Nadeldecke einherschritt. Dort flog mir einmal eine aufgeschreckte große Eule, die in dem engen Gange den Ausweg nicht finden konnte, fast an den Kopf. Wie angenehm aufregend war das Vorausspähen nach den gefangenen Vögeln, wenn sich ein neuer langer Gang öffnete, den man weithin übersehen konnte. Freilich, zuweilen hing auch nur ein Kopf mit blutigem Hälschen in der Schlinge, da sich ein vorüber schnürender Fuchs in kühnem Sprunge

den leckern Bissen abgepflückt hatte, was natürlich den Jäger jedesmal zu einem herzhaften Fluch auf den roten Räuber veranlaßte, zuweilen aber auch baumelte dort trübselig ein zierliches Rotkehlchen, deren sich leider alljährlich nicht wenige in den für die Drosseln bestimmten Schlingen zu fangen pflegen. Doch, wer in seiner Kindheit mit Jägern und Landleuten umgeht, der wird nicht zur Sentimentalität erzogen, und so dachte ich mir dabei weiter nichts, als: das wäre nun einmal so.

Der Art waren die mannigfachen Vergnügungen, die uns Kneese bot und da zu dem allen noch ein ausgedehnter Obstgarten kam, der seine herbstlichen Schätze für uns aufthat, und auch, wie der unsterbliche Karl Buttervogel in Immermanns Münchhausen sagt, für „fernerweitige gute Verköstigung" gesorgt war, so kann man sich denken, daß wir mit diesem Ferienaufenthalte wohl zufrieden waren.

* * *

Um so weniger wollte nach solcher Freiheit natürlich der Schulzwang schmecken. Doch wußte ich mir auch dort allerlei Erheiterung zu verschaffen und vertrieb mir die Zeit durch vergnügliche Allotria. In Quarta und Tertia schrieb ich sozusagen den Kladderadatsch der Klasse, und alles, was nur in der Schule oder im Unterricht vorkam, ward auf der Stelle illustriert oder in Versen und Prosa parodiert und kariklert. In diesen Jahren hatte ich vorzugsweise Sinn für das Komische und Burleske. Alte Jahrgänge der

„Fliegenden Blätter", „Düsseldorfer Monatshefte" oder „Kladderadatsch-Kalender" wurden mit Eifer immer von neuem durchstudiert, und wie mir das burleske Gedicht Lichtenbergs über die Belagerung von Gibraltar gefiel, habe ich schon vorhin erwähnt. Besonders lustig schien mir die Stelle, wo von der Erschütterung der umliegenden Provinz durch den Kanonendonner bei Gibraltar die Rede ist, so daß dadurch die merkwürdigsten Zustände eintraten:

„Die Pendeluhr'n zu Malaga
Die wollten nicht mehr gehen,
Und in ganz Andalusia
Wollt keine Mausfall' stehen.
Die Schornstein' selbst sahn rundherum
Sich schon nach Menschenköpfen um,
Um sich darauf zu stürzen."

Oder wie die Schießlöcher der schwimmenden Batterien mit den Kanonen darin geschildert werden:

„An jeder Vorderseite saß
Ein Schießloch an dem andern;
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das war fürwahr! fast größer noch,
Als erstgedachtes Schießloch."

Ueber solche Späße konnten unsere Urgroßväter lachen, daß ihnen die Zöpfe wackelten. Und ich muß sagen, sie sind mir immer noch viel lieber als die fade Wortwitzelei, die heutzutage von manchen für Humor ausgegeben wird. In der Bibliothek meines Vaters fand ich Karl Malz, „Volkstheater in Frankfurter Mundart", ein Buch, das ich immer wieder las, und da ich mich in diesen Blättern der Wahr-

heit befleißigen will, muß ich sagen, daß die damals weitverbreiteten „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten“ mehr Eindruck auf mich machten, als nach den Gesetzen der Aesthetik vielleicht zulässig ist. Doch darf ich mich wohl damit trösten, daß ein Hauptästhetiker, der alte Vischer, in dieser Sammlung mit Beiträgen vertreten ist, die zu den herzhaftesten des tollen Buches gehören.

Ich vermute — denn alles aus dieser Zeit ist verloren gegangen — daß die meisten meiner damaligen Hervorbringungen nach solchen „berühmten Mustern“ gearbeitet waren, und die wenigen Spuren davon, die sich in meinem Gedächtnis noch vorfinden, scheinen das zu bestätigen. Zuerst zeichnete ich nur Karikaturen, die ich mit Unterschriften versah, aus den Unterschriften wurden allmählich kleine Texte oder Gedichte. Im Lauf der Zeit nahm das Literarische immer mehr Ausdehnung an, und schließlich verschwanden die Bilder ganz. Ich hatte auch mein Publikum und war darin sehr bescheiden, denn ich war mit einem einzigen Leser zufrieden und strebte nicht nach Massenverbreitung. Die Bilder der ersten Periode sammelte ein gutmütiger Mitschüler, der schließlich einen ganzen Packen davon hatte, die Zettel und Heftchen der zweiten Periode nahm der jüngste Sohn des Direktors an sich und besaß schließlich auch einen ziemlichen Stapel solchen Blödsinns. Ich selbst behielt nichts; es war mir ehrenvolle Anerkennung genug, wenn jemand das Zeug haben wollte und es sogar aufhob. Später, als ich schon von der Schule

abgegangen war, erzählte mir der Sohn des Direktors, der „Alte“ sei zufällig über diese Schriften gekommen und läse zuweilen darin, wobei er sich vor Lachen ausschütten wolle und erklärt habe, es sei viel Witz darin. Das schien mir zwar sehr ehrenvoll, ich konnte aber nicht umhin, den alten Herrn für sehr genügsam zu halten. An eine der Bildergeschichten erinnere ich mich noch. Sie stellte die Schicksale dar, die mein Mitschüler Peter Albert durch sein ungeheuere große silberne Uhr, eine sogenannte „Butterbüchse“, erlitt. Wie er vom Alpdrücken geplagt wurde, als er sie einmal zufällig des Nachts auf der Bettdecke hatte liegen lassen, wie er sich allmählich verkrümmte, da sein Wachstum durch die gewaltige Last der Uhr an der linken Seite zurückblieb, wie er ins Wasser fiel und sich trotz seiner Schwimmkunst nur mit Mühe retten konnte, weil ihn das Gewicht der Uhr immer wieder auf den Grund zog, und was dergleichen knabenhafte Scherze mehr sind. Ja, ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich mich selbst nicht scheute, meinen vermeintlichen Witz an körperliche Gebrechen zu hängen. Eine Anzahl meiner Mitschüler hatte sich eines Winters auf den ausgedehnten Eisflächen der Schweriner Seen verirrt und war nach allerlei Fährlichkeiten erst spät in der Nacht wieder ins Haus gekommen. Da nun der Anführer bei diesem Ausfluge eine sehr schiefe Nase hatte, so erklärte ich am nächsten Tage in einem wohlgebauten Distichon diese Irrfahrt für ganz natürlich, da der Führer immer seiner Nase nachgegangen sei und sich

infolgedessen fortwährend im Kreise herum bewegt hätte.

Zum Helden verschiedener Dichtungen wählte ich eine stadtbekannte Persönlichkeit, den allzeit betrunkenen Böttcher Maaß, der zuweilen von einer johlenden Herde von Straßenjungen verfolgt durch die Stadt taumelte. Zuerst ließ ich ihn nach der Weise des allbekannten Herrn Urian auf Reisen gehen und ihn die wunderlichsten Abenteuer erleben. Ich weiß noch, ich schrieb dies Gedicht in der Zeit vor der Nachmittagsstunde in der Schlafstube meiner Eltern auf einer sogenannten Waschkommode. Das Dichten ging mir damals noch fixer von der Hand als jetzt. Später holte ich aus zu einem längeren Epos, die „Maasiade" genannt, in dem sich Herr Maaß in allen möglichen Wissenschaften und Künsten versucht und dabei ungeheuren Blödsinn zu stande bringt. Dann gründete ich ein Blatt, das den Namen „Variatio delectat" führte und wöchentlich erscheinen sollte. Den Leitartikel bildete ein langes Gedicht: „Die Belagerung von Magdeburg", aus dem mir noch zwei Strophen in der Erinnerung haften. Nachdem die Greuelthaten der Eroberer genugsam geschildert worden sind, heißt es:

„Aber den entmenschten Siegern
Ist dies alles ganz egal;
Auf den Trümmern toter Leichen
Speisen sie jetzt sauren Aal!"

Am Schluß wird Tilly den Erinnyen übergeben mit dem Ausruf:

„Tilly, Tilly, grauser Feldherr!
Weh, wie wird es dir ergehn!
Oftmals noch wird das Gewimmer
Toter um dein Lager stehn!“

Außerdem enthielt diese erste Nummer den Anfang eines blödsinnigen Romans, von dessen Fortsetzung ich keine Ahnung hatte, einige kleinere Sachen und eine Menge von verrückten Inseraten. Eine weitere Nummer ist nie erschienen, und somit gleicht das erste und einzige von mir herausgegebene Blatt der berühmten „Aeolsharfe“, von der auch weiter nichts existiert als die Nummer 8 des dritten Jahrganges. Auch das Fragment eines fürchterlichen Trauerspiels entstand, angeregt durch das Marionettenstück von Karl Malß, „Prinz Ferdinand von Rolpotonga oder der durch Liebe, Eifersucht und Jalousie gar gräßlich ums Leben gekommen seiende Prinz“. Mein Stück führte den Titel: „Prinz Sternkobold oder das karrierte Ungeheuer“ und fing damit an, daß der verbannte Prinz Sternkobold in einer Einöde auf dem Nachtstuhl sitzend einen ungeheuren Monolog hält. Später kommt eine Scene vor, wo der „König“ des Stückes eine ganze Schar von Verschwörern vor sich rufen läßt, ihnen eine Standpauke hält und ihnen dann allen höchsteigenhändig die Köpfe abschlägt. Hernach setzt er sich auf den Leichenhaufen und spricht voll tiefer Empfindung:

„Froh zu sein, gebraucht man wenig,
Und wer froh ist, ist ein König!“

Von einem andern Stück: „Prinz Butterkuchen" existierte nur die Schlußscene, die etwa so lautete:

„(Eine Felshöhle, in der Prinz Butterkuchen ermordet liegt. Der König mit Gefolge tritt auf. Das Gefolge murmelt.)

Der König. Was murmelt ihr, Gefolge?

Einer aus dem Gefolge: Sehr Murmeliges hat sich hier ereignet. Dort in der Höhle Hintergrunde liegt Prinz Butterkuchen und schwimmt in seinem Blut!

Der König. Er schwimmt? Verhaßte Fertigkeit! Und tot sagt ihr?!

Ein Anderer. Sehr tot geruht der Prinz zu sein. Seht ihr denn an der Decke nicht das Loch, wo seine Seele durchgefahren?

Der König. Das Loch? Für seine dicke Seele ist es viel zu eng. Und tot sagt ihr? Prinz Butterkuchen ist nie tot genug, noch töter soll er sein, ich will am tötesten ihn wissen.

(Er durchbohrt ihn fünf- bis sechsmal mit seinem Dolche.)

Das Gefolge. Nun ist er tot genug, nicht töter kann er sein, um niemals wieder aufzuleben!"

Aus diesen wenigen Proben, die sich in meinem Gedächtnisse erhalten haben, wird man sehen, wie gut es war, daß aus dieser Zeit kindischer Freude am Burlesken und Blödsinnigen alles der Vernichtung anheim gefallen ist.

Im Grunde hatte ich aber eine ungemeine Hochachtung vor wirklicher Dichtung und wagte mich nur darum nicht an ernsthafte Stoffe, weil ich dies für ungemein schwer hielt. Insbesondere gute lyrische

Gedichte hatten für mich etwas von Wunder und Geheimnis, ich staunte sie an und begriff nicht, wie es möglich sei, daß ein Mensch dazu gelangen könne, die Musik seines Innern also in klingende Worte zu bringen.

Am meisten begeisterten mich damals Uhland, Heine und Andersen, die in meiner Knabenseele friedlich nebeneinander wohnten, und später habe ich zu thun gehabt, mich von dem Einfluß der beiden letzten wieder zu befreien. Denn Dichter, die sich auf so markante Art „räuspern" und „spucken" wie Heinrich Heine und der dänische Märchendichter Andersen, reizen junge, noch unselbständige Geister am meisten zur Nachahmung. So begegnet man denn noch heute den Unarten Heinrich Heines in unserer neuesten Literatur und sobald sich eine junge Dame hinsetzt, ein Märchen zu schreiben, darf man fast sicher sein, daß sie alle die kleinen Mätzchen des alten Hans Christian Andersen getreulich nachmachen wird. Freilich, das Gute des großen Lyrikers Heinrich Heine nachzubilden ist sehr schwer, und auch unter den Märchen aus jener Zeit, da sich der dänische Dichter noch nicht selber nachahmte, sind Perlen, die noch lange ihren sanften Schimmer verbreiten werden.

Cooper und Walter Scott hatte mein Vater mir aus seiner Bibliothek schon früh in die Hände gegeben, ich las aber auch oder verschlang vielmehr verschiedene Romane von Bulver, die ich ebenfalls dort fand, von denen besonders „Nacht und Morgen" einen solchen Eindruck auf mich machte, daß ich den

Roman gleich noch einmal durchpflügte. Was sonst noch in der Zeit bis zu meinem siebzehnten Jahre auf mich einwirkte, waren der Gil Blas, der Don Quijote, Immermanns Münchhausen, Paul und Virginie, Tristram Shandy, Gullivers Reisen, noch jetzt eines meiner Lieblingsbücher, aus dem ich unendlich viel gelernt habe, und E. T. A. Hoffmann, für dessen Schriften ich noch immer eine große Vorliebe besitze. Goethe trat mir erst später näher, und für Schiller konnte ich nie die warme Begeisterung empfinden, die sonst diesem Alter eigentümlich ist und besonders zur Zeit meiner Jugend noch sehr verbreitet war. Den Preis von allen aber trug damals Uhland davon, dessen Gedichte ich in meiner Jünglingszeit stets in der Tasche trug und so oft las, daß ich noch jetzt viele Stellen daraus auswendig weiß. In seinem Stil war auch mein erstes ernsthaftes Gedicht geschrieben, von dem ich weiß, und das merkwürdigerweise aus Opposition entstanden ist. Ich trug mich damals mit mancherlei Plänen zu ernsthaften Gedichten, führte sie aber nicht aus, da ich solche Dinge zu bewältigen mir nicht zutraute. Morgens beim Kaffee pflegte ich meiner Schwester Frieda von solchen Ideen zu erzählen und sprach ihr auch einmal von einem gefangenen kranken Sänger, der sich noch einmal aufrafft und sein letztes Lied singt von der gefangenen Nachtigall und ebenso wie diese dann tot zu Boden sinkt. Meine Mutter, die dabei ab und zu ging, hörte das und sagte: „Ach, du redest immer nur und führst nie etwas aus!“ Das stachelte mich an, das Gedicht noch

an demselben Tage niederzuschreiben. Die letzten beiden Strophen lauteten:

„Die Harfe sinket nieder,
Der Sänger hält sie nicht,
Sie stürzet auf die Erde,
Die Harfe — sie zerbricht.

Von ihr ein leises Klingen
Durch das Gefängnis zieht —
Der Sänger hört' es nimmer —
Er sang sein letztes Lied!“

Das Gedicht besitze ich noch, habe aber das jugendlich-sentimentale Gestammel niemals drucken lassen.

* * *

Schwerin hatte stets ein gutes Theater, und als ich zwölf Jahre alt war, erlaubte mir mein Vater, in die „Zauberflöte“ zu gehen. Das war ein großes Ereignis, denn ich war noch nie in einem Theater gewesen. Zwar in meinem siebenten Jahre etwa hatte ich in Wittenburg Marionetten gesehen. Ein wunderschönes Stück wurde gespielt, in dem eine gefangene Prinzessin vorkam, die immer, wenn sie die Hände erhob, mit ihren Ketten klirrte, daß es einem das Herz zerschnitt. Sie war wunderschön und hatte viele Fährlichkeiten erlebt, unter anderem einen grausigen Seesturm, den sie so deutlich schilderte, daß ich die haushohen Wellen und das schwankende Schiff vor mir sah. Ich konnte nur nicht begreifen, warum solche schönen Sachen hinter den Kulissen gemacht

wurden, wo sie keinem Zuschauer zu gute kamen. Den Seesturm hätte ich für mein Leben gern gesehen. Später als das Stück aus war, kam eine kleine Negerin, die trefflich tanzen konnte und mit unbegreiflicher Geschicklichkeit einen schwarzen Stab in die Höhe warf und wieder auffing. Fast graulich aber war es anzusehen, wie dann ein komischer Mann, der ebenfalls ungemein gelenkig zu tanzen verstand, in fünf Stücke auseinander ging, indem sich Arme, Beine und Rumpf in possierliche kleine Männerchen verwandelten. Ueber solche fast unglaublichen Wunder hatte ich dann noch lange gegrübelt und von ihnen geträumt. Nun aber sollte ich ein Stück sehen von lebendigen Menschen gespielt, die noch dazu sangen. Eine fürchterliche Schlange sollte darin vorkommen und Löwen, Affen und Mohren und Geschöpfe, die halb Vogel, halb Mensch waren. Durch Feuer und Wasser gingen die Menschen in dem Stück und was man mir sonst noch alles erzählt hatte. Ich war natürlich sehr rechtzeitig zur Stelle und stand in dem finstern Parterre, als das Theater noch halb dunkel war und nur der geheimnisvolle Vorhang, durch den zuweilen ein leises Wallen ging, in sanftem Dämmer vor mir lag. Ein eigentümlicher Duft, der allen Theatern gemeinsam ist, herrschte dort, und ich wunderte mich nur, daß die Besucher, die sich nach und nach einfanden, so gar nichts Feierliches an sich hatten, miteinander von alltäglichen Dingen plauderten und an die Stühle gelehnt neugierig mit Operngucken die Ränge musterten. Auch die Musiker, die dann

einer nach dem andern ihre Plätze einnahmen, schienen mir wenig von der Feierlichkeit des Ortes erfüllt zu sein; sie boten sich Prisen an, schnupften mit großer Umständlichkeit und sahen sehr gleichgültig und geschäftsmäßig aus. Dann ging ein eigentümliches Weben und Wirken im Orchester los. Die feinen Pizzikato-Töne gestimmter Geigen mischten sich mit Flötenläufen und den sanften Tönen des Horns, und zuweilen quäckte es wie mit komischen Ferkelstimmen dazwischen. Dann wurden die metallischen Töne der Kesselpauken laut, und ein gedämpftes Knurzen der Kontrabässe machte sich bemerkbar, zuweilen übertönt von dem fast menschlichen Gesange eines Cellos. Das war wohl noch nicht die eigentliche Musik, aber es weckte große Erwartungen. Unterdessen hatte sich das Haus gefüllt und das wunderliche Getöse im Orchester war immer stärker geworden. Plötzlich ging es wie ein Blitz über den Vorhang und es wurde ganz hell. Mit einmal stand dann dort ein schwarzer Mann, von dem man gar nicht wußte, wo er hervorgekommen war und der plötzlich mit einem Stäbchen aufklopfte. Im Orchester wurde es totenstill und dann — o wie feierlich — setzten die Posaunen ein. Die Zauberflöte gefiel mir; wie ein wunderbarer Traum aus einer höheren Welt zog dies seltsame Märchen an mir vorüber. Doch hatte ich auch manches auszusetzen. Insonderheit die Schlange mißfiel mir, ich hatte sie mir schrecklicher und wilder gedacht. Nun aber kam sie auf dem Bauche dahergerutscht wie ein ungeheurer grüner Spickaal, und kaum hatten die drei Damen

sie nur mit den Speeren angerührt, so zuckte sie noch ein= oder zweimal kränklich mit dem Schwanze und war tot. Die Königin der Nacht mochte ich gar nicht leiden. Aussehen that sie ja ganz nett in ihrem schwarzen, sternbesäeten Kleide, wenn sie nur das Singen hätte lassen wollen. Potz Blitz! Wie konnte sie quinkelieren und wie lange dauerte es immer, ehe sie fertig war! Am besten gefiel mir, wie sich später das alte, zahnlose, braune Mütterchen mit einemmal in die junge, reizende Papagena verwandelte.

Ich bin nachher natürlich noch oft ins Schweriner Theater gegangen und jedesmal, wenn ich Weinpunsch rieche, fällt mir dieses Kunstinstitut wieder ein. Denn der Duft nach diesem guten Getränk füllte stets die Restauration und verbreitete sich von dort weithin. Das muß schon in alten Zeiten so gewesen sein, wie ich aus Heines Harzreise schließe. Denn bei der Schilderung der großen Kneiperei auf dem Brocken heißt es: „Ein gemütlicher Mecklenburger, der seine Nase im Punschglase hatte und selig lächelnd den Dampf einschnupfte, machte die Bemerkung, es sei ihm zu Mute, als stünde er wieder vor dem Theater=büffett in Schwerin." Man darf annehmen, daß Heine dies nach dem Leben beobachtet hat, denn wie würde er sonst gerade auf das ihm ganz fremde Schwerin verfallen sein. Ob es dort wohl jetzt noch so gut nach Punsch riecht? Ich glaube kaum, denn dies poetische Getränk wird nun auch dort wohl schon längst dem alleinseligmachenden Biere zum Opfer gefallen sein. Ich unterschätze ja dieses Getränk durchaus nicht,

aber seine poetischen Qualitäten sind nur dürftig. Der beste Beweis ist, daß wir in dem so unermeßlich reichen feuchten Teile unserer Literatur nur sehr wenige Lieder haben, die dem Biere gewidmet sind. Dem Punsch aber hat sogar Schiller einen Hymnus gewidmet, und selbst der ärmste Poet, über dessen Lippen nur Dünnbier geht, huldigt in seinen Liedern dem Wein, insonderheit dem Muskateller, den er zwar nie gesehen und noch weniger getrunken hat, der sich aber seit den ältesten Zeiten als ein wahrer Musterreim auf Keller bei den Poeten des höchsten Ansehens erfreut.

* * *

Eines Abends, als mein Bruder Werner, der damals wohl dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein mochte, und ich im Bette lagen und wir noch ein wenig plauderten, sagte dieser plötzlich: „Du, Heinrich, ich will mich nun auch verlieben. Sie thun es alle."

„Weißt du denn schon in wen?" fragte ich.

„Ja," sagte er und nannte den Namen, „morgen früh fang' ich an!" Dann drehte er sich gegen die Wand und schlief ein. Pünktlich und gewissenhaft erfüllte er am anderen Morgen sein Versprechen und ist noch lange mit dieser so sonderbar hervorbrechenden Liebe geneckt worden.

„Sie thun es alle," hatte er gesagt, und ich konnte mich davon nicht ausschließen. Sie hieß Helene, war drei Jahre jünger als ich und wohnte den drei Gebrüdern Jenning, die in Schwerin die Schule

besuchten, gerade gegenüber. Der mittlere dieser Brüder, Fritz Jenning, war mein Freund und Klassengenosse, und so konnte ich, wenn ich ihn besuchte, die schönen Gefühle der Liebe und Freundschaft gleichzeitig pflegen. Der Freundschaft, indem ich von seinem Tabak rauchte, und der Liebe, indem ich unausgesetzt zu der schönen Helene hinüberstarrte. Sie hatte eine hübsche Stimme und ist später auch Sängerin geworden; einzelne Töne ihres Gesanges, die zuweilen über die Straße zu mir herüber flatterten, begeisterten mich, und da ich damals gerade für Hoffmann und besonders für die musikalisch exaltierten seiner Schriften schwärmte, so gab ihr diese Eigenschaft natürlich einen erhöhten Zauber. Helene war durchaus entzückend, die Art, wie sie den Kopf trug, wie sie ging, stand oder sich bewegte, oder sich auf der Bank vor ihrem Hause mit einem kleinen Nachbarskinde beschäftigte und es küßte, alles war unvergleichlich. Wie unermeßlich zu beneiden war dieses Kind und hatte doch keine Ahnung davon. Einmal streifte ich im Vorübergehen mit dem Oberarm ihre Schulter und noch wochenlang zehrte ich in der Erinnerung von diesem Ereignis und fühlte an meinem Arm eine sanfte, beseligende Wärme. O holde Thorheit!

Fortwährend träumte ich natürlich davon, wie ich sie aus großen Gefahren befreite. Sie wohnte zwar zu ebener Erde, aber für das eine dieser Traumbilder mußte ich sie unbedingt in den dritten Stock versetzen. Das Haus brennt. Plötzlich erscheint an einem der obersten Fenster eine helle, zärtliche Gestalt,

die Arme flehentlich nach Hilfe ausgebreitet. Ein Schrei des Entsetzens, ein dumpfes Gemurmel der Menge; es ist zu spät. Da bricht sich ein Jüngling Bahn durch das Volk, der Jüngling bin ich. Leitern werden zusammengebunden und schwanken durch die Luft empor. Ha, der Tollkühne! Er ist verloren! Doch siegreich durch Flammen und Rauch, mit wehenden Haaren und blitzenden Augen steigt er empor; eine zarte Last sinkt in seine Arme und abwärts geht es unter dem Jauchzen des begeisterten Volkes. Ein Dankesblick aus zärtlichen blauen Augen, und bescheiden verschwindet der Jüngling in der Menge.

Oder die Geliebte wandelt am Frühlingsmorgen beim Duft der Rosen und dem Gesange der Nachtigallen durch die blühenden Fluren. Ich stellte mir diese Scene immer an einem Wege vor, dessen Bezeichnung und Lage eigentlich etwas an sich hatte, das jede Phantasie im Keime zu morden geeignet war. Der Weg hieß nämlich „die Schlafmützenallee“ und zog sich am „faulen See“ entlang. Doch das machte mir nichts aus.

Also die Geliebte wandelt. „Plötzlich aus des Waldes Duster“ brechen zwei Strolche hervor; einer genügte meinem Heldenmute nicht. Was wollen sie? Sie wollen ihr was thun! Ihr das Portemonnaie wegnehmen — sie küssen — sie entführen — oder sich sonst ungebildet gegen sie benehmen. Aber ich bin in der Nähe. Sausend wie eine fliegende Kanonenkugel jage ich den Abhang hernieder, schmettere den einen durch die Wucht meines Anpralles zu

Boden und renne dem anderen mit dem Kopf vor den Magen, also daß er, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, umstülpt und die Sohlen gegen den Zenith kehrt. Dann, ohne mich um die hingestreckten beiden Scheusale weiter zu kümmern, trete ich einen Schritt näher und sage, die Hand aufs Herz legend, mit weltmännischer Gewandtheit: „Mein Fräulein, ich schätze mich glücklich, Ihnen diesen kleinen Dienst geleistet zu haben!“ Worauf sie antwortet: „Mein Retter, wie soll ich Ihnen danken?“ Aber plötzlich erblaßt sie und ruft: „Was sehe ich? Sie bluten!“

„Es ist nichts!“ erwidere ich mit feierlicher Leichtfertigkeit und trete einen Schritt zurück. Aber sie läßt sich nicht hindern, sie drückt das zarte Tüchlein, das so süß duftet, auf die Wunde, und eine kostbare Thräne rinnt über ihre zarte Wange — und so weiter.

Dies waren meine wachen Träume, aber auch durch meine nächtlichen schwebte ihre schlanke Gestalt. In einem solcher Träume wanderte ich durch die Zimmer und Hallen eines prächtigen Schlosses. Niemand war in den einsamen Räumen, als der Sonnenschein, der in breiten Strömen durch die hohen Fenster eindrang. Als ich in einen mächtigen Saal trat, kam mir von dessen anderem Ende mit schwebendem Schritt die Auserwählte entgegen. Sie trug ein glattes, schwarzes Seidenkleid und streckte mir freundlich lächelnd die Hand hin. Wir sprachen kein Wort dabei und gingen Hand in Hand durch viele Säle und Gemächer. Die Thüren öffneten sich von selbst,

wenn wir nahten, und die Treppen schwebten wir hinauf, indem wir mit den Fußspitzen die Stufenkanten leise berührten. Unsere Schritte waren lautlos; nur das zarte Knistern und Rauschen des Seidenzeuges vernahm ich fortwährend. Endlich, nachdem wir schon sehr hoch gestiegen waren, that sich eine letzte Thür auf, und wir traten in ein Turmgemach, das ganz von hellem Licht und reiner Luft erfüllt war. Dort setzten wir uns auf eine schmale Holzbank und sahen in das weite Land und in die klare leuchtende Ferne, und bei alledem war mir zu Mut, als schwimme das Herz in meiner Brust in eitel Sonnenschein. Nach einer Weile beugte sich das schöne Mädchen mit einer lieblich geheimnisvollen Miene sanft an mein Ohr, und in der Erwartung dessen was sie mir zuflüstern würde, erwachte ich plötzlich zu meinem großen Leidwesen. Ich habe sehr oft darüber nachgedacht, was sie wohl gesagt haben würde, wenn ich nicht so zur Unzeit erwacht wäre.

So viel Liebreiz konnte natürlich nicht unbeachtet bleiben und ich hatte, wie ich jetzt allerdings glauben möchte, nur in meiner Einbildung, an die vier oder fünf Nebenbuhler, die ich mit den Blicken eines eifersüchtigen Türken beobachtete. Damals schrieb ich ein phantastisches Märchen, in dem diese Nebenbuhler eine überaus klägliche Rolle spielten. Ich weiß nur noch, daß ich sie in diesem Phantasiestück auf Kapingschen Hengsten reiten ließ, die, als sich die Nebenbuhler vor der Geliebten stolz damit sehen lassen wollten, elend mit ihnen zusammenbrachen und sie

dem Gelächter preisgaben. Herr Kaping war ein ehrsamer Fuhrherr und Ackerbürger, der mit einer Anzahl von lebensmüden Rossen die städtische Abfuhr besorgte. Um diese Pferde und ihre sprichwörtliche Elendigkeit hatte sich ein ganzer Sagenkreis gewoben; man behauptete zum Beispiel steif und fest, den einen dieser Hengste habe Herr Kaping auf einer Auktion für 36 Schillinge (2 Mark 25 Pf.) gekauft.

Das Phantasiespiel dieser Liebe, denn mehr war es nicht, und ich habe nie im Leben ein Wort mit Helene gesprochen, dauerte noch anderthalb Jahre, nachdem ich die Schule verlassen hatte, bis ich im Alter von achtzehn Jahren nach Hannover ging. Damals, kurz vor meiner Abreise, setzte ich dieser holden Thorheit ein Denkmal, indem ich am Pinnower See, nicht weit von der sogenannten steinernen Bank, unsere beiden Namen untereinander in eine Buche schnitt. Wenn der Baum seitdem nicht gefällt worden ist, werden sie wohl noch dort zu lesen sein, denn der glatte Stamm der Buche bewahrt solche Schriftzüge wohl an die hundert Jahre und länger. So mancher gewinnt demnach mehr Unsterblichkeit durch eine Buche als durch ein Buch.

* * *

In der Tertia übten die „Alten“ eine sehr strenge Tyrannei und kein „Neuer“ durfte es wagen, sich vor Ablauf des ersten halben Jahres in der Zwischenstunde von seinem Platze zu begeben und sich in der Schulstube zu bewegen. Das war ein den

„Alten" vorbehaltenes Recht und der „Neue" gewann dies nach der genannten Zeit nicht ohne weiteres, sondern erst nach den harten Prüfungen der sogenannten Einweihung. Er mußte dreimal Spießruten laufen, ehe er den Ritterschlag erhielt. Gegen Ende des ersten halben Jahres begannen diese Feierlichkeiten. Die Alten stellten sich mit Linealen und geknoteten Taschentüchern auf, und der für die Einweihung reif gehaltene „Neue" mußte dreimal die Klasse herum durch ihre Reihen laufen, während tüchtig auf ihn losgedroschen wurde. Hatte er diese Prüfung bestanden, so mußte er vor dem Primus niederknieen und dieser schlug ihn mit dem langen Klassenlineal zum Ritter. Es ging dabei nicht ohne Roheit her, doch fügten sich die meisten widerstandslos in diese durch ihr Alter geheiligten Gebräuche. Nur zwei widersetzten sich zu meiner Zeit. Der eine, ein riesenstarker Junge vom Lande, war durch die vereinigten Klassen-Herkulesse nicht von der Stelle zu bringen und mußte auf seinem Platze verdroschen werden. Der andere aber, dessen Ehrgefühl sich gegen diese Behandlung aufs äußerste sträubte, war nicht mit solchen Kräften begabt und wurde von zwei der stärksten „Alten" trotz seines Sträubens zur Exekution durch die Klasse geschleppt, ein widerlicher Anblick, den ich nie vergessen werde. Ich fügte mich nach dem Rezept des alten Rüßler: „Wat sall einer dorbi dauhn!" und da ich nicht unbeliebt war, kam ich glimpflich ab.

Aber obwohl ich nun im nächsten halben Jahre

selber zu den „Alten" gehörte, sollte ich doch nicht lange Nutzen aus dieser erhöhten Lebensstellung ziehen. Denn das Maß meiner Sünden war voll und meinem Vater wurde mitgeteilt, er solle mich lieber freiwillig von der Schule nehmen, es würde doch nichts mit mir. Da fragte es sich nun, was ich werden sollte, und da ich einmal einen Bergkadetten in seiner hübschen Uniform gesehen hatte, der in Schwerin zu Besuch war, und da ich vom Bergmannsleben überhaupt eine sehr romantische Vorstellung hatte, so war ich bald entschieden. War doch auch Theodor Körner ein Bergmann gewesen, und dieser war in Schwerin der populärste Dichter, denn nicht weit davon, bei dem Dorfe Rosenberg, war er gefallen und ebenfalls in der Nähe, bei dem Dorfe Wöbbelin, lag er begraben. Alljährlich wurde an beiden Orten der Tag seines Todes, der in die schönste Sommerzeit fiel, festlich begangen. Aber dieser Plan scheiterte, denn bei näherer Erkundigung stellte sich heraus, daß für das Bergfach eine höhere Vorbildung erforderlich sei.

In der letzten Zeit hatte ich mich viel mit Physik und Chemie beschäftigt, mir verschiedene Apparate gebaut und das Haus mit allerlei übelriechenden Experimenten verstänkert. Ich hatte in unserem geräumigen Hause ein eigenes kleines Zimmer für diesen Zweck, wo man dergleichen Unfug ungestört treiben konnte. Mein in diesen Dingen mir sehr überlegener Genosse war mein Mitschüler Hans Tischbein, ein Abkömmling der weitverzweigten Künstlerfamilie dieses Namens, zu der auch der so-

genannte Goethe-Tischbein gehörte. Hans Tischbein hatte von Kind auf ein merkwürdiges Talent zu mechanischen Dingen und baute sich damals Elektrisiermaschinen, Telegraphenapparate, galvanische Batterien und dergleichen, die sich dadurch auszeichneten, daß sie erstens vortrefflich arbeiteten und zweitens ein merkwürdig geschicktes Aussehen hatten. Die unscheinbarsten Dinge wußte er zu verwenden, und alles sah an seinem Orte so richtig aus, als könne es gar nicht anders sein. In früherer Zeit hatte er einmal einen Pistolenlauf aus Blei gegossen, ihn mit einem Handgriff versehen und eine Drückervorrichtung dazu gemacht, wodurch man brennenden Zunder auf das Zündloch tupfen konnte, worauf das Ding losging, wenn es geladen war. Ich wünschte nun ebenfalls einen solchen Lauf zu gießen, allein er wollte mir die Methode nicht mitteilen und meinte, ich würde das auch nie herausbringen. Das weckte meinen Ehrgeiz und ich legte mich aufs Erfinden. Nach einiger Zeit brachte ich ihm den von mir gegossenen Lauf einer etwa sechs Zoll langen Kanone. Da teilte er mir seine Methode mit und siehe, sie war gegen meine komplizierte so einfach, daß ich mich schämte, darauf nicht verfallen zu sein. Er hatte außerdem noch vielerlei Talente, malte und zeichnete sehr hübsch und spielte mehrere Instrumente fast ohne Anleitung. Er war auch mein erster Komponist, setzte ein von mir verfaßtes, unglaublich unbeholfenes Liebeslied an Helene in Musik und sang es zur Guitarre. Er wollte wie sein früh verstorbener Vater Baumeister werden

und im nächsten Herbst nach Hannover auf das Polytechnikum gehen. Ich glaube, daß er es war, der mich auf den Gedanken brachte, mich dem Maschinenbau zuzuwenden. Es war damals die Zeit, wo das Studium der technischen Fächer anfing, sich mehr auszubreiten, und es war noch nicht wie jetzt durch allerlei Berechtigungszäune eingeengt. Außerdem muß ich gestehen, daß es etwas Verlockendes für mich hatte, auf diese Art trotz alledem zu einem richtigen Studentenleben zu gelangen. Als es bekannt wurde, daß ich von der Schule abgehen wolle, begegnete mir, wer weiß wie oft, die Frage: „Gehst du nu bi dei Stüer oder bi dei Post?“ Denn das war in solchem Falle das Gewöhnliche. Außerdem konnte man noch Kaufmann, Landmann oder Seemann werden. Wenn ich dann antwortete: „Ik warr Maschinenbuger“, so erregte das stets große Verwunderung, denn dies war damals in dem fast industrielosen Mecklenburg ein noch ganz ungebräuchliches Fach.

Um Ostern 1859 wurde ich konfirmiert und trat dann auf ein Jahr als Lehrling in die Schweriner Lokomotivreparaturwerkstätte ein, um die praktischen Arbeiten meines zukünftigen Berufes kennen zu lernen. Dort habe ich nicht viel gelernt und durch das, was meine ungeschickten Hände verdarben, wohl mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Nur in der Formerei ging es besser, weil mir diese Art Arbeit sehr gefiel. In den stillen, hohen Räumen war es so behaglich, zumal wenn die Sonne durch die trüben Fenster auf

den schwarzen Sand schien und in den hellen Licht-streifen tausend Stäubchen flimmerten. Da lag man auf der Erde und putzte an den Formen herum, und dabei plauderte man mit dem Meister, der weit her-umgekommen war, bis nach Holland und nach Italien, oder unterhielt sich mit dem Arbeitsmann der Gießerei, der ein Original war und in der Weise des Sancho Pansa zu philosophieren liebte. Zu einem anderen Lehrling sagte er einmal: „Ja, Sei hebben't gaud. Sei arbeiten hier nu so'n bäten, un nahst gahn Sei up dei hogen Schaulen, un denn ward'n Sei so'n Herr un denn reisen Sei in't Bad!"

So ungefähr dachte er sich unsere Carriere. Ach, leider war sie nicht so einfach! Hübsch war es auch, wenn dann am Sonnabend gegossen wurde; es war mir immer ein Fest, wenn der Ofen angestochen wurde und das flüssige Eisen wie glühende Milch, funkelnde Sterne von sich sprühend, in die eisernen Tragepfannen lief. Wenn dann die Masse in die Oeffnungen der bereitstehenden Formkasten eingegossen wurde, war es mein Amt, mit einer eigens dazu geformten Eisenstange die schwimmenden Schlacken zurückzuhalten, daß sie nicht mit in die Form liefen, und sehr wichtig kam ich mir vor, wenn wir einmal dabei Zuschauer hatten, wie es sich öfter ereignete.

Nach Beendigung dieser Lehrzeit nahm ich ein halbes Jahr lang Privatunterricht in der Mathe-matik und schrieb bei meinem Vater Aufsätze, deren Stoff ich mir beliebig wählen durfte. Diese Auf-sätze, drei an der Zahl, die alle verloren gegangen

sind, bezeichnen meine ersten Versuche auf dem Gebiete der Erzählung. Der erste schildert, wie einige junge Turner eine Wanderfahrt unternehmen und dabei in ein kleines Städtchen geraten. In der Nacht bricht Feuer aus und die Jünglinge eilen sofort an den Unglücksschauplatz, wo sie alles in Verwirrung finden. Sie aber bemächtigen sich der Situation und arbeiten mit Riesenkraft an der Spritze. Der gewandteste von ihnen erklettert unter hoher Lebensgefahr das Dach eines benachbarten Hauses und von dort gelingt es ihm durch geschickte Handhabung der Spritze das Feuer in unglaublich kurzer Zeit zu löschen. Dem Danke entziehen sie sich eiligst, und in ihrer Bescheidenheit wandern sie, um den ihnen zugedachten Ovationen zu entgehen, in aller Herrgottsfrühe weiter. Von der Höhe sehen sie noch einmal auf die Stadt zurück, die friedlich in dem ersten Morgensonnenschein daliegt. Von dem Schauplatz ihrer nächtlichen Heldenthaten steigt noch immer ein leichter, weißlicher Rauch empor. Sie aber schwenken die Hüte zum Abschied und wandern weiter in die schöne Welt.

Ich träumte damals viel vom Reisen, und so wurde in dem zweiten Aufsatz eine Wanderfahrt ins Gebirge beschrieben. Diese aber blieb Fragment, denn als ich mit großer Anschaulichkeit, wie ich meinte, den Marsch durch die Ebene an einem heißen Tage geschildert hatte und nun die Gebirgsfahrt beginnen sollte, ging mir die Puste aus, denn ich hatte nie ein Gebirge gesehen. Mir fällt dabei der hübsche

Witz ein, mit dem einmal jemand eine frühere, der Natur abgewandte, sogenannte ideale Richtung der deutschen Malerei verspottet hat. „Wenn," sagt er, „ein Franzose ein Kamel malen will, so geht er in den Jardin des plantes oder er reist gar nach Afrika und studiert das Kamel von allen Seiten und zeichnet und malt ganze Skizzenbücher voll Kamele. Der Deutsche aber hat das alles nicht nötig, er schöpft es einfach aus der Tiefe seines Gemütes."

Da nun wahrscheinlich mein Gemüt nicht tief genug war, um ein ganzes Gebirge daraus zu schöpfen, so hörte ich einfach auf.

Bei dem dritten dieser Aufsätze holte ich gar zu einer Novelle aus und da ich gerade unter dem Bannkreise E. T. A. Hoffmanns stand und ganz besonders für seine phantastische Geschichte den „goldenen Topf" schwärmte, so war der Held meiner Erzählung natürlich ebenfalls ein Student und hieß, wenn ich mich recht erinnere, auch Anselmus. Er ist am Ende seiner Studien angelangt und sucht eine Stellung als Hauslehrer. Der Student Anselmus ist zwar ein gelehrtes Haus, aber über die Maßen ungeschickt und unordentlich. Mit Behagen wird das Tohuwabohu geschildert, das auf seiner „Bude" herrscht und wie in dieses wüste Durcheinander, als sich der Student gerade in einem unbeschreiblichen Negligé befindet, ein überaus fein lackierter Bedienter tritt und ihm ein duftendes Briefchen überreicht von der Baronin Soundso, die einen Lehrer für ihr einziges Söhnchen sucht. Anselmus ist

überglücklich, und da er sich noch am selben Tage vorstellen soll, so bereitet er sich auf den Besuch sorgfältig vor, wobei er die jammervollsten Defekte an seinem schwarzen Anzug entdeckt. Nachdem er ihm nun mit Tinte etwas nachgeholfen hat, bleibt aber noch immer ein schändliches Loch unter der Achsel, aus dem das weiße Hemd hervorlugt, und er studiert sich nun vor dem Spiegel die Stellungen ein, die ihm erlaubt sind, wenn diese Schande nicht zum Vorschein kommen soll. Danach, zu Ehren dieses freudigen Ereignisses und um seinen Mut ein wenig zu beleben, trinkt er unterwegs in einer Konditorei ein Gläschen köstlichen Likörs, mit dem er sich in seiner Ungeschicklichkeit einen großen Fleck auf das weiße Vorhemd macht, den er nun auch noch zu verdecken hat, was die Anzahl der ihm erlaubten Bewegungen natürlich noch weiter mindert. Mit diesem verwirrenden Aermelloch- und Likörflecksbewußtsein wird er bei der Baronin vorgelassen, doch sein Herz erleichtert sich, als er sie in einem fast gänzlich verdunkelten Zimmer vorfindet. Denn die Dame ist augenleidend und hält sich stets in einem grün verhangenen Zimmer auf, mit grünen Teppichen, Möbeln, Tapeten und Vorhängen, ja selbst das Söhnlein ist grün gekleidet, um ihren Augen nicht wehe zu thun. Der Student Anselmus, gedeckt von der grünen Dämmerung, übertrifft sich selbst, er bringt die feinsten und zierlichsten Redensarten zu stande, gefällt der Baronin und sieht sich schließlich unter den angenehmsten Bedingungen an dem Ziele seiner

Wünsche. Doch als er sich nun, immer noch eingedenk seiner Schäden, mit fest an den Leib geschlossenem Arme und den Hut auf Herz und Likörfleck gedrückt, rückwärts hinauskomplimentieren will, rennt er in seinem Ungeschick gegen ein Glasschränkchen mit kostbarem Porzellan und venetianischen Gläsern. Ein furchtbarer Krach, die Baronin sinkt in Ohnmacht, der Sprößling schreit, und, den Tod im Herzen, alles, auch seine Hoffnungen, in Trümmern hinter sich lassend, rennt der unglückselige Anselmus hinaus.

Mit wie fröhlichem Leichtsinn begann man damals so eine Geschichte in der Hoffnung, der liebe Gott würde schon weiter helfen und fernere Abenteuer würden einem schon einfallen. Aber ach, die erwartete Hilfe blieb aus, und es fiel mir durchaus nichts weiter ein, so daß die Geschichte von den Abenteuern des Studenten Anselmus ebenfalls Fragment blieb.

* * *

Zu jener Zeit waren in Schwerin mehrere junge Leute, die sich dem Studium technischer Fächer widmen wollten, und unter diesen verkehrte ich, außer mit dem schon genannten Tischbein, besonders mit zweien, die ebenfalls später in Hannover studieren wollten. Der eine hieß Karl Graff, stammte aus Grabow und war ein zu allerlei Humoren und tollen Einfällen aufgelegter junger Mann; er konnte ungemein „mall“ sein, wie man in Mecklenburg sagt. Er wollte das Baufach studieren und ich glaube nie-

mand traute ihm damals zu, daß er je etwas Besonderes leisten würde. Trotzdem ist er am schnellsten von uns allen zur Anerkennung gelangt. Er wandte sich bald nach vollendetem Studium dem aufblühenden Kunstgewerbe zu und ward in sehr kurzer Zeit Hofrat und Professor in Dresden, wo er noch jetzt lebt.

Der andere hieß Karl Haack und hatte sich der Chemie zugewendet. Ihm, dem Sohne eines wohlhabenden Wagenfabrikanten, standen die Mittel zur Verfügung, deren Mangel mich in meinen Experimenten und Versuchen nie zu etwas Rechtem kommen ließ. Er besaß ein wohleingerichtetes chemisches Laboratorium und in der Wagenfabrik ließ er sich alle möglichen physikalischen Apparate bauen. Ich fand sein Dasein beneidenswert, denn alles, was bei mir nur Traum bleiben mußte, ward bei ihm liebliche Erfüllung. Was war mein eines, mühsam zusammengestümpertes Daniellsches Element zum Beispiel gegen seine stattliche Batterie und seinen vortrefflichen Induktionsapparat. Als er diesen einmal gerade in Gang gebracht hatte, kam Fritz Fahrenheim zum Besuch. Haack hatte eben die beiden metallenen Handgriffe durch lange übersponnene Drähte mit dem Apparat verbunden und auf den Tisch gelegt und da er noch aus einem entlegenen Zimmer etwas herbeiholen wollte, sagte er zu Fahrenheim, dessen Vorwitz er kannte: „Fritz, dat du mi dei Griffen nich in dei Hand nimmst — denn süß gifft dat'n Mallühr." Damit ging er hinaus. Fritz Fahren-

heim wurde natürlich mit dämonischer Gewalt zu den Griffen hingezogen; er betrachtete sie eingehend und konnte gar nichts Besonderes an ihnen finden. Endlich vermochte er nicht mehr zu widerstehen und tippte den einen der Griffe vorsichtig mit dem Zeigefinger an. Es geschah ihm gar nichts und kühner geworden nahm er den Griff in die Hand, ohne daß sich irgend etwas ereignete. Da er nun wußte, daß Karl Haack mit seinen Sachen sehr eigen zu sein pflegte, so kam er zu der Meinung, dieser habe ihn nur in Furcht setzen wollen, um ihn von seinem Apparate abzuhalten, und sofort hatte er auch schon den zweiten Griff in der anderen Hand. Nun aber war die Leitung hergestellt, und das schmerzhafte, unheimliche Schüttern des elektrischen Wechselstromes ergoß sich durch den Körper des Vorwitzigen. Entsetzt wollte er die Griffe von sich werfen, allein das ging nicht, sondern nur noch fester krampften sich durch die Wirkung des elektrischen Stromes die fliegenden Hände an das glatte Metall. Da überkam ihn das Grauen und die Angst vor dem Unerklärlichen, er fiel vor Schreck auf den Rücken und brüllte, an Armen und Beinen fliegend, ganz unmenschlich um Hilfe. Karl Haack eilte natürlich sofort herbei, befreite ihn aber nicht eher, als nachdem er sich über die schrecklichen, aber verdienten Folgen leichtsinnigen Vorwitzes eindringlicher Moral entäußert hatte. Fritz Fahrenheim aber begegnete von dieser Zeit ab elektrischen Apparaten jeder Art mit Mißtrauen.

In genialer Weise fing mein Freund Karl Haack

mit dieser Vorrichtung auch einige Straßenjungen, die sich gewöhnt hatten, an der Hausthürglocke seines Vaterhauses einen mächtigen Riß zu thun und dann schnell zu entfliehen. Durch ein besonders anhaltendes, zeterndes Klingeln gab es sich kund, wenn ein solcher Fisch an der Angel saß. Dann kam Karl Haack mit seinem spanischen Röhrchen heraus und ermahnte ihn zur Tugend. Dieses Motiv habe ich später in einer kleinen Erzählung „Der Gartendieb" verwendet.

Doch nicht allein seine physikalischen, sondern auch seine chemischen Kenntnisse benutzte Karl Haack zu allerlei Allotriis und destillierte unter anderem in seiner großen Glasretorte auch ein sehr vortreffliches, dunkelgrünes, starkes Getränk, das ich aus gewissen Gründen gar wohl in meiner Erinnerung behalten habe. Als damals nämlich wie alljährlich am 26. August bei dem Orte Rosenberg das Körnerfest gefeiert werden sollte, machten wir uns, Karl Haack und ich, und noch vier andere Bekannte auf, um uns an dieser Feier zu beteiligen, und dafür hatte der angehende Chemiker zu männlicher Erquickung für unterwegs eine große Flasche jener ominösen grünen Flüssigkeit gestiftet. Da wir nun wohl alle miteinander an dergleichen starkes Getränk nicht gewöhnt waren, so gerieten wir dadurch in eine so ausgelassene Stimmung, daß wir, wie ich fürchte, der Körnerfeier nicht zur Zierde gereicht haben. Als wir auf dem Rückwege durch das Dorf Lankow kamen, verfielen wir darauf, dem Schulmeister, der vor seiner Hausthür stand, ein Ständchen zu bringen.

Während wir nun dort gar lieblich sangen, und der Pädagoge uns mit finsterem Ernste betrachtete, kamen aus dem Hause sechs oder sieben Kinder eins nach dem andern hervor, stellten sich in eine Reihe neben ihren Vater und sahen ebenfalls stumm und ernst auf uns hin. Wir aber sangen unbeirrt unsere schönsten Lieder, zählten zwischendurch die Kinder, was wir für einen vortrefflichen Witz hielten, und zogen dann vergnügt weiter.

Am zweiten Tage nachher aber hatten diese mannhaften Thaten ein verdrießliches Nachspiel. Es kam ein Abgesandter zu mir, der mir mitteilte, unser heiteres Benehmen an jenem Tage habe die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich gezogen, der für die Zeitung arbeite, und dieser trage sich mit der Absicht, unsere Abenteuer, insbesondere das mit dem Schulmeister, mit all ihren pikanten Details und Nennung sämtlicher Namen der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit auch weitere Kreise Erheiterung dadurch gewönnen. Ein Zeitungsschreiber könne solchen schönen Stoff nicht unfruktifiziert liegen lassen, denn er sei darauf angewiesen, und dergleichen hübsche Geschichten passierten nicht alle Tage. Da ihm aber eine dunkle Empfindung sage, manchem von uns würde ein solches Hervortreten an die Oeffentlichkeit gegen das Gefühl sein, so ließe er anfragen, wie wir es in diesem Falle zu halten gedächten. Er für sein Teil sei bereit, gegen eine Entschädigung von im ganzen drei Thalern auf den litterarischen Ruhm zu verzichten, den er möglicherweise aus dieser Angelegenheit ziehen könne.

Ich hatte im Verlauf dieser Verhandlung einen tödlichen Schrecken bekommen, der Nachsatz aber nahm den Druck wieder von meinem Herzen, und mit großer Erleichterung bezahlte ich den halben Thaler, der auf meinen Anteil kam. Das war meine erste Berührung mit der Presse.

Karl Haack studierte zuerst in Hannover Chemie und ging dann nach Göttingen, wenn ich nicht irre. Später wandte er sich der Photographie zu und hatte lange Zeit ein bekanntes Atelier in Wien. Er erfand ein Verfahren, Faksimile-Druckplatten von Zeichnungen auf photographischem Wege herzustellen, und nach dieser Methode sind einzelne der Werke von Wilhelm Busch ausgeführt worden.

Zu einem meiner früheren Mitschüler, Walter Flemming, der die Schule weiter besuchte und Mediziner werden wollte, fühlte ich mich besonders hingezogen, weil er meine literarischen Neigungen teilte und an meinen damaligen schwachen Versuchen Interesse nahm. Wir waren uns schon als Kinder näher getreten, als sein Vater noch dirigierender Arzt der Irrenheilanstalt Sachsenberg bei Schwerin war. Mein Vater fuhr alle vierzehn Tage hinaus, um dort zu predigen, und nahm mich dann öfter mit, was immer ein Fest für mich war, denn ich spielte während der Zeit mit Walter Flemming oder wir trieben uns in dem großen, obstreichen Garten der Anstalt herum und manchmal hielten wir uns auch in dem kleineren, ummauerten Teile des Gartens auf, wo sich die Irren im Freien bewegten. Diese machten mir damals keinen

besonderen Eindruck, nur fiel es mir auf, daß die einen viel lebhafter und andere wieder viel stiller waren als gewöhnliche Menschen. Nur einmal, als wir durch den großen Garten gingen, drängte es sich mir auf, daß wir uns in einem Irrenhause befanden. Wir begegneten einer Dame mit starrem Gesichtsausdruck, die sich, von einer Wärterin begleitet, im Freien erging. Sie mochte sich nun wohl für die Vernünftige und uns für die Irren halten, denn so lange sie uns sehen konnte, rief sie uns mit gellender Stimme zu: „Ihr Narren! Ihr seid ja Narren!“ Sie wurde von der Wärterin sanft nach dem Hause hingeleitet, doch in der Thür drehte sie sich noch einmal um und rief, so laut sie konnte: „Ihr seid ja Narren!“ Dieser Ruf gellt mir noch heute im Ohr.

Doch das waren vergangene Zeiten, jetzt wohnte der Medizinalrat Flemming mit seiner Familie schon lange in Schwerin in einem freundlichen Hause mit hübschem Garten, und ich fühlte mich dort besonders wohl, denn da interessierte man sich lebhaft für Wissenschaft, Kunst und Literatur und man kam mir freundlich entgegen, was nicht immer der Fall war bei einem so rauhen Schäflein, für das ich damals wohl allgemein gehalten wurde. Ich empfand es tief, daß mich Walter Flemming auch nach dem Abgange von der Schule ferner seines Umganges würdigte, denn ich hielt große Stücke auf ihn, auf sein Urteil und sein poetisches Talent, und es war mir damals klar, daß, wenn aus einem von uns einmal ein wirklicher Dichter werden sollte, nicht ich das sein würde. Als ich noch in

Tertia war, hatten wir als deutschen Aufsatz einmal die Aufgabe, ein Stück aus dem Ovid im Versmaße des Originals wiederzugeben. Walter Flemming und ich hatten das am besten gemacht, und sein Aufsatz wurde der Klasse vom Lehrer vorgelesen. Er hatte dieselbe Neigung für das Burleske wie ich, und mein „Prinz Sternkobold" war damals eigentlich nur entstanden, weil mich Walter Flemmings Trauerspiel „König Schulze" dazu angeregt hatte. Doch nun legte ich ihm auch die ernsthaften Gedichte, die jetzt entstanden, vor, aus seinem Urteile Belehrung ziehend, und ich kann darum wohl sagen, Walter Flemming ist mein erster Kritiker gewesen. Dies Verhältnis setzte sich durch unsere Studienzeit und länger fort, und einer meiner ersten Gänge war immer zu ihm, wenn ich einmal wieder nach Schwerin kam. Später hatten wir keine Gelegenheit mehr, uns zu sehen, und erst in neuerer Zeit haben wir uns in gemeinsamer Erinnerung an die fernen Jugendtage brieflich einander wieder genähert. Er ist jetzt Professor der Anatomie in Kiel.

So, in solchen Bethätigungen und Bestrebungen, gingen die anderthalb Jahre dahin, und im Herbst 1860 reiste ich dann, achtzehn Jahre alt, nach Hannover, um das Polytechnikum zu besuchen.

*

4. Hannover.

Die Reise nach Hannover war damals noch nicht so einfach wie jetzt. Der nächste Weg ging über Lauenburg, bis wohin die Bahn führte. Dann setzte man zu Kahn über die Elbe, was im Winter bei Eisgang z. B. seine Schwierigkeiten hatte und zuweilen mit Gefahr verbunden war. Darauf fuhr man etwa zwei Meilen mit der Post bis Lüneburg, wo es einen langen Aufenthalt gab, den man benutzen konnte, die alte Stadt und ihre hübsche nähere Umgebung zu besehen. Besonders die hochgelegene Wallpromenade fand ich sehr schön, und es gab dort allerlei zu betrachten. Gleich zuerst, als ich dort war, und nachher immer wieder fiel mir das Lied aus Heines „Heimkehr" ein, das also lautet:

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Und lustig leuchtet der Mai,
Ich steh' gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mädchen bleichen Wäsche
Und springen im Gras herum;

Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten, grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht:
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Sie funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich tot.

Warum mir dies, abgesehen von seinem vielangefochtenen Schlusse, vortreffliche Gedicht dort einfiel, ja geradezu einfallen mußte, war mir damals schon klar, denn es malte mit wunderbarer Lebendigkeit die Aussicht, die man von dieser hochgelegenen Wallpromenade hatte. Es machte mir großes Vergnügen, als ich viele Jahre später las, daß Heine dieses Lied bei seinem Aufenthalte in Lüneburg gedichtet hat.

In Hannover hatten Freunde schon eine Wohnung für mich besorgt. Sie lag in einer Straße der Aegidienvorstadt, deren Namen ich vergessen habe, in einem kleinen, einstöckigen Hause eine Treppe hoch und bestand aus einem winzigen Stübchen und einer noch kleineren Schlafkammer. In meiner Erzählung „Leberecht Hühnchen" habe ich sie als dessen Wohnung geschildert, und die Schlafkammer war wirklich so klein, daß ich mir, wie es dort heißt, auf dem Bette sitzend die Stiefel nicht anziehen konnte, wenn ich nicht vorher die Thür zum Wohnzimmer öffnete.

Von der ersten Zeit meiner Anwesenheit in Hannover ist sehr wenig in meinem Gedächtnis geblieben, erst vom zweiten Vierteljahre ab fließen meine Erinnerungen. Es hielten sich ziemlich viele Mecklenburger dort auf, von denen sich eine Anzahl zusammenfand und sich gewöhnte, am Sonnabend miteinander zu kneipen. Einige Hannoveraner und Angehörige anderer Landesteile gesellten sich dazu, und so entstand allmählich eine sogenannte farbentragende „Blase", die sich „Obotritia" nannte und grün-weiß-rot trug. Dieses Stadium aber dauerte nicht lange, denn alsbald richtete die Landsmannschaft „Slesvico-Holsatia" ihr Augenmerk auf die neue Blase und trat mit uns in die Verhandlungen ein, die mit so feierlicher Wichtigkeit geführt wurden, daß mich die Erinnerung daran noch zur Ehrfurcht stimmt und mich mit Stolz erfüllt, daß ich gewürdigt war, an so wichtigen, historischen Ereignissen teilzunehmen. Da die Landsmannschaft Frisia vor kurzem zu Grunde gegangen war und die Holsatia mit den Corps in einem Verhältnis stand, das in der Studentensprache mit einem unsalonmäßigen Ausdruck bezeichnet wird und gegenseitiges Ignorieren zur Vorschrift macht, so hatte diese Verbindung kein Paukverhältnis, das heißt keine Körperschaft, mit deren Mitgliedern sie sich schlagen konnte. Um diesen höchst betrübenden Zuständen ein Ende zu machen, knüpfte also die Landsmannschaft Slesvico-Holsatia Unterhandlungen an zu dem Zwecke, die Obotritia zu bewegen, sich als Landsmannschaft aufzuthun. Damit hatte sie Erfolg; am 17. März 1861 ging dieses

Ereignis unter großer Feierlichkeit vor sich, indem wir die mecklenburgischen Farben blau-gelb-rot wählten. Die nächste Folge war natürlich eine Menge von Kontrahagen, deren sechsunddreißig noch bis zu den Sommerferien zum Austrag kamen. Ich war es, der die Waffen der neuen Verbindung noch in dem Gründungsmonat einweihte. Ein kleiner „Blutiger" war das Resultat, auf das ich sehr stolz war. Ich konservierte die winzige Schramme durch sachgemäße Behandlung so wohl, daß sie noch heute zu sehen ist. Im übrigen war das Verhältnis zwischen den beiden Verbindungen sehr freundschaftlich. Um die nötigen Paukereien zu stande zu bringen, wurde von Zeit zu Zeit eine sogenannte Kontrahierkneipe angesetzt, bei der die Mitglieder der beiden Verbindungen in bunter Reihe durcheinander saßen, und wo es ganz gemütlich zuging. Da nämlich unsere geheiligten Prinzipien die Bestimmungsmensur der Corps oder das einfache: „Ich wünsche mit Ihnen zu hängen" verboten, und jeder Kontrahage eine sogenannte Beleidigung vorhergehen mußte, so wurde dies auf der Kontrahierkneipe in aller Behaglichkeit besorgt. Man fand einfach irgend eine Aeußerung eines Mitgliedes der Gegenpartei „merkwürdig". Dieser verfehlte nicht, das für „sonderbar" zu halten, worauf man nicht umhin konnte, diese seine Meinung für „unverschämt" zu erklären, was er nun wieder „dumm" fand. „Dumm" war Tusch, man ging zu den beiden Paukwarten, die nebeneinander saßen, und diese trugen den Fall in ihre Notizbücher ein.

Die Mensuren fanden jeden Sonnabend früh auf dem Paukboden statt, der allen hannövrischen Verbindungen gemeinschaftlich diente. Es wurden zwar pro forma zwei Füchse als Wachen ausgestellt, doch war das eigentlich nicht nötig, denn die Polizei kümmerte sich um diese Angelegenheiten gar nicht. Freilich kamen auch solche Ausschreitungen nicht vor, wie sie heute an der Tagesordnung sind, wo man auf der Mensur steht, so lange man kann, und sich erst abführen läßt, wenn man vor Blutverlust ohnmächtig wird. In Hannover hatte der Doktor Klingenberg die Abfuhr zu erklären, und da er ein verständiger Mann war, dem nebenbei an überflüssig vielem Nähen nichts lag, so erklärte er bei einem irgendwie anständigen Schmiß sofort Abfuhr. So kam es, daß ich bei meiner zweiten Mensur mit einem überlegenen Gegner auf den vierten Hieb „abgestochen" wurde. Als Doktor Klingenberg dann beim Nähen an die durchhauene Lippe kam, sagte er: „Nun komme ich an die Nerven, womit man die süßen Küsse fühlt, wenn Sie nun in Ohnmacht fallen wollen, genieren Sie sich nicht." Ich that ihm den Gefallen aber nicht. Er war durch die viele Uebung ein Künstler in seinem Fache, denn er fungierte bei allen hannövrischen Verbindungen als Paukarzt und hat dort etliche Jahre später unter großer Feierlichkeit das Fest seiner tausendsten Mensur gefeiert. Er nahm auch an allen großen Verbindungskommersen teil und sein altertümliches Blumentopf-Cerevis war von all den unzähligen Landesvater-Schlägern wie ein

Sieb durchlöchert. Ich sehe ihn noch immer vor mir, wie er seine Instrumente zurechtlegt und dann schmunzelnd und die Hände umeinander reibend näher tritt mit der Frage: „Nun, werden wir heute etwas Interessantes haben?“

Gingen dann einmal zwei gute Schläger miteinander los, so folgte er den Gängen mit Kennermiene und genoß sie wie ein Feinschmecker die Gänge eines guten Mittagessens. Es wird vielleicht manchen wundernehmen, wenn er hört, wer damals der beste Schläger in unserer Verbindung und wahrscheinlich in ganz Hannover war. Er hieß Körting und war kein anderer als einer der jetzigen Besitzer der weltberühmten Maschinenfabrik in Körtingsdorf bei Hannover, einer der bedeutendsten Industriellen Deutschlands, ja man kann wohl sagen der Welt.

Mit einem damaligen Burschen der Holsatia, der seitdem sehr bekannt geworden ist, verbindet mich ebenfalls eine Erinnerung an solche Jugendthorheit. Ich hatte ihm den linken Nasenflügel durchgeschlagen, und darüber geriet er bei seinem etwas hitzigen Temperament in solchen Zorn, daß er in der Aufregung anfing, flach zu schlagen, so daß ich von der in solchem Falle stark federnden Klinge fortwährend wie mit einer Reitpeitsche auf den Kopf getroffen wurde. Doch trotzdem diente mir dies zum Heile, denn als einmal einer dieser flachen Hiebe saß, bekam ich nur eine unschädliche Schramme, die vom Ohr bis zu der Nase reichte. Wäre dieser Hieb scharf gewesen, so wäre mir das halbe Gesicht auseinander

gespalten worden. Begegne ich jetzt diesem Manne, dem bekannten Kirchenbaumeister Geh. Rat Otzen, wie es zuweilen geschieht, in Berlin auf der Straße, so spielt, wenn wir uns begrüßen, um unsere Mundwinkel noch immer ein leises Augurenlächeln gemeinsamer Erinnerung. Im zweiten Jahre meiner Anwesenheit in Hannover stieg ich zu der Würde eines Fuchsmajors auf und hatte die Füchse in die Geheimnisse des Komments und in alle die Kenntnisse einzuweihen, die einem braven Burschen unentbehrlich sind. Ich brachte zu diesem Amte einige Fähigkeiten mit und in jener, die ein Haupterfordernis dieser Stellung ist, wurde ich nur von meinem Leibfuchs Fritz Salfeld erreicht, der allerdings ein Talent ersten Ranges war.

Ich machte in Hannover eine Art Mauserungsprozeß durch, denn damals hatte ich noch eine Eigenschaft, die mir seitdem ganz fremd geworden ist, nämlich eine kindische Freude daran, aufzufallen. Ich besaß die größten Kanonenstiefel, die man jemals in Hannover gesehen hat, trug einen Rock, den mir der Schneider nach meinen eigenen Ideen erbaut hatte, knüpfte mein Halstuch in eine ungewöhnlich geniale Schleife, und meine Tabakspfeife war beinahe so lang wie ich selber. Dies Monstrum, das früher in einem Schweriner Drechslerladen als Schaustück gedient hatte, war mir von einigen Freunden gemeinschaftlich dediziert worden. Die hörnerne Schwammdose war über einen Fuß lang und die Spitze noch viel länger, und wenn ihr ungeheurer, mit dem Verbindungswappen

gezierter Kopf mit Tabak gefüllt war, hielt dieser fast für den ganzen Kneipabend vor. Wenn ich mir jetzt meine damalige lange, hagere Gestalt vorstelle, wie sie mit dem Cerevis auf dem Kopfe, der kühnen Schleife am Halse, in dem sonderbaren Rock, der noch dazu überall ein wenig zu kurz und zu eng war, und mit den fabelhaften Kanonen an den dünnen Beinen durch die Straßen von Hannover stelzte, da kriecht es mir noch immer über die Seele wie leise Beschämung.

Mir fiel außer dem Amte des Fuchsmajors auch die Herstellung der Bierzeitung zu, obwohl ich nicht der eigentliche Redakteur dieser feuchten Wochenzeitschrift war. Aber dieser, Heinrich Muhl mit Namen, ebenfalls ein Mecklenburger, verbummelte die Sache meistens, und dann mußte ich am Sonnabend abend eine Stunde vor der Kneipe heran, um mit fliegender Feder der Homer unserer Thaten zu sein. An Stoff mangelte es nie, besonders nicht, als wir die berühmte Spritze nach Hildesheim gemacht und in dieser guten Stadt unermeßlichen Unfug getrieben hatten, so daß wir vorzogen, am andern Tage zu Fuß nach Nordstemmen zu wandern, weil wir fürchteten auf dem Bahnhofe arretiert zu werden. Wir hatten durch einen Gänsemarsch aus den Fenstern des Ratskellers, nächtlichen Kampf mit Zigarrenarbeitern, Abdecken eines Häuschens, aus dem schließlich eine scheltende Alte hervorkam, Beseitigung einer Bachbrücke, Reiten auf Kühen der städtischen Herde und dergleichen mehr dort viele unsterbliche Thaten verrichtet, die nun ihres Sängers

harrten. Der schöne Stoff hielt über ein Vierteljahr vor. Diese Bierzeitung hatte den Vorzug, daß sie ganz ausgezeichnet illustriert war durch ein Mitglied unserer Verbindung, das aus Stettin stammte und Maschinenbauer werden wollte. Später sattelte er um und ging nach Düsseldorf, um sich zum Maler auszubilden, wo er als der berühmte Illustrator Grotjohann vor kurzem gestorben ist.

* * *

Mit einigen anderen machte ich einmal im ersten Jahre meiner Anwesenheit in Hannover einen Ausflug nach dem Tiergarten, wo sich ein beliebtes Vergnügungslokal befand. Dort wurde auf dem Rasen getanzt, und bei dieser Gelegenheit lernten wir einige Mädchen kennen, die unter dem Schutze des Bräutigams der einen das Lokal besuchten. Es waren zwei Schwesternpaare; das eine bestand aus der Braut mit ihrer weit jüngeren sechzehnjährigen Schwester, die Hannchen hieß, und von dem zweiten war die eine fast eine Schönheit zu nennen, die andere dagegen hatte rötliches Haar, Sommersprossen und etwas aufgeworfene Lippen und war schon stark in den Zwanzigern. Da ich nicht tanzte, sah ich zu, und dabei gefiel mir Hannchen ausnehmend. Als wir später drinnen an einem Tische saßen, Bier tranken und die Damen mit Limonade traktierten, mußte ich sie immer ansehen. Die andern waren sehr lebhaft und gesprächig, sie aber sagte kein Wort und saß da mit

bescheidener Demut, obwohl sie nach meiner Meinung die Holdeste und Schönste von allen war. Da es beschlossene Sache war, den Mädchen beim Nachhausewege unseren Schutz angedeihen zu lassen, so sicherte ich mir beim Aufbruche Hannchens Begleitung, indem ich sie mit einer mir sonst gar nicht eigenen Kühnheit bat, sie nach Hause führen zu dürfen. Mit einer lieblichen Neigung des Hauptes willigte sie ein, und während die Damen nun gingen, ihre Mäntel zu holen, paßte ich auf, wie der ihrige aussah, denn es war draußen schon dunkel geworden, und ich wollte mir das als Erkennungszeichen merken. Der Mantel war weiß mit feinen braunen Streifen, und beruhigt ging ich hinaus, um zu warten. Nach einer Weile kamen die Damen nacheinander heraus. Da, die Dritte trug den braungestreiften Mantel, hatte aber wegen der Nachtkühle den Schleier herabgelassen. Wie klug hatte ich gethan, mir das Kleidungsstück zu merken, das sie kenntlich machte. So graziös, wie ich konnte, bot ich ihr meinen Arm. Sie sah mich an, zögerte ein wenig und hakte ein. Dann wanderten wir alle durch die schweigende Nacht dem Bahnhofe zu. Ich war ganz verwundert, wie gesprächig das vorhin so stumme Mädchen geworden war; sie führte die Unterhaltung, die keinen Augenblick abriß und sich über alles mögliche erstreckte. Wir kamen auch auf einige sentimentale Lieder, die damals beliebt waren. Besonders gefiel ihr eins, das sie auswendig wußte und mir mit viel Empfindung vorsagte. Es war das bekannte, das also schließt:

„Ob sie wohl kommen wird,
Zu beten, auf mein Grab?
Sie weiß, daß ich sonst keinen
Für mich zu beten hab'."

So verging die Zeit bis zum Bahnhof viel zu schnell. Dort war großer Andrang und wir beeilten uns, Stühle für unsere Damen herbeizuschaffen. Als ich glücklich einen erobert hatte und zu der meinen wieder zurückkehrte, hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und ich sah mit Schrecken, daß ich die Häßliche mit den Sommersprossen erwischt hatte, und bemerkte zugleich Hannchen in der Begleitung eines andern. Beide Mädchen trugen Mäntel, die genau einander gleich waren. Doch konnte ich mich nicht lange meinen Empfindungen hingeben, denn in diesem Augenblick lief der schon ziemlich besetzte Zug ein und wir hatten Not, alle unterzukommen. Es war mir gar nicht unangenehm, daß ich bei dieser Gelegenheit von meiner Dame getrennt wurde. Auf dem Bahnhofe in Hannover angelangt, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich bei Hannchen zu entschuldigen. „O, das schadet gar nichts!" sagte sie sehr naiv. Ich aber in deutscher Treue brachte meine Dame, die unglücklicherweise auch noch in dem vom Bahnhofe weit entfernten Linden wohnte, nach Hause und ließ mir nichts von meiner Enttäuschung merken.

Die Bekanntschaft spann sich weiter, da wir uns im Odeon wieder trafen, einem sehr beliebten Konzertgarten, wo wir alle abonniert waren. Ich brachte dann Hannchen gewöhnlich nach Hause, während die

Schwester mit dem Bräutigam voranwandelte. Der Weg war ziemlich weit und führte durch blühende Vorstadtgärten, um deren schwarze Baumwipfel die Nachtschmetterlinge surrten, während ein Duft von Nachtviolen und Jelängerjelieber die stille Luft erfüllte. Die Stimmung eines solchen Abends liegt ausgedrückt in einem Gedichte, das viel später entstanden ist:

Erinnerung.

Wie war die schöne Sommernacht
So dunkel, mild und warm. —
Wie schrittest du so still und sacht,
Gelehnt auf meinen Arm.

Von ferne klang, man hört' es kaum,
Musik mit leisem Schall;
Im blütenduft'gen Gartenraum
Sang eine Nachtigall.

Ein holdes, schweigendes Verstehn
War zwischen mir und dir,
Ein selig Beieinandergehn,
Und glücklich waren wir.

Die schöne Zeit, sie liegt so weit —
Verweht wie eitel Schaum.
Sie liegt so weit, die schöne Zeit,
Versunken wie ein Traum.

Wie schrittest du so still und sacht,
Gelehnt auf meinen Arm —
Wie war die schöne Sommernacht
So dunkel, mild und warm.

Im Grunde aber war es mit dem gegenseitigen Verstehen wohl gar nicht so weit her, denn es stellte sich heraus, daß Hannchen zwar ein schönes Kind, aber

ein rechtes kleines Gänschen war. Eines Abends, als wir aus dem Odeon traten, stand der große Komet von 1861 gerade in seinem vollen Glanze vor uns. Wir sprachen über ihn und ich meinte, der Komet von 1858 sei doch viel größer gewesen. Hannchen sah mich erstaunt an und sagte: „Haben Sie den auch gesehen? Sie waren doch damals noch gar nicht in Hannover.“

Ich war sehr erschrocken, faßte mich aber, so gut ich konnte, und antwortete ganz ruhig: „Er war auch bei uns zu sehen.“ — „Ach!“ sagte sie, aufrichtig verwundert.

Das war so eine von den kleinen Naivitäten, die meine beginnende Zuneigung jedesmal mit kaltem Wasser begossen, so daß sie schließlich ausgelöscht wurde und ich vermied, das Odeon wieder zu besuchen.

* * *

Außer einigen Liedern und anderen Gedichten schrieb ich fast nichts in dieser Zeit. Sehr wenige, ich glaube nur zwei davon, habe ich in meine Sammlungen aufgenommen und eins von diesen, „Die Rose im Thal“, das am 20. August 1861 entstand und den seligen Uhland zum Großvater hat, ist wohl am meisten komponiert worden von allen meinen Liedern. Zuerst von Ferdinand Hiller, dann von Wüerst, Abt und sehr vielen anderen. Noch jetzt begegnen mir von Zeit zu Zeit immer wieder neue Vertonungen dieses Jugendliedes. Außerdem entstand der Anfang einer Erzählung, in der mein Freund und Verbindungs-

bruder Karl Hohn eine Rolle spielen sollte. Es ist mir jetzt merkwürdig, daß ich mich schon damals damit beschäftigte, diesen zum Helden einer Erzählung zu machen. Karl Hohn ist nämlich das Urbild zu der Figur meines Leberecht Hühnchen und wir haben uns in Hannoer einmal fast genau so, wie es in der kleinen Erzählung geschildert wird, für dreißig Pfennige einen fidelen Abend gemacht. Er war ein Küstersohn aus Mecklenburg und hatte sich in Lüneburg, wo er vorher das Gymnasium besuchte, aufs äußerste durchgeschlagen, ohne jemals den guten Mut zu verlieren. Auch hier in Hannover war sein Wechsel sehr gering. Aber immer ging etwas wie Sonnenschein von ihm aus und er wußte allem eine heitere Seite abzugewinnen. An schnurrigen Vorstellungen und Erfindungen konnte er sich ungemein ergötzen. Einmal saß er am Fenster seiner Wohnung, die an einem großen Platze gelegen war, sah auf diesen und die wenigen Leute, die in der Ferne vorübergingen, hinaus und lachte vor sich hin. Ich fragte ihn, warum er so vergnügt sei.

„O," sagte er, „ich stelle mir vor, daß ich meine Nase ganz fix und weit ausschnellen und wieder einziehen könne, so daß ich den alten dicken Onkel dort hinten oder die lange, magere Tante, die dort geht, damit auf die Schulter tippen könnte. Wie sie sich dann verwundert und erschrocken umsehen und niemand da ist."

Er beschäftigte sich damals in seinen Mußestunden mit der Erfindung von allerlei Menschen für besondere Zwecke, die er sorgfältig aufzeichnete. Ich

erinnere mich noch an den Kampfmenschen und an den Reisemenschen, die beide mit einer Unzahl zweckmäßiger Erfindungen ausgestattet waren. Solche kleinen harmlosen Verrücktheiten ergötzten ihn sehr. Auch stammt von ihm aus jener Zeit die Erfindung des berühmten eisernen Ofens, der aufgezogen wird, in der Stube auf Gummischuhen so lange herumläuft, bis er warm ist, und sich dann in die Ecke stellt und heizt.

Ich wohnte im ersten Jahre in der Nähe des Gartenkirchhofes, der, nebenbei bemerkt, das berühmte Grab enthält, eine der größten Merkwürdigkeiten Hannovers. Auf dem schweren Leichensteine steht die Inschrift: „Dieses Grab ist auf ewig erkauft und darf nie geöffnet werden.“ Eine Birke ist aber zwischen dem Steine und seiner Unterlage aufgewachsen und hat, allmählich immer stärker werdend, diesen halb abgewälzt.

In der Geisterstunde einer kühlen, etwas nebeligen Mondscheinnacht kamen wir über diesen Kirchhof, setzten uns auf den breiten Deckstein eines der vielen Grabgewölbe und plauderten noch ein wenig miteinander. Ringsum standen in dem ungewissen Dämmer des Mondschein-Nebels all die vielen weißen Kreuze und Denksteine, und wir beschlossen, zu versuchen, ob wir uns nicht das Gruseln beizubringen vermöchten. Aber obwohl wir gegenseitig unsere ganzen Schätze von Gespenstergeschichten auskramten, es wollte nicht helfen. Das eine Bein meines Freundes befand sich in der Nähe eines der vergitterten Luftlöcher, die sich an den

Seiten solcher Gewölbe finden, und ich sagte, als alles andere nicht helfen wollte: „Was würdest du thun, wenn nun aus diesem Loche eine Knochenhand hervorlangt, mit eisernem Griffe dein Bein packt und nicht wieder los läßt.“

Aber auch dies machte keine Wirkung. Schließlich kam das Gruseln gerade wie in dem bekannten Märchen „Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen“ durch äußerliche Umstände an uns. Nämlich von unten durch den kalten Leichenstein, auf dem wir saßen. Die Nacht war kühl; uns begann zu frösteln und froh, es endlich doch noch zum Gruseln gebracht zu haben, wanderten wir nach Hause.

Während meines Aufenthaltes in Hannover starb mein Vater, der schon vor Jahren an einem Lungenleiden erkrankt war und zu seiner Heilung mehrfach die Bäder von Lippspringe und Salzbrunn besucht hatte. Da nun meine Mutter nach Ablauf des sogenannten Gnadenjahres ihre Einnahme sehr eingeschränkt sah, und ich in Hannover ziemlich viel gebrauchte, so ward im Familienrat besonders auf Betreiben meines Onkels Adolf, der überhaupt nichts von diesem Studium hielt, beschlossen, daß ich wieder in eine Fabrik eintreten sollte, um noch mehr praktische Kenntnisse zu sammeln und mich eventuell, wie es seinem Ideal entsprach, von unten auf empor zu arbeiten. So wurde ich denn um Ostern 1862 „eingeheimst“ und trat als Lehrling in die kleine Maschinenfabrik von Kähler in Güstrow ein. Ich fand mich leichter, als man denken sollte, in diesen Sturz von der Höhe

eines freien Burschen zu dem Stande eines Fabrikarbeiters, weil ich stets die Gabe besessen habe, mich in das Unvermeidliche ohne Murren zu fügen, denn:

„Was man nicht ändern kann,
Wie es auch zwickt . . .
Der ist am besten dran,
Der sich drein schickt!“

* * *

Es ist bisher wenig von meinem Vater die Rede gewesen und das wohl aus dem Grunde, weil dieser vielbeschäftigte Mann fast nie Zeit hatte, sich mit uns abzugeben, so daß wir mit ihm meistens nur als mit der obersten Strafgewalt in Berührung kamen. Wenn ich ihn mir vorstelle, sehe ich ihn immer am Schreibtisch über seine Arbeit gebeugt, wie er mit so kleiner und enger Schrift Blätter rötlichen Konzeptpapiers bedeckt, daß sie von ferne wie liniert aussahen. Er lud sich zu seinen reichlichen Amtsgeschäften noch alles mögliche andere auf, so daß er immer tief in der Arbeit steckte, und fand sich dann einmal ein Mußestündchen, so war es seinen poetischen Versuchen geweiht.

Im Kreise seiner Amtsgenossen und Freunde war er ein vortrefflicher Gesellschafter und Geschichtenerzähler und als Kanzelredner fand er den größten Beifall, wobei wohl seine nicht gewöhnliche poetische Begabung eine Rolle spielte.

Ich habe erst nach seinem Tode erfahren, daß er meinen dichterischen Versuchen mit der größten

Teilnahme gefolgt ist. Meine Schwester Frieda hatte den Auftrag, ihm alles abzuschreiben und mitzuteilen, durfte mir aber nie etwas davon sagen.

So wenig ich nun im Leben mit meinem Vater in Berührung gekommen bin, so oft habe ich nach seinem Tode von ihm geträumt, und zwar war der Traum in seinen Grundzügen immer derselbe: Mein Vater war nicht wirklich begraben worden, sondern an seiner Statt ein mit Steinen beschwerter Sarg, während er selber weit fortgegangen war und in einem fernen Gebirge als Fußwanderer lebte. Dadurch hatte er seine Gesundheit wieder erworben, und trotzdem er sehr hager war, besaß er eine braune, kräftige Gesichtsfarbe und einen elastischen Schritt. Die Sehnsucht, seine Familie zu sehen, zog ihn von Zeit zu Zeit zurück, aber daß er noch lebte, war ein tiefes Geheimnis, und niemand durfte es wissen. Nach kurzem Aufenthalt wanderte er dann wieder fort. Einst hatte ich wieder diesen Traum und zwar mit der Variation, daß man ihm auf der Spur sei und er verborgen werden müsse. Wir brachten ihn in ein großes, unterirdisches Warengewölbe, wo immer ein Keller in den andern mündete, und suchten nach einem Versteck zwischen den unzähligen Kisten und Warenballen, die dort geschichtet lagen. Dabei hörten wir fortwährend die Leute gehen und sprechen, die ihn suchten. Endlich war die Gefahr vorüber, und wir brachten ihn an das Meer und nahmen Abschied von ihm. Ueber das Meer war eine Holzbrücke geschlagen, die sich gegen den Horizont in der Ferne verlor. Er nahm seinen langen

Wanderstab, der höher war als er selbst, faßte ihn etwa in zwei Drittel der Länge und ging, bei jedem Schritt den Stab aufstützend, auf die Brücke hinaus. Wir standen am Ufer und sahen ihm nach, wie er immer kleiner und kleiner wurde, bis er endlich als ein Pünktchen in der Ferne verschwand. Seitdem ist dieser Traum nicht wiedergekehrt.

*

5. Güstrow.

In der guten, alten Vorderstadt Güstrow, die unter den mecklenburgischen Städten den Ruhm für sich beansprucht ein Klein-Paris zu sein und sich auch wirklich durch die Heiterkeit und Lebenslust ihrer Bewohner auszeichnet, befanden sich zwei Maschinenfabriken, eine größere neue, die sich auf alles mögliche einließ, und eine ältere kleine, die noch von dem berühmten Alban, dem Erfinder des oscillierenden Dampfcylinders und des nach ihm benannten Kessels, eingerichtet worden war, jetzt aber einem Herrn Kähler gehörte und hauptsächlich landwirtschaftliche Maschinen und Teile für Mühlen baute. Die Arbeiten dieser Fabrik genossen bei den Landleuten großes Ansehen, denn sie waren ungemein solide und es ging die Sage, sie wären gar nicht kaput zu kriegen. Mit

Herrn Kähler war mein Onkel bekannt und hatte mich dort untergebracht. Ich wohnte ganz in der Nähe, in einem kleinen Gasthofe, wo ich eine nicht heizbare, geweißte Kammer innehatte, die außer dem Bette nur die allernotwendigsten Möbel enthielt. Wollte ich mich an Winterabenden eines warmen Zimmers erfreuen, so mußte ich mich unten in dem Gastzimmer aufhalten, das übrigens seinen Namen umsonst führte, denn es waren niemals Gäste darin, und es diente der Familie des Wirtes, die aus Mann, Frau und einer fast erwachsenen Tochter bestand, als Wohnstube. Außerdem gehörten zum Hause ein Dienstmädchen, ein Knecht, das nötige Vieh, ein alter fetter Teckel und ein Kanarienvogel, der die seltsame Eigenschaft besaß, sofort ohnmächtig von der Stange zu fallen, wenn man ihn von seinem gewohnten Platze über der Thür fortnahm. Wenn in diesem Hause mal jemand logierte oder in die Gaststube irgend ein unwissender Fremdling einkehrte, der sich durch das Wirtshausschild dazu hatte verleiten lassen, so war das immer eine aufregende Geschichte. Auch lag den Leuten gar nichts daran, denn sie waren sehr bequem und in ihrer Weise wohlhabend; außerdem gehörte zu dem Gasthause eine einträgliche kleine Landwirtschaft. Nur zu den Zeiten der Märkte kehrten dort seit alter Zeit eine Menge Viehhändler ein; dann war das ganze Haus gefüllt mit behäbigen Roßtäuschern, und es wurde eine Masse von Fischen verzehrt, auf deren Bereitung sich die Hausfrau gut verstand. Danach trat immer wieder eine oft monatelange Stille

ein, und wenn dann, wie es öfter geschah, die Damen abends ausgegangen waren, saß ich unten bei dem alten, kleinen und rundlichen Wirte und erheiterte ihn durch Mitteilungen aus dem reichen Schatze meiner Erfahrung. Denn in seinen Augen war ich ein weitgereister Mann und hatte ein gutes Stück von der Welt gesehen. Fühlte er sich dann ganz besonders erheitert, so erhob er sich wohl schwerfällig und ging langsam an den Schrank, wo seine Flaschen standen, und sagte mit einem Tone herablassender Freigebigkeit: „Herr Seidel, will'n S'n lütten Rum drinken?" Dies war das Zeichen seiner höchsten Anerkennung, und noch immer bin ich stolz darauf, daß es mir an einem Abend gelang, ihn durch allerlei Erzählungen aus meiner Studienzeit so zu erheitern, daß seine Seele schmolz und er sich zum zweitenmale erhob und schmunzelnd fragte: „Herr Seidel, will'n S' noch'n lütten Rum drinken?" Ich machte mir zwar gar nichts aus diesem Getränk, aber einen solchen höchsten Gnadenbeweis auszuschlagen, das ging doch auch nicht.

Da ich in der Lokomotiv-Reparaturwerkstätte nicht viel gelernt hatte, so fing ich mit einem sehr geringen Lohne an, mit fünfzig Pfennig täglich. In den zwei Jahren, die ich dort arbeitete, habe ich es aber so weit gebracht, daß ich in der Woche drei Thaler verdiente, und es freut mich noch immer, mit meiner Hände Arbeit einmal so viel erworben zu haben.

Mit den Arbeitern wußte ich mich gut zu stellen,

was unter solchen Umständen gar nicht so ganz leicht ist, denn im Grunde war ich doch weiter nichts als ein Lehrling, der für den Lohn arbeitete, und meine ganze soeben verflossene Burschenherrlichkeit war hier keinen Pfifferling wert. Aber es waren fast lauter gute, wohlwollende Leute, und an die meisten denke ich mit Vergnügen zurück. Besonders schloß ich mich an den Drehermeister an, der in seiner Art ein ganz gebildeter Mann war und für alle möglichen Dinge Interesse hatte. Außerdem besaß er eine große Geschicklichkeit, ins Auge gedrungene Eisensplitter wieder zu entfernen, und da dies in einer solchen Fabrik alle Augenblicke vorkommt, so konnte er diese Kunst oft genug zur Anwendung bringen. Es war hübsch zu sehen, wie zart seine harten Arbeiterfinger bei solcher Gelegenheit zu Werke gingen. Mit manchen wurde ich schwerer fertig, z. B. mit dem Bockenheimer, der von der Grobheit, für die seine Ortsgenossen in ganz Deutschland bekannt sind, sein redliches Teil mitbekommen hatte. Doch zähmte ich schließlich auch diesen durch Geduld und gleichmäßige Behandlung, und schließlich wandte auch er sich, wie die anderen, in Fällen, wo ihnen Zweifel aufstießen oder ihre Kenntnis nicht ausreichte, an meine höhere Belesenheit um Belehrung. Er fragte mich nämlich eines Tages, ob Romantiker solche Leute wären, die Romane schrieben. Dabei sprach er die ersten zwei Silben wie das Wort Roman aus und legte nachher den Ton auf das i. Ich glaube, es ist mir nicht gelungen, ihm die Bedeutung dieses Wortes klar zu

machen, zumal da sie mir selbst damals noch recht düster war.

Eine Stufe tiefer als die Handwerker der Fabrik standen die Arbeitsleute; diese hielten sich zu einander und bildeten eine Gruppe für sich. Wenn sie beim Frühstück oder Vesperbrot zusammensaßen und ihr Schwarzbrot mit Speck und Eiern oder sonstigem soliden Zubrote verzehrten, hörte ich oft ihren behäbigen Gesprächen zu. Während sich die Handwerker über alle möglichen Themata unterhielten, kannten diese nur drei Gesprächsstoffe, und diese hießen: „Dat Tüftenland, dat Swin, und dat Stämm'raden." Damit reichten sie das ganze Jahr. Den Frühling füllte das Kartoffelland und das Gedeihen dieser nützlichen Knollenfrucht, dann im Sommer trat das Schwein hinzu, ob es sich „futterte" oder nicht „futterte," und wer eins von der letzten Sorte besaß, dem nagte tiefer Kummer am Herzen. Diese beiden Stoffe hielten bis in den Herbst und Winter vor, und dann kam das Ausroden der beim Schlagen der Bäume stehengebliebenen Wurzelstöcke an die Reihe, denn auf diese Art verschafften sie sich ihre Feuerung. So kamen sie allmählich wieder an das Kartoffelland, und die Sache fing wieder von vorn an.

Mit Herrn Kähler hatte man selten oder nie etwas zu thun; der kleine, behäbige, grau gekleidete Mann schob sich nur zuweilen auf Filzschuhen durch die Fabrik und mischte sich niemals irgendwo ein. Alles besorgte Herr Buddig, sein Werkführer, ein von

Gicht oder Rheumatismus ganz gekrümmter Mann, der an Krücke und Stock ging, trotzdem aber von einem feurigen Geiste erfüllt war und, wenn er von einem Gedanken ergriffen wurde, mit ganz merkwürdiger Geschwindigkeit durch die Arbeitsräume humpeln konnte. In der ganzen Fabrik gab es keine Zeichnung, Alles wurde nach alten Modellen und mündlichen Angaben ausgeführt. Man schrieb Herrn Buddig den Ausspruch zu: „'n beten mit Kried up'n Ambos, dat's dei beste Teiknung".

Wurde einmal ausnahmsweise für die Gießerei ein neues Modell gebraucht, so hockte Herr Buddig, der selber früher Tischler gewesen war, so lange in der Tischlerei, bis nach seinen Angaben und durch vieles Probieren das Ding endlich zu stande kam.

Seine Hauptpassion war die große Eisenhobelmaschine. An die ließ er niemand heran als höchstens einmal den ersten Vorarbeiter und alle wichtigen Stücke hobelte er selbst. Ich sehe noch immer sein weißes Haar und seine großen Brillengläser aus der etwas finstern Ecke leuchten, wo die große Hobelmaschine aufgestellt war. Herr Buddig war auch ein Erfinder und hatte eine Aufhängung für Kirchenglocken erdacht, die zwar jetzt allgemein bekannt ist, damals aber ganz neu war. Er hatte den Balken, an dem die Glocke aufgehängt wird, aus Eisen konstruiert und bügelförmig nach unten geführt, so daß die Achse, um die sich die Glocke schwang, dicht über ihrem Schwerpunkte lag. Dadurch wurde erreicht, daß große Glocken, die sonst schwer in Schwingung zu versetzen

sind und dabei den Turm, in dem sie aufgehängt sind, sehr erschüttern, ganz leicht bewegt werden konnten und daß zudem ihre Aufhängepunkte nur wenig durch Seitenkräfte in Anspruch genommen wurden. Herr Buddig hatte sich eine kleine Kirchenglocke verschafft und betrieb die Herstellung dieser neuen Aufhängung mit mächtigem Eifer und großer Sorgfalt. Endlich war es so weit, die Glocke war im oberen Balkenwerk der Fabrik aufgehängt und an dem Tragbügel ein seitlicher Arm befestigt, von dem ein Strick herniederhing. Das Läuten konnte nun losgehen. Und es ging los! Ich sehe noch immer den kleinen, verkrüppelten Mann, wie er mit leichter Hand den Glockenstrang bewegt und ein Leuchten des Triumphes von seinem Antlitz strahlt. Ja, seine Brillengläser sogar schienen mir noch einmal so stark zu funkeln als gewöhnlich. Er konnte sich gar nicht genug erfreuen an der spielenden Leichtigkeit, mit der sein Apparat arbeitete, und noch oft am Tage humpelte er eilfertig dorthin und läutete mit verklärtem Gesichtsausdruck. Zuletzt holte er sich ein Kind herein, ein kleines Mädchen, und als dieses nun mit einer Hand den Strick bewegte und sich die Glocke schwang und ihre Töne durch die Fabrik hallten, da strahlte das alte, gleichsam aus Holz geschnitzte Gesicht wie eitel Sonnenschein.

Ich erwarb mir im Laufe der Zeit seine Zufriedenheit, was er aber niemals äußerte, sondern nur von Zeit zu Zeit durch eine Lohnzulage ausdrückte. Diese erfuhr ich nur dadurch, daß er mir

mehr Geld hinlegte, als ich bisher zu fordern hatte, mich über seine Brillengläser hinweg ansah und grinste.

Zu Anfang hatte ich einiges Heimweh nach Hannover und den Freunden, die ich dort gelassen hatte, und wenn ich an meinem Schraubstock stand und schrubbte — wie man das Arbeiten mit den groben Feilen nennt —, so summte ich wohl zu dem Takte der Feilstriche für mich hin: „O, alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?“ und mit wahrer Inbrunst konnte ich mir eine Scene ausmalen, wie ich heimlich nach Hannover zurückgekehrt, den Hut ins Gesicht gedrückt und in einen Mantel gehüllt, gleich dem großen Unbekannten auf der Bühne, an einem Sonnabend Abend in die Kneipe treten würde, wo meine Verbindungsbrüder versammelt waren. Wie sie dann verwundert hinblicken würden auf den geheimnisvollen Fremdling, bis dieser plötzlich Hut und Mantel von sich wirft und nun erkannt und jauchzend begrüßt wird.

Doch auch noch manchen anderen Allotriis hing ich nach während solcher Arbeiten, die gerade keine besondere geistige Aufmerksamkeit erforderten, und in meine Sammlung „Glockenspiel“ habe ich ein Gedicht aufgenommen, das damals beim Schraubenschneiden entstanden ist. Es lautet:

Weiße Rose.

Weiße Rose, weiße Rose!
Träumerisch
Neigst du das Haupt.

Weiße Rose, weiße Rose,
Balde
Bist du entlaubt.

Weiße Rose, weiße Rose,
Dunkel
Drohet der Sturm.
Im Herzen heimlich,
Heimlich
Naget der Wurm.

Der Kenner wird bemerken, daß der Rhythmus des Schraubenschneidens vollständig in das Gedicht hineingekommen ist.

In dieser Zeit las ich mit besonderer Vorliebe Sternes Tristram Shandy viele Male hintereinander. Außerdem holte ich mir Bücher aus einer Leihbibliothek, die in einer engen Straße lag, dem sogenannten grünen Winkel. Diese Bibliothek befand sich in einem höchst sonderbaren, düsteren Giebelhause und es roch darin wundervoll muffig nach alten Büchern. Hatte ich mich abends über den vollständig dunklen Flur getappt, einzig geleitet von einem feinen Lichtschimmer, der durch eine Thürritze fiel, dann fand ich in dem sehr mäßig erhellten Raume hinter dem Ladentische einen sonderbaren, kleinen Mann, der ein Aussehen hatte wie ein recht alter, abgegriffener und viel gelesener Leihbibliotheksband. Neben ihm saß seine Frau und strickte. Sie sah ebenso aus, nur daß sie ein wenig anders eingebunden war. Wenn ich dann im Katalog blätterte oder mir Bücher vorlegen ließ, kratzte es wohl am Fenster, die Frau öffnete es, und herein kam

würdevoll eine wunderschöne Katze. Die Frau und die Katze begrüßten sich mit einem Blick liebevollen Einverständnisses, dann legte sich diese auf den Ladentisch und spann, während die Stricknadeln der Frau leise dazu klirrten. Manchmal hatte ich mit dem Alten ein kleines Gespräch über Litteratur, wovon er, wie fast alle Leihbibliothekare, natürlich gar nichts verstand. Einmal verlangte ich einen Band von Tieck. Seufzend stieg der Brave die Leiter hinauf bis zum obersten Borte, wo eine lange Reihe von Bänden dieses Romantikers aufmarschiert war in Uniformen, die noch fast wie neu waren.

„Da stehen sie nun und fangen Staub", sagte er. „Jetzt fragen Sie einmal nach und verlangen einen Band, aber sonst kommt das in zehn Jahren nicht vor. Es wäre besser, die Bücher wären nie geschrieben!"

Unterdes war Karl Hohn, der vorher in Hamburg beschäftigt gewesen war, nach Güstrow gekommen, da er auf dem technischen Bureau der andern größeren Fabrik eine Stellung gefunden hatte. Er wohnte bei einer Witwe Sprenger, die früher bessere Tage gekannt hatte und sich nun durch Waschen von feiner Wäsche und dadurch durchbrachte, daß sie junge Leute in Kost und Wohnung nahm. Ich zog jetzt ebenfalls dorthin, obwohl ich nun bis zur Fabrik einen weiteren Weg hatte und mit meinen ölgetränkten, englischledernen Hosen einen größeren Teil der Stadt durchwandern mußte. Bei dieser Frau führten wir das lustigste Leben von der Welt. Ich habe dort

mit allen möglichen Leuten zusammengewohnt, mit Photographen, Buchdruckern, Schmiede- und Zimmergesellen, und es waren die nettesten Leute darunter. Wie viele Menschen wissen, was ein Schweizerdegen ist? Ich weiß es, denn ich habe mit einem solchen auf einem Zimmer gehaust. So nennt man einen Drucker, der zugleich Setzer ist, und solche werden verlangt in den kleinen Druckereien, wo einer alles machen muß.

Hier wurde durch das tägliche Zusammenleben die Freundschaft mit Karl Hohn noch mehr befestigt. Mit einer gewissen Rührung erinnere ich mich noch, wie mir gleich in der ersten Zeit, als wir beide eines Abends im Bette lagen, der sonst so sonnige Mensch mit tiefem Kummer eine romantische Liebesgeschichte erzählte, die er in Hamburg erlebt und die mit der Untreue der Geliebten geendigt hatte. Wie ich dann über den schmalen Gang, der unsere Betten trennte, hinweg ihm die Hand reichte und ihm die seine stumm drückte. Aber Hohn war nicht der Mann, sich lange Zeit stillem Gram hinzugeben, und wie gesagt, wir führten dort das lustigste Leben. Die Verpflegung konnte für den geringen Preis, den wir zahlten, natürlich nicht glänzend sein, und es ist mir jetzt noch ein Rätsel, wie Mutter Sprenger dafür überhaupt das möglich machte, was sie leistete. Was war es dann aber auch für ein Fest, wenn unser aller Lieblingsgericht, Beefsteak mit Pellkartoffeln auf den Tisch kam. Schon allein das große Wettpellen, das jedesmal stattfand, war ein Sport, der uns sehr erheiterte. Ich habe da-

mals eine solche Uebung im Kartoffelpellen erlangt, daß ich es jetzt noch mit jeder Köchin aufnehme. Mit Vergnügen erinnere ich mich auch jener heiteren Winterabende, wo uns schwelgerische Gelüste kamen und wir uns ein herzhaftes Stück guten, mecklenburgischen Schinkens und eine halbe Flasche Arrak holen ließen und dann, nach leckerem Mahle, jeder in einer Ecke des alten Sofas sitzend, köstlich duftenden Grog tranken, wozu wir uns mit krausen Phantasiespielen unterhielten oder unsere alten, schönen Studentenlieder sangen. Zuweilen kamen auch junge Mädchen zu Besuch, und dann wurden Pfänderspiele veranstaltet und Tollheiten getrieben, aber alles in den Grenzen erlaubter Heiterkeit.

Ich konnte mich des Zusammenlebens mit meinem Freunde nicht sehr lange mehr erfreuen, denn er erhielt eine bessere Stelle in Hannover. Dort habe ich ihn später noch einmal gesehen, als ich zum fünfjährigen Stiftungskommers meiner Verbindung hinüberreiste, und seitdem nicht wieder. Doch im Briefwechsel standen wir noch lange und schreiben uns noch zuweilen. Er ging später nach Kampen in Holland und heiratete eine Holländerin. Jetzt ist er schon lange Oberingenieur einer großen Maschinenfabrik in Feijenoord bei Rotterdam. Kürzlich teilte er mir mit, daß sich eine seiner Töchter mit einem niederländischen Marineoffizier verlobt habe.

Ich hatte nun zwei Jahre in der kleinen Fabrik gearbeitet, und da Hohn fortging, gelang es mir, an seiner Stelle auf dem Konstruktionsbureau der andern

Fabrik als Zeichner anzukommen, und zwar, da ich noch gar nichts konnte, mit dem außerordentlich geringen Anfangsgehalte von zehn Thalern monatlich. Es war eben ein neuer Oberingenieur angestellt worden, der ein außergewöhnliches Talent in seinem Fache war, und bei dem ich in einem Jahre so viel lernte, wie später nie in meinem Leben wieder in einer gleich kurzen Zeit. Als ich meine erste Zeichnung ablieferte, schüttelte er lächelnd den Kopf und fragte: „Sie haben wohl noch nie gezeichnet?" „Nein", sagte ich. Bei der zweiten Zeichnung suchte ich die Mängel, so gut es ging, zu verbessern, und als er sich diese betrachtete, fragte er: „Haben sie wirklich noch nie gezeichnet?" „Nein", antwortete ich wieder. „Hm", machte er mit dem Tone der Anerkennung. Damit hatte er mich gefangen, und nun ging es reißend schnell vorwärts, so daß ich nach anderthalb Jahren ziemlich selbständig arbeitete und mein Gehalt auf dreißig Thaler monatlich gestiegen war.

Es zeigte sich hier schon die Erscheinung, daß es mir stets besser gelang, vor der praktischen Aufgabe zu lernen, als in einer Schule. Ich möchte sagen, es gibt geborene Autodidakten, die nur richtig gedeihen, wenn sie ihren Weg allein gehen, und deren bester Lehrer das Leben ist.

In dieser Fabrik wurde alles mögliche gebaut, gewöhnliche Dampfmaschinen, Wasserhaltungsmaschinen, Werkzeugmaschinen der verschiedensten Art, Mühlen und landwirtschaftliche Maschinen von allen Sorten, Ziegelmaschinen, eiserne Dächer und wer weiß was

sonst noch. Man konnte in Folge dessen dort viel lernen. Zuweilen aber, besonders im Sommer, war flaue Zeit, und dann hatte man auf dem Bureau oft weiter nichts zu thun, als die Stunden abzusitzen. In solcher Zeit schrieb ich im Jahre 1864 mein erstes Märchen, ein „Sommermärchen", in die leeren Räume eines fast gefüllten Notizbuches. Ich schickte es später an die „Jahreszeiten", die in Hamburg erschienen und bereits einige Gedichte von mir gedruckt hatten. Die „Jahreszeiten" wurden in Güstrow, ich glaube für einen Journalzirkel, gehalten, und jeden Sonntag war mein erster Gang in die Buchhandlung, wo man mir gestattete, die soeben angekommene Nummer einzusehen. Ende Juni 1865 war es, als ich in dieser Buchhandlung die berauschende Thatsache erfuhr, daß mein Märchen wirklich und wahrhaftig gedruckt war.

Solche Empfindung ist bekanntlich nur mit der ersten Liebe zu vergleichen. Das vergilbte, alte, löschpapierne Blatt besitze ich noch, und wenn ich es heute betrachte, so erinnere ich mich mit einer gewissen Wehmut des unbeschreiblichen Wonnegefühls, das diese bedruckten Seiten in mir erzeugten, als ich sie zum erstenmal erblickte.

Ich hatte nun immer gehört, dem Schriftsteller gebühre ein Honorar oder Ehrensold auf dem Gebiete der allgemein geschätzten Prosa, für Gedichte dürfe man das allerdings nicht verlangen. Ich schrieb darum einen Brief an die Redaktion der „Jahreszeiten" mit der bescheidenen Anfrage, wie es damit stünde.

Ich bekam die sehr höfliche Antwort, das Honorar für einen Bogen der „Jahreszeiten" betrage fünf Thaler, und wie ich wohl gesehen hätte, arbeiteten dafür die besten Schriftsteller gerne mit. Bei dem Umfange meines kleinen Beitrages von drei Seiten würde das Honorar nach diesem Satze nur 1⅞ Thaler betragen haben, und das hätten sie doch nicht gewagt, mir anzubieten.

Ich sah ein, daß dieser sogenannte Ehrensold eher ein Schandsold zu nennen war, und konnte nicht umhin, die Berufsschriftstellerei von nun ab für einen ziemlich nahrungslosen Berufszweig zu halten.

Mein erstes Honorar sollte ich erst einige Jahre später beziehen, und zwar bekam ich es in Naturalien. Ich hatte für einen Freund, einen Müllerssohn, ein Polterabendgedicht für die silberne Hochzeit seiner Eltern gemacht, und dies hatte so gut gefallen, daß die braven Leute für mich an ihren Sohn zwei wundervolle Spickaale schickten. Mein Freund brachte mir nur einen und gestand dann: „Eigentlich sünd't twei wäst, äwer den annern heww ik gliek upfräten." Wenn mein Freund nicht leider früh gestorben wäre, so hätte er später eine litterarische Agentur aufthun müssen; das nötige Talent dazu hatte er, wie man aus diesem kleinen Zuge sieht.

* * *

In Güstrow passierte zu meiner Zeit folgende wahre Geschichte: Es war einmal eine Frau, die

hatte zwei Töchter. Die eine davon hieß Luise, war sechzehn Jahre alt, schlank wie ein Reh und hatte große, braune, „fragende" Augen. Sie wohnte in einem hübschen Hause, das an einer Straße, die ins Feld führte, das letzte war. Der Garten hinter dem Hause war durch eine lebendige Hecke von einem vorüberlaufenden Feldwege geschieden. In der Hecke war eine Lücke und im Garten eine Laube. In dieser Laube saß sehr oft des Abends, wenn es schon dunkel war, ein junger Mann, der dort eigentlich gar nichts verloren hatte. Nun schlug es in der Stadt neun von verschiedenen Türmen, und die „Diebsglocke" wurde geläutet, was ein uralter Gebrauch war. Dann war es wieder still und in dieser Stille konnte man vernehmen, wie in der Gegend des Hauses leise, ganz leise, eine Thür klinkte. Dann hörte ein aufmerksames Ohr wohl ein Rauschen von Kleidern, die an die Büsche zur Seite des Gartenweges streiften; kurze Zeit darauf erschien eine schlanke Gestalt am Eingang der Laube und verschwand darin. Dann war weiter nichts vernehmlich als das Flüstern der Blätter oder waren es menschliche Stimmen? Das soll viele Abende so gewesen sein. Der junge Mann hat später Gedichte herausgegeben, und unter diesen findet sich eins, das also lautet:

Die Sommerwolke.

Als du mir vorüberschwebtest
Gestern um die Mittagszeit —
Eine weiße Sommerwolke
Schienst du mir im lichten Kleid.

Lachtest so verlockend lieblich
Und dein Blick verhieß mir Glück,
Freundlich war dein grüßend Neigen —
Schautest gar nach mir zurück!

Einer weißen Sommerwolke
Glichest du, mein zartes Kind —
Und ich weiß wie unbeständig
Weiße Sommerwolken sind!

Eines Abends saß der junge Mann in der Laube und wartete vergeblich. Als das noch ein zweites Mal geschah, wußte er, daß das von ihm so gern vernommene Läuten der Diebsglocke nun seine gewohnte Bedeutung für ihn verloren habe. Er soll sein Schicksal mit Fassung getragen haben. Ein Jahr später heiratete Luise einen Zigarrenfabrikanten aus Bremen.

* * *

Gleich zu Anfang, als ich nach Güstrow kam, trat ich in den Männerturnverein und ward eins seiner eifrigsten Mitglieder. Man kann sich denken, wie es zur Ausbildung des Körpers beiträgt, wenn man den ganzen Tag von morgens sechs bis abends sieben Uhr körperlich arbeitet und dann zur Erholung intensiv turnt. Ich zeichnete mich besonders am Reck und im Springen aus und erwarb mir damals unter dem Namen „Springer Seidel“ bei Gelegenheiten von Turnfesten und sonstigen Zusammenkünften der Turnvereine eine Art Provinzialberühmtheit, denn in allen Arten des Springens, hoch, weit, mit der Stange

und über Bock, Pferd oder Sturmlaufbrett, fand ich nie einen Gegner, der nur annähernd mitkam. Ich sprang damals einundzwanzig von meinen Füßen oder 6,2 Meter weit.

Das Turnen stand zu jener Zeit überall in hoher Blüte und der Güstrower Verein war damals der Sammelplatz von jungen Leuten aus allen Ständen. Sehr hübsche Feste und Aufführungen mit lebenden Bildern, Theateraufführungen und dergleichen wurden veranstaltet. Ich selbst trat einmal als Akrobat und Feuerfresser auf und erwarb mir durch Verzehren von brennenden Lichtern ungeheuren Ruhm.

Später wurde ich Turnwart des Vereins und hatte dann immer sechzig bis siebzig Mann unter meinem Kommando. Dies alles aber nahm im Frühling des Jahres 1865 ein jähes Ende, als mich plötzlich ein heftiger Blutsturz befiel, der sich mehrfach wiederholte und sich nach einigen Monaten von neuem einstellte. Danach schickte mich der Arzt meiner Mutter nach Görbersdorf in Schlesien, und als ich fortging, sagten fast alle, die mich kannten, zu sich: „Der kommt nicht wieder“, so miserabel sah ich aus. Der berühmte Doktor Brehmer in Görbersdorf sah meinen Zustand nicht so ängstlich an, was mich sehr beruhigte, denn ich hatte auch ein wenig das Gefühl, dies sei der Anfang vom Ende. Nach der Untersuchung wollte ich mir ein wenig die Gegend ansehen, worauf ich sehr begierig war, denn ich war noch nie im Gebirge gewesen, und stieg auf einen benachbarten kleinen Berg, der mit bequemen Wegen versehen war und

von dem man in eine weite, fruchtbare, von einzelnen bewaldeten Höhen durchzogene Ebene blickte, die, wie ich nachher erfuhr, schon zu Böhmen gehörte. Nachher an der allgemeinen Tafel wurde ich mit meinen Nachbarn bekannt und erzählte, wo ich gewesen war. „Was," sagte der eine, ganz erstarrt, „Sie waren ja auf dem Reichmacher. Was wollen Sie hier eigentlich? Die meisten, die hier sind, haben wohl den höchsten Wunsch, es so weit zu bringen, dort hinauf zu gehen, aber die wenigsten können es. Ich selbst war auch noch nicht oben." Man mag daraus ersehen, in welchem Zustande die meisten Lungenkranken schon sind, wenn sie in solche Kurorte gehen.

Wir bekamen die eiskalten Duschen und die reichliche Ernährung, verbunden mit Ungarwein, in Görbersdorf sehr gut; nach sechs Wochen pustete ich dem Doktor die Glocke seines Spirometers aus dem Wasser, was sich noch nie ereignet haben sollte, und reiste ganz rundlich und mit einer Farbe, „wie das Braun vom Brote" wieder nach Güstrow, wo man mich mit vergnügtem Erstaunen begrüßte. Das Turnen aber gab ich auf den Rat des Arztes und zu meinem großen Leidwesen für immer auf.

⁂

6. Berlin.

Nachdem ich viereinhalb Jahre in Güstrow gelebt hatte, begab ich mich im Herbst des Jahres 1866 nach Berlin, um auf der Gewerbeakademie noch einige Jahre zu studieren. Unter den Linden standen noch in Reihen die Kanonen der Siegesstraße, und ich kam gerade um die Zeit in diese Stadt, von der aus ihr fast beispiellos schnelles Aufblühen beginnt. Damals gefiel mir Berlin sehr wenig, da es mit den meisten seiner Einrichtungen hinter seiner Größe zurückgeblieben war und in vielen Hinsichten oft von weit kleineren deutschen Städten übertroffen wurde. Obwohl ich in Güstrow gewiß nicht verwöhnt worden war, so fühlte ich doch instinktiv, daß vieles anders sein müsse, und daß Berlin damals nicht viel mehr war, als ein ungeheuer großes Dorf.

Wer diese Stadt kennt, wie sie jetzt ist, kann sich davon schwer einen Begriff machen, hat sich doch allein seine Bevölkerung in den 28 Jahren, die seitdem vergangen sind, um eine ganze Million vermehrt, wobei die ungeheure Bevölkerungszunahme der vielen Vororte und Villenkolonien noch gar nicht in Betracht gezogen ist. Charlottenburg allein zählt jetzt über hunderttausend Einwohner gegen damals etwa achtzehntausend.

Zuerst fühlte ich mich recht einsam in Berlin, doch dies besserte sich bereits nach dem ersten Viertel-

jahr, als ich mehr Bekannte gewonnen hatte. Im zweiten Jahre meines Aufenthaltes erhielt ich eine Empfehlung an meinen Landsmann, den Professor der Kunstgeschichte Friedrich Eggers, dessen Vorträge in der Gewerbeakademie mich aufs höchste anzogen. Ich besuchte ihn und ward dann nach kurzer Zeit von ihm zum Mittagsessen eingeladen. Dort fand ich noch zwei andere Mecklenburger, den jetzigen Professor Gustav Flörke in Rostock und Ernst Ziel, später bekanntlich Redakteur der Gartenlaube. Beide studierten damals an der Berliner Universität. Nach dem Essen führte uns Eggers in den litterarischen Sonntagsverein, genannt: „Tunnel über der Spree“, und da gefiel es mir ungewöhnlich gut. Zwar war der Tunnel damals schon im Niedergang begriffen, und nur noch ein Abglanz seiner einstigen Bedeutung schmückte ihn wie ein Abendrot vergangener, schönerer Zeit. Am 3. Dezember des Jahres 1827 von M. G. Saphir und dem Schauspieler Lemm nach dem Vorbilde der „Ludlamshöhle“ in Wien gegründet, war er anfangs eine Art Ulkverein gewesen, hatte aber im Laufe der Zeit eine ernsthaftere, litterarische Färbung angenommen und erinnerte nur durch einige beibehaltene Aeußerlichkeiten an seine humoristische Kindheit, so durch seinen Schutzpatron Eulenspiegel und seine Symbole, die Eule der Weisheit, die in der einen Kralle den Spiegel der Wahrheit und in der anderen den Stiefelknecht der Narrheit trug. Die eine Zinke dieses Stiefelknechtes lief in ein Ziegenohr aus und bedeutete „unendliche Ironie“, die andere in einen Schafskopf

und sollte „unendliche Wehmut" vorstellen. Der Vorsitzende führte den Titel „Angebetetes Haupt" und trug als Zeichen seiner Würde einen ungeheuren Stab, der mit einer bronzenen Eule gekrönt war. Durch Aufstoßen mit diesem Stabe wurden die Sitzungen eröffnet und geschlossen, auch diente dasselbe Zeichen als „Glocke des Präsidenten". Gespräche über Religion und Politik waren verboten, und Rang oder Stand gab es ebenfalls nicht, denn jedermann ward einfach bei seinem Tunnelnamen genannt, der zu seinem bürgerlichen Berufe, seiner Persönlichkeit oder seiner Art zu dichten in irgend einer Beziehung stand. So hieß zum Beispiel Putlitz, der in der Zeit zwischen seiner Schweriner und Karlsruher Intendantenstellung dem Tunnel angehörte, „Thespis", Menzel wurde „Rubens" und Fontane „Lafontaine" genannt. Mit Ausnahme des Sommers kam man an jedem Sonntagnachmittage um fünf Uhr bei einer Tasse Kaffee zusammen, und das Tagewerk bestand nach Verlesung des Protokolles der vorigen Sitzung und Erledigung etwaiger geschäftlicher Angelegenheiten in der Beurteilung der von Mitgliedern und „Runen" vorgetragenen Dichtungen. Diesen Namen führten die Gäste, wahrscheinlich weil sie dem Tunnel noch unbekannt und noch nicht genügend entziffert waren. Auf eine reiche Vergangenheit konnte der Verein in dieser Hinsicht zurückblicken, denn in seinem Kreise waren — um nur einige zu erwähnen — Dichtungen zuerst an das Licht der Kritik getreten, wie „Grad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus" von dem spä-

teren Kultusminister von Mühler, „Der Page und die Königstochter“ von Geibel, „Die Schlacht bei Waterloo“ von Scherenberg, „L'Arabbiata“ von Heyse und „Archibald Douglas“ von Fontane. Um noch einige bekannte Namen aufzuzählen, die dem Vereine angehört hatten oder damals noch angehörten, so erwähne ich Strachwitz, Herlossohn, Kugler, Kaulbach, Schneider (Vorleser des Königs), Dahn, Gildemeister, v. Lepel, Hosemann, Taubert, Hummel, Kücken, Woltmann, Rudolf Löwenstein, Lazarus, Friedberg (der spätere Minister) 2c. Zur Zeit seiner Blüte schweifte wohl jeder Mann von Bedeutung in Berlin, der zur Litteratur in irgend einer Beziehung stand, durch den Kreis des Tunnels. Auch Storm verkehrte dort mehrfach während seines Potsdamer Aufenthaltes. Die Dichtungen, die zum Vortrag kamen, wurden „Späne“ genannt und nach scharfer Kritik durch Abstimmung mit den Urteilen: „sehr gut, gut, verfehlt, ziemlich oder schlecht“ gekennzeichnet. Die höchste Anerkennung des Tunnels bestand in Acclamation, die durch allgemeines Scharren mit den Füßen ausgedrückt wurde. Dies kam ziemlich selten vor. Bei der Kritik nahm man kein Blatt vor den Mund, und für nervöse Poeten war dieser Verein kein Ort, denn unter Umständen saß man höllisch auf dem Verwunderungsstuhl. Gern erzählt wurde folgende kleine Geschichte: Jemand hatte ein ziemlich fades, inhaltsloses Lied vorgetragen und dumpfe Stille herrschte rings im Umkreise, denn niemand mochte mit dem Henkeramte beginnen. Endlich sagte eine mitleidige Seele:

„Nun, zur Komposition vielleicht wohl geeignet!" — „Aber als Lied ohne Worte!" fiel sogleich ein anderer ein und die Sache war abgethan. Mir selbst ging es einmal ähnlich so erbärmlich mit einem dreistrophigen Liede, das einer schwachen Stunde seinen Ursprung verdankte. Zuerst kam einer und wollte die letzte Strophe als überflüssige Wiederholung beseitigt haben, dann riet ein anderer, auch die zweite zu entfernen, und schließlich meldete sich ein dritter zum Wort und sagte mit behaglichem Schmunzeln: „Ganz außerordentlich aber würde nach meiner Ansicht das Lied gewinnen, wenn sich der Dichter entschließen könnte, nun auch noch die erste Strophe zu streichen."

Solche Bosheit trat aber doch nur ausnahmsweise zu Tage, und, wie schon gesagt, mir gefiel es in diesem Verein so gut, daß ich mich bald zur Aufnahme meldete und dann unter dem Namen „Frauenlob" eines der fleißigsten Mitglieder wurde. Im Jahrgang 1868/69 kamen allein von mir 68 „Späne" zur Beurteilung.

An jedem dritten Dezember wurde das Stiftungsfest feierlich begangen durch eine Festsitzung mit darauf folgendem Abendessen. Dann erschienen die „Makulaturen", das heißt die dichtenden Mitglieder des Tunnels sowohl wie die „Klassiker", das heißt die nicht dichtenden, in höchster Gala, nämlich mit dem Tunnelorden geschmückt, einer zinnernen Medaille, die an einem schottisch karrierten Bande im Knopfloch getragen wurde. Die Festsitzung bestand der Haupt-

sache nach in der Erledigung der Immermanns-Konkurrenz. Das verstorbene Mitglied des Tunnels, der Kammergerichtsrat Wilhelm von Merckel, der den Vereinsnamen „Immermann“ führte, hatte ein kleines Kapital gestiftet, dessen Zinsen an diesem Abend dem glücklichen Sieger im Kampfe nicht der Wagen, aber doch der Gesänge zufielen. Die oft zahlreichen Gäste pflegten sich für diesen Kampf und die dabei vorkommenden Urteile sehr zu interessieren und waren nur zuweilen etwas erstaunt über die Schärfe, mit der diese ausgesprochen wurden. Ja, wer mit einem schwächlichen Produkt in die Arena getreten war, hatte einen schlechten Stand und mußte sich im Angesichte holder Frauen und lieblicher Mädchen sehr unangenehme Dinge sagen lassen. Ich gewann diesen Preis mehrere Male, fiel aber dafür auch zu anderer Zeit wieder so ab, daß ich nachher genötigt war, eine Flasche Wein extra zu trinken, um meine Beschämung wieder wegzuspülen. An dieser Konkurrenz beteiligte sich damals fast regelmäßig der alte Christian Friedrich Scherenberg, der im Tunnel den Namen „Cook“ führte. Wenn er den Preis gewann, blieb er wohl zum Abendessen, im anderen Falle wurde er sehr mißmutig und plötzlich war er verschwunden.*)

---

*) Wer sich über diesen interessanten und jetzt viel zu sehr vergessenen Dichter, sowie über den Tunnel, wie er früher, zur Zeit seiner größten Blüte, war, näher unterrichten will, dem empfehle ich sehr Theodor Fontanes vortreffliches Buch: „Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840—1860.“

Nach erledigter Arbeit kam dann das Vergnügen, nämlich das Abendessen mit allerlei gemeinschaftlich gesungenen Liedern, einer Reihe von vorgeschriebenen Trinksprüchen, natürlich alle in Versen, und Aufführungen dramatischer oder musikalischer Art. Mit ganz besonderem Vergnügen erinnere ich mich an eine Leistung des alten Wilhelm Taubert, der im Tunnel „Dittersdorf“ hieß und bekanntlich ein vortrefflicher Klavierspieler und Improvisator war. Der Pariser Rothschild und Rossini waren gerade im Jahre 1868 fast gleichzeitig gestorben und ein Tunnelmitglied hatte ihnen bei der Festtafel einen witzigen Nachruf gehalten, in dem er allerlei Parallelen zwischen diesen beiden großen R's zog. Kaum war er damit fertig, so eilte Taubert an das Klavier, präludierte und begann eine entzückende Improvisation über die beiden Themen „Das Gold ist nur Chimäre“ von Meyerbeer und „Wünsche Ihnen wohl zu ruhen“ aus dem „Barbier von Sevilla“ Rossinis. Wie er die beiden Melodien durcheinanderflocht, ja sie gleichzeitig brachte, war entzückend. Das war ein Nachruf, den sich die beiden berühmten Männer schon gefallen lassen konnten.

Ich kann wohl sagen, daß ich in formeller Hinsicht sehr viel im Tunnel gelernt habe, denn obwohl die Beurteilungen der meist älteren Herren ein wenig zur Pedanterie neigten, so gab es in dieser „Singschule“ doch einige vortreffliche „Merker“, denen nichts entging. Dem Deutschen, der eine angeborene Neigung hat, den Inhalt über die Form zu stellen, ist

eine formelle Schulung viel nötiger als dem Romanen, der leicht in den entgegengesetzten Fehler verfällt.

* * *

In dieser Zeit seines herbstlichen Verblühens, da ich den Tunnel kennen lernte, war seine Hauptstütze und sein eigentlicher Mittelpunkt der Professor Friedrich Eggers, derselbe, der mich dort eingeführt hatte. Er war geboren am 27. November 1819 in Rostock und erst, nachdem er vier und ein halbes Jahr in der Kaufmannslehre ausgehalten hatte, einer für ihn sehr harten Zeit, setzte er es durch, sich dem Studium widmen zu dürfen, machte nachträglich sein Abiturientenexamen und studierte in Rostock, Leipzig, München und Berlin Geschichte und Archäologie, schließlich ganz zur Kunstwissenschaft übergehend. Als ich ihn kennen lernte, war er nahezu 48 Jahre alt und Professor der Kunstgeschichte an der Kunstakademie. Außerdem hielt er Vorträge über denselben Gegenstand an der Bauakademie und an der Gewerbeakademie. Er war ein geborener Lehrer, wie ich wenige kennen gelernt habe. Er ging ganz in dieser Thätigkeit auf und wußte seine Zuhörer anzuregen, zu begeistern und mitzureißen. Seine Vortragskunst war außerordentlich, und lyrische Gedichte, die bekanntlich am schwersten zu rezitieren sind, habe ich von niemand besser gehört. Der Stil, in dem seine Vorträge ausgearbeitet waren, konnte nicht gerade vorzüglich genannt werden, denn in dem

Bestreben, möglichst viel zu sagen, hatte er eine Vorliebe für lange Perioden mit Einschachtelungen. In seinem Munde aber nahmen diese überladenen Sätze eine wunderbare Klarheit an, und, indem er bald scharf betonte, bald schnell dahineilte, bald durch eingefügte Schachtelsätze blitzartige Seitenlichter auf den dargestellten Gegenstand warf, merkte man gar nicht, welch ein Bandwurm sich da eigentlich vor einem entrollte. Durch diese Vorträge hat er Tausende von jungen Leuten gefördert und angeregt, besonders in der Gewerbeakademie, wo er am liebsten vortrug und die begeistertste Zuhörerschaft hatte. Wie sehr er sich zum Lehrer berufen fühlte, spricht er selber aus in dem schönen Gedichte „Lobgesang":

„Nicht mehr quält mich, was meine Jugend mir trübte,
Grausame Wahl des Berufs — nun bin ich berufen
Zu der schönsten Lebensarbeit — zum Lehren!"

Er hatte eine sehr bedeutende dichterische Begabung, wie zwei Bände Gedichte*) beweisen, die aber erst nach seinem Tode herausgegeben wurden und leider die ihnen gebührende Achtung noch nicht gefunden haben. Unter den Gedichten befinden sich

---

*) Gedichte von Friedrich Eggers. Mit dem Bildnis des Dichters, gest. von Prof. E. Mandel. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane, 1890.

*) Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane 1890.

Lieder, Balladen und Sinngedichte, die einfach ersten Ranges sind.

Für eine wahre Perle habe ich immer ein kleines lyrisches Gedicht gehalten, das er einst in einer schlaflosen Nacht in Erinnerung an seine schweren Jugendschicksale aufschrieb. Es lautet:

Klage.

Hinter mir, wie ein böser Traum,
Liegt meine arme Jugendzeit.
Schüttle den Baum, schüttle den Baum!
Kein süß Erinnern Blüten schneit.

Fallen so große Tropfen gleich,
Fallen wohl in das grüne Gras;
Tropfen vom Baum, Tropfen vom Zweig —
O, was sind meine Augen so naß!

Dieses Gedicht vereinigt Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit mit einander, es ist ein echt lyrischer Erinnerungsseufzer aus tiefster Brust. Ich glaube, es hätte selbst vor den Augen Storms, der nur sehr wenig Gedichte unserer auf diesem Gebiete so reichen Litteratur als echt lyrisch gelten ließ, Gnade gefunden. Ich besitze dies Lied in seiner ersten Abschrift. Diese ist auf ein Blatt Papier geklebt, das noch die schrägen Bleistiftzüge der ersten, im Dunkeln gemachten Niederschrift trägt. Ein anderes Lied handelt

Vom Wiedersehen.

Alles können sie ergründen
In den Tiefen, auf den Höhn —

Wann sich Sterne wiederfinden,
Wo sich Welten wiedersehn.

Von des Frühlings Wiederkehren
Wissen sie wohl Tag und Stund,
Könnten selbst den Stern belehren,
Der den rechten Weg nicht fund.

Geht er doch mit goldnem Schimmer
Ewig durch des Himmels Haus,
Fehlet nie und nutzet nimmer
Die gewohnten Gleise aus.

Nur, wenn zwei sich trennen müssen
Und wenn eins vom andern geht:
Frag die Weisesten, sie wissen
Nicht, wann ihr euch wiederseht.

Den die Ferne dir genommen,
Der allein dem Herzen frommt,
Weißt du auch, nun muß er kommen,
Weißt du doch nicht, ob er kommt.

Man beachte die wunderbare Schönheit der mittelsten Strophe. Durch diese einfachen Worte sieht man das Weltall nach urewigen Gesetzen kreisen. Dergleichen findet nur ein wirklicher Dichter.

Auch unter den Balladen und Romanzen ist sehr viel Schönes. Ich will nur noch von den Epigrammen eins hersetzen, das bekannt und berühmt geworden ist und in seiner schlagenden Knappheit das auch wohl verdient. Es stand an dem Siemeringschen

Germania-Denkmal der Siegesstraße von 1871 und lautet:

Germania.

Nährhaft
Und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Stahl und Eisen,
Sangreich,
Gedankreich,
Dich will ich preisen,
Vaterland mein!

Dies ist nach meiner Meinung überhaupt das beste Gedicht, das diese Jahre nationaler Erhebung hervorgebracht haben.

Auch unter den plattdeutschen „Tremsen", die von ihm und seinem Bruder Karl gemeinsam herrühren, finden sich besonders unter den erzählenden Dichtungen sehr schöne Stücke.

Friedrich Eggers wohnte damals, als ich ihn kennen lernte, in einem Hinterhause der Hirschel- (jetzt Königgrätzer-) Straße drei Treppen hoch. Sein anziehendes Heim habe ich in meiner „Sperlingsgeschichte" so ausführlich geschildert, daß ich das hier nicht wiederholen will. Dort war er für seine jungen und alten Freunde stets zu Hause, mit Rat und That zur Hand und zu gewünschter Belehrung stets bereit. So manchem jungen Künstler hat er die Wege geebnet und auch ich kann wohl sagen, daß er mein Leben in eine Bahn geleitet hat, die meine ganze Zukunft beein-

flußte. Durch ihn wurde der junge, obskure Student der Gewerbeakademie und spätere Fabriktechniker in Kreise eingeführt, die ihm sonst wohl verschlossen gewesen wären, durch ihn lernte ich seinen in Berlin lebenden Bruder, den Rostocker Senator a. D. Dr. Karl Eggers, kennen, der mir, dem gänzlich unbekannten Poeten, den Verlag meiner fünf ersten kleinen Bücher vermittelte, in dessen Familie ich meine zukünftige Frau kennen lernte und in dessen freundlichem Hause auf dem Karlsbade 11 ich fünfzehn Jahre gewohnt habe.

Ich habe nie einen Mann gekannt, der in aller Welt so viele Freunde hatte wie Friedrich Eggers. Und darunter waren viele mit Namen von hohem Klange. Ich will nur von den Poeten einige herausgreifen wie z. B. Storm, Wilbrandt, Geibel, Heyse, Roquette, Fontane und Scheffel. Mit dem letzten, der ihm von der Studienzeit her befreundet war, stand er noch immer in Briefwechsel. An jedem 29. Februar setzten sich beide hin und schrieben einander über die Ereignisse der letzten vier Jahre. Dies bringt mich auf die vielen drolligen und komischen Züge, die ihm anhafteten. Seinen sonderbaren Haß auf die Sperlinge habe ich in der bereits erwähnten „Sperlingsgeschichte“ geschildert. Er war überhaupt kein Tierfreund.

Höchst merkwürdig war das ökonomische System, nach dem er seine Einnahmen und Ausgaben regelte. Er hatte einen Kasten mit vielen Fächern, die alle mit Ueberschriften versehen waren, wie z. B. Miete, Kleider,

Stiefel, Zigarren u. s. w., kurz alle möglichen Lebensbedürfnisse hatten jedes sein besonderes Fach. Im Laufe der Jahre hatte er sich nun vortreffliche Verhältniszahlen ausgebildet, in denen alle diese Bedürfnisse zu einander stehen mußten, und nach diesen Zahlen wurde jede Einnahme in die Fächer verteilt. Betrug also z. B. eine Einnahme 300 Thaler und eine der Sonderkassen war auf 5/100 davon angewiesen, so bekam sie in diesem Falle 15 Thaler. Ich habe ihn öfter über diesem Kasten sitzen sehen, grübelnd und mit Geld klimpernd. Zuweilen kam es nun vor, daß beim Bezahlen einer größeren Rechnung der Bestand einer dieser Kassen nicht reichte. Dann pumpte sie bei einer besser situierten und gab ihr einen Schuldschein wie z. B.: „Die Kleiderkasse schuldet der Stiefelkasse so und so viel“ Diese Schuldscheine mußten bei neu fließenden Einnahmen wieder ausgelöst werden.

Er beklagte es oft, daß es die Sitten der heutigen Zeit dem Manne verbieten, farbige Stoffe zu tragen und ihn zu einem eintönigen Schwarz, Grau, Braun oder stumpfem Blau verurteilen. Er ließ es sich aber nicht nehmen, sein farbenfreudiges Auge wenigstens an bunten Westen von Seide, Sammet oder anderen Stoffen zu ergötzen, und besaß davon eine große Sammlung. Hatte sich einer seiner jüngeren Freunde irgendwie ausgezeichnet oder sonst sein Wohlgefallen erregt, so ging er wohl würdevoll an die Kommode, wo diese Sammlung aufbewahrt wurde, kramte ein wenig darin und schenkte ihm feierlichst eine Weste. Das war eine

Art von Ordensauszeichnung. Ich habe nie eine erhalten, vielleicht nur aus dem Grunde, weil sie mir doch nicht gepaßt hätte, denn ich war viel größer als er.

Friedrich Eggers ist nicht alt geworden. Im Mai des Jahres 1872 wurde er als Leiter der preußischen Kunstangelegenheiten ins Ministerium berufen, in welcher Stellung er sich, von Arbeit überlastet, nicht wohl fühlte und sich immer nach seiner geliebten Lehrthätigkeit zurücksehnte. Er starb noch im selben Jahre am 11. August, betrauert von Unzähligen.

* * *

Um diese Zeit hatte ich die Gewerbeakademie bereits längst verlassen und war im Herbst 1868 in die Wöhlertsche Fabrik in der Chausseestraße eingetreten, von wo aus ich nach anderthalb Jahren bei dem Neubau der Potsdamer Bahn eine Stellung annahm. In diesen und den folgenden Zeiten führte ich ein sonderbares Doppelleben, denn ich war ängstlich bemüht, meine praktische Berufsthätigkeit und meine poetischen Liebhabereien scharf auseinander zu halten. Ich habe jahrelang mit Leuten auf einem Bureau zusammen gearbeitet, ohne daß diese eine Ahnung davon hatten, daß meine Mußezeit von ganz anderen Interessen ausgefüllt wurde. Ja, wenn es ihnen dann von anderer Seite mitgeteilt wurde und man ihnen die Beweise vorlegte, sträubten sie sich, es zu glauben

und sagten: „Das ist nicht möglich, Seidel ist doch so ein nüchterner Verstandesmensch und durch und durch Ingenieur."

Ich hatte bei Wöhlert im Lokomotivbau gearbeitet, obwohl ich für dieses Sonderfach gerade am wenigsten Interesse hatte, bei der Potsdamer Bahn sollte ich mich nun außer mit der Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen, die ich zum Teil schon fertig entworfen vorfand, auch mit Dach- und Brückenkonstruktionen beschäftigen, einem Fache, über das ich nie einen Vortrag gehört hatte und von dem ich auch nicht das Allergeringste verstand. Und doch wurde dies fortan meine Hauptbeschäftigung. Zu Anfang verzagte ich fast und war schon kurz davor, die Stelle wieder aufzugeben, da ich mich ihr nicht gewachsen fühlte, doch allmählich unter der angestrengtesten Arbeit und nach einigen schlaflosen Nächten fing ich an klarer zu sehen und arbeitete mich in das neue, mir ganz fremde Gebiet ein. Das Beste lernt man eben vor den Aufgaben, die einem gestellt werden. Ich hatte das Glück, daß sich unter diesen neue und anregende befanden. So zum Beispiel die durch Wasserdruck betriebene Lokomotiv-Schiebebühne, die noch bis vor kurzem in der Halle des Potsdamer Bahnhofes thätig war und den Augen der Nichtkenner so geheimnisvoll erschien, wenn sie, ohne daß man erkannte, wodurch die Bewegung geschah, auf einen Hebeldruck hin spielend leicht mit der ungeheuren Last einer Lokomotive nebst Tender seitwärts abfuhr. Es war noch kein Beispiel solcher durch Wasserdruck betriebenen Anlagen bekannt, und ich mußte mir daher

alles selbst zurechtlegen. Später, als ich im Jahre 1872 auf das Neubau-Bureau der Berlin-Anhalter Bahn übersiedelte, begünstigte mich das Glück noch mehr, und ich erhielt eine Aufgabe, die in dieser Ausdehnung auf dem ganzen Kontinente noch nicht vorgekommen war, nämlich die Konstruktion des eisernen Daches der mächtigen Ankunftshalle, das eine Spannweite von 62 1/2 Meter besitzt. Wem die Straße „Unter den Linden" in Berlin bekannt ist, der kann sich davon eine Vorstellung machen, denn die Breite dieser Straße beträgt 60 1/3 Meter. Außer vielen anderen Dächern und Brücken entwarf ich dort auch die Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen für den Anhalter Bahnhof, darunter einen Aufzug, der bestimmt war, beladene Kohlenwagen vier Meter hoch zu heben oder zu senken, und machte privatim für die Stadtbahn ein Projekt für die Anlage ihrer hydraulischen Gepäckaufzüge, das im wesentlichen der Ausführung zu Grunde gelegt worden ist.

Nebenbei beschäftigte ich mich eifrig mit den poetischen Werken von Adalbert Stifter, Mörike, Storm, Keller, Swift, Dickens und Poe und widmete meine Aufmerksamkeit auch den amerikanischen Humoristen Bret Harte, Mark Twain und Aldrich. Vom Jahre 1870 ab erschien ein kleines Büchlein nach dem andern, und ihre Zahl stieg auf sieben, ohne daß auch nur eins von ihnen Beachtung gefunden hätte.

Im Jahre 1875 verheiratete ich mich mit Agnes Becker, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, und

bin jetzt Vater von drei Knaben. Ich erzählte zu Anfang, daß Moltke von meinem Urgroßvater getauft wurde. Der greise Feldmarschall hat den kleinen Kreis menschlicher Beziehung zu meiner Familie dadurch geschlossen, daß er bei meinem jüngsten Sohne Helmuth Gevatter stand.

Als im Jahre 1880 die Arbeiten bei der Anhalter Bahn zu Ende gingen und sich mir in Berlin, das ich auf keinen Fall verlassen wollte, keine Aufgaben von ähnlicher Art darboten, gab ich meine Stellung auf, um mich fortan ausschließlich dichterischen Arbeiten zu widmen. Täuschungen und Widerwärtigkeiten, Gleichgültigkeit und Ablehnung sind mir in reichem Maße zu teil geworden, den Mut und die Hoffnung auf den endlichen Sieg meiner Sache ließ ich mir aber niemals rauben. Vom Jahre 1882 ab gingen meine Schriften allmählich in den Verlag des feinsinnigen Leipziger Verlegers Liebeskind über, aber erst nach sechsjähriger, unermüdlicher, von manchen Verlusten begleiteter Arbeit begann er den Lohn für seine aufopfernde Thätigkeit zu finden.

Ich darf mich jetzt der freudigen Empfindung hingeben, daß überall in Deutschland und auch in Amerika, ja überall, wo Deutsche in Mehrzahl beisammen wohnen, zahlreiche Freunde und Gönner meiner Schriften erstanden sind, und für diese habe ich mich entschlossen, meine mehr als einfachen Lebensschicksale aufzuschreiben. Ich that dies mit Sorgfalt und Liebe, jedoch von mancherlei Zweifeln bedrückt,

ob diese geringen Erlebnisse geeignet seien, irgend jemand Teilnahme einzuflößen, und schließe darum mit den Worten des Dichters:

„Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich,
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!“

Von Berlin nach Perlin.

Eine Erinnerungsfahrt.

*

I.

Als ich im Juli des Jahres 1895 in meinem Garten zu Lichterfelde stand und meine Sommerblumen betrachtete, die in wirrem Durcheinander mächtig blühten, umgaukelte mich plötzlich ein ganz wunderschöner Trauermantel. Es war für diesen Schmetterling noch ziemlich früh im Jahr, und als ich so stand, ihm mit den Augen folgte und mich wunderte, daß er schon flog, setzte er sich plötzlich in der Herzgegend auf meinen Rock. Ich spitzte schon die Finger, um das schöne Tier zu fangen und die braune Sammetpracht seiner Flügel mit den goldenen Kanten und dem Saum von blauen Punkten meinen Kindern zu zeigen, da hob er sich davon, schwang sich über die Baumwipfel und verlor sich in der Richtung nach Norden auf Nimmerwiedersehen.

„Ah,“ sagte ich zu mir, „es ist hohe Zeit; das war schon ein Bote!“ Ich ging ins Haus, nahm eine Postkarte und schrieb an meinen Freund Johannes, der sich zur Sommerfrische in Wustrow auf Fischland aufhielt:

„Am 27. Juli nachmittags 2 Uhr im Wirtshaus zur Stranddistel. Seidel.“

Ich muß hier zur allgemeinen Aufklärung leider einiges wiederholen, was manche meiner Freunde schon wissen, und zwar, daß das Wirtshaus zur Stranddistel für meinen Freund Johannes und mich eine besondere Bedeutung hat, und daß wir, wenn es sich nur irgend machen läßt, nicht versäumen, uns dort im Sommer einmal zu treffen. Es war im Anfang des Septembers 1881, als wir von Warnemünde aus an einem stillen, sonnigen Tage zu einer kleinen Küstenwanderung nach Osten aufbrachen. Die Luft war „diesig“, so daß die Grenze von See und Himmel kaum zu unterscheiden war und die ganze Gegend in einen zarten silbernen Schleier gehüllt zu sein schien. Nach einer Wanderung von etwas über zwei Stunden gelangten wir an einen kleinen Landvorsprung, der von den Schiffern entweder „dei hoge Snut“ oder auch etwas poetischer „Rosenort“ genannt wird. Obwohl nun von Rosen an diesem Orte nichts zu sehen war, so gefiel es uns dort doch so gut, daß wir beschlossen, Rast zu machen und den mitgebrachten Reisevorrat zu verzehren. Nachdem wir bis dahin zur Seite hinter den niedrigen Dünen eine ausgedehnte Strandwiese gehabt hatten, wahrscheinlich ein allmählich versandetes und vertorftes Haff, dessen letzter Rest in der Nähe vom Rosenort als ein flaches Gewässer, „der heilige See“ genannt, noch vorhanden ist, hebt sich hier das Ufer, und der Wald zieht sich dicht an die See heran. Verkrüppelte und spärlich belaubte Eichen und wilde Apfelbäume, zum

Teil mit dem Stamme halb im Sande vergraben, bilden die Vorhut gegen den unablässigen Ansturm des Windes und der See. Hinter ihnen steigen, immer einer im Schutze des anderen, die Bäume mit ihren Wipfeln in schräger Linie bis zu dem weit ins Land reichenden Hochwald auf. Vor dieser ersten Gruppe von Bäumen, die gleich alten, narbenreichen Kämpfern ihren Platz behaupteten, senkte sich ein flacher Dünenkessel, in dessen blendend weißem Sande ein riesenhafter Busch der schönen Stranddistel stand und seine blaßgrünen, zackigen Zweige und Hunderte von amethystfarbigen Blüten dem warmen Sonnenschein darbot. Es war die Zeit der Herbstschmetterlinge, und da diese in jenem Jahre gut geraten waren, und es andere Blumen nicht mehr viel gab, so hatten sich um diese blühende Staude so viele bunte Gäste versammelt wie um ein beliebtes Gartenwirtshaus am Sonntagnachmittag. „Wirtshaus zur Stranddistel" taufte mein Freund Johannes auf der Stelle diesen guten Ort. Dort waren schimmernde Distelfalter in Menge, da war der schöne Admiral, der mit seinem leuchtenden Schwarzweißrot die Farben des Deutschen Reiches zur Schau trägt, und sammetbraune Trauermäntel mit Gold verbrämt und mit schönen blauen Pünktchen geziert. Außerdem tummelte sich dort noch anderes, gemeines Volk von Schmetterlingen und auch Hummeln und Bienen und allerlei Getier mit gläsernen Flügeln, das mit Summen und Brummen ab und zu flog, während die Schmetterlinge wie eine farbige Wolke den blühenden Busch umspielten.

Wir setzten uns nun unter die alten, verkrüppelten Bäume in das Gras des Uferrandes, zehrten von unseren Vorräten und tranken roten Wein dazu, während wir dem lebhaften Verkehr im Stranddistelwirtshaus vergnüglich zuschauten. Ich führte als Trinkgefäß den silbernen Patenbecher meines ältesten Sohnes mit mir, der mich seitdem auf allen meinen Fußwanderungen begleitet hat, und als ich nun die Sonne durch den roten Wein auf den goldenen Grund scheinen ließ und mich eine Weile an dem Edelsteinglanz dieses funkelnden Farbenspieles erfreute, fühlte ich plötzlich, daß mich ein leichter Flügelschlag umkreiste. Beim Aufblicken bemerkte ich einen Trauermantel, der, offenbar von dem Duft des Weines oder von seinem roten Gefunkel angezogen, den Becher umgaukelte. Plötzlich saß er auf meiner Hand, und ich sah deutlich, wie er den spiralförmigen Rüssel hervorthat und damit umhertastete. Ich neigte vorsichtig den Becher, bis der rote Wein den Rand berührte, und nun ersah unser kleiner Gast seinen Vorteil, senkte sein Rüsselchen in die duftende Flut und hob an beträchtlich zu trinken. Wir beiden aber schauten ihm in stiller Andacht zu. Er sog eine ganze Weile, doch, obwohl ich mich ruhig verhielt wie ein Marmorbild, durchfuhr es ihn plötzlich wie ein Schreck; der schöne Schmetterling hob sich eilig davon und kam nicht wieder. Mein Freund Johannes meinte, er hätte bei seiner Entfernung ein wenig getaumelt, ich aber konnte davon nichts bemerken, zumal da ich die Erfahrung hatte, daß diese leicht beschwingten Lüftebummler immer etwas Angetrunkenes

in ihren Bewegungen zur Schau tragen. Dieses kleine Abenteuer erschien uns sehr anmutig, wie ein Poesiebonbon, den das knauserige Schicksal so selten einmal aus seinem fest verschlossenen Süßigkeitenschranke an uns Menschenkinder austeilt. Wir gewannen eine Liebe für diesen Ort und haben uns seitdem, wie gesagt, schon öfter dort ein Stelldichein gegeben. Doch niemals blühte dort wieder die Stranddistel, welche früher in der Gegend von Warnemünde so häufige Pflanze überhaupt dort fast ganz verschwunden ist, da sie nicht allein von Badegästen, insonderheit höheren Töchtern, überall unbarmherzig ausgerauft wird, sondern auch von industriellen Eingeborenen, die die wunderliche Vorliebe der Stadtmenschen für dies stachlige Unkraut mit merkantilischem Scharfblick erkannten, bündelweise und massenhaft auf den Markt gebracht wurde. So ist denn dort die „Seemannstreue“, wie man die Pflanze auch nennt, ein seltenes Kraut geworden.

II.

Einer meiner häufigsten Träume ist, daß ich zu einem Schnellzuge, der immer abends um neun Uhr geht, zu spät komme. Der Traum hat unzählige Abänderungen und Verzweigungen, sicher ist aber immer, daß ich den Zug nicht erreiche, der mir gewöhnlich vor der Nase ganz sanft abgeht. Manchmal sitzt auch meine arme Frau mit ihren Kindern darin und fährt nun ohne Geld und Gepäck den traurigsten Abenteuern entgegen. Das letzte hat sich in Wirklichkeit allerdings

noch nie ereignet, wenn ich jedoch allein reise und mich deshalb das Gefühl der Verantwortung weniger drückt, so geht es selten ohne ein solches Abenteuer ab, und wenn ich auch zur rechten Zeit mitkomme, so gelange ich dafür zur Abwechselung an einen Ort, wo ich gar nicht hin will. Meine letzte Reise zum Wirtshause zur Stranddistel, im Jahre vorher von Doberan aus, war mir noch wohl in der Erinnerung. Der Zug war mit höhnischer Sanftigkeit abgefahren, als ich gerade auf dem Bahnhofe ankam, und ich wurde gezwungen, mir einen Wagen zu nehmen, um die Verabredung mit meinem Freunde Johannes einhalten zu können. Deshalb war ich ganz vergnügt, als ich zur rechten Zeit im Zuge saß, wurde aber aus meiner Beschaulichkeit aufgestört durch den gellenden Ruf: „Herr Seidel, Herr Seidel, die Brillen!" Und siehe, am Geländer stand unser Hausmädchen und hielt meine beiden Kneifer hoch empor. Dies betrachtete ich als ein günstiges Vorzeichen, also daß auf dieser Fahrt alles noch im letzten Augenblicke gut gehen würde, und im großen Ganzen hat mich das auch nicht betrogen. Meine Reise war eine Erinnerungsreise und dem Zwecke gewidmet, alte und neue liebe Plätze aufzusuchen und Pfade zu wandeln, die ich vor Zeiten gegangen war. Mit den neuesten Erinnerungen wollte ich anfangen, und darum sollte es zuerst nach Doberan gehen, wo wir im vorigen und vorvorigen Sommer bei freundlichen Gärtnersleuten gewohnt hatten; dann über Rostock und Warnemünde zum Wirtshaus zur Stranddistel, dann wieder zurück nach Warnemünde, wo ich manche

Sommerfrische zugebracht und meinen Freund Johannes kennen gelernt hatte, dann nach Schwerin, der Stadt meiner Knabenjahre und dann vielleicht nach meinem Geburtsdorfe Perlin, um zu

„. . . . spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn"

wie Gottfried Keller so unübertrefflich schön sagt. Dieser letzte Plan stand aber noch nicht ganz fest, denn eine leise Bangigkeit befiel mich bei dem Gedanken, die Stätten meiner ersten und schönsten Kindheitserinnerungen möchten durch das Wiedersehen jenes holden Zaubers entkleidet werden, den die Ferne einer vierundvierzigjährigen Trennung gleich einem blauen Märchenschleier über sie gebreitet hatte. Und doch reizte es mich wieder, da ich eben meine Jugendgeschichte „Von Perlin nach Berlin" veröffentlicht hatte, zu vergleichen, wie weit meine Erinnerung der Wirklichkeit nahe kommen möchte.

Einstweilen aber rollte ich fröhlich meinem nächsten Ziele zu, und als ich endlich die fruchtbaren Fluren meines engeren Vaterlandes um mich ausgebreitet liegen sah, die Wälder, Hügel und Seen, die Wiesen und die weiten Felder, die zuweilen mit einzelnen stattlichen Eichen geziert waren, da überkamen mich echt mecklenburgische Instinkte, und ich holte meinen Reisevorrat hervor und frühstückte. Ich schenkte Wein in den silbernen Reisebecher und trank ihn meinem Vaterlande zu und geriet in eine rührselige Stimmung, so daß ich immer nur denken konnte: „O Heimatland, o Heimatland!" und mich ganz un-

gemein freute, daß ich ganz allein in meiner Abteilung war.

Bis dahin war alles gut gegangen, als ich aber Rostock erreichte, begannen die Abenteuer, denn ich bildete mir ein, dieser Zug hielte auch auf dem Friedrich-Franz-Bahnhofe, den er gar nicht berührt, während ich auf dem Lloyd-Bahnhofe nach Doberan umsteigen mußte. Darum blieb ich in Rostock auf dem Lloyd-Bahnhofe, den ich für den andern hielt, ruhig sitzen, und erst beim Weiterfahren, als sich die Gegend so unerwartet veränderte und ich rechts das Wasser der Warnow blitzen sah, wurde mir mit einemmal klar, daß ich nach Warnemünde fuhr. Da lag mein ganzer schöner Reiseplan plötzlich da, wie ein rohes Ei, das aufs Straßenpflaster gefallen ist. Ich kam nun richtig wieder einmal an einen Ort, wohin ich, fürs erste wenigstens, gar nicht wollte. Ich faßte mich, so gut es ging, und nahm mir ein Zimmer in Hübners Hotel. Bei dem Mittagessen erfuhr ich, daß um dreieinhalb Uhr ein Dampfer nach Heiligendamm ginge, das bekanntlich der an der See gelegene Vorort von Doberan ist. „Ha," sagte ich, „nun komme ich doch noch dahin, wohin ich will!" Ich sprach's und schiffte schnell mich ein. Eine unerquicklichere Seefahrt habe ich nie erlebt. Es war überaus schwül und windstill, und die See fast spiegelglatt. Man hatte die Empfindung, auf lauwarmem Theewasser zu fahren, und schwitzend kam ich in Heiligendamm an. Natürlich war die Dampfbahn nach Doberan eben abgefahren, und der nächste Zug ging erst in fünfviertel Stunden. Ich

nahm den Weg zwischen die Beine, und nach einer Stunde scharfen Marsches in schwülster Sonnenglut hatte ich den freundlichen Ort erreicht. Hier, wo ich jeden Schritt kannte, mäßigte ich meine Gangart und wandelte die Pfade der Erinnerung. Es war nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr, zu einer Zeit, wo ich dieselben Wege schon, wer weiß wie oft, gegangen war, und mit einemmal überkam mich die traumhafte Empfindung, als sei ich nie fortgewesen und würde nachher meine Familie in dem Gärtnerhause an der Wiese des Stahlbades vorfinden.

Der schönste Teil Doberans liegt innerhalb der alten Klostermauern, die vom Mittelalter her noch vollständig erhalten sind. Sie umfassen den sogenannten Englischen Garten, einen Park mit schönen Wiesen und mächtigen Bäumen, der die berühmte alte Kirche umgibt. Einige Teile des Klosters sind hier noch völlig erhalten, andere liegen als Ruine da, und man kann von ihnen mit Hermann Allmers sagen:

„Sind auch ohne Dach die Reste
Dieser mächtigen Abtei,
Buchenlaub und Tannenäste
Sorgen, daß es schattig sei."

Eine merkwürdige Mischung von Altertum und modernem Wesen, von Schwermut und Heiterkeit wird von diesen hohen, verwitterten Ziegelmauern umfaßt. Es war alles so wie früher um diese Zeit. Die Goldammern spannen ihr kurzes, schläfriges Lied in den Weiden am Wege, die Schwalben schossen über die Wiese dahin, und aus der Ferne tönte die Nachmit-

tagsmusik vom „Kamp“ her. In dem Garten des Kammerhofes waren noch dieselben köstlichen Sumpfwildnisse wie früher, in den Hecken blühte üppig die große, rosenrote taurische Winde, die sich in Doberan überall verwildert findet, und hier und da an der alten Ziegelmauer spann die Linaria cymbalaria oder das Zymbelkraut seine Ranken und schimmerte mit seinen feinen, bescheidenen Blümchen aus dem Grün hervor. Solcher Anblick that meinem Herzen wohl, denn alle diese Pflänzchen stammten von Samen her, die ich in den beiden Jahren vorher ausgestreut hatte, welche Gewohnheit manchen meiner Freunde ja schon genügend bekannt ist.

Ich muß gestehen, einer der Gründe, die mich nach Doberan zogen, war der, mich nach diesen, von mir dort eingeschleppten Blümchen umzusehen und festzustellen, wie ihnen der erste große Ueberfall durch botanisierende Schüler bekommen wäre. Denn es war mir bekannt geworden, daß im Frühling desselben Jahres für den Unterricht in der Pflanzenkunde auf dem Gymnasium große Mengen dieser bis dahin in der Gegend nie beobachteten Pflanze eingeliefert worden waren, zum beträchtlichen Erstaunen der einheimischen Botaniker. Einer von diesen, dem meine lästerliche Gewohnheit, die Flora der Gegend, wo ich mich aufhalte, zu fälschen, bekannt war, hatte Verdacht auf mich geworfen und brieflich bei mir angefragt, ob ich der Vater dieser Ueberraschung sei, was ich der Wahrheit gemäß zugeben mußte. Ich begrüßte darum die kleinen blaßblauen Blumengesichter, die mich so freund-

lich und zahlreich anlächelten, mit besonderer Freude, denn ich sah, daß ihnen hier wenigstens der genannte Ueberfall nichts geschadet hatte. Der Weg war einsam und wenig begangen, die Hauptstelle jedoch, wo meine kleinen Mauerblümchen im Jahre vorher ganz besonders gewuchert hatten, lag auf dem alten Kirchhofe, und dort waren sie der Entdeckung weit mehr ausgesetzt. Dieser alte Kirchhof, auf dem seit langer Zeit nicht mehr begraben wird, ist jetzt ein Teil des Englischen Gartens und bildet einen stillen, abgelegenen Winkel dieses schönen Parks, auf zwei Seiten von der hohen alten Mauer und auf der dritten von einem schnell fließenden Bach begrenzt, an dessen Ufern riesenhafte alte Bäume stehen. Die meisten Gräber sind längst eingesunken und verschwunden; nur eine gewisse Unebenheit der Rasenflächen zeugt noch von ihnen. Die dauerhafteren Erbbegräbnisse und Denkmäler aber haben sich erhalten; die älteren ein wenig versunken, verwittert und verfallen, umsponnen von Epheu, dem Kraut der Vergessenheit, die jüngeren noch ziemlich wohl im Stande, doch meist auch in einem solchen Zustande, daß man sieht, es gedenkt ihrer wohl niemand mehr. Aber überall, wo sich ein passendes Plätzchen fand, zeigten sich die zierlichen, blühenden Ranken des Zymbelkrautes. Sie hingen aus den Mauerfugen der alten Grabgewölbe hervor, wucherten aus den Ritzen der Grabsteine und überspannen an einzelnen Stellen die verwitterte Umfassungsmauer so mit Blättern und Blümchen, daß nichts von ihr zu sehen war. Ich nickte meinen zierlichen Kinderchen, die

sich so tapfer gehalten hatten, freundlich zu und ging weiter.

Die traumhafte Vorstellung verließ mich nicht, daß ich gar nicht fortgewesen sei. Es war alles so ganz wie immer. Ich wanderte durch die wohlbekannten Straßen zum „Kamp", jenem von Lindenalleen umgebenen und mit Anlagen gezierten Platze, an dem die Hauptgebäude von Doberan liegen, und wo sein Leben pulsiert, wenn man so etwas von diesem friedfertigen Oertchen sagen darf. In dem bunten Tempelchen, mitten auf dem Platze, spielte die Musik, und alles war dort, wie ich es, wer weiß wie oft, gesehen habe. Die Kindermädchen fuhren Korso, die alten, schwarz gekleideten Damen mit den ernsten Gesichtern wandelten feierlich umher, auf den Bänken saßen die Gymnasiasten und schossen unternehmende Blicke nach den Backfischen oder heuchelten Stumpfsinn, und es stapfte dort wie immer einher der etwas vierkantige Herr mit den roten Bartkoteletten, dem Pädagogengesicht und den Tyrannenaugen, der mir nach seiner Gewohnheit auch heute einen jener strafenden Blicke zuwarf, die das Herz eines Unpräparierten bis in seine Tiefen erbeben lassen.

Es war die Zeit, wo ich sonst in den ‚Lindenhof' einzukehren pflegte, mein Schöpplein zu trinken, die Zeitläufte zu verfolgen und den weisen Gesprächen der andern Gäste über die Heupreise und die bevorstehenden Rennen zu lauschen. Aber als ich diesem Instinkt auch jetzt folgen wollte, erschrak ich doch ein wenig, denn plötzlich gab es was Neues. Der alte

„Lindenhof", in dessen niedriger, braun geräucherter Gaststube ich mich immer ganz wohl gefühlt hatte, war nicht mehr da. Er war plötzlich gewachsen, über Nacht, wie es mir vorkam, und hatte statt eines einzigen, ungewöhnlich niedrigen drei stattliche Stockwerke bekommen, und inwendig war er, was man „altdeutsch" nennt, mit farbigen Kachelöfen, Kannen, Krügen und Schautöpfen. Da aber das Bier, wie ich feststellte, von derselben alten Güte war, so fand ich mich ergebungsvoll in das ungewohnte Neue.

Nun galt es, die Gärtnersleute zu besuchen, wo wir zwei Sommer gewohnt hatten, und denen wir stets, und ich glaube auch sie uns, ein freundliches Andenken bewahren werden. Da kann ich nun eine kleine Geschichte nicht unterdrücken, die ich, dem Gebote der Klugheit folgend, vielleicht für mich behalten müßte. Denn erstens wirft sie kein gutes Licht auf die so schon arg genug geschmähten Berliner, denen ich ja selber angehöre, und zweitens könnte sie vielleicht jenen Duft verbreiten, der nach dem Sprichwort dem Gegenteil von Bescheidenheit anhaften soll. Aber ich bin auch nur ein schwacher Mensch, und so erzähle ich sie denn.

Als wir zum erstenmal nach Doberan gehen wollten, suchte eine befreundete Dame aus Rostock für uns dort eine Wohnung. Sie fand nun eine, die ihr vollständig passend erschien, und zwar bei jenen Gärtnersleuten. Sie trug dem Herrn des Hauses ihr Anliegen vor, und dieser fragte: „Wo sind die Leute her?"

„Aus Berlin," antwortete sie.

„Berliner?“ rief der Gärtner, und ein Schaudern ging über sein wohlwollendes Gesicht. „Einmal und nicht wieder!“ Und machte mit der Hand einen flachen Strich, um die Sache gleich in der Entstehung abzuschneiden, denn er hatte im vorhergehenden Jahre mit einer Berliner Familie Erfahrungen gemacht, die ihm für alle Zeit genügten.

„Na,“ meinte die Dame kleinlaut, „sie sind wohl nicht von der ganz schlimmen Sorte, und der Mann ist noch dazu ein geborener Mecklenburger, der Schriftsteller Heinrich Seidel.“

„Herr Seidel vom Daheim?“ fragte der Gärtner.

„Ja, er hat öfter fürs Daheim geschrieben,“ antwortete die Dame.

„Den nehm' ich!“ sagte er, und die Sache war abgemacht.

Da er uns auch in dem darauffolgenden Jahre wieder „genommen“ hat, so schließe ich daraus, daß er jene plötzliche Gesinnungsänderung später nicht bereut hat. —

Ich traf das freundliche Ehepaar zu Hause, und da sie in diesem Jahre nicht vermietet hatten, so konnte ich mit ihnen in den kleinen Zimmern sitzen, die mir so wohl bekannt und vertraut waren, obwohl ich mich nicht gerade allzuviel in ihnen aufgehalten hatte, da ich in der Sommerfrische fast den ganzen Tag unterwegs zu sein pflege, teils um das im Winter angesetzte Fett zu züchtigen, teils um meine in Berlin ausgehungerte Seele mit dem Anblick von Wald und Wiesen, Feldern und Bächen, Strand und See gehörig

wieder herauszufüttern und so das körperliche und seelische Gleichgewicht wieder herzustellen.

Aber die Zeit war knapp geworden, denn um 7 Uhr 55 Minuten ging schon der Zug nach Rostock, und als wir nun alle Fragen und Gegenfragen erledigt hatten, wie es den Frauen, Kindern, Dienstmädchen, Katzen, Hunden, Hühnern und Tauben und allem, was unser war, ginge, nachdem ich den im vorigen Jahre in unsrer Gegenwart gekelterten Johannisbeerwein probiert und ihn für einen hoffnungsvollen Jahrgang erklärt hatte, da war es auch schon hohe Zeit für jenen Zug, wie mein Gastfreund sagte, und ich machte mich nach herzlichem Abschied davon. Als ich draußen nach der Uhr sah, fand ich, daß ich noch über zehn Minuten Zeit bis zu dem nahen Bahnhof hatte, und beeilte mich durchaus nicht. Da aber schlug die Kirchenuhr plötzlich, langsam, feierlich, klar und ohne jede Eile achtmal. Ich fand das sonderbar von ihr, als ich aber auf den Bahnhof kam, herrschte dort das Schweigen der Einsamkeit, und die Bahnhofsuhr war ganz der Meinung der geehrten Vorrednerin.

Da war nun einmal wieder meine Taschenuhr schuld, die eine Viertelstunde lang stehen geblieben war. Sollte ich ihr einen Vorwurf daraus machen? Sie war schon alt und hatte bereits meinem Vater treu und redlich gedient. Kann man solcher alten Uhr, die über ein Menschenalter lang mit der nie endenden Zeit Schritt zu halten versucht hat, verdenken, wenn es ihr geht wie dem alten Großmütterchen, das abends bei der Lampe das Strickzeug rührt? Mit

einemmal hören die fleißigen Nadeln auf zu ticken, und wenn wir aufblicken, sehen wir, daß die alten Augen zugefallen sind. Nach einem Viertelstündchen aber beginnt es plötzlich wieder emsig zu ticken und zu klirren, und Großmütterchen hat nicht geschlafen, o beileibe nicht, sie hat nur ein wenig nachgedacht.

So eine alte Uhr, die doch so etwas wie ein lebendes Wesen ist, hat am Ende auch ihre Erinnerungen, denen sie mal ein Weilchen nachhängen will. Und so gottlos wie die Uhr in dem Märchen meines Freundes Paschen, die nicht an den Uhrmacher glaubte und daran zu Grunde ging, war die meine nicht; sie glaubte sehr an den Uhrmacher und hatte mich in derselben stillen und eindringlichen Weise schon mehrmals erinnert, daß sie in die Klinik müsse zu meinem Freunde Oppermann in der Mohrenstraße. Uhren sind gerade wie Menschen, deren viele auch im Alter jährlich nach Karlsbad reisen müssen, wenn ihr inneres Ticktack im Gange bleiben soll. Und wenn ich mich selber betrachtete, da war doch in mancher Hinsicht auch nicht viel Staat mehr mit mir zu machen. In meiner Jugend, als mein inneres Räderwerk noch gut und meine Federn sprungkräftig waren, da gab es kaum einen Zaun, der mir zu hoch, und einen Graben, der mir zu breit war. Aber sollte ich jetzt über einen sechzehnfüßigen Graben springen, da würde es mir gehen wie Jim Smileys berühmtem Springfrosch, als ihn der tückische Konkurrent durch das geöffnete Maul von oben bis unten voll Hasenschrot gesackt hatte. Darum zürnte ich meiner alten Uhr nicht, brachte sie liebevoll mit der mittel=

europäischen Zeit wieder in Einklang und gab ihr sogar einen kleinen Vorschuß auf den Weg, von dem sie beliebig zehren mochte.

Um 9 Uhr 44 Minuten ging der nächste Zug, und ich wanderte still und ergeben bei langsam beginnender Dämmerung in das benachbarte Quellholz, einen hügeligen, jungen Buchenwald, durch den sich ein schnellfließender Forellenbach tiefe, gewundene Rinnen gegraben hat und stellenweise rasch und rauschend über große Steine dahinfließt, was das bescheidene Gemüt des Flachländers mit dem stolzen Namen „die Wasserfälle" bezeichnet. Es ist aber ein Forellenbach „mit ohne" Forellen, wie meine Kinder sagen, doch könnten ganz gut welche drin sein.

Der Abend dämmerte, und ich dämmerte mit in die herabsinkende Nacht hinein. Niemand begegnete mir; ich war mit dem Plätschern und Rieseln des Baches ganz allein. In diesem Walde hatte ich in den vergangenen Jahren allerlei ausgesät, was in der Gegend nicht vorkam, aber Aussicht dazu hatte fortzukommen; im letzten Jahre allein war ich mit etwa zwanzig Arten vorgegangen, was, wenn es geglückt wäre, der Flora von Doberan und Umgegend einen mächtigen Stoß gegeben haben würde. Ich suchte emsig nach Seidelbast, Akelei, gelbem Fingerhut und anderem, konnte aber in der Dunkelheit nichts finden: vielleicht war es auch für manche dieser Pflanzen, die sich langsam entwickeln, noch zu früh.

So verging die Zeit, und schließlich kam ich natürlich, da ich ein berechtigtes Mißtrauen gegen meine alte

Uhr gefaßt hatte, viel zu früh auf den Bahnhof. Auf der Fahrt nach Rostock eilte ich die ganze Zeit von einem Fenster zum andern, denn der Himmel stand ringsum förmlich in Flammen von fernen Gewittern. Zuweilen thaten sich zwischen grell beleuchteten Wolken förmliche Feuerschlünde auf, und überall zuckte und flammte es, als ob der Himmel im Fieber läge. Die Welt war ganz mit Waberlohe eingezäunt. Als ich auf dem Lloyd-Bahnhofe eine Stunde warten mußte, brach das Gewitter los mit ungeheurer Gewalt und unermeßlichem Regen. Ich saß aber wohlgeborgen in einer der besten Bahnhofswirtschaften Deutschlands und stärkte mich an einem vortrefflichen Lloyd-Beefsteak. Nachts gegen zwölf Uhr traf ich in Warnemünde ein und wanderte bei abziehendem Gewitter unter strömendem Regen nach dem Hause, wo mein Bett stand. Damit war der erste Tag meiner Erinnerungsfahrt zu Ende.

III.

Mein Freund Johannes hatte es im vorigen Jahre bequem gehabt, denn er wohnte damals in Müritz, nur etwa eine Stunde vom Wirtshaus zur Stranddistel entfernt. In diesem Jahre aber mußte er schon früh aufbrechen und hatte etwa sechs Stunden lang scharf zu marschieren. Doch das machte ihm trotz seiner achtundfünfzig Jahre nicht viel aus. Ich war diesmal der Bevorzugte, weil ich nur etwas über zwei Stunden zu wandern hatte. Rechtzeitig setzte ich über den Strom und marschierte, die Dünenkette zur Linken, zur Rechten

die Warnemünder Wiesen und weiterhin das Binnenwasser, den sogenannten Breitling, tapfer auf mein Ziel zu. So eine alte, vielhundertjährige Wiese hat auch ihr Ehrwürdiges, wenn es auch mehr im Gedanken liegt und nicht so in die Augen springt, wie bei einem alten Walde. Hier hatten vielleicht schon die Kühe des vandalischen Stammes der Warner geweidet, dann, als sich diese auf die Völkerwanderung begaben, die der eindringenden slavischen Obotriten, und dann, als der niedersächsische Stamm wieder zurückflutete in die alten germanischen Stammländer, die der Warnemünder bis auf den heutigen Tag. Noch waren diese Kühe auf den Wiesen der andern Seite des Stromes, denn auf dieser Seite wurde jetzt gerade das Heu geerntet für den Winterbedarf. Ist das eingebracht, dann vollzieht sich in frühester Morgenstunde ein sehenswertes Schauspiel, das manche Badegäste, die noch oder schon auf waren, sich angesehen haben. Die etwa hundert Kühe werden an eine bestimmte, dazu eingerichtete Stelle des Stromes getrieben, wo an beiden Seiten ein schräger, gepflasterter Weg hineinführt, und sie schwimmen dann, die ältesten und erfahrensten voran, mit freudigem Brüllen auf die andere Seite, wo sie bis zum Herbste verbleiben. Vielleicht ist diese Einrichtung auch schon uralt.

Je älter man wird, desto mehr Blumen der Erinnerung blühen an den gewohnten Wegen. Seit ich im Jahre 1881 zum ersten-, und später noch mehreremal Warnemünde auf einige Sommerwochen besucht hatte, war ich hier mit meinem Freunde Johannes und

noch hundertmal öfter allein gegangen, und auf dieser Wiese und in den angrenzenden Dünen kannte ich jeden Schritt und wußte, was für Pflanzen am Wege wachsen mußten. Und ich fand sie alle an den bekannten Orten, hier in den sumpfigen Wiesengräben die hübsche Parnassia und dort weiterhin die blaßviolette, so süßduftende Nelke mit den fein zerfaserten Blumenblättern: Dianthus superbus. Vor mir dämmerte, allmählich immer mehr näher rückend und Gestalt gewinnend, der schöne und große Wald, die „Rostocker Heide" genannt, der Schauplatz meiner kleinen Erzählungen, „Engelbert", „Die goldne Zeit", „Der Tausendmarkschein", „Der Haselwurm", und „Der Hagelschlag", in denen viel Wirklichkeit und Erfindung verflochten sind, Traum und Leben. Manchmal war es mir, als sähe ich den alten Pilzpieper in den Buchten, wo sich die Wiese in die Dünen hineinzieht, herumstapfen, meinen schärfsten Konkurrenten in der Champignonsjagd, deren eifrigem Betriebe ich hauptsächlich die so genaue Kenntnis dieser Gegend verdankte. Solche uralten Viehweiden sind ja Lieblingsstandorte für diesen köstlichen Pilz, und noch jetzt konnte ich ohne weiteres alle die Stellen bezeichnen, wo sich in früheren Jahren seine Ansiedelungen fanden. Die schneeweiße, seidenglänzende Abart gedieh hier besonders gut, und ich hatte schon geschlossene Exemplare von Gänseeiergröße dort gefunden, sogar einmal einen bereits geöffneten Hut, der mindestens 24 Centimeter Durchmesser hatte, denn ich mußte ihn in zwei Teile brechen, um ihn in der hinteren Rocktasche unterbringen zu können. Man lächle nicht über diese

niedere Art von Jagdbegeisterung. Jagd bleibt Jagd, und ob es nun auf den Brunsthirsch, den Auerhahn, die Schnepfe, auf Schmetterlinge, seltene Pflanzen oder aber nur Champignons geht, der Reiz ist derselbe. Der günstigste Moment, auf diese Jagd zu gehen, ist nach einem tagelang anhaltenden, warmen Regen in dem Augenblick, wo dieser anfängt, nachzulassen und die Sonne zuweilen schon wieder hervorbricht. Das herrschende Unwetter hat zugleich die lästigen Konkurrenten fern gehalten und das Wachstum der köstlichen Pilze befördert. Da sind sie reihen- und gruppenweise aus der Erde hervorgebrochen, und schon auf viele hundert Schritt sieht man sie in weißem Schimmer leuchten. Zwar könnten es ja immer noch die gehaßten und verachteten Boviste sein, doch beim Näherkommen sieht man, daß man sich nicht getäuscht hat. Der köstlichste Augenblick ist, wenn man sich zum ersten Pilz niederbeugt, mit lüsternem Zögern aber innehält und den Blick in die Runde schweifen läßt, um die angesammelten Schätze, die einem sicher sind, mit den Augen zu überfliegen. Unterdes hat sich der Himmel geklärt und sich das Wetter scheinbar befestigt, und kehrt man dann nach ergiebiger Jagd mit höchst geschwollenen Rocktaschen zurück, da kommen einem, überall vergeblich umherrevierend, die hoffnungsreichen Konkurrenten entgegen, mit Körben und Beuteln ausgerüstet, die leer bleiben werden, wie man ganz genau weiß. Obwohl das kein gutes Licht auf meinen Charakter wirft, so muß doch gesagt werden, daß dies der erhabenste Moment der ganzen Champignonsjagd ist.

Nach etwas über fünfviertel Stunden hatte ich die Wiesen überschritten und den Wald zur Rechten, und nach einer weiteren Viertelstunde erreichte ich den Damm, der das große Moor und die Nadelwiese vor dem Einbruch der See schützen soll. Wer sich nun in einem Luftballon über diesem Teile der Ostsee befunden hätte, dem wäre der Anblick eines langen, einsamen, weißen Strandes zu teil geworden, auf dem sich als dunkle Punkte zwei Wanderer aufeinander zu bewegen, der eine von Südosten, der andere von Nordwesten kommend. Ich war der erste, der das Ziel erreichte. Das Wirtshaus zur Stranddistel lag einsam da zwischen dem Brausen der brandenden See und dem Rauschen der Waldwipfel. Auch diesmal blühte im ganzen Umkreise keine der Pflanzen, von denen es seinen Namen führte, aber seltsamerweise lag mitten in dem flachen, weißen Dünenkessel ein blühender Zweig der Stranddistel, als sei er eigens als ein Gruß für uns dort hingelegt. Hatte vielleicht eine Wassernixe die Aufmerksamkeit gehabt, die nun, hinter einem Steine verborgen, Schaum auf dem Haupte, neugierig nach uns auslugte, oder vielleicht ein Waldweibchen, das dort hinter mir in der grünen Einsamkeit lauschte? Mir war, als höre ich ein silbernes Lachen; aber ob es aus der See kam, der Luft oder dem Walde, konnte ich nicht unterscheiden. Ich nahm den Zweig, befestigte ihn an meinem Wanderschirm, pflanzte diesen als Wahrzeichen vor mich hin, setzte mich auf den Uferrand und wartete. Als ich dort nun um mich blickte, übte das schöne Plätzchen seinen alten Reiz auf mich aus, und zugleich wurde

mir klar, worin sein Zauber eigentlich begründet war. Hier befand man sich auf dem einzigen Punkte der ganzen Gegend, wo alles vereinigt war, was das Ostseeufer an Reizen bietet. Hinter mir zur Rechten der wogende Hochwald, der weiterhin von hohem Abbruchsufer auf die See hinausschaute, zur Linken der stille, schilfumsäumte Landsee und weite Moor- und Wiesenflächen, in der Ferne von dämmernden Waldbuchten umsäumt. Ein weißer Strand schwang sich in weitem Bogen, von Dünen bekränzt, zum fernen Warnemünde, das mit seinen stattlichen Hotels und seiner Kirche voran in die See hinaus zu schwimmen schien; und auf der andern Seite zeigten sich, wie ein feiner, gelblicher Streifen, die hohen Abbruchsufer von Wustrow, die allmählich in die blaßblau dämmernde Waldmasse des Darß übergingen. Und vor mir die See, die alte, ewig neue!

Es war schon zwei Uhr vorüber, und mein Freund Johannes noch nicht sichtbar. Sollte er meine Nachricht nicht bekommen haben? Da, plötzlich, war der Sonnenglanz hinweggelöscht, und aus einer vorüberziehenden Wolke fing es an sachte zu tröpfeln. Das goß Trost in meine Seele, denn daran sah ich, daß er herannahte. Es muß nämlich gesagt werden, daß mein Freund Johannes bei den Wettermächten ganz abscheulich schlecht angeschrieben ist, und wenn er allein wandert, zieht mit ihm über seinem Haupte eine Depression, und er bekommt die Welt meist nur in einem Regenschleier zu sehen. Glücklicherweise ist bei mir das Gegenteil der Fall, und so ergänzen wir uns

gegenseitig sehr gut, so daß bei unseren gemeinschaftlichen Wanderungen das Wetter „durchwachsen“ ist wie Speck, wobei niemand von uns daran zweifelt, daß das Fette, der Regen, von ihm, das Magere, der Sonnenschein, von mir herstammt. Denn ganz kann ich seinen verderblichen Einfluß nicht aufheben, und es steht fest, daß ich noch nie so naß geworden bin, als wenn ich mit meinem Freunde wanderte. So erst im vorigen Jahre, wo wir in diesem selbigen Wirtshause zur Stranddistel, während wir unsere Mahlzeit hielten, drei Regengüsse bekamen, die alle drei bis auf die Haut gingen. Doch daraus machen wir uns beide nichts, besonders nicht mein Freund Johannes, der es gar nicht anders kennt. Er dichtet sogar in solchem Zustande, wie ich einmal mit großem Erstaunen wahrgenommen habe. — Wir hatten damals mit einem ornithologischen Verein einen zweitägigen Ausflug gemacht, dessen Wetter natürlich wieder sehr durchwachsen war, und als wir beide zusammen mit zwei jungen Naturforschern unterwegs aus dem Dampfer, der uns beförderte, ausstiegen, um die letzte Strecke des Weges zu Fuß zu machen, da kam natürlich eine Husche, die schon mehr ein Platzregen zu nennen war und meinen schirmlosen Freund so einseifte, daß er glänzte wie ein Spickaal, und das Geld in seinem Portemonnaie naß wurde. Während ich nun mit den beiden jungen Mikroskopikern ging, ihren weisen Gesprächen lauschte und zusah, wie sie in einem Bach kleine Fische fingen, denen sie durch Abstreichen höchst interessante silberne Bandwürmchen entlockten, die sie

schmunzelnd in ein Fläschchen steckten, fiel es mir auf, daß sich mein Freund absonderte und allein neben dem Wege durch den Kiefernwald streifte, sich von Zeit zu Zeit nach einer Blume bückend, wie es seine unabänderliche Gewohnheit ist. Er würde das, glaube ich, auch auf dem Wege zu seiner Hinrichtung noch thun. Ich dachte, er fühle sich doch etwas bedrückt durch die kühle Feuchte, in die er ganz eingehüllt war, und fliehe deshalb die Gesellschaft der Menschen. Beim Abendessen kam es erst heraus, was er verübt hatte. Er hatte in dieser Zeit ein anderthalb Meter langes Gedicht im Kopfe gearbeitet und auswendig gelernt, in dem alle unsere Reiseabenteuer beschrieben waren. Also das kleine Regenschauer flößte mir Hoffnung ein, und diese betrog mich nicht. Es war wirklich sein Leitmotiv gewesen, und da kam auch schon ein kleines Figürchen auf dem weißen Sande um die Ecke des hohen Waldufers mit dem charakteristischen Gange meines Freundes, an dem er auf eine Entfernung von Kilometern schon zu erkennen ist.

Bald war die Gesellschaft im Wirtshause zur Stranddistel vollzählig, und die Festlichkeiten konnten beginnen. Diese bestanden nach alt geheiligtem Gebrauch ausschließlich aus einem Frühstück, das den Wandertaschen entnommen und so lange wie möglich ausgedehnt wurde, denn es saß sich gut und futterte sich lieblich an diesem angenehmen Ort. Anmutige Gespräche von alter Zeit und von jungen Plänen würzten das Mahl, und die Tafelmusik besorgten das Rauschen der See, das Sausen der Wipfel und ab

und zu der Ruf eines Wasservogels vom heiligen See her. Gäste hatten wir auch diesmal nicht, und obwohl ich wie damals den Wein in meinem silbernen Becher in der Sonne zum Funkeln brachte, ließ sich doch keiner sehen.

Die Kosten der Unterhaltung trage ich in solchen Fällen, ja mein Freund behauptet, daß ich beim Wandern überaus geschwätzig bin, beinahe wie ein Bach oder eine Wassermühle. Er dagegen ist schweigsam, und würde er mit einem wandern, der ihm gleich wäre, so würde es auf die Unterhaltung jener beiden mecklenburgischen Landleute herauskommen, die zusammen über Land fuhren. Eine Stunde nach der Abfahrt, als sie an einem Weizenfelde vorüber kamen, sagte der eine: „Dei Weiten steiht gaud!“ und zwei Stunden später der andere, als ein Gerstenfeld in Sicht kam: „Dei Gasten äwer ok!“

Wenn nun auch mein Freund Johannes schweigsam ist, so hat er doch die Gabe zuzuhören und alles in sich hineinreden zu lassen, zur rechten Zeit zu lächeln, zu nicken oder den Kopf zu schütteln, und jene Liebenswürdigkeit des Herzens ist ihm eigen, daß, wenn er auch inwendig denkt: „Alberner Quatsch!“ er sich dies von außen gar nicht merken läßt. So unterhalten wir uns denn immer ganz prachtvoll.

Im Laufe der Zeit war es windstill und ungemein schwül geworden. Die Sonne stach, als wenn sie durch hunderte von kleinen Brenngläsern auf uns hinschiene, so daß es kaum zu ertragen war. Plötzlich erlosch ihr Schein, und in der Ferne murmelte

etwas. Wir blickten auf, und siehe, vor den Molen von Warnemünde war aus der See ein ungeheurer, finsterer Wolkenkopf aufgestiegen mit einer Haube von weiß schimmernden Rändern und blickte düster und scheinbar mit großer Mißbilligung auf meinen Freund Johannes hin. Dann zuckte ein Feuerschein darüber, und nach einer Weile murmelte es wieder grollend, und wie ich ganz deutlich zu verstehen glaubte: „Bist du schon wieder unterwegs? Na, warte!"

„Lieber Johannes!" rief ich. „Hörst du wohl? Das gilt dir."

Er nickte ergebungsvoll und antwortete: „Wozu bist du denn da?"

„Ich will sehen, was ich thun kann," sagte ich, „äwer, wer kann geg'n Backaben anhujanen*)?"

Da unser Frühstück beendet und unsere Flaschen leer waren und es zwar zu unseren Gewohnheiten, aber noch immer nicht zu unseren Vergnügungen gehörte, bis auf die Haut naß zu werden, so beschlossen wir Schutz zu suchen. Mein Freund wußte nahebei im Walde eine Arbeiterschutzhütte, wir fanden aber nur noch den leeren Fleck, wo sie gestanden hatte. Dann wandten wir uns zu einer sogenannten Heringshütte, die den Fischern beim Heringsfang an der Küste zur Unterkunft dient und in ziemlicher Entfernung hinter dem Schutzdamm auf der Wiese lag. Wir erreichten sie im letzten Augenblick, als schon der Wind sauste, die ersten Tropfen fielen und der Donner mächtig krachte.

---

*) angähnen.

Wir fanden sie fest verschlossen. Nun war guter Rat teuer. Ich aber sagte: „Nun stelle dich hier mal hinter die Hütte, daß dich die Wolke nicht sieht; ich werde mich allein zeigen. Das ist das letzte Mittel."

Ich stieg die Stufen hinauf, die auf den Schutzdamm führten, und sah dem kommenden Wetter entgegen. Merkwürdig, es zog seitwärts vorüber, es blieb bei den wenigen versprengten Tropfen, und bald hörte man sein fernes Grollen aus der Gegend von Gelbensande. Ich darf nicht sagen, daß ich diesen Erfolg mit bescheidener Dankbarkeit hinnahm, vielmehr machte er mich so geschwollen, daß ich mich auf dem Rückwege nach Warnemünde in den schändlichsten Renommistereien erging. Mein Freund Johannes lächelte ergebungsvoll dazu, und ich glaube, daß er in jenem Augenblicke von der Liebenswürdigkeit des Herzens, die ich ihm vorhin nachrühmte, den ausgiebigsten Gebrauch machte.

IV.

Der andere Tag, ein Sonntag, war guten Freunden in Warnemünde und einem Spaziergang in die Umgegend gewidmet. Am Abende entschloß ich mich kurz und meldete mich bei dem Pastor W. in Perlin, meinem Geburtsdorfe, an. Den Montag verbrachte ich bei lieben Freunden in Rostock, und am Abend gegen neun Uhr fuhr ich rechtzeitig ab und kam auch dahin, wohin ich reisen wollte, nämlich nach Schwerin, wo ich im Hotel de Paris einkehrte.

Am andern Morgen ging die Erinnerungsfahrt

in der Heimat meiner Knabenzeit weiter. Ich wanderte natürlich um den Pfaffenteich, jenen mitten in der Stadt gelegenen kleinen See, und schlenderte nachdenklich durch den alten Kreuzgang des an den Dom angebauten Klosters, darin zu meiner Zeit das Gymnasium untergebracht war, wo man mich mit den Schrecken der unregelmäßigen Verben und fürchterlicher Aoriste gepeinigt hatte. Ich warf sehr wohlwollende Blicke auf das Schaufenster der Bäckerei von vormals Henkus, das noch immer so aussah wie früher und noch dieselben zu Genußsucht und Verschwendung verlockenden Köstlichkeiten enthielt wie in alter Zeit.

Die Bäckerei hatte seitdem allerdings ihren Namen mehrfach gewechselt, und bis vor kurzem gehörte sie lange Jahre einem Bruder des berühmten Aesthetikers Lemcke, der ein geborener Schweriner ist. Für mich aber heißt sie noch immer Henkus wie in meiner Knabenzeit. Diese Bäckerei lag ganz in der Nähe des Gymnasiums und genoß bei den Schülern eines großen Ruhmes. In der Freiviertelstunde um zehn Uhr, wenn mein Bruder und ich eiligst nach Hause trabten, um unser mächtiges Butterbrot zu holen, das wir während des Rückweges auf der Straße verzehrten, standen hier die Kapitalisten und Gourmands des Gymnasiums am Ladentisch und verzehrten die in der ganzen Stadt berühmten Apfeltorten und Blätterteigkuchen, die zu dieser Stunde warm aus dem Ofen kamen. Wie das köstlich verlockend duftete, wenn so eine dampfende Platte mit Blätterteig hineingetragen wurde, und welch eine paradiesische Atmosphäre lukullischen Genuß-

lebens diesen Ladentisch umwehte, das kann nur der nachfühlen, der selber ähnliches in seiner Kindheit erlebt hat. Mir ward das selten genug als Ausnahme zu teil, doch wenn ich mir auch sagen mußte, daß sich die täglichen Stammgäste dieses Ladentisches meist durch ein blasiertes Wesen, eine gelbliche Gesichtsfarbe und einen stets verdorbenen Magen auszeichneten, so konnte ich doch nicht umhin, sie für sehr beneidenswerte Sterbliche zu halten.

Als ich schon ein junger Mann, und meine vier Jahre jüngere Schwester schon Gattin und Mutter war, befanden wir uns einmal gemeinsam in Schwerin bei unserer Mutter zu Besuch. Eines Vormittags nahm mich meine Schwester geheimnisvoll beiseite und vertraute mir folgendes an.

„Ich habe mir etwas geschworen als Kind," sagte sie, „und das will ich heute ausführen, denn Schwüre muß man halten, nicht wahr? Damals waren außer meinem Klassenlehrer, den die ganze Klasse gemeinsam liebte, Apfeltorten mein Ideal, von Henkus, weißt du. Und zwar nicht nur eine, die wohl ein oder das andere Mal an mich kam und so bezaubernd ‚nach mehr' schmeckte, nein so viel, daß man satt davon war, so ganz bummsdicke satt. Dieser Traum blieb ewig unerfüllt, aber ich schwor mir, wenn ich groß wäre, dann würd' ich's nachholen. Heut ist nun dieser Tag gekommen, und ich bitte dich, lieber Bruder, begleite mich, denn allein traue ich mich nicht so recht." Ich war gern dazu bereit; wir kauften eine große Tüte voll der beliebten Torten, die eben warm aus dem

Ofen kamen, und begaben uns damit in die Einsamkeit in die Gegend des neuen Kirchhofs. Hier konnte meine Schwester nun endlich ihren Vorsatz ausführen, und ich half ihr redlich dabei.

„Heinrich," sagte sie dann nachdenklich, „sie sind doch lange nicht mehr so schön, wie ich es mir gedacht habe. Alles wird doch schlechter in der Welt. Die Apfeltorten meiner Kindheit sind das nicht mehr, der alte Zauber fehlt ihnen, so ein gewisses Etwas."

„Ja, ja," antwortete ich mit bedachtsamer Weisheit, „so geht's in der Welt."

Trotzdem wurde die Tüte leer, und am anderen Tage war meine Schwester recht leidend. Sie hat nie wieder nach diesen berühmten Apfeltorten Begehr getragen.

Ich schlenderte weiter durch allerlei enge und winkelige Straßen, die ich so oft noch in nächtlichen Träumen durchwandere. Nun ging ich hier in Wirklichkeit und träumte dabei. Vieles war verändert, doch manches noch ganz so, wie in alter Zeit. Das sogenannte „neue Gebäude" am Markt mit seiner Säulenhalle hieß noch immer „das neue Gebäude", obwohl es zu meiner Knabenzeit schon ein recht altes Gebäude gewesen war. Die drei engen Straßen, die früher erste, zweite, dritte enge Straße hießen, hatten schöne neue Namen bekommen, waren aber noch ebenso eng und düster, wie damals, und wenn die frühere „faule Grube" ihren Namen auch ganz pracht- und glanzvoll verändert hatte, so kam es mir vor, als habe der alte Name weit besser für sie gepaßt.

Bei meinem Umherstreifen kam ich auch an die Ecke der Königs- und der Schloßstraße, und wenn es in Berlin bekanntlich eine „gleichgültige Ecke" gibt, an der Kreuzung der Jäger- und Oberwallstraße, weil dort der Schlächter Riquet wohnt, bei dem „alles Wurst ist", die Parfümeriefabrikanten Treu und Nuglisch, bei denen „alles Pomade ist", und der Kleiderhändler Landsberger, bei dem „alles Jacke wie Hose ist", wenn also Berlin seine gleichgültige Ecke hat, so besitzt Schwerin hier eine wohlschmeckende Ecke, denn auf der einen Seite wohnt der vortreffliche Konditor Krefft. Dieser hat mir in meiner Kindheit viel Kopfzerbrechen verursacht, denn er hatte eine mattgeschliffene Glastafel in seinem Schaufenster, auf der die Inschrift „Gefrorenes" zu lesen war. Lange Zeit habe ich diese Glastafel für das Gefrorene gehalten und darüber nachgegrübelt, wie Herr Krefft es wohl anfinge, es im heißen Sommer am Schmelzen zu verhindern.

Auf der anderen Seite aber wohnt Schmecke-Kohn. Es hausten nämlich früher — ob noch jetzt, weiß ich nicht — drei bemerkenswerte Kohns in Schwerin, die nach den Sinnen, die sie mit ihren Waren zu befriedigen trachteten, unterschieden wurden. Der Lampenhändler hieß Kieke-Kohn (Seh-Kohn), der Seifen- und Parfümerienhändler wurde Rüke-Kohn (Riech-Kohn) und dieser, der Delikatessenhändler, der Borchardt von Schwerin, natürlich Schmecke-Kohn genannt. Herrn Kohns Schaufenster hatte schon, als ich noch ein Knabe war, eine große Anziehungskraft auf

mich ausgeübt. Etwas Exotisches umwitterte es stets und ein Duft von Ananas und andern Südfrüchten. Waren dort nicht immer Dinge aufgestapelt, die man gar nicht kannte, aus denen aber ein geheimnisvolles Etwas sprach, daß sie verteufelt gut schmecken müßten, und gab es wohl anderswo so riesige, rosige Rheinlachse, solche verlockende Querschnitte von Hamburger Rauchfleisch, dunkelpurpurn und fein mit Fett geädert, so glänzende Spickaale, solche stattliche Hummern und so schimmernde Fasanen? Und dann die vielen buntfarbig verzierten Büchsen, Tönnchen und Gläser, die einen wahrhaft dämonischen Reiz ausübten, sie zu öffnen und auf ihren köstlichen Inhalt zu untersuchen.

Die Männer, die dort hineingingen, um sich an Austern und Kaviar, Hummer, Lachs und frischem Bärenschinken zu erquicken, Honoratioren aus der Stadt und behäbige Pächter und Gutsbesitzer aus der Umgegend, wie rosig, zufrieden und glänzend sahen sie stets aus, wenn sie wieder heraus kamen, und wie heiter waren sie dann gestimmt! Wahrlich, das mußte ein guter Ort sein. Davon war man scheinbar auch bis in die höchsten Kreise hinauf überzeugt, denn es ging die Sage, ein Mitglied der großherzoglichen Familie habe gleich nach seiner Konfirmation geäußert: „Nun darf ich doch auch zu Kohn gehen?"

Einer der treuesten Stammgäste dieses Lokales war bis in seine letzten Lebensjahre der alte Archivrat Lisch, im ganzen Lande als „Knakenpurrer" Lisch bekannt, weil er in allen Gegenden unzählige Kegel- und andere Gräber aus der Vorzeit in dem an Alter-

tümern so reichen Mecklenburg geöffnet und untersucht hat. Führte ihn eine lebhafte Phantasie auch manchmal zu kleinen Irrtümern, so hat er durch seinen unermüdlichen Eifer doch erreicht, daß zu seiner Zeit das Schweriner Altertumskabinett nach dem Kopenhagener als das bedeutendste für nordische Altertümer anerkannt war.

Der alte Herr saß jeden Vormittag bei Kohn und hatte ein großes Glas mit Moselwein und ein kleines mit Portwein vor sich stehen, aus denen beiden er umschichtig trank. Wurde er dann einmal von einem Neuling gefragt, weshalb er das thäte, pflegte er zu antworten: „Dat will'k Sei seggen. Seihn S' mal, dei Mosel is för den Döst*)." Darauf trank er einen großen Schluck aus dem ersten Glase und fuhr fort: „Aewer hei köhlt dei Maag so ut, un denn warm ik em hiermit wedder up!" worauf er einen kleinen Schluck aus dem zweiten Glase trank.

War ihm dann die Stillung des Durstes durch den Moselwein nebst der notwendigen Aufwärmung des Magens durch den Portwein gehörig gelungen, so fuhr, da der alte Herr schon etwas kümmerlich auf den Beinen war, zur bestimmten Stunde stets dieselbe alte, baufällige Droschke mit einem verwitterten Kutscher und einem gelben und einem braunen Pferde vor, in die der alte Herr einstieg und nach Hause fuhr. Dem Neuling wurde dann sicher von den Stammgästen mitgeteilt: „Dei Gäl**) führt nu den Mosel na Hus un dei Brun den Portwien."

*) Durst.

**) Der Gelbe.

Das war also Kohn, und ich empfand es bei meiner Erinnerungsfahrt plötzlich als eine tiefe Lücke in meiner Bildung, daß ich dies Lokal noch niemals von innen gesehen hatte. Als ich noch ein Knabe war, kam ich selbstverständlich nicht dazu, dann, in meinen Studien- und Lehrjahren, verhinderte mich mein schmales Geldbeutelchen daran, und später bin ich nur selten noch nach Schwerin gekommen. Nun aber, da ich auf der Schwelle des Alters stand, wo man sich drauf gefaßt machen muß, bald mit dem Titel „würdiger Greis“ angeredet zu werden, dünkte ich mich reif dazu. Also beschloß ich, bei Kohn zu frühstücken. Ich traf es ungünstig, denn Herr Kohn benutzte die flaue Zeit des Hochsommers, um seine kleinen Gastzimmer „zeitgemäß“ restaurieren zu lassen, was ihnen, in denen sich so viele trinkbare Männer schon in all den Jahren restauriert hatten, auch wohl zu gönnen war. In dem ersten ganz leeren Raum waren Tischler und Tapezierer thätig, und im zweiten, das mit den ausgeräumten Möbeln des ersten stark besetzt war, standen und lagen auf allen Tischen unzählige Krüge, Gläser, alte Waffen, Majolikateller, Elfenbeinschnitzereien und dergleichen Antiquitäten. Auch ein herumlaufendes Bort an der Wand war stark mit solchem jetzt so beliebten Kunstgerümpel besetzt, denn Herr Kohn war ein Sammler und handelte, wie ich glaube, auch mit solchen Sachen. Ich setzte mich an den einzigen freien Tisch und bestellte mir „'n bißchen Frühstück“. Was ich erhielt, war sehr gut, und auch der weiße Bordeaux nicht übel, wie so oft

in Mecklenburg, wo aus der guten alten Zeit noch Vorräte dieser unmodern gewordenen Weine lagern. Ich glaube aber, in das eigentliche Gastzimmer, das Heiligtum der Stammgäste, bin ich als Fremdling gar nicht zugelassen worden, denn wenn eine bestimmte Thür geöffnet wurde, hörte ich von einer andern Gegend des Hauses her Gläserklingen und das Stimmgewirr angeregten Gespräches.

Danach wanderte ich die Schloßstraße hinab zum „alten Garten“, der seinen Namen ebenso führt wie der „Lustgarten“ in Berlin und wie dieser gar kein Garten ist, sondern ein großer freier Platz. Es gibt wohl in keiner deutschen Stadt einen schöneren Platz als diesen. Abgesehen von dem unscheinbaren und mehr als einfachen Fachwerkbau, den die alte Großherzogin Alexandrine, die Schwester Kaiser Wilhelms I., bewohnte, umgeben ihn lauter stattliche Gebäude. Da ist das schimmernde, im Schinkelstil erbaute Regierungsgebäude, eins der edelsten Bauwerke seiner Art, da liegt das neue stattliche Theater und das vielleicht ein wenig zu niedlich geratene Museum mit der Bildsäule des Großherzogs Paul Friedrich davor. Alles dies aber wird beherrscht durch das geradezu märchenhafte Schloß mit seinen fünf Türmen, unzähligen Giebeln, verzierten Schornsteinen und goldglänzenden Kuppeln, kein langgestrecktes, düsteres Gefängnis, wie das Berliner zum Beispiel, sondern ein Schloß wie ein phantastischer Traum. Es liegt, ringförmig umgeben von dem schmalen, aber entzückenden Burggarten, auf einer kleinen Insel, und

eine stattliche Brücke, geziert mit Bildsäulen, führt darauf hin. Was aber diesem Platze und überhaupt der ganzen Anlage den unvergleichlichen Reiz gibt, das ist das Wasser. Zur Rechten des Schlosses liegt der von den Bäumen des Schloßgartens und den Häusern der Stadt umgebene Burgsee; zur Linken schweift der Blick über die Fläche des „großen Sees“ bis zu den fernen, waldigen Höhen, die ihn umgrenzen.

Ich wanderte weiter, am Schloß vorbei und über die zweite Brücke in den Schloßgarten, der in diesem seinem ersten Teil eine vollständig symmetrische Anlage zeigt mit stattlichen Lindenalleen, regelmäßigen Kanälen und geschorenen Laubengängen. Dort war mir neu das Reiterdenkmal des Großherzogs Friedrich Franz II. von meinem Freunde und Landsmann Ludwig Brunow, der in seiner Kindheit die Gänse gehütet hat und sich vom Tischlergesellen über den Instrumentenmacher und Holzschnitzer hinweg zu einem berühmten Bildhauer aufgeschwungen hat, also ganz den typischen Weg gegangen ist, der in den Geschichtenbüchern beliebt ist.

Zwar aus dem Atelier kannte ich das Denkmal schon, aber hier auf einem auserwählt schönen Platze kam es doch ganz anders zur Geltung.

Der Schweriner Schloßgarten hat das Angenehme, daß er sich ganz allmählich in die Landschaft verliert, denn überall bis zu dem eine Meile entfernten Zippendorf ist die Gegend parkartig behandelt, und alle Wege sind nach künstlerischen Gesichtspunkten angelegt, so daß die Wälder, Seen, Wiesen und Hügel

der Umgegend wie Teile eines großen Gartens erscheinen. Ich wanderte dort auf den verschiedensten Wegen herum, und überall begegnete ich mir selber, bald als Knabe, bald als Jüngling:

Aus jedem Busch, von jedem Hügel
Grüßt mich Erinnerung,
Und schaut mich an blauäugig
Aus Flüssen und Seen
Und lächelt mir zu und flüstert:
„Weißt du wohl noch?"
Und blicket voll Wehmut
Von blühenden Gräbern
Und nicket schmerzlich mir zu:
„Weißt du wohl noch?"

* * *

Am Nachmittag begab ich mich an den Dampferhalteplatz am „alten Garten" gegenüber dem Schlosse, um einen weiteren Ausflug in die Umgegend zu machen. Das beliebteste Sommervergnügen der Schweriner sind Dampferfahrten nach der Insel Kaninchenwerder, nach Zippendorf und nach der „Fähre", einem Wirtshause am südlichen Ende des großen Schweriner Sees am Ausfluß der Stör, woselbst aber schon zu meiner Knabenzeit keine Fähre mehr bestand, sondern der Verkehr über diesen Fluß durch eine Holzbrücke vermittelt wurde. Diesen Ort beschloß ich aufzusuchen und von dort zum Pinnower See zu wandern, nicht dem großartigsten, aber wohl ohne Frage dem lieblichsten Punkte der Schweriner Umgegend. Ich hielt mich in der Fähre nicht auf, sondern wanderte sogleich weiter auf dem

Wege, der zu dem großherzoglichen Mustergute Raben-Steinfeld hinführt, und bog dann zur Rechten in den schönen, hügeligen Buchenhochwald ein. Der Pinnower See liegt zehn Meter tiefer als der Schweriner, obgleich er nur durch einen kilometerbreiten Landrücken von ihm getrennt ist, und vierzig Meter tief etwa fallen die ihn an dieser Seite umgebenden Höhen ziemlich steil zu ihm ab, wodurch schon ein etwas gebirgsartiger Charakter der Gegend erzielt wird, wenigstens darf man das in unserem nordischen Flachlande wohl so nennen. In wechselnder Höhe über dem Seespiegel führt ein Weg an diesem Abhange um den See, bald näher, bald ferner von ihm, und überall öffnen sich durch das üppige Holz und Buschwerk reizvolle Durchblicke auf seinen schimmernden Spiegel. Die Vegetation ist an diesem Seeufer teils von undurchdringlicher Dichtigkeit, teils besteht sie aus lichter stehenden alten Buchen, und überall rieseln aus dem feuchten Grunde kleine Quellen hervor, blitzen aus dem üppigen Kraut oder winden sich wie schimmernde Schlänglein über den Weg. Das Wetter, das den ganzen Tag mit Regen gedroht hatte, war wunderschön geworden und der Himmel klar, blau und wolkenlos. Natürlich, ich war ja allein unterwegs und mein Freund Johannes längst wieder in dem fernen Wustrow. Ich stand eine Weile und sah auf den See hinaus. Er lag da in dem verklärenden Schimmer der Nachmittagssonne, wie ein Traum von Frieden, Ruhe und Schönheit, und die beiden Dörfer an seinem gegenüberliegenden flachen Ufer schauten aus dem Grün ihrer Obstbäume

hervor wie Wohnorte der Seligen. Kein Lüftchen ging und trübte die glatte, geschliffene Fläche; es war, als wenn sich diese ganze kleine Welt, der eigenen Schönheit froh, staunend selbst im Spiegel schaue. Nur ein Taucher, der in der Ferne schwamm und zuweilen plötzlich in der Tiefe verschwand, um ebenso plötzlich an einer andern Stelle wieder da zu sein, brachte zuweilen ein Zittern sich langsam verbreitender und verflachender Ringe hervor.

Ich wandte mich dann einer andern Gegend zu, dem sogenannten steinernen Tisch, der auf der Spitze einer kleinen, mit stattlichen Buchen bestandenen Halbinsel, von Bänken umgeben, einen Ruhe- und Aussichtspunkt bildet. Bevor ich mit achtzehn Jahren auf das Polytechnikum zu Hannover ging, hatte ich dort einer zumeist aus Traum und poetischer Einbildung bestehenden Jugendneigung ein sentimentales Denkmal gesetzt, indem ich in einer Buche unsere beiden Namen untereinander einschnitt. Ich habe das schon in meiner Jugendgeschichte erzählt und dort hinzugefügt, daß der glatte Stamm der Buche solche Schriftzüge wohl an die hundert Jahre und länger bewahrt, und somit mancher mehr Unsterblichkeit gewinnt durch eine Buche, als durch ein Buch.

Als ich mich der Halbinsel näherte, sah ich, daß der Orkan, der im Jahre 1893 so große Verwüstungen angerichtet hat, hier mächtig gehaust hatte. Ich fand sogleich die Gegend, wo sich der gesuchte Baum befinden mußte, allein nur wenige Buchen standen dort noch; von den andern waren nur noch die abge-

sägten Stümpfe vorhanden, und trotzdem ich alle erhaltenen Bäume sorgfältig umging, fand ich die Inschrift nicht mehr vor. Diese Buchenunsterblichkeit war bereits den Weg alles Feuerholzes gegangen*).

Auf dem Rückwege kam ich durch das saubere und gut gebaute Dorf Raben-Steinfeld, wo in all den kleinen Blumengärten der Katenleute die wohlriechende Wicke üppig blühte, die Lieblingsblume der jetzigen Großherzogin. Ich säete — zur Nachricht für die Schweriner Botaniker sei es gesagt — einiges Zimbelkraut auf die Mauer des großherzoglichen Parkes und fand mich eine ganze Weile vor Abgang des Dampfers an der Fähre wieder ein. Dieses Wirtshaus und sein einfacher Landgarten schien sich seit meiner Knabenzeit gar nicht verändert zu haben. Ich saß in derselben Laube an der Stör, in der ich als Knabe und Jüngling schon so gern gesessen hatte, auf einer Bank und vor einem Tisch, die ebenso wackelig und verwittert waren, wie vor fünfunddreißig Jahren, und ich fütterte, wie damals, die Fische, wie ich sagen muß, noch mit demselben Vergnügen wie in alter Zeit. Aber neu war, daß jetzt verschiedene Ausflügler aus der Umgegend einrückten, die in Schürzen, Beuteln und Regenschirmen große Mengen von Pfifferlingen mit sich brachten und ihre ganzen Schätze zur allgemeinen Bewunderung und erwünschtem Neide

*) Nach einer Nachricht, die mir kürzlich von sehr kompetenter Seite zugegangen ist, soll die Buche mit der Inschrift doch noch da stehen.

auf den Tischen ausbreiteten. Diese goldgelben Pilze hätte zu meiner Jugendzeit niemand angerührt, viel weniger gegessen.

Bei der Rückfahrt über den spiegelglatten See in das Abendrot hinein, das über dem turmreichen Schwerin lag und das Wasser weithin mit rosigem Schimmer färbte, galt auf dem Dampfer das allgemeine Gespräch dem unvergleichlich schönen und klaren Nachmittage, der sich aus einer Reihe von gewitterreichen, trüben und regnerischen Tagen hervorhob, wie ein schimmerndes Juwel. Niemand von den Leuten wußte ja und konnte es wissen, daß nur mir und meinem Wetterglück dies meteorologische Phänomen zu verdanken war. So saß ich still und etwas geschwollen über meine Leistung dabei, hütete mich aber doch, die Leute darüber aufzuklären, da ich mich der Liebenswürdigkeit ihrer Herzen nicht so versichert fühlte, wie bei meinem Freunde Johannes, und da ich fürchtete, sie möchten bei meinen aufklärenden Aeußerungen ihre Blicke stillschweigend nach jener Gegend wenden, wo sich am Ziegelsee auf dem Sachsenberge einige ansehnliche Gebäude*) stattlich ausbreiteten.

Am Abend saß ich einsam in der Weinhandlung von Johann Uhle, ebenfalls einem Orte der Erinnerung. Manchen meiner Freunde ist dies mit einer großen Menge von ausgestopften Eulen aller Art ausgezierte Lokal aus meiner Erzählung „Hans Beinharts Abenteuer“ bekannt. Hier hatte sie gewohnt,

*) Die Landesirrenanstalt.

deren eingeschnittenen Namen ich heute bei der steinernen Bank vergeblich gesucht hatte, durch diese Räume waren wohl oft genug ihre leichten Füße geeilt, und diese Wände hatten den Schall ihrer schönen Stimme zurückgeworfen. Und so saß ich dort lange Zeit, überdenkend die Ereignisse der jüngsten Stunden und träumend von alten, längst vergangenen Tagen, und mir war, als wenn alle die vielen ausgestopften Eulen an den Wänden die Köpfe nach mir wendeten und verwundert herabblickten auf den alten, einsamen Träumer.

V.

Am nächsten Tage fuhr ich mit der Post nach Lützow, wo mich Herr Pastor W. mit seinem Wagen abholen wollte. Ich hatte das Glück, den Bockplatz zu erwischen, was mir für die ganze Zeit der Fahrt den Neid eines alten Herrn zuzog, der ihn auch gern gehabt hätte. Er hatte mich gleich zu Anfang darauf angeredet, und als wir unterwegs einmal vor einem Wirtshause hielten und er ausgestiegen war, um sich die Beine ein wenig zu vertreten, sah er schief zu mir hinauf und sagte: „Ja, Sie können wohl lachen!“ Ich war auch ganz vergnügt und hatte dem alten Herrn gegenüber eine ähnliche Empfindung, wie bei jenen zu spät ausgezogenen Champignonsjägern. Beati possidentes!

Ich unterhielt mich mit dem Postillon und erfuhr, daß dies die einzige und letzte Post sei, die noch aus Schwerin ginge, daß diese aber nach Vollendung

einer im Bau begriffenen Eisenbahnlinie demnächst eingehen würde. Dann würde er Briefträger werden und sich sehr verbessern. Dies war das Ziel, das er sich gesetzt hatte, und seine Carriere war damit abgeschlossen. Postillon zu sein ist poesievoll, aber Briefträger zu sein, ist einträglicher. So ist es überall im Leben.

Wir fuhren durch Lankow, wo früher das Sommertheater war, und ein Wirt wohnte, der aus Hamburg stammte und durch seinen cynischen Humor berühmt war. Manche von seinen Geschichten sind mir wohlbekannt, aber ich besinne mich vergeblich auf eine, bei der auch nur die annähernde Möglichkeit vorhanden wäre, sie hier mitzuteilen.

Von dem Forsthofe Friedrichsthal ab geht der Weg durch Wald, teils Buchen- teils Tannenwald. In den Lichtungen schwankten unzählige Schmetterlinge, des ungewohnten Sonnenscheins froh. Dann, nach einer Biegung des Weges, senkt sich zur Linken der Grund in die Tiefe, aus der zwischen den Stämmen der Neumühler See aufblitzt und wo weiterhin der „Düwelsborn“, eine sehr starke Quelle, entspringt und sich durch Buchenhochwald schimmernd dem See zuwindet.

Hinter dem Walde liegt ein einsames Wirtshaus, der „Eulenkrug“, wohin ich des graulichen Namens wegen als Knabe alle Erzählungen von Mordwirten und Räuberhäusern verlegte, und dann zeigt sich zur Rechten, im Grunde, das Dorf Brüsewitz, der Geburtsort des Grafen Schack, des Sammlers und Dichters.

Beim nächsten einsamen Wirtshause Rosenberg

hielt die Post. Ganz nahe dabei ist ein Denkmal im Walde, an der Stelle, wo Theodor Körner gefallen ist. Zu meiner Knabenzeit fand an diesem Tage, dem 26. August, dort alljährlich eine Feier statt; ob dies noch der Fall ist, weiß ich nicht.

Als wir uns dem Dorfe Lützow näherten, sah ich schon von ferne einen Wagen halten, der mich in seinem ganzen Habitus merkwürdig heimatlich berührte, und als die Post hielt, und ich abstieg, kam mir ein junger Mann in einem hellgrauen Sommeranzug und mit einem kleinen Schnurrbärtchen entgegen, der sich als Pastor W. zu erkennen gab und mich freundlich begrüßte. Mir drängte sich dabei ein großer Unterschied gegen die frühere Zeit auf, denn damals wäre ein Pastor in einem hellgrauen Sommeranzug und mit einem kleinen Schnurrbärtchen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Herr Pastor W. aber sagte mir, daß er trotzdem auf Reisen von seinen Amtsbrüdern sofort als ein Kollege erkannt würde und zwar auch von solchen, die nach alter Sitte schwarz und mit weißer Halsbinde gingen.

Wir stiegen auf den kleinen Stuhlwagen, und es berührte mich höchst eigentümlich, daß fast ganz dieselben kleinen, runden Litauer Pferde davor gespannt waren wie vor vierundvierzig Jahren. Zwar waren unsere hellbraun gewesen und hatten Peter und Liese geheißen, während diese Grauschimmel waren und Gries und Grag*) genannt wurden, sonst

*) Greis und Grau.

aber waren es von Aussehen und Behäbigkeit ganz dieselben Pferde und mit der gleichen Neigung behaftet zu träumerisch schläfrigem Dahinländern in einem Trabe, der sich vom Schritt nur durch das Aussehen, nicht durch das Tempo unterschied. Der Pastor gestand freimütig, daß sie wohl vor seinem Kutscher Respekt, vor ihm aber nur mäßige Achtung hätten, und daß er das Geheimnis, ihren Ehrgeiz anzustacheln, noch nicht ergründet hätte. Zwar redete er ihnen freundlich zu und rief mehrfach: „Auf, Kinder, es gilt! Auf, Gries! Auf, Grag! Munter, munter! Zeigt, was Ihr könnt!“ wobei er die Spitze der Peitsche zärtlich, wie streichelnd, über ihre feisten Rücken tanzen ließ, aber dies machte gar keinen Eindruck; sie blieben „unentwegt“ bei dem Tempo, das ihnen beliebte, und um ihre zufriedenen und satten Mäuler lag ein schmunzelndes Grinsen, was zu sagen schien: „Red' du man.“

Bei Renzow verließen wir die Chaussee und bogen nun in den Landweg ein, der nach Perlin führt. Die Gegend wurde immer bekannter, und mir ward immer bänglicher um das Herz, denn, wie gesagt, ich hatte Furcht, das Paradies meiner Kindheit nicht so wieder zu finden, wie es so lieblich und anmutig mit allen Einzelheiten vor meinem inneren Auge stand. Wenn auch mein Orts- und Landschaftsgedächtnis von jeher außerordentlich scharf gewesen ist, so mußte doch immer bedacht werden, daß ich neun Jahre alt war, als ich mein Heimatsdorf verließ, und daß ich es vierundvierzig Jahre lang nicht wiedergesehen hatte.

Auf der Perliner Scheide, wie man dort statt Grenze sagt, war die große Kuhherde des Dorfes im Ueberschreiten des Weges begriffen, und wir gerieten mitten unter sie. Ein riesiger Bulle versperrte uns die schmale Straße und sah von der Seite mit finsteren Blicken auf uns hin. Der Pastor forderte ihn freundlich auf, Platz zu machen, und ließ die Peitschenspitze zart auf seinem Rücken tanzen, allein der alte, verwitterte Kuhhirt mußte erst seinen Hund schicken, ehe sich das gewaltige Tier bequemte, uns Platz zu machen. Dieser Kuhhirt war der erste Perliner, der uns begegnete, und ich wurde ihm sofort vorgestellt: „Sei hebben den Pastor Seidel doch noch kennt?“ sagte mein Begleiter.

Der Kuhhirt nickte grinsend.

„Dit is sin öllst Söhn, Heinrich!“

Kuhhirten und Schäfer sind überhaupt schweigsam; dieser schien es aber in ganz besonderem Grade zu sein, denn er machte seiner Verwunderung und Teilnahme nur in einem ungeheuren Lachen Luft, das er mit einem Aufwerfen des Kopfes von sich schoß: „Hohohohohoho!“ Dies war meine erste Begrüßung auf dem Gebiet meines Heimatsdorfes.

Mir war noch alles so vertraut und bekannt. Da waren die für die Perliner Feldmark charakteristischen Teiche oder wie man dort sagt „Sölle“, deren tiefschwarzes Wasser von alten, mächtigen Bäumen umstanden ist, und die in meinen nächtlichen Kinderträumen eine so grauliche und schreckhafte Rolle gespielt hatten; da standen noch überall zerstreut die alten, einzelnen Eichen

im Felde, in deren Schatten die Erntearbeiter ihre Mahlzeit verzehren, und deren gastliche Wipfel den schweifenden Vögeln Schutz und Unterkunft gewähren. Der letzte Teil der Straße lief in einen Hohlweg aus. Dort oben auf dem Ufer hatte ich gestanden, als hier, wo wir fuhren, auf einem ächzenden Wagen, der, wie ich glaube, von vierundzwanzig schnaufenden Pferden gezogen wurde, ein mächtiger Felsblock befördert wurde, der für das Paul Friedrichs-Denkmal in Schwerin bestimmt war.

Nun bogen wir in das Dorf ein, und es war mir, als hätte ich es erst gestern zuletzt gesehen, nicht vor 44 Jahren, so fest eingegraben stand alles in meinem Gedächtnis. Dort, wo es um die Ecke ging, mußte der Schmied wohnen, der zugleich Gastwirt war. Richtig, da war ja auch schon seine offene Werkstatt. Wir bogen nun in die Hauptstraße ein. Zur Linken wird sie begrenzt durch den gräflichen Park mit uralten, mächtigen Eichen und durch eine eingehegte Promenade, zur Rechten durch die hübschen, massiv gebauten Taglöhnerhäuser. Alles noch so wie früher. Ich kannte sie alle noch, nur das Schulhaus, wo ich mich mit der schwierigen Wissenschaft des b a — ba, b e — be, b i — bi und den Geheimnissen des Einmaleins beschäftigt hatte, war neu gebaut, lag weiter zurück und hatte ein Ziegeldach. Der hochgelegene Kirchhof mit seiner stattlichen Futtermauer von Feldsteinen, das alte Kirchlein, die riesigen Linden, der Glockenstuhl von graubemoostem Holzwerk, es war alles noch dasselbe. Nur war ich verwundert, als wir

plötzlich, ehe ich es vermutete, in den Pfarrhof eingebogen. Da war etwas nicht in Ordnung gewesen, aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn ich bemerkte jetzt die erste Neuerung, nämlich daß man vom Thore aus das Pfarrhaus nicht mehr sehen konnte, weil sich vor ihm auf dem runden Rasenplatz die mächtige Kuppel eines Lindenbaumes emporgewölbt hatte. Wir fuhren um ihn herum, und nun lag das alte liebe Haus vor mir ganz so wie früher, nur daß es von oben bis unten mit Epheu berankt war und statt eines flachen ein Satteldach erhalten hatte, was man aber von unten gar nicht sah.

Ich wurde freundlich aufgenommen in diesem Hause, dem ich entsprossen war. Die kleine Frau Pastorin, ihre Mutter und ihre Schwester, alle kamen mir so liebevoll entgegen und suchten dem Erstgeborenen dieses Hauses seinen kurzen Aufenthalt so angenehm zu gestalten, daß ich sagen mußte, ich käme mir vor wie der verlorene Sohn, als er, jedenfalls wohl gegen seine Erwartung und gewiß zu seiner tiefen Rührung, bei seiner Rückkehr so festlich empfangen wurde. Zwar ein gemästetes Kalb hatte man nicht geschlachtet, aber doch eine Anzahl zarter junger Hühner, und festliches Wohlleben herrschte in diesem Hause zu meinen Ehren, so daß mir zu Mute war wie meinem Freunde Hennemann, als sein Onkel ihm zum Jahrmarkt eine ganze Mark geschenkt hatte und er verwundert und fast erschüttert über diese fürstliche Freigebigkeit in die Worte ausbrach: „Aber lieber Onkel, das kann ich ja gar nicht verlangen!“

Es war auch ein kleines Fräulein da mit einem Engelsköpfchen, Löckchen und Pausbacken, das hieß Ursula und begrüßte mich mit jener ruhigen Würde, die solche Armkinder an sich haben, und zeigte sich mir wohl geneigt, als wüßte sie schon, daß wir zu einander gehörten als Anfang und Ende einer langen Reihe. Denn am 25. Juni 1842 war ich als erster in diesem Hause geboren worden und am 4. August 1894 sie als die dreiundzwanzigste. Ja, in solch einem Pfarrhause nimmt oft viel Menschenschicksal seinen Anfang. Allein vom 26. Februar 1853 bis zum 31. Dezember 1861 wurden in diesem Hause neun Kinder geboren, also in jedem Jahr eins. Alle die Schicksale dieser Kinder eines Hauses zu verfolgen, möchte einen wunderlichen und scenenreichen Roman geben. Ich darf übrigens wohl verraten, daß seitdem schon wieder ein kleiner Besuch in diesem Hause angekommen ist, Erika, die vierundzwanzigste.

Nach dem Essen mußte ich natürlich alles besehen, alle die lieben vertrauten Zimmer, Keller und was da war. Unter der Treppe im Erdgeschoß war noch immer der grauliche dunkle Raum, aus dem in meinen Angstträumen das rattenartige, quieckende Tier hervorkam und mich in den Fuß biß. Im Garten hatte sich naturgemäß viel mehr verändert. Er war noch ebenso groß, aber er dehnte sich durch Grundstückaustausch bei Gelegenheit der Vergrößerung des dahinter liegenden gräflichen Parkes und des davor liegenden Kirchhofs jetzt mehr in die Breite als in die Tiefe aus, und von den alten, mir damals so wohl ver-

trauten Obstbäumen fand ich nur noch einen Sommerscheibenbaum wieder, an den sich noch dazu eine besondere Erinnerung knüpfte. Ich hatte einst einen seiner unreifen Aepfel auf einen Stock gespießt, um ihn über unser Haus zu schleudern, warf aber anstatt dessen mit großem Krach ein Fenster in dem Studierzimmer meines Vaters ein, was für mich zu einer recht schmerzlichen Katastrophe führte.

Der alte Baum war aber in diesem Sommer nicht mehr grün geworden, und ich sah nur noch seine Leiche.

Bei der Besichtigung der Umgegend traten wir aus dem Hofthore, und nun wurde mir mit einem Schlage klar, warum mir vorhin etwas nicht in Ordnung geschienen hatte, denn statt der vier stattlichen Bauernhöfe, die dort um den „Smärpool"*) herum gelegen hatten, und der beiden Taglöhnerkaten in der Ecke bei der Pfarrscheune, waren ringsum nur wallende Kornfelder zu sehen. Es starb plötzlich etwas in mir, das alle die vierundvierzig Jahre in meinem Geiste und in meiner Erinnerung gelebt hatte. Schon im Jahre 1867 waren diese Bauern „ausgebaut" worden, wovon ich nichts erfahren hatte. Mir war ungefähr zu Mute wie dem Sultan in der schönen Geschichte von Aladins Wunderlampe, als er eines Morgens aus dem Fenster sieht und anstatt des prachtvollen Palastes seines Schwiegersohnes einen leeren Platz erblickt.

*) Schmiedepfuhl.

Wir begaben uns nachher in die weitere Umgegend auf alten, lieben, bekannten Wegen zu den Seetannen, am lieblichen Dümmersee gelegen, und zur Pfarrwiese, wo ich zu meiner Freude noch denselben alten Nußbusch wiederfand, in dessen Schatten wir bei der Heuernte Eierkuchen gegessen hatten. An diesem und dem folgenden Tage ging ich mit dem Pastor in viele der sauberen Taglöhnerhäuser und drückte dort manche schwielige Hand. Es waren natürlich alles alte Leute, die sich meiner entsinnen konnten. Die Frauen fragten mich fast alle nach meiner Mutter, von der sie wußten, daß sie noch lebte, und ich hatte die Empfindung, daß sie sich diese noch immer so jung und hübsch vorstellten, wie sie damals gewesen war. Eine erzählte mir mit großem Stolz: „Jk bün jo dei tweit wäst, dei Fru Pasturin dei Kron upset't hett!“ und sprach zu mir von diesem wichtigen Augenblick ihres Lebens, als müsse ich mich dessen noch ganz genau erinnern, obwohl ich damals noch gar nicht geboren war. Die Braut trägt nämlich in jener Gegend eine hübsche Krone von farbigen und glänzenden Flittern und allerlei Bänderschmuck. Sie damit herauszuputzen ist das Amt der Pastorin.

In ein Haus aber gingen wir nicht, denn dort wohnte eine Feindin meines Vaters, die es ihm noch immer nicht verzeihen konnte, daß er sie vor mehr als fünfzig Jahren um einen sauer erworbenen Ruhm gebracht hatte. Der Vorgänger meines Vaters hatte der rationalistischen Richtung angehört, und es war bei ihm ein Katechismus im Gebrauch gewesen, der

dieser Richtung Ausdruck gab. Die alte Frau war damals in der Kinderlehre die beste gewesen und hatte den ganzen Katechismus „von Ur tau Enn'" geläufig herunterschnurren können, worauf sie nicht wenig stolz war. Nun kam mein Vater und führte den Lutherischen Katechismus ein, wodurch ihr mühsam erworbenes Wissen, ihr ganzer Stolz, plötzlich wertlos ward, und das hat sie ihm nie vergeben. „Hei hett uns dat Bauk*) nahmen!" sagt sie noch heut und ist schlecht auf ihn zu sprechen.

Am Abend waren wir bei dem jungen Grafen Bassewitz, dem jetzigen Besitzer von Perlin, dem Enkel dessen, der damals dort wohnte, und ich sah auch diese alten, lieben Räume wieder, die mir ehedem als der Inbegriff aller Vornehmheit erschienen waren. Das Haus hatte sich aber sehr verändert, denn es waren zwei neue Flügel angebaut worden, und die bescheidene Einfachheit und Farblosigkeit von damals hatte sich in modernen, vornehmen und farbenfreudigen Komfort verwandelt. Als ich aber mit dem Grafen bei leise beginnendem Regen auf der Freitreppe vor dem Hause stand, sah ich, daß der alte Gutshof noch ebenso aussah wie früher und auf den Stufen der Treppenwangen noch immer die Hortensien in Kübeln standen wie vor vierundvierzig Jahren. Auch der große Mahagonischrank, der die Süßigkeiten enthielt, und zu dem wir der alten Gräfin so gern, holder Hoffnungen voll, folgten, wenn sie uns dazu aufforderte, war noch

*) Buch.

vorhanden. Er wurde mir in einem Nebenraum gezeigt, wo er sein Altenteil genoß.

Als wir zum Pfarrhause zurückkamen, war zu meinen Ehren der Vorgarten illuminiert, und unter der Kuppel der stattlichen Linde, die mit ihren niederhängenden Zweigen einen laubigen Dom bildete, hingen im Kreise farbige Papierlaternen. Ich mußte wieder sagen: „Das kann ich ja gar nicht verlangen." Wir plauderten noch eine Weile in dieser stattlichen Laube, während der sanfte Regen auf die Blätter trommelte, und dann ging ich hinauf in das Zimmer, wo ich schon als Kind geschlafen hatte, und ruhte wieder einmal nach langen Jahren im Frieden meines Vaterhauses.

* * *

Am anderen Tage wurde die freundliche, kleine Landkirche besichtigt, die bis an den First mit Epheu und wildem Wein bewachsen war, ich suchte die alte Grabkapelle wieder auf, wo damals die junge Gräfin begraben wurde, und wo ich so oft gestanden hatte, mit dem Gesicht ans Gitter gedrückt, bis ich den Sarg und die vertrockneten Kränze darauf in der Dämmerung erkennen konnte; ich stieg wieder auf den Glockenstuhl und betrachtete mir die Glocken, wie ich das früher so oft gethan hatte:

„Die Glocken waren mir ein Heiligtum,
Sie hingen in dem alten Glockenstuhl
Von graubemoostem Holz. Ich pochte dran
Geheimen Schauers voll mit spitzem Knöchel

Und horchte, wie ein schwingend leiser Ton
Um die metallne Rundung lief . . ."

Dann gingen wir in die weitere Umgegend auf dem Wege nach Groß-Welzin, der mir in angenehmer Erinnerung war. Ich war geradezu erstaunt, als ich an den schönsten Teil dieses Weges kam, denn er überstieg bei weitem meine Erwartung, wie ich überhaupt die landschaftliche Umgebung meines Geburtsdorfes weit bedeutender fand, als ich erwartet hatte. Denn die Schönheit einer Landschaft zu erkennen, liegt noch nicht in dem Vermögen eines neunjährigen Knaben. Zwar die uralten, hohlen Weiden, in denen ich mich immer versteckte, wenn ich mit meiner Tante spazieren ging, die sich dann immer ungeheuer wundern mußte, wenn sie mich entdeckte, fand ich nicht mehr vor, aber ich glaube, man wird weit suchen müssen, bis man ein so wunderbares Stück alten breiten Landweges wieder entdeckt, überwölbt von so riesigen, uralten Buchen und Eichen. Ich habe seinesgleichen noch nicht gesehen und kann nur wünschen, daß dieses schöne Fleckchen Erde, so wie es ist, noch lange erhalten bleiben möge. Denn viele Jahrhunderte haben dazu gehört, diese unvergleichliche Pracht aufzubauen.

Wir sahen uns dann die „ausgebauten" Bauernhäuser an. Ihre Strohdächer hatten sich schon geschwärzt, und es sah aus, als hätten sie immer dort gestanden. Wir frühstückten auf einem Hünengrabe, das einen benachbarten Hügel krönte und mit alten, verkrüppelten Buchen geziert war, und tranken die

letzte vorhandene Flasche „Perliner“ dazu, nämlich vom Pastor gekelterten Johannesbeerwein. Dann schweiften wir weiter durch Wald, Feld und Wiese und brachten eine ganze Last von Pfifferlingen und Steinpilzen mit nach Hause.

Als wir bei Tisch saßen, kam mein erstes Kindermädchen, das schon einmal im Pastorhause gewesen war, um mich zu begrüßen. Sie freute sich sehr, als sie mich sah, fand mich aber etwas verändert, was ich ihr nicht verdenken konnte. Sie wohnte in dem benachbarten Renzow und hatte sich im Laufe der Zeit die Kenntnis gewisser chirurgischer Operationen angeeignet, die an jungen Hähnen ausgeübt werden, um ihre Gemütsart zu sänftigen und zu veredeln. Zur Ausübung dieser Kunst war sie nach Perlin gekommen. Sie erhielt einen großen Teller mit süßer Speise, und während sie diese auslöffelte, erzählte sie einige bemerkenswerte Ereignisse aus meiner frühesten Jugend, die sich um den alten Satz drehten: „Naturalia non sunt turpia“, und von solch einer drastischen Natürlichkeit waren, daß ich die jungen Damen bewundern mußte, die bei der Erwähnung solcher Züge aus dem Leben eines deutschen Dichters ihre Ernsthaftigkeit zu bewahren vermochten.

Nun aber war meine Zeit abgelaufen, und ich mußte scheiden von dem Orte, wo ich so über mein Verdienst liebevoll aufgenommen war. Diesmal fuhr uns der Kutscher, und es war merkwürdig, was Gries und Grag plötzlich für einen feinen Trab gehen konnten.

Als ich in der Post saß, die mich nach Schwerin brachte, von wo aus ich gleich weiter nach Berlin hin Anschluß hatte, überdachte ich noch einmal die letzten beiden Tage und war wohl zufrieden mit dem Besuch in meinem Geburtsdorfe. Mir war die gewohnte Enttäuschung erspart geblieben, klein und armselig vorzufinden, was groß und schön in der Erinnerung gestanden hatte; im Gegenteil, alles war in Wirklichkeit fast noch lieblicher und bedeutender, als ich gedacht hatte. Perlin war wirklich das idyllische Dorf und der freundliche Erdenwinkel meiner Erinnerung, und gute und liebe Menschen hatte ich dort kennen gelernt, sowohl im Schloß, als in der Hütte. Ich werde ihnen allen stets ein freundliches Andenken bewahren. Was ich in das Gästebuch des Pastors W. einschrieb, kam mir von Herzen:

„In Erinnrung lagen die Gefilde
Meiner Heimat mir in goldnem Schein.
Nun wird sich zu diesem lieben Bilde
Noch ein zweites, fast noch schönres reihn.“

Allerlei Tiere.

*

Die kleinen Geschichten, die ich hier erzählen will, haben sich nebst einer Reihe ähnlicher in meiner Familie zugetragen und verdanken ihren Ursprung der Liebhaberei für allerlei Getier, die, ein durchgehender Zug in meiner Familie, in meinem jüngeren Bruder Hermann zum besonderen Ausdruck gelangt ist. Da nun wohl selten ein Lieblingstier anders als auf eine unnatürliche Weise zu Grunde geht, so hätte ich hier eine ganze Reihe von tragischen Ereignissen schildern können. Ich ziehe vor, bei nachstehender Auswahl Trauriges und Heiteres in anmutigem Wechsel zu mischen.

Auf eine merkwürdige und noch immer nicht ganz aufgeklärte Weise kam eine weiße Maus zu Tode, die mein jüngster Bruder Paul in seiner Kindheit zärtlich pflegte. Das hübsche Tier war äußerst zahm und wohnte in einem kleinen Holzkasten mit Drahtgitter, der auf dem geräumigen Schreibtisch meiner Brüder stand. Dieser Käfig war nie verschlossen und das zierliche Geschöpf lief den ganzen Tag auf dem Schreibtisch zwischen den Büchern herum,

ohne jemals daran zu denken, seine Ausflüge, weiter auszudehnen. Eines Tages wurde eine wilde, schwarze Maus gefangen und trotz des Protestes meiner Mutter dem kleinen, weißen Prinzen zugesellt. Die Tierchen schienen sich gut zu vertragen, allein am andern Morgen war ein Loch in den Käfig genagt und die schwarze Maus verschwunden. Seit dieser Zeit war die weiße ganz verwandelt. Zwar von ihrer Zahmheit hatte sie nichts eingebüßt; sie duckte sich wie immer geduldig zusammen und stieß ein zartes Warnungsquietschen aus, wenn man sie in die Hand nehmen wollte, allein eine starke Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt; sie lief auf dem Tische schnüffelnd und suchend umher und probierte mehrfach über den Rand in die Tiefe zu gelangen. Eines Tages war sie verschwunden, jedoch nicht lange. Einige Zeit, nachdem ihre Abwesenheit bemerkt war, entstand ein erbärmlicher Lärm unter dem Fußboden des Zimmers, ein Gequietsch und Gerappel, wie es bei Familienzwistigkeiten unter den Mäusen gebräuchlich ist, erhob sich, und plötzlich kam aus dem Mäuseloch hinter dem Ofen die weiße Maus in großer Angst hervorgestürzt. Sie war offenbar herausgeworfen worden.

Einige Tage hielt sie sich nun ruhig auf ihrem Tische, jedoch der Friede ihres Gemüts war gestört. Meine Schwester behauptete, die Maus säße jeden Nachmittag am Rande des Tisches auf Zumpts Grammatik und seufze — die roten Augen sehnsüchtig auf das Mäuseloch gerichtet. Und es kam eine Zeit, wo

die Sehnsucht die Vorsicht überwog, und wo sie wiederum verschwunden war. Aber diesmal erhob sich ein Lärm, noch viel entsetzlicher als das erste Mal, und am Ende kam das Tierchen mühsam aus dem Mäuseloch hervor und blieb erschöpft auf dem Fußboden liegen. In seinem rosigen Schnäuzchen hatte es einen Biß und auf dem weißen Sammetfell standen rote Blutflecke. Man legte es auf Watte in eine Schachtel und flößte ihm Milch ein. Am andern Morgen lebte es noch, aber gegen Mittag ward es matter und matter, reckte sich noch einmal und verschied; mein Bruder sagte, an seinen Wunden, meine Schwester aber behauptete, an gebrochenem Herzen.

In seiner Sterbeschachtel ward der weiße Prinz im Garten feierlich begraben, und mein Bruder errichtete auf seinem Grabe ein Denkmal mit der Inschrift: „Hier ruhet tief betrauert von Paul Seibel seine weiße Maus.“

Später hatte mein Bruder Hermann einen Turmfalken aufgezogen. Das Tier führte den Namen Hanne, war außerordentlich zahm und flog frei umher. Wenn mein Bruder ihn rief, schwang sich Hanne von einem benachbarten Dache oder aus der hohen Luft herab und setzte sich auf seine Hand. Eines Tages half aber alles Rufen und Locken nicht; der Vogel kam nicht, und man glaubte schon, er habe das Weite gesucht, als ihn Paul plötzlich acht Tage später auf dem Hofe eines kleinen, von Arbeitsleuten bewohnten Nebenhauses schreien hörte. Er stürzte so-

fort zu Hermann, und beide begaben sich spornstreichs in das Nebenhaus. Auf dem Hofe war eine ganze Familie um Hanne versammelt und der Hausvater fütterte den schreienden, offenbar sehr hungrigen Vogel mit Fleisch. Hermann ging gerade auf die Gruppe zu, und nun entspann sich folgendes dramatische Zwiegespräch:

„Dat's min," sagte mein Bruder, indem er auf Hanne deutete, der, als er meinen Bruder erblickte, im höchsten Grade aufgeregt wurde und mit den schmählich verstümmelten Flügeln schlug. Der Arbeitsmann sah meinen Bruder mit pfiffigem Grinsen von der Seite an.

„Dat gift väl so'n Vagels," sagte er.

„Denn faten S' em doch mal an," erwiderte mein Bruder. Nun hätte man aber Hanne sehen sollen, wie er laut schreiend mit den Flügeln schlug und mit Schnabel und Klauen die Hand des Arbeitsmannes von sich abwehrte. Hermann sah mit stiller Ueberlegenheit diesem Kampfe zu; endlich streckte er dem Vogel die Faust hin und sprach:

„Hanne, kumm!"

Hopp, da saß er. Triumphierend hielt mein Bruder dem verblüfften Mann das Tier unter die Nase:

„Watt seggen S' nu?"

„Je, denn ward dat doch woll Ehr Vagel sin," meinte er kleinlaut, und die beiden Brüder zogen im Triumph mit dem Wiedergefundenen nach Hause.

Ein dritter meiner Brüder, der Kapitän eines Hamburg-Amerikanischen Dampfers war, brachte eines Tages einen Waschbären mit, ein drolliges Tier, das außerordentlich zahm wurde, an dem aber wieder das Merkwürdigste sein sonderbares und tragisches Ende ist.

Er hatte eines Tages seine Kette abgestreift und sich, der ungewohnten Freiheit froh, auf die Wanderschaft begeben. Verschiedene Gärten hatte er schon durchmessen, ungesehen und unbelästigt, als ihn sein Forschungstrieb endlich in den Garten der Bürgerressource führte. Hier war er eben im Begriff, in den großen Tanzsaal, dessen Thür geöffnet war, einzutreten, als ihn das Schicksal ereilte und er gefaßt wurde. Man brachte das seltsame und unbekannte Geschöpf zu dem nächsten Tierverständigen dieser Gegend, zu einem Schlächtermeister. Dieser befühlte es und fand, daß es fett war, und da er bemerkte, daß von ihm etwas Besonderes in dieser Sache erwartet wurde, so folgte er dem Instinkt seines Berufes und erklärte, er könne in dieser Angelegenheit nichts weiter thun, als dieses ungebräuchliche Tier kunstgerecht zu schlachten. Worauf es auf den Block gelegt und abgestochen wurde. Mein Bruder kam nur eben noch zur rechten Zeit, um das Fell für sich zu retten.

Ein andermal hatte er drei kleine Eichhörnchen, so jung, daß sie noch aufs Saugen angewiesen waren. Es wurde eine Säugeflasche konstruiert mit einer Federpose als Mundstück, allein die Tiere glaubten nicht

an diese Vorrichtung und drehten mit muffigem Gesichtsausdrucke die Köpfe weg, wenn ihnen diese Flasche dargeboten wurde. „Aha,“ sagte mein Bruder, „ihr seid gewohnt, im Dunkeln zu trinken.“ Als ich an demselben Tage in sein Zimmer kam, war ich verwundert, nur die hinteren Teile seines Leibes zu bemerken, die aus seinem Bette hervorragten: der Oberkörper war ganz und gar unter dem Kissen verschwunden.

„Hermann, was machst du da?“ fragte ich verwundert. Mit dumpfer, von Bettfedern halb erstickter Stimme gab er die vergnügte Antwort:

„Ich säuge meine Jungen!“

Er war mit der ganzen Eichhörnchengesellschaft unter die Bettdecke gekrochen, und dort in dem warmen Dunkel, wo sie sich zu Hause fühlten, glaubten sie an alles.

Ein Wagenfabrikant in der Stadt besaß einen Affen, den sein Sohn, ein Seemann, mitgebracht hatte. Dieser Affe wurde sehr oft verschenkt: er kam aber immer wieder, weil die Besitzer bald seiner müde wurden und ihn zurückbrachten. Auf den Besitz dieses Affen hatte Hermann schon lange seine Wünsche gerichtet, und als er eines Tages hörte, daß das Tier wieder einmal zu Hause sei, ging er zu dem Wagenfabrikanten und trug ihm sein Anliegen vor.

„Sei känen em giern kriegen, Herr Seidel,“ sagte dieser. „Un wenn sei em nich mihr hebben willen, denn schicken's em man na minen Swigersähn, Herrn Afkat Wulf; der hett seggt, hei wull em nehmen.“

Der Affe wurde in der Thür des stets geöffneten Torfstalles angekettet, und erhielt eine alte, wollene Decke, in die er sich des Nachts einwickelte. Meinen Bruder liebte er alsbald zärtlich, allein mit den übrigen Bewohnern des Hauses hat er sich nie befreundet. Obgleich er sich nur kurze Zeit bei uns aufhielt, sind seine Thaten doch unzählige. Meine Mutter war eines Tages auf dem Hofe beschäftigt, Hauben, gestickte Tücher und ähnliches zartes Waschwerk selber zum Trocknen an die Leine zu hängen, und als sie sich nun nach der gethanen Arbeit umsah, um sich wohlgefällig des vollendeten Werkes zu freuen, da war die Leine leer, denn der Affe, in dessen Bereich diese Wäsche aufgehängt wurde, hatte alle Stücke hinter ihrem Rücken leise heruntergezupft und nebeneinander säuberlich in dem schmutzigen Rinnsteine wieder ausgebreitet.

Ganz besonders haßte das Tier unser Mädchen, das eine große Furcht vor ihm hatte. Er suchte es fortwährend durch grinsendes Fletschen der Zähne und durch plötzliche Angriffe aus dem Hinterhalt zu ängstigen, so daß es nur mit Furcht und Zittern in den Stall ging, um Torf zu holen. Einmal hatte er es dermaßen bei dieser Gelegenheit ins Bein gebissen, daß es nicht mehr dazu bewogen werden konnte, diesen Stall zu betreten. Der Affe wurde deshalb eine Treppe höher in der Bodenluke angekettet, wo er von nun ab sein Wesen trieb und die Menschheit von oben verachtete.

Eines Tages hörte mein Bruder ein erbärmliches

Hilfegeschrei auf dem Hofe, und als er hinabeilte, fand er unser Mädchen in einer tragikomischen Situation. Es hatte unter der Bodenluke Wäsche aufgehängt, ahnungslos und keines Ueberfalles gewärtig. Der Affe hatte es anfangs von oben beobachtet; dann war er leise an seiner Kette hinabgeklettert, die mit einem Riemen um den Unterleib befestigt war, hatte sich daran hinabhängen lassen und vermöge seiner Fähigkeit, wenn es eine Bosheit galt, sich regenwurmartig zu verlängern, war es ihm geglückt, das spärliche Haargeflecht des Mädchens zu ergreifen, und nun war er beschäftigt, mit einem Ausdruck teuflischer Befriedigung das arme, wehrlose Geschöpf zu zausen und zu zerren, bis endlich mein Bruder Erlösung brachte.

Eine besondere Fertigkeit besaß er darin, sich seiner Kette trotz aller Vorsichtsmaßregeln zu entledigen, um seine Freiheit dann zur Ausübung der wildesten und verwerflichsten Thaten zu mißbrauchen. Er wurde weit von unserer Wohnung in fremden Betten vorgefunden, aus denen er, als man sich ihm näherte, entfloh; er stieg in alle Fenster ein, die er offen fand, und stiftete unsägliches Unheil; er verdarb die Jugend, ärgerte das Alter und verursachte Aufruhr und Rebellion. Endlich, nachdem er durch seinen Unfug einen ganzen friedlichen Stadtteil in Empörung versetzt, einen Straßenauflauf hervorgerufen und die löblichen Organe der Sicherheitsbehörden von den Dächern herab verhöhnt hatte, erhielt meine Mutter ein Schreiben von der Polizei, durch das sie „wegen

unbefugten Umherlaufenlassens wilder Tiere" in zwei Thaler Strafe genommen wurde. Dies gab dem Affen den Rest, und mein Bruder erhielt strengen Befehl, das Tier augenblicklich abzuschaffen. Er erinnerte sich der letzten Worte des Wagenfabrikanten und beauftragte einen Dienstmann, den Affen mit einer Empfehlung von ihm bei dem Advokaten Wulf abzuliefern.

„Ne, ik fat em nich an," sagte dieser, „hei bitt."

Der Affe wurde in einen Sack gesteckt und sollte nun dem Dienstmann übergeben werden.

„Ne," hieß es wieder, „so fat ik em noch nich an; hei bitt."

Der Dienstmann mußte eine Karre holen, und nun fuhr er den Affen, der in seinem Sack die wahnsinnigsten, turnerischen Evolutionen vollführte, davon. Auf dem Hofe des Advokaten stülpte er die Karre um und sagte:

„Ne Empfehlung von Herr Seidel, un hier wir dei Ap!"

Herr Wulf, der ebenfalls ein Tierfreund war und sich viele Hühner und zwei prachtvolle Pfauen hielt, beging die Unvorsichtigkeit, den Affen auf der Mauer seines Hofes anzuketten, die seinen Pfauen zum Lieblingssitz diente. Eine Stunde später hatte er diese beiden prachtvollen Tiere des herrlichen Zierats ihrer Schweife bis auf die letzte Feder beraubt. Das Maß war voll. Der Affe wurde in einen vergitterten Käfig gesperrt und nach Dömitz geschickt, wo sich ein Liebhaber ebenfalls zu ihm gemeldet

hatte. Dömitz ist die einzige Festung des Landes, und so darf man wohl annehmen, daß er zur Strafe für seine unzähligen Schandthaten sein verbrecherisches Leben auf der Festung beschlossen hat, denn seitdem hat man niemals wieder von ihm gehört und seine Spur ist verloren gegangen.

Polly Seidel.

I.

Ich möchte, ich könnte dir gerecht werden, alter Polly. Wenn ich dich auf deinem so wohlgelungenen Lichtbilde vor mir sitzen sehe, wie du mit aufmerksamem Blick den verdächtigen Kasten des Photographen und das wunderliche Gebaren dieses Mannes betrachtest, da kommen mir vor diesen klugen Augen die Bedenken, ob ich es erreichen werde, dein Charakterbild richtig auf die Nachwelt zu bringen, ob es mir gelingen wird, das seltsame Gemisch von Egoismus und Güte, von Spitzbüberei und Ritterlichkeit, von Schlauheit und treuherzigem Sinn so darzustellen, wie du es verdienst. Denn die Gerechtigkeit erfordert es ja, zu sagen, daß du ein gemischter Charakter warst, nicht einer von jenen gepriesenen Hunden, deren edle Thaten uns in der Jugend Thränen der Rührung entlockten. Nein, du warst eher zu vergleichen jenen genial angelegten Menschennaturen, die ihre Begabung erproben auf Gebieten, die mit Gesetzen eingezäunt sind, von deren schlauen Thaten wir wohl mit Vergnügen hören und lesen, uns aber wohl hüten, sie unsern Kindern als Muster

aufzustellen. Um aber mit solchen Vergleichen in deiner eigenen Verwandtschaft zu bleiben: es floß ein Tropfen vom Blute des alten Reineke Fuchs in deinen Adern, von dessen Streichen wir ja auch stets gerne vernommen haben, obwohl er dir an Schuftigkeit himmelhoch, oder soll man sagen höllentief, überlegen war.

II.

Ich habe es in meinem Leben als einen Segen empfunden, Brüder zu besitzen, die dreizehn und sechzehn Jahre jünger waren als ich. Wenn ich mich noch heute mit dreiundfünfzig Jahren so jung fühle wie nur irgend einer, so habe ich das, wie ich meine, dem Umstand zu verdanken, daß ich mit der Jugend und ihrer Denkart niemals außer Berührung gekommen bin, daß ich meine eigene Kindheit in dem Heranwachsen meiner Brüder zum zweitenmal erlebte, und als diese zu gesetzten Männern geworden waren, selber Kinder hatte und eine dritte Jugend mitleben konnte.

In meinen Brüdern sah ich alle meine Jugendneigungen zum zweitenmal und oft in verstärktem Maße wieder wach werden. Als ich dem älteren der beiden in seinem siebenten Jahre erzählt hatte, daß ich als Knabe Eier gesammelt und Meisen gefangen und mir eine Vogelstube eingerichtet habe, erfüllten ihn schon damals diese Thatsachen mit stürmischer Begeisterung, und er ließ nicht nach mit Fragen und Quälen, bis er das Wenige aus mir heraus hatte,

was ich damals von unserer einheimischen Vogelwelt wußte. Dies Interesse verließ ihn nie in seinem Leben wieder, und in seinem zwölften Jahre hatte er schon alles übertroffen, was ich je in dieser Hinsicht geleistet hatte, war für seine Jahre schon ein kleiner Kenner dieser Dinge und hatte stets eine Menge Vögel und anderes Getier um sich. In seinem vierzehnten Jahre stand er im Tauschverkehr mit dem Berliner Aquarium und handelte sich dort ausländische Vögel ein für selten zu habende inländische, die er aufgezogen hatte, und als er mich um diese Zeit in Berlin besuchte, kam er einmal in heftiger Aufregung und mit ganz rotem Kopf nach Hause, denn er hatte es gewagt, im Aquarium dessen Direktor, den großen Brehm selber, anzureden, und dieser war huldvoll gegen ihn gewesen, hatte ihn überall herumgeführt und ihm alles selber gezeigt.

Damals wollte er Zoologe und Afrikareisender werden, das stand so fest, daß eigentlich niemand daran zweifelte; nachher ist er aber doch, wie so mancher mit solchen Vorsätzen, am Brotstudium hängen geblieben. Von einer kleinen Menagerie ist er aber immer umgeben gewesen, wo er sich auch befand.

Ihm und seiner kindlichen Begeisterung verdanke ich es, daß bei mir das eingeschlafene Interesse an der einheimischen Vogelwelt wieder erwachte, was dazu leitete, daß ich später das Leben und Treiben der Vögel in meine kleinen Geschichten verflocht auf eine Weise, die vordem wohl derartig nicht bekannt gewesen ist.

III.

Mein Bruder war es, der eines Tages Polly als ein längliches, weiß und braun geflecktes Wollknäuel mit vier Beinen nach Hause brachte, in der Absicht, ihm eine Erziehung angedeihen zu lassen, die ihn zu einer Zierde seines Geschlechts machen sollte. Polly war von keiner besonderen Rasse, am ersten hätte man ihn wohl einen Wachtelhund nennen können, aber an Klugheit ließ er nichts zu wünschen übrig und lernte in dem ersten Jahre seines Lebens und auch später alle möglichen Künste. Von so lächerlichen Alltäglichkeiten, wie „Pfote geben“, „Schildwache stehen“, „auf zwei Beinen gehen“, „über den Stock springen“ und „apportieren“ will ich gar nicht reden, das war selbstverständlich. Er lernte aber auch allerlei zusammengesetzte Springkünste, die man sonst nur im Zirkus sieht, er machte „Such verloren“ nach Gegenständen, die beim Spaziergang heimlich beiseite geworfen waren, und fand sie sicher auf große Entfernungen. Sagte man zu ihm: „Es ist heiß, Polly!“ so sprang der kleine Hund mit einem unglaublichen Satz in die Höhe und nahm einem den Hut ab. Dies alles hat man auch von anderen Hunden gesehen, aber eine Spezialität hatte er, die sich mein Bruder selber ausgedacht hatte, und die, wie ich glaube, ganz neu war. Dem sitzenden Hunde wurde ein Leckerbissen auf die Nase gelegt, irgend etwas, das er gern aß. Nebenbei bemerkt, eine Eigentümlichkeit meines Bruders war, daß er nie von einem Tier den Ausdruck „fressen“,

sondern stets „essen" gebrauchte. Also der Hund saß da mit einem Stück Zucker oder dergleichen auf der Nase, und mein Bruder neben ihm, ohne ihn anzusehen. Die Pointe war nun, daß Polly den Leckerbissen nicht eher nahm, als bis mein Bruder das Wort „da" aussprach. Durch dieses Kunststück bewies der Hund außerdem, wie man sehen wird, daß er mehr konnte als die meisten Sachsen, daß er nämlich t von d zu unterscheiden verstand. Mein Bruder sagte nun in gleichgültigem Tone: sa, la, ma, na, ra, ba, ka u. s. w. manchmal durch das ganze Alphabet, ja sogar ta, ohne daß sich der Hund rührte. Kam aber mitten dazwischen ohne weitere Betonung und ohne das geringste Zeichen das Wörtchen: „da", so warf der Hund die gute Sache auf seiner Nase in die Höhe, fing sie mit dem Maul, oder, wie mein Bruder sagte, Munde und verzehrte sie mit Behagen.

Durch dieses Kunststück haben sich Herr und Hund mit Ruhm bedeckt und bei Vorstellungen war es immer die Schluß- und Glanznummer. Da nämlich mein Bruder sein ganzes Taschengeld und was er sonst erlangen konnte zur Anschaffung von Tieren und deren Käfigen verwendete, sowie für das teure Futter der Insektenfresser und Raubvögel, als da sind frische Ameiseneier, Mehlwürmer, Rinderherz und dergleichen, so versuchte er zuweilen seinen zerrütteten Finanzen durch eine Vorstellung in der höheren Tierdressur wieder aufzuhelfen, was auch von Erfolg begleitet war, wenn als Zuschauer genügend ältere Brüder, Onkel, Tanten oder Freunde des Hauses zu-

gezogen waren, die der Wohlthätigkeit keine Schranken setzten. Da wurden denn allerlei Vögel, Kaninchen, Eichhörnchen und dergleichen vorgeführt, oder eine Wachtel, die auf den Ruf: „Wachtel kum rut!" in ihrem vor das Bauer gehängten Futterhäuschen erschien, auf den Ruf: „Wachtel gah rin!" aber wieder in dem dunkeln Käfig verschwand. Der „Star" der Gesellschaft war immer Polly mit seinem vielseitigen Programm. Besonders gut machte er auch das alte Hundekunststück, sich tot zu stellen und auf den Ruf: „Der Schinder kommt!" mit freudigem Gebell wieder zu neuem Leben zu erwachen. Der letzte tiefe Seufzer, den er ausstieß, ehe sich sein Leib ausstreckte und leblos wurde, hatte förmlich etwas Ergreifendes an sich. Da ich nun gerade des „Schinders" erwähne, wie man in meiner Vaterstadt den Hundefänger nannte, weil die Knechte des Abdeckers dies allgemein gemißbilligte Geschäft besorgten, so will ich eine kleine Geschichte vorwegnehmen, die eigentlich in eine spätere Zeit dieses Hundelebens gehört, als Polly schon ein recht gemischter Charakter geworden war.

In meiner Vaterstadt mußten die Hunde nur zu gewissen Zeiten und auf besondere Verordnung Maulkörbe tragen. Als wieder einmal solcher Fall eingetreten war, kam eines Tages der Hundefänger mit dem maulkorblosen Polly auf dem Arme an, und dieser mußte gegen einen bestimmten Straffatz wieder eingelöst werden. Da nun der Hund damals schon die Gewohnheit heimlichen Umherschweifens angenommen hatte, was der Hundefänger wohl wußte,

so dachte der spekulative Mann aus dieser Eigenschaft eine Quelle des Wohlstandes für sich zu machen und stellte dem Hunde von dieser Zeit an mit vieler List nach. Aber er hatte die Rechnung ohne Rücksicht auf Pollys ungewöhnliche Klugheit gemacht, denn niemals ließ dieser ihn oder einen anderen Hundefänger wieder an sich kommen. Diese Sorte kannte er jetzt, und er wußte genau, daß bei zehn Schritt Entfernung ganz gut mit ihnen zu verkehren war, näher heran wurden sie aber ungemütlich. Denn er entfloh durchaus nicht vor dem Hundefänger, er hielt nur immer einen respektvollen Zwischenraum aufrecht, den auch liebevoll dargebotene Knochen oder gar Wurstenden um nichts verringerten.

Als mein jüngster Bruder einmal aus der Schule nach Hause kam, sah er schon von fern einen kleinen Volksauflauf hoffnungsvoller Jugend aus der Nachbarschaft vor unserem Hause, und als er näher kam, wurde ihm auch der Grund klar. Der Hundefänger hatte sich vor der Hausthür aufgestellt und auf der anderen Seite der Straße, auf dem Bürgersteige, saß mit etwas schiefgeneigtem Haupte Polly und sah so harmlos aus wie die Unschuld vom Lande. Hier kam es offenbar darauf an, wer am längsten aushielt, und die umstehende Corona wartete mit Spannung darauf, wie sich die Sache entwickeln würde. Als mein Bruder an die Hausthür trat, belebten sich die Züge des Hundes ein wenig, er hielt den Kopf noch ein wenig schiefer, sah gemäßigt freundlich aus und klopfte mit dem Schwanze sacht das Straßenpflaster. Es fiel

ihm aber gar nicht ein, seinen Platz zu verlassen, doch sein ganzes Wesen sprach deutlich wie mit Worten, was nun folgt: „Ich seh' dich wohl, mein Lieber, und meine Pflicht wäre es, dich freudig zu begrüßen. Gewiß. Aber es geht nicht. Du siehst ja den Mann, das ist ein böser Mann. Vorn sieht er freundlich aus und hat auch manchmal Wurst, hinter dem Rücken hält er aber etwas, was ich kenne. Nimm's nicht übel, ich bleib' noch ein wenig draußen."

Mein Bruder ging ins Haus, um den Hund nicht in Versuchung zu führen, und beobachtete am offenen Fenster hinter der Gardine die Scene weiter. Die Corona machte ihre Bemerkungen: „Du, Polly, gah' mal ran an den Mann," sagte der eine, „hei will di'n Halsband schenken."

„Ja, dat's Polly Seidel," rief ein anderer, „den'n kriegt hei nich. Dei Aas is tau klauk. Ick sett drei Posthürn*) gegen einen Büchsenknoop, dat hei em nich kriegt."

In diesem Augenblick ging in Pollys Zügen eine Veränderung vor, ihm kam ein rettender Gedanke. Warum war ihm denn der alte Schleichweg nicht eher eingefallen durch den stets geöffneten Thorweg des Hauses am benachbarten Ziegenmarkt, den er doch sonst bei solchen Ausflügen mit Vorliebe zu benutzen pflegte. Nein, wie konnte man doch so dumm sein und hier mit diesem ekligen Manne so viel schöne

---

*) Beim Anwerfspiel mit Knöpfen bildet der Hosenknopf die Einheit. Ein Posthorn (Uniformknopf der Postbeamten) gilt sechzehn Hosenknöpfe.

Zeit vertrödeln! Langsam und bedächtig erhob er sich und trollte sich ganz still mit hängendem Schweife davon. Zwei Minuten später war er bei meinem Bruder im Zimmer.

Der Hundefänger wollte sich durch solche Finte nicht täuschen lassen und wartete geduldig noch über fünf Minuten lang, bis er endlich, durch irgend ein Geräusch aufmerksam gemacht, sein Haupt erhob und gerade in Pollys freundliches Gesicht blickte, der neben meinem Bruder im Fenster lag und sich seinen Feind mit großer Teilnahme betrachtete. Nun war es an dem Hundefänger, sich zu trollen, was er auch that, jedoch nicht, ohne den Aerger über seine getäuschten Hoffnungen in einen Fluch von mindestens zwanzig Pferdekräften konzentriert zu haben.

IV.

Polly war ein sehr mutiger Hund und wich keinem Kampfe aus. Doch auch den Gefühlen der Freundschaft war er zugänglich; sein Intimus hieß Spitz Bockhold und wohnte in einem Nachbarhause. Die beiden Hunde verkehrten durch die Gartenhecken miteinander, und ich glaube wohl, daß Polly manchen vergrabenen Knochen mit dem Spitze geteilt hat. Das ist bei einem Hunde sehr viel, denn Knochen bedeuten ihre Schätze, und sie pflegen sie ebenso eifersüchtig zu hüten, wie ein Geizhals die seinen.

Sein am meisten gehaßter Feind aber hieß Spitz Seelig und hatte in der Nähe des benachbarten Ziegen-

marktes seinen Wohnsitz. Wenn man mit Polly ausging, war es bemerkenswert zu sehen, wie er, schon ehe es um die Ecke ging und ehe er seinen Feind sehen konnte, die Kriegsflagge hißte und eine Art von spanischem Tritt annahm, wobei er den Kopf sehr hoch trug und die Schnauze (Nase, würde mein Bruder gesagt haben) ein wenig vorstreckte. Kam er dann um die Ecke und erblickte seinen Feind, der, wie es oft geschah, vor der Thüre saß und ins Wetter guckte oder auf der Straße ein wenig nach Eßbarem botanisierte, so schoß er in gestrecktem Laufe auf ihn los, und im nächsten Augenblick waren die beiden Hunde ein wirres Kampfknäuel, und ihr Kriegsgeschrei schallte über den ganzen Ziegenmarkt. Diese Fehde dauerte, solange die beiden Hunde lebten, und das Kriegsbeil wurde zwischen ihnen niemals begraben. Es ist nicht ergründet worden, woraus diese Feindschaft entstanden war; heutzutage würden manche zu der Ansicht neigen, Polly sei Antisemit gewesen.

Eine weitere Merkwürdigkeit an diesem Hunde war sein Verständnis für das menschliche Wort, und die beredte Art, in der er selber zu sprechen wußte. Er konnte sozusagen alles verstehen und alles sagen. Wenn er im Nebenzimmer lag, und in ganz ruhigem Tone von ihm gesprochen oder eine Geschichte von ihm erzählt wurde, so merkte man plötzlich an dem leisen Klopfen seines Schwanzes, daß er sehr wohl wußte, von wem die Rede war. Zuweilen erschien er dann auch wohl in der Thüröffnung, und indem er sich mit vorgestreckten Beinen ein wenig reckte, sagte

sein ganzer Ausdruck: „Nun, wenn ihr etwas von mir wünscht — hier bin ich!“

Mein Bruder behauptete manchmal ganz ernsthaft, er verstünde überhaupt alles, was gesprochen würde. Wenn ich einmal zu Besuch kam, und die Brüder gingen zum Bahnhof, um mich in Empfang zu nehmen, wußte er jedenfalls ganz genau, worum es sich handelte, und zeigte dies schon vorher durch seine freudige Erregung. Ob er dies schloß aus der häufigen Erwähnung meines Namens, der solchem Akte naturgemäß voranging, oder woraus sonst, weiß ich nicht. Jedenfalls aber erhielt ich oft, ehe mich meine Brüder noch gesehen hatten, den ersten Gruß beim Aussteigen von Polly, der wie toll an mir in die Höhe sprang und auf dem Nachhausewege fortwährend in wilder Freude vorausschoß und wieder zurückkehrte, um dann jedesmal einen wahren Kriegstanz um mich herum auszuführen.

Die verschiedenartigsten Befehle meines Bruders befolgte er aufs Wort, auch wenn sie in leisem gleichgültigem Tone mitten aus anderer Rede heraus gegeben wurden, das heißt in seiner besten Zeit; später, als er älter und bequemer geworden war, legte er sich gern aufs Bitten, wenn ihm etwas nicht paßte. Und er konnte ganz unwiderstehlich bitten, zum Beispiel, wenn er von dem Sofa herunter sollte, wo er für sein Leben gerne lag. Er warf sich dann auf den Rücken und bewegte die Vorderpfoten, drehte und wand sich mit dem ganzen Leibe und lächelte unbeschreiblich liebenswürdig. Man verstand ganz gut, was er sagte:

„Ach, laßt mich doch hier liegen, ich bin ja keinem im Wege. Der Fußboden ist so kalt und hart, und auf dem Sofa lieg' ich für mein Leben gerne. Seid keine Unmenschen."

V.

In diesem Alter zeigte er auch seine Kunststücke schon ungerne und nur, wenn er bei sehr guter Laune war. Sonst verlegte er sich bald aufs Bitten, wobei er sich ebenfalls auf den Rücken warf und deutlich sagte: „Ach, verschont mich doch mit dem Unsinn. Die Kindereien kennt ihr ja alle längst. Sie machen einem keinen Spaß mehr, wenn man in die Jahre kommt, und sie haben ja auch gar keinen Zweck."

Das war schon um die Zeit, wo Polly bereits die Verbrecherlaufbahn beschritten hatte und seine erlernten Künste und seine große Klugheit zu allerlei verwerflichen Thaten ausnutzte.

Es kam eine Zeit, da von den Eiern, die die Hühner meiner Mutter legten, fast immer nur die Schalen vorgefunden wurden. Weil nun manche Hühner die Unart haben, die frischgelegten Eier anzupicken und zu verzehren, welches Fehlers sie nicht wieder entwöhnt werden können, so forschte man nach dem Uebelthäter, um ihn dem Kochtopf zu überliefern, konnte ihn aber nicht entdecken. Da wurde eines Tages Polly beobachtet, wie er auf das Kakeln eines Huhnes in den Stall schlich und nach einer Weile wieder zurückkam, während er sich behaglich die Schnauze leckte. Nun galt es den Missethäter auf frischer That zu über-

führen, und mein jüngster Bruder übernahm es, sich in einer dem Hühnerstall benachbarten Lokalität zu verstecken, wo er durch eine Thürritze den Ort dieser Schandthaten übersehen konnte. Er wartete geduldig stundenlang, bis sich endlich das Kakeln eines Huhnes vernehmen ließ. Kaum ertönten diese verheißungsvollen Laute, als Polly mit vorgeschobenem Kopfe hereingeschlichen kam, auf das Nest zuging, die Oberlippe fletschte und mit den spitzen Reißzähnen das Ei säuberlich anhieb, um es dann mit gekrümmter Zunge behaglich auszuschlappen. Da aber kam das Verhängnis über ihn, mein Bruder hatte ihn am Genick, drückte die verbrecherische Schnauze in das corpus delicti und machte ihm mit einem bereitgehaltenen Röhrchen a posteriori klar, daß warme, frischgelegte Eier kein Frühstück für wohlerzogene Hunde sind, worüber Polly mit großem Jammergeheul quittierte und sich diese Strafe so zu Gemüte zog, daß nie wieder ein Ei fehlte. Noch nach Jahren erweckte es in ihm die schmerzlichsten Gefühle, wenn man ihm ein Ei vorhielt. Sein ganzes Wesen drückte dann Niedergeschlagenheit und Beschämung aus, er trug den Schwanz Halbmast und schlich leise winselnd an die Thür.

Um diese Zeit gestaltete sich der Vormittag für Polly etwa in folgender Weise. Er hatte strenge Ordre, während meine Brüder von acht bis zwölf die Schule besuchten, zu Hause zu bleiben, und wußte das auch recht gut. Darum entließ er diese mit teils echter, teils heuchlerischer Trauer, sein ganzes Wesen war in ge-

dämpfte Wehmut getaucht und sprach etwa folgendermaßen:

„Ja, da geht ihr nun und laßt mich allein. Wenn ihr von mir geht, so umfängt mich Kummer. Aber ich kenne meine Pflicht — ich hüte das Haus — es ist zwar furchtbar langweilig, aber ich hüte das Haus. Tröstet mich doch wie ein Stern in dunkler Nacht der Gedanke, daß ihr wieder kommt. O, wie ersehn' ich diesen herrlichen Augenblick! Lebt wohl, lebt wohl!" Dabei waren aber seine Gedanken schon auf all die vergnüglichen Abenteuer gerichtet, die ihm nun bald blühen sollten. Waren die Brüder dann fort, so blieb er zur Sicherheit noch ein Weilchen im Hause, denn es konnte ja sein, daß einer von ihnen etwas vergessen hätte und zurück käme. Hielt er dann die Zeit für gekommen, so ging er auf den Hof und nahm mit einem ungeheuren Anlauf das Gartengeländer. Wer das nicht einmal mit angesehen hat, hätte es nie für möglich gehalten, daß der kleine Hund dies Hindernis zu überspringen vermöchte. Das Geländer bestand zwischen den Pfosten aus zwei Balken, an die senkrechte, oben zugespitzte Latten genagelt waren. Der Hund setzte nun bei seinem Anlauf auf dem unteren Balken auf und sprang so hoch, daß er gerade sein Kinn zwischen die oberen Enden zweier dieser zugeschrägten Latten klemmen konnte. Dann warf er, also hängend, mit großer Gewandtheit und Kraft den Leib so herum, daß er mit den Hinterpfoten die obere Seite des Geländers erfassen konnte, und in derselben Sekunde war er auch schon hinüber; das Ganze dauerte nur einen

Augenblick. Alle Nachbargrundstücke in dieser Gegend hatten einen Gang nach dem Wasser, einer flachen Bucht des Schweriner Sees, die „Der Beutel“ genannt wird, und da der Thorweg des einen dieser Häuser, das einem Fuhrmann gehörte, den ganzen Tag über nicht geschlossen wurde, so stand Polly jetzt die ganze Welt offen. Er besuchte nun zunächst vielleicht Spitz Bockhold und tauschte mit ihm einige Höflichkeiten aus, dann wandte er sich zum Wasser, wo auch stets etwas Interessantes vorkam, und danach begab er sich auf den geräumigen Hof des Fuhrmanns, wo es allerlei Vieh gab und große Misthaufen und Unratgruben, und wo vielerlei pikante, für Hundenasen angenehme Düfte wehten. Durch den allezeit offenen Thorweg betrat er dann den Ziegenmarkt, nicht ohne sich schon vorher auf Spitz Seelig vorbereitet zu haben. War dieser zugegen, gab's einen kleinen fröhlichen Kampf, und danach begab er sich auf den Markt, um sich zu seiner Stärkung ein wenig Fleisch zu kaufen. Nicht, daß er gerade ein Portemonnaie mit sich geführt hätte, nein, er bestritt diesen Einkauf von dem Kapitale seiner großen Geriebenheit, List und Gewandtheit. Auf dem Markte war es ungemein interessant, dort gab es allerlei herrliche Gerüche, dort waren auch manche Kollegen zu finden, mit denen er nach guter Hundesitte die Zeremonien der Begrüßung austauschte, aber am stärksten zog es ihn doch immer nach den Orten hin, wo es das Fleisch gab und behäbige Männer in weißen Schürzen mit Messer, Beil und Haublock hantierten.

Wie er bei einem solchen Einkauf verfuhr, ist einmal heimlich beobachtet worden. Er trieb sich dort herum, „doch man so,“ wie man in Mecklenburg sagt. Es war der reine Zufall, daß er an dieser Fleischbude vorbei kam, und nichts gab es, was ihm gleichgültiger gewesen wäre. Er ging dort scheinbar so ohne Teilnahme an seiner Umgebung herum wie ein Stutzer, der, die Hände auf den Rücken gelegt, die neueste Operettenmelodie vor sich hinsummt und nach seiner Gewohnheit an gar nichts denkt. Dabei war er aber ganz Auge und Ohr und Spannkraft und hatte sich längst ein passendes Stück für seinen Einkauf ausgesucht. Drehte dann der betroffene Mann den Rücken oder erschien der Augenblick sonst passend, indem sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf irgend ein anderes Vorkommnis richtete, so sprang er mit einem geräuschlosen Tigersatz zu und war im nächsten Augenblick spurlos mit seiner Beute verschwunden, um in einem verborgenen Winkel sein delikates Frühstück hastig zu verzehren.

Nun begab er sich wohl gestärkt und gehobenen Mutes auf weitere Abenteuer, trieb sich überall herum, wo es ihm Spaß machte, focht auch wohl hin und wieder einen kleinen Kampf aus, schnüffelte überall herum, gab hier und da seine Visitenkarte ab und richtete es so ein, daß er sich um halb zwölf ganz still und geräuschlos im Hause wieder einfand. Kamen dann meine Brüder aus der Schule nach Hause, so empfing er sie mit ausgelassener Freude wie jemand, der einer langweiligen Pflicht mit vieler Treue ge-

nügt hat und nun endlich den wohlverdienten Lohn seiner Tugend genießen darf.

VI.

Als mein jüngerer Bruder auf die Universität ging, und Polly mit ihm seinen eigentlichen Herrn und damit seinen letzten sittlichen Halt verlor, entartete der Hund ganz und wurde zuletzt ein räuberischer Wilddieb, dem etwas fehlte, wenn er nicht jeden Tag auf die Jagd gehen konnte. Er hatte eine langjährige Geliebte, die bei einem Milchmann bedienstet war, der jeden Tag von der andern Seite des Sees über den sogenannten Paulsdamm und durch das schöne Werdergehölz mit seiner Milch in die Stadt kam. Dieser bewahrte er seine Anhänglichkeit auch zu jenen Zeiten, wo die schnell vorübergehenden Stürme der Liebe sein Hundeherz nicht mehr in Bewegung setzten, und begleitete sie jeden Tag, wenn der Milchmann nach Hause fuhr, etwa sechs Kilometer weit bis zu dem am Anfang des Dammes gelegenen Chausseehause. Dann kehrte er um und birschte sich durch den schönen und abwechslungsreichen Wald wieder nach Hause, wobei er manchen jungen Hasen abgefangen und das flüchtige Rehwild arg vergrämt haben mag. Der Hund war allgemein bekannt, und es kam eine Verwarnung vom Jäger, man möge ihn zu Hause halten, sonst müsse er ihn totschießen. Das wurde auch versucht, allein Polly wußte immer wieder zu entkommen. Da gab es eines Tages im Werder-

gehölz einen scharfen Knall, der von den Wipfeln der alten Buchen und Eichen wiederhallte, und Polly kam nie wieder nach Hause. Es ist ihm erspart geblieben, als ein alter Hund an Fettsucht, Asthma und Husten auf dem Lager dahinzusiechen, nein, mitten im fröhlichen Jagen hat ihn ein Schuß in die ewigen Jagdgründe befördert, und so hat er doch noch ein verhältnismäßig ritterliches Ende gefunden. Die Stelle seines Grabes ist nicht bekannt, aber ich denke mir, alte Bäume rauschen darüber und Blumen und Waldgras sind aus ihm hervorgewachsen.

Die Familie, der er gehörte, bewahrt ihm aber trotz alledem, er mochte nun sein, wie er wollte, ein freundliches Angedenken, und in dem Album, worin ich die Bilder meiner nächsten Angehörigen aufbewahre, steckt als letztes die wohlgelungene Photographie von Polly Seidel.

Ein Reiseerlebnis.

*

Was ich hier erzählen will, würde keinen Wert besitzen, wenn es eine ausgedachte und erfundene Geschichte wäre, denn wenig Kunst würde dazu gehören, eine so einfache Thatsache zu ersinnen, und, was noch schlimmer wäre, trotzdem würde man vielleicht dem Verfasser vorwerfen, er habe Unwahrscheinliches vorgeführt und regaliere den geduldigen Leser mit hasenfüßigen Fisematenten. Denn der Humor dieses kleinen Erlebnisses beruht auf der Wirkung eines drolligen Ohngefährs, und wie bekannt, hat der Zufall in der Dichtung kein Recht.

Ich fuhr vor einiger Zeit auf einer Reise von Berlin nach Schwerin i. M. auf der Hamburger Bahn und befand mich, da der Zug wenig besetzt war, bis Wittenberge allein im Coupé. Dort änderte sich dies Verhältnis, denn es stiegen zwei Herren ein, die dem Anschein nach bereits unterwegs Bekanntschaft miteinander gemacht hatten. Sie redeten während des Einsteigens miteinander, scheinbar in Fortsetzung früher geführter Gespräche. Die Unterhaltung war jedoch ziemlich einseitig, denn während der Aeltere mit großer Zungengeläufigkeit einen selten unterbro-

chenen Redestrom von sich gab, nickte der Jüngere in gewissen Anstandspausen, mit schüchtern-phlegmatischer Höflichkeit zustimmend, oder er fügte, wenn eine bestimmtere Antwort von ihm erwartet wurde, ein bescheidenes: „Das soll wohl sein“ in die kurze Unterbrechung der Rede ein.

Ich kann wohl sagen, der junge Mensch hatte gleich meine Sympathie. Dazu mochte wohl beitragen, daß ich selbst einer der größten Verehrer eines verständigen Schweigens bin und zehnmal lieber jemanden kunstgerecht den Mund halten als reden höre über Dinge, die für niemand in der Welt Interesse haben als für ihn selber. Der junge Mann war, wie ich bei dem ersten Wort, das über seine Lippen ging, hörte, ein Mecklenburger und hatte ein angenehmes, wie man so sagt, „gutes“ Gesicht. Er war bekleidet mit einem langen, grauen, schon etwas abgetragenen Reiserock und einem gleichfarbigen, bescheidenen Hütchen. Ich hielt ihn für einen jungen Oekonomen, der zum erstenmal einen Ausflug in die Welt unternommen hatte, und die Folge sollte mir auch in gewisser Hinsicht recht geben. Der andere war ein Warenreisender. Er gehörte jedoch nicht zu jener vornehmen Sorte mit Burgundergesichtern und langen blonden Schnurrbärten, die sich das Ansehen reisender Barone zu geben lieben und von „ihrem Hause“ in einem Tone sprechen, als würden an diesem Orte die Geschicke des Erdballs entschieden. Er gehörte auch nicht zu jenen windigen Hasenfüßen, die, in die Uebertreibungen der neuesten Mode gekleidet, lästigen

Fliegen gleich in der Welt umherschwärmen, sondern zu jener mittleren Sorte kleiner Kaufleute, die in eigenen Geschäften reisen. Außerdem war er ein Berliner. Seine Mitteilungen erstreckten sich anfangs auf die Schwierigkeiten seines Geschäftes und auf die Geheimnisse der Baumwollenbranche. Er suchte darzulegen, daß dies eine sehr schwierige Branche sei, und daß nur gewiegte Geschäftsleute im stande seien, sie zu beherrschen. Er ging näher in Spezialitäten ein und sprach tief durchdachte Worte über den Handel mit Strümpfen und entäußerte sich aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung reifer Weisheit über das Geschäft in Unterjacken. Er ließ einfließen, daß ihm, wenn er es rechtzeitig eingesehen hätte, bei seiner Verwandtschaft und bei seiner Abstammung aus guter Familie ein anderes Los hätte blühen können, denn bevor er sich der Baumwollenbranche gewidmet, habe er eigentlich Jurist werden wollen, und man könne nicht wissen, wo er in diesem Falle jetzt sitzen würde, wobei er zart durchblicken ließ, daß er als entsprechende Sitzgelegenheit mindestens einen Stuhl im Reichstage im Auge habe. Da der junge Mann hieran nicht im geringsten zu zweifeln schien, so setzte der andere seine Belehrungen fort mit der Beteuerung, daß er jedoch trotzdem keine Reue fühle, denn man könne sein Genie auf alle Art bethätigen, und er dürfe wohl sagen, daß er sein Geschäft kenne, woran sich einige Beispiele schlossen, die die Pfiffigkeit, mit der Leute wie er zu handeln pflegten, des näheren beleuchteten.

Danach kam er auf seine Verwandtschaft zu sprechen. Leute, die selber nicht viel bedeuten und doch den unbezwinglichen Drang nach Anerkennung haben, lieben es, von ihrer vornehmen und berühmten Verwandtschaft zu reden, gleichsam in der Hoffnung, daß die Sonne dieses Ruhms auch ein stilles Reflexlicht von ihnen zurückstrahlen lasse. So blieb es denn länger kein Geheimnis, daß sein Onkel, der Professor auf der Universität zu W., als ein Stern der Menschheit leuchte, und daß sein Vetter, der Offizier, im letzten Kriege das eiserne Kreuz erster Klasse erhalten habe. Es würde zu weit führen und die Geduld des Lesers in unnützer Weise in Anspruch nehmen, wenn ich hier alles aufführen wollte, was der unermüdliche Redestrom dieses Mannes im Verlauf der Reise zu Tage förderte. Es genügt zu bemerken, daß der junge Mann alles geduldig über sich ergehen ließ und durch sein schüchternes Benehmen bei dem andern offenbar die Vorstellung erweckte, daß dieser Jüngling in einem gedrückten Gefühl schweigender Bewunderung zum erstenmal mit einem Manne von so gereifter Welterfahrung und schwerwiegender Bedeutung zusammentreffe. Diese Wahrnehmung that seinem Herzen wohl und feuerte seine Beredsamkeit zu immer kühnerem Fluge an, so daß er zuletzt mit glänzenden Augen und begeisterungsroten Ohren dasaß und das Blaue vom Himmel herunter redete. Ach, der Arme hatte keine Ahnung, daß ihn dieser harmlose, junge Mann in kurzer Zeit durch ein paar gleichmütige Worte aus seiner glänzenden Höhe in den tiefsten Staub

hinabstürzen würde. Dies trug sich aber folgendermaßen zu. Als in Grabow der Zug hielt, stieg ein alter Herr mit zwei jungen Damen ein. Kaum bemerkte der junge Mann die Gesellschaft, so rückte er auf seinem Sitze, erhob sich ein wenig und grüßte. Die Neueingestiegenen schienen ihn anfangs nicht zu erkennen, erwiderten jedoch den Gruß mit reservierter Höflichkeit. Die eine der jungen Damen nahm dem jungen Manne schräg gegenüber Platz, und kaum hatte sie sich gesetzt, als er sich zu ihr hinüberneigte und sagte: „Mein gnädiges Fräulein, Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr? Ich hatte vor einiger Zeit auf dem Diner beim Grafen B. das Vergnügen, neben Ihnen zu sitzen. Mein Name ist von P."

„Jawohl, jawohl, ich erinnere mich," sagte das Fräulein, „ich hatte Sie in Ihrem Reiseanzuge nur nicht gleich erkannt." Der Baumwollenmann riß schon die Augen auf, als er plötzlich in seinem Reisegefährten den Sprößling einer alten, hochangesehenen mecklenburgischen Adelsfamilie entdeckte; allein es sollte noch besser kommen.

„Ich habe mich einige Zeit in der Nähe von Leipzig aufgehalten," sagte der junge Mann. „Sie haben wohl gehört, ich habe dort eine Erbschaft gemacht."

„Gewiß, gewiß, wir haben davon gehört. Es wurde ja überall davon gesprochen," antwortete die junge Dame.

„Ja, man hat aber viel Scherereien mit so einer alten Erbschaft," fuhr der junge Mann in seiner ebenen,

phlegmatischen Weise fort, und dann denken Sie sich die hohe Erbschaftssteuer in Sachsen — vier Prozent — ich habe allein achtzigtausend Thaler Erbschaftsstempel bezahlen müssen."

Dies war dem Reisenden zu stark; er hatte offenbar das Gefühl, daß er sich dies nicht zu gefallen lassen brauche. Denn plötzlich fuhr er auf:

„Na, aber hören Sie mal, achtzigtausend Thaler und vier Prozent, das läßt sich leicht berechnen, dazu gehört ja ein ungeheures Kapital, zwei Millionen Thaler; das ist ja nicht zu glauben."

Der andre verstand ihn gar nicht und sagte treuherzig:

„Nicht wahr, Sie finden auch, daß es viel ist."

Von diesem Moment an verstummte der Reisende. Er saß nun da, sichtlich in einer Art Erstarrung den folgenden Gesprächen zuhörend und „rallögte", wie man in Mecklenburg zu sagen pflegt. Herr von P. erzählte weiter: „Da hab' ich nun ein so großes, altes Schloß; darin hab' ich in dieser Zeit gewohnt. Sie glauben nicht, welch eine Menge Säle in diesem Schlosse sind: Festsäle, Speisesäle und Tanzsäle. Eine ganze, vollständige Kirche ist auch darin. Ich hatte mir das kleinste Zimmer zum Wohnen ausgesucht, allein das war auch immer schon ein kleiner Saal. Da saß ich des Abends ganz allein bei meinen Rechnungen, und draußen heulte der Herbstwind und pfiff um die alten Türme und stöhnte in dem alten Kamin, wo dicke Stämme Buchenholz loderten, und rings um mich her lagen alle die finsteren, unbe-

wohnten, leeren Räume des Schlosses; es war schauerlich.“ Das Fräulein nickte bestätigend und der alte Herr fragte aus seiner Ecke herüber: „Wie viele Güter sind es denn, Herr von P.?“

„Es sind fünf große Güter, Herr Oberforstmeister,“ antwortete er bescheiden.

„Und was für Boden?“

Der junge Mann wurde sichtlich rot; und zögernd, als schäme er sich dieses unverdienten Zusammentreffens, gab er die Antwort: „Lauter schwerer Weizenboden, Herr Oberforstmeister.“

Der Zug hielt in Hagenow, wo sämtliche nach Mecklenburg reisende Personen den Zug verlassen müssen. Unser Baumwollenmann, der nach Hamburg wollte, blieb allein sitzen. Als ich ausstieg, sah er mich mit weit aufgerissenen Augen an und schüttelte den Kopf, wie man zu thun pflegt, wenn große, ungeheure Ereignisse so plötzlich vor uns auftauchen, daß der kleine menschliche Verstand sie im Augenblicke nicht zu fassen vermag, und der Ausdruck einer dumpfen Verwunderung die einzige Aeußerung ist, die der erschütterten Seele zu Gebote steht.

Ein Tag aus dem Bureauleben.

*

Seit dem 9. April 1895 wohne ich in Groß-lichterfelde, einem Orte, der wohl eine Garten-stadt genannt werden kann, 19000 Einwohner hat und von Berlin 9,21 Kilometer südwärts gelegen ist. Ich will nicht behaupten, daß diese dem Aequator so viel näher gerückte Lage schon eine günstige Ver-änderung des Klimas hervorbringt; es steht aber fest, daß allerlei Sorten von Obst, Rosen und Erdbeeren und sonstigen edlen Gewächsen und Blumen dort herrlich gedeihen und von einer großen Anzahl be-schaulicher Gartenbesitzer liebevoll gepflegt werden. Ja, ich weiß sogar, daß dort, allerdings in Glas-häusern, überaus köstliche Weintrauben gezogen wer-den, die in berühmten Berliner Delikatessenhandlungen die französische Nationalität annehmen und dann von den Feinschmeckern mit Preisen bezahlt und mit einer Hochachtung verzehrt werden, die man einem simplen Lichterfelder Gewächs wohl niemals gewähren würde.

Nach einer Eisenbahnfahrt von 18 Minuten kann

man nun aber aus dem Veilchen-, Flieder-, Rosen- oder Levkoyenduft dieses Gartenidylls mitten in dem brausenden Berlin sein, und da ich sehr oft des Abends, wenn die Sonne sinkt, und „es dem Guten gegonnen“ ist, diese Gelegenheit benutze, so gewährt es mir dabei ein besonderes Vergnügen, daß bei dieser Fahrt der Zug nur über Brücken geht, die von mir konstruiert worden sind, und daß, wenn ich in die mächtige Halle einfahre, alles Eisen, das man sieht, von dem riesigen Dache bis zu den nicht minder stattlichen Fenstern, sowie den unterirdischen Gepäckaufzügen einmal, sozusagen, durch meinen Kopf gegangen ist, und daß in dem ganzen Gewirr von Stangen, Platten und Sprossen und dergleichen kein Teilchen ist, dem nicht einst von mir der Platz angewiesen worden wäre. So ist denn jede solche Fahrt für mich eine Erinnerung an meinen vormaligen Ingenieurstand, und zugleich erfüllt mich immer wieder die Freude, etwas vorzeigen zu können, daran ich beweisen kann, daß ich nicht wegen verfehlten Berufes unter die Schriftsteller gegangen bin.

Ich bin sieben Jahre auf dem Neubaubureau der Anhaltischen Eisenbahn beschäftigt gewesen, und da ich durch die vorhin genannten Verhältnisse jetzt fast täglich an diese Zeit erinnert werde, so ist mir der Gedanke gekommen, einmal einen Tag aus dem Bureauleben zu schildern, wie ich so manchen erlebt habe. Man muß aber nicht denken, daß alle Tage in dieser ulkigen Weise verlaufen wären, nein, zu Zeiten, wenn die Arbeit drängte, oder schwierige und

interessante Aufgaben zu bewältigen waren, saßen selbst die größten Spaßmacher mit gekrausten Stirnen tagelang über ihrer Arbeit oder lagen über den Reißbrettern, und man hörte weiter nichts, als das Rucken der Schienen, das Klappen der Dreiecke, das feine Geräusch der Bleistifte und Reißfedern und das leise Gemurmel der emsig Rechnenden. Aber nicht immer waren solche Zeiten, und dann konnte wohl ein Tag vorkommen, der also verlief, wie der, den ich nun zu schildern unternehmen will.

* * *

Das Baubureau, von dem ich erzählen möchte, war zusammengesetzt aus Bauführern des Ingenieurfaches, einigen Ingenieuren, die früher dem Maschinenbau angehört, sich aber später dem Dach- und Brückenbau zugewandt hatten, wie das in jenen Zeiten öfter geschah, und einigen Technikern und Zeichnern für die untergeordneteren Arbeiten mehr mechanischer Natur. Es stand unter einem Baumeister, der in einsamer Größe in einem besonderen Zimmer hauste, während sich das Bureau auf sechs andere verteilte, die in einem alten, zum Abbruch bestimmten Hause, in der ersten Etage gelegen waren. Zwei dieser Zimmer lagen nebeneinander mit der Aussicht auf einen großen freien Platz und sind der Schauplatz der nun folgenden, harmlosen Ereignisse.

Ein Baubureau ist keine Stätte des Luxus, und

selbst die kühnsten Bauwerke und prächtigsten Paläste entstehen meist an Orten, die an nüchterner Unscheinbarkeit nichts zu wünschen übrig lassen. So war es auch hier. Das ganze Mobiliar bestand wie gewöhnlich aus einigen an die Fenster gerückten großen Tischen von ungestrichenem weichem Holz, bedeckt mit Reißbrettern und Papieren, ferner aus einigen Drehschemeln und Stühlen und einem niedrigen, aber umfangreichen Schrank für Zeichnungen, auf dem einige besonders riesige Papierrollen mit Erfolg dem Staubfang oblagen. Die Zierde der Wände war eine uralte, zum Teil abgeblätterte Tapete, auf die hier und da die Zeichnung irgend eines Normalprofils oder eine täglich gebrauchte Tabelle mit Heftzwecken aufgepinnt war. Ueber dem Ganzen schwebte jener unbestimmbare Bureauduft, gemischt aus Papier-, Staub- und Tabaksgeruch.

Es ist morgens neun Uhr, und der pünktliche Zeichner Herr Maier, der in Steglitz wohnt, trotzdem aber immer der erste ist, sitzt schon an seinem Platze und reibt mit sorgenvoller Miene Tusche an. Wir haben außerdem noch einen Mai und einen Mairing auf dem Bureau, was unserem Kalaureatus, der in Berlin nirgends fehlen darf, einmal die Frage eingegeben hatte: „Wie heißt der Superlativ von Mai?“ worauf die Antwort lautete: „Mai, Maier, Mairing!“ Trotzdem diese verruchte Leistung mit allgemeinem Schmerzensgeschrei honoriert, und dem Verüber aufgegeben wurde, sich draußen nach dieser Frevelthat eine Viertelstunde tüchtig auszulüften, hielt

sich dieser erschreckliche Wortwitz doch so, daß er später mit großem Ernste jedem Neuling oder Besucher aufgegeben wurde.

Herr Maier ist mit seiner Tusche fertig und beginnt künstlich eine Zeichnung zu beschreiben, was sein Hauptamt ist, da tröpfelt allmählich einer nach dem anderen ins Bureau und begibt sich an seinen Platz, um entweder gleich mit der Arbeit zu beginnen, oder auch, wie es wohl manchmal vorkommt, über sein Reißbrett hinweg noch eine Weile in die Luft zu starren und sich unter zeitweiligem Gähnen über die verwunderlichen Ereignisse der letzten Nacht einigem Nachdenken hinzugeben. Doch plötzlich rührt es sich im Nebenzimmer, der Chef erscheint in der Thür, um seinen ersten Rundgang zu machen, und alle versinken in die tiefste Arbeit. Der Chef kann nicht umhin, einen sehr nachdenklichen Blick auf einen noch leeren Platz zu richten, und in diesem Blick liegt deutlich geschrieben das berühmte Wort des alten Schulmeisters: „Ich sehe schon wieder jemanden, der nicht da ist.“ Aber er sagt nichts und wendet sich an einen der anwesenden Herren zur Besprechung über dessen Arbeit. Nun hört man nur die gedämpfte Unterhaltung dieser beiden, das Kritzeln der Federn und das Geräusch fleißiger Zeichenarbeit.

Höchst merkwürdig ist nun die unscheinbare und lautlose Art, mit der der Verspätete jetzt an seinen Zeichentisch gelangt und plötzlich mitten in der tiefsten Arbeit ist, als hätte er schon die ganze Nacht so dagesessen.

Der Chef hat seinen Rundgang beendet und begibt sich wieder in sein Heiligtum, nicht ohne im Vorübergehen einen tiefsinnigen Blick auf den Spätling zu richten, wie man etwa eine naturhistorische Merkwürdigkeit betrachtet.

Als er verschwunden ist, beginnt mit zarter Stimme ein Nachbar den Kehrreim eines Bureauliedes zu singen, der also lautet:

„Sein Hi-Ha-Hi-Ha-Hi-Ha-Heil'genschein
War ki-ka-ki-ka-ki-ka-kurz und klein!"

worauf der Betroffene die Summe seiner Empfindungen in den Ausruf: „Blech!" zusammenfaßt.

Wenn jemandem der Ausdruck Bureaulied auffällig ist, so muß dazu erwähnt werden, daß auf unserem Bureau die Dichtkunst durch mehrere der Mitglieder ausgeübt wurde, und besonders bei Abschiedsfesten und ähnlichen Anläßen oft sehr drollige Sachen zum Vorschein kamen. Es waren mindestens drei oder vier vorhanden, von denen man sagen konnte: „Ihm schenkte des Gesanges Gabe der liederliche Hund Apoll." Für diese letzte Variante bitte ich demütigst um Verzeihung; sie stammt von unserem Kalaureatus her, und es ist ihm eine schwere Buße dafür auferlegt worden.

Nach einer Weile hört man im Nebenzimmer wieder ein Geräusch, eine Thür wird geöffnet, und Schritte auf dem Korridor werden vernehmlich. „Wiburger, sehen Sie mal durch das Fernrohr!" sagt der Senior des Bureaus. Wiburger, der dem Schranke

zunächst sitzt, begibt sich an eine der großen Papierrollen, die auf ihm liegen, und schaut hindurch. Durch diese Rolle kann man auf den Schreibtischplatz des Chefs sehen, der den Spitznamen „die Noos'!“ (die Nase) führt nach einer Geschichte, die zu weitläufig zu erzählen ist. Das Fernrohr zeigt eine Leere: „Die Noos' ist nicht drin!“ ruft der Beobachter. Sofort schaut das zunächst der Thür sitzende Bureaumitglied um die Ecke nach dem Kleiderriegel des Vorgesetzten: „Der Chef ist mit dem Hute fort!“ klingt sein Alarmruf. Sofort beginnt in beiden Zimmern ein kunstvoller vierstimmiger Chorgesang auf folgenden Text:

„Der Chef ist mit dem Hute fort, ist mit dem Hute fort. Der Chef mit dem Hut, der Hut mit dem Chef — der Chef ist mit dem Hute fort. Er ist vielleicht mit Wiedenfeld*) nach Bitterfeld, nach Bitterfeld mit Wiedenfeld. Der Chef ist mit dem Hute fort. Der Hut ist mit dem Chef, der Chef mit dem Hut — der Chef ist mit dem Hute fort.“

Die Arbeit wird fast auf der ganzen Linie niedergelegt, man tritt zu heiterem Gespräch zusammen, und allerlei kleine Geschichten werden mitgeteilt, wobei sich besonders Herr Hennemann auszeichnet, der eine besondere Gabe besitzt, fast jeden Tag etwas Neues zu erleben. Dann macht einer den Vorschlag:

„Wie wär' es mit einem kleinen Quartett?“ Dies

---

*) Name des Oberingenieurs.

findet Beifall, und sofort tritt die musikalische Elite des Bureaus zusammen. Der eine ergreift die „Austernbank", eine lange Latte, die in einer Ecke lehnt, aus dunklen Gründen diesen Namen führt und das Cello vorstellen muß. Die andern nehmen Dreiecke als Geigen, die mit Linealen gestrichen werden, und sogleich beginnen sie, mit dem Munde die Instrumente nachahmend, eine zarte, vierstimmige Musik, der das ganze Bureau mit Vergnügen zuhört.

Bei Gelegenheit der Vorbereitung zu einem dieser kleinen Konzerte bewies der sehr wohlbeleibte Bauführer Mairing einmal eine ungemeine Schlagfertigkeit durch eine höchst passende Antwort. Hennemann, der eine Figur besaß, die man als „lange Latte" zu bezeichnen pflegt, trat mit der „Austernbank" in der Hand in die Thür des Nebenzimmers, um zu einem kleinen Konzert aufzufordern. Daselbst begegnete ihm der dicke Mairing, der dieselbe Absicht hatte, und versperrte ihm mit seiner breiten Gestalt den Weg: „Und soll ich dir, du Fettgebilde, weichen?!" rief Hennemann, den Faust parodierend. Mit stolzer Miene deutete Mairing auf die von dem anderen ergriffene Latte und antwortete ohne Besinnen:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" wobei er mit erhabener Bewegung die Hand auf sein Bäuchlein legte. Der Kalaureatus starb fast vor Neid.

Als das Quartett unter allgemeinem Beifall beendet war, machte sich Wiburger bemerklich, der währenddessen scheinbar mit großem Fleiße an seinem

Tische sitzen geblieben war. „Ich habe ein neues Tier erfunden!“ rief er. Dazu muß ich bemerken, daß es einen Bureausport darstellte, die Tierwelt durch neue Gattungen zu bereichern, die bei der Schöpfung vergessen worden waren. Zu solchen Erfindungen gehörte das Mäusefallentier, dessen Odem gar lieblich nach gebratenem Speck duftet, so daß ihm die Mäuse von selbst in das geöffnete Maul laufen, das Ballontier, das einen gekrausten Sack von dünner Haut auf seinem Rücken aus einem Reservoir in seinem Leibe mit leichten Gasen aufblasen kann und sich dann stolz in die Lüfte erhebt, und dergleichen harmlosen Blödsinns mehr.

„Sie haben ein neues Tier erfunden?“ sagte der Senior. „Gut, wir werden es prüfen.“

Wiburger kam nun mit der Zeichnung des neuen Tieres herbei und begann es zu erklären: „Das Tier heißt das Krempeltier, ist etwa einen Fuß lang und von einer höchst einfachen Bauart. Es besteht nur aus einem vorn und hinten zugespitzten Schlauch. Auf der Außenseite schwitzt es einen süßen, klebrigen Saft aus, der Schmetterlinge und andere Insekten anlockt, die ohne Gnade an ihm hängen bleiben. Hat es sich genügend vollgefangen, so krempelt es sich gänzlich um, indem es einmal durch sich hindurchkriecht, die Außenseite wird Magen und verdaut den Fang, während die frühere Innenseite jetzt außen neue Insekten fängt. So lebt es dahin in geregelter Thätigkeit und führt ein beschauliches Dasein. Will es sich fortbewegen, so bewerkstelligt es dies dadurch,

daß es unausgesetzt durch sich hindurchkriecht, was zwar ziemlich schauderhaft aussieht, aber dennoch mehr fördert, als man denken sollte."

Die Erfindung fand Beifall.

„Ein sehr einfaches und sinnreiches Tier," sagte der Senior, und es ward beschlossen, Zeichnung und Beschreibung im Bureaualbum niederzulegen.

Nach solchem Intermezzo gingen alle frisch gestärkt und erheitert an ihre Plätze, und bald herrschte wieder allgemeine Thätigkeit.

Nach einer Weile klappte im Heiligtum des Chefs wieder die Thür, und man vernahm das Gespräch zweier Stimmen. „Der Geheime" flüsterte der Thorwächter. Dieser Mahnruf verkündete unsern obersten Vorgesetzten, den Geheimrat Siegert, der nun jedenfalls bald im Bureau zu erwarten war. Nun öffneten sich alle Bronnen der Tiefe, und aus verborgenen Schächten loderte das Feuer der Thätigkeit, sodaß wahre Opferdünste des Fleißes von allen Tischen aufstiegen und sich oben zu einer Wolke kühler Sachlichkeit verdichteten, die über dem Ganzen schwebte. Als der Geheime mit dem Chef eintrat, fand er nur schwere Häupter wie Mohnknospen über die Tische geneigt und alle Denkfalten in sorgenvoller Spannung. Man arbeitete hier offenbar mit Aufbietung aller Kräfte und sichtlicher Reibung. An dem Tische des Seniors entspannen sich nun stundenlange Verhandlungen über einige größere Arbeiten, und während dieser ganzen Zeit verhielt sich das Bureau so überaus musterhaft, daß man es hätte ausstellen können.

Dafür wurde es auch entschädigt dadurch, daß ein Attentat auf den Geheimen bei dessen Fortgehen glücklich gelang. Es war um die Zeit, da sich der türkische Sultan Abdul Aziz mit einer Schere ermordet hatte. Dessen hatte sich das Bureau sofort bemächtigt und aus einer abgängigen, alten Papierschere einen trefflichen Ausstellungsgegenstand hergestellt. Sie wurde an einem Thürpfosten aufgehängt, und aus Wachs ein prachtvoller Blutstropfen geformt, der mit einer Mischung von Zinnober und Karmin schön blutrot angemalt von der nach unten zeigenden Spitze der Schere niederhing. Von ihm gingen Blutspuren bis zum Fußboden, wo sich eine kleine, eingetrocknete Lache desselben Stoffes zeigte. Ueber der Schere war als Dokument, das die Echtheit bescheinigte, ein Papier von einem Zigarettenpäckchen mit türkischen Schriftzügen befestigt, das mit dem Abdruck eines blutigen Daumens geziert war. Das war die Azizschere, die jedem Besucher mit großem Ernst als höchste Merkwürdigkeit gezeigt wurde.

Als der Geheime das Zimmer durch diese Thür verließ, gelang es dem Bureausenior, der ihn begleitete, die Aufmerksamkeit des hohen Chefs auf diese Merkwürdigkeit zu lenken, dadurch, daß er selber mit scheinbarem Erstaunen seine Augen darauf richtete. Da unser Machthaber offenbar gut gelaunt war, so blieb er stehen und fragte mit Verwunderung: „Nun, was ist denn das?“

Lautloser Jubel brach im ganzen Bureau aus bei dieser Frage, und der Senior verfehlte nicht, mit

eiserner Stirn und dem nötigen Ernst die gewünschten Erklärungen zu geben. „Sie sehen hier, Herr Geheimrat, eine der größten historischen Merkwürdigkeiten, nämlich die Schere, mit der der unglückliche Sultan Abdul Aziz ermordet wurde. Ein Tröpfchen kostbaren Osmanenblutes hängt noch daran. Darüber in türkischen Schriftzügen ein Dokument, das die Echtheit bezeugt. Rechts unten bemerken sie darauf den Abdruck eines blutigen Eunuchendaumens!"

Der Geheime hatte natürlich schnell genug eingesehen, daß er „hineingefallen" war, und verschwand lachend, indem er die rechte Hand wie abwehrend an seinem Ohr schwenkte. Im Bureau herrschte Wonne, die sich, da auch der Chef bald darauf mit dem Hute verschwand, in den gewohnten fröhlichen Gesängen Luft machte. Beim Schluß dieser musikalischen Unterhaltung trat ein kleiner Herr ein mit einer glatten, blonden Perücke, wasserblauen Augen und einem weißen, gestutzten Schnurrbart. Er hielt sich sehr stramm aufrecht, und als er uns begrüßte, schlug er die Hacken zusammen. „Guten Tag, meine Herren," sprach er mit schnarrender Stimme und mit einem R, das vom Gaumen aus durch die Nase kam, „ich bemerke, die Herren sind heute wieder recht musikalisch aufgelegt. Man hört das durch die Wand. Erinnerungen wurden in mir angeregt an meine Leutnantszeit, als ich mit Fräulein Esmeralda von Stintenburg aus dem Hause Käselow Duette aus Romeo und Julia sang. Ja! — Musik bewegt das Gemüt und ruft Erinnerungen hervor. Ja! Noch

mehr aber der Geruch. Die Nase ist der eigentliche Sitz der Erinnerung. Ich hatte früher, als ich noch Platzingenieur in Pillau war, einen Kameraden, der wurde sentimental, sobald er alten Käse roch. Vollständig sentimental, sage ich Ihnen. War aber nie zu bewegen, zu sagen warum. Höchst merkwürdig. Ja! —"

Das war der Major a. D. Puschel, der Major, der immer die Geschichten ohne Pointe erzählte, den ich in meinen Erzählungen von Leberecht Hühnchen so gründlich dargestellt habe, daß ich fast gar nichts mehr von ihm zu sagen weiß. Er verwaltete in einem benachbarten Zimmer die Plankammer, wo sämtliche wichtigen Zeichnungen aufbewahrt wurden, und hatte mit großer Mühe über diese ein sehr umständliches, aber auch sehr verworrenes Verzeichnis angefertigt, auf das er ungemein stolz war. Und nicht tiefer konnte man ihn kränken, als wenn man eine Zeichnung von ihm holen wollte, ohne daß das Verzeichnis dabei zu Rate gezogen wurde. Die meisten hatten die Gutmütigkeit, auf diese „Puschel" des Majors Puschel Rücksicht zu nehmen, aber manchmal hatte man Eile, und da war es schwer genug, diesen umständlichen Geschäftsgang abzuwarten. Man kannte sehr oft den Ort der gewünschten Zeichnung ganz genau, und während der Plankammerverwalter sein geliebtes Verzeichnis herbeiholte, sagte man wohl: „Herr Major, bemühen Sie sich nicht, es ist in Fach C das dritte Blatt von oben." Er aber sagte unbeirrt, indem er seine Liste aufschlug: „Ach, bitte, erlauben Sie! Wie

sagten Sie doch?" Man mußte dann den Titel der Zeichnung, die man sozusagen in der Hand hielt, wiederholen, und nun, indem der Major die Bezeichnungen der verschiedenen Blätter aus seiner berühmten Liste vor sich hinmurmelte, ging das Suchen los, das oft mehrere Minuten dauerte und fast immer ganz unnötig war. „Das ist es nicht ... das ist es auch nicht ... aber hier! ... nein, wieder nicht ... bitte, nur einen Augenblick ... wir werden es gleich haben ... wie sagten Sie doch noch? ... Ach so ... nun werden wir es sofort haben ... hier! ... nein, das ist es auch nicht ..."

So ging es weiter, bis er endlich mit Triumph den richtigen Namen fand. „Ei, da haben wir's ... nicht wahr so hieß es doch? Also Fach C, No. 3 ... hier also. Ja! —"

Tief unglücklich wurde er aber, wenn jemand, ohne sich um das Verzeichnis zu kümmern, einfach das Blatt herauszog und ihn bat, es zu notieren. That jemand das öfter, so konnte er auf diesen einen stillen Haß werfen, dem er aber nur in gelegentlichen, kleinen, vorsichtigen Bemerkungen Luft machte. Denn trotz des Bewußtseins der Würde seiner hohen gesellschaftlichen Stellung als Major a. D. ließ ihn seine militärische Erziehung zur Subordination doch nie vergessen, daß er hier bei der Bahn nur einen ziemlich untergeordneten Posten einnahm. Er wußte dies Schicksal mit einer gewissen heiteren Würde zu tragen, und nur der Oberingenieur, der ziemlich rücksichtslos mit ihm umging, vermochte die Ruhe seines Gemütes

dauernd zu erschüttern. Man traf den alten Herrn dann oft sehr ärgerlich über sein Zeichenbrett gebeugt, wo er nebenher sehr sauber, aber auch unendlich langsam Kopien anfertigte, und seine tiefe Kränkung zeigte sich dann dadurch, daß er dem Oberingenieur niemals seinen Titel gab, sondern ihn stets nur den „Mann" nannte. „Der Mann war wieder hier. Der Mann hetzt mich. Ich begreife den Mann nicht. Man kann doch nicht mehr thun, als man kann, wozu hetzt mich der Mann? Das kann einen ja fast ärgerlich machen. Ich begreife den Mann nicht. Ja! —"

Wir aber standen uns fast alle gut mit ihm, suchten ihn bei guter Laune zu erhalten und veranlaßten ihn bei jeder Gelegenheit, uns seine schönen Geschichten ohne Pointe zu erzählen, besonders die von dem Baugefangenen, der sich so an das Gefängnis gewöhnt hatte, daß er nicht heraus wollte, nachdem er seine Zeit abgesessen hatte. Als der Major einmal zum Geschworenen gewählt worden war, boten uns seine Darstellungen der Gerichtsverhandlungen eine Quelle fast unerschöpflicher Freuden.

So, unter solchen ähnlichen kleinen Erheiterungen, die nach mancher Stunde fleißiger Arbeit eine erfrischende Abwechslung boten, verging die Zeit bis zum Bureauschluß, der um 3½ Uhr stattfand. War dann die Gelegenheit günstig, so traten die Sänger des Bureaus noch einmal zum Einläuten des Feierabends zusammen. Zuweilen sang man den Kanon: „O, wie wohl ist mir am Abend," oder „Die Glocke zu Kapernaum", doch meistens einen vierstimmigen Chor, dessen Text der be-

kannten Anekdote seinen Ursprung verdankte von dem katholischen Pfarrer am Rhein, der zur allgemeinen Verwunderung um seine Versetzung an einen anderen Ort einkam. Gefragt, was er denn dazu für Gründe habe, sagte er: „Es ist wegen der Glocken. Wenn die hiesigen Glocken läuten, so sagen sie: Aeppelwein, Aeppelwein, Aeppelwein, Aeppelwein! Dort aber rufen sie: Vinum bonum, vinum bonum, vinum bonum!“

Wenn nun der Chor zusammengetreten war, so schlug der Dirigent mit zwei Fingern scheinbar die Stimmgabel und gab den Accord an. Nun setzten die Tenöre nacheinander ein mit Aeppelwein, worauf die Bässe ebenso mit vinum bonum nachfolgten, wobei sie mit großem Glück das schwingende Brummen der Glocken nachzuahmen suchten. Hatte dies Geläut eine Weile gedauert, so schwiegen zuerst nacheinander die Tenöre und dann der erste Baß, während der zweite noch eine Weile verhallend nachbrummte.

Danach trennten wir uns und wanderten heim, die einen, um sich nach einer Weile wieder in leidige Examensarbeiten zu vertiefen, die anderen, um nach dem Mittagessen den Tag möglichst vergnüglich zu beenden, und ich, um bis zum andern Morgen das Fach an den Nagel zu hängen und in einer andern Welt zu leben, die von den meisten für eine gehalten wird, die von der meiner Tagesstunden himmelweit getrennt ist. Das aber ist gar nicht der Fall und kann nur von denen angenommen werden, die von der schöpferischen und gestaltenden Thätigkeit eines Ingenieurs keine Vorstellung haben. Einem Gedanken,

den ich damals, weil ich öfter danach gefragt wurde, häufig aussprach, habe ich kürzlich Ausdruck gegeben in einem Spruch, der für das Album der großen Berliner Gewerbeausstellung bestimmt war. Er lautet:

„**Konstruieren ist Dichten!**“ **hab'** ich gesagt,
Als ich mich **noch** für **die Werkstatt** geplagt.
Heut führ' **ich die Feder am Schreibtisch** spazieren
Und sage: „**Dichten** ist **Konstruieren!**“

Wie „der Rosenkönig“ entstand.

*

Als ich im Jahre 1866 nach Berlin kam, hatte dieser Ort noch Vorstädte, das heißt, er marschierte nicht wie jetzt mit breiten Kolonnen himmelhoher Häuser direkt in das freie Feld hinein, sondern er verlor sich an den Landstraßen entlang durch Häuser, die immer kleiner und einfacher wurden und in Gärten gelegen waren, allmählich in die umliegenden Dörfer, Kornfelder oder Sandwüsten. Damals war die Vorstadt und das „Vor dem Thor" kein bloßer Begriff, und man konnte ganz genau angeben, wo diese Region anging, denn die alte Stadtmauer stand noch zum großen Teil, wenn auch schon vielfach durchlöchert und durchbrochen, und hinter ihr fing gleich die Vorstadt an.

Wenn man den Kanal auf der Potsdamer Brücke überschritten hatte, wo man jetzt noch sozusagen mitten in Berlin ist, war man schon in der äußersten Vorstadt, wo die Region der Gartenwirtschaften, Landhäuser und Gärtnereien begann, und dies ist die Gegend, wo die meisten meiner Vorstadtgeschichten spielen, so auch die, von der ich erzählen will.

Die Straße „am Karlsbade" war damals eine Privatstraße, und an ihrem Ende durch einen Zaun abgeschlossen, hinter dem eine Wiese lag und die unentdeckten Erdteile begannen. Hier wohnten einige „äußerste Ansiedler" in großen Gärten und kleinen Häusern, die jetzt alle verschwunden sind. Dort herrschten noch freundliche, ländliche Zustände, und wenn sich einmal nach langem Regenwetter eine Droschke in die ungepflasterte Straße wagte, so geschah das nicht ohne Gefahr für Roß und Wagen, denn sie versanken dort zuweilen bis an die Kniee und Achsen und das Gefluche der geschädigten Kutscher war unbeschreiblich und ihre Redensarten ungemein ehrenrührig für die Väter der Stadt und die Anwohner dieser Straße. Sie konnten damals überhaupt viel besser schimpfen als jetzt, wo sie von der Kultur schon zu sehr beleckt sind, aber sie konnten auch, wenn sie einen ebenbürtigen Gegner fanden, einen guten Stiefel vertragen. Als sich damals ein Bekannter einmal von einem Droschkenkutscher übervorteilt glaubte und nach dem Satze, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört, gegen den Mann mit den schwersten Injurien vorging, sagte dieser nur ganz ruhig, als der Schimpfende eine Atempause machte: „Nur zu, lieber Herr, nur zu! So jrob als ick et verdrajen kann, können Se doch nich werden!"

Im Jahre 1868 lernte ich durch meinen verstorbenen Freund, den Professor der Kunstgeschichte Friedrich Eggers, eine Familie kennen, bei der ich da-

mals und später viel verkehrt habe. Diese Familie wohnte am Karlsbade und von dieser Zeit an begann das eigentümliche Doppelleben, das ich lange Jahre geführt habe. Dort in dem rauchgeschwärzten Norden war ich ein kleiner Fabriktechniker mit zu Anfang fünfundzwanzig Thalern Monatsgehalt, der sich Tag für Tag befleißigte, von morgens um 8 bis abends um 7 Uhr, mit zweistündiger Mittagspause, nüchtern und praktisch zu sein und möglichst viele Zeichnungen in die Werkstatt zu liefern, hier aber im Westen, wo in blühenden Gärten die Nachtigallen sangen, hellgekleidete Mädchen unter dem Flieder wandelten und alte sinnige Herren ihre Rosen pflegten, wo man sich für Wissenschaft und Kunst interessierte und allem hold war, was das Leben hebt und verschönt, hier war ich ein angehender Poet, dessen schüchternen und unbeholfenen Versuchen man mit Teilnahme entgegenkam. Dort war ich eine Nummer, hier eine Persönlichkeit, und das, natürlich, that mir wohl.

Eines Abends, im Anfang des Jahres 1869, glaube ich, kam in dieser Familie das Gespräch auf den Inhaber einer benachbarten Villa in der Potsdamer Straße. Dieser war früher Juwelier oder Goldschmied gewesen, hatte sich mit einem ausreichenden Vermögen zurückgezogen und bewohnte nun mit zwei ältlichen Nichten ein hübsches Haus in einem ziemlich großen Garten. Er war ein begeisterter Freund der Rosen und zog deren ganz herrliche; sein Garten sollte um die Zeit der Blüte eine Sehenswürdigkeit sein.

Man nannte ihn in der ganzen Gegend deshalb nur den „Rosenkönig“. Außerdem wurde ihm eine Vorliebe für guten Rotwein nachgesagt. Diese beiden Neigungen des alten Herrn waren mir sympathisch und ich gewann einige Teilnahme für ihn. Ich ließ mich hinreißen, die Meinung zu äußern, daß der „Rosenkönig“ ein hübscher Titel für eine Novelle sei. Dadurch aber geriet ich in große Bedrängnis, denn die jungen Damen des Hauses gaben mir sofort auf, eine Novelle unter diesem Titel zu schreiben und dadurch ein soeben von mir verlorenes Vielliebchen einzulösen. Sie waren trotz meines Sträubens unerbittlich.

Diese Anregung hatte nun doch die Nachwirkung, daß sich auf meinem einsamen nächtlichen Nachhausewege durch den Tiergarten das kleine Vorstadtidyll wie von selber in seinen Grundzügen gestaltete. Der Krystallisationspunkt war gefunden, an den nun allerlei Geeignetes, das schon in mir vorhanden war, unverweilt anschoß. Mit der Ausführung aber hatte es noch lange Weile, denn ich hatte mich wohl in Märchen und Liedern versucht — sie waren sogar in Zeitschriften gedruckt worden — allein mich zum erstenmale auf das Gebiet der Wirklichkeit zu begeben, wo man einem alles nachrechnen konnte, erschien mir ungemein schwierig, und trotzdem mir ein bestimmter Termin gesetzt und ich auf die nachdrücklichste Art gemahnt wurde, rückte die Geschichte doch kaum vorwärts. Ein vergilbtes Blatt mit Versen liegt vor mir, durch deren Inhalt ich mich damals, als der

Termin abgelaufen war, meinen Verpflichtungen zu entziehen suchte. Die Verse lauten:

Die Stunden flohn, es glitten hin die Tage,
Der Tag ist da! „Doch, wo ist die Novelle?"
Tönt mir entgegen vorwurfsvoll die Frage —
Ich hätte gern ... „Herr, wo ist die Novelle?
Ich wollte ja ... doch daß ich kurz es sage:
Ich schrieb sie nicht! „Herr, was denn, die Novelle?"
Hier steh ich nun und schäme mich nicht wenig.
Ein Königreich für einen Rosenkönig!

Nicht, daß ich schnöder Weise es vergessen,
In meinem Hirne war ein groß Rumoren,
An meiner Seele hat es wochenlang gefressen,
Und Pegasussen gab ich oft die Sporen.
Allein der Schlingel bockte wie versessen,
Denn auf Novellen ist er nicht dressoren.
So ging es fort nur holprig matten Ganges —
Da half kein Sporn, kein dräuendes j'y pense!

Auf buntem Wunderflügel mich zu schwingen
Ins Land der Märchenphantasiegestaltung,
Der wohlverschlungnen Reime tönend Klingen,
Harmlosen Liedes Schmetterlingsentfaltung
Mag eher meiner schwachen Kunst gelingen,
Als dieses Rosenkönigs Reichsverwaltung,
Denn die Novelle ist mir viel zu schwere —
Sie fordert Menschen, fordert Charaktere!

Hier steh ich nun wie Butter an der Sonne,
Hier steh ich nun, gebeugt von der Blamage,

Hier steh ich nun wie eine leere Tonne,
Hier steh ich mit gebrochener Courage,
Hier steh ich nun so dumm wie eine Bonne,
Hier steh ich nun so hohl wie je ein Page,
Hier steh ich nun und fleh um Gnad, ihr Damen,
Hier steh ich nun, ich kann nicht anders! Amen!

Ich muß hinzufügen, daß es durchaus nicht in meiner Absicht lag, den ehrenwerten Stand der Bonnen durch diese Verse zu beleidigen, sondern daß mich wohl nur die Reimnot verführte, das geistige Niveau dieser treuen Kinderhüterinnen auf eine so tiefe Stufe hinabzudrücken.

Dieses poetische Bekenntnis hat mir damals nichts genützt und meine Mahnerinnen weder beschwichtigt noch besänftigt, so daß, von steten kleinen Nadelstichen angetrieben, der bewußte Pegasus doch allmählich seinen Weg zu Ende schlich und im Laufe von zwei ganzen Jahren der Rosenkönig endlich beendet war. Ich hatte das Glück, fast sofort einen Verleger zu finden, und im Jahre 1871 erschien das kleine zierliche Bändchen. Der arme Rosenkönig — sein Reich war nicht von dieser Welt, und fast niemand wollte ihn haben, obgleich er doch so niedlich aussah und hübsch eingebunden in allen Farben zu haben war. Sein stärkster Abnehmer war ich selber, als ich im Jahre 1885 seine nach vierzehn Jahren noch massenhaft vorhandenen Exemplare nebst denen von sechs anderen nach ihm erschienenen Bändchen, die auch fast niemand hatte haben wollen, von den

Verlegern wieder zurückkaufte, um den Inhalt in meine bei Liebeskind in Leipzig erscheinenden gesammelten Schriften aufzunehmen.

Der alte Herr, der die Veranlassung zu der Entstehung dieser Geschichte gab, hat sie auch gelesen und soll, wie man mir sagte, sehr zufrieden mit der Darstellung seiner selbst gewesen sein, obwohl er dem Helden des Buches in fast keinem Zuge ähnelte. Dagegen war ein gewisser Herr Grund, der in der Geschichte vorkommt und, wie seine Bekannten behaupteten, „zum Schreien ähnlich" nach dem Leben gezeichnet war, sehr ungehalten und wollte sich durchaus nicht in dieser alten Klatschbase, wie er sich ausdrückte, wieder erkennen. Es ist mir manchmal so vorgekommen, als sähen sich die Menschen nicht gern so dargestellt, wie sie sind, sondern lieber so, wie sie sein möchten.

Ich habe das Haus und den Garten des wirklichen Rosenkönigs erst später gesehen, als er schon gestorben war, und war ganz erstaunt, wie genau alles meiner Schilderung entsprach. Sogar ein Fenster des angrenzenden Nachbarhauses, das auf des Rosenkönigs Garten hinaussieht und mir immer als eine aus baupolizeilichen Gründen etwas gewagte Erfindung erschienen war, fand sich zu meinem größten Erstaunen, genau so wie in meiner Erzählung, dort vor.

Jetzt ist von alle dem, was vormals dieser Gegend eigentümlich war, fast nichts mehr vorhanden. Die kleinen Häuser und großen Gärten sind verschwunden

und haben gewaltigen Mietspalästen Platz gemacht; auf dem Grundstücke des Rosenkönigs in der Potsdamer Straße nahe dem Karlsbade stehen auch mindestens zwei dergleichen. Es war doch hübscher damals, als dort noch die Rosen blühten und die Nachtigallen sangen, in der guten, alten Zeit.

Was sich am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages ereignete.

*

Romeo.
Du sprichst von einem Nichts.
Merkutio.
Wohl wahr, ich rede
Von Träumen, Kindern eines müßigen Hirns,
Aus nichts als eitler Phantasie erzeugt.
Romeo und Julia.

Am Morgen des Tages, an dem ich fünfzig Jahre alt wurde, lag ich gegen sieben Uhr noch ganz behaglich in meinem Bett und schlief, da weckte mich meine Frau, gratulierte mir und sagte: „Steh schnell auf, es ist schon ein freundlicher, alter Herr da mit einem großen Blumenstrauß und einigen Paketen. Seinen Namen will er nicht nennen, er sagt, es gälte eine Ueberraschung."

„J, wer mag das sein?" dachte ich, indem ich schnell in meine Kleider fuhr, „ich habe hier ja gar keinen alten Herrn unter meinen näheren Freunden, der nicht auch meiner Frau bekannt wäre. Der kommt gewiß von auswärts." Jn einigen Minuten war ich angezogen und begab mich erwartungsvoll in unser großes Wohnzimmer. Der fremde Herr kam mit einem Gesicht, das über und über von Freundlichkeit strahlte, auf mich zu, überreichte mir einen mächtigen

Strauß wilder Rosen und sagte: „Es freut mich ungemein, der erste zu sein, der seinem hochverehrten Vater mit einem Strauße seiner Lieblingsblumen zugleich seinen Glückwunsch darbringt. Frau Lore und die Kinder und Kindeskinder schließen sich an.“

Ich muß ihn wohl sehr verblüfft angesehen haben, denn er lächelte plötzlich und sagte: „Mein Name ist Hühnchen, Leberecht Hühnchen aus Steglitz. Ich bin furchtbar vergnügt. Es juckt mich in beiden Füßen zu einem kleinen Indianertanz — aber Sie wissen ja, daß das jetzt vorbei ist.“ Ein kurzer Schatten flog über seine Züge. Dann fuhr er fort, indem er das Papier an dem einen seiner Pakete ablöste: „Unser Garten hat jetzt sein Füllhorn mächtig aufgethan — hier diese Erdbeeren sind außer jenen Rosen nur ein kleines Zeichen, welche Dankbarkeit der so viel geschmähte märkische Sandboden dem entgegenträgt, der ihn liebevoll behandelt. Dieser Garten hätte Ihnen nun auch gerne das dritte der drei guten roten Dinge gespendet, nämlich die Krebse, jedoch — ultra posse nemo obligatur — das vermag unser Gartenteich, obwohl er noch immer die Perle unseres Besitztums bildet, nicht zu leisten. Aber die Fischerei ist in diesem Jahre eröffnet. Hier diese Karauschen, die Erstlinge unseres Fanges, bringt er Ihnen dar. Springlebendig, wie Sie sehen!“

Damit deckte er das Tuch von einem Korbe, in dem sich wohl ein Dutzend fingerlanger Karauschen mit goldigem Glanze umherschnellten.

„Ich danke tausendmal“, sagte ich, „ich bin tief

gerührt, Herr Hühnchen. Verzeihen Sie nur, wenn ich mich ein wenig sonderbar benehme ... ich kann mich noch nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß Sie wirklich existie .... Nehmen Sie es nicht übel, ich bin ganz verwirrt. Darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten? Ich höre soeben, es kommen noch mehr Leute."

Draußen tönten dröhnende Schritte, und zugleich ward kräftig an die Thür gepocht. Ein starker Herr trat ein, mit einem großen, roten Vollmondsgesicht und einem mächtigen Westenausschnitt, aus dem fast ein Quadratmeter weißen Vorhemdes hervorlugte. Ihm folgte ein Dienstmann, der einen runden, in Papier gewickelten Gegenstand trug. „So," sagte der fremde Herr zu diesem, „nun stellen Sie dat Pülleken hier man hin." Dann beseitigte er mit schnellem Griff die Papierumhüllung. und eine Fünfliterkruke kam zum Vorschein, darauf geschrieben stand: „Ganz alter, echter Korn."

„Sie kommen nun doch in das alte Register, mein verehrter Herr Verfasser," sagte er. „Da soll es vorkommen, daß das Lebenslicht manchmal 'n bißchen dünner brennt. Darum nehmen Sie hier nebst meinem herzlichen Glückwunsch 'n bißchen Oel auf die Lampe. Mein Name ist Bornemann."

Das letzte brauchte er nicht erst zu sagen, das war ja unverkennbar. Ich dankte mit der tiefen Rührung, die fünf Liter alten Korns zu erzeugen so wohl im stande sind, doch sofort ward meine Aufmerksamkeit durch eine andere Erscheinung abgelenkt,

die in der geöffneten Thür stand und sie ganz ausfüllte. Kamen denn hier heute die sämtlichen Gestalten aus meinem „Leberecht Hühnchen" zusammen? Es schien so, denn das war offenbar Nebendahl. Herr Johann Nebendahl aus Groß-Pampow in Mecklenburg. Ja, da stand er in seinem zu engen Frack, aus dem das mit einer weißen Weste bekleidete Vorgebirge seines Bauches mächtig hervorleuchtete. Aber dennoch ward diese weiße Berglandschaft fast verdeckt durch einen fürchterlichen, riesenhaften Strauß von Päonien und Feuerlilien. Er ging mit dröhnenden Schritten auf mich zu und überreichte mir dieses Angebinde, unter dessen Wucht ich fast zusammenbrach. „Ich gratuliere auch vielmals," sagte er, „und dieses nahrhafte Bukett schickt Ihnen meine Frau — verzehren Sie es in Gesundheit."

Nun sah ich erst, warum dieser Strauß so entsetzlich schwer war, denn überall zwischen den Päonien und Feuerlilien ragten die Enden trefflicher Mettwürste und die Schwänze mächtiger Spickaale gleich Schwertlilienblättern hervor, so daß sich in diesem vorzüglichen Kunstwerke Poesie und Prosa, Schönheit und Nützlichkeit gar anmutig verbanden.

Ich hatte kaum Zeit, mich zu bedanken, da tönten auf dem Korridor schon wieder neue Schritte, diesmal scharf militärisch abgemessen, und herein trat der Major, der berühmte Major ohne Pointe. Er schloß mit scharfem Ruck die Hacken und sprach mit seinem angenehm schnarrenden Organ: „Ich wollte nicht verfehlen, verehrter Herr, Ihnen meine und

meiner Gemahlin Glückwünsche zu dem heutigen Tage darzubringen. Zugleich gebe ich mir die Ehre, Ihnen ein kleines Cadeau zu überreichen, eine Attrappe in Form eines Protzkastens. Ja!"

Ich nahm mit gebührendem Danke das Geschenk hin und öffnete unwillkürlich den Deckel, um zu sehen, was darin sei. Er war leer. Der Major zog die Brauen hoch, sah mit seinen wasserblauen Augen verwundert in den hohlen Raum und drehte verlegen seine Schnurrbartspitze: „Höchst fatal," sagte er dann, „da habe ich in der Hitze des Gefechts versäumt, das Dings da füllen zu lassen. Incroyable! Ja!"

„Immer ohne Pointe!" flüsterte Bornemann, der hinter mir stand, scheinbar sehr belustigt. Ich aber mußte mich dem Doktor Havelmüller zuwenden, der in seiner stillen Weise hereingekommen war und nun mit einem großen Papierbogen in der Hand dastand und mich mit etwas schiefgeneigtem Haupte wehmütig ansah.

„Gold und Schätze bringe ich nicht," sagte er, „wohl aber ein Gedicht, einen Jubelhymnus, an dem ich zwei Nächte und einen halben Tag gearbeitet habe. Auch ist es nicht ohne pekuniären Wert, denn obwohl ich meine kostbare Zeit gar nicht rechnen will, so hat doch der ‚Allgemeine deutsche Reimverein' aus seinem reichgefüllten Archiv die allerseltensten und teuersten Reime und Schüttelreime dazu hergegeben zu einer bis zwei Mark das Paar und teurer. Es ist ein siebensilbiger unanfechtbarer Schüttelreim dabei, ein Unikum, das eigentlich gar nicht mit Geld zu bezahlen

ist. Nehmen Sie das Gedicht, teurer Freund und Verfasser, und verbrauchen Sie es in Gesundheit."

Ich muß nun gestehen, daß ich vor Rührung über diese köstliche Gabe was weniges schnuckte, doch konnte ich mich diesen Gefühlen nicht hingeben, denn indes hatte sich das Zimmer immer mehr gefüllt, und von allen Seiten drangen sie auf mich ein, nicht allein Gestalten aus „Leberecht Hühnchen", sondern auch solche aus andern meiner Geschichten. Ich kann und will sie nicht alle aufzählen, muß aber bemerken, daß die Sache anfing mir unheimlich zu werden, denn es tauchten da bald allerlei grauliche und fast unmögliche Gesellen auf. Ein uralter Mann in der alten mecklenburgischen Landestracht, in Kniehosen, Strümpfen und Schnallenschuhen und langem Gehrock, hatte eine Weile geduldig in einer Ecke gestanden, dann ersah er seine Zeit und nahte sich mir mit einem zugebundenen, braunglasierten Topfe, den er sorgfältig in seinen mageren, blaugeäderten Händen trug. Er schurrte langsam vor mich hin, zog die Stirn kraus und ließ die Lider ein paarmal über die ausgeblaßten Augen auf und nieder gehen, dann kam es aus dem zahnlosen Munde hervor: „Jk gratelier' Sei ok gor tau väl Mal, Herr! Un ik bring' Sei ok 'n lütten Pott vull von den bewußten suren . . . Aal. Sei weiten jo — von dei witte Dart!" Dann gingen die Augenlider wieder unglaublich schnell auf und nieder, und um den zahnlosen Mund lag ein höchst sonderbares Grinsen.

Nun wußte ich es mit einemmal, das war ja

der alte Mann aus dem Waldwirtshaus im „Häselwurm“, wo der „Vogelfritze“ so höchst sonderbare und unglaubliche Dinge erlebt hatte. Doch kam ich gar nicht recht zur Besinnung, denn schon ward mir eine Karte gebracht, auf der stand weiter nichts als:

Daniel Siebenstern.
Revenant.

Was sollte ich machen? „Ich ließe bitten!“ sagte ich zu dem Mädchen, obwohl mir die Zähne anfingen, ein wenig zu klappern. Nun trat ein kleiner, schwarzer Herr ins Zimmer, mit scharfem, gelbem Gesicht und pechschwarzen, plötzlichen Augen. In der einen Hand trug er einen Stock mit silbernem Totenkopf, in der andern eine wunderschöne weiße Rose. Diese bot er mir dar und sah mich mit einem geisterhaften Ausdruck melancholisch an. Ich fragte ihn: „Sind Sie der ‚Daniel Siebenstern‘ aus den ‚Vorstadtgeschichten‘, der am Kreuzberg wohnte und auf dem Kirchhofe an der Belleallianceſtraße die schöne Kapelle hatte?

Er nickte zweimal.

„Aber ich bitte Sie, mein Herr,“ sagte ich fast außer mir, „Sie sind ja bereits am 15. Januar 1876 gestorben und längst begraben.“

Ein etwas trübes Lächeln spielte um seine schmalen Lippen, dann erwiderte er sehr verbindlich: „Sehr wohl, mein verehrter Herr! Doch soll mich das durchaus nicht abhalten, Euer Hochwohlgeboren zu dem soeben vollendeten ersten halben Jahrhundert meine allerbesten Glückwünsche darzubringen.“

Es lief mir eiskalt den Rücken hinab. Die schöne

weiße Rose hatte ich in der Hand, aber der kleine Herr war verschwunden. Doch nun vernahm ich etwas, das mich in die höchste Verwunderung setzte, denn draußen im Vorgarten schrie ein Schwarzspecht. Es war unverkennbar. Wie kam dieser scheuste aller Vögel, den man im Walde kaum zu sehen bekommt, hierher. Ich eilte ans Fenster. Richtig, da saß der große, schwarze Vogel mit der feuerroten Kappe an der Silberpappel und schielte um den Stamm herum eifrig auf die Hausthür. Doch war mein Blick bald von ihm auf neue, noch größere Seltsamkeiten abgelenkt, denn soeben fuhren, in vier Droschken erster Klasse, nach den Jahreszeiten geordnet, die zwölf Monate vor das Haus. Es wunderte mich nur sehr, daß sie in ihren wunderlichen, zum Teil närrischen Kostümen keinen Straßenauflauf erregten. Darüber hatte ich den Schwarzspecht aus dem Auge verloren und ward erst wieder an ihn erinnert, als plötzlich Herr Picus aus „Waldfräulein Hechta“ mit seinem schwarzen Anzug und seinem feuerroten Käppchen vor mir stand.

„Gratulor! Gratulor!“ sagte er mit seiner hohen, schrillenden Stimme. Dann zog er eine höchst seltsam geformte Krystallflasche hervor, drin eine rubinrote Flüssigkeit einen so hellen Schein von sich gab, daß sich auf allen benachbarten Gesichtern ein rosiger Schimmer verbreitete. „Hier hab' ich ein Elixierchen, ein Lebenselixierchen!“ rief er. „Davon gießen Sie fünfzig Jahre lang jeden Morgen nur ein Tröpfchen in den Kaffee, dann werden Sie hundert Jahre alt, oder der Habicht soll mich schlagen, wenn's nicht wahr ist.“

Damit drückte er mir die Flasche in die Hände und fuhr sofort herum zu den guten Lebensmitteln, die man mir dargebracht hatte, roch an allem, wobei es aussah, als wolle er mit der spitzen Nase hineinhacken, und rief einmal über das andere: „Lecker, lecker! Kenn' ich, kenn' ich! Fein, fein!"

Mir aber wurden jetzt zwei Karten auf einmal gebracht. Auf der einen stand „Adalbert Scheermäusel", auf der anderen „Eulalia Schadebock". Man wird sich erinnern, daß der erste Name der des Herrn Omnia war, der sich im Riesengebirge so abscheulich gegen meinen Freund Abendroth benahm. Die zweite Karte aber rührte von seiner Schwiegermutter her. Wer diese Megäre kennt, der wird meinen tödlichen Schreck begreifen. Schon hörte ich ihre harte, fürchterliche Stimme auf dem Korridor. Nun war's aus, und Flucht mein einziger Gedanke. Ich sagte dem Mädchen, es solle mir meinen Hut in das Nebenzimmer bringen, und verschwand geräuschlos dorthin. Als ich den Hut hatte, lief ich die eiserne Wendeltreppe hinab, die vom Balkon in den Hintergarten führt, und flüchtete mich durch den Kellergang zum Vorgarten. Dort hatten sich gerade die zwölf Monate mit ihren Instrumenten aufgestellt und ein herrliches Ständchen begonnen. Aber obwohl mich der Januar beim Ausziehen seiner silbernen Posaune fast vor den Bauch stieß, erkannte mich doch niemand, und ich entkam glücklich. Von oben jedoch, wo die ganze Gesellschaft an den geöffneten Fenstern stand, um der Musik zuzuhören, ward ich gesehen.

Ich hörte, wie Eulalia Schadebock mit ihrer entsetzlichen Stimme schrie: „Er kneift aus, der feige Lump. Haltet ihn, haltet ihn!“

Ich aber sprang schnell in eine eben vorüberfahrende Droschke und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie die Potsdamer und Leipziger Straße hinunter, ich werde Ihnen schon sagen, wo Sie halten sollen. Ein gutes Trinkgeld, wenn es recht rasch geht!“ Erleichterten Herzens rasselte ich davon.

In der Freude, dem seltsamen Wirrwarr einer so unerhörten Geburtstagsfeier entronnen zu sein, fuhr ich immer weiter. Ich gedachte nicht eher in meine Wohnung zurückzukehren, als bis sich der Schwarm dort verlaufen hätte, und Ruhe und Frieden wieder zurückgekehrt seien. Bei der Gertraudtenbrücke ließ ich halten, denn als mir das merkwürdige kleine Haus an der Friedrichsgracht in die Augen fiel, kam mir der Gedanke, eine Weile im alten Berlin spazieren zu gehen, wie ich es gern that, wenn ich zufällig einmal in die Gegend kam. Das erwähnte Haus liegt nicht weit von der Brücke und hat von jeher eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Woran das liegt, wird mir schwer zu sagen. Ist es der Umstand, daß es als das einzige in der Gegend einen Hof neben sich hat, über dessen hohe Mauer die Wipfel von zwei Kastanien und eines andern, mir unbekannten Baumes schauen? Ist es der alte, mit einem geschnörkelten Eisengitter versehene Balkon im ersten Stock, auf dem niemals jemand steht, oder ist es die schwer mit Eisen beschlagene Thür aus Eichen-

bohlen gerade unter ihm, die nie geöffnet wird und so aussieht, als könnte sie nur zu wunderlichen Geheimnissen führen? Dies Haus hatte ich schon seit lange mit allerlei sonderbaren Gestalten meiner Einbildungskraft bevölkert, und um so mehr war ich verwundert, als sich gerade heute zum erstenmal die geheimnisvolle Thür vor meinen Augen aufthat. Es kam nämlich ein wohlbeleibter Herr die Straße daher, der mir dadurch auffiel, daß er in die Tracht des Anfangs dieses Jahrhunderts gekleidet war. Bei der eisenbeschlagenen Thür machte er Halt und klopfte dort in einer höchst eigentümlichen Weise an. Nach einer Weile that sich jene geräuschlos auf, der Mann schlüpfte hinein, und die Thür schloß sich wieder. Ich war schon an dem Hause vorbei, allein nun kehrte ich wieder um und ging dort langsam auf und ab, um zu sehen, ob sich die befremdliche Thatsache wiederhole. Bald kam von der Gertraudtenbrücke her ein sonderbares, kleines Männchen im kastanienbraunen Rock und mit Kniehosen und Stulpenstiefeln angethan. Wetter, was hatte der in seinem gelben Gesicht für eine Hakennase und ein spitzes Kinn! Das Männchen eilte mit großer Beweglichkeit auf die bewußte Thür zu und klopfte ebenfalls. Jetzt hörte ich es ganz genau, es geschah im Rhythmus eines rein daktylischen Hexameters:

„—◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ — —!“

Der kleine Herr merkte, daß ich ihn beobachtete, seine überaus beweglichen Stirnmuskeln fingen an

heftig zu zucken, und ehe er in der Thür verschwand, warf er mir von der Seite einen scharfen, giftigen Blick zu. Wie ein Blitz ging mir nun ein Licht auf, warum mir das Männchen gleich so bekannt vorgekommen war. Das war ja der alte E. T. A. Hoffmann, wie er leibte und lebte, wie ich ihn aus Bildern und Beschreibungen genugsam kannte. Zwar waren heute genau siebzig Jahre seit seinem Tode verflossen, aber hatte ich nicht an diesem verdrehten Tage schon Dinge erlebt, die ebenso unglaublich waren?! Mich befiel eine unwiderstehliche Neugier, die Geheimnisse zu ergründen, die hinter dieser eisenbeschlagenen Thür verborgen waren. Im Besitz des Einlaßzeichens war ich, und mehr wie herausgeworfen konnte ich nicht werden. Mit raschem Entschluß trat ich an die Thür:

„—◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ ——!“

Nach einer halben Minute befand ich mich in einem dämmerigen Gange, der an seinem hinteren Ende von einem kleinen Fenster nach dem Hofe zu spärlich erhellt war. Dort hinter einer angelehnten Thür hörte ich Stimmengesumme. Ein eigentümlicher Duft, wie er in uralten Weinstuben zu herrschen pflegt, schlug mir entgegen. Das Herz pochte mir mächtig, als ich in den halbdunklen Raum eintrat und mich so still wie möglich in die finsterste Ecke drückte. Die Männer, die dort um einen großen runden, vom Alter gebräunten Eichentisch saßen, waren in ihr Gespräch vertieft und beachteten mich nicht. Ich bestellte bei dem uralten Küfer, der mich mit

einem seltsam fragenden Blick ansah, zur Feier des Tages und zu Ehren dieses seltsamen Erlebnisses eine Flasche Chateau d'Yquem und verhielt mich mäuschenstill in meiner dunklen Ecke. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die herrschende Dämmerung, die nur von einer trübe brennenden Schirmlampe über dem runden Tische ein wenig erhellt ward, und ich betrachtete mir die wunderlichen, altmodischen Leute, die dort saßen, etwas genauer. Auf dem Tische befand sich ein Kasten mit Tabak und eine Anzahl von langen Thonpfeifen. Einige von den Männern rauchten, und jeder hatte einen andern Wein vor sich. Es interessierte mich, zu wissen, was das kleine sonderbare Männchen trank, und ich sah mich danach um.

„Chambertin", sagte ich befriedigt zu mir, „das stimmt."

Während sich nun die Männer lebhaft unterhielten, tönte von draußen wieder das bekannte Klopfen. Der alte Küfer zog an einem Griff an der Wand, und nach kurzer Weile kam ein breiter, untersetzter Mann in die Thür mit einem fidelen, stupsnasigen Gesicht, das von einem Vollbarte umrahmt wurde. „Da ist ja der Doktor!" rief jemand, „nun sind wir vollzählig."

„Ja, ich hab' mich 'n bißchen verspätet," sagte der neue Ankömmling. „Kinnings, wat heww'k för'n Döst. Sie alter, würdiger Greis, setzen Sie mir mal gleich so'n Korb Langkork hier untern Tisch, daß das alte Laufen nich immer is. So, nu kann's losgehen."

Ich saß fast erstarrt da. Wenn das nicht Fritz Reuter war, so konnte es nur der Teufel sein!

Als alle mit Getränk versehen waren, erhob sich der neue Ankömmling und hielt folgende kleine Ansprache:

„Sehr verehrte Anwesende! Nach den Gebräuchen unseres Klubs fällt es mir als dem Jüngsten zu, den Vorsitz bei dieser Morgensprache zu übernehmen. Sie wissen alle, was uns heute zusammenführt. Es gilt, einen Tag festlich zu begehen, der uns vor siebzig Jahren ein Mitglied schenkte, das wir alle schätzen, lieben und verehren, einen Poeten, von dem die vielleicht einzig dastehende, höchst sonderbare Thatsache zu verzeichnen ist, daß er in Frankreich mehr gelesen wird und mehr gewirkt hat als in Deutschland. Lange Reden sind bei uns nicht Gebrauch, darum komm' ich sogleich zur Sache. Heute vor siebzig Jahren starb in Berlin unser treffliches Mitglied, der Kammergerichtsrat E. T. A. oder richtiger E. T. W. Hoffmann. Er lebe hoch!"

Nun erhoben sich alle, brachten ein dreimaliges Hoch aus und stießen mit dem kleinen, sonderbaren Männchen an, das gar bewegliche Gesichter schnitt und auf verwunderliche Art durch ganz schnelle Biegungen des Nackens seinen Dank ausdrückte.

Als sich der erste Ansturm gelegt hatte, kam ich mit meinem Glase aus der dunkeln Ecke hervor, denn diese, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, dem trefflichen Meister meinen Dank auszudrücken, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

„Gestatten Sie, Herr Kammergerichtsrat,“ sagte ich, „einem Ihrer größten Verehrer, ein Glas edelsten Weines auf Ihr Wohl zu trinken!“ Der Chateau d'Yquem war nämlich köstlich.

Der Angeredete sah zu mir empor, scheinbar mit ärgerlicher Verwunderung, paffte einige Male heftig aus seiner Thonpfeife und sprudelte dann mit unglaublicher Schnelle und scharfer, etwas heiserer Stimme die Worte heraus: „Wer sind Sie, Verehrtester? Was veranlaßt Sie, sich einzudrängen in eine Gesellschaft friedliebender Revenants? He? Revenants, die unter sich sein möchten, mein Teuerster?“

„Ja, wer sind Sie, mein Herr?“ fragte nun Reuter mit finsterem Ernst.

Ich nannte meinen Namen.

Zu meiner größten Verwunderung schien dieser sämtlichen Anwesenden bekannt zu sein, was meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte und mich so mit schwellendem Stolze erfüllte, daß ich mich nicht enthalten konnte, diesem Gefühle in bescheidener Weise Ausdruck zu geben.

„Ja, mein lieber Landsmann,“ sagte Reuter dann, „wenn Sie nun doch zum Fach gehören und hier heute, ich weiß nicht auf welche verdeubelte Art, hereingekommen sind, so mögen Sie ausnahmsweise bleiben und an der ferneren Sitzung teilnehmen. Aber für später, merken Sie sich, ist Einführung durch ein Mitglied nötig, dreimaliger Besuch des Klubs und bei der Aufnahme: Einstimmigkeit. Verstanden? Und darüber, daß wir Ihren Namen

kennen, brauchen Sie sich nicht zu wundern. Wir haben furchtbar viel Zeit und lesen allen möglichen Schund. Besonderen Spaß macht es uns aber, zu sehen, wie unsere Schriften weiter wirken in den Nachfolgern, und da kann man bei Ihnen allerhand erleben."

Ein beifälliges Grunzen und Lachen ward in dem Kreise vernehmlich; besonders laut kicherte Hoffmann und rief: „Man vergleiche ‚Das alte Haus' von Ihnen, Liebster, mit meinem ‚Abenteuer dreier Freunde'! Da kann man was merken! Haben mich auch sonst nicht ohne Nutzen studiert. ‚Daniel Siebenstern'? He? Und so weiter. Will heut milde sein! Bin in einer höchst komfortablen Stimmung!"

Der wohlbeleibte Herr, den ich zuerst in die eisenbeschlagene Thür hatte eintreten sehen, und der von den anderen mit „Herr Legationsrat" angeredet wurde, beugte sich jetzt vor und sagte: „Sie bilden sich wohl was ein auf Ihren ‚Leberecht Hühnchen', mein Herr? In den dreiunddreißig Kruken meiner gesammelten Schriften habe ich mindestens ein Dutzend dergleichen stets fideler Männlein poetisch eingemacht. Ich erinnere nur an das ‚Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz in Auenthal'."

So rieben sie mir alle, einer nach dem andern, etwas unter die Nase, Chamisso, Hauff und alle, die da waren.

Nur der alte Uhland saß die ganze Zeit lang still in seiner Ecke und sagte kein Wort. Er äußerte auch jetzt nichts, aber er lächelte mich an, und dies

Lächeln sprach beredter als Worte: „Na, ich weiß auch Bescheid.“

Zuletzt nahm Reuter wieder das Wort: „Ihr Glück, Landsmann,“ sagte er, „daß Mörike, Storm und Keller heut fehlen, die könnten sonst das Lied noch 'n paar schöne Verse weiter singen. Was? Und, was ich sonst noch sagen wollt' — Sie schreiben ja wohl auch manchmal plattdeutsch?“ Dann sah er mich mit einem schönen breiten, echt mecklenburgischen Grinsen an, stieß mich mit dem Zeigefinger in die Seite und rief: „Alter Schäker!“

„Doch nun wollen wir genug sein lassen des grausamen Spiels,“ fuhr er fort, „nur noch eine Frage möcht' ich mir erlauben: Sagen Sie mal, wann sind Sie eigentlich abgeschrammt? Das kann doch erst ganz kürzlich gewesen sein?“

„Wieso, abgeschrammt?“ fragte ich äußerst verwundert.

„Nun, ich meine, wann Sie tot geblieben sind?“

„Aber lieber Herr Doktor, ich bin ja noch äußerst lebendig und feiere heut meinen fünfzigsten Geburtstag!“

Diese Antwort erregte bei der ganzen Gesellschaft Entsetzen und höchsten Zorn, selbst Uhland sagte: „Unerhört!“ Das erste Wort, das über seine Lippen kam. Alle schrieen auf mich ein und fanden, wie es in dem Studentenulk vom Seegreise heißt, mein Benehmen höchst inkommentmäßig und sozusagen fast gemein. Hoffmann fauchte wie ein in die Enge getriebener Kater. Reuter aber schüttelte fortwährend

meinen Arm und wiederholte einmal über das andere: „Wie können Sie es wagen, sich mit Ihrer höchst gemeinen Körperlichkeit in die geheiligten Kreise der Abgeschiedenen zu begeben? Sie sind ja ein Herr! Ein Herr sind ja, Sie Herr, Sie!“ Und das Wort „Herr“ betonte er, als wäre es das fürchterlichste Schimpfwort, das jemals die Hölle ausgespieen hat.

Ich verlor vor Schreck die Besinnung, und es ward dunkel vor meinen Augen. Das Rütteln an meinem Arme aber dauerte fort, und wie aus weiter Ferne hörte ich die sanfte Stimme meiner Frau: „Heinrich! Heinrich!“

Da kam eine selige Ruhe über mich, und ich schlug die Augen auf. Es war heller Morgen; meine Frau stand vor meinem Bette und hielt ein Telegramm in der Hand: „Hier, Heinrich, lies! Dies ist soeben gekommen!“ Ich rieb mir die Augen, öffnete das Blatt und las:

„Wach' auf, wach' auf, o Jubilar!
Und wische dir die Augen klar!“

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
in Stuttgart.

Gedichte

von

Johannes Trojan.

Zweite verbesserte Auflage.

Geheftet 2 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

Scherzgedichte

von

Johannes Trojan.

Vierte Auflage.

Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Das Wustrower Königsschießen

und andere Humoresken.

Von

Johannes Trojan.

Geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 1 Mark 50 Pf.